München, 7. Januar 1940
45. Jahrgang / Nummer 1

Schriftltg.

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Churchill an der Heimatfront

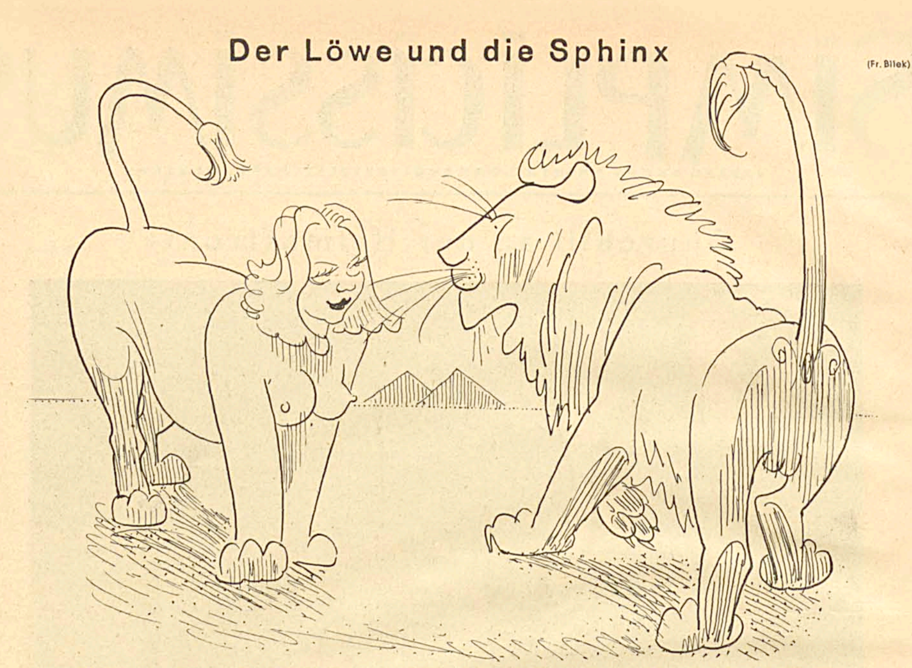
(E. Thöny)



„Herr Kapitän, ich erwarte, daß Sie auf See Ihre Pflicht tun, wie ich hier!“

Der Löwe und die Sphinx

(Fr. Bilek)



„Wenn ich nicht gewiß wüßt, daß sie eine Sphinx ist, möcht ich sie gern für eine Löwin halten!"

DER KALTE HUND

VON WALTER FOITZICK

In dem Haus, in dem ich jetzt bin, wohnt auch ein großer Hund, ein achtunggebietender Hund, so einer vor dem man immer den Hut ziehen möchte und sagen: „Entschuldigen sie bitte!", weil man ja nicht weiß, was er denkt, und ob er einen nicht für den erwarteten Einbrecher hält. Aber dann fällt einem ein, er könnte die Geste des An-den-Hut-Fassens falsch verstehen, und so ignoriert man ihn am besten, mit klopfendem Herzen natürlich. So tue ich und meinesgleichen, weil wir dem Hunde nie recht trauen.

Mungo ist ein edles Tier. Wir Uneingeweihten würden sagen, er sei ein Neufundländer, Fachleute aber wissen sofort, daß er ein Landseer ist. Ich habe mich, da ich nun schon mal mit ihm unter einem Dache wohne, über ihn erkundigt. Er ist nicht sehr leicht auszusprechen, denn mit einem, der Land sieht, wie etwa Kolumbus tat, als er Amerika entdeckte, hat der Hund nichts zu tun. Man spricht ihn ganz vorsichtig Lendsihr aus. Man muß es einige Male üben, bis man es fertigbringt. So ein Landseer ist keine gewöhnliche Töle, weil er seinen Namen von einem englischen Sir hat, der sogar Kunstmaler war, und ihn vermutlich öfter gemalt hat, sei es allein, sei es als Beipack zu anderen Sirs und Lords, die in Parks herumstehen.

So einer ist unser Landseer, weiß mit schwarzen Decken. Verwandtschaftlich steht er wohl dem Bernhardiner nahe, von denen früher auf dem Großen St. Bernhard die verirrten Wanderer mit vorzüglichem Kognak und der guten Schweizer Milchschokolade gelabt wurden, wenn sie ihr letztes Stündlein nahe fühlten. So viel ich weiß, tun sie das heute am angegebenen Ort nicht mehr, sondern sie dienen dem Fremdenverkehr in Asien, irgendwo dahinten im Gebirge, wo es noch mit Autostraßen und Gebirgsbahnen sehr hapert. Mungo stammt, wie ich mir habe sagen lassen, äußerst rasserein von der vorgeschriebenen Mischung aus Metzgerhund und Wasserhund ab, die später nach Neufundland verbracht wurde, wo es sehr kalt ist. Mungo, glaube ich, weiß von diesem Mischungsverhältnis nichts, aber das Neufundländische steckt ihm im Blute. Mungo hat's nicht mit der Wärme, und wenn er so bei einigen Graden Frost mit dem Bauch auf einer kalten Marmorplatte liegen kann, fühlt er sich pudelwohl, so wie wenn wir uns an einen warmen Kachelofen schmiegen. Und im Schnee liegt er wie unsereins in einem lauen Bade.

Ich habe mir schon überlegt, ob man ihn bei wärmeren Wetter nicht in einem Kühlschrank halten sollte, aber wir haben nur eine kleinere Sorte, ausreichend für ein Rostbeaf mit Beilagen und einigen Getränken. Für einen kalbsgroßen Hund im unzerschnittenen Zustand ist er zu klein.

Mungo hat eine mir bei Hunden sehr sympathische Eigenschaft: er fürchtet sich vor mir, bedenken Sie, vor mir, vor dem sich kein Mensch fürchtet, geschweige denn ein Hund. Das erhöht mein Selbstbewußtsein. Es zeigen sich bei mir schon die ersten Anzeichen von Cäsarenwahn, indem ich rufe: „Komm, Mungo, gib die Pfote!" Das tut er selbstverständlich nicht.

Wenn ich mal nachts nach Hause komme, will ich den Mungo nicht reizen. Er könnte behaglich in einer eiskalten Pfütze liegen und von Neufundland träumen. Wenn einer von Neufundland träumt, ist er vielleicht zu allem fähig. Wer kanns wissen, ich habe noch nie von Neufundland geträumt. Ich hüstle in solchen Fällen ein wenig und gebe sonstwie laut, damit Mungo mich schon von weitem erkennt. Wenn wir uns aber doch versehentlich im Garten begegnen sage ich: „Ei du guter Hund!" und dann stehen wir einander einige Zeit gegenüber und keiner traut dem andern.

Falls niemand in der Nähe ist, wagt Mungo tief in der Nacht zu bellen. Dann regt sich wohl in ihm der Urahne von metzgerhundsseiten und er erinnert sich, daß er eigentlich ein wildes Tier ist und kein treuherziger Bettvorleger mit einem goldenen Hundeherzen und sanften schönen Augen.

Fein heraus

Von Ratatöskr

Wen bringen wir heut in den Simpel?

— — — — — — — — — — — —

Wie wär's zum Beispiel mit dem Gimpel,
als welcher aufgeplustert itzt
im Rauhreif auf den Bäumen sitzt?

Zwar hat er seine Nahrungssorgen
und denkt oft kummervoll an morgen.
Jedoch in puncto Winterflaus
ist er entschieden fein heraus
und eingedeckt aufs allerbeste.

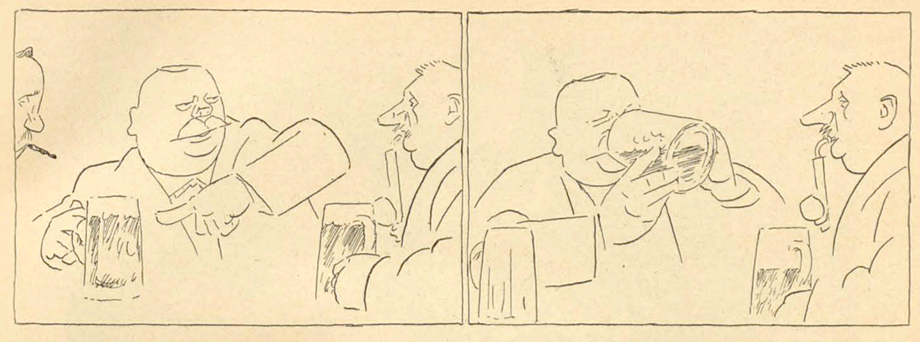
Beachtet bloß die rote Weste,
mit der er wie ein Domherr prunkt!

Sie kostet ihm nicht einen Punkt!
Und mausert er sein Prachtgefieder,
wächst es ihm gratis immer wieder
und ganz von selber wie geschmiert . . .

Wie leicht lebt sich's doch unpunktiert!

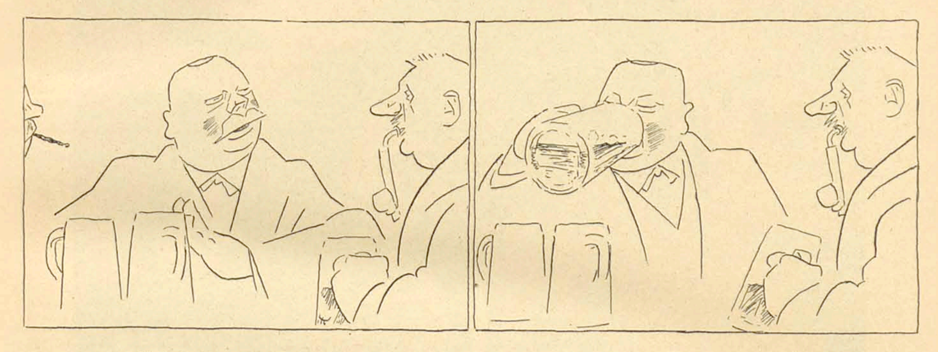
Gestörte Weltpolitik

(O. Gulbransson)



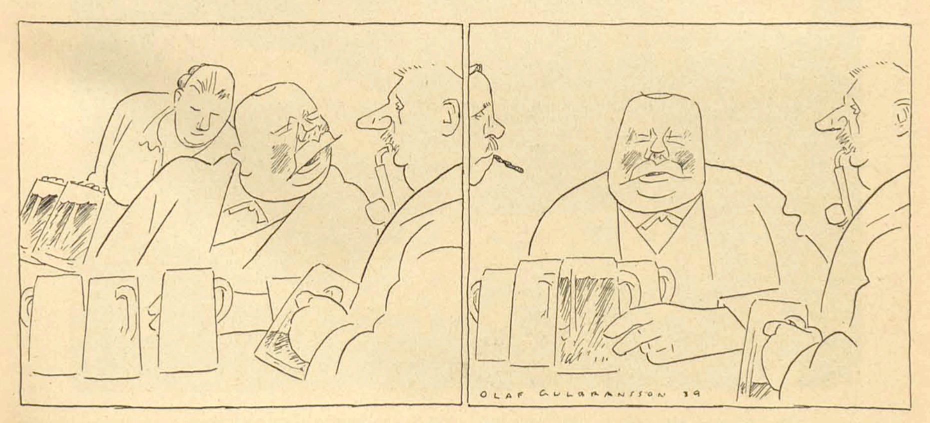
„Also, net wahr, der Maßkrug is' Afrika!"

„Prost, Herr Nachbar!"



„Und der Krug da is' England!"

„G'sundheit, Herr Nachbar!"



„An Augenblick, Herr Huber, dös Helle wird grod frisch anzapft!"

„Ja, wie soll denn oaner da die politische Lage erklären könna!"

Der Anruf

(K. Heiligenstaedt)



„Das hat man von seiner Verlobung mit einem bedeutenden Geschäftsmann — ein anderer käme gar nicht auf die Idee, nachts auf ‚Kundendienst' umzuschalten!"

DER ABSCHIED / VON BASTIAN MÜLLER

Am Nachmittag, so gegen fünf, ging Martin das kurze Stück des Sandweges dahin, das zu gehen war, um zu Frau Bothels Haus zu kommen. Die Linden, die zu beiden Seiten des Sandwegs in doppelten Reihen eine zweifache Allee darstellen sollten, waren kahl. Martin trug ein Bündel Latten unter dem Arm, und eine Baumsäge und einen Maurerhammer in der Hand. Er mußte an die Zeit denken, da er noch Zimmermann war, in jenen Tagen vor der Zeitungsschreiberei. Zwar hatte er keine Sehnsucht dorthin zurückzukehren und das Kantholz hochleben zu lassen, aber das Gefühl, einen Hammer in der Hand zu haben und Holz unter dem Arm, machte ihm da drinnen ein bißchen warm. Er dachte an die vergangenen Tage, bis er in das Grundstück der Frau Borthel einbog. Von dem Augenblick an waren seine Gedanken wieder bei Mäcke. Mäcke hatte den kleinen Anbau von Frau Bothels Haus gemietet und auch immer pünktlich bezahlt. Nun war seine Zeit um.

„Du kommst mir vor, wie Ludwig der Hausschlachter", sagte er, als Martin in die Stube zu ebener Erde eintrat. „Gar nicht wie ein Kollege, so wurstig kommst du daher. Was zu packen? He?!"

Die Freunde hatten sich auf dem Lande eine abgebrochene und nachlässige Weise der Unterhaltung angewöhnt. Ein Fremder verstand sie nicht so leicht. „Also, wo ist die Kiste?" fragte Martin.

„Na, wart' doch noch einen Augenblick. Laß mich doch mein Heim noch einmal ansehen. Drück auf den Knopf. Morgen ist das alles nicht mehr wahr", sagte Mäcke halb traurig, halb grinsend. Martin drückte auf den Knopf. Die Röhren summten auf: „Bitte sehr",sang ein Tenor.

„Muß ich das nun alles aufbewahren?" fragte Mäcke plötzlich ratlos. „Braucht man den ganzen Kram später wieder? Du sag mal, geht das nachher wieder genau so weiter."

Martin zuckte die Schultern. „Ich kann es gar nicht glauben", meinte Mäcke. Martin ging auf den Hof und holte eine Kiste herein. Sie hatten sie gestern beim Kaufmann geholt; gute Kisten, von türkischen Sultaninen und eine, wo chinesische Eier drin waren. Sie rochen etwas nach weiter Welt und Abenteuer. Nun nahmen sie den Besitz eines jungen Mannes auf. Bücher, Bücher und eine Blumenvase. In die Sultaninenkiste kamen lauter beschriebene Blätter, Zeugen durchwachter Nächte. Daneben bildete sich ein Haufen Zeitschriften und Papier, der nachher im Walde einzugraben war. Die Stube wurde kahl und fremd. „Was mach' ich mit diesem Bild?" fragte Mäcke. „Es ist Glas drauf."

„Lassen wir hängen", sagte Martin. Er dachte wieder sehr an die Zimmermannszeit, jetzt, wo er Laschen um die Kisten zimmerte und das frisch gesägte Holz so verführerisch roch.

„Man kriegt direkt Lust abzureisen, wenn man dich so vergnügt und wild einpacken sieht", grinste Mäcke. „Wohin soll 's gehen, Herr?"

„Geh, und grab deine Grube!" befahl Martin. „Nachher wollen wir doch einen trinken gehen."

„Achherrje, nun laß mich doch noch einmal nur zusehen", jammerte Mäcke, ging dann aber doch in den öden Kiefernwald und grub ein Loch für die Sachen, die nicht mehr mitsollten, in die spätere Zukunft.

Bei Eintritt der Dunkelheit war die Stube bis auf die Kisten völlig leer. Mäcke sah sich kopfschüttelnd um und begriff nicht, daß er hier zwei Jahre an einem Tisch gesessen hatte, auf dem manchmal eine Flasche Rotwein, manchmal ein Strauß Rosen gestanden hatte, je nachdem. Nur der Radioapparat sandte unverdrossen Musik. Aber auch dessen Schicksal stand schon fest. Mäcke drehte ihn noch einmal auf die volle Lautstärke und zog dann plötzlich den Stecker aus der Dose. „Ausgebrüllt", sagte er. Sie schlugen einen Mantel um den Apparat und trugen ihn davon, gingen über den schmutzigen Sandweg gegen das Dorf.

„So ziehen wir also hin, Mensch, und du bleibst da, und arbeitest weiter", philosophierte Mäcke. „Weißt du überhaupt, was das heißt?"

„Ja, ja", sagte Martin, „aber sei still, meine Zeit kommt auch."

„Ja, gewiß doch."

„Wir wollten doch nicht mehr davon reden. Wir haben lange genug davon geredet. Jetzt wollen wir ganz still sein", sagte Martin

Dickie, der Wirt, der den Apparat von Mäcke gekauft hatte, empfing sie mit einem vergnügten Grinsen und räumte einen Platz auf dem Büfett ein, wo der Kasten hinsollte. Dann steckte Mäcke den Kontakt in die Buchse und neigte den Kopf und horchte dem Summen, und dann heulte die Musik los.

„Donnerslag", sagte Dickie, „der hat's aber in sich. Spielt er nicht leiser?"

„Da hast du ein Geschäft gemacht", sagte Martin, „gib mal drei Bier."

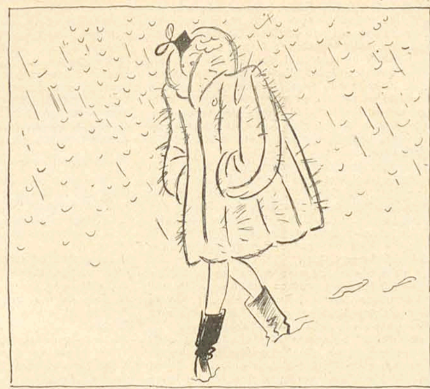
Mäcke stellte die Musik etwas leiser und seufzte. „So landen wir: hinter der Theke", philosophierte er schon wieder. Sein Vater hatte auch eine Kneipe, daheim im Süden und Mäcke würde sie eines Tages erben. Er war in diesen Tagen sehr mit seiner Herkunft und Zukunft beschäftigt. Dickie sagte: „Prost, Kameraden. Und dann besuchst du uns mal, Mäcke, nicht?"

„Gewiß, in voller Uniform." Aber Mäckes Gesicht war anzusehen, daß er sich das Ganze noch nicht recht vorstellen konnte. Bis zu diesem Tage hatte er sein Leben bestimmt, war aufgestanden, wann es ihm gefiel und hatte sich angezogen nach Lust und Laune. Und nun sagte er „in voller Uniform" und „Schenk noch einen ein!"

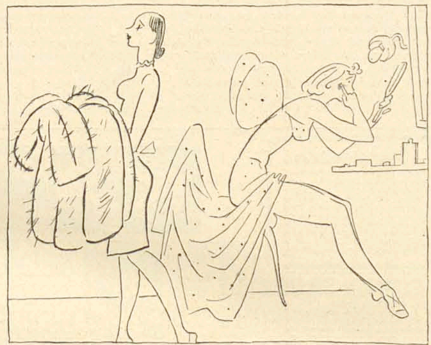
Dickie hatte den Radioapparat gekauft. Mäcke mußte zu den Soldaten, und was lag ihm da am Geld. Er sagte, er wollte nicht mehr haben, als andere arme Teufel und er machte mit Dickie ein Geschäft. „Nicht wahr, zu Abend essen wir Tauben und trinken eine Flasche Roten. Und hinterher, wer reinkommt, der kann trinken, was er will." So hatte Mäcke das Geschäft abgeschlossen. Wenn die beiden in der letzten Nacht das Lokal verlassen würden, war der Apparat bezahlt. Ein menschenfreundliches Geschäft. Sie aßen jeder eine Taube. Gestern noch flatterten sie aufgeregt vor dem Schlage. So war das Leben. Sie tranken den ausgemachten Wein. Dickies Frau hatte rote Backen vor Aufregung. „Schmeckts? Schmeckt es auch?" Es schmeckte vorzüglich. Nicht alle Tage würde es gebratene Tauben

Die Entwicklungsgeschichte der Tänzerin

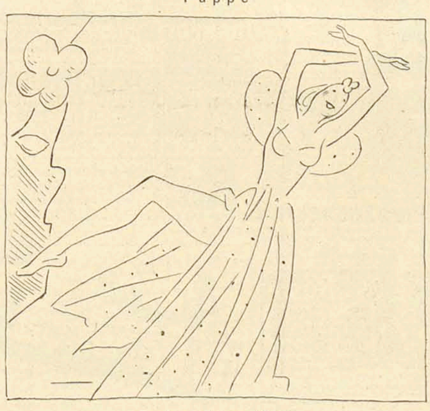
(R. Kriesch)



Raupe



Puppe



Schmetterling

geben. Aber sie freuten sich schon auf das Bier. „Kannst du schon ‚Präsentiert das Gewehr'?" fragte Dickie, der Wirt. Er war im Krieg und kannte das Soldatenleben. „Komm her, ich will es dir mal zeigen", sagte er und nahm einen vergessenen Spazierstock von dem Gasthauskleiderhaken und hatte leuchtende Augen, und wenn er ein bißchen unsicher auf den Beinen war, die Griffe klappten doch. „Vergißt du dein ganzes Leben nicht mehr", sagte er überzeugt. „Kannst du später im Schlaf und auch, wenn du gar nicht mehr daran denkst." Und Dickie ging zum Apparat und nahm Besitz davon und er drehte Marschmusik an, und die jungen Leute sahen bereits dumpf vor sich hin.

„Ja, Junge, jetzt wird's ernst, mein Herr! Jetzt ist das vorbei mit dem Luderleben und allem. Präsentiert das Gewehr", sagte Mäcke und er lachte: „Werden's schon schaffen! — Schenk ein, Dickie", sagte er dann. Später kam der Kaufmann, der Bescheid wußte, wegen dem Freibier, und er lachte über das ganze Gesicht und meinte: „Aha, der junge Soldat."

„Am Ende bleibe ich ganz dabei", sagte Mäcke, „wer weiß. Ich wäre sowieso nicht hiergeblieben." Dickie fragte Martin heimlich, ob der andere Krach mit dem Mädchen gehabt hätte. „Wieso?" „Weil er sowieso nicht hiergeblieben wäre?" „Keine Spur!" beteuerte Martin. „Schenkt ein!" Sie tranken lange, die halbe Nacht. Es kamen Leute aus dem Dorf und tranken mit. Prächtig war die Musik und am Ende sang Mäcke lange Lieder aus seiner Schulzeit. Und am nächsten Morgen kam der Spediteur und weckte Mäcke und Martin, der auf dem Teppich der Frau Bothel schlief. Es wurde Zeit zur Bahn zu gehen. Mäcke trug einen Karton mit Wasch- und Putzzeug unter dem Arm, groß genug, nachher die Zivilsachen aufzunehmen. „Wo sehen wir uns wieder?" sagte er zu Martin mit etwas heiserer Stimme.

„Weiß nicht, ich bleibe ja auch nicht hier."

„Na, du schreibst mir dann, wo du hingehst, da komme ich auch hin. Da sehen wir uns wieder."

KRIMINAL-ROMAN-MUSEUM

Von Rudolf Schneider-Schelde

Treten Sie näher, meine Herrschaften, und besichtigen Sie hier das erste Original-Kriminal-Roman-Museum, worin von Spezialisten unter Mithilfe zahlreicher Sachkenner des In- und Auslandes zusammengetragen worden ist, woraus jeder gute Kriminalroman besteht.
Die Besichtigung ist lohnend. Jedermann vermag nach einmaligem Besuch mit Leichtigkeit beliebige Original-Kriminalromane selbst herzustellen, so daß sich der Eintrittspreis mehrfach bezahlt macht.

In der ersten Abteilung sind zu sehen:

1. Der Tatort. (Zur Verfügung gestellt von einem ungenannten Gönner.)
2. Die Schußwaffe, welche gefunden wurde.
3. Ihr ungewöhnliches Kaliber.
4. Die Kugelspur an der Wand, die nach aufwärts führt.
5. Ein zerschmettertes Glas. Dasselbe deutet auf einen stattgehabten Kampf hin.
6. Die Blutspur, die plötzlich aufhört.
7a. Der Garten, ohne den kein Kriminalroman denkbar ist, sowie
7b. Der deutliche Fußabdruck in der weichen Gartenerde, nebst dieser.
8. Das Rätsel, vor dem alle stehen.
9. Der Herr im Frack. (Der Frack ist nach Maß und ganz auf Seide.)
10. Der Mann mit der Narbe.
11. Der oder die Unbekannte.
12. Der Schatten, den der von der Last der Jahre und Geschäfte gebeugte Bankier hat huschen sehen.
13. a) Der gebeugte Bankier, b) Die Last der Jahre (gebündelt sortiert), c) Die Geschäfte (unsortiert).
14. Der zügellose Neffe mit bewegtem Vorleben.
15. Eine Dame namens Beatrix (leicht beschädigt).
16. Scottland Yard.
17. Drei rothaarige Inspektoren (Brustbilder), sowie
18. Detektiv Green.
19. Sein ironischer Mundwinkel, sowie die darin hängende Pfeife (Großaufnahme).
20. Der undurchsichtige Knäuel des Falls, der eine heikle Aufgabe enthält.
21. Der Tote im Walde (rekonstruiert).

In der zweiten Abteilung wird gezeigt:

22. (Zu 14.) Der dunkle Punkt im Vorleben des Neffen.
23. Der Spaziergang, den Detektiv Green unternimmt.
24a. Die Spur, die er dabei aufnimmt.
24b. Die Spur, die sich wieder verliert.
25. Ein neues Licht, das ins Dunkel fällt.
26. Die Strümpfe der jungen Dame, namens Beatrix. Dieselben sind beschmutzt (der weniger beschmutzte wurde leider entwendet und befindet sich infolgedessen nicht bei der Sammlung).
27. Was niemand sah.
28. Der Herr im Frack (diesmal im Hemd), dem Detektiv Green auf den Zahn fühlt.
29. Der Zahn dazu.
30. Etwas Zigarrenasche.
31. Das mißglückte Alibi des Mannes mit der Narbe.
32. Kumpane.
33. Nochmals die Geschäfte des Bankiers (sortiert).
34. Eine Nacht im Klub, sowie
35. Eine seltsame Autofahrt.
36. Verschiedene Telephongespräche.
37. Der Verdacht, der sich verdichtet.
38. Der reine Wein (Pfälzer), den der Unbekannte Detektiv Green einschenkt.
39. Der Fingerzeig, der darin liegt (etwas beschmutzt.).
40. Ein großes Herz und
41. Eine noch größere Leidenschaft.
42. Was stumme Zeugen erzählen.
43. Die stummen Zeugen: a) Die Krawatte des Toten im Walde; b) Der Schußkanal.
44. Der Schleier, den das Geheimnis lüftet (aus Crepe de Chine).
45. Der Prüfstein der Wahrheit (ziemlich verbraucht).
46. Die Maske, die ins Gleiten kommt.
47. Nicht unbedenkliche Mittel.

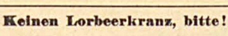


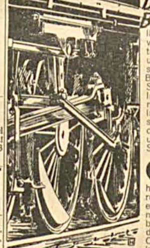
















48. Die Falle, welche dem Verbrecher gestellt wird (zum Patent angemeldet).
49. Die Schlinge, die sich über ihm zusammenzieht (aus Hanf).

In der dritten und Schlußabteilung sind zu sehen:
50a. Die Sonne, die es an den Tag bringt.
50b. Der Tag, an den sie es bringt.
51. Die Bahn, welche sich die Wahrheit bricht.
52. Greens Meisterstück (es ist das 957te).
53. Die Wäsche der Familie des Herrn im Frack.
54. Verschiedene krumme Wege, die der Bankier ging.
55. Die strahlende Unschuld der jungen Dame, namens Beatrix (frisch gestärkt).
56a. Das Lügengebäude des Verbrechers, das wie ein Kartenhaus zusammenbricht.
56b. Das Kartenhaus selbst.
57. Des Rätsels Lösung (leicht sauer und abführend).
58. Das Aufatmen der Öffentlichkeit, als sie davon erfährt (vorgeführt mit Klang-Tobis System).

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Dieser Tage hielt in K. auf Einladung einer Frauenvereinigung der bekannte Forschungsreisende B. einen Vortrag über seine letzte Indienfahrt. Er sprach über eine halbe Stunde. Plötzlich unterbrach er seinen Vortrag, klappte die Mappe zu und sagte:
„Die fremden Städte scheinen Sie nicht zu interessieren, meine Damen! Ich werde Ihnen daher lieber den neuen Hut meiner Frau beschreiben —"

Bulke war auf Urlaub gewesen. Als er wieder in den Bunker einrückte — —
„Wie war es, Bulke?"
„Pfundig, Kinder! Nur das ewige Fahren auf der Straßenbahn —"
„Warum bist denn so viel gefahren?"
„Meine Frau haben sie doch als Schaffnerin eingezogen."

Die englischen Gaststätten wollen jetzt nicht mehr länger Gerichte mit deutschen Namen auf ihren Speisekarten dulden. Wiener Schnitzel soll nun den Namen Escalope de Veau bekommen, und die Frankfurter Würstchen sollen nunmehr Straßburger Würstchen heißen.
Aber was macht man da z. B. mit dem Wort: butter?

EIN ALTER BEKANNTER / VON ERNST HOFERICHTER

Der Mond, dieser bleiche Geselle, wird durch die Dunkelheit wieder zeitgemäß. Sein silbernes Licht, das ihm bisher die Bogenlampen wegfraßen, erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.
Viele Jahre lang war er fast vergessen. Er hing als Nippes am Himmel. Nur in Kalendern, lyrischen Gedichten und Horoskopen fand er praktische Verwendung. Astronomen, Dichtern, Somnambulen und solchen, die es werden wollen, war er unentbehrlich.
Ansonsten stieg der Mond höchstens zur Bedeutung eines Scherzartikels empor. Wäre er einige Jahre gar nicht mehr erschienen — niemand hätte ihn sonderlich vermißt. Die Lichtreklame ersetzte ihn gänzlich. Überflüssig vergeudete er seinen holden Schein im Himmel und auf Erden. Seine verbrauchten Kilowattstunden waren buchstäblich umsonst auf die Straße geworfen und zum Fenster hereingeschmissen. Wo er besonders aufdringlich in die Schlafzimmer schien, schnitten die Gardinen sogleich seinen Strahl mitten entzwei. Empfindlichen Seelen störte er die Nachtruhe — und sie griffen gegen ihn zum Schlafmittel.
Er war also wenig gefragt. Auch heute, wo er mit seinem hellen Scheine wieder aktuell geworden ist, weiß ich nur wenig über ihn.
Je nach seiner Gestaltung kann man daraus ein A, ein Zet oder ein Weihnachtsgebäck machen. Sein Licht stammt nicht aus ihm selbst. Er hat es auf Pump von der Sonne. Damit scheint er wie sie, auf Gerechte und Ungerechte — und bestrahlt folglich auch Herrn Vordermaier, gegen den ich einen Prozeß führe.
Da dieser Schein also nicht auf seinem eigenen Mist gewachsen ist, schmückt er sich — mit fremden Federn. Hier zeigt er Ähnlichkeit mit Damenhüten und Schriftstellern. Mit einem Bankkonto hat er gemein, daß er zu- und abnehmen kann. Neumond bedeutet ein Guthaben, das vollständig abgehoben ist. Unter diesem Zeichen, nebenbei bemerkt, lebe ich.
Daß am Monde noch kein Mensch je die andere Seite gesehen hat, läßt auf einen Charakterfehler schließen, den er verheimlichen will. Er zeigt sich immer von seiner besten Seite, sozusagen aus der Butterbrotperspektive. Gern verschwindet er plötzlich hinter Wolken, um unerwartet wieder daraus hervorzutreten. Das nennt man neckisch oder ein Fangermandl am Himmelszelt.
Die Wissenschaft nennt ihn einen Trabanten, die Sterndeuter nehmen ihn als Planeten und für Nachtlokale ist er ein Aushängeschild.
Ich benütze ihn zur Zeit, wenn meine Batterie ausgebrannt ist, ausschließlich als — Taschenlampe.

EINE BEULE AN DER STIRN

VON PAUL WESTERGAARD

Ich stieg gestern in den Keller hinunter, um einen Eimer Koks heraufzuholen. Als ich durch den schmalen, stockfinsteren Kellergang tappte, stieß ich plötzlich mit der Stirn gegen etwas Hartes. Sonne, Mond und Sterne tanzten mir vor den Augen, und tausend Automobile sah ich die Milchstraße entlang rasen. Es erwies sich, daß ich mit dem Kopf des Herrn Andersen aus dem 4. Stock, der ebenfalls Kohlen holte, zusammengeprallt war. Andersen bat mich, ein Streichholz anzuzünden, und er stellte nun mittels Taschenspiegels bekümmert fest, wie auf seiner Stirn eine große Beule entstand. Auch auf meiner Stirn begann eine mächtige Brüsche hervorzuwachsen. Wir setzten uns auf die Kellertreppe und verharrten dort zehn Minuten lang — schweigend und jeder die Kohlenschaufel vor die Stirn gepreßt, um den Bluterguß zurückzudrücken. Andersen senkte als erster die Schaufel. „Wie furchtbar, wie entsetzlich!" stöhnte er auf. „Ach, wenn es weiter nichts ist", tröstete ich ihn, „solch eine harmlose Beule verschwindet doch wieder im Laufe von ein paar Tagen."

„Sie haben gut reden, Herr. Aber ich — ich laufe sechzehn Jahre lang in der ständigen Angst umher, daß ich mir eine Beule zuziehen könnte. Allein bei dem Gedanken, daß ich nun zu meiner Frau hinaufgehen und mit einer Brüsche vor sie hintreten muß, überläuft es mich kalt."

„Nun, Ihre Frau kann doch nur Mitleid mit Ihnen haben und wird das Mißgeschick bedauern, von dem Sie betroffen wurden, Herr Andersen."

„Meinen Sie? Nee, da kennen Sie meine Frau aber schlecht. Der Anblick der Beule wird sie augenblicklich in eine furchtbare Wut versetzen, und ich darf darauf gefaßt sein, daß sie mich windelweich prügelt und mir außerdem die gesamte Wohnungseinrichtung demoliert." — „Verzeihung, Herr Andersen, aber ich begreife nicht..."

„Nicht? Nun, ich will Ihnen gern erklären. Vor sechzehn Jahren nämlich hatte mich meine Frau in Verdacht, daß ich für ihre Freundin, das Fräulein Adamsen, schwärmte."

„Ein schändlicher Verdacht von Ihrer Frau!"

„Schändlich war er gewiß, aber gar nicht so unbegründet; denn ich schwärmte tatsächlich sehr für Fräulein Adamsen, und sie auch für mich. Und als ich sie eines Abends nach Hause begleitete, und ich ihr vor der Haustür einen Kuß geben wollte, da prallten wir — so wie wir beide heute — mit den Köpfen zusammen, und ich bekam eine dicke Beule an der Stirn. Ich sagte zu meiner Frau, daß ich unterwegs über einen kleinen Foxterrier gefallen sei. Aber am nächsten Tage war es Sonntag, und als ich mit meiner Frau — nichts Böses ahnend — die Straße entlang spazierte, trafen wir unerwartet Fräulein Adamsen. Auch sie hatte eine große Beule an der Stirn. Meine Frau stutzte. Ihr Blick wanderte von Fräulein Adamsens Beule auf die meine und wieder zu der Fräulein Adamsens hinüber. Es dauerte natürlich nicht lange, und es ging ihr ein Licht auf; sie durchschaute, welch eine Beziehung zwischen den beiden Beulen bestand. Ehe ich es zu verhindern vermochte, stürzte sich meine Frau auf Fräulein Adamsen, riß ihr Hut und Bluse entzwei, zerkratzte ihr das Gesicht und zerbrach ihr den Regenschirm. Daraufhin packte sie mich energisch am Arm und schleifte mich nach Hause, wo sie in blinder Wut das Porzellan in Stücke schlug und mir die Scherben einzeln an den Kopf warf. Jetzt verstehen Sie also, warum ich keine Lust verspüre, vor meiner Frau mit einer Beule an der Stirn zu erscheinen, denn sie wird sich augenblicklich jenes Schreckenstages vor sechzehn Jahren erinnern."

Herr Andersen erhob sich mit einem tiefen Seufzer. Wie ein Mann, der das Schafott betritt, stieg er mit seinem Kohleneimer die Treppe hinauf.

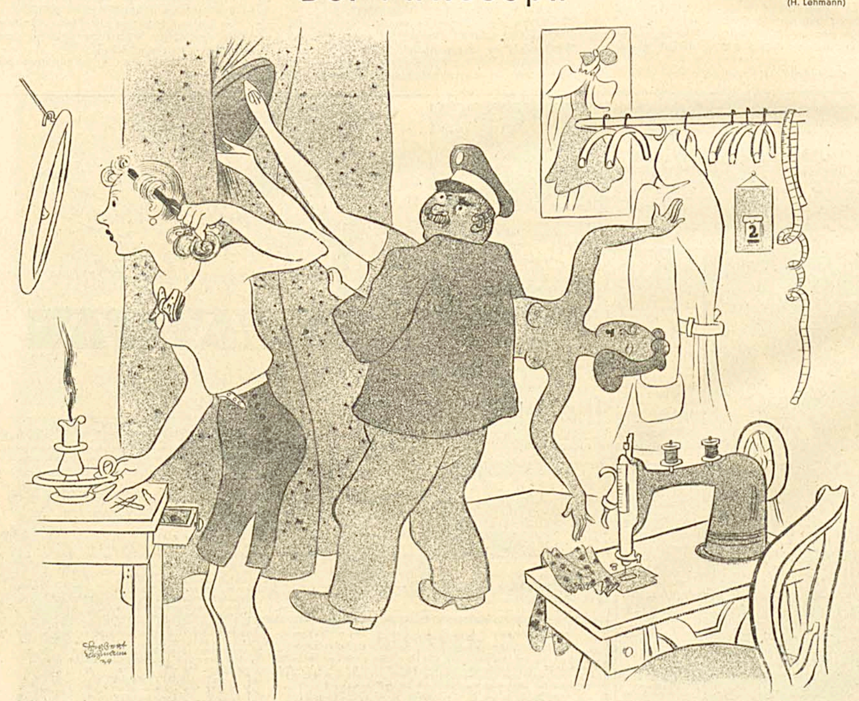
Und richtig: als ich gleich darauf in meiner Wohnung anlangte, hörte ich plötzlich ein furchtbares Geschimpfe und Getobe und einen Höllenspektakel.

Es war Frau Andersen, die sich erinnerte. Wäre ich ihrem Mann nicht zu Hilfe gekommen, um ihm mit meiner Beule ein glänzendes Alibi zu verschaffen, — wer weiß, vielleicht hätten wir Herrn Andersen längst zu Grabe getragen...

(Übertragung aus d. Dänischen von Werner Rietig)

Der Philosoph

(H. Lehmann)



„Jut jebaut ist sone Pupe, aber ohne Kleider nischt wie Pappe, wo bein richtjen Frollein sozusagen die Seele anfängt."

(Erich Schilling)



Seiltänzer Chamberlain

Bettina und das Elefantenschwanzhaar

Von Käte Biel

Der Vater einer Schulkameradin war in Afrika gewesen, und die Tochter trug ein Armband, das aus dem in Gold gefaßten Schwanzhaar eines Elefanten bestand. Bettina beneidete sie glühend darum. Sie hegte für Elefanten von jeher eine stürmische Vorliebe, und das Schwanzhaar schien ihr fast etwas Weihevolles.

Da sie dem Plüschtieralter schon entwachsen war, bekam sie von ihren Eltern einen geschnitzten Elefanten, an einem Kettchen zu tragen, aber als sie einige Zeit später — inmitten eines aufgeregten Backfischrudels, geschüttelt von Schauern — bei einer Wahrsagerin war und diese nach dem Anhänger griff und lächelnd sagte: „Das ist Ihr Glückstier! — Durch einen Elefanten werden Sie auch Ihre erste Tochter bekommen!", da ärgerte und schämte Bettina sich furchtbar und trug das Schmuckstück nie mehr, denn wer denkt an Kinderkriegen, wenn man gerade sechzehn ist, und dann diese komische und lächerliche Symbolik...

Immerhin blieb ein Fetzchen der Prophezeiung irgendwo tief im Dunkel ihrer Seele hängen und wurde nie vergessen.

Einige Jahre später mußte sie einen Beruf ergreifen, und sie entschloß sich, Gymnastik und Tanzkunst zu betreiben. Kein bloßes flaches Tanzen, nicht wahr, nein: schöpferisch tätig sein, Kunst als priesterlicher Begriff, Gestaltung großer feierlicher Gefühle —

Sie besaß einen grazilen gelenkigen Körper, und glaubte bald, auf dem Gebiet des Ausdruckstanzes etwas zu leisten. In dieser Zeit geschah nebenbei auch die Sache mit Oskar, der Bettina etwas raubte, was nach Auffassung der mütterlichen Generation eines Mädchen höchstes Gut sein sollte. Bettina weinte hinterher und war ärgerlich. Oskar, zwischen Triumph und schlechtem Gewissen schwankend, wollte sie natürlich heiraten. Bettina sagte, er wäre nur Student und habe nichts und sei nichts, und ihre Eltern würden das nie zugeben, und er könnte frühestens in zehn Jahren eine Ehe schließen. Oskar warf ihr krämerhafte Nüchternheit vor und drohte, sich zu erschießen, tat es aber glücklicherweise doch nicht. Bettina vergaß das Ereignis im Eifer des Studiums der Tanzkunst, und schließlich war es, als ob es nie gewesen wäre, so vollkommen entschwand es aus ihrer Erinnerung.

Sie war eine strebsame eifrige Natur, und sie hätte einen Gemüseladen hochgebracht oder ein Korsettgeschäft, oder wäre ein großer Filmstar geworden, wenn es nur auf Unverdrossenheit und Arbeitsleistung angekommen wäre. Es lag also nicht an ihrem mangelnden Fleiß, wenn nach dem ersten öffentlichen Auftreten die ernste Kritik sagte, es sei noch nichts Rechtes. Ein anmutiger Körper allein genüge nicht, seelische Reife und Entwicklung des Intellekts sei erforderlich, um aus einem anmutig hopsenden jungen Mädchen eine wirkliche Tänzerin werden zu lassen. Bettina beschloß, sich vom Leben und der ernsten Tanzkritik nicht unterkriegen zu lassen. Außerdem war die Mode des Ausdruckstanzes ohnehin im Verrieseln, und so wurde sie denn Gymnastiklehrerin.

Als sie zweiundzwanzig war, begegnete ihr Harald. Er war zehn Jahre älter als sie, und bei ihm war es eine Liebe auf den ersten Blick. Und da Bettina — Gymnastik war eben doch nicht alles und es brauchte noch etwas anderes, um den Zustand des Ausgefülltseins zu erreichen — willig vieles über sich ergehen ließ, geschahen sehr rasch jene Dinge zwischen ihnen, vor denen Romane, Novellen, Filme und Bühnenstücke grundsätzlich haltmachen.

Bettina berichtete ihm alles über sich, nur Oskar erwähnte sie nicht, weil sie ihn vergessen hatte. Aber zwischen zwei Umarmungen erzählte sie von dem in Gold gefaßten Elefantenschwanzhaar, das sie sich als Schulmädel so heftig gewünscht habe. Harald lächelte. „Meine Frau hat so eins..."

Er lebte in kinderloser disharmonischer Ehe, und es war kein Zweifel, daß er geschieden wurde. Aber über den Wolken im Olymp der bürgerlichen Begriffe thronten streitbare Gottheiten: auf der einen Seite die rechtmäßige Gattin Helga, auf der andern Bettinas Eltern Herr und Frau v. Krösebeck. Beide Parteien vereinigten sich, stießen auf das Liebespaar mit bösen Worten herab und malten die Schrecknisse aus, die die kleine Bettina erwarten würden, wenn man sie als Zeugin und offensichtliche Ehebrecherin in einem Scheidungsprozeß vors Tribunal schleppe.

Bettina schrieb Harald einen verweinten Abschiedsbrief. Zehn Minuten nachdem er diesen erhalten hatte, war er in ihrem Zimmer, in dem er ihr einige Male in zärtlicher Weise hatte nahe sein dürfen, und verlangte zornig: erstens Aufklärung über den albernen Schrieb, und zweitens die Haltung einer Frau von ihr, die durch dick und dünn für ihn gehe und symbolisch mit ihm Pferde stehle —

Bettina hätte von Herzen gern praktisch und symbolisch mit ihm Pferde gestohlen, aber Zeugin in einem Scheidungsprozeß? — Nein!

Harald starrte sie empört an. Sie hatte sich ihm doch hingegeben! Und das mußte doch für ein junges Mädchen, das die Liebe und die eigene Ehre ernst nahm, etwas unauslöschlich Bindendes sein? — „Ich setze unsere Ehe schon durch! Und ein Elefantenschwanzhaar in Gold erhältst du auch!"

„Ich will nicht!" sagte Bettina fest. Sie wunderte sich über Harald. Wenn er sie wahrhaft liebte, mußte es ihm doch viel wichtiger sein, sie nicht als Zeugin in einem so schrecklichen Prozeß vor die Öffentlichkeit zu bringen!

„Kannst du denn ohne mich leben?" Er wiederholte damit nur eine der vielen gegenseitigen Versicherungen.

Bettina dachte nach. Erschießen würde er sich wohl nicht. Oskar lebte heute noch.

Sie war eine kleine zarte Person, und sie trocknete die Tränen, warf den Kopf in den Nacken und sagte erhaben: „Ich habe ja meine Kunst!" Das half ihm dann etwas.

Er hätte beinahe laut herausgelacht. Es war so gräßlich kitschig. Bettina war also nicht nur körperlich, sondern auch seelisch mit dem langen weißen Nachtgewand bekleidet, das ihn so gerührt hatte... Sie war ein Backfisch und keine Frau, und sie würde in zwanzig Jahren noch ein Backfisch sein... Er fühlte sich zu dem snobistischen Zahnschmerzengesicht des gebildeten Menschen verpflichtet, dem ein unliterarischer Unterhaltungsroman, triefend vor ernstem komischen Pathos, in die Hände gefallen ist...

Er eiferte innerlich sehr gegen sie, denn etwas, das meist stärker ist als jede Liebe, seine Eitelkeit, war getroffen worden. Trotzdem er sie umarmt hatte, vermochte sie es, ihn aufzugeben? Das bißchen Tanzerei war ihr wichtiger als der Kampf, den er hatte um sie bestehen wollen?

Mitunter dachte er später noch an ihre niedlichen Brüstchen, aber schließlich verblaßte das Erlebnis mit Bettina v. Krösebeck immer mehr und wurde zu einem belanglosen Abenteuer. Er gewöhnte sich gut in seine disharmonische Ehe zurück.

Bettina hatte inzwischen vom Schicksal weder ein Armband vom Schwanzhaar eines Elefanten erhalten, noch seelische und materielle Befriedigung im Beruf einer Gymnastiklehrerin gefunden. Sie wurde daher Schwester in einem Kinderheim. Der Liebe ging sie, bis auf einen Ausnahmefall, sorgsam aus dem Wege. Als sie fünfundzwanzig war, kam Oskar und lag auf den Knien vor ihr. Er war Beamter geworden, und Bettina hätte ihn jetzt vielleicht genommen, aber ihre Mutter war eine vermögenslose Offizierswitwe, und sie hatte die Aussteuer nicht. Trotzdem tat Oskar ihr leid, und sie mochte nicht nein sagen, und hinterher weinten sie diesmal beide, und Oskar wollte sich wieder erschießen, aber Bettina kannte ihn ja nun schon und nahm das nicht ernst.

Zwei Jahre später begegnete sie einer Freundin aus dem damaligen Backfischrudel, die inzwischen vier Kinder bekommen und dennoch die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, noch mehr Romantisches zu erleben, und begeistert vorschlug, die Wahrsagerin nach einem Dutzend Jahren wieder aufzusuchen.

Bettina wollte eigentlich nicht. Sie mußte heute Abend Strümpfe stopfen. Trotzdem ging sie dann doch, weil sie innerlich traurig war. Oskar hatte sich vorgestern verheiratet, und so vernünftig das auch von ihm war, es hatte Bettina doch einen leisen Stich gegeben.

Diesmal sagte die Frau kein Wort von einem Elefanten. Sie betrachtete mit beruflichem Ernst die Handinnenflächen und murmelte gedankenvoll: „Sie haben vor Jahren jemand geliebt, und der Mann denkt noch heute Tag und Nacht an Sie..."

Bettina fieberte plötzlich. Oskar konnte doch nicht gemeint sein. Und Harald? — Das Kinderheim mit den hohen grauen Fenstern schien ihr unerträglich. Noch am gleichen Abend schrieb sie ihm auf ihrem besten Briefpapier ein einziges Wort „Verzeih" — und sie wußte selbst nicht mehr, daß sie es einige Monate vorher in einem Roman so gelesen hatte.

Als Harald den Brief erhielt — er war nun siebenunddreißig und Direktor einer Versicherungsgesellschaft — konnte er nur lächeln. Was sollte er dem netten kleinen Ding Bettina — bei dem nur die Moral nicht an jenem Punkt gesessen hatte, wo er sie vermutete, — schon verzeihen? Sie hatte ihm Vergnügen bereitet, und wenn er auch inzwischen über manches nachgedacht hatte und ihm Zweifel gekommen waren, ob er eigentlich der Erste gewesen, den Bettina liebte, so erinnerte er sich doch recht gern an ihr anspruchsloses, bescheidenes Wesen. Natürlich war seine Ehe nicht glücklich, aber doch nur deshalb nicht, weil ihnen ein Kind fehlte.

Vielleicht sollte er Bettina v. Krösebeck einige höfliche Worte schreiben? — Aber er hatte keine rechte Lust und legte den Brief zurück, und wußte in diesem Augenblick schon, daß er ihn niemals beantworten würde.

Am gleichen Abend hatte er mit Helga um einer Kleinigkeit willen eine heftige Szene. Helga flammte und tobte, und er fühlte sich wieder einmal völlig unverstanden.

Aus dieser Stimmung heraus schrieb er dann doch einen langen gefühlvollen Brief an Bettina. Nach einigem Hin und Her sahen sie einander dann zum erstenmal in einer kleinen Stadt wieder. Bettinas Züge waren etwas schärfer geworden, aber sie war immer noch reizend gewachsen, und die Zartheit ihrer schmalen Glieder entzückte ihn, und noch am gleichen Abend war alles so

Zweimal der Mond

Von Georg Britting

Der Mond ist nicht gelb, wie viele sagen,
Der Mond ist rot.
Geh mit mir, und hör den Schnee unter den Schuhen singen und klagen —
Alles Singende sonst ist tot.

Dann siehst du ihn schon in den Bäumen hängen,
Im rötlichen Schein,
Und zwischen den Ästen sich aufwärts zwängen —
Bald ist er im Blauen allein.

Am frierenden Himmel steigt er hoch
Und ist dunkel wie Blut.
Im Bach dort schwankt er ein zweitesmal noch,
Kreisrund auf der Flut.

Eine Ente, die lautlos die Strömung her schwimmt,
Hackt mit dem Schnabel nach der Spiegelung und streicht
Unwillig ab dann und nimmt
Den Flug nach ihm selber, dem roten hoch droben,
den sie doch nie erreicht.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Beim Rodeln

(R. Kriesch)



„Schmeiß wenigstens so um, daß der Kopf noch rausschaut, Kläre!" — „Was, der Kopf auch noch?"

wie vor fünf Jahren, obgleich Bettina rot wurde und sagte: „Was denkst du denn von mir?"
Und sie hatte immer noch die unschuldigen komischen Nachthemden, die schüchterne Unerfahrenheit und die etwas rauhe Haut auf den Kniescheiben, und das Hotel, in dem sie wohnten, hieß „Elefant", aber Bettina fiel das in all der übrigen Aufregung nicht weiter auf.
Harald versprach ihr wieder, sich scheiden zu lassen, und Bettina, jetzt siebenundzwanzig Jahre, war diesmal bereit, um ihn mit Helga zu kämpfen. Aber es kam zu keinem Kampf. Als Helga erfuhr, daß Bettina sich in der Hoffnung befand, gab sie in einer großartigen Aufwallung nach, und ließ sich scheiden.
Als Harald auf der Hochzeitsreise beim dritten Frühstück schon die Zeitung las, begann Bettina über diese Roheit herzzerreißend zu weinen. Sie hatte sich eine Liebesheirat ganz anders vorgestellt. Eigentlich hatte sie von Harald auch ein Armband aus dem Schwanzhaar eines Elefanten erwartet. Es wäre so poetisch gewesen, wenn er ihr diesen Kinderwunsch erfüllt hätte. Aber er war ja ein nüchterner Mensch und hatte keinen Sinn für Romantik. (Oskar hätte ihn gehabt.)
Harald zog die Brauen hoch. Leise dämmerte ihm, daß Frauen, mochten sie auch sonst unterschiedlichen Charakters sein, in manchen Situationen große Ähnlichkeit bewiesen. Dies war beinahe, als säße auf Bettinas Platz noch Helga.
Trotzdem lebten sie sich gut miteinander ein. Einmal, als sie während Haralds Abwesenheit in seinem Schreibtisch kramte, fand Bettina etwas, das ihr einen Aufschrei des Entzückens entlockte, das sie dann aber leider wieder auf seinen Platz legte, als habe sie sich verbrannt.
Es war das Armband mit einem Elefantenschwanzhaar, das Helga hier vergessen hatte ...
Fünf Monate nach der Hochzeit wurde Hannelore geboren. Bettina lächelte ein bißchen. „Doch aus dem Elefanten ...", sagte sie, „so wie es mir vor dreizehn Jahren prophezeit worden ist ..."
Harald war sehr glücklich über seine Tochter, aber er haßte alles Illegitime und wünschte, jetzt, wo alles seine gute Ordnung hatte (abgesehen von Hannelores allzu zeitigem Erscheinen), nicht mehr an Elefanten erinnert zu werden. Er war über Bettinas Mangel an Feingefühl sogar gekränkt.
Einige Zeit später geriet Bettina das Scheidungsurteil der Ehe Harald — Helga in die Hände.
Sie hatte nach der Lektüre ein sehr verschlossenes störrisches Gesicht. Es war ihr bisher unbekannt geblieben, daß auch sie in dieser Urkunde mit einem Decknamen auftrat.
Das, was in Wirklichkeit ein bezauberndes Ereignis gewesen (aus dem sie noch dazu die süße kleine Hannelore gewonnen hatte), war in der schroffen Realistik der amtlichen Sprache ein „Nächtigen mit einer unbekannten Frauensperson im Hotel ‚Elefant' ..." Bettina weinte ein bißchen vor Ärger. Dann ging sie trotzig an Haralds Schreibtisch und holte sich den vergessenen Armreif. Wenn sie schon unter einem so häßlichen Pseudonym im Scheidungsurteil ihrer Vorgängerin auftreten mußte, so war damit wohl das moralische Anrecht auf ein vergessenes Elefantenschwanzhaar erworben, nach dem sie sich überdies zwanzig Jahre vergeblich gesehnt hatte. Und dann spielte sie, getröstet, weiter mit Hannelore.

Sturmnacht

(Wilhelm Schulz)



Kommt in der Nacht der Sturm gerannt,
Hat er ein Fräulein an der Hand.
Gibt auch kein Stern dazu den Glanz,
Wild schwingt er sich mit ihr im Tanz.
Hell klappern ihre Stöckelschuh,
Wenn laut er gröhlt und pfeift dazu —
Gehts Giebel hoch und übers Dach,
Die Ziegel prasseln hintennach.
Wer drunten geht, wünscht aus dem Graus
Mit heilen Knochen sich nach Haus.
Ein Segen bleibt bei all dem doch
Für ein paar arme Weiber noch —
Sie sammeln gern das Kleinholz all,
Das von den Bäumen kam zu Fall.

(Wilhelm Schulz)

München, 14. Januar 1940
45. Jahrgang / Nummer 2

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Girls an die Front

(Erich Schilling)



„Und sollte Ihnen in der Hitze des Gefechts etwas passieren, für eventuelle Nachkommen wird England sorgen!"

Seltsamer Traum

Von Ratatöskr

Maier, im Besitz der Reife,
die durch Lebensernst entsteht,
träumte jüngst von grüner Seife
— also einer Rarität.

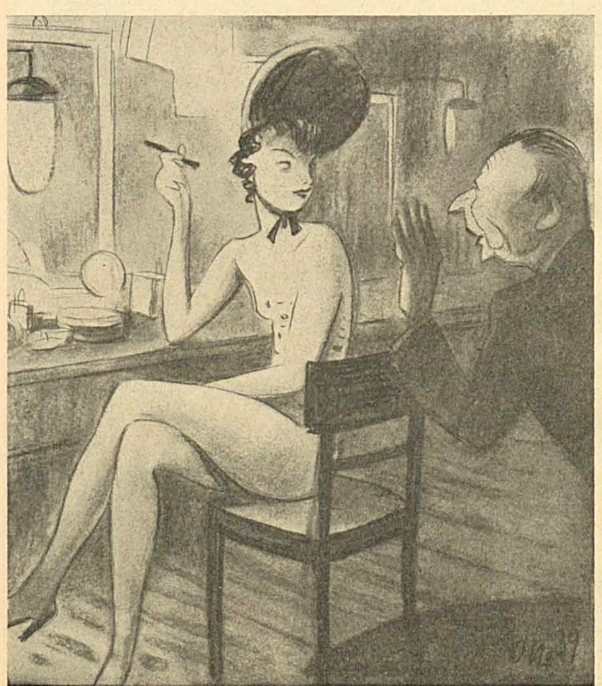
Früher träumte er von großen
Taten oder schönen Frau'n
oder andern hübschen Schosen . . .
Aber das pflegt abzuflau'n.

Jemand, flink wie eine Schwalbe,
nahm Herrn Maiern sich zum Ziel
und bestrich ihn mit der Salbe,
was demselben nicht mißfiel.

Ach jaja, so geht's hienieden
(glücklich jeder, der's begreift):
schließlich ist man schon zufrieden,
wird im Traum man eingeseift.

In der Garderobe

(Otto Herrmann)



„Der angemeldete Besuch ist da, Fräulein Lu, wollen Sie sich nicht einen Mantel überwerfen?" — „Wieso Mantel, ist es denn 'ne Dame?"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Der Direktor der Frauenklinik in K. hat angeordnet, daß an den Sonntagen vor dem Weihnachtsfest mit den Kranken gesungen wird.
In dem großen Saal, in dem hauptsächlich Frauen liegen, die ihrer Niederkunft entgegensehen, sitzt daher an einem Tisch die Oberschwester und denkt angestrengt darüber nach, welches Lied sie anstimmen soll. Sie blickt einige Sekunden in die Adventskerzen, die vor ihr auf einem Tannenkranz knistern und singt dann mit tiefer Stimme, in die die Patientinnen andächtig einfallen: „Ihr Kindelein kommet..."

DIE AUGEN

Von Walter Foitzick

Ich weiß, es ist nicht üblich, von ihnen zu reden oder zu schreiben, vielleicht gilt es sogar als unpassend. Aber das ist ja bei vielen allgemeinmenschlichen Dingen so, daß sie als unpassend gelten und daß über sie nur in der Kinderstube offen geredet wird. Andere dieser Art gehören keineswegs in die Kinderstube, aber es ist nicht minder unangebracht, über sie zu sprechen. Ich will nicht länger wie die Katze um den heißen Brei gehen und mit meinem Thema hinter dem Berge halten, sonst erwarten Sie womöglich etwas Pikantes, was man Kindern nicht erzählen darf.
Von diesen Dingen können Sie Kindern ruhig erzählen, es wird diese aber in keiner Weise interessieren, denn sie sind ausschließlich eine Angelegenheit der Erwachsenen, obgleich sie zu den anständigen gehören.
Also ich spreche von Ihren Hühneraugen. Ich weiß, Sie schämen sich ein bißchen Ihrer Hühneraugen, obwohl nach Aussage von Fachleuten diese keineswegs die Folge von geheimen Lastern oder unmäßigen Ausschweifungen sind, sondern ganz harmlos durch den Druck zu engen Schuhwerks entstehen.
Also wenn einen der Schuh drückt, schlägt ein Hühnerauge sein Auge auf. Nach meinen Erfahrungen ist das Hühnerauge eine einmalige Anschaffung, Sie brauchen sich um sein Fortkommen nicht mehr zu kümmern, es sorgt für sein Wohlergehen selbst. Es ist anhänglich und treu und besitzt alle die Eigenschaften, die man jemand in ein ordentliches Dienstzeugnis schreibt. Aber niemals widmet man ihm einen begeisterten Nachruf, obwohl es einen zur Hochzeit, auf die Reise nach Italien, nach Paris und Böhmen begleitet hat. Noch niemand hat es besungen, wie etwa die Taschenuhr in dem schönen Liede: „Ich trage wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir". Es ließe sich fast Gleiches von diesem Auge singen und sagen. Die undankbaren Dichter haben hier wieder einmal versagt. Ich glaube, niemand weiß, wann ihn das Hühnerauge zum ersten Male gedrückt hat,das ist mit allen erwachenden Trieben so.
Ich habe mich in letzter Zeit mit Hühneraugen beschäftigt, natürlich nur auf literarischem Gebiet, und da ist mir eine große Enttäuschung widerfahren. Sie glauben vielleicht auch, daß das Hühnerauge so heißt, weil es dem Auge des Huhnes, dem des schmackhaften Brathendl gleicht. Sie haben vielleicht auch schon Ihrem treulegenden Haushuhn fragend und tief ins Auge geblickt, warum es der im Schuh verborgenen schmerzenden Stelle seinen Namen verlieh. Ach, das tat es ja gar nicht, und nie hat jemand mit seinem Hühnerauge so blinzeln können wie eine Henne. Nein, das Hühnerauge nennt sich irrtümlicherweise Hühnerauge, aus einer sprachlichen Nachlässigkeit unserer Altvorderen. Nichts mit dem Huhn hat das Auge zu tun, sondern es ist in der Urzeit ein hörnin, ein hörnernes Auge gewesen. Aber was die Altvorderen sagten, haben die Neuhintern nicht verstanden, und sie haben daraus ein Hühnerauge gemacht.
Ich fand das sehr enttäuschend, und der letzte Schimmer von Poesie, der aus meinem brechenden Hühnerauge leuchtete, ist damit verschwunden.
Ob wohl die schöne Helena, ob wohl Aspasia und die temperamentvolle Kleopatra Hühneraugen hatten? Man könnte diese Frage bejahen, denn unter elegantem Schuhwerk sprießen sie leicht hervor, und wer könnte sich Helena, Aspasia und Kleopatra ohne elegante Schuhe denken. Es könnte aber auch sein, daß das Hühnerauge jüngeren Datums ist, und zur Zeit der Entdeckung Amerikas und der ersten Weltumseglungen zusammen mit dem Pfeffer, der Muskatnuß, dem Schnupfen und anderen häßlichen Krankheiten zu uns gelangte. Die Geschichte des Hühnerauges ist nämlich noch nicht geschrieben. Das wär mal ein Thema für eine Doktorarbeit!

Revue

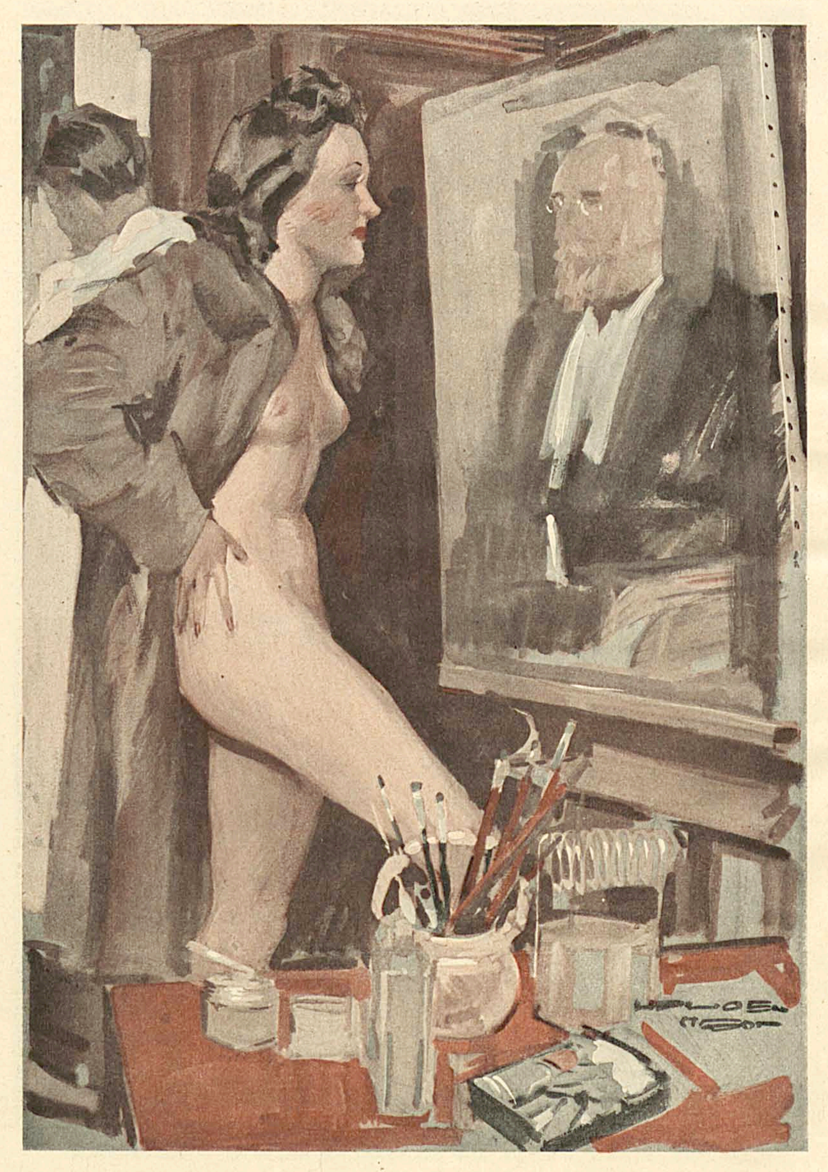
(L. Ehrenberger)



„Der Beifall ist mäßig, Karstens, aber das kommt nur, weil ihr mir dieses einfallslose Kostüm angezogen habt!" — „Aber Lolachen, mehr ist mir eben nicht eingefallen!"

Das Modell

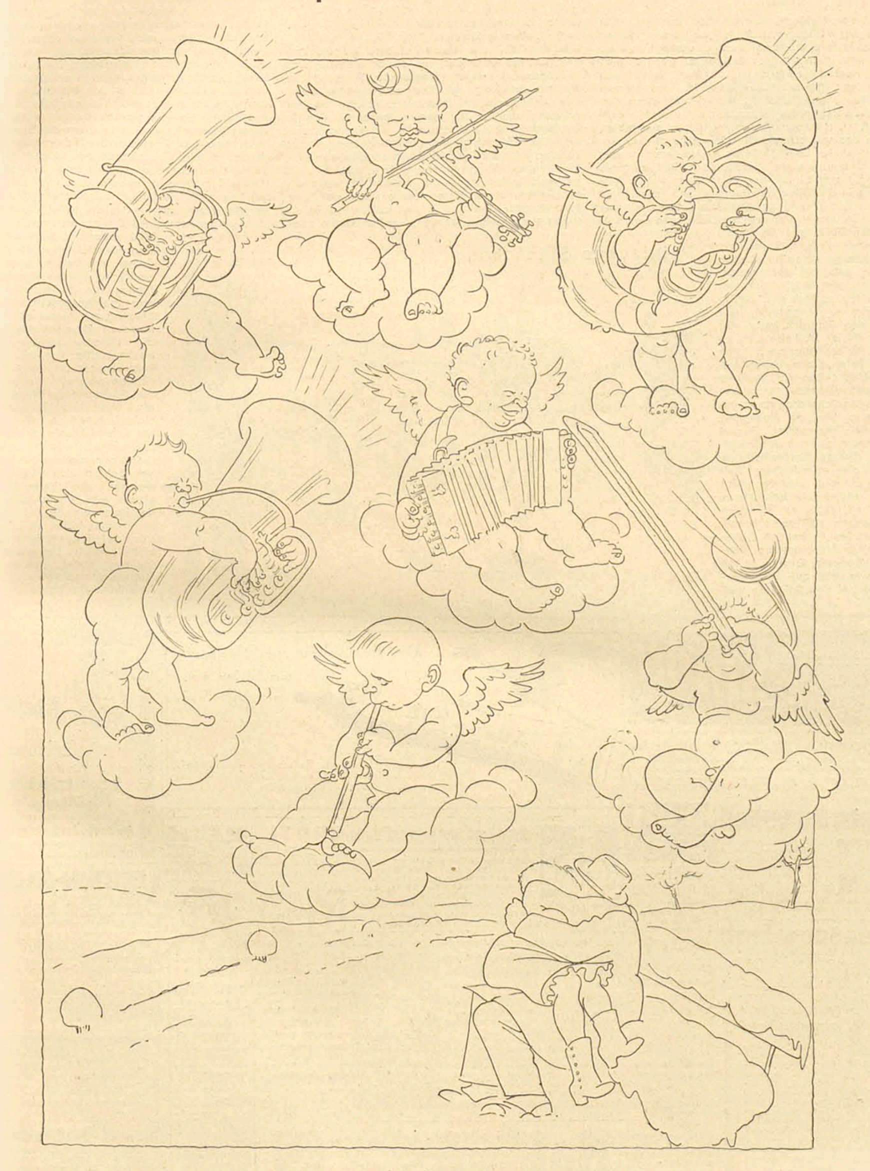
(K. Heiligenstaedt)



„Aha, ... wenn man sein Bild bezahlt, braucht man sich nicht auszuziehen!"

Sphärenmusik

(Fr. Bilek)



Die polnischen Sprachkünste des Unteroffiziers M.

Von Ernö Katinszky

Der Unteroffizier M. war ein Kerl, mit dem man nicht nur Pferde, sondern sogar Herzen stehlen gehen konnte, was zwar weniger einträglich, aber jedenfalls auch weniger strafbar ist, denn es gibt mehr Herzen als Pferde auf der Welt. Es traf sich daher gut, daß der Unteroffizier M. lieber Herzen als Pferde stahl, und wir wollen nicht nach den Gründen fragen, die ihn bestimmten, dieser Leidenschaft den Vorzug vor der anderen zu geben, denn das war schließlich seine ganz private Angelegenheit. Sein Äußeres paßte auch wenig zum Gewerbe eines Pferdediebes. Daß er groß, stämmig und blond war, hätte zwar seiner Aufnahme in die Gilde der Betyaren und verwandter Berufe nicht entgegengestanden, aber er war selbst in den staubigen Vormarschtagen des polnischen Feldzuges stets von unwahrscheinlicher Sauberkeit, um nicht gar Appetitlichkeit zu sagen, sein auf der Kammer empfangener Waffenrock war mit viel Geschick und großer Geduld so ausgesucht, daß man den Eindruck hatte, der Unteroffizier M. habe sich eigens für die Fahrt nach Polen eine Extrauniform bauen lassen. Und selbst die „Knobelbecher" verloren an seinem Fuß ihren Schrecken und wirkten wie zwei auf Hochglanz polierte Engschäfter. Bedarf es überhaupt noch der Erwähnung, daß der Unteroffizier M. stets die erforderliche Zeit fand, um sich allmorgendlich oder manchmal, bei Alarm, auch nächtlich, so gründlich zu rasieren, daß seine braungebrannten Backen an Glätte mit einer Marmorstatue wetteifern konnten. Kurzum, er sah aus wie ein auf Erholungsurlaub bei den Soldaten weilender Referendar. Referendar war er übrigens im Zivilleben tatsächlich.

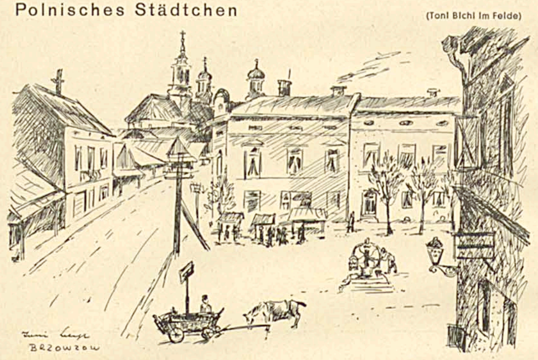
Um nun auf die Herzensdiebstähle zurückzukommen, sei vermeldet, daß der Unteroffizier sich gründlich auf solche vorbereitete. Während der Zusammenstellung der Kompanie und während des Aufmarschs im Bereitstellungsraum an der schlesischen Grenze, also, solange er sich in Deutschland befand, bedurfte es keiner ungewöhnlichen Vorbereitungen zur Ausführung seiner verbrecherischen Anschläge. Als angehender Feldherr kam er, sah er und siegte, bzw. stahl er.

Das wird anders werden, sagte sich M., wenn wir die Grenze überschritten haben, denn der Weg zum Herzen kann nur in den seltensten Fällen tonlos zurückgelegt werden. Der Ton mußte aber in den bevorstehenden Fällen polnisch sein, wenn er nicht unverstanden verhallen sollte, und M. beherrschte von der Sprache des Feindes bis dato nur das Wort „Krakowiak". Da er wohl zu Recht annahm, hiermit nicht viel erreichen zu können, wandte er sich an den aus Oberschlesien stammenden Funker Hoinkis, der ihn nun mit polnischen Sprachbrocken füttern mußte. Der Unteroffizier ging nicht nach einem der bewährten Lehrsysteme, sondern ausschließlich praktisch vor: er ließ sich die polnischen Äquivalente für folgende Wendungen sagen und trug sie in phonetischer Schreibweise in sein Notizbuch ein: „Guten Tag, mein Herzchen." — „Wir kämpfen nicht gegen Mädchen." — „Ich liebe Dich." — „Nur eine Nacht sollst Du mir gehören."

Und außerdem hatte er sich die Bezeichnung für eine Reihe von Bestandteilen der weiblichen Schönheit angeben lassen, die er zutreffendenoder geeignetenfalls in Verbindung mit einem schmeichlerischen Eigenschaftswort in die Unterhaltung einfließen lassen wollte. So war es ihm insbesondere zu tun um die richtige polnische Benamsung von Augen, Nase, Mund, Haaren, Figur und (ja, es hilft nichts, ich muß es mitteilen, er hat sich wirklich auch darüber unterrichtet) — also, es handelt sich um den oder besser die beiden Körperteile, von welchen der Mensch den einen vorn etwas oberhalb des Herzens und den anderen in gleicher Höhe als Gegenstück auf der rechten Körperhälfte aufweist. Hoinkis druckste zwar etwas, aber er bequemte sich schließlich zu der Erklärung, das heiße „wadna

Polnisches Städtchen

(Toni Bichl im Felde)



zetzki", wobei „wadna" auf deutsch „schön" heißt. So ausgerüstet überschritt der Unteroffizier M. beruhigt die deutsch-polnische Grenze und harrte ebenfalls beruhigt der Gelegenheiten, die ihn möglichst zum Dieb machen sollten, wofür ja nach dem Sprichwort hinreichend Aussicht bestand. Aber siehe da, es kam anders! Der Unteroffizier konnte trotz aller Vorzüge an Körper und Geist und trotz aller Vorbereitungen und ungewöhnlicher Anstrengungen keinen entscheidenden Erfolg erzielen.

Die Mißerfolge waren nicht etwa darauf zurückzuführen, daß die jenseits der Grenze wohnenden Herzen noch zu stürmisch für ihr Vaterland geschlagen und sich vor dem diebischen deutschen Unteroffizier besonders wirksam verschlossen hätten. Denn selbstverständlich wollte er seine Opfer nur unter den deutschstämmigen, wenn auch nicht immer deutschsprechenden Polinnen wählen. Und es muß sogar zugegeben werden, daß er gewisse Anfangserfolge erzielte, was sonst kaum einem anderen Kompanieangehörigen glückte: einmal nämlich war der Vormarsch eilig und anstrengend, und es herrschte überdies infolge der allgemeinen, von den Polen mit unsinnigen Prophezeiungen verursachten panikartigen Flucht der Zivilbevölkerung ein Zustand, wie er bestanden haben dürfte, als die Römer sich veranlaßt sahen, einen Posten Sabinerinnen zu requirieren. Der Unteroffizier M. aber überwand alle diese Schwierigkeiten und spürte die richtigen Fährten mit dem Instinkt einer ihre Behausung aufsuchenden Ameise auf. Und wenn auch nur fünf Minuten Rast zur Verfügung standen, konnte man ihn hinter irgendeinem Hause oder auf der Ofenbank eines Panjezimmers Hand in Hand mit einem verlegen, aber glückselig lächelnden Mädchen sehen. Seine 26 Worte polnisch war er bald los, und siehe da: anstatt ihm Beifall und einen feurigen Kuß zu spenden, entzogen die schon halb Betörten ihm die Hand, ihre Gunst und ihre Anwesenheit und mieden ihn fortan wie die Gemse den Gipfelstürmer.

Sollte die berüchtigte polnische Falschheit auch schon die deutschstämmigen Mägde ergriffen haben, zuckte es dem wackeren M. durch's Hirn, oder trieb man mit ihm nur sein Spiel?! Grollend zog er sich von Grabow bis Lodz, also immerhin während einer Luftlinie von rund einhundert Kilometern und einer Vormarschdauer von einer Woche, von seinem privaten Kriegspfad zurück und dachte während der kargen Rast- und alarmfreien Stunden über die Berechtigung der Weisheit nach, daß man im Lande bleiben und sich r e d l i c h nähren solle.

Er hatte sich bereits fast endgültig entschlossen, unverzüglich nach Ausbruch des Friedens zu heiraten, wenn er sich auch noch nicht schlüssig darüber war, w e s s e n Herz er auf legale Weise erwerben sollte — da begab es sich, daß in Lodz der berühmte Engel in Menschengestalt auf der Petrikauserstraße vor ihm über den Weg schwebte. Günstig war es, daß es ein deutschstämmiger und ein deutschsprechender Engel war, wie eine auf der Straße begonnene und in einem menschenleeren Kaffeehaus fortgesetzte Unterhaltung ergab. Der seinem Groll entronnene Unteroffizier M. konnte es sich nicht versagen, auch mit seinen 26 Worten polnisch aufzuwarten, zumal sich in fremder Sprache unter dem Gewande des Nichtbesserwissens und des Reizendklingens Dinge sagen lassen, zu deren Mitteilung in der Muttersprache es sonst einer längeren Anlaufszeit bedarf. Amüsiert hörte der Engel sich die Litanei an, um bei der letzten, von dem Versuch einer zarten Handgreiflichkeit begleiteten Bemerkung „wadna zetzki" in ein glockenhelles Lachen auszubrechen: „Oh, wie können Sie so etwas sagen, die K ü h e haben zetzki!" —

Der Funker Hoinkis mußte dem Unteroffizier M. als Buße für nichtgehabte Freuden eine requirierte Flasche Magenbitter abgeben. Der Unteroffizier M. ließ sich von einem besseren Kenner der polnischen Sprache die bewußte Vokabel angeben, und seitdem hatte er über Programmstörungen nicht mehr zu klagen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



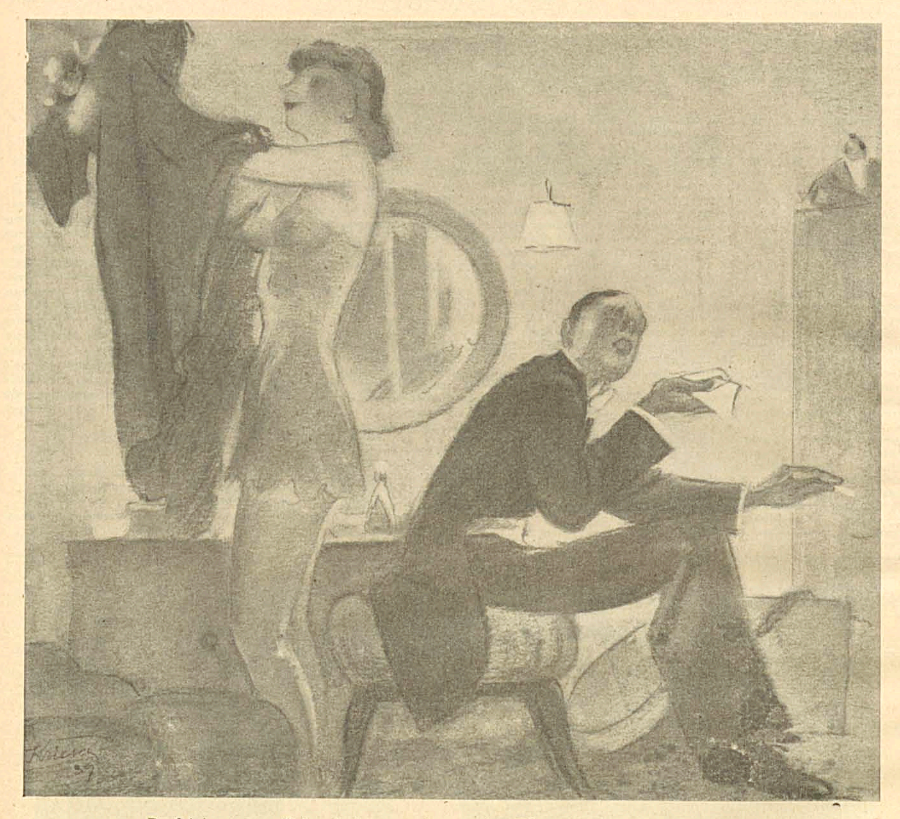
Schußwaffen dürfen neuerdings nur noch mit einem amtlichen Begleitschein durch die Post verschickt werden. Ich war in der Nähe von Uffenheim zur Jagd geladen und, da ich mich gerade in Wien befand und zuvor noch beruflich in Berlin zu tun hatte, wollte ich meine beiden Jagdgewehre mit der Post nach Uffenheim vorausschicken. Der Beamte am Schalter bedauerte, ohne amtliche Bestätigung das Paket nicht annehmen zu können. Ich klärte ihn über den Zweck und die Notwendigkeit der Sendung auf. Da antwortete er so freundlich, wie eben auf der ganzen Welt nur ein Schalterbeamter sein kann: „Wissens, als Waffen kann ich das Packerl wirklich net annehmen — aber schreibens halt drauf ‚Wanddekoration' — nachher stimmts auch und ich kanns expedieren."

*

Der Industrielle kam von einer Reise zurück.
„Ich habe eine Petroleumquelle entdeckt!"
Die Gattin lächelte mitleidig:
„Was ist das schon! Eine Butterquelle hättest du entdecken müssen!"

Der Gehorsame

(R. Kriesch)



„Darf ich nun endlich wieder umschauen, Lotti?" — „Diese Frage hätte vor zehn Minuten Sinn gehabt, Theobald, jetzt guck nur weiter in die Ecke!"

DIE FILMPOSTKARTE

Die Annemarie hält sich den Karl nur als Medium. Jeden Samstagabend muß er sie in ein Kinotheater führen, allwo der Allerwelts-Tonschauspieler Alfonso Rialto zu sehen ist.

Der Karl ist nur die Brücke, ein Geländer — das bequem zum Alfonso den Weg bahnt. Er überflutet durch Bild und Stimme ihr Gefühl, ihre Gedanken. Sie hat ihn überm Bett als Postkartenfoto mit Reißnägeln in ihre Nähe geheftet. Und vor dem Einschlafen denkt sie über sein Privatleben nach. Manchmal zweifelt sie sogar, daß er überhaupt ein solches besitzen würde. Auf fünf Erdteilen ist er Tag und Nacht in Tausenden von Theatern tanzend, reitend, singend und liebend anwesend. Kann ein Mensch da auch schlafen, sich die Zähne putzen? Schaut er zum Beispiel am Morgen auch nach dem Wetter aus? Steigt er langsam aus dem Bett oder schwebt er daraus hervor? Hat er zuweilen Augenbrösel an den Wimpern hängen? Kaum! Wenn: ja — zupft er sie herab?

Fragend sieht die Annemarie zum Foto empor, das quittierend lächelt. Ja, lächeln wird dieser große Alfonso immer! Dieses Gesicht kennt kein Leid, so glatt, so spurlos, so rasiert schaut seine Seele daraus hervor. Nein, der kennt weder Zahn- nach Liebesschmerzen! Kaum daß ein Arges sich ihm nähern könnte, spielt er's sich schon vom Leibe. Wenn er sich vom Autogrammschreiben erholen muß, wird er in sein Billardzimmer gehen, wo ihm der Kaviar in Strömen fließt. Aber er wird davon nichts essen, um satt zu werden. Nein, das ist nicht auszudenken, daß der weltberühmte Alfonso speist, um dann zu verdauen. Er tafelt nur für Großaufnahmen, um zu zeigen — wie man ißt. Seine natürlichsten Bedürfnisse gehen in Kunst auf. Menschliches Rühren umkreist ihn weitab. Daß es ihn einmal jucken könnte, das ist nicht vorstellbar. Sofort würden sich ihm Dutzende von Frauenhänden nähern, um diese schwache Stelle zu streicheln, zu kratzen.

Alfonso schwitzt auch nicht. Jeder Schweißtropfen wird bei ihm aus Glyzerin hergestellt und mit der Zeitlupe festgehalten. Ach, so göttlich groß ist dieser Alfonso Rialto ...!

Hingegen der Karl wird immer unausstehlicher. Er kommt ihr geradezu geschmacklos vor. Gestern sprach sie mit ihm wieder über Alfonso. Es gab eine wilde Szene, eine Raubtierschau. Der Karl behauptete nämlich, daß der Weltberühmte sich mit Alltäglichem beschäftigen werde. So wird sich beispielsweise der Alfonso auch vergewissern — ob das Fenster zur Toilette geschlossen sei ...

Annemarie schrie auf ...!

„Du ziehst ihn in den Staub ... Du bewirfst ihn mit Schmutz ...!" Dazu zog sie eine Scheintotpistole und setzte sie dem Karl auf die Brust. „Nimm es zurück ... Nimm das Toilettefenster zurück!"

Karl nahm es an sich und schloß es an Stelle von Alfonso. Dafür durfte er am gleichen Abend die Annemarie wieder ins Kino führen, wo der göttliche Rialto als Verbrecher auftrat, sich in einem Düngerhaufen verkroch und daraus hervor die Arie von jener Liebe sang, die am Weibe zerschellt ... Noch in der gleichen Nacht küßte Annemarie ihr Alfonsofoto so lange, bis der Mund aussah wie durchradiert — —

E. H.

Justitia in Paris

(Wilhelm Schulz)



„Messieurs, da der Angeklagte nicht nur Defaitist ist, sondern behauptet, die öffentliche Meinung zu sein, beantrage ich den Ausschluß der Öffentlichkeit!“

DER LIEBESBEWEIS

Von Massimo Bontempelli

Nerone zählte siebzehn Jahre und verliebte sich in Titania, die fünfzehn Jahre alt war. Er bemerkte das eines Morgens, als es ihm in der Schule nicht gelang, dem Physikunterricht zu folgen, weil er immerzu daran denken mußte, daß er Titania nachmittags beim Tennis sehen würde. Bis zu diesem Tage war er beim Physikunterricht auch nicht aufmerksam gewesen, weil er nämlich entweder an den letzten Fußballkampf, dem er beigewohnt hatte, dachte oder an den nächsten Boxkampf, dem er beiwohnen würde.
Nerone war eine nachdenkliche Natur und gab sich sofort Rechenschaft über den wichtigen Unterschied, der in der Zerstreutheit um Schmelings willen oder um Titanias willen liegt. Als er sie am Nachmittage auf dem Tennisplatze traf, nahm er sie beiseite und erzählte ihr sehr lebhaft von seiner morgendlichen Zerstreutheit: Er endete damit, ihr seine Liebe zu erklären.
Titania antwortete: „Ich wußte, daß du mich liebst." — „Aber wie ist das möglich?" — „Weil alle Jungen sich in mich verlieben. Ich dagegen liebe nur dich. — Du siehst, was für Glück du hast."
Nerone war ein gutgesitteter Bursche, und darum erklärte er sofort: „Also werden wir uns heiraten." „Heute nach dem Tennis", antwortete Titania, „kannst du mich nach Hause begleiten und bei meinen Eltern um mich anhalten."
„Ist das so üblich?" — „Ja, das ist so üblich." Die Kameraden riefen sie, und die Partie begann. Gegen Abend begleitete Nerone Titania nach Hause. Zu Hause war Titanias Vater, und Nerone sagte sofort zu ihm: „Verehrter Vater Titanias! Ich liebe Titania, und Titania liebt mich. Also müssen wir heiraten. Ich bin gekommen, um die Hand Ihrer Tocher zu bitten, wie das üblich ist."
Titanias Vater hob die Augen von seiner Zeitung auf, schaute Titania ins Gesicht, dann schaute er Nerone ins Gesicht und endlich brach er in ein mächtiges Lachen aus. — — —
Die Zeitung war zur Erde gefallen. Titanias Vater lachte und schüttelte sich dabei, wie sich die Erde bei einem Beben schüttelt. Aber dieses Beben nahm kein Ende. Das Zentrum des Bebens war der sehr bedeutende Bauch von Titanias Vater. Die zuckenden Wellen bewegten sich auf Titania und Nerone zu und stießen sie an; sie riefen ein langes Vibrieren der Kristalle auf einer Säule an der Wand im Hintergrunde hervor: Nachdem er durch das ganze Zimmer gewirbelt war, langte dieser Sturmwind von Gelächter an den Fensterscheiben an und stieß sie auf, nahm den Weg durch das Fenster und stürzte sich in die Luft. Die friedlichen Strahlen der Frühlingssonne wurden dadurch verwirrt. Titanias und Nerones erschrockene Augen sahen, wie die ganze Natur in Aufstand geriet durch dieses Mannes unehrerbietiges Lachen, das bis zur Sonne stieg, die, ohne sich zu bewegen, dieses ungeheuerliche Lachen aufnahm und es heiter verschlang.
Titanias Vater hatte aufgehört zu lachen. Zuletzt verebbte der feierliche Bauch. Der Vater sagte: „Ihr seid zwei große Affen." Und ging hinaus, eine Arie aus dem Troubadour anstimmend. Nerone war sehr niedergeschlagen. Titania tröstete ihn sogleich.
„Er hat uns nicht verstanden", sagte sie. „Es ist besser, wenn du morgen gegen elf kommst, dann ist meine Mutter da. Halte bei ihr um meine Hand an." — „Und glaubst du, daß sie mich annehmen wird?" — „Sicher, Frauen verstehen die Liebe besser als Männer."
Sie umarmte ihn, und er ging getröstet von dannen. Am nächsten Morgen schwänzte er die Schule, um pünktlich um elf Uhr da zu sein. Titania selbst kam und öffnete ihm. In der Diele umarmte sie ihn; dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn vor das Angesicht ihrer Mutter.
Nerone sprach: „Verehrte Frau Mutter Titanias! Ich liebe Titania, und Titania liebt mich. Also müssen wir heiraten. Ich bin gekommen, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten, wie das üblich ist."
Titanias Mutter hob die Augen von ihrer Stickerei auf; sie schaute Titania ins Gesicht; dann schaute sie Nerone ins Gesicht, und dann brach sie in einen Strom von Tränen aus. — — —
Die Stickerei war zur Erde gefallen. Titanias Mutter hatte das Gesicht in die Hände vergraben, und man sah, wie es dort in verzweifeltem Weinen bebte. Sie preßte die Hände vors Gesicht. Dann erhob sich ein langes, unterdrücktes Schluchzen, das sich durch das fahle Zimmer verbreitete. Von Zeit zu Zeit gaben die Hände etwas nach, und es drang ein Schnauben hervor und feine Strahlen von Stöhnen, die sich in Zischern wanden und sich in Spritzern von Verzweiflung zersplitterten, die nach allen Seiten versprühten. Der Schmerz von Titanias Mutter stürzte sich auf Titania und Nerone, wirbelte in der Luft herum, versetzte Möbel und Stoffe in Wellenbewegung, ging wie ein Wasserfall über die glatte Oberfläche des Klavieres, die er durchnäßt zurückließ wie einen aufgespannten Regenschirm und begann, von den Rändern der Bordbretter zu träufeln. Dann plötzlich drängte er wie ein Orkan gegen die Fensterscheiben, stieß sie auf, entfloh schreiend aus dem Fenster und stürzte sich dem Himmel entgegen, der sich rasch wie durch Wolken verfinsterte. Titanias und Nerones

Zeitgemäße Auslegung

Von Oskar Jancke

Was ist der Mensch? Klein oder groß,
Nichts oder aller Dinge Maß?
Ein Gott, ein Geist, ein Erdenkloß?
Von Dauer oder nur wie Gras?

Was ist der Mensch? Uns kümmert's nicht,
Die wir auf anderes versessen:
Genau nach Punkten und Gewicht
Erst mal den Menschen auszumessen.

Denn er muß leben, eh' er ist.
Wie einfach ist dann das Problem!
Der Mensch ist, daß du's nicht vergißt,
Ein abgekartetes System.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

erstaunte Augen sahen, wie die ganze Luft blauschwarz geworden war und wogte, bis zu den Wolken hin, die in Strudeln dieses unermeßliche Weinen einschluckten. Titanias Mutter hatte aufgehört zu weinen. Zuletzt beruhigte sich ihr faltiger Hals. Sie sagte: „Ihr seid die Nägel zu meinem Sarge." Und ging von dannen, die Füße nach sich schleppend, als ob sie sie verlöre. Unter diesem unerwarteten Schlage hatte sich Nerone auf einen Sessel fallen lassen. Titania hatte für drei Minuten die Sprache verloren. Dann war sie die erste, die sich faßte.

„Auch sie hat uns nicht verstanden", sagte sie. „Weißt du, weil sie nicht glauben, daß wir uns wirklich lieben, machen wir es so: Es ist nötig, sie zu überzeugen. Wir müssen ihnen einen Beweis unserer Liebe geben, verstehst du?" — „Geben wir ihn." — „Wann?"

„Wann du willst, heute noch, nach der Schule." — „Nein, für heute habe ich meine Freundinnen zum Tee eingeladen. Komm morgen um drei Uhr wieder. Dann sind sie alle beide hier: mein Vater und meine Mutter. Und dann geben wir ihnen einen Beweis unserer Liebe, und dann werden sie nichts mehr dagegen sagen können."

„Gut, um drei. Und welchen Beweis werden wir ihnen geben?"

„Von heut bis morgen ist Zeit, darüber nachzudenken."

Sie umarmte ihn, und er ging getröstet von dannen. Am folgenden Tage standen Titania und Nerone Titanias beiden Eltern von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Durch das geöffnete Fenster leuchtete die Maisonne und das Blau des Himmels ins Zimmer. Der Vater und die Mutter saßen Seite an Seite. Sein Gesicht war von einem spöttischen Lächeln überzogen, das ihre von einem gequälten.

Titania sprach: „Ihr glaubt nicht, daß wir uns lieben; wir haben deshalb beschlossen, euch irgendeinen Beweis davon zu geben."

Nerone fügte hinzu: „Fordern Sie einen Beweis, welchen Sie wollen, und wir werden ihn sofort erbringen." Alle blieben zwei Minuten stumm. Diese zwei Minuten waren unendlich lang. Dann sagte Titania leise zu Nerone: „Wir müssen hier irgend etwas beschließen."

Nerone pflichtete bei: „Irgend etwas Heroisches."

Er dachte noch einen Augenblick nach, dann sagte er: „Verehrte Eltern Titanias! Sie wissen nicht, was Sie von uns fordern sollen, und deshalb wissen wir nicht, wie wir Sie überzeugen sollen. Wir sind gezwungen, zu großen Mitteln zu greifen. Wenn Sie nicht an unsere Liebe glauben wollen, werden wir uns töten."

„Sofort", pflichtete Titania bei, „und hier vor euren Augen." — „Womit?" fragte der Vater. Es entstand ein neues, sehr betroffenes Schweigen. Titania und Nerone schauten sich um, aber erblickten nichts Geeignetes für ihren Fall. Dann sagte Titania: „Wir werden uns aus dem Fenster stürzen." — „Und dann, wenn ihr euch gestürzt habt?" — „Dann werden Sie in Ewigkeit", sagte Nerone, „die Gewissensbisse über unseren Tod haben."

„Dann werdet ihr glauben", sagte Titania, „daß wir uns wirklich lieben."

Nerone nahm das Wort wieder auf: „Sind Sie jemals bei einem Boxkampf gewesen? Jetzt zähle ich bis zehn, wie es der Schiedsrichter macht, wenn einer ‚knock-out' ist. Wenn Sie uns bis zehn keine Antwort gegeben haben, stürzen wir uns hinaus."

Die Mutter wandte sich an den Vater: „Was heißt ‚knock-out'?"

„Nichts von Bedeutung", antwortete der Vater — „lassen wir sie ein wenig spielen, die lieben Kindlein."

Das verletzte die Herzen der Verliebten tief. Titania sagte: „Zähle, Nerone" — und sie drängte sich an seinen Arm.

„Ich fange an", erklärte Nerone, und, indem er sie mit dem linken Arm um den Leib faßte, erhob er die rechte Faust und begann, sie im Takte herunterzuschlagen und wieder zu erheben. Dabei zählte er: „Eins, zwei drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn." Die beiden Eltern sahen leicht erschrocken zu. Nach zehn folgte ein Augenblick der Stille. Dann drehten sich Titania und Nerone so vereinigt mit den Gesichtern zum Fenster, nahmen plötzlich Anlauf und schrien: „Out". Mit zwei Schritten hatten sie das Fenster erreicht, sprangen und schwangen sich über das Fensterbrett hinaus ins Leere.

Ein übermenschlicher Schrei entrang sich den Kehlen von Titanias Eltern. Sie sprangen von ihren Sitzen und liefen heulend und mit ausgestreckten Armen zum Fenster, um die Entfliehenden noch zu packen. Aber als sie dort angekommen waren, versteinerten sie förmlich vor Schreck.

Als Titania und Nerone das Fensterbrett übersprungen hatten, waren sie nicht hinuntergefallen. Titania und Nerone hielten sich umschlungen und entfernten sich durch die Luft, als flögen sie sanft zum Himmel.

„Titania, Titania!" riefen die Eltern — aber die beiden jungen Menschenkinder hatten das Dach des gegenüberliegenden Hauses erreicht und stiegen langsam dem Lichte entgegen. — „Titania!" — Jene riefen es noch, und andere Schreie von anderen Fenstern nahmen das Echo auf; aber die beiden Liebenden flogen weiter und drehten sich nicht um. In kurzer Zeit hatten sich die Häuser rings mit Köpfen bevölkert, die aufwärts blickten und schrien. Titania und Nerone, sich immer noch umschlungen haltend, waren jetzt ganz hoch über der Stadt. Ihre Köpfe berührten sich, und wie ein Schiffsbug durchfurchten sie die Luft. Ihre Körper bildeten eine einzige und gerade Linie, die hinter sich eine Fahne zitternden Lichtes ließ. Jeden Augenblick wurden sie kleiner und kleiner. Sie waren nun nichts mehr als ein kleines, schwarzes Zeichen am strahlenden Himmel.

Ein schwarzes Dreieck von Schwalben tauchte im Osten auf, tiefer als die Liebenden; es durchflog die Luftschicht unter ihnen und verdeckte sie. Aber als die Schwalben vorübergeflogen, sah man auch nicht einmal das kleine schwarze Zeichen mehr, das vom fernen Blau aufgesogen war.

„Sie liebten sich", stöhnte Titanias Mutter zum Gatten, der sie stützte, „und wie sie sich liebten!"

Während der nächsten Wochen wiederholte sich der Fall in der Stadt, daß Verliebte sich aus dem Fenster stürzten, um irgend jemandem ihre Liebe zu beweisen — aber alle endeten damit, daß sie zerschmettert auf dem Pflaster landeten. Bald ging auch diese Mode vorüber. Von Titania und Nerone aber hörte man nichts mehr.

(Aus dem Italienischen übersetzt von Mathilde Drangosch.)

Urlaub

(E. Thöny)



„Ja, Sepp, wie kommst denn du da rein?" — „Ja weißt denn nicht, daß ich bei den Stoßtrupplern bin?"

München, 21. Januar 1940
45. Jahrgang / Nummer 3

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT. MÜNCHEN

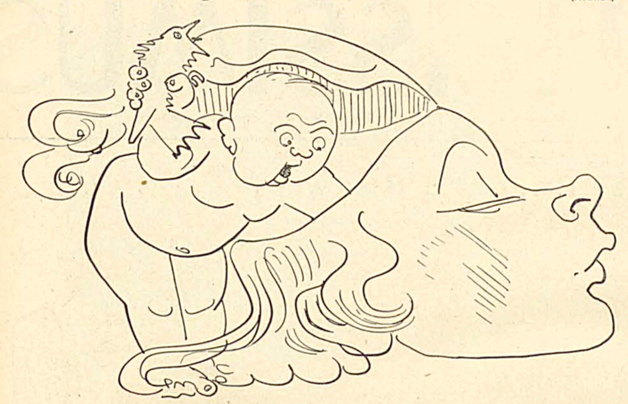
Bei Bernard Shaw

(O. Gulbransson)



„Fällt Ihnen das Arbeiten eigentlich schwer, Meister?" — „O nein! Heute ist es keine Kunst mehr, über englische Verhältnisse eine Satire zu schreiben!"

Aufräumungsarbeiten



(Fr. Bilek)

EIN PAAR HANDSCHUHE

VON OTTO VIOLAN

Es ist im Kriegsherbst 1939. Auf einer Bank im Stadtpark, in dem die Kastanien über die ungewöhnliche Wärme dieses Oktobertages verwundert ihre feuergelben Häupter schütteln, liegt ein Paar beinahe neuer Frauenhandschuhe. Mutterseelenalleine.

Frau Klapproth, die zwecks Abkürzung ihres morgendlichen Einkaufsweges den Park durchquert, stößt einen leisen Schrei aus, als sie die beiden pelzgefütterten Lederhandschuhe in der einsamen Herbstlandschaft erblickt. Sie sieht erst nach links, dann nach rechts; in der nächsten Viertelsekunde sind die Handschuhe in ihrem Gemüsekörbchen verschwunden.

Mit einem glückerfüllten Herzen tätigt Frau Klapproth ihren Karotteneinkauf. Ihre mageren, siebzigjährigen Hände zittern in dem Vorgefühl der behaglichen Wärme, die ihr die gefundenen Pelzhandschuhe in den langen Wintermonaten spenden werden. Als sie daheim die Mohrrüben auf den Tisch schüttet, rieselt ihr kalter Schreck durch die Glieder: die Handschuhe sind weg; glatt aus dem Körbchen gezaubert.

O du mein Gott, was gibt es doch für schlechte Leute, denkt Frau Klapproth.

Inzwischen freut sich Herr Albert Vierkanter an dem Besitz zweier tadellos gefütterter, nahezu ungebrauchter Damenlederhandschuhe, deren Wert er auf achtzehn bis zwanzig Mark schätzt. Herr Vierkanter ist Marktgehilfe und langjähriger Insasse von Moabit. Als solcher hat er seine Erfahrungen. Er weiß daher, daß der Mann, der jetzt so unauffällig hinter ihm herschlendert, der Kriminalbeamte Niederführ ist. Um unliebsamen Auseinandersetzungen auszuweichen, türmt Herr Vierkanter in die nächstbeste Tram. Zwanzig Pfennig Unkosten für eine Kurzstrecke, denkt er, das lohnt sich bei einem Fang von achtzehn Mark. In dieser schweren, bezugsscheinpflichtigen Zeit. Er hat vergessen, daß Niederführ Turner und Träger des goldenen Sportabzeichens ist. Während Vierkanter im Triebwagen Verwertungsgedanken bezüglich der Frauenlederhandschuhe nachgeht, beobachtet ihn Niederführ lächelnd von der Plattform des Raucherabteils.

Eine Viertelstunde später finden sich Vierkanter, Niederführ und die Damenlederhandschuhe im Polizeirevier 127 wieder zusammen. Es wird ein kleines Protokoll aufgenommen, Vierkanter darf sich nach einem kurzen Verhör in seine Zelle zurückziehen, die Handschuhe, die der Kommissar etwas unachtsam beiseite geschoben hat, als er Vierkanter das Protokoll unterschreiben ließ, ruhen im Papierkorb. Dorthin sind sie nämlich vom Tisch des Kommissars gefallen.

Tags darauf findet sie die Aufräumerin Lackenbacher, als sie Papier zum Unterzünden sucht. „Eine Sünd", murmelt sie vor sich hin. „Wer wird denn so gute Handschuhe in den Papierkorb schmeißen!" — Sie stülpt die Handschuhe über die Finger. Sie passen wie angegossen. Mit den Pelzhandschuhen begibt sich Frau Lackenbacher vom Revier, wo sie nur aushilfsweise beschäftigt ist, an ihren Dienstort. Sie macht zweimal in der Woche bei der Schauspielerin Ehrendt gründlich. Während sie das Vorzimmer kehrt, liegen die Handschuhe auf der Küchenkredenz. Hier entdeckt sie die Schauspielerin, die eben aufgestanden ist. „Ah ... da sind sie ja!" sagt sie mit einem erleichterten Aufatmen. „Und ich dachte schon, ich hätte sie gestern im Stadtpark verloren!"

Bäume um Fabian und Sebastian

Von Dr. Owlglaß

Kahle Gerippe
im fahlen Licht,
eine einsame Sippe . . .
Sie rühren sich nicht;
harren und schweigen.

Aber die Säfte beginnen zu steigen.

Haucht er nicht, von Westen der Wind,
feuchter heute und seltsam lind?
Ist's nicht, als ob sie gellender riefe,
hinter den Hügeln die Lokomotive?
Und die Stapfen im Schnee dort, schau,
warum scheinen sie plötzlich grau?

— — — — — — — — — — —

Was will werden?
Was soll's geben?

Gleich einem bräunlich-runzligen Schratt
nieder zur Erden
taumelt das letzte verschrumpelte Blatt . . .

Neues unfaßliches Leben —?

MIT STAHLKANTEN

VON WALTER FOITZICK

Als ich Oskar traf, schien eine Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein, so eine Art innere Einkehr. Er sah oft prüfend zum Himmel und steckte den Zeigefinger in den Mund, um ihn dann prophetisch in die Höhe zu heben. Er erklärte mir, so könne man am besten die Windrichtung feststellen. Ich fragte ihn, warum er denn die Windrichtung wissen wolle. „Daran kann man am besten erkennen, ob Föhn kommt, oder ob sich das Wetter hält." Ich verstand dieses Interesse nicht sogleich, aber Oskar klärte mich bald darüber auf, daß er ein bißchen Skilaufen wolle.

Nun, dabei war ja eigentlich nichts. Tausende laufen Ski, warum sollte Oskar es nicht auch tun. „Weißt du, ich will es nicht sehr sportlich betreiben, sondern nur so, ein bißchen im Schnee herumhatschen, damit das Blut ordentlich durch den Corpus strömt, querfeldein und querbergauf laufen, mit den Brettern an den Füßen spazierengehen."

„Vorzüglich", rief ich, „das ist etwas für dich, Oskar"; fast hätte ich jetzt noch „Alterchen" gesagt, aber dann hätte er mir eine hineingehauen. Ich fürchtete, daß er in vier Wochen jedes Gespräch mit einer gehörigen Portion Pulverschnee oder einer sausenden Schußfahrt würzen würde, halt mit den Dingen, die Skiläufer für das Wesentlichste auf der Welt halten, und für die sie das Interesse bei jedermann voraussetzen.

Nach einiger Zeit traf ich Oskar wieder. Harmlos fragte ich ihn: „Na wie gehts?" Oskar erwiderte sofort: „Danke gut, die Stahlkanten werden jetzt montiert." Erst dachte ich, daß es sich hier um eine zackige Redensart handle, die man gebraucht, um die Schärfe einer Gesinnung zu betonen. Ich lächelte also leichtblöde, aber Oskar bemerkte sofort meine Unkenntnis und bemühte sich, mir auf den richtigen Weg zu helfen: „Die Stahlkanten werden an meine Skier montiert." Oskar hatte sich also sofort die ganze Überlegenheit des Sportsmanns über den niederen Menschen angeeignet. Noch zeigten sich aber bei ihm Spuren seiner skilosen Jugend und er erklärte mir, daß man heutzutage unbedingt Stahlkanten brauche wegen des „Harsch". Da wir gerade von Mensch zu Mensch miteinander sprachen, getraute ich mich zu fragen, was Harsch sei. Ich erfuhr, daß Harsch der spiegelblanke Überzug der Berghänge ist, der auf dem Schnee entsteht, wenn es erst taut und dann friert. Ich fragte ihn, warum er denn ausgerechnet auf dem Spiegelblanken herumhatschen wollte, Oskar erklärte, er wisse es auch nicht, aber er habe mit Meyer gesprochen, der ein anerkannter Skiläufer sei und der habe gesagt, er solle sich gleich was Ordentliches anschaffen und Stahlkanten gehörten zum Ordentlichen. Wenn man den Körper ruckartig herumwirft und die Skier dabei kantet, so schnitten sie am steilsten Hang ins spiegelblanke Eis ein.

Ich mußte Oskar dabei von der Seite ansehen und konnte es mir schwer vorstellen, wie er sich ruckartig herumwerfe und am steilsten Hang in was hineinschneide. Oskar ist nämlich die Behaglichkeit selbst und liebt einen frühschoppengewürzten Naturgenuß.

Allerdings hatte er sich in dem Gebrauch der Fachausdrücke schon heftig eingelebt. Er erzählte mir auch, daß Meyer ihm durchaus geraten habe, sich Schichtenskier anzuschaffen, „weißt du, damit sich die Skier nicht verziehen und man eine gute Führung behält, wenn man am Steilhang arbeitet."

„Um Gotteswillen, Mensch, was hast du vor", rief ich „willst du denn solche Hänge hinuntersausen?" — „Ich wills nicht, aber der Meyer verlangt, daß ichs will und er sagt, es seien vorzügliche Bretter und ich könne darauf stolz sein."

Gestern stieß ich wieder auf Oskar und ich fragte ihn sofort, ob er jetzt stolz sei. „Das schon", erwiderte er, „aber meine Füße sind zu schwach, das verflixte Dreckzeug zu schleppen." Ich tröstete ihn und riet ihm, die eisenbeschlagenen Balken aufzuheben, vielleicht kaufe er sich mal eine Burg und da könne er sie als Tragbalken für die Zugbrücke benützen, denn für Zugbrücken sei das Solideste und Schwerste gerade gut genug.

Im türkischen Erdbebengebiet

(Erich Schilling)



„England und Frankreich sind hilfreich und gut, sie wollen uns einen großen Krieg schenken, damit unsere jetzige Not uns nur noch klein erscheint!"

Sein letzter Auftritt

VON FRITZ KNÖLLER

„Die Rolle des Stücks, den Kaiser zu spielen bat man mich!" — Ergriffen lauschte der Stammtisch dem kgl. Hofschauspieler im Ruhestand, Karlfriedrich Pose. Nie so recht hatte man dem Manne geglaubt, wenn er den Vorhang von seiner Vergangenheit riß und als faustgroßer Stern am Bühnenhimmel erstrahlte. Nun man aber im „Käthchen von Heilbronn" die Rolle des Stücks — Pose mußte es ja wissen, die Herren kannten das „Käthchen" nur dem Namen nach — dem Mimen geradezu aufgedrängt hatte, fühlte sich die Tafelrunde tief geehrt; sie bewunderte jetzt alles an Pose, sogar seine Verschwiegenheit, die es ihm verbot, die große Bühne zu nennen, die ihm die Rolle des Kaisers untertänigst angetragen hatte. Das große Theater war eine Wanderbühne, die wie Poses Stammtisch ihren Sitz in derselben Stadt hatte, und die Rolle des Kaisers war wie eine Brosame des Herrn nach jahrzehntelanger Entbehrung dem Komödianten zugefallen. Sie war auch nicht die Rolle des Stücks, sie beschied sich mit dem letzten Aufzug und nährte ihr flackerndes Licht mittels vier Szenen, wovon die erste sogar dem Blaustift anheimfiel. Dennoch fühlte sich der alte Mime ungemein gehoben und verpflichtet, den „jungen Dächsen" als leuchtendes Beispiel voranzuschweben, allein, die „kläglichen Wichte" vermochten sich nicht an seine Fersen zu heften. Das „Käthchen" sollte zuerst an einem Flecken namens Zaiselsbronn herauskommen. Am frühen Morgen schon erschien Karlfriedrich Pose bei dem Spielleiter des Stücks und rief, eine Fahrkarte in der hocherhobenen Rechten, er werde schon jetzt in den nächsten Zug nach Zaiselsbronn sich setzen. Er verschmähe es, sich wie ein Stück Vieh in den gemeinsamen Wagen sperren und so auf die Bühne entleeren zu lassen; erachte er doch als seine eiserne Pflicht, sich in aller Ruhe auf seine Rolle vorzubereiten. Schmitt genehmigte es. Am späten Nachmittag holperte der Wagen mit den fahrenden Leuten über das Katzenkopfpflaster des Städtchens. Schmitt äugte vergebens nach dem alten Mimen aus, der sich, so war es verabredet, jetzt hätte zeigen sollen. Herr Gäbele indessen, Schultheiß von Zaiselsbronn, beschwichtigte den Spielleiter. Besagter Herr habe im „Rößle" heute morgen schon eingesprochen,

Feldpost

(K. Heiligenstaedt)



„Na, Fräulein, wenn Sie der Wehrmacht auch so entgegenkommen wie der Reichspost, denn nehmen Sie sich besser ein Schließfach!"

reichlich gevespert, sich sodann an Spätzle und Schweinslummel gütlich getan, und jetzt sitze er hinter dem Heurigen, der ihm halt immer noch schmecke. Schmitt nahm sich vor, sobald er den Aufbau der Bühne hinter sich habe, nach dem Manne zu sehen, der sich ein wenig zu gründlich auf seine Rolle vorzubereiten schien.
Zaiselsbronn hatte eine steinerne Scheune schlecht und recht in ein Bühnenhaus verwandelt. Die Bühne besaß nur eine geringe Tiefe, und über der Bühne befanden sich die Garderoben, und unter der Bühne gähnte ein dürftig beleuchteter Keller, ein ehemaliges Rübenloch mit einem Haufen Koks, der die Dampfheizung nährte, und hinter dem Koks verbarg sich das Pförtchen zum Geheimen Gemach, und überdies mußte der Keller jetzt noch zur Unterkunft von Kulissen dienen, die man zu dem verwandlungsreichen Stück benötigte.
Schauspieler, die sich im „Rößle" gestärkt hatten, berichteten wenig Günstiges von dem alten Mimen. Besorgt eilte Schmitt nach dem Wirtshaus. Ob sich der Herr auf diese Weise vorbereite?! schnaubte er. Hei, wie brauste da der Mime auf! Schmitt solle sich um seine grünen Dächse kümmern. Und wenn er ihm angesäuselt scheine, dann werde er, sobald es ans Auftreten gehe, stocknüchtern die ganze Bande in Grund und Boden spielen. Zur Bekräftigung ergriff der alte Theaterhase seinen Humpen und schwappte ihn in die Kehle hinab.
Die Vorstellung begann, Schmitt mußte jetzt an allen Ecken und Enden zugleich sein. Währenddem überschlug er, ob Pose, wenn er dem Heurigen ferner so zuspreche, überhaupt noch auftreten könne. Er nahm einen jungen Darsteller beiseite, der im letzten Aufzug nichts mehr zu tun hatte, und drang in ihn, in den Bart und den Ornat des Kaisers zu schlüpfen, und widerwillig bequemte sich der dazu und verzog sich nach dem Keller, um dort, unbehelligt von Lärm, sich die Rolle des Heldenvaters einzutrichtern.
Insgeheim rechnete der Spielleiter damit, Pose möge über dem Wein seinen Auftritt versäumen und somit die Vorstellung nicht weiter gefährden. Plötzlich vernahm er tappende Schritte und dann ein Trampeln auf der Stiege zu den Garderoben hinauf. Er stürzte dorthin und sah den alten Mimen im Geländer hängen. Was er hier suche?! zischte Schmitt. Den Weg zum Geheimen Gemach, stammelte der. Schmitt nahm den Mimen beim Arm und beförderte ihn in den Keller hinab, entschlossen, Pose auf dem Örtchen einzusperren. Unten fiel ihm ein, daß er oben etliche Weisungen erteilen müsse. Er lehnte den Komödianten wie eine Kulisse an die Wand, deutete an, links um den Kokshaufen herum und dann rechter Hand liege das Örtchen, und huschte davon.
Pose begab sich auf die Suche. Vor seiner Nase erhob sich ein düsterer Hügel. Wenn er den genommen, öffnete sich ihm wohl die Fernsicht auf das begehrte Örtchen. Über Geröllhalden auf allen vieren klomm er empor. Endlich, in den bröckelnden Grat verklammert, erspähte er etwas Flimmerndes, edel Gewandetes, das sogleich ins Finstere entwich. „Wer bist du, der sich dieser Nachtzeit anmaßt?!", rief Pose mit Posaunenstimme und richtete sich hoch und beschwörend auf, doch siehe, der Berg schrumpfte unter seinen Füßen, und der Mime, in einen prasselnden Steinschlag gehüllt, sauste zu Tal, fuhr in einen Wald ehrwürdiger Stämme hinein, entwurzelte sie, und donnernd schlugen die Bäume über Pose zusammen.
Unter Fluchen und Schwitzen schälten die Bühnenarbeiter den Mimen aus den Kulissen heraus. Da, was sah er? Einen „blutjungen Laffen" in seinem Kostüm, in Krone und Ornat des Kaisers! Knirschend warf Pose sich auf ihn, riß den Verblüfften am Bart und schrie: „Wie? Hat man hinter meinem Rücken einen Gegenkaiser aufgestellt?! Herunter mit der Krone, herunter mit dem Ornat!" und Pose tobte und schluchzte und rang um seine Rolle wie eine Mutter um ihr heißgeliebtes Kind. Sein Gebrüll drang zu den Darstellern auf die Bühne und darüber hinaus unter die Zuschauer. Es blieb nichts anderes übrig — der Gegenkaiser mußte der Krone entsagen, und ein Dutzend Hände mühten sich, den alten Mimen flugs zu entkleiden, von den Koks- und Tränenspuren zu säubern, ihn hoheitsvoll zu schminken und in die kaiserliche Amtstracht zu hüllen, und dann schob ihn Schmitt vor sich her wie ein wackeliges Versatzstück, stieß ihn zum Schlitz des Vorhangs hinaus und hielt ihn am Wams fest wie eine Kulisse, die man angeschnürt hat, denn jetzt mußte der Kaiser sein Selbstgespräch halten, das vor dem Vorhang erschallen sollte.
Pose, die Krone schief auf der löwengelben Atzel, sah die Zaiselsbronner um sich kreisen, zäher Schweiß entquoll seinen Poren, und es überkam ihn, etliche Worte aus einem Ritterschauspiel, wie hieß es doch?, seien nun angebracht. Er lauerte auf einen Satz wie ein Fisch auf eine Mücke, und da, da, endlich haschte er einen Satz, und dann wurde er inne, er habe den Satz mitten aus dem Selbstgespräch herausgeschnappt, und so sehr er nach dem Anfang seines Monologes gierte und die selbst den Zuschauern vernehmlichen Worte des Vorsagers zu erfassen suchte, es fiel kein neuer Satz von seinen Lippen, und da nun doch etwas gesagt werden mußte, das erwarteten scheints die dort unten von ihm, drehte und wendete er den aufgespießten Satz wie ein Fiebernder, der mit seinen Blicken an der Tapete entlangirrt und immer wieder auf dasselbe Blümchen stößt. Endlich holte ihn Schmitt wie eine Fahne herein, und die Zuschauer, Geheimes im Stücke gewohnt, zerbrachen sich nicht weiter den Kopf über die seltsamen Worte des Kaisers.
Vor dem nächsten Auftritt des Kaisers beriet man in fliegender Hast, was man mit ihm, dessen Krone und Beine so bedenklich wankten, nun beginnen sollte. Missen konnte man den Kaiser nicht. Er mußte sich in jener Szene im Hintergrund der Höhle halten, wohin das sanfte Käthchen vor der bösen Kunigunde entwich, alsdann sich zu seiner Vaterschaft bekennen und das Flehen des Wetter vom Strahl um des Mädchens Hand entgegennehmen. Man entschied sich, dem Kaiser einen Thron unterzuschieben, damit er von ihm aus wie ein Edelstein in zuverlässiger Fassung sein Dutzend Verse herabblitzen könne, und überdies hämmerte Schmitt, ehe der Vorhang sich hob, dem Umnebelten sein Röllchen ein. Pose aber war in das innerste Gemach seines Rausches geglitten, sein Ohr vernahm nicht mehr das harte Pochen der Tatsachen.
Der Vorhang spaltete sich. Im Grund der Höhle thronte der Kaiser, bleich wie schwabbelnder Teig, Kummerfalten im Antlitz, die Hände um das stattliche Ränzlein gepreßt; offenbar plagte ihn Leibkrümmen. Das Stichwort fiel; der Kaiser verriet in nichts, ob es an sein erlauchtes Ohr gedrungen wäre. Nochmals wiederholte der vom Strahl seinen Vers, und wie ein Drache blies der Vorsager Seiner Majestät die Antwort unter die Nase. Vergebens. Teilnahmslos wie ein Lebkuchenmännchen hing Pose in seinem Thron. glotzte vor sich hin ins Leere, und plötzlich winkte er verdrossen ab, zum Zeichen, daß er unbehelligt bleiben wolle.
Nach einem Weilchen reckte ein „junger Dachs", Graf von der Flühe, den Arm gegen den Kaiser und wies darauf hin, wie bleich und überwältigt von Käthchens Geschick die Majestät dort throne, unfähig, ihren Jubel in Worte zu kleiden. Man atmete auf, selbst der kaiserliche Leichnam gewann wieder einen Schimmer von Leben und nickte dem flehenden Grafen vom Strahl steif und huldvoll Gewährung.
Alle waren sich einig, daß der Kaiser jetzt verschwinden müsse. Sie schleppten ihn auf seinem Thron in den Keller hinab und überließen ihn dort sich selber. Die beiden Sätzchen, die im Schlußauftritt seiner noch harrten, schnitt man auf die Heldenmutter zu, Frau Barbara Schmälzle.

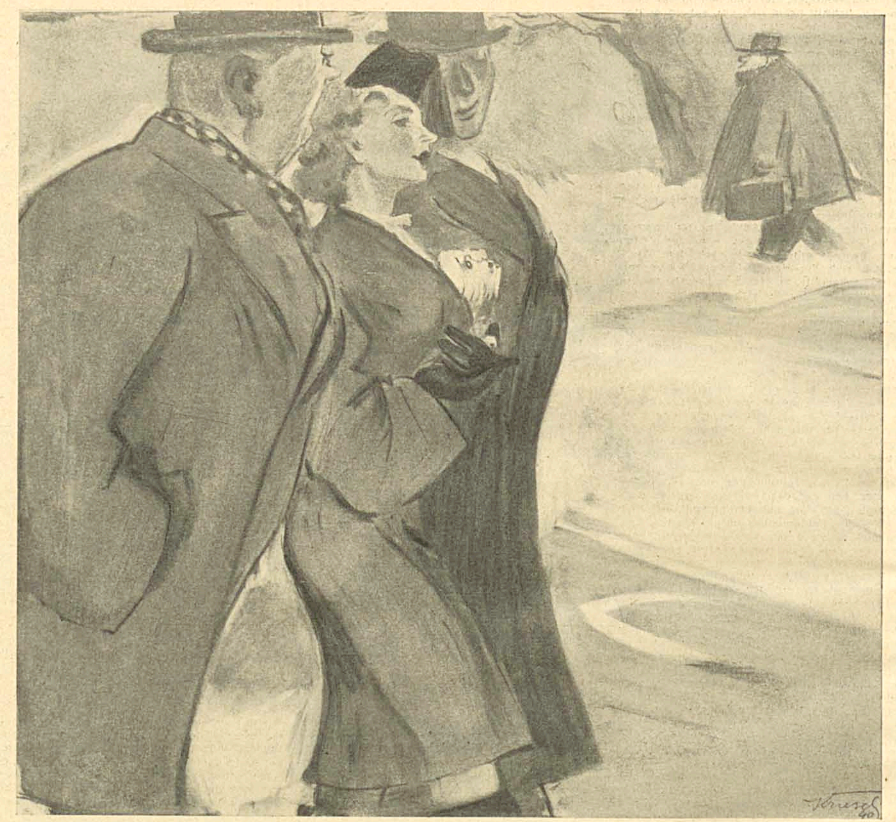
Der wählerische Kunde

(H. Lehmann)

„Wenn S' noch mehr riechen woll'n, Herr — g'färbte Disteln hab' ich auch noch da!"

Verwandtschaft

(R. Kriesch)



„Mach doch wenigstens solange Onkel Artur mitgeht ein freundliches Gesicht, Edith!"
„Ich denke gar nicht dran, Oskar — schließlich ist er ja an deiner brutalen Erbmasse beteiligt!"

Nach dem allseits begrüßten Ende der Vorstellung rüstete man hurtig zum Aufbruch. Noch während der Nacht wollte man in dem gemeinsamen Wagen nach der Großstadt XYZ. fahren und dort in einer Herberge vorausbestelltes Quartier nehmen. Man klaubte auch den Kaiser auf, der von seinem Thron gestürzt und im Koks wie auf einer blühenden Halde eingeschlummert war, und verstaute ihn im Wagen hinter dem Lenker, damit ihm, der so viel des Guten genossen, die rüttelnde Fahrt nicht allzu viel anhabe.
Während nun aber der Spielleiter im Kopf einen Eilbrief an den Häuptling der Bühne entwarf, der sie von der ferneren Mitarbeit des alten Mimen entbinden sollte, rang Pose mit dem in Zaiselsbronn Genossenen, und es war nicht abzusehen, wie dieser Streit in seinem Innern enden wolle. Er endete. Ein tückischschleichender Duft verbreitete sich im Wagen, und das Entsetzen darüber schwoll in dem Grade an, als man der Erscheinung nicht entweichen konnte. Es war Herbst, draußen knisterte der erste Nachtfrost, an das Öffnen eines Fensters durfte man nicht denken. Die böse Kunigunde, im Leben nicht das abgefeimte Geschöpf ihrer Rolle, zückte ein Fläschchen billigen Riechstoffs, vergeudete ihn ringsum und bedachte vornehmlich Pose damit. Vergebens.
Wie die Tiere des Urwalds das aus nächtlicher Bedrängnis erlösende Taggestirn umjubeln, begrüßten die Mimen das lichtüberstrahlte Weichbild der Großstadt. Auch Pose, aus seinem Dahindämmern aufflackernd, teilte diese Freude. Zu der hinter ihm sitzenden Heldenmutter geneigt, lallte er: „Höchste Zeit, daß wir einlaufen, meine Liebe. Würde die Fahrt noch länger dauern, könnte ich, bei Gott, nicht verbürgen, ob ich fernerhin meiner noch mächtig wäre." Die gemarterte Schmälzle vernahm dies nur halb; sie fühlte einen ihrer Herzkrämpfe nahen.
In der Herberge waren das Käthchen und die böse Kunigunde wetteifernd um die Arme besorgt. Nicht lange jedoch, und die Tür zum Gemach der Heldenmutter sprang von einem Fußtritt weit auf, und unter der Tür, zwei Flaschen Burgunder im Arm, stand schwankend und strahlend Karlfriedrich Pose. Was er hier suche? fauchte das Käthchen. Ob er nicht wisse, wie es um die Schmälzle stehe? — Deshalb komme er ja, gluckste der Mime. In verwegenen Bögen näherte er sich der Heldenmutter, verwickelte sich dabei in einen Teppich und stürzte vornüber auf sein Gesicht, die Flaschen aber hielt er stramm aufrecht, damit der dicke Burgunder ja nicht zu Fall käme. „Geliebte Schmälzle!" flötete er. „Lassen Sie uns Ihre Genesung feiern, und dann gestatten Sie, daß ich auch meiner ein bißchen gedenke. Habe ich doch heute mir selbst genügt", und wohl geblendet vom Glanz seiner Leistung, schloß er die Augen und säuselte: „Heute war ich euch allen ein leuchtendes Vorbild!"
Jetzt konnte das Käthchen nicht länger mehr an sich halten. Es vergaß, daß es vor kurzem noch ein hinschmelzendes Wesen war, und rief: „Mit dem jedenfalls, mein Herr, was Ihnen im Wagen widerfuhr, waren Sie uns in keiner Weise ein Vorbild!"
Anderntags war der alte Mime spurlos verduftet. Auch an seinem Stammtisch hat man ihn nie mehr gesehen.

WIE EINE NOVELLE ENTSTEHT

VON ZSOLT VON HARSANYI

Der Titel darf niemanden erschrecken. Es folgt keine psychoanalytische Abhandlung. Ich gedenke hier nicht die inneren, sondern die äußeren Umstände der Geburt der Novelle zu erörtern. Ich bedauere, daß ich bei der Lösung dieser Aufgabe einem jungen Schriftsteller empfindlichen Schaden zufügen werde, kann aber der Versuchung nicht widerstehen, die Geschichte zu erzählen, da sie eine treffende Antwort auf die aufgeworfene Frage gibt.

Der betreffende junge Schriftsteller hat einen guten Posten in einem Ministerium inne. Das Schreiben ist für ihn kein Broterwerb. Wir leben aber in Zeiten, in denen einem jede Mark neben dem Gehalt sehr willkommen ist. Deshalb hat sich unser Freund Delbrück — in Wahrheit heißt er natürlich ganz anders — dem Schreiben ergeben. Er schreibt gar nicht schlecht und hat sogar Einfälle. Seine Bemühungen wurden auch von Erfolg gekrönt: seine Erzählung „Der Prior kehrt heim" wurde von einem Wochenblatt zur Veröffentlichung angenommen.

Die kleine Geschichte war recht geschickt gemacht. Ihre Handlung spielte sich in einer Kleinstadt ab, wo der Prior des dortigen Lehrordens sehr beliebt war. Als seelenguter alter Herr hatte er keinen einzigen Feind am Ort; Freunde hingegen um so mehr. Seine Schüler liebten ihn auch als Erwachsene wie einen Vater. Eines schönen Tages mußte der alte Prior in irgendeiner Angelegenheit in die Hauptstadt. Nur auf drei Tage. Am Donnerstag sollte er zurück sein. Seine Freunde und Verehrer gingen in Scharen zum Bahnhof, um den alten Herrn abzuholen. Statt seiner wurde ein Sarg aus dem Zug gehoben. Der Arme starb drüben in der Hauptstadt, nur sein Leichnam fand wieder zurück: Der Prior kehrte heim.

Dem Schriftleiter gefiel die anspruchslose, aber stimmungsvolle und formvoll aufgebaute kleine Geschichte. Außerdem war sie auch kurz genug und das Blatt hatte gerade zu viel Stoff. Die Novelle wurde an die Stelle einer viel längeren gesetzt und der Schriftleiter gewann eine Spalte. Delbrück war selig über das Honorar.

Nicht sehr lange danach erwies Delbrück dem Schriftleiter des Fachblatts „Der Steuerbeamte" eine Gefälligkeit. Der Schriftleiter des Fachblatts drückte Delbrück die Hand und sagte: „Haben Sie vielleicht eine Kurzgeschichte in Ihrer Schublade? Ich höre, daß Sie schreiben. Wenn Sie sie mir bis heute abend zuschicken, könnte ich sie veröffentlichen."

Doch Delbrück verfügte zufällig über kein Thema. Es gibt unfruchtbare Tage, an denen auch dem größten Schriftsteller nichts einfällt. Delbrück nagte lange an seinem Federhalter. Bis zum Abend sollte die Kurzgeschichte fertig sein. Auf einmal schlug er sich an die Stirn. Er breitete seine bereits erschienene Novelle vor sich aus und begann den Text mit einigen Änderungen abzuschreiben. Vor allem gab er der Erzählung den Titel: „Der Finanzdirektor kehrt heim". Dann folgte die Geschichte: In der Kleinstadt war der Finanzdirektor sehr beliebt. Als seelenguter alter Mann hatte er keinen einzigen Feind; Freunde hingegen um so mehr. Eines schönen Tages mußte der alte Finanzdirektor nach Budapest zum Finanzminister. Er sollte am Donnerstag heimkehren. Eine ganze Schar von Leuten ging zum Bahnhof, um ihn abzuholen. Statt seiner wurde ein Sarg aus dem Zug gehoben: „Der Finanzdirektor kehrte heim ..."

Dem Schriftleiter des „Steuerbeamten" gefiel die auch tatsächlich fesselnde Erzählung außerordentlich. Er veröffentlichte sie und zahlte das Honorar. Delbrück war sehr stolz auf seinen schlichten Einfall.

Der Einfall beschäftigte ihn weiter. Bald breitete er wieder die Geschichte vor sich aus und begann den Text abzuschreiben, diesmal mit dem Titel: „Der Hauptmann kehrt heim". In einer Kleinstadt war der pensionierte Hauptmann der Gendarmerie sehr beliebt. Als seelenguter alter Mann usw. Der Schriftsteller setzte einen Punkt nach der Erzählung und ging schnurstracks in die Redaktion des „Polizeiblatts". Der Schriftleiter las, nahm an, veröffentlichte, bezahlte.

Delbrück geriet jetzt in Feuer. Er kopierte die Geschichte mit dem Titel „Der Gastwirt kehrt heim" und brachte sie in den „Mitteilungen für Gastwirte" unter. Er schrieb sie ab mit dem Titel „Der Oberförster kehrt heim" und verkaufte sie an den „Forstwirtschaftlichen Anzeiger". Er schrieb sie ab mit dem Titel „Oberingenieur kehrt heim" und verwertete sie bei den „Blättern für Ingenieure und Architekten". Die Novelle erschien ferner mit folgenden Titeln: „Der Tabakgroßhändler kehrt heim", „Der Gutsverwalter kehrt heim", „Der Ziegeleibesitzer kehrt heim", „Der Obergärtner kehrt heim".

Vom Werdegang der Novelle bin ich seinerzeit von einem gemeinsamen Bekannten unterrichtet worden. Derselbe gemeinsame Freund erzählte, Delbrück arbeite die Geschichte soeben unter dem Titel „Der Selterswasserfabrikant kehrt heim" um. Er wollte sie im „Blatt für Selterswasserfabrikanten" unterbringen.

Damit ist die Laufbahn der Novelle mit den tausend Gesichtern endgültig abgeschlossen. Delbrück kann sie nicht mehr für weitere Berufszweige umschreiben. An seine Stelle bin nun ich getreten. Er selbst darf die Kette der verschiedenen Heimkehrer nicht mehr fortsetzen, denn er ist vor den Schriftleitern der Fachblätter entlarvt worden. Ich dagegen habe den Stoff wieder aufgenommen, freilich völlig umgearbeitet. Zwar habe ich ihn an anderer Stelle schon einmal verwandt. Aber in ganz anderer Fassung: damals hieß Delbrück Graumüller! Es ist möglich, daß auch mich jemand entlarvt und zum dritten Male eine Moral abwandelt. Auf diese Weise entsteht eine Novelle. (Auf dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)



(Fr. Bilek)

IDYLLE AUS DEM KELLERLOCH

VON ERNST HOFERICHTER

Es war um 11 Uhr nachts. Die Alarmsirene heulte in kurzen Pausen auf und nieder. Im Miethaus lockte das erste Geräusch das zweite an. Es öffneten sich Türen und Fenster. Und bald trippelte eine schweigende Prozession die Treppen zum Luftschutzkeller hinab. Von der Straße her mischten sich einige Fußgänger unter die Hausbewohner und im grauen Halbdunkel des Gewölbes entstand ein ungewisser Knäuel, der sich erst allmählich den Wänden entlang entwirrte... Alle waren sie beisammen. Und nur der Vordermaier und seine Frau hatten die Schwelle der Wohnungstüre noch nicht überschritten. Durch den offenen Spalt konnte man folgende Rede vernehmen: „Schossi, geh zua...! 's ganze Haus is schon im Keller...!"

„Na, laß mir mei Ruah...! Koane zehn Roß bringa mi da awi!"

„Sei g'scheit! Was sei muaß, dös muaß sei — — Laß dir sag'n, Schossi...!"

„Gar nix laß i mir sag'n...! Du woaßt as ja selber, was mich die Schoicherin g'hoaßen hat —"

„Dös werd sich bei der Verhandlung schon aufweisen. Für dös is dös Amtsg'richt ja da, daß —"

„In drei Tagen is der Termin. Da werd sich's zoag'n — ob mich der Trampel eine Drecksau hoaßen derf — —"

„Is ja all's recht! Aber, Schossi, sei g'scheit...! Hörst as net, wie dö Sirenen heul'n?"

„Na, mit dem Weibsbild will i net sozusag'n dö gleiche Luft atmen oder gar nebeneinander auf der Holzleg sitzen...! Da hoassat's glei — jetzt will i mi vergleicha!"

„Schossi, wennst jetzt net gutwillig gehst, dann pack i di und trag di awa — —?"

„Alisi...; Guat! Und in Godsnamal I geh awi. Aber dös sog' i dir: wennst ma du nur oan Blick zu dera hinschmeißt, dann — —"

„Da fehlt si nix! Du kannst die auf mi verlassen...!" sprach aufatmend Herr Vordermaier und die beiden schlichen auf den Zehenspitzen die Kellertreppe hinab.

Da war inzwischen aus leisem Flüstern eine summende Unterhaltung entstanden. Und Beschäftigungen, die oben am Kanapee unterbrochen wurden, fanden allmählich im Schein einer Stalllampe ihre Fortsetzungen. Frau Huber hatte ihr halbfertiges Sofakissen bei sich. Sie rückte damit nahe ans Licht und stickte einem himmlischen Engel eine Dauerwelle ins Haar. Aus der Ecke, wo das Krautfaß stand, erklangen schmelzende Töne.

„Vater, geh mit dein'm Zehner aussi!" — „Na, i paß...!"

„Und jetzt hätt' i no a Sau! ... G'stocha!" — „Und no amal — sagt's Mädchen!"

„Depp, dappeter...! wenn Grasen Trumpf is...!"

Der Spielerecke gegenüber saß das Ehepaar Duschl auf dem Hackstock. Seit gut zwanzig Jahren hatten sie kein Wort zusammen gesprochen. Sie schrieben sich gegenseitig nur Zettel und das ganze Haus wußte von diesem seltsamen Nebeneinanderleben. So nah hatte sie das Schicksal schon lange nicht mehr aneinander geführt. Aber auch jetzt blieben sie still und stumm.

Als der Vordermaier mit seiner Schossi die mitternächtige Versammlung betrat, wurden sie kaum bemerkt. Sie verschwanden im Dunkel der Wand. Frau Vordermaier fand auf einer umgelegten Sitzbadewanne Platz und der Alisi setzte sich auf einen Berg von Bündelholz. Nach einer kleinen Weile flüsterte die Schossi: „Hast as du schon g'sehg'n?"

„Na, i siech überhaupts nix..." gähnte der Gemahl.

„Schaug halt a bisserl rum! Dös möcht i grad wissen, wo der Hadern — —" — „Bist net stad!", fauchte Alisi zurück, den die Dunkelheit auch zur Stille zu verpflichten schien.

„Du! Sitzt's net dort unterm Gasometer?"

„Vor fünf Minuten hast g'sagt, daß i koan Blick nach ihr schmeissen soll...!" — „Aber interessiern tat's mi doch, wo's Luada — —" Ein Papier raschelte auf. Und es dauerte nicht lange — und kleine Probebissen eines Zwetschgenkuchens gingen von Hand zu Hand.

„Zum Verkost'n, Frau Hahnrieder! Geb'n S' Eahnera Nachbarin aa a Stückel!" — „Net schlecht! Frau Vordermaier, woll'n S' net aa probier'n?"

„Was? An Zwetschgendatschi gibt's da?" lispelte die Schossi und hatte auch schon einen Brocken Kuchen zwischen den Fingern.

„Net z'süaß und net z'sauer, so mag i' ihn!"

„Da is g'hupft wia g'sprunga! Wenn du no an Eichelober hast und i fetz mit'm Herzzehner eini und d' Muata sticht mit — —"

„Ja, in jedes Eck kommt so a Engerl... zwoa davon blasen Posaunen und die andern spiel'n Harfen... und mit Roßhaar g'füllt sand dö Deckerl a schön's Lieg'n — —"

„Zu so ein'm Zwetschgendatschi nehmen S' am besten zwoa Pfund Mehl und — —"

„Du, Alisi! Und i glaab doch, daß d' Schoicherin unterm Gasometer sitzt...?"

„Für dös is 's Amtsgericht ja da, daß d'..."

„Jetzt aber aussi mit der Eichel...!"

„Zwoa Pfund Mehl und dann nehme man — —"

„... in dö Harfen stick i dann goldene Saiten ein..."

„Mei Mo zum Beispiel mag koan Zimmt auf'm Zwetschgendatschi, weil er sich sagt — für was hoaßt er denn Zwetschgendatschi und net — —"

„Freilich, Ponyfransen hat's und a g'scheckert's Halstüchel..! Dös is scho d' Schoicherin..! Aber dö Drecksau kommt ihr teuer — —" Und nur das Ehepaar Duschl saß wie seit zwanzig Jahren wortlos nebeneinander. Sie hatten sich nichts zu sagen, nichts zu schreiben.

„Grad saftig, grad fein war er...!"

„Alisi, wenn der Prozeß guat 'nausgeht, wenn sie zahl'n muaß, daß ihr d' Augen tropfa, dann mach i dir aa so an Datschi..." sprach die Schossi und wischte sich dazu die pappigen Finger am Unterrock ab. „Wenn er guat 'nausgeht, ja..." brummte der Alisi.

„Jessas, dös Rezept muaß i mir geb'n lassen...!"

„Hab'n Sie den Kuacha g'macht, Frau Hahnrieder?" fiel der Schossi plötzlich ein.

„Na, Frau Vordermaier, i hab'n selber bloß zum Probier'n kriagt..!" — „Dös Rezept muaß i hab'n! Der Datschi soll grad prima werd'n, den d' Schoicherin zahl'n muaß..." — — —

Jetzt ertönte ein langgezogener Sirenenlaut. Die Gefahr war vorüber. Ein Trumpf klatschte noch auf das Krautfaß. Frau Huber steckte die Stecknadel dem halbfertigen Engelein in den Bauch. Die Petroleumlampe schwebte der Treppe zu. Frau Vordermaier zog sich von ihrer Sitzbadewanne empor, der Gemahl kletterte vom Bündelholz herab.

„So — und jetzt hab i dös Rezept für den Zwetschgendatschi allaweil no net..." sprach erwartend die Schossi.

„Moanst, i sitz mi bis morgen früah in den Keller eini?" knurrte der Alisi.

„Dös können S' heut' no hab'n!" ertönte hinter dem Rücken der Josephine Vordermaier eine Stimme.

Die Lampe hatte inzwischen schon die Kellertreppe erreicht und so konnte man im Dunkeln nicht mehr sehen — ob das Gesicht der Schossi wachsbleich oder knallrot wurde. Sie drehte sich um — und sah mitten in die Augen der Schoicherin. Der Speichel wurde ihr zu Gummiarabikum und sie brachte kein Wort mehr hervor. Der Verhandlungstermin fuhr in ihrem Gehirn Karussell, die Beleidigung vermischte sich mit dem Zwetschgendatschi und die Kellerwände schienen Ringelreihen zu tanzen.

Dös können S' heut no hab'n...! Dieser Satz sprang ihr wie ein Eichkatzerl von einem Ohr ins andere — und schon lief sie, wie ein Hund an der Leine, neben der Gegenpartei her.

„Vorsicht, Treppe...!" rief die Schoicherin. Und die Schossi wurde jetzt weich wie Glaserkitt. Der Alisi gab ihr noch einige Rippenstöße, die den Frieden herbeipuffen halfen. Und schon standen die zwei feindlichen Frauen auf dem Fußabstreifer mit dem eingeflochtenen Wort „Salve". Die Tür der Beklagten ging auf und zu. Drinnen wurde unter der Küchenwaage der versöhnende Vergleich geschlossen. Als letztes Paar stieg Herr und Frau Duschl die Treppen empor.

„Eigentli hat's net lang dauert!" sprach er.

„Na, lang hat's net dauert!" sprach sie. Und seit gut zwanzig Jahren waren wieder die ersten Worte zwischen den beiden gefallen...

Der Nachtmahr

Nun hat die Stadt die Lichter eingezogen.
Da kommt der böse, lange Zeit verbannt,
mit Wolf' und Mond, der Nachtmahr, angeflogen,
die Flügel weit ins Dunkel ausgespannt.

Mit Wolf' und Mond: und läßt die Wolkenmassen,
die wilde Meute, Wolf und Pferd und Hund,
am Himmel los. Sie stürzen auf die Gassen
und reißen Dach und Türme aus dem Grund.

Dann fährt er mit dem gelben Mond dazwischen.
Es stockt die Jagd. Mit Flackern fahl und leer
neckt er die Stadt. Ein Zug von Silberfischen
schwimmt milchig schimmernd um die Brunnen her.

Nun steht der Strom. Von Blau erfülltes Schweigen
wird überall. Der Große Wagen naht
und fährt gemächlich von den dunklen Zweigen
der hohen Buche auf den Kirchdachgrat.

Doch welch ein neuer Trug! Er stürzt zusammen.
Ein jähes Feuer zehrt die Trümmer auf,
und dann, vorbei am Niedergang der Flammen,
beginnt erneut der Geistertiere Lauf.

So liegt die Stadt, geritten von dem Bösen,
geplagt vom Mahr, vom dunklen Schinderknecht,
ohnmächtig, sich aus seinem Bann zu lösen,
der sich für all die hellen Nächte rächt.

K. M. Schiller

Das Zweigespann

(E. Thöny)



„Findest du nicht auch, Poilu, daß wir ein schönes Bild engster Zusammenarbeit abgeben?!"

KAMPF IN DEN WOLKEN

VON BRUNO WOLFGANG

Zwei Passagiere bestiegen die Kabine des Verkehrsflugzeuges. Der Alte, ein stattlicher Mann von etwa siebzig Jahren, mit grauem Knebelbart und starken Kinnladen, sah mit seinem wettergebräunten Gesicht und der weißen Tellerkappe wie ein Schiffskapitän aus. Der junge Mann war schlank, feinnervig, etwas fahrig, trug eine Hornbrille und machte sich ab und zu Notizen in ein kleines Büchlein. Sie stellten sich vor. „Josef Henckel, Stadtbaumeister des Ruhestandes — Hansgeorg Klöte, Schriftsteller."

„Fliegen Sie zum erstenmal, verehrter Herr?" fragte der Alte mit starker Stimme.

„Ja, zum erstenmal. Ich bin Schriftsteller. Man nennt mich gelegentlich auch Dichter. Ich verspreche mir viel von dieser Fahrt."

„Hm, hm", murmelte der Alte. „Auch ich fliege zum erstenmal. Ich muß zu meinem Schwiegersohn, und zwar, müssen Sie wissen, es ist eine Überraschung. Er heißt Eduard Naßreiter und wohnt in Bockelskirchen. Ich selbst wohne in Bachofen, einem gottverlassenen Nest, wo man mit keinem Menschen zwei vernünftige Worte reden kann..."

„Wollen wir nicht den Abflug beobachten?" unterbrach der Jüngere den Alten höflich.

„Ach was, Abflug! Kenne die Gegend wie meine Hosentasche, wissen Sie, ich..."

Der Motor setzte knatternd ein. Der alte Mann stutzte einen Augenblick, fuhr aber sofort mit gewaltiger Stimme fort: „...nämlich, wissen Sie, mein Schwiegersohn hat drei Kinder. Einen Buben. Sehr talentiert. Spielt Geige. Und zwei Mädchen, brav, nur ein wenig vorlaut. Auch seine Frau, meine Tochter, Anna heißt sie, ist eine wahre Perle, muß ich sagen. Mein Schwiegersohn könnte der glücklichste Mensch sein, aber leider, leider, ist er sehr krank. So oft ich bei ihm war — er wohnte in den ersten Jahren auch in Bachofen — hatte er sonderbare Anfälle. Er saß ein bis zwei Stunden ruhig da und hörte zu. Denn er ist ein Mensch, mit dem man wirklich reden kann. Aber plötzlich griff er sich an den Kopf, krallte die Finger in die Luft, zappelte mit den Beinen und stöhnte leise wie ein kleines Kind. Dann sprang er auf und stürzte an einen gewissen Ort. Ich kann ihn nicht nennen, aber Sie werden ihn erraten, sind ja Schriftsteller. Und an dem Tag ging er nicht mehr heraus. Was sagen Sie? Armer Teufel. Woher er das nur haben mag?"

„Möchten Sie nicht doch das Schauspiel da unter uns betrachten? Sehen Sie doch!"

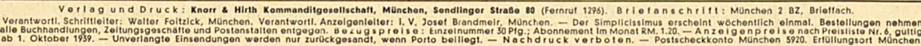
(Geis)

„Können Sie mir nicht hintenherum ein bißchen Speck besorgen?"

„Ach, was sehe ich da? Nicht mehr als auf einer Generalkarte, Zone 11, Kolumne soundsoviel. Ich war nämlich fünf Jahre beim Militär, müssen Sie wissen. Da kriegt man die Gegend satt. Ich kenne die Welt. Bin viel herumgekommen, Herr. Ich war — oh, ich war in Schopfheim und Schwetzingen, in Putbus und in Krotoschin, in Dülken, Simmern und Wermelskirchen, in Salzwedel, Oschersleben, Nimptsch und Myslowitz. Jawohl, ich kann etwas erzählen. Aber wer nimmt sich heute noch die Zeit, einen anzuhören? Die Leute haben ja den Kopf voll Unsinn. Pardon — ich habe vergessen — ich war auch in Potschappel und Zeulenroda. Entschuldigen Sie vielmals."

„O bitte", entgegnete der andere etwas kleinlaut, mit einem verstohlenen Blick durch das Kabinenfenster.

Drunten lag die Erde hingebreitet, durchschnitten von einem breiten Strom. Zarte weiße Wölkchen schwammen still über den blaßblauen Himmel. Der Alte zog seinen Reisegefährten beim obersten Rockknopf an sich heran, damit er besser hören könne, und, den Motor übertönend, brüllte er: „Mein Schwiegersohn, müssen Sie wissen, ist wegen seiner Krankheit von uns, von Bachofen weggezogen. Nach Allenstadt. Ich habe ihn dort ein paarmal besucht. Dann ist er leider nach Bockelskirchen übersiedelt, ziemlich schwer zu erreichen mit der Lokalbahn. Ich war noch gar nicht bei ihm, er wird sich kränken. Wir haben so gut miteinander geredet. Übrigens, Herr, was sagen Sie zu meiner Stimme? Gute Stimme, was? Das ist aber noch gar nichts. Früher, als ich noch jung war, da war ich, müssen Sie wissen, ein verfluchter Kerl. Hundertzwei Kilogramm schwer, und mein Kommando war im ganzen Militärbezirk berühmt. Und ich habe mir kein Blatt vor den Mund ge-



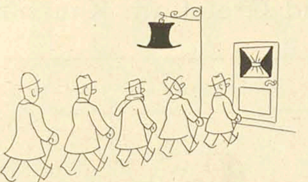
Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

nommen. Ich nicht. Da muß ich Ihnen eine interessante Geschichte erzählen. Es war im Jahre 1897, am 3. März, als die große Inspizierung bei uns stattfand. Ich war damals schon Adjunkt bei der Straßenbauinspektion. Unser Vorstand war ein gewisser Hafenbrädler, ein geriebener Bursche, um nicht zu sagen, ein Haderlump. Und da kam wegen irgend einer Schweinerei, die ich Ihnen später erzählen werde, ein hoher Herr aus dem Ministerium zur Untersuchung. Es war sehr heiß, und der hohe Herr war sehr korpulent, verstehen Sie? Er kommt auf mich zu und fragt: ‚Sie, wo bekommt man da ein Bier?' — ‚Dort!' sage ich, zeige auf die Kantine und schaue ihn dabei fest an. Jawohl, das habe ich gesagt. Denn ich habe meine Sachen verstanden und habe ein reines Gewissen gehabt. Nicht so wie ein gewisser Imhauser. Da müssen Sie übrigens wissen, dieser Imhauser war der Neffe eines gewissen Köppensteiner..."

Herr Klöte fühlte plötzlich ein seltsames Zucken in den Fingern. Er griff sich an den Kopf, krallte die Finger in die Luft, seine Beine zuckten krampfhaft und er stöhnte leise wie ein kleines Kind. Der Alte, das Flugzeug, Zeit, Raum und Leben verschwammen ihm zu einem einzigen wirren Fiebertraum. Er schloß die Augen und hörte nur noch wie aus weiter Ferne: „... auch krank... Sie haben dasselbe wie mein Schwiegersohn... müssen zum Arzt... ein gewisser Doktor Pichel, der Schwager eines gewissen Meißner... müssen Sie wissen... müssen..." Der Alte sprach weiter.

Als sie landeten, riß sich Herr Klöte aus seiner Erstarrung auf und stürzte ohne Abschied davon. Er eilte auf das nächste Telegrafenamt und gab folgende Depesche auf: „Dringend! Eduard Naßreiter Bockelskirchen — Schwiegervater im Anzug — Ergreifet Flucht — Lebensgefahr — Klöte — Überlebender." Dann trank er ein großes Glas Weinbrand, und während er sich die Hände rieb, dachte er: „Jetzt habe ich einem unbekannten Mitmenschen einen großen Dienst erwiesen."

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Kurz vor Weihnachten kamen fünf jüngere Herren in eins der größeren Hutgeschäfte Stockholms. Sie waren alle untereinander bekannt und seit Jahren Kunden des Geschäftes, und so beschloß der Geschäftsinhaber, sich einen kleinen Spaß zu leisten und in Verbindung damit ihnen zum Fest ein Geschenk zu machen. Darum sagte er: „Meine Herren, ich schenke demjenigen von Ihnen einen Hut, der mir auf Ehre sagen kann, daß er nach seiner Hochzeit niemals mehr eine andere Frau geküßt hat als die eigene."

„Her mit dem Hut!" erwiderte hierauf einer der jungen Herren. „Ich habe ihn ehrlich verdient."

„Wann haben Sie denn geheiratet?" fragte der Geschäftsmann. „Gestern!"

Einer der anderen jungen Leute lachte aus vollem Halse, als er dann später daheim seiner Frau dies kleine Erlebnis erzählte, wurde aber plötzlich ernst, als sie fragte: „Aber Gösta, warum hast du nicht auch einen neuen Hut?"

In einem kleinen Vorstadtkaufhaus, Abteilung Wäsche, steht eine Kundin. Aussehen und Format die typische Münchnerin. Nachdem man sich über Größe, Preis und Farbe eines Hüfthalters, sowie eines Büstenhalters geeinigt hat, bleibt noch die heikle Frage der „Punkte" zu erörtern. „Acht und vier macht zusammen zwölf Punkte", sagt das Fräulein höflich, doch bestimmt. Die gute Frau ist zuerst sprachlos, dann aber legt sie in einem schnellen Entschluß den Büstenhalter zurück auf den Ladentisch und sagt mehr wehmütig als entrüstet: „Woos, glei 12 Punkt? Na, nacha laß i'n hänga!"

In Schweden sollten die Manöver stattfinden und kurz zuvor kam ganz überraschend der Kommandierende General zur Inspektion. „Hat Nummer 46 seine Sachen in Ordnung?" war die erste Frage des Unteroffiziers. „Jawohl, Herr Sergeant!"

„Laß mal sehn! Gut! ... Aber natürlich hat der Kerl nur eine Kleiderbürste, keine Schuhbürste. Doch wart nur, wenn du die ganze Kompanie blamierst!" Nummer 46 galt nämlich als der geistesgegenwärtigste, aber auch schlampigste Mann der ganzen Kompanie. Nun wollte es das Schicksal, daß die spähenden Augen des Generals gerade auf Nr. 46 fielen. „Na, wie steht's mit der Schuhbürste?" fragte der General in freundlichem Ton. „Jawohl, Herr General!" erwiderte Nr. 46 und präsentierte die Kleiderbürste.

„Schön! Tun Sie sie wieder in den Tornister und zeigen Sie mir die Kleiderbürste!" „Zu Befehl, Herr General!" und damit wühlte er etwas im Tornister und zog triumphierend wieder dieselbe Bürste heraus.

„Brav!" erwiderte der General nickend. „So soll es sein. Ordnung ist eine der ersten Tugenden des Soldaten." Da tauchte Nr. 46 wieder in den Tornister hinunter und wies die Bürste zum dritten Male vor. „Was ist das für eine Bürste?" fragte der General. „Zu dienen, Herr General, das ist eine Reservebürste!"

„Herr Hauptmann," sagte hierauf der General zu dem verblüfften Kompaniechef, „stellen Sie den Antrag auf baldige Beförderung dieses Mannes. Er hat das Zeug zu einem guten Korporal. Solche Leute brauchen wir!"

Hänsel und Gretel am Knusperhäuschen

(Wilhelm Schulz)



„Hast du auch deine Nährmittelkarte bei dir?"

München, 28. Januar 1940
45. Jahrgang / Nummer 4

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englische Plutokraten

(E. Thöny)



„Tröste dich, Kleine, du frierst nur, wir aber müssen sogar zu Fuß gehen und alles nur wegen der verfluchten Germans!"

Der Verführer

(R. Kriesch)



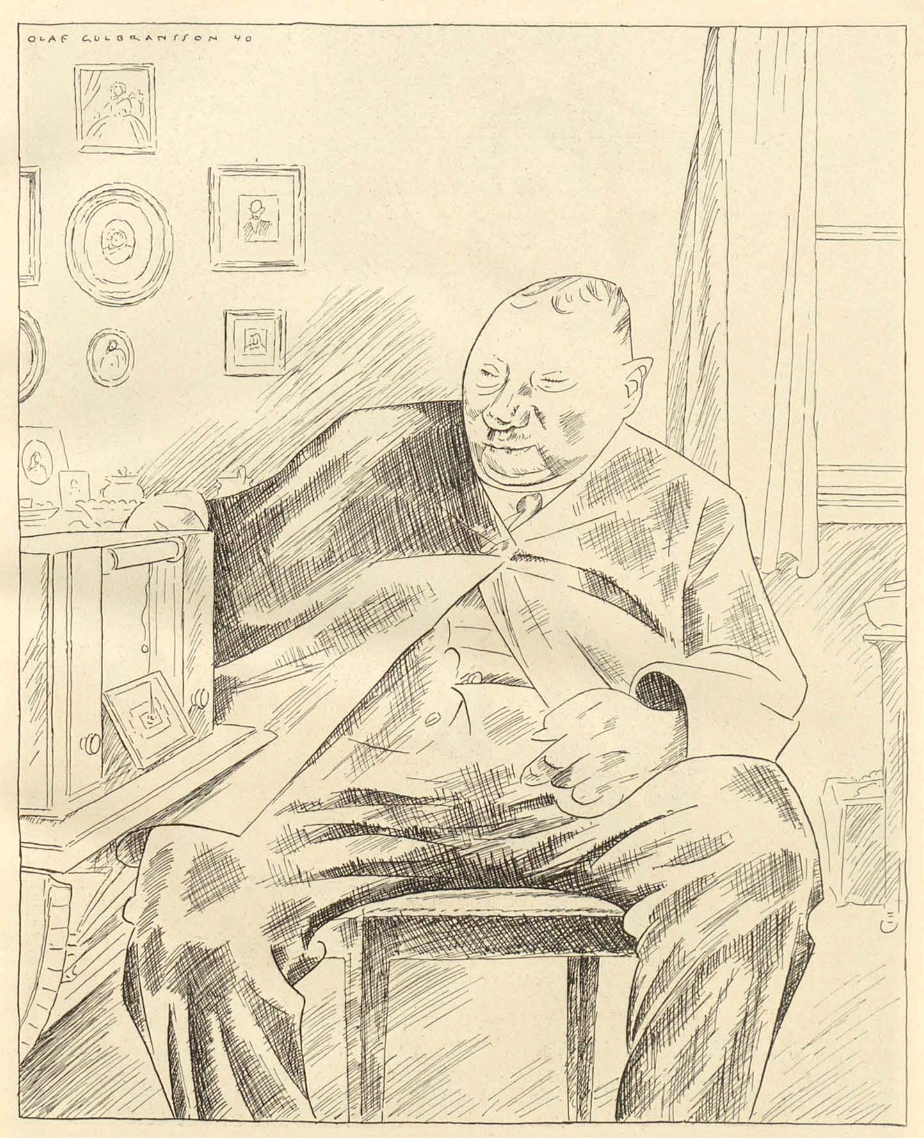
„Nun hast du doch alle meine Widerstände besiegt, Oskar!"
„Ja, Charlotte, dein Temperament ist mit mir durchgegangen!"

Von der Bogenlampe zur gelben Rübe

„Ist es dir schon aufgefallen ...", begann Max sein Gespräch, und ich beeilte mich, ihm sofort zu sagen, daß mir überhaupt nichts auffällt und daß ich solche gefährliche Gespräche nicht liebe und was ihm denn eigentlich aufgefallen sei. Max meinte, es sei etwas ganz Harmloses, man dürfe ruhig laut darüber sprechen, es handle sich nämlich um seine Frau und den Sehpurpur und die Frauen überhaupt.
„Also Max, von Stoffen verstehe ich nichts, und wenn du mir jetzt einen der 999 ältesten Punktwitze erzählen willst, so zerschmettere ich dir die Hirnschale."
Max wehrte ab, es handle sich hier um eine wissenschaftliche Beobachtung: „Ist es dir etwa noch nicht aufgefallen, daß die Frauen bei der Verdunkelung schlechter sehen als die Männer? Siehst du, ich habe entdeckt, daß dieses von einer Vernachlässigung der Augen während der Dunkelheit herrührt, beim Weibe natürlich. Meine Vorfahren waren Jäger ..."
„Weidmanns Heil!" rief ich Max zu.
„Auch deine Vorfahren waren Jäger."
„Ehrt mich, ehrt mich", sagte ich.
„Unser aller Vorfahren waren Jäger, und es dürfte dir bekannt sein, daß Jäger gute Augen haben müssen, weil sie immer so in der Dämmerung und bei Nacht edelstem Wild nachjagen, na und das übt das Auge ungemein, während das Weib zu Hause in das lodernde Herdfeuer starrt."
„Jetzt merke ich, was du willst, und du glaubst, seit diesen Urzeiten habe sich die Fähigkeit, im Dunkeln zu sehen, bis auf die heutigen Abende erhalten?"
Max wurde sehr lebhaft: „Jawohl, denn sie ist weitergepflegt worden, allerdings nicht auf der Jagd, sondern auf dem Gang zum abendlichen Stammtisch. Der Jägerepoche unserer Vorfahren folgte nämlich die Stammtischzeit, und zur Stunde, wo einst der wehrhafte Mann zur Jagd ging, eilte er später zum Stammtisch. In den Jahrtausenden mangelhafter Straßenbeleuchtung hat er sich deshalb seine Sehkraft in dunkler Stunde erhalten, während sie beim Weibe verkümmerte."
Ich staunte: „Unglaublich, daß man an so etwas nicht gleich denkt, aber was hat das mit dem Sehpurpur zu tun?"
Max war im besten Zuge: „Auch ganz einfach. Heutzutage muß man den Sehpurpur stärken und womit macht man das? Nun, durch das Vitamin L oder das mit irgendeinem andern Buchstaben. Dieses Vitamin hält sich bekanntlich in der gelben Rübe auf." Dabei zog Max eine gelbe Rübe heraus und naschte von ihr. „Siehst du, dieses Gelberübenvitamin stählt den Sehpurpur und vermehrt die Sehkraft im Dunkeln. In primitiveren Zeiten mußte man sich mit Bogenlampen zur Beleuchtung behelfen, heute genügt ein einfacher Biß in eine Rübe und schon wird's hell. Wer weiß, ob man das kommende Zeitalter nicht nach der gelben Rübe benennen wird." Und damit entfernte sich der Mann der Wissenschaft. Foltzick

Die Sportreportage

(O. Gulbransson)



„Aha, jetzt san die Madeln auf dem Eis — da geht oam aber der Fernseher schon recht ab!"

Höhensonne

(K. Heiligenstaedt)



„Im vergangenen Jahr hat uns hier ein Förster überrascht!"
„Darauf kann man sich aber nicht mit Sicherheit verlassen!"

TARZAN UND GENOVEVA

VON EDMUND BICKEL

Nehmen wir an, es war blanker Geschäftsneid, daß der Wirt vom Hotel Unterbräu behauptete, in der Alten Post wohnen nur deshalb so viele Damen aus Norddeutschland — er sagte natürlich „breißische Weiba" — weil dort der Pankerl als Hausdiener und Schenkkellner tätig war. Wie dem auch sei, die Zimmer waren jedenfalls schon längst alle vermietet, ehe die Sommerfrischler beim Unterbräu fragten, obwohl man von dort aus ganz umsonst eine „prachtvolle Panorama-Aussicht" hatte, wie der Verkehrsverein von Schrobenbrunn und Umgebung zur Empfehlung anführte.
Tatsache ist jedenfalls, daß der Pankerl ein sogenannter schöner Mensch war, der mit seinen pechschwarzen Augen und schön gekräuselten Haaren, einem Gewicht von weit über zwei Zentner und einem Militärmaß von mehr als zwei Meter nach urwüchsiger oberbayerischer Volkskraft und nach kräftig entwickelten Hormonen und Enzymen aller Art aussah. Frau Fabrikbesitzer Möller aus Hagen in Westfalen, die zum erstenmal in Schrobenbrunn weilte, sagte beim ersten Anblick Pankerls zu ihrer Freundin, Frau von Ittititti: „Sehen Sie sich nur einmal diesen ent-zück-en-den Naturburschen an, diesen Pankerl; wissen Sie, so ein richtiger Mann, mit einem Brustumfang wie ein Bär, Armen wie Eichenwurzeln und Händen von unwahrscheinlicher Größe. Wenn der einmal so ... nein, liebe Freundin, daran d a r f man einfach nicht denken! Nein, ogottogott, einfach süß!!"
Und dann wurde der Pankerl wieder einmal photographiert. Das war er schon gewohnt. Auch bekam er dafür jeweils zwischen fünfzig Pfennigen und einer Mark, auf Wunsch sogar Arm in Arm, als sei er eine Jagdtrophäe, damit man denen daheim Bilder aus der Sommerfrische zeigen konnte; damit die sich darüber ärgerten.
Aber während der drei übrigen Jahreszeiten war in Schrobenbrunn nicht viel los, wenn man von den kirchlichen Feiertagen absieht, die alljährlichen Jubiläen der Freiwilligen Feuerwehr, des Kegelklubs von 1895, des Turnvereins „Eintracht", des Krieger- und Veteranenvereins und der Liebhaberbühne „Almenrausch", um nur die wichtigeren zu nennen.
Es versteht sich von selbst, daß der Pankerl schon deshalb überall dabei war, weil diese und andere Veranstaltungen meistens in der Alten Post abgehalten wurden. Nur der Theaterverein für Schrobenbrunn und Umgebung spielte im Hallenbau des Turnvereins auf der Angerwiese unweit des Bahnhofes, eine halbe Gehstunde zur Alten Post. Damit die Sommergäste etwas neues zu sehen bekommen sollten, hatte der Lehrer Bichler im Auftrage des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs ein ebenso spannendes wie schönes Theaterstück verfaßt. Er war dafür auch lebenslängliches Ehrenmitglied geworden, weil das immer noch weniger kostet. Das Stück war eine Kreuzung von Singspiel, Drama, Posse und religiösem Erbauungstheater, um nur einiges anzugeben. Es hieß „Genovevas Versuchung". Der Redakteur Moosmaier vom „Schrobenbrunner Anzeiger" war bereits vor der Aufführung Feuer und Flamme für das Werk. „... weil es die alte bäuerliche Volkskunst belebt, und dennoch der neuen Zeit in einer äußerst wohlgelungenen Weise Rechnung trägt", wie es in einer der Vorankündigungen hieß. Durchaus nicht seiner Meinung war indessen der hochwürdige Geistliche Rat Noichl; denn er hatte eine natürliche Abneigung gegen Darwin. „Und das mit dem Affen ist leider schon nahe am Rande der fleischlichen Sünde", sagte er voll Besorgnis um das geistige Wohl der Gemeindemitglieder. Der Unterschied in den beiden maßgebenden Ansichten kam daher, daß der Lehrer Bichler der Schwager des Redakteurs war, den der Geistliche Rat genau so wenig leiden konnte wie Darwin.
Erwähnten Affen aber sollte der Pankerl spielen, weil er von der Natur dazu am besten ausgestattet war. „Tarzan, ein Urwaldaffe ... Herr Pankraz Kloiber", hieß es im Theaterzettel, der grün und rot schon tagelang vorher an allen Ecken des Marktes Schrobenbrunn angenagelt war.
Aber die dunklen Mächte hielten auch nicht vor den Toren des freundlichen Ortes ein. Wäre es bereits Sommer gewesen, dann hätten die dunklen Augen von Pankerl zur Abwechslung vielleicht auch einmal wohlwollend auf den farbigen Mustern eines eng anliegenden Dirndlkostüms geruht, selbst wenn dessen Inhalt nicht aus der Gegend war. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es der Pankerl grundsätzlich dabei ließ, den Spiegel seiner Seele sprechen zu lassen. Er war, wie wir sehen, auf die eingesessene Bevölkerung angewiesen, solange es noch keine Sommerfrischler gab. Genauer gesagt, hatte es der Pankerl auf die seinen Wünschen ebenfalls entsprechende Walli vom Metzgermeister Wurmdobler abgesehen. Das gleiche war aber auch vom Provisor Weidele zu sagen, obwohl der aus dem Schwäbischen stammte, der Giftmischer, der liadrige, wie ihn der Pankerl immer nannte.
Bei den Proben ging alles gut. Die Walli konnte ihre Rolle schon im Schlaf. Sie spielte die in die Urwaldwildnis verstoßene Unschuld Genoveva so ausgezeichnet, daß ihr der Lehrer Bichler ein Kompliment nach dem anderen machte. „Sie sind einfach für die Bühne geboren!" sagte er sogar einmal zu ihr, daß es alle hörten. Auch der Pankerl konnte sich sehen lassen, wie er als rabenschwarzer Affenbösewicht in Überlebensgröße aus den Soffitten herabturnte, um sich der Genoveva mit Haut und Haaren zu bemächtigen. Kaum aber hatte er seine haarigen Arme um Genoveva gelegt, da mußte der Provisor Weidele auf die Bühne stürzen, hier der amerikanische Forschungsreisende Wilson, um dem Untier einen Ringkampf auf Leben und Tod zu liefern, der dramatische Höhepunkt des Stückes. „Hah, du wieschte Beschtie, jetzt bischt du verlore!" waren seine Stichworte. Leider konnte er auch auf der Bühne nur Schwäbisch.
Das vom Forstwart Huber entliehene Gewehr versagt, er aber verzagt nicht, sondern fällt den grimmen Feind mit schwäbischem Löwenmut an, dem er nur bis an den Bauch reicht. Ungeachtet aller Darstellungskunst sah es doch arg unwahrscheinlich aus, wie der Provisor die Bestie überwältigte, aber es war eben nicht zu ändern.
Auch der Pankerl war nicht damit einverstanden. Schon, daß er den Affen spielen sollte, war ihm gegen den Strich gegangen. Hätte ihn der Lehrer den Amerikaner spielen lassen, dann hätte er den Giftmischer erst ein paarmal eindrucksvoll in der Luft herumwirbeln lassen. Ihm hätte man den Sieg geglaubt. Darum nahm er sich einfach vor, bei der Uraufführung sich nicht von dem windigen zugereisten Apotheker besiegen zu lassen, ganz gleich, was aus dem Stück dann wurde. Schon wegen Walli. Vermutlich ahnte der Provisor Weidele aber so etwas. Er beschloß daher seinerseits, sich den Sieg mit allen Mitteln zu sichern. Auch ihm ging es um die Walli.
Endlich kam der denkwürdige Sonntag, ein wunderschöner Maientag. Der Saal war trotz der recht rührigen Gegenpropaganda des Geistlichen Rates Noichl bis auf den letzten Stehplatz gefüllt, vielleicht sogar gerade deshalb.
Mit atemloser Spannung erlebte man die aus dem Zusammenhang nicht ganz verständliche Verstoßung Genovevas aus dem düsteren Haus der grausam und schrill lachenden Stiefmutter, die offenbar unmittelbar neben dem Urwald wohnte. Wenn man aus geographischen und logischen Gründen auch nicht einsah, warum Genoveva nunmehr das Lied der Wüste sang, war der Beifall dennoch ungeteilt und herzlich. Recht gut gefiel als nächste Szene der Chor der Neger am Lagerfeuer, eine leichte aber freie Anlehnung an Schillers „Räuber", der das in Schrobenbrunn noch immer unvergessene Inflationslied „Salome" unter Beifallstürmen zum besten gab. Dann aber kam die nicht im Programm verzeichnete Katastrophe, die in der Theatergeschichte von Schrobenbrunn glücklicherweise einzig dasteht. Sie sei der Genauigkeit halber im Urtext wiedergegeben, wie er am nächsten Tag als Leitartikel im „Schrobenbrunner Anzeiger" zu lesen stand: „... dumpfes Grohnen kündigte das Kommen Tarzans an, des unheimlichen Urwaldmenschenaffen, der gleich darauf mit einem gewaltigen Satz auf die Bühne sprang. Quälende Spannung lastete über der unübersehbaren Masse der zahllosen Zuschauer, die atemlos auf die Szene starrten, wie sich das zähnefletschende Ungeheuer auf die erschöpft zusammengebrochene Hauptdarstellerin, unser hervorragendes Fräulein Wurmdobler, heranzumachen anschickte. Herr Pankraz Kloiber spielte aber auch, als sei er im Urwald aufgewachsen. Schon hier fiel einigen erfahrenen Theaterkennern auf, daß etwas nicht stimmte. Es sei zugegeben, daß sich Affen erfahrungsgemäß häufig zu kratzen pflegen, aber doch nicht so auffällig und beinahe ärgerniserregend wie dieser Tarzan. Er hatte sozusagen keine ruhige Minute. Der drohende Charakter dieser Figur geriet hierdurch ins Lächerliche. Anstatt sich des hilflosen hingekauerten Mädchens mit Gewalt zu bemächtigen, und sie zu rauben, kratzte sich der hünenhafte Affenmensch ohne Unterbrechung, um dann bei Erscheinen des heldenhaften Befreiers, Herrn Provisor Weidele, feige schreiend, sich kratzend und schabend, jammernd in die Kulissen zu entweichen, allwo es zu einem störend lauten Auftritt kam, der nicht dem Spielverlauf des Stückes entsprach, ein peinlicher Zwischenfall, der nicht im Sinne der künstlerischen Darstellung war."
Hinter der Bühne benahm sich Pankerl wie von mehreren besonders giftigen Taranteln gestochen, riß sich den Affenkopf herunter, den Pelz dazu, und tanzte einen Schuhplattler aus dem Stegreif, wie man noch keinen gesehen hatte. Teils aus Wut, teils, weil es ihn am ganzen Körper so juckte. Dann raste er mit seinen langen Haxen zur Alten Post heim, sich noch immer mit beiden Pranken kratzend und wüst fluchend.
Wir brauchen uns gar nicht darüber zu wundern, daß am nächsten Tag unter den Vermischten Personalnachrichten zu lesen stand: „Als Verlobte empfehlen sich Provisor Karl Weidele und Fräulein Walli Wurmdobler."
So war der starke Pankerl weder im Leben noch auf der Bühne seinem Widersacher gewachsen gewesen, der ihn mit Hilfe einer Handvoll Juckpulver aus dem Feld geschlagen hatte. Wenigstens erzählte es der Pankerl jedem, der es hören wollte. Bis der Provisor ihm dann wegen Verleumdung und übler Nachrede drohte; denn beweisen konnte es der Pankerl nicht, und so mußte er schließlich trotz seiner Riesenkraft auch noch eine Nachricht in den „Schrobenbrunner Anzeiger" einsetzen lassen, in der stand: „Meine unwahren Behauptungen gegen Herrn Provisor Karl Weidele nehme ich hierdurch mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns zurück. Pankraz Kloiber."

Der Fund

Von Ratatöskr

Im Garten liegt ein Haufen Kompost,
für die Krähen im Winter ein Herzenstrost.
Jetzt ist er verschneit; nur ein Fetzen Papier,
ein altes Zeitungsblatt, lugt herfür
und hat den schlau'sten der schwarzen Halunken
leis raschelnd zu sich herangewunken.

Vorsichtig packt er's und bäumt mit ihm auf.
Aber alsbald begibt sich ein wildes Geraufe,
indem daß die lieben Herren Kollegen
auch gerne teil hätten an Gottes Segen.
Wechselweis reißt man sich's aus den Krallen,
bis daß es in tausend Atome zerfallen.

Schade ... Vielleicht enthielt's einmal Käse
und duftete wohl auch demgemäße —
nicht bloß nach jenem, den so ein Blatt
manchmal ja sowieso intus hat.
(Der eine schwatzt ihn; der andre druckt's.)

Über den Nährwert besagten Produkts
sind die Meinungen freilich mitunter gespalten.

Der Weise pflegt sie für sich zu behalten.

Klassisches Eisballett

(Fr. Bilek)



DER ANRUF

VON SIEGFRIED VON VEGESACK

„Hören Sie mich nur eine Minute an — ich bitte Sie —, nur eine Minute! Sie können ja dann immer noch abhängen, wenn es Sie langweilt. Lassen Sie mich doch bitte zu Ende sprechen, — nur eine Minute ..."

„Aber wer spricht denn da? Wer sind Sie? Wie ist Ihr Name?"

„Mein Name? Das ist doch gleichgültig. Ich weiß ja auch nicht Ihren Namen. Auf gut Glück hab ich das Telephonbuch aufgeschlagen, auf gut Glück eine Nummer gewählt, ohne den Namen zu lesen. Was sagt denn ein Name? Nichts ..."

„Aber ich bitte Sie, wie kommen Sie darauf ..."

„Lassen Sie mich doch nur zu Ende sprechen, nur eine Minute. Sechs Monate habe ich nun schon mit keiner Menschenseele gesprochen, — wissen Sie, was das heißt? Keine Menschenseele! Neulich fragte ich jemand nach einer Straße, — nur um ein freundliches Wort zu hören ... Da fährt man am Morgen früh ins Büro, und kommt abends zurück, und nirgends ein Mensch. Gespenster, — aber keine Menschen! Als ich noch nicht allein war, hab ich das nicht so gemerkt. Aber jetzt, wenn ich in der vollgestopften Tram mir die Gesichter besehe, — sind das wirklich Menschen? Und im Büro ... Nein, ich will nicht klagen. Ich habe es nicht schlecht, es könnte viel schlimmer sein. Der Chef ist ein anständiger Mann, und auch mit den Kollegen läßt es sich auskommen. Es gibt viel zu tun, und das ist gut: so kommt man nicht zur Besinnung. Aber schlimm ist der Abend, schlimm, wenn niemand einen erwartet, wenn man so allein dasitzt, und der andere Stuhl ist leer. Der andere Stuhl... Und wenn man sich kauen hört ... Manchmal hab ich, aus lauter Angst vor dem leeren Stuhl, in irgendeinem Lokal gegessen, aber das war noch schlimmer. Und manchmal bin ich auf den Straßen herumgelaufen, ins Kino gegangen, — nur aus Angst vor dem Zuhause, das kein Zuhause mehr ist ..."

„Haben Sie denn niemand, keinen Freund, Bekannte, die Sie besuchen könnten?"

„Doch, das könnte ich schon, und hab es auch getan, — aber es hat nie geholfen. Im Gegenteil: dann wurde es noch schlimmer. Wenn man sieht, wie die anderen unbekümmert weiter leben, als wäre nichts geschehen, — dann fühlt man sich erst recht ausgestoßen, nicht dazugehörig. Man empfindet sich als etwas Störendes, Bedrückendes, — und so bleibt man lieber allein. Aber das war es eigentlich gar nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Haben Sie ein wenig Zeit?"

„Einen Augenblick. Der Kessel pfeift, ich muß den Tee aufgießen ... So, nun erzählen Sie weiter."

„Nun hab ich Sie beim Essen gestört, — soll ich nicht besser in einer Viertelstunde wieder anrufen?"

„Nein, sprechen Sie jetzt. Ich habe schon gegessen, und den Tee trink ich immer nachher, wenn er nicht mehr so heiß ist."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich so geduldig anhören! Sie ahnen nicht, welche Wohltat das für mich ist! Und haben Sie ein wenig Nachsicht mit mir, wenn ich alles etwas durcheinander bringe. So vieles habe ich Ihnen zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Vor allem: fürchten Sie nicht, daß ich irgendeine Annäherung bezwecke, — sicher sind Sie verheiratet, haben nette Kinder, führen ein angenehmes, behagliches Leben. (Sie lacht.) Habe ich etwa nicht recht?"

„Das werde ich Ihnen später sagen. Sprechen Sie nur weiter!"

„Und da will ich Sie natürlich nicht stören, weder Ihren Namen, noch Ihre Adresse erfahren, so daß Sie für mich nur die Stimme einer Unbekannten bleiben, Stimme und Ohr einer Unbekannten, die ich nie sehen werde. Sie könnten vielleicht denken, daß Sie sich da einen Schwätzer aufhalsen, der Ihnen nun sein Leid vorjammern wird! Nein, haben Sie keine Angst: von dem, was mich getroffen hat, will ich schweigen. So etwas trägt jeder am besten allein für sich, — da kann keiner dem andern helfen. Aber es ist schon viel, zu wissen, daß man mit jemandem sprechen kann, eine menschliche Stimme zu hören. Beim Radio ist das doch nur etwas sehr Einseitiges, und außerdem, was man da zu hören bekommt ... Sie brauchen nur ein paar gleichgültige Worte zu sagen, wie vorhin vom Tee, — und ich könnte Sie stundenlang hören! Ihre Stimme klingt mir so vertraut, als hätte ich sie schon längst gekannt! Dabei fällt mir ein: wird der Tee jetzt nicht kalt werden?"

„Einen Augenblick, ich bring ihn mir her ... So, aber es kommt mir sehr häßlich vor, Ihnen keine Tasse anzubieten ..." „Darüber machen Sie sich keine Gedanken! Ich habe es hier ganz gemütlich ..." — „Setzen Sie sich doch auch etwas Tee auf! Dann trinken wir zusammen!"

Die Am-Az-Ohne

Ein Mythos für Fr. Bilek

Einst liefen in der heißen Zone
im Lande Uz die Frauen ohne.

Dann kam ein Weib von Uz dahinter:
ihr Az war schön — ihr Buz war minder.

Nun trug sie diesen keusch verhüllt
und zeigte nur den Az der Welt.

Sie lief, die schrullige Matrone,
am Buz mit Zeug und am Az ohne.

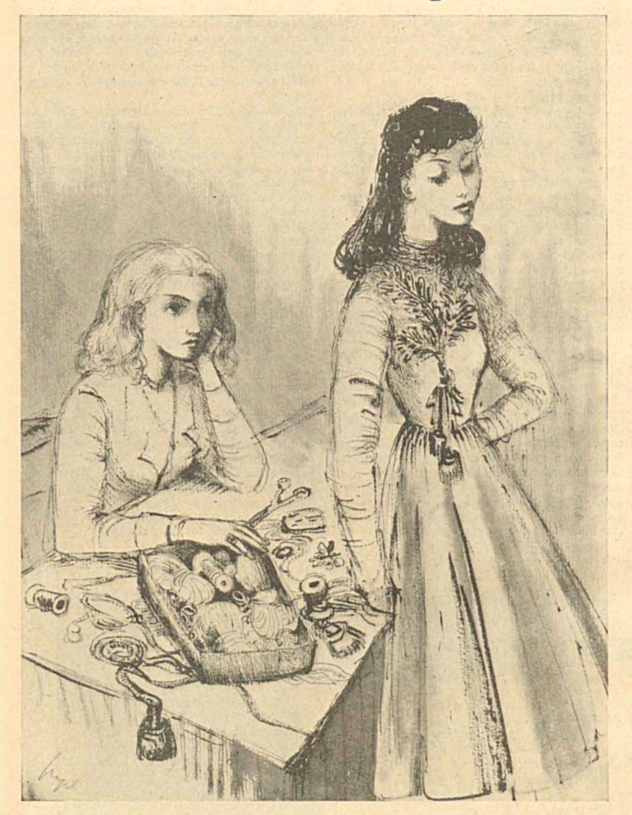
(Und fiel sie auch erheblich aus dem Rahmen —
sie gab den Amazonen ihren Namen.)

Dirks Paulun

„Das geht leider nicht. Der Automat ist noch nicht so weit."
„Der Automat? Sie sprechen doch nicht ..."
„Ja, in einem Automaten! In einer schönen, warmgepolsterten Zelle! Draußen regnet es, und da bin ich in eine Telephonzelle gegangen. Und plötzlich hatte ich die Eingebung: jetzt mußt du auf gut Glück irgendwo anrufen! Und Sie sehen, — ich habe Glück gehabt!"
„Das ist wirklich merkwürdig. Und noch merkwürdiger, daß ich den ganzen Abend das Gefühl hatte, jemand würde mich anrufen! Eigentlich wollte ich ins Kino, aber dann blieb ich doch zu Hause. Irgend etwas hielt mich zurück. Ja, als ich in die Küche ging, um das Essen zu richten, ließ ich absichtlich die Tür zum Gang offen, um das Klingeln nicht zu überhören. Und auch beim Essen hatte ich das Gefühl, daß ein Anruf kommen würde. Und dabei erwartete ich nichts Bestimmtes ... Ist das nicht seltsam?"
„Mir kommt dies gar nicht so merkwürdig vor, denn ich mußte ja anrufen, und die Nummer habe ich mir nicht ausgesucht, sondern sie wurde mir gegeben, als ich das Telephonbuch aufschlug! Aber nun erzählen Sie etwas von sich!"
„Von meinem Mann? Meinen Kindern? Meinem angenehmen, behaglichen Leben?!"
„Ja, von ihrem Leben! Sie können ganz unbesorgt erzählen, denn ich kenne ja nicht Ihren Namen!"
„Aber Sie können ihn ja leicht feststellen, wenn Sie im Telephonbuch nachsehen!"
„Auch das kann ich nicht, — ich habe das Buch zugeschlagen und weiß jetzt nicht einmal Ihre Nummer!"
„Gut, ich will es Ihnen glauben. Und so kann ich es Ihnen jetzt ruhig sagen: ich habe keinen Mann, keine Kinder. Ich bin genau so allein wie Sie ..."
„Ganz allein?"
„Ja, ganz allein. (Nach einer kleinen Pause): Und das ist für eine Frau vielleicht noch schwerer, als für einen Mann. Besonders, wenn man noch nicht alt genug ist, um auf alles zu verzichten. Aber davon wollte ich Ihnen eigentlich gar nicht erzählen. Nein, ich kann mich nicht beklagen, habe eine gute Stelle in einem Geschäft, viel Arbeit, aber auch guten Verdienst, einen anständigen Chef ..."
„Und gar keinen Freund?"
„Nein, einen richtigen Freund wohl kaum. Jedenfalls nicht das, was ich mir unter einem Freunde vorstelle. Man geht mal zusammen aus, ins Kino oder sonst wo hin, — aber man bleibt doch allein. Und das ist eigentlich das Schlimmste: mit einem anderen allein zu sein ..."
„Liebe — ja, wie soll ich Sie nennen —, liebe unbekannte Stimme, — könnten wir uns nicht einmal treffen, — nein, mißverstehen Sie mich nicht: ich suche kein Abenteuer, nur etwas Menschen-Nähe, Menschen-Wärme . . . Manchmal glaube ich zu erfrieren. Denken Sie sich: schon Ihre Stimme macht mich so froh und glücklich, wie ich es lange nicht gewesen bin!"
„Wenn Sie mich aber sehen würden, werden Sie sicher enttäuscht sein: ich bin weder schön, noch jung ..."
„Kommt es denn darauf an? Auch ich bin kein Apoll, und meine Haare sind schon ziemlich grau, und mein Gesicht hat tiefe Furchen."
„Bei einem Mann ist das was anderes, aber eine häßliche alte Frau ..."
„Verzeihen Sie: Ihre Stimme straft Sie Lügen, — so spricht keine häßliche alte Frau! Nein, hören Sie, wir müssen uns sehen, nicht nur durch den Draht miteinander sprechen! Sie müssen mir sagen, wo wir uns treffen könnten! Es war bestimmt kein Zufall, daß ich bei Ihnen anrief, — bei Ihnen anrufen mußte! Ich glaube an das, was man „Schicksal" und „Fügung" nennt. Und wir dürfen diesem Schicksal nicht ängstlich aus dem Wege gehen! Wenn Sie ahnten, wie erfroren, wie ausgehungert ich nach einem Menschen bin, wie sehr ich ein wenig Menschen-Wärme brauche! Wenn ich nur einmal in der Woche Sie sehen, ein paar Worte mit Ihnen sprechen könnte, — man wird ja so bescheiden! Stoßen Sie mich nicht zurück in diese grauenhafte Hölle der Einsamkeit ... Hören Sie mich?"
„Ja, ich höre Sie, lieber Freund, — aber ich fürchte mich davor, Sie zu treffen. Ich fürchte mich vor einer Enttäuschung, für Sie, für mich. Ich bin schon einmal enttäuscht worden, — und dann ist es nachher noch viel schlimmer. Aber Sie können mich doch wieder anrufen ..." „Wann?"
„Wann es Ihnen paßt; jeden Abend bin ich zu Hause!"
„Morgen Abend?"
„Gut, — morgen Abend!"
„Also morgen Abend um dieselbe Zeit! Ich bin Ihnen ja schon dafür so dankbar! Liebe unbekannte Stimme, unbekanntes Ohr, haben Sie Dank, daß Sie mich so geduldig anhörten! Und daß ich wieder bei Ihnen anrufen darf! Gute Nacht! — liebe unbekannte Stimme!"
„Lieber Freund, — gute Nacht!"
„Aber um Gottes willen, fast hätte ich es vergessen: Sie müssen mir ja noch Ihre Telephonnummer sagen! Hallo! Hören Sie mich! Ihre Telephonnummer!"
Keine Antwort.
„Hallo? Großer Gott, — sie hat schon eingehängt ... Und ich weiß nicht die Nummer ..." (Blättert verzweifelt im Telephonbuch.)
Energisches Klopfen an der Tür der Automatenzelle, die halb aufgerissen wird. Eine wütende Stimme von draußen:
„Na, sind Sie endlich fertig? Warte schon so lange, jetzt lassen Sie mich ran! ..."

Letzter Weg

(Hanna Nagel)



„Nun habe ich an Paul alles probiert, womit man nach Mamas Ansicht einen Mann erobern kann - jetzt bleibt mir nur noch, was Mama verboten und unsere Minna mir geraten hat!"

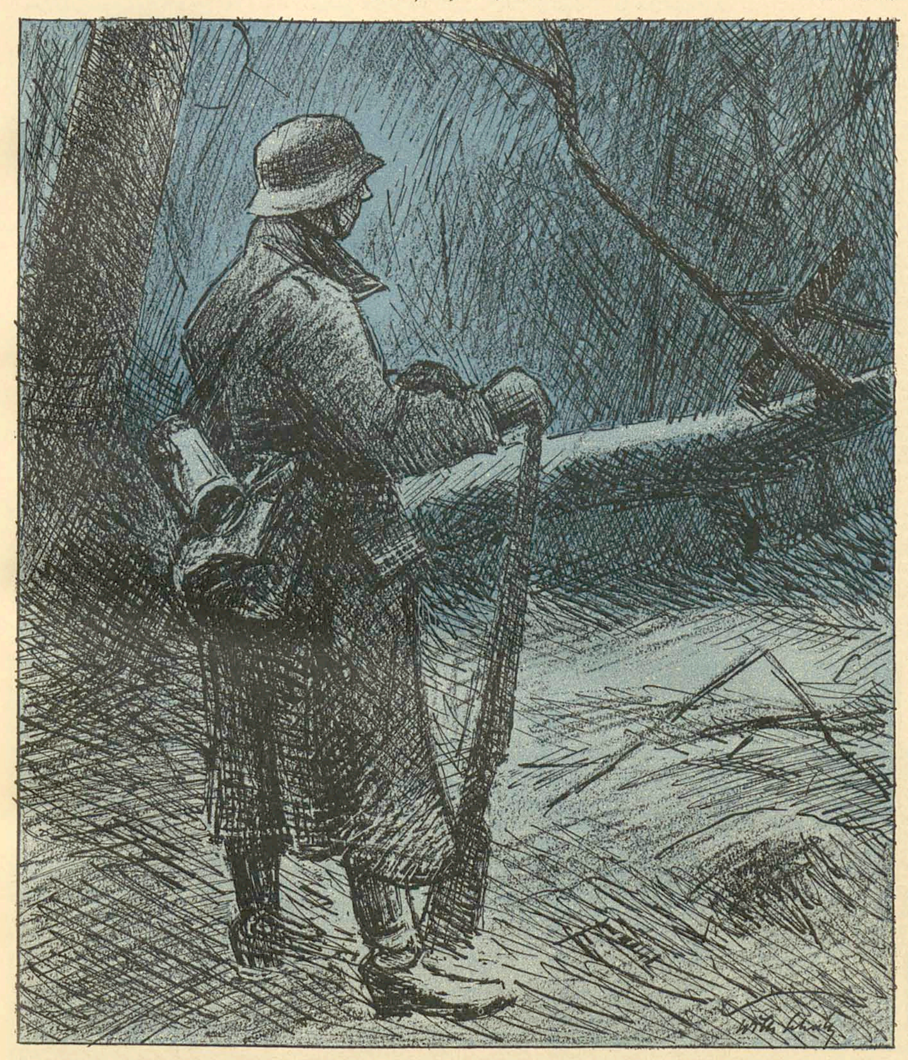
DER ENZIAN

VON BASTIAN MÜLLER

Blüht er nicht blau? Tiefblau wie die Farbe der Treue? Ist er nicht ein Wahrzeichen des Gebirges? Die Freundin reiste ins Gebirge. Es war schon spät im Frühjahr. Hoffentlich war ihr das Wetter hold gesonnen und lag Schnee auf den Bergen. Es war ja eine weite Reise und so leicht verdiente sich das Geld nicht. An dem Tage vor der Reise ging sie mit dem jungen Manne noch einmal in den Stadtpark. In der Ebene schien die Sonne bereits so warm, daß sie eine Weile mit offenem Mantel auf einer Bank sitzen konnten.
„Schade, daß du nicht mitkommen kannst", sagte die Freundin. Sie war nicht gerade mehr ein kleines Mädchen. Die Jahre, da man tolle Worte flüstert, waren für sie vorüber. Sie verlangte auch nicht solch törichte Worte, bocksprüngige Komplimente von ihrem Freund. Aber sie wäre gern mit ihm ins Gebirge gefahren, in den Schnee. Sie stellte sich vor, wie schön es sein müsse, sich zu zweien so richtig abzurackern.
„Ja, ich würde auch gern mitkommen", sagte der junge Mann langsam und sog an seiner Zigarette. „Schon um zu sehen, wie du es da oben treibst!" „Schweig still", wehrte sie ab. „Abends ist man so müde, daß man wie tot umfällt." — „Hast du nicht drei Kleider in den Koffer gepackt", lachte er. „Vergangenes Jahr habe ich mich nur einmal abends umgezogen", sagte sie entrüstet und setzte hinzu, daß sie des Skilaufens wegen hinfahre.
„Aber auf jeden Fall wirst du etwas anzuziehen haben, wenn es einmal einen Ball geben sollte, in deinem Sporthotel!"
Er stritt sich gerne so ein bißchen herum. Natürlich glaubte er nicht im geringsten, daß sie ihm untreu werden könnte. So jung und leichtfertig war sie nicht mehr, und gerade ihrer Beständigkeit wegen mochte er sie gern. Da sie sich nicht länger verteidigen wollte, sagte sie: „Aber du wirst die Zeit sicher ausnützen. Treib es aber nicht zu toll." „Ich habe zu arbeiten", sagte er ruhig. Dann froren sie ein wenig und standen auf und gingen weiter. Wolken zogen vor die Sonne, im Schatten war es doch noch recht kühl. Sie knöpften die Mäntel zu. Nach drei Tagen kam eine Karte mit der Meldung von ihrer glücklichen Ankunft. Der Schnee sei gut. Aber, ob er an die Unterhaltung auf der Bank unter der Trauerweide denke? Das Hotel sei völlig leer. Sie hause mit einem Ehepaar und zwei Mädchen allein.
Er freute sich und schrieb einen Gruß an sie. Er schrieb einen kleinen Brief. Die Abende seien so lang. Trübsinnig lang. Was sie dazu sage, wenn er sich eine Flasche zu trinken mit in die Einsamkeit seiner Wohnung nehme? Dann brachte er den Brief noch am späten Abend zur Bahn und hatte dann ein bißchen Hunger. Er sah die Wurstbude, an der er mit der Freundin oft zur späten Stunde eine Bratwurst gegessen hatte, und, erwärmt von der Erinnerung, trat er hinzu. Die Wurst war sehr gepfeffert und machte Durst. Er trank in einer Stehschänke ein Glas Bier und sah, daß es eigentlich noch recht früh war. Aber er wollte heim.
Am nächsten Abend hatte er keinen Brief zu schreiben, und so machte er sich auf, einen Bummel durch die Straßen zu machen. Er schlenderte den Strom hinab, ganz bis zum Hafen. Hier und da in den billigen Cafébars wurde getanzt. Auf dem Rückweg kehrte er in ein Ballhaus ein. Die Mädchen gefielen ihm nicht. Aber er entsann sich eines besseren Tanzhauses in der Stadt. Seit ewigen Zeiten hatte er nicht mehr getanzt. Seine Freundin war über die törichten Jahre hinaus. Nur um zu sehen, wie es ihm nach der langen Zeit gefallen würde, kehrte er dort ein, aber er setzte sich zunächst an die Bar und sah nur zu. Später allerdings tanzte er einigemale und freute sich diebisch, daß er noch nicht die galanten, werbenden Worte verlernt hatte. Er wurde richtig vergnügt und lud die Dame zu einem Trunk ein.
Anderen Tags kam ein Päckchen aus dem Gebirge. Es kam mit der Abendpost. Es war ein Brief dabei. In dem Karton war eine graue Steinkruke mit bunten Blumenbildchen und einem roten Band um den Hals. An dem Ende des Bandes hing ein Zettel mit der Aufschrift: „Für trübe Stunden", am anderen Ende baumelte ein winzig kleiner Enziankrug. Leider hatte er keine Zeit, den Brief zu lesen. Er hatte pünktlich in der Stadt zu sein, zu einem Abendessen. Er dürfe auf keinen Fall zu spät kommen, meinte er. Vielleicht kam es daher, daß er so lange Zeit so was nicht mehr unternommen hatte, mit einer Dame zu speisen, einer Tanzbekanntschaft. Den Brief konnte er auch bei der Rückkunft lesen. Aber er freute sich doch über den schönen, grauen Krug. „Gebirgsenzian" stand darauf, und er beschloß, ihn aufzuheben, zur Wiedersehensfeier. Im Augenblick hatte er keine trüben Stunden und auf dem Zettel stand, daß er in solchen Stunden zu trinken sei.
Einige Tage, eine Woche lang, blieb die Kruke verkorkt. Aber als die Zeit um war und die Freundin heimkehrte, braun von der Sonne über Schnee und mit vor Fröhlichkeit weißen Zähnen, da war die Kruke doch entkorkt und fast leer. Sie hatten auf Wunsch des jungen Mannes in der Stadt zu Abend gegessen und am liebsten wäre er mit ihr ein wenig ausgegangen, in ein stilles Café, in den Ratskeller vielleicht, zu einer Flasche Wein. Aber sie war müde von der Reise und wollte lieber in der vertrauten Behausung auf dem breiten Liegesofa hocken und mit ihm allein sein.
„Ja, es war sehr schön! Ich war völlig allein, keine Bekanntschaft gemacht. Ich habe drei Kleider umsonst mitgeschleppt", lachte sie.
„Dann kann ich ja aufatmen", versuchte er zu scherzen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Er starrte auf den kleinen runden Tisch. Auf dem blanken Messing der Platte stand die Enziankruke. Neben der Kruke stand ein winzigkleiner, grauer Enziankrug, anzusehen wie ein Liliputmaß.
Die Freundin sah den Blick und lachte und fragte, ob er denn gemundet habe.
„Nein", sagte der Freund in Gedanken und erschrak über seine Stimme. „Aber wir wollen nun einmal anstoßen. Wir wollen den Rest auf deine glückliche Heimkehr trinken", sagte er hastig und stand schon auf. Er nahm den kleinen Enziankrug vom Tisch und trug ihn hinaus in die Küche, und bevor er frische Gläser aus dem Schrank nahm, wischte er eine kleine, rote Lippenspur von dem kleinen, grauen Enziankrug ab und schüttelte den Kopf. Und dann stießen sie an. „Wenn der Enzian geblüht hätte, würde ich dir eine dicke blaue Blume mitgebracht haben", lachte die Freundin, „so närrisch oft habe ich an dich gedacht."

Auf Posten

(Wilhelm Schulz)



Habt ihr im warmen Bett zur Nacht
An all' die vielen auch gedacht,
Die drauß' vorm Feind auf Posten stehn,
Wenn grimmig kalt die Winde gehn?

Es sind nicht liebe Vögelein,
Die dabei zwitschern auf sie ein,
Doch harren sie geduldig aus.
Macht es nicht anders, ihr zu Haus!

Führt ihre Treu euch stets zu Sinn,
Geb' keiner sich dem Kleinmut hin,
Der dient der Heimat nicht zum Schutz,
Der stärket nur der Feinde Trutz!

Wilhelm Schulz

DIE NACHT DER KÜHLSCHRÄNKE

VON KÄTE BIEL

Das Mondlicht betastete liebevoll die hinter dem großen Schaufenster dekorativ aufgereihten Kühlschränke.
Wir hofften auf das Erscheinen der Straßenbahn und hatten infolgedessen Zeit, die Augenblicke des Wartens mit unverbindlichen Entschlüssen zu schmücken. „Morgen werden wir uns einen Prospekt kommen lassen!" sagten wir zueinander.
Der junge Mann neben uns lachte erbittert. „Lesen Sie niemals einen Prospekt über Kühlschränke! Es könnte Ihr Unglück sein!"
„Wenn es so ist...?" murmelten wir, um den offenbar heftig Verstörten nicht noch weiter zu reizen.
„Heute", sagte er erregt, „heute komme ich von ihrer Hochzeit... Aber im vorigen Juni, da glaubte ich, daß ich es sein würde, der Lisa bekäme! Mein Gott, wie ich sie liebte! — Ich wußte auch, daß ich ihr nicht unsympathisch war. Als sie für zwei Tage an die See fuhr, weil das Museum, in dem sie als Assistentin tätig war, geschrubbt wurde, durfte ich sie begleiten. Sie war bezaubernd hübsch, und ich wollte schon im Zug beginnen, über meine Liebe zu sprechen, aber wir redeten dann ununterbrochen über Vorweltfauna, insbesondere über Pachylemuriden. Trotzdem war ich hoffnungsfroh, der Tag war noch lang, und der Abend lag vor uns, und vielleicht konnte man auch mit der Tradition brechen, die Nacht zum Schlafen zu benutzen.
Nach dem Baden gingen wir auf der Promenade spazieren. Anfänglich sprachen wir über Stabreime und die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, denn Lisa fand immer interessante Themen, und ich stellte es mir ungeheuer anregend vor, erst mit ihr verheiratet zu sein; später saßen wir auf einer Bank und wollten uns eigentlich küssen, griffen aber aus lauter Befangenheit nach dem bunten Prospekt den irgend jemand hier vergessen hatte, und der das Lob der Kühlschränke in brutaler Buntkolorierung herausschrie. Wir blätterten darin, und plötzlich war es Zeit, in unserer Pension das Abendessen einzunehmen. Hinterher gingen wir spazieren, und dann fing es leider an zu regnen. Wir mußten uns trennen. „Du", sagte Lisa zum Abschied, „ich wollte dir eigentlich den Prospekt noch einmal zeigen. Ich habe ihn mit hinaufgenommen. So ein Kühlschrank ist wirklich etwas Feines!"
Ihr Blick war so zärtlich, ihre Haut so rosig und warm, und ich war hingerissen und plötzlich von unbändiger Entschlossenheit.
„Liebste", sagte ich ruhig, „ich brenne darauf, über Kühlschränke das Wissenswerte zu hören. Es ist mir sehr eilig. Ich komme mit dir!"
Lisa war ein wahrhaft großzügiger Mensch. Sie zuckte nicht zusammen, sie machte kein törichtes Gesicht. „Aber bitte, sei recht leise. Andere dürfen nicht merken, daß du in meinem Zimmer bist. Es könnte mir sonst falsch ausgelegt werden."
Ich wagte nicht, ihr zu erklären, daß schon manche falsche Auslegung die richtige Auslegung gewesen war.
Und dann — dann begann das, woran ich heute nicht ohne Scham denken kann, und was mir nachträglich als entsetzlicher Wahn vor Augen steht.
Das Werbeheft lag vor uns, und wir glaubten zu fühlen, wie das Dasein reicher für uns wurde. Nie wieder würde uns jemand etwas über Kühlschränke vormachen können. Draußen funkelten die Sterne, puderiger Mondschein umarmte die Blumen — aber das können Sie in der einschlägigen Dichtkunst besser nachlesen, als ich es Ihnen hier sagen kann —, und wir hielten uns an den Händen und redeten ohne Unterlaß Stunde um Stunde über Kühlschränke.
Plötzlich schlug es in der lauen sanften Nachtstille vom Kirchturm her zwei Uhr. Lisa strich mir leicht über das Haar und entwand mir das Werbeheft. „Komm..., wir wollen jetzt nicht mehr über Kühlschränke reden!"
„Laß mich!" sagte ich leidenschaftlich, „ich werde mir morgen sofort einen kaufen!" — Sie lächelte schüchtern. „Vielleicht reicht einer für uns beide?"
„Nein!" sagte ich. „Ich brauche einen für mich allein. Schon manches halbe Pfund Kalbsleberwurst ist mir in meinem Leben verdorben!"
Oh, mein Hirn war umnebelt, mit dämonischer Kraft warb und lockte der verfluchte Prospekt, und alle Wünsche, die sich auf die Physis von Lisa bezogen, waren vergangen, als wären sie nie gewesen. — Lisa sagte nichts. Sie öffnete nur weit die Balkontüren. „Wie schön das ist...", sagte sie leise, „der Mond —"
Wenn ich heute darüber nachdenke, glaube ich nicht, daß sie einen Vortrag über den Mond zu halten beabsichtigte. Sie wollte nur aus Mondschein Brücken bauen.
„Der Kühlschrank Modell MCMXL muß es sein. Und zwar Nr. 3. Die Nr. 4 ist zu groß —"
„Ja. Nr. 4 ist für eine fünfköpfige Familie!" sagte

Hinterm Schanktisch

(Maçon)

„Daß oana koa Dunkles trinkt, dös kann ma zur Not vastehn, aber bal oana überhaupts koa Bier mag, nacha is a scho a ganz a windiger Schlawiner!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Lisa verträumt. „Als ich Kind war, bekam ich mitunter Kleider, in die ich erst hineinwachsen mußte. Vielleicht wächst du mit der Zeit auch in einen Kühlschrank für eine fünfköpfige Familie hinein?“ Aber ich hörte nicht auf sie. — Als der Morgen graute, hatte Lisa es aufgegeben, mich von Kühlschränken ablenken zu wollen.

Im Garten lärmten Vögel. Da zog eine sonderbare Wehmut durch meine Seele. „Sind das nicht Nachtigallen?' fragte ich mechanisch.

Lisa hatte ein fernes blasses Lächeln. „Es sind weder Nachtigallen noch Lerchen. Es sind Spatzen!“ Ich weiß nicht, ob ihr Blick vielleicht das unberührte Bett gestreift hat. Heute scheint es mir möglich, daß ein Unterton des Bedauerns in ihrer Stimme gelegen haben konnte, als sie von Spatzen sprach. Vielleicht hätte sie lieber die Voraussetzungen hinter sich gehabt, die Nachtigallen und Lerchen jetzt dialogmäßig gerechtfertigt hätten.

Ich nahm ihre Hand. „Gleich morgen tun wir es, Liebe. Ich kann nicht mehr länger darauf verzichten. — Wir fahren mit dem ersten Zug wieder in die Stadt, und ich kaufe ihn mir.“

Als der Kühlschrank um 12 Uhr 10 mittags in meinen Besitz übergegangen war, fühlte ich eine merkwürdige Trauer. Der Bann des Prospekts war gebrochen. Ich hätte vor Lisa mitten auf der Straße niederfallen mögen. „Wir fahren an die See zurück, Liebe!“ Sie schüttelte sanft den Kopf. „Unmöglich. Morgen habe ich ja wieder Dienst.“ Während der Monate Juni, Juli, August und September hatte ich kein Geld, fortzureisen. Ich zahlte die Raten für den Kühlschrank. Lisa fuhr am Wochenend allein an die See, und ich ging in das Städtische Schwimmbad.

Im Oktober gehörte der Kühlschrank dann völlig mir, aber die Badesaison war vorüber.

Schon im August war mir aufgefallen, daß Lisa kaum mehr Vernünftiges sprach, sondern fiebrig immer nur über Lokomotiven reden wollte. Die Tiefe ihrer Kenntnisse auf diesem Gebiet bekam bald etwas Erschreckendes für mich. Trotzdem kaufte ich Ahnungsloser technische Literatur, um ihrem Wissen gewachsen zu sein.

Eines Tages erfuhr ich denn, wer dieses lodernde Feuer in ihrer Seele entzündet hatte. Es war Robert, und Robert war Ingenieur und baute, Sie haben richtig geraten, Lokomotiven.

Lisa wußte im November alles über Aufbau, Struktur und Leistungsfähigkeit von Lokomotiven. Kurz darauf hatte sie die gleichen Kenntnisse in bezug auf Robert gesammelt, und sie verlobten sich... — Wenn ich heute darüber nachdenke, wie alles so schrecklich hat kommen können, so muß ich sagen: das Schlimme war, daß die Erwerbung eines Kühlschranks für mich im Bereich des Möglichen lag! Das Schlimme sind ja überhaupt nie die unerfüllbaren Sehnsüchte, obgleich das irrtümlicherweise oft geglaubt wird, das Schlimme sind immer die erfüllbaren Wünsche! — Mein Gott: hätten wir an jenem verhexten Juni-Nachmittag einen Prospekt über Elektrizitätswerke oder Staudämme gefunden — wie anders wäre alles gekommen! — Ich wäre niemals auf den Einfall gekommen, mir einen Staudamm zu kaufen! Ich kann mir auch finanziell kein Elektrizitätswerk leisten und wäre heute der glückliche Gatte Lisas...“

Der junge Mann seufzte tief. Er hatte seinen Bericht beendet und schwieg traurig. Wir begriffen, daß er auf die intensive Werbekraft der Kühlschrankprospekte schlecht zu sprechen war. Und weil unsere Straßenbahn endlich in Sicht kam, sagten wir zum Abschluß tröstend: „Aber Sie haben doch nun wenigstens einen vorzüglichen Kühlschrank!“

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Der war mein Hochzeitsgeschenk. Übrigens war das die Nr. 4, weil das kleinere Modell damals nicht am Lager war und ich meinen Kühlschrank doch sofort geliefert haben wollte, — wissen Sie, die Größe, ausreichend für eine fünfköpfige Familie. Robert und Lisa haben sich sehr gefreut...“

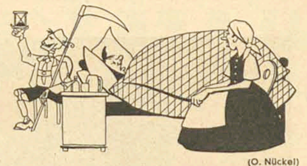
Winter / Von Joseph Maria Lutz

Scheue Hütten ducken im Schnee,
umschleiert vom Nebel der Einsamkeit.
Ihr Anblick tut so im Herzen weh
wie Kindheitferne, vergangene Zeit.

Wege stapfen ins ebene Feld
und verzagen am Hang, bei den knietiefen Weh'n.
Eine Wildspur will reh-leicht weitergehn,
aber kein Ziel hat die Winterwelt.

In die weiten verwehten Räume
legt groß der Tod sein weißes Feld.
Krähen, die schwarzen Früchte der Winterbäume,
harren im starren verkrampften Geäst.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Der Hanslbauer ist am Sterben. Ehvor ihm aber der Schmatz ausgeht, möcht er noch gricht wissen, wo der Leichenschmaus abgehalten werden soll. Dös söll muaß sei, meint er. Es fragt sich nur: beim obern Wirt oder beim Unterwirt?

Die Bäuerin schlägt den Unterwirt vor. Der Bauer überlegt ein Zeitl und entscheidet sich dann auch für'n Unterwirt. Aber die Zenta, die grad nebenan in der Kuchel zu tun hat, hat's g'hört und tut schnell kund, daß sie beim Unterwirt gar net mag und daß sie ganz für'n Oberwirt ist. (Sie hat's nämlich mit'n Oberwirtfranzl —)... Da schreit der Hanslbauer: „Halt's Maul da drauß, du stirbst net!“

Wenn der Pegasus auf Reisen ist, dann kommt es natürlich vor, daß am Tisch des Speisewagens gedichtet wird. Und wenn eine Füllfeder mit saugendem Linnen in Berührung kommt, fließt sie so lange, bis sie leer ist. Und wenn man so richtig dichtet, merkt man nicht gleich alles.

Ich bestellte sofort eine halbe Zitrone für den schönen schwarzen Fleck, aber ich mußte die Tischdecke doch bezahlen. Selbstverständlich nahm ich die Decke mit, und es stellte sich heraus, daß unsere Wäscherei besser ist als die der „Mitropa“. Von dem Tintenfleck ist nichts mehr zu sehen, hingegen ist auf dem breiten Rande des Tuches eingewebt zu lesen: Mitropa, Mitropa, Mitropa, Mitropa usw. Daher gehört zu diesem Tuche eine Bestätigung, aus der hervorgeht, daß es tintenfleckshalber zwangserworben und anständig (sogar sehr anständig) bezahlt wurde.

Wenn ich einmal lange nicht auf Reisen war und es mir ein wenig bange danach wird, lege ich mir das Mitropatischtuch unter den Teller. Wenn ich dann noch dazu die Kinder unterm Tisch spielen lasse, ist die Illusion fast vollkommen.

Bel Mars & Co.

(Erich Schilling)



„Ich danke Ihnen, Mr. Hore Belisha, für Ihre bisherige Tätigkeit in unserer Firma und es freut mich, daß Sie sich auch weiterhin als stiller Teilhaber an unseren Geschäften beteiligen wollen!"

München, 4. Februar 1940
45. Jahrgang / Nummer 5

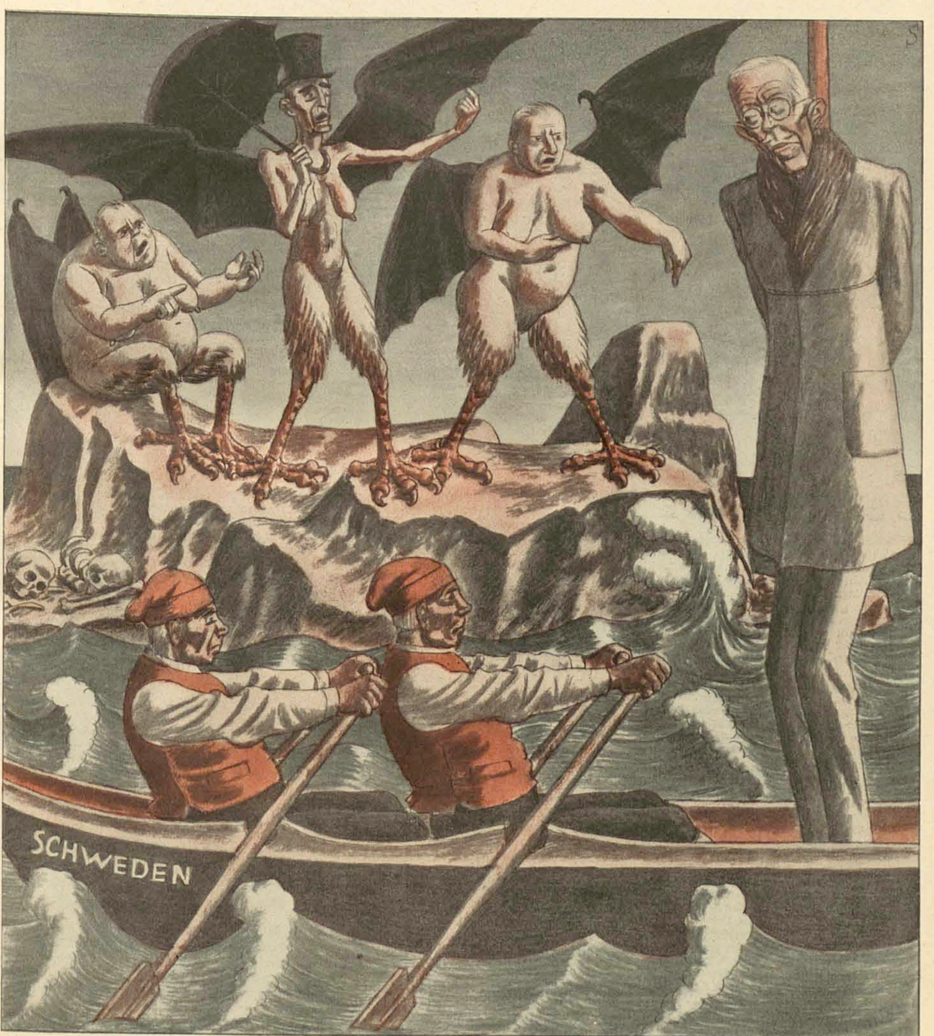
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der schwedische Odysseus und die Sirenen

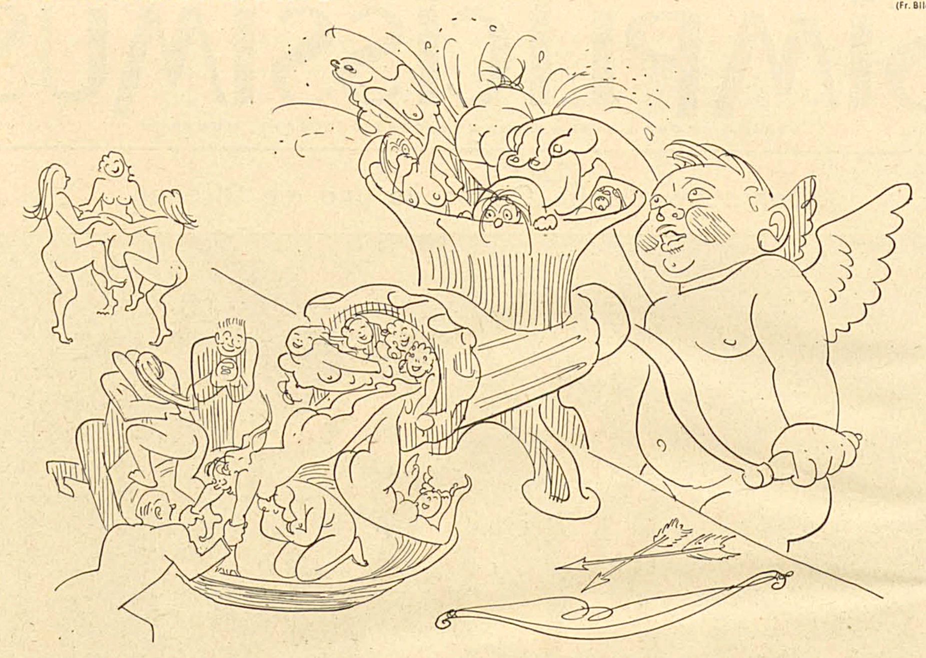
(Erich Schilling)



„Versuchen wir es mal mit Gesang, wenn er darauf nicht reinfällt, wollen wir schärfere Töne anschlagen!“

Die Weibermühle

(Fr. Bilek)



GEFRORENES

Die Scheiben im Eisenbahnabteil sind zugefroren, teils weil es draußen sehr kalt ist, teils weil wir im Innern Feuchtigkeit produzieren. Am meisten Feuchtigkeit scheint mir der Herr gegenüber herzustellen. In Amerika würde man sagen: er kontrolliert die ganze Feuchtigkeit in unserem Abteil. Im allgemeinen ist das, was die Menschen hervorbringen, nicht immer sehr schön, aber wenn es draußen friert, dann sind die Produkte Eisblumen an den Fensterscheiben, sehr schöne Eisblumen. Jeder von uns schaut die Eisblumen bewundernd an, aber man kann nicht ewig seine Zeit mit dem Anschauen von Eisblumen zubringen. Wenn ein Speisewagen da wäre, könnte man in den Speisewagen gehen, um dort wie immer Leipziger Allerlei gereicht zu bekommen, das aus grünen Erbsen und Karotten besteht und von dem niemand weiß, was es mit Leipzig zu tun hat.
Es ist aber kein Speisewagen im Zuge, also macht man Gucklöcher in die Eisblumen, die wie gewöhnlich wie ein tropischer Urwald mit Palmwedeln aussehen. Solche Witze macht die Natur mit uns. Wenn es ganz kalt ist, zaubert sie uns tropischen Urwald vor, und vielleicht erscheint, wenn wir in der Wüste sind, ein großes Helles als Fata Morgana am Horizont.
Wir machen also Löcher in den gefrorenen Palmenwald. Manchmal benutzt man dazu die Lederriemen des Fensters, aber in modernen Wagen gibt es keine Lederriemen und es hat sich deshalb eine Technik des Lochhauchens herausgebildet.
Neben jedem Fensterplatz ist im ganzen Zuge so ein Guckloch durch den Urwald geblasen, und alle schauen da hindurch wie Herren auf alten Witzblattzeichnungen durch die Astlöcher am Plankenzaun von Damenbädern. Auch das genügt nicht, denn so ein Zug fährt im allgemeinen nicht durch Badeanstalten, sondern durch Landschaften mit verschneiten Feldern und Wäldern und einsamen Bahnwärterhäuschen.
Viele beginnen zu zeichnen. Der Mensch hat einen großen Trieb zur Zeichenkunst, und schon als Kind bemalt er Bretterzäune. Erst später lernt er, daß das Bemalen von Tischen und Wänden ein Vorrecht der bildenden Künstler ist. An so eine gefrorene Fensterscheibe zeichnet es sich so gut mit dem Fingernagel! Was zeichnet der Mensch? Er zeichnet sein Ebenbild. Franziska sagt, jeder Mensch könne zeichnen, wenn er nur wolle. Ich muß schon sagen, die Menschen, die an gefrorene Fensterscheiben zeichnen, wollen anscheinend nicht. Der Herr gegenüber hat auch so etwas hingezeichnet, mit einem Auge, einer Nase und einem Mund und krankhaft deformiertem Hinterkopf. Jetzt lächelt er sein Werk an, ich weiß, was er denkt. Er möchte darunter schreiben: „Das ist Josef Kosmels" und noch dazu „Josef ist ein Aff". Aber er darf es nicht, denn der Herr hat im Laufe der Jahre gelernt, daß man auch den Leiter des Konkurrenzunternehmens selbst auf einer gefrorenen Fensterscheibe nicht beleidigen darf. Foitzick

MÖBLIERTES ZIMMER

VON ANTON SCHNACK

Die Tapete der Wände ist weinrot.
Die Türe ist dunkel gebeizt.
Wer aß hier sein Brot? Wen holte der Tod?
Für mich wird nun der Ofen geheizt.

Auf dem Boden liegen die Teppiche,
Stücke aus Smyrna und Teheran.
Darüber schritten die Neppiche,
Die Demut, der Neid und der Wahn.

Überall sind noch menschliche Spuren,
Spuren von Schwermut und Haß
An Lampen, Tischen und Uhren,
An Schränken, am Tintenfaß.

Verschabt wurde das Polster der Stühle
Vom Mietervorüberzug,
Vom Kommen und Geh'n der Gefühle,
Von Liebe, Freude, Betrug.

An der Scheibe sann mancher, trommelnderweise,
Als es grauer Herbstabend war,
In der Erinnerung eine südliche Reise,
Oder voll Trauer über das Jahr.

An der Türe stand lange: Hans Krause.
Im März war es nicht mehr zu seh'n. —
Und auch ich bleibe nur eine Pause,
Auch ich werde wieder geh'n.

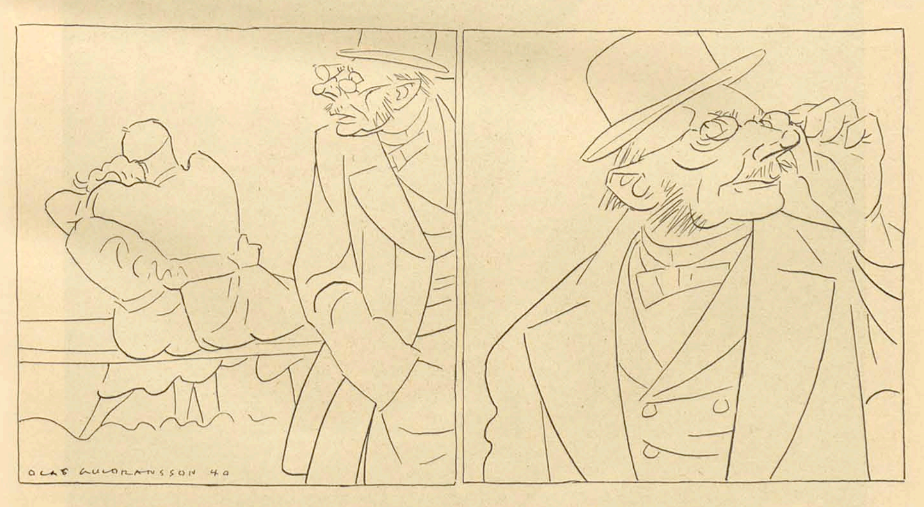
Kleine Korrektur

(O. Gulbransson)



Ein älterer Herr stapft durch den Matsch
und kommt mit sich ins reine:
„Was ist das Leben? Purer Quatsch!
Man kriegt nur kalte Beine!"

Drei Hunde, die der Amor hetzt,
ziehn nebenan auf Freite.
Der Herr, im Zartgefühl verletzt,
blickt indigniert zur Seite.



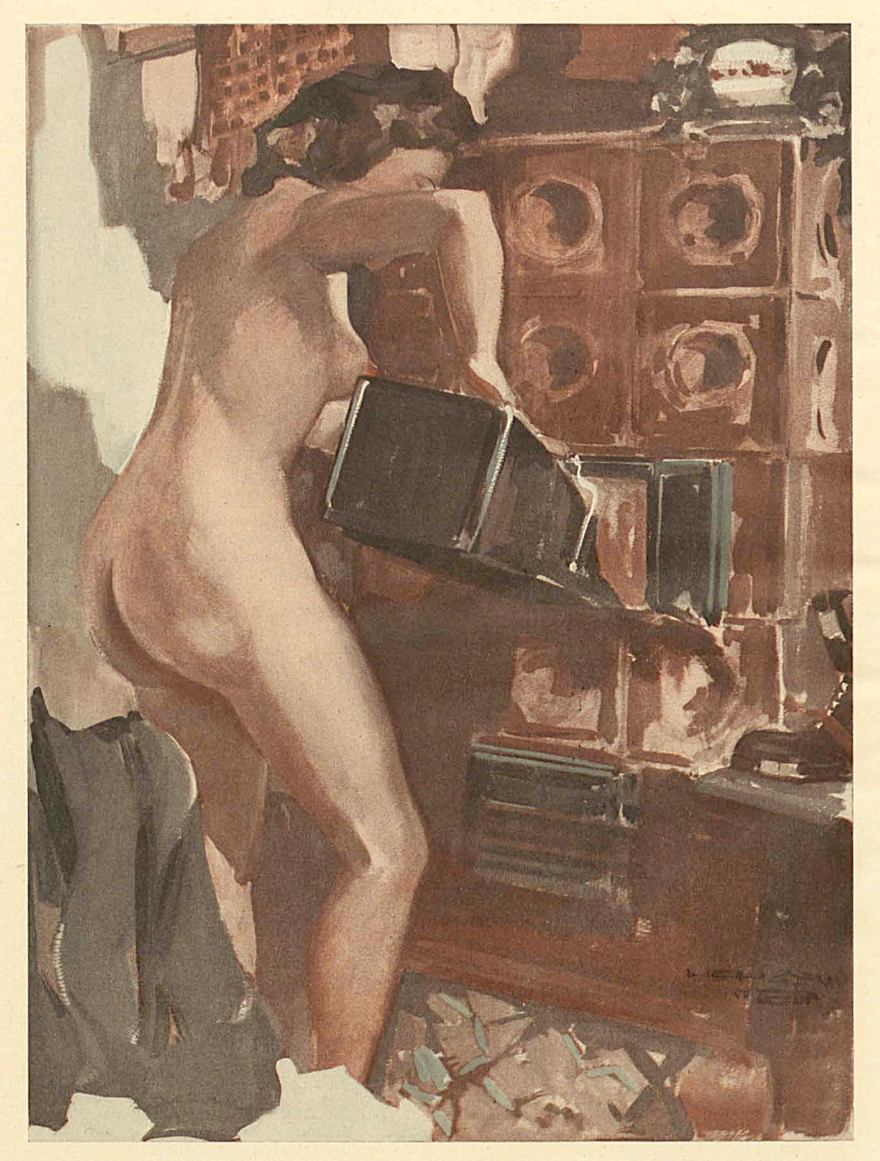
Kaum überwand er diesen Schmerz,
da muß er schon erkennen,
wie auf der Bank dort, Herz an Herz,
zwei Menschen heiß entbrennen.

„Das Leben — Quatsch?" . . . Der Herr verschiebt
die Brille und wird munter.
„Und doch scheint es nicht unbeliebt,
— zum mindesten mitunter."

Ratatöskr

In Erwartung

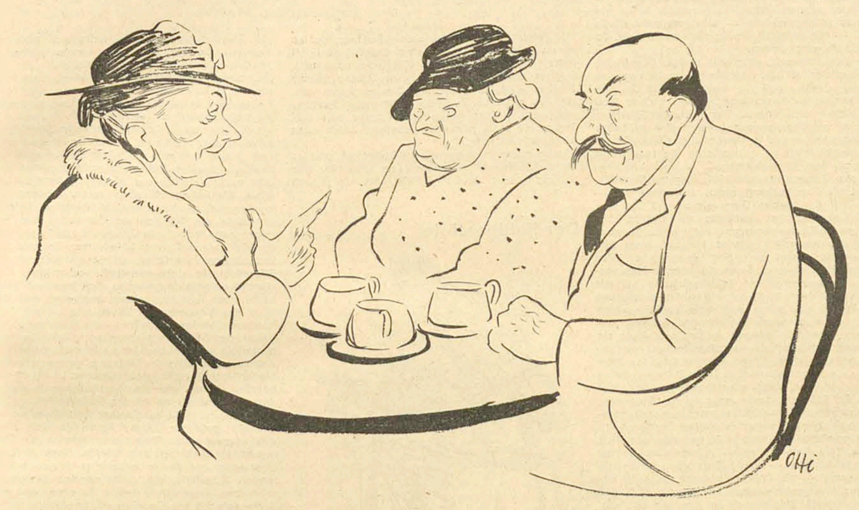
(K. Heiligenstaedt)



„Wenigstens hübsch warm soll ers haben, sonst sehnt er sich nach seinem Bunker!"

Aussichten

(O. Herrmann)



„A bisserl arg flott, mein ich, is er halt, der Bräutigam von Ihrem Töchterl, Frau Zitzelsberger."
„Ah, des macht nix — mei Mann war auch amal a bisserl flott — und schaun S' ihn heut an!"

GERÄUSCHLOSES DRAMA IN DER STRASSENBAHN

VON KARL LERBS

Die alte Dame erklimmt am Bremer Hauptbahnhof den Straßenbahnwagen und läßt sich, kräftig und irgendwie martialisch den Atem ausblasend, auf das Polster sinken — das ihr von der Natur vorsorglich verliehene Polster; denn der Sitz hat keines. Sie bringt ihre überall gleichmäßig und sicherlich in liebevoller Pflege gerundete Körperlichkeit in eine bequeme und für eine längere Fahrt geeignete Sitzlage, mustert mit sehr blauen und scharfen, etwas vorquellenden Augen kurz und streng ihre Umgebung, findet nichts Wesentliches zu bemängeln und blickt majestätisch ins Leere. Als ihr der Schaffner dienstlich naht, eröffnet sie ihm mit tiefer, starker, auf ihrem ganzen Entstehungswege sorgsam eingefetteter Stimme, sie wolle zum Sankt-Josef-Stift, um einen Krankenbesuch zu machen; da sie in Bremen fremd sei, so wünsche sie — hier schwingt in ihrem Stimmklang eine unmißverständliche Drohung mit — rechtzeitig zum Aussteigen veranlaßt zu werden. Über den Fahrpreis belehrt, entnimmt sie ihrer geräuschvoll aufgeknipsten Handtasche eine Dose Veilchenpastillen, fünf alte Fahrscheine der Magdeburger Straßenbahn, einen vorjährigen Taschenkalender, einen Gepäckschein, einen Groschen, vier einzelne Pfennige und drei Fünfpfennigstücke; breitet alles auf ihrem Schoß aus; befördert die nicht benötigten Gegenstände wieder in die Tasche, überläßt es dem Schaffner, die Münzensammlung um den Tarifbetrag zu vermindern; birgt Überschuß und Fahrschein in der sodann geräuschvoll zugeknipsten Handtasche, über der sie ihre fleischig-faltigen, mit vielen Ringen — einer ausstellungsartigen Überschau über den Familiengeschmack von vier Generationen — geschmückten Hände faltet. Sie hat damit ihren Anteil an der Beförderung zum Fahrtziel erledigt. Ihr Gesicht erstarrt zur machtvoll-ausdruckslosen Imperatorenmaske. Ihr Blick geht streng und unnahbar ins Leere.

Der überaus hagere Herr, neben dem die alte Dame Platz — oder man muß wohl sagen: Plätze genommen hat, ist bei ihrem Niedersinken plötzlich in die Welt zurückgekehrt. Er weilte in einem Nirwana des Trübsinns. Seine hoffnungsbar absackenden Mundfalten, seine dunklen Augen — zwei unergründliche Weiher aus ungeweinten Tränen — seine schlaff auf der Sitzbank hängenden Gliedmaßen beweisen es. Er wendet der alten Dame aus keinem anderen Grunde seine Aufmerksamkeit zu, als weil er in ihrem von ihm vorgeahnten Ergehen eine neue Bestätigung für seine bittere Erfahrung wittert, daß alles menschliche Beginnen von der Tragik der Erfolglosigkeit überschattet sei. Leicht könnte er jetzt einen beträchtlichen Teil seiner Fahrt durch sanfte und hier ganz unauffällige Anlehnung an die schwellende Polsterung seiner Nachbarin angenehmer gestalten. Aber das tut er nicht; er rückt sogar eckig und spartanisch von ihr weg. Er meidet alles, was seiner einsamen Trauer die Härte nehmen könnte. Er leidet namenlos unter seiner Schicksalerkenntnis; aber er will leiden. Gierig saugt er alles in sich ein, was seiner bloßgelegten Seele Schmerz bereitet. Sein dunkler Blick streift die alte Dame. Armer Mitmensch, sagt der Blick: In selig-unseliger Ahnungslosigkeit fährst du durch eine fremde Stadt deinem Geschick entgegen. Wie grausam wird dein Erwachen sein, wenn du erkennst, daß dein Vertrauen in die Zuverlässigkeit anderer und die amtlich behütete Zielsicherheit deines Weges — oder deiner Fahrt — grausam enttäuscht worden ist. Wo wirst du enden?

Die alte Dame ahnt nichts von der neben ihr erlittenen wollüstigen Folter. Ihr ist überhaupt der ganze Beförderungsvorgang völlig nebensächlich. Sie ist davon überzeugt, daß die Macht ihrer Persönlichkeit durchaus genügt, um eine reibungslose Abwicklung solcher Belanglosigkeiten zu gewährleisten. Der Schaffner, müde von langem Dienst, lehnt an der Tür und döst milde; er hat, da seit einiger Zeit weder Ab- noch Zugang zu verzeichnen war, nun schon zweimal die Ausrufung der Haltestellen verabsäumt. In dem hageren Herrn aber wächst mit der Annäherung an das Josefstift die qualvolle Spannung — und mit ihr die genießerische Vorstellung von der Größe des bevorstehenden Unheils. Es wäre ihm ein Leichtes, die Katastrophe durch ein aufklärendes Wort abzuwenden; aber er spricht dieses Wort nicht — er denkt nicht einmal daran, es zu sprechen. Er hat es sich längst abgewöhnt, den Mächten der Finsternis mit seinen schwachen Menschenhänden in den Arm fallen zu wollen. Die alte Dame wird zu weit fahren; sie wird — ihr Aussehen verheißt es — sich erregen und durch Scheltreden, mit denen sie den Schaffner überschüttet, mit Beschimpfungen und Beschwerden eine disziplinarische Lawine ins Rollen bringen. Der Mensch, den sie im Krankenhause besuchen will, wird inzwischen vielleicht, den brechenden Blick auf die immer noch leere Türfüllung gerichtet, einsam sterben. Vielleicht wird sogar die alte Dame selbst im Zorn den Gefahren ihrer Statur vorzeitig und schlagflüssig erliegen. Auf das Haupt des Schaffners wird die Verantwortung fallen. Aber dann wird er, der hagere Herr, vor

die Schranken des Gerichtes treten und bekennerisch dafür zeugen, daß der wackere Mann nur das schuldlose Werkzeug des Fatums war — daß hier wieder einmal die grausame Moira ein kleines Menschenglück — oder vielmehr deren zwei — mit blindem Schlag zertrümmert hat. So macht sie es ja immer.
Hier nun indessen geschieht etwas. Der Mann, der auf der vorderen Plattform die bewegende Kurbel dreht, muß vor einem plötzlich auftauchenden Hindernis bremsen. Ein grober Stoß erschüttert den Wagen. Der dösende Schaffner stolpert vornüber, erwacht, besinnt sich auf seine Obliegenheiten und erinnert sich der alten Dame. „Josefstift", sagt er. „Nu müssen Sie raus." Und er greift zum Klingelriemen.
Die alte Dame nimmt die Mitteilung zur Kenntnis. Nicht mit Überraschung, nicht mit Dankbarkeit — nein, mit der herben Gelassenheit, mit der man Selbstverständliches beiläufig verzeichnet. Mit starken Wellenbewegungen, nicht mühelos, aber unbändig energisch windet sie sich vom Sitz empor und kehrt sich dem Ausgang zu. Der hagere Herr aber ist einen Augenblick fassungslos. Eine unbegreifliche Schicksalslaune hat mit diesem groben Stoß sein Weltbild erschüttert und ihn um eine schon gesicherte Tragödie, einen ihm von rechtswegen zustehenden Schmerz betrogen. Empörung züngelt in ihm auf. Aber sie wandelt sich rasch in verzeihende und verzichtende Güte. Seine Augen glänzen feuchter denn je — sie verschwimmen in jäher Rührung. Seine lange knochige Hand streckt sich aus und legt sich für Sekundendauer ganz leicht, ganz zart, beschützerisch, abschiednehmend und mit sozusagen sinnbildlich wegschiebendem Druck auf die stark gewölbte rückwärtige Leibesmitte der alten Dame. (Sie bemerkt es — wir müssen sagen: glücklicherweise — nicht.) Zieh hin, so sagt die Bewegung — zieh hin, Mitmensch, in selig unseliger Ahnungslosigkeit. Es ist gut für dich, daß du nicht weißt, wie nah du am Abgrund standest. Eine unfaßliche Schicksalslaune hat dich einmal noch begnadigt. Bald — wie bald wird sie dich um so erbarmungsloser treffen. Mein brüderliches Gefühl geleitet dich.
Die alte Dame ist fort. Der Schaffner klingelt ab und döst weiter. Der hagere Herr, erlebnisgesättigt, versinkt wieder im Nirwana des Trübsinns. Drei Schicksalswege, die sich trafen und für eine kurze Spanne bedrohlich verflochten, trennen sich für immer. Die Fahrt geht weiter.

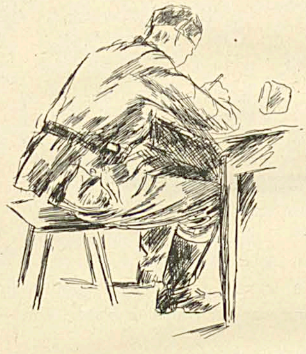
OZORAY KEHRT ZURÜCK

VON GUIDO K. BRAND

Der Zufall wollte es, daß Erdely Fenencz, der an einem Nebenarm des Körös bei Oecsöd geangelt hatte, dem Bürgermeister Kisfaludy berichtete, daß er einen Mann, der Herrn Ozoray Mihaly ähnlich sähe, ertränkt aufgefunden habe, und daß zu gleicher Zeit der Milchmann Hatvany vorsprach und aussagte, daß Ozoray seit drei Tagen die stets pünktlich gelieferte Milch nicht abgenommen habe.
Dieser Zusammenhang gab zu bedenken, und es stand für den Bürgermeister fest, daß hier das Schicksal seine Hand im Spiele hatte. Um jedoch alle Zweifel auszuschalten, holte sich Kisfaludy noch zwei Zeugen, die Ozoray kennen mußten — den Briefträger und den Friseur Pollak.
Um dieses Vorgehen zu verstehen, muß man wissen, daß Ozoray ein Sonderling war. Von Frauen hielt er gar nichts, und im Grunde kannte ihn kein Mensch in ganz Oecsöd. Er war von einem Netz von Gerüchten umsponnen. Angeblich sollte er sehr reich sein, und da er in der letzten Zeit Briefe erhalten hatte, deren Adresse die Handschrift einer Frau aufwies, sagte man ihm jetzt nach, er hätte die Absicht gehabt zu heiraten. Wahrscheinlich aber sei er abgewiesen worden, und das hätte er nicht überleben können.
Es wurde ein Protokoll an Ort und Stelle aufgenommen, wobei die Zeugen bestätigten, daß der Gefundene Ozoray Mihaly war. Um nun alle Formalitäten zu erfüllen, wurde ein Nachruf veröffentlicht, in dem eventuell vorhandene Verwandte aufgefordert wurden, sich innerhalb einer bestimmten Frist zu melden, ansonsten man das Haus des Verstorbenen öffnen und — falls kein Testament vorhanden wäre — die Einrichtung den Armen des Städtchens schenken würde. Das war großzügig gedacht und fand allgemein Beifall.
Soweit wäre alles in Ordnung gewesen, wenn dieser Nachruf nicht zwei Menschen in die Hände gefallen wäre, die ein persönliches Interesse daran hatten. Als ob es das Schicksal so wollte, lasen sie ihn nicht zu gleicher Zeit. Einer davon war ein gewisser Ozoray Janos, der mit aller Anstrengung einen Weg suchte, wie er mit Ozoray Mihaly verwandt sein könnte. Nach einigem Überlegen, bei denen angesichts der zu erwartenden Erbschaft alle aufkeimenden Bedenken schmolzen, ergab sich, daß er so etwas wie ein Neffe sein könnte. In diesem Bewußtsein reiste er nach Oecsöd.
Da die Frist für die Verwandten abgelaufen war, begab sich der Bürgermeister mit einer Kommission in Ozorays Häuschen. Ein Schlosser öffnete die Tür. Es war sehr feierlich, denn man machte sich auf allerlei Überraschungen gefaßt. Unterdessen warteten die Armen der Stadt draußen auf der Straße.
Ein Rundgang überzeugte die Kommission, daß alles in tadellosem Zustand zurückgelassen war.

Der Feldpostbrief

(Toni Bichl im Felde)



„Liebe Resi!
Ich freue mich, wenn ich bald Urlaub kriege — weil ich Dich dann wieder viel besser lieben kann als jetzt — —"

Ein Testament wurde nicht gefunden. Nach einer Bestandsaufnahme ließ Kisfaludy einen Armen nach dem andern eintreten und erfüllte ihre Wünsche, soweit das Entsprechende vorhanden war. Er sagte gerade: „Der Nächste, bittä scheen!" als er sich einem Fremden gegenübersah.

„Mein Name ist Ozoray Janos. Ich bin der Neffe des leider so früh Verstorbenen." Er zog dabei ein Papier heraus und legte es Kisfaludy vor die Nase.

Entsetzt sprang der Bürgermeister hoch, starrte Janos entgeistert an und unterbrach die Schenkungsaktion. Nach einer kurzen Aufklärung, wie weit diese schon gediehen war, bat Ozoray Janos den Bürgermeister um eine Unterredung im Nebenzimmer. Vollkommen bestürzt blieb die Kommission zurück. Es war zweifellos ein Skandal. Aber mit einem Lächeln kam nach einiger Zeit Kisfaludy wieder zurück. „Meine Herren!" sagte er, „juristisch liegt der Fall klar. Herr Janos ist der Erbe, unsere gesetzte Frist war zu kurz. Der Schaden muß ersetzt werden, und Herr Ozoray hat sich gegen Zahlung von dreihundert Pengö bereit erklärt, von einem Eintreiben der bereits verschenkten Gegenstände abzusehen. Ich hoffe, Sie sind damit einverstanden!"

Die Kommission nickte. „Dann danke ich Herrn Ozoray für sein Entgegenkommen. Die Summe wird auf Konto ‚Unvorhergesehenes' übernommen", wandte er sich an den Stadtschreiber.

Das Haus wurde wieder geschlossen. Der Rest der Möbel sollte morgen abtransportiert werden. Ozoray aber gewann noch an Ansehen, als er sämtliche Anwesende auf seine Kosten in den „Goldenen Ochsen" einlud. Da in der Theißebene lauter trinkfeste Männer zu Hause sind, schrieb der Wirt nur flaschenweise den Barack und fässerweise das Bier auf. Es ging langsam ins Geld.

Als Ozoray Janos am nächsten Morgen mit schwerem Kopf das schöne Oecsöd verließ — es war alles auf einem Wagen verladen — hatte er vergessen, die Rechnung im „Goldenen Ochsen" zu begleichen.

Um diese Zeit las der andere Interessent den Nachruf in dem Oecsöder Tageblatt: Herr Ozoray Mihaly. Er wischte sich ein paarmal die Augen, hielt die Zeitung weit von sich... es war kein Irrtum... er war gestorben.

Nichtsdestoweniger fuhr er nach Oecsöd zurück; denn er wußte nun, was man von ihm hielt, und was er wert war. Unerkannt verließ er den Bahnhof und begab sich auf das Bürgermeisteramt.

Herr Kisfaludy war noch im Begriff, sich von den Folgen des Gelages zu erholen, als der papiermäßig Verstorbene eintrat. Der Bürgermeister wurde totenblaß, starrte den vom Grabe Auferstandenen entgeistert an und fühlte, wie sein Blut zu Eis wurde. Außerdem lächelte noch Ozoray: „Ja, lieber Herr Kisfaludy. Ich bin es. Wie weit steht es mit meinen Sachen?"

Der Bürgermeister verspürte eine gewisse Leere hinter seiner Stirne, erhob sich aber trotzdem und betastete Ozorays Körper. Es war kein Zweifel. Dann sah er ganz deutlich das Ende seiner Laufbahn vor sich — ohne Penison verabschiedet und lächerlich gemacht vor aller Welt.

„Ich darf mich setzen?" fragte Ozoray, „wenn ich auch gestorben bin? Aber erzählen Sie doch mal, wie das alles vor sich gegangen ist!"

Es dauerte begreiflicherweise eine Zeit lang, bis Kisfaludy dazu fähig war. Außerdem ärgerte ihn das infame Lächeln Ozorays, der nach Beendigung des Berichtes sagte: „Was Herrn Ozoray Janos anbetrifft, so sind Sie einem Schwindler in die Hände gefallen. Ich habe keinen Neffen. — Ein bißchen viel auf einmal, wie?"

Trotzdem Ozoray versicherte, daß ihn niemand gesehen hätte, mußte es doch bekannt geworden sein, daß er nach Oecsöd zurückgekehrt war. Eine Stunde später sammelte sich vor dem Bürgermeisteramt eine große Menschenmenge, die sich fortwährend bekreuzigte — ein Geist ginge um... ein Geist wäre leibhaftig unter ihnen.

Da geschah etwas Merkwürdiges. Ein Fenster öffnete sich und mit einer winkenden Armbewegung erschien lächelnd Kisfaludy. Er bat um Ruhe.

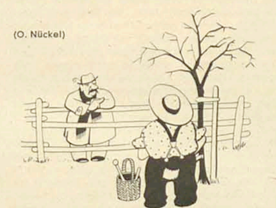
„Bürger!" rief er, „es ist wahr, daß Herr Ozoray gestorben ist. Friede seiner Asche. Es ist aber auch ebenso wahr, daß sein Geist eben bei mir war und mir bestätigte, daß wir recht gehandelt haben, als wir alles an die Armen verschenkten und den Rest seinem Neffen Janos überließen. Er bedauerte, nicht selbst ein Testament hinterlassen zu haben. Geht ruhig nach Hause. Am nächsten Sonntag findet eine Seelenmesse für Ozoray Mihaly statt!"

Er schloß das Fenster wieder und sank, in Schweiß gebadet, auf seinen Stuhl zurück. Draußen zerstreute sich das Volk und besprach noch lange in den Wirtshäusern bei Alkohol den Vorfall.

Als es dunkel war, ging ein Mann, völlig unkenntlich, zum Bahnhof und fuhr nach Miskolc zurück. Es war Ozoray Mihaly, der ein wichtiges Dokument in der Tasche hatte. Er hatte mit dem Bürgermeister ein Abkommen getroffen, nach dem Kisfaludy das leere Häuschen abkaufte, ihm den Schaden, der ihm zugefügt worden war, ersetzte, und er für die Oecsöder Bürger verstorben blieb. Dafür übernahm Kisfaludy auch noch die Steuern. Sollten diese einmal ausbleiben, so ermächtigte ein Passus Ozoray wieder nach Oecsöd zurückkehren zu können. Das aber wäre das Ende des Bürgermeisters gewesen. Wie nun Kisfaludy das alles regeln wollte, darüber machte sich Ozoray keine Sorgen während der Fahrt. Er hatte sowieso die Absicht gehabt, nach Miskolc zu ziehen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich verjüngte alte Kirschbäume.
Mein Nachbar schaute über den Zaun.
„Was machst da, ‚Feichten?"
„Ich verjünge den Baum."
„Da schneidst ihm einfach den Kopf ab?"
„Ich pfropfe ihm ja eine jüngere, schönere Krone auf." Mein Nachbar schwieg. Er schwieg lange. Scheinbar dachte er nach. Denn als seine Frau vorüberkam — „Alte!", rief er, „schade, daß du ka Kerschbaum bist!"

Ich ging unlängst hinter zwei älteren Damen her, die in dem hochliegenden Schnee nur langsam vorwärts kamen, zumal sie, ganz besonders die ältere, schlecht zu Fuß waren. Die Jüngere klagte: „Heute tun auch mir die Füße weh", worauf sie von ihrer Begleiterin die Antwort erhielt: „So, dann hast du endlich einmal einen Vorgeschmack von meinen Füßen!"

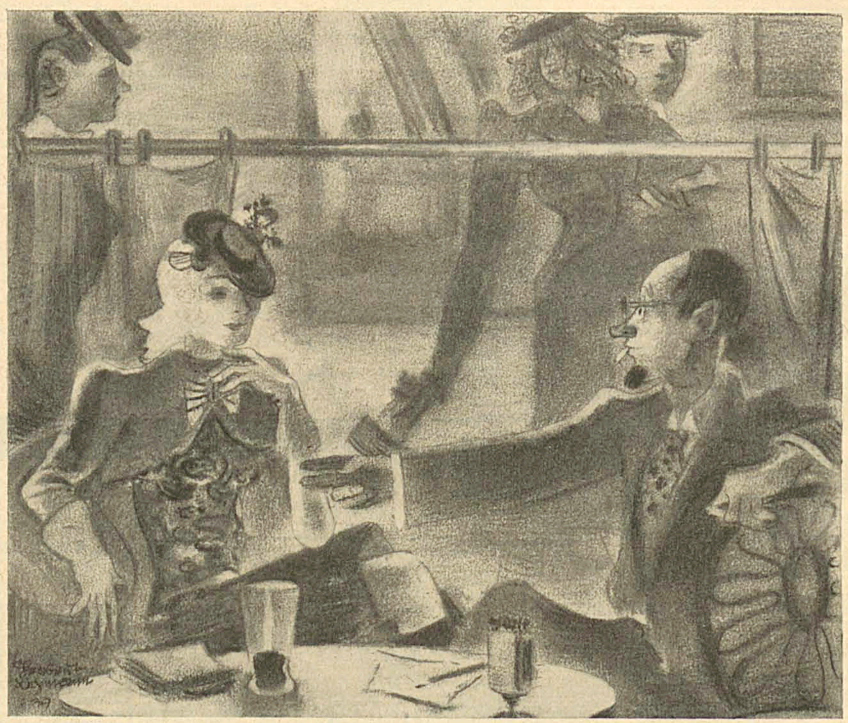
DER BEWEIS

VON JO HANNS RÖSLER

Paul und Pauline lebten wie die Turteltäubchen. Geturtelt wurde zwar zwischen ihnen nicht viel, denn was ein rechter Ehemann ist, der vergißt im Laufe der Ehejahre gar zu gern das zärtliche Spiel der Verliebten. Und erinnern wollte ihn Pauline auch nicht gerade daran. Aber sonst liebte Paul seine Frau von gutem Herzen, so wie er sein Haus liebte und seinen Garten. Hatte er nicht Freude daran, wenn die Leute am Zaun stehen blieben und die Schönheit der Blumenbeete und den geraden Wuchs der Obstbäume bewunderten? Warum sollte er nicht die gleiche Genugtuung empfinden, wenn seine Freunde die Erfreulichkeiten Paulines bestaunten? Ja, er gab aus dem Garten gern einen Apfel ab und Freunden lieh er gern sein Weib zu einem fröhlichen Ausflug oder einem Scherz in den Fasttagen. Eifersucht war ihm ein fremdes Gefühl, so sicher war er seines Besitzes, so unbesorgt sah er den kleinen Liebesspielen zu, die Pauline mit sich treiben ließ, ohne — wie es den Anschein hatte — selbst daran recht beteiligt zu sein.
Das wurde anders, als Haberland in ihr Leben trat. Haberland war auch nicht jünger als Paul, aber er hatte den Schatz der tausend zärtlichen Worte noch nicht vergessen und verschwendete ihn an Pauline. Gern hörte ihm Paul dabei zu, denn es machte ihm Freude, wenn einer Pauline eine Freude bereitete. „Recht so", pflegte er Haberland zu loben, wenn sie allein waren, „meine Frau hat sowieso wenig vom Leben. Sie glaubt, was du sagst, und dir fällt es nicht schwer." Da wagte Haberland eines Abends den Vorschlag, Pauline in einen Film zu führen. „Es wird vielleicht Paul nicht recht sein", warf Pauline ein. Aber es war Paul recht, Pauline stellte es zu ihrer Verwunderung fest. Aus dem ersten Abend wurde eine Verabredung für jede Woche. Konnte Paul noch etwas dagegen haben, wenn sie an heißen Tagen mit Haberland zum Schwimmen ging? Pauline war eine leidenschaftliche Schwimmerin und Paul stand immer wie eine Glucke besorgt am Ufer, wenn sie einige Meter weiter hinausschwamm. Jetzt, wo Paul sich überzeugt hatte, ein wie guter Schwimmer Haberland war, blieb er lieber daheim, werkelte in seinem Garten und trug in Kannen das Wasser zu den Blumen, statt selber darin zu schwimmen. Und während des Urlaubs, als sie zu dritt in die Berge fuhren, saß Paul vergnügt allein unten im Tal und preßte das Edelweiß, das Haberland unter Lebensgefahr für Pauline vom Felsen holte, hoch droben, wo die beiden oft eine Nacht ausbleiben mußten und die Zuflucht einer Hütte für die Nacht in Anspruch nahmen, wenn ein Wettersturz den Heimweg vereitelte. Nein, niemals wäre es Paul eingefallen, auch nur den geringsten Verdacht zu hegen. Wann kommt ein Mann schon von selbst auf diese Gedanken? Er sah nicht, was ihn stutzig machte, und Freunde, die ihm einsagten, hatte er nicht. Jedoch, was große Tatsachen oft nicht vermögen, bewirkt ein kleiner Stein des Anstoßes. Man saß daheim zu Tisch, Haberland hatte sich auch eingefunden und Pauls Einladung zu einem Mittagessen gern angenommen. Es gab Kalbsnierenbraten, eine köstliche Erfüllung für verwöhnte Mäuler. Gerade Paul liebte ihn und die Niere, die zwischen saftigem Fett eingebettet lag, war seit Jahren ein ihm vorbehaltener Leckerbissen. Paul erschrak daher nicht wenig, als Pauline sich anschickte, die kleine Niere in zwei Teile zu schneiden. Das war ihm eigentlich außer dem Spaß. Da aber das eine Stück wesentlich größer ausfiel, verschluckte er seinen ersten Schrecken und hob sich die Belehrung bis nach dem Abgang des Gastes auf. Wie aber weiteten sich seine Augen, wie schoß ihm das Blut zu Kopf, als er sah, wie Pauline das größere Stücklein der kernigen Niere auf Haberlands Teller legte. Nein, das war kein Verdacht mehr, das war ein sicherer, ein eindeutiger Beweis.
„Treulose!", schrie er auf, „Ihr betrügt mich!" — „Aber —" „Ihr liebt euch! Ich weiß es!" „Paul!" „Lügt nicht! Hier ist der Beweis!"
Er stach mit der Gabel auf Haberlands Teller in die Niere. Hoch hob er das Beweisstück.
„Was denken Sie von uns?", rief Haberland heuchlerisch. „Wirklich nicht?" „Niemals. Mein Ehrenwort."
„Ich will es euch glauben. Verzeiht mir, Freunde!"
Beruhigt setzte sich Paul wieder.
Und verzehrte gemütlich die gerettete Niere.

Der Psychologe

(H. Lehmann)



„Aber, Lisbeth, du kannst doch mein Buch über die Liebe nicht schlecht finden!"
„Das Buch ist nicht schlecht, Eduard, die Theorie beherrscht du ja."

Unbekannte Währung

(Wilhelm Schulz)



„Komm mit, Bimbo, wir kämpfen für Kultur!"
„Wieviel Penny bekommt man für eine Kultur?"

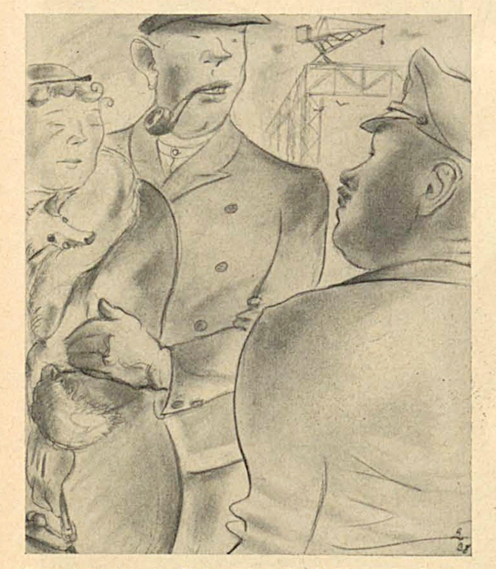
Solches kann den Seemann aber doch erschüttern ...

Von Hans Peter Jacobsen

Wie bitte? Ihr kennt Peter Prüntje nicht?
Nun, dann fragt nur die Wirte in den bemerkenswerten Hafenkneipen rund um die Ostsee, und ihr werdet allerhand Vergnügliches hören über den ollen Käppen Prüntje, der sich dreißig Jahre lang die Weltmeere von der Kommandobrücke aus angesehen hat, und der immer noch nicht genug hat vom Salzwasser. Und wenn ihr dann irgendwo zwischen Stralsund, Kopenhagen und Flensburg einen alten Kutter namens „Taifun" segeln seht: da habt ihr Peter Prüntje, sein Schiff und seine Mannschaft.
Die Mannschaft, ja, das sind Hein Wintsch und Krischan Klüsenproppen, auch so zwei abgetakelte Seehelden. Der Wichtigere von diesen beiden ist Krischan, denn er ist unbestrittener Meister der Kochkunst. Pfannkuchen sind seine Spezialität. Selbst Peter Prüntje sagt, daß kein Mensch nördlich oder südlich des Äquators solche passatigen Pfannkuchen backt wie Krischan Klüsenproppen.
Kapitän und Koch verstehen sich ohne viel Worte. Geht der Proviant zu Ende, deutet Krischan mit dem Daumen über die Schulter und meint: „Käppen, den Nothafen dahinten, den müssen wir anlaufen." Kaum ist das Schiff am Bollwerk vertäut, macht Peter sich landfein und stiefelt zu Jens Jensens Laden. Zwischen zwei Schnäpsen und noch einigen geht der Handel vor sich. Nach drei Stunden ist Käppen Prüntje fest überzeugt, daß nichts mehr fehlt. Er legt ein paar Geldscheine auf den Tisch und sagt: „So, Jensen, nun schick' den Kram heute noch an Bord!"
Damit ist für die Zukunft gesorgt. Doch auch die Gegenwart fordert ihr Recht. Der knurrende Magen lotst Prüntje in seine Kneipe, und mit der Gründlichkeit, die ihm eigen, macht er sich ans Bunkern und Tanken. Als es vom Turm der Marienkirche Mitternacht schlägt, ist sein Tank voll; und das Lokal ist, wie ihm scheint, in groben Seegang geraten: so sehr schlingert es. Niemand weiß, was zu dieser Stunde in der Seele des Kapitäns Peter Prüntje vor sich gegangen ist. Feststeht lediglich, daß er einen Entschluß gefaßt hat. Zwar haben Hein und Krischan ihre ganz eindeutige Meinung über das augenblickliche Innenleben ihres Kapitäns, aber weder ihre Meinung noch leise Flüche ändern etwas am Sachverhalt. Sie müssen raus aus der Koje, müssen Segel setzen, und dann zieht die „Taifun" ihren Weg aus dem Hafen hinaus. Der Kapitän am Steuer singt etwas eigenartige Lieder, aber sonst ist alles in Ordnung. Und als im ersten Morgenschein die offene See in silbernem Grau vor ihm liegt, hat Peter Prüntje einen klaren Kopf und das Bedürfnis zu schlafen. Hein Wintsch übernimmt die Wache.
Der Kapitän schläft. Auch der Wind ist eingeschlafen. Verträumt dümpelt die „Taifun" über die scharfe Dünung.
Hein kriegt Appetit auf seinen Morgenkaffee. Aber Krischan Klüsenproppen zuckt die Achseln. Ist doch nichts an Bord. Kein Kaffee, kein Brot, keine Butter — es ist rundweg gar nichts an Bord. Den Käppen, meint Hein, habe wohl der Teufel geritten, so kurzerhand ohne Proviant loszusegeln. Krischan glaubt nicht an den Teufel. Er vertritt vielmehr die Auffassung, der Kapitän sei lediglich betrunken gewesen.
Unterdes kriecht über das Wasser eine milchige Wand. Die „Taifun" wird vom Nebel eingewickelt und treibt schneckengleich ihren Kurs. Als Prüntje um die Mittagszeit wohlausgeschlafen an Deck steigt, regt er sich über die graue Undurchsichtigkeit nicht weiter auf. Er fragt, was es denn zum Mittagessen gäbe.
„Nix", brummt Klüsenproppen.
„Hähä", lacht der Kapitän, „Mensch, Krischan, du hast schon mal was Besseres gekocht!"
„Wir haben ja nichts an Bord", gnazt Krischan.
„Was? Bist du verrückt? Für hundert Mark hab ich gestern bei Jensen bestellt! Ist das nicht an Bord geliefert?"
„Nee", sagt Krischan, und „nee" sagt Hein.
„Nee?" Peter Prüntje begreift. Kernige Worte hallen über die völlig unschuldige See. Jens Jensen kann froh sein, daß er sie nicht gehört hat. Aber auch ohnedies hat sein Lehrjunge eine Ohrfeige bezogen, als Jensen an diesem Morgen bemerkt hat, daß der Proviant für die „Taifun" noch da, die „Taifun" selbst aber weg war.
Prüntje hat Sehnsucht nach so etwas wie Gulasch mit Rahmsoße, welches sich eigentlich, gut konserviert in Blech, hätte an Bord befinden müssen. Und unter dem Zwang dieser Sehnsucht ändert er den Kurs des Schiffes. Dahin, wo das Land am nächsten ist.
Wie Hohn und Spott klingen die Nebelsignale vorüberfahrender Dampfer — Dampfer, die genug Proviant abgeben könnten, die aber in der nebligen Milchsuppe verschwunden sind, ehe man sie anpreien kann. Und der Nebel denkt nicht daran, sich zu lichten; der Wind denkt nicht daran aufzufrischen; und der Hunger läßt sich nicht wegphilosophieren.
Die Zeit schleicht, und das Schiff schleicht. Es wird Abend, es wird Nacht. Zehn Stunden hat der Kapitän sich damit beschäftigt, seiner Ansicht über die völlig mißlungene Weltordnung den treffenden, aber keineswegs druckreifen Ausdruck zu verleihen — da zeigt das Lot die Nähe der Küste an. Prüntje läßt sich im Beiboot an den Strand rudern, er klettert einen lehmigen, klitschigen Hang hinauf, er tastet sich durch die naturgewollte Verdunkelung, und endlich, endlich findet er ein Haus, eine winzig kleine Hütte. Er klopft und ruft. Ein brummelnder, uralter Mann erscheint in der Tür. Peter klagt ihm sein Leid. Doch der Uralte zeigt wenig Verständnis. Brot und Speck, sagt er, sei Sache seiner Frau. Die aber könne sich in der Nachtjacke nicht gut sehen lassen, und der Herr möge sich bis zum Morgen auf das Sofa in der Küche legen.
Peter Prüntje zieht seine langen Beine auf das kurze Sofa. Im Herd glimmt ein schwacher Feuerschein und Peter denkt: Zum Teufel — in einer Küche muß doch etwas Eßbares sein! Er schleicht an den Herd ... Nichts in Töpfen und Pfannen ... Halt! ... Was ist das? Es fühlt sich fettig an ... weich ... ha! Ein dicker Speckpfannkuchen ... Oh, seliges Genießen ... ein wenig zähe, scheint ihm, Unsinn! Auf der ganzen Welt gibt es nichts Besseres ... die Alten werden entschuldigen — oh, Peter ist doch so hungrig ...
Um vier Uhr wecken ihn die Uralten. Er kauft, was sie ihm geben können: Brot, Milch, Butter, Mehl und einige Eier. Zum Abschied beichtet er. So furchtbar hungrig sei er gewesen, und darum habe er den Pfannkuchen gestohlen, der auf dem Herd gestanden hätte.
Die beiden Uralten sahen sich sehr traurig an. Ja, meint der Mann, daran sei nun wohl nichts mehr zu ändern, aber schade sei es doch. „Denn", so sagt er in ungewohntem Hochdeutsch, „düssen Pfannkuchen hat meine Frau nu' schon von vergangen Weihnachten. Sie hat das ja so schrecklich mit die Leibpein zu tun, und wenn sie denn so ihre Bauchwehtage hat, denn hat sie sich den Pfannkuchen man blots auf den Leib gelegt. Und das hat ihr denn auch immer richtig gut getan, weil er ja so fein alt war und ihr die ganzen Leibschmerzen aus dem Bauch gezogen hat ..."
Es hat einige Zeit gedauert, bis Peter Prüntje sich erholt hatte. Und selbst heute noch fehlen Klüsenproppens Pfannkuchen auf der Speisekarte der „Taifun", obwohl sie eines Hofkochs würdig sind.
Solltet ihr aber mal zufällig den ehrenwerten Kapitän Peter Prüntje in irgendeiner Hafenkneipe treffen, so fragt ihn beileibe nicht, ob er gerne Pfannkuchen äße. Denn diese Frage pflegt er mit seiner rechten Faust in der Bauchgegend des Fragestellers zu beantworten.

Richtigstellung

(Hans Leip)



„Erstens isses nich mien Olsch, sondern mien Mudder, un für dich noch ümmer Fräulein Schmidt!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Spaziergang

(R. Kriesch)



„Beeil dich Elli, da kommen zwei Herren."
„Beeilen? Sind sie so alt oder so jung?"

Soll man höflich sein?

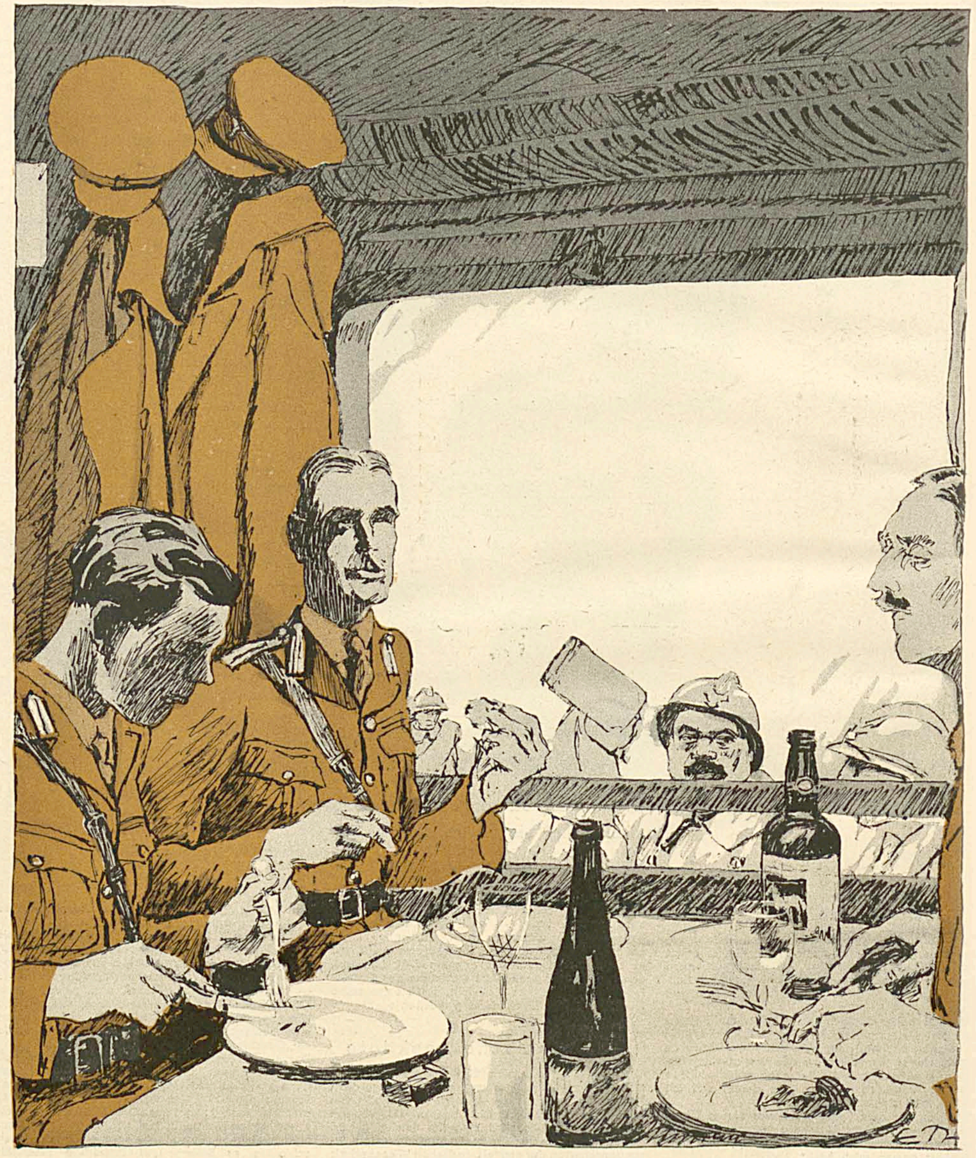
Mein Hausherr ist einer der Wiener Hausherren, deren es gottlob nicht mehr viele gibt. Er sehnt sich nach jener Zeit zurück, als die Mieter noch devotest den Hut ziehen und bei sonstiger Kündigungsgefahr „Küß die Hand, Hausherr!" zu sagen hatten.
Anläßlich hoher Feste läßt sich aber mein Hausherr herab, dem ganz unwürdigen Mieter die Hand zu reichen und ein paar herablassende Worte zu sagen. Heuer wurde mir zu den Weihnachtsfeiertagen die Ehre zuteil, die hausherrliche Pfote drücken zu dürfen — aber tags darauf war ich für ihn Luft! Schlechte Luft!
„Sie, Herr Wotruba," fragte ich, vor einem Rätsel stehend und meiner Unschuld bewußt, unseren Hausbesorger, „wissen Sie vielleicht, was der Hausherr gegen mich hat?"
„Ajo —" nickte der Hausbesorger, „— und ob i's wissen tua! Sö, den Hausherrn, den ham's aber sauber beleidigt! . . . Wotruba, hat er zu mir g'sagt, ja was glaubt denn der notige Windbeutel vom zweiten Stock — und damit hat er Ihna g'mant — was glaubt er denn, wer er is? I gib eahm zu de Feiertag ganz leutselig de Hand und er ziagt sich, bevor er's nehmen tuat, in Handschuach aus! Ja was bild't sich denn der Garniemand ein? Glaubt er vielleicht, daß i eahm seine lausigen Handschuach dreckig machen tua?"

Amerikanische Anekdote

Wer in New York eine Stellung als Irgendwas sucht und von der Hoffnung, sie zu finden, nicht lassen will, wird mit der Anzeigenvermittlung von J. Walther Thompson die besten Erfahrungen machen. Jedenfalls wird man ihn umsichtig und gegen geringe Gebühr nach den neuesten Errungenschaften der organisatorischen Wissenschaft behandeln. Insbesondere wird man ihn ein hoffnungsfreudig gefärbtes Karteiblatt ausfüllen lassen und ihm so die Gewißheit geben, daß er in den gewaltigen Kreislauf des Arbeitsmarktes sachgerecht eingeschaltet ist.
Der nette und frische junge Mann, der sich als Buchhalter zu vermieten gedachte, fand es leicht, die Fragen des Karteiblattes zu beantworten. Name? Anschrift? Geburtsort? Alter? Beruf? — das alles ließ sich rasch und geläufig ausfüllen. Dann aber kam eine Spalte, vor der die Füllfeder des netten und frischen jungen Mannes einen entsetzten Sprung machte. „Sex" stand da — „Geschlecht".
Der junge Mann, uneingedenk der Tatsache, daß man aus amerikanischen Vornamen nicht immer ohne weiteres die Geschlechtszugehörigkeit des Trägers ersehen kann, mißdeutete die Frage. Er errötete heiß. Er zögerte. Das Bluterbe puritanischer Ahnen wallte in ihm auf. Aber er war zur Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit erzogen. Also schluckte er Scham und Empörung mannhaft hinunter, überwand sich mit einem Druck und gab in seiner netten und frischen Handschrift die seiner Meinung nach verlangte Auskunft: „Zuweilen."

Das Frontfrühstück

(E. Thöny)



„Warum halten wir denn solange auf dieser Station, Sir Frederic?"
„Damit man unsere gepflegte englische Kriegsführung sehen kann, vermute ich!"

München, 11. Februar 1940
45. Jahrgang / Nummer 6

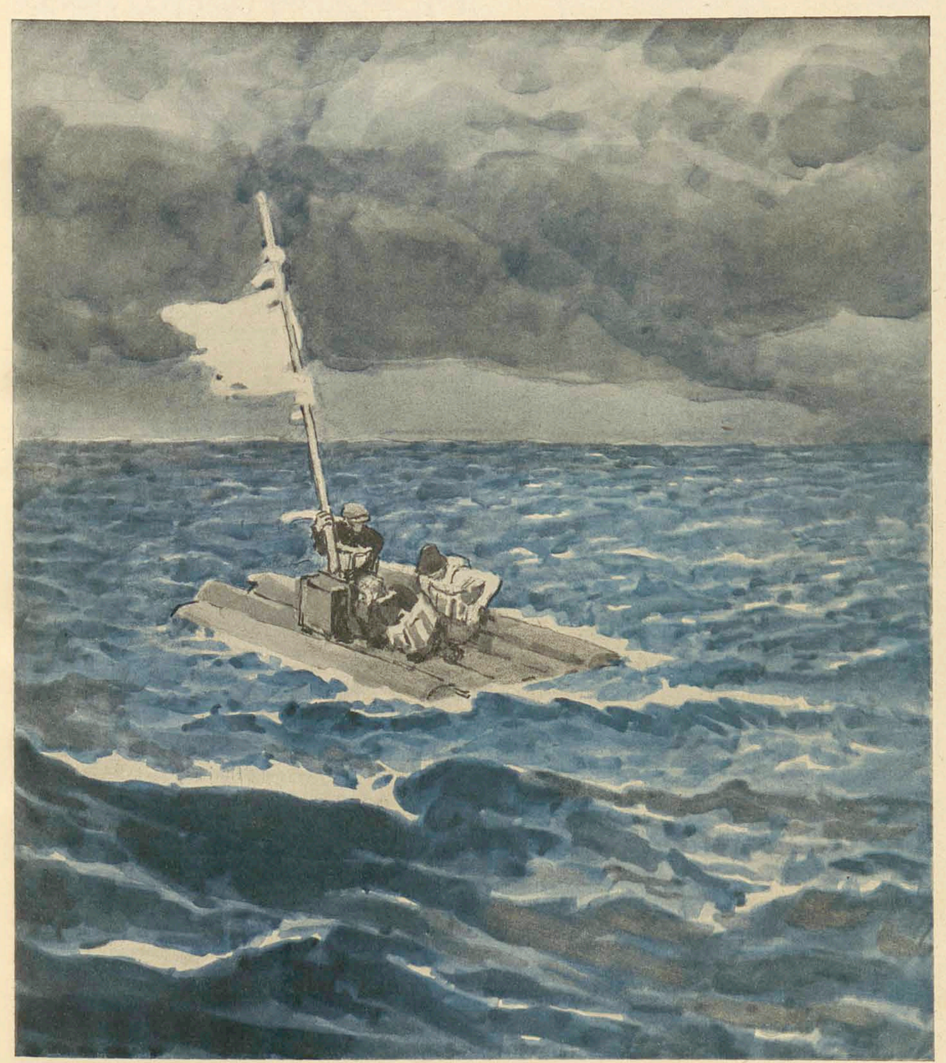
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Britischer Schiffbruch

(E. Thöny)



„Hörst du was im Radio, John?“ — „Jawohl, Churchill sagt eben, wir beherrschen nach wie vor die Meere!“

Eisbahn 1890

(Fr. Bilek)



„So möchte ich mit Ihnen durchs Leben gleiten!“

DIE AKTENTASCHE

VON WALTER FOITZICK

Wenn einer ein besserer Herr ist, so hat er eine Aktentasche. Eine bessere Aktentasche hat auch ein Schloß und einen Schlüssel. Diesen Schlüssel hat sie aber nur kurze Zeit, weil er bald verlorengeht, während sie das Schloß behält, das aber auch nach einiger Zeit nicht mehr gut funktioniert, was der bessere Herr daran merkt, daß die bessere Aktentasche schwer zuzuknipsen ist.

Aus all dem geht hervor, daß zu einem besseren Herrn Akten gehören. Akten sind etwas, was man durcharbeiten muß. Viele Herren arbeiten ihre Akten in der Straßenbahn oder im Vorortszug durch. Das geschieht in der Weise, daß sie in den Akten Blatt um Blatt umwenden und manchmal ein Stückchen drin lesen, ja sogar gelegentlich den Bleistift ziehen und ein Ausrufungszeichen an den Rand machen. Hieraus kann einer leicht entnehmen, daß die Akten hauptsächlich dazu da sind, durchgeblättert zu werden. Wer so etwas annimmt, wird nie ein tüchtiger Aktenbearbeiter werden, denn er beginnt an der Heiligkeit und absoluten Notwendigkeit der Akten zu zweifeln. Er wird es kaum zu höheren Stellungen bringen. Es leuchtet sofort ein, daß eine Aktentasche sich nicht dazu eignet, Geheimakten aufzunehmen. Nimmt sie aber doch einmal solche in sich auf, werden sie leicht verloren, und dann steht in der Zeitung: „Aktentasche mit für den Finder nutzlosen Schriftstücken verloren“ und gegen hohe Belohnung ist sie irgendwo abzugeben. Gestohlen werden wichtige Aktentaschen nur in Kriminalromanen, und in ihnen ist die Wirkung entsprechend katastrophal.

Ich glaube aber, wenn ein richtiger Dieb so eine Aktentasche findet, dann läßt er sie liegen, denn er weiß, sie enthält weniger wertvolle Dokumente als das Frühstücksbrot.

So, jetzt habe ich es verraten: Die Aktentasche des feineren Herrn enthält in erster Linie Frühstück in fettundurchlässigem Papier. Na und so etwas stiehlt kein richtiger Dieb.

Ich habe noch niemals Geheimakten gesehen, und wenn auf einem Papier „Vertraulich“ stand, dann konnte ich mich darauf verlassen, daß sein Inhalt uninteressant war, oder daß das Vertrauliche schon zum Unterhaltungsstoff meiner Aufwartefrau gehörte.

Vielleicht bin ich keine vertrauenerweckende Person und das Strengvertrauliche dringt nicht bis zu mir. Ich bin gar nicht böse darüber.

Im Sommer befindet sich auch häufig eine Badehose in der Tasche; die gehört auch nicht zu den Akten und braucht deshalb nicht bearbeitet zu werden.

Wenn ich eine Aktentasche bei mir habe, grüßen mich manche Leute auf dem Weg über die Landstraße zum Bahnhof. Falls ich mich recht erinnere, haben die Vollzugsbeamten auch eine Aktentasche. Vielleicht grüßen mich deshalb manche Leute. Ich war auch immer besonders höflich gegen Vollzugsbeamte, na und solche Sitten und Gebräuche werden sich nicht geändert haben.

Nächtliche Begegnung

Von Ratatöskr

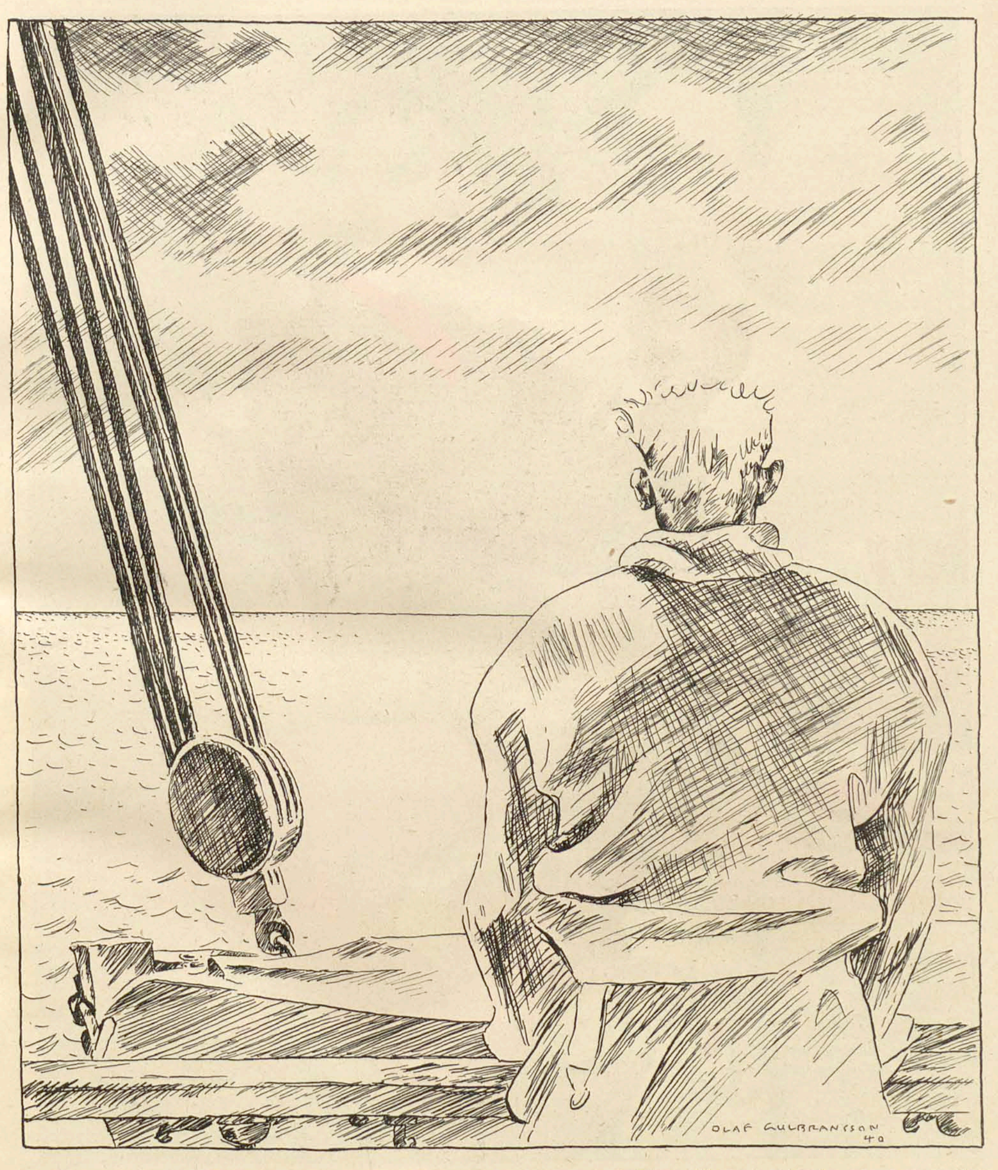
Heut traf ich unsern Luftschutzwart.
Sein Herz, im ganzen, ist nicht hart
(ich müßte ihn schon sehr verkennen);
wenn aber off'ne Lampen brennen,
so daß man's auf der Straße sieht,
dann wird er streng — die Güte flieht,
und er beschließt, den Inkulpaten
an des Gesetzes Rost zu braten.
Wofür er hoch gepriesen sei
— denn Polizei ist Polizei.

Jedoch ihm fehlt des Gleichmuts Gnade
auf seines Dienstes Dornenpfade.
Bei andern bleibe das Gefühl,
gestand er mir, gelassen-kühl,
wogegen er sich allerwege
nur allzu leicht und stark errege.
Das sei oft peinlich — eieiei!
Und wie's wohl zu erklären sei?

„Sie leiden, wie mir scheint, mein Lieber,“
versetzt' ich ihm, „am Lampenfieber.“

Der Neutrale

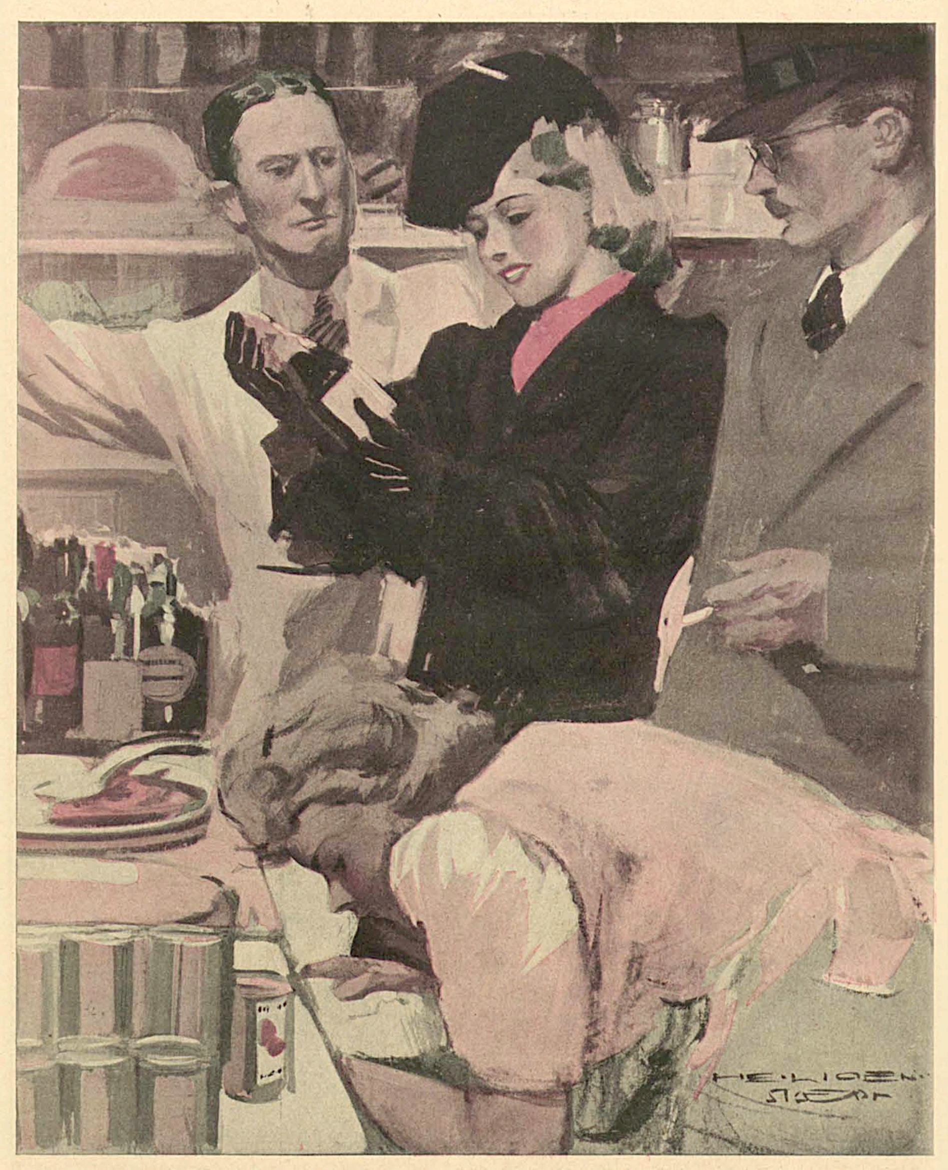
(O. Gulbransson)



„Fünf von meinen Brüdern sind auf dem Meere geblieben — weil Churchill Deutschland aushungern will. Jetzt will er auch noch, daß wir seinen saudummen Krieg mitmachen sollen."

Der Einkauf

(K. Heiligenstaedt)



„Den Sekt können Sie gut einem Kranken bringen, gnädige Frau, der regt an und kräftigt!"
„So? Dann will ich für dich auch einen mitnehmen, Eduard!"

Schnee der Märchen

Von Anton Schnack

In den Märchen, darin die Kindheit versank,
fiel der Schnee verzaubert und leise,
das Bilderbuch lag auf der Ofenbank
und lockte mit betörender Weise.

Es war ein Nachtschnee besonderer Art,
aus Wolken kommend, dahinter es dunkelte;
wo Silber lag, in verrufenen Bergen bewahrt,
er blitzte, glitzerte, funkelte.

Ihn hatten die Märchen bedachtsam berührt,
Pechmarie mit Bettlerschuhen,
Ritter Blaubart hatte die Frauen zum Schneewald geführt,
wo sie mit klagender Stimme noch unerlöst ruhen.

Schneewittchen hinterm Gitter im trotzigen Schloß
spann mit Mühsal und weinte verstohlen,
ihr rotes Blut in das Weiße der Flocken floß,
umflattert von der Wolke der schwarzen Dohlen.

Den Schnee der Märchen verstreuten die Feen,
die im Himmel bei Frau Holle wundersam saßen,
sie verstreuten ihn über grundlose Seen
mit versunkenen Kronen, die Königskinder vergaßen.

Im Schnee der Märchen war inwendig Gold,
das Prinzessinnen weinten, bewacht von Drachen,
es kam mit Klirren über die Dächer gerollt,
wer es fand, der durfte ein Jahr lang nicht lachen.

In den Märchen fiel immer der weißeste Schnee,
er fiel auf Wälder und Brunnen nieder,
er erzählte von Trauer, Belohnung und Weh.
Nie mehr kommt seine Betörung und Bezauberung wieder.

GEDENKT DER HUNGERNDEN VÖGEL

VON EDMUND BICKEL

„Ja, das Zimmer ist noch zu vermieten", sagte die kleine alte Frau mit dem Mittelscheitel im dünnen Haar zu mir. Sie blickte vorsichtig zwischen Tür und Rahmen hindurch. Ich dachte unwillkürlich an ein Schlüsselloch. Jemand, der jahrelang möbliert gewohnt hat, sagte mir einmal, das Zimmervermieten verderbe den Charakter. Natürlich wohnen auch Leute möbliert, die eine eigene Wohnung und eigene Möbel haben, aber die sind hier nicht gemeint. Es mag sein, der Charakter wird nicht besser, wenn man versucht, für ein Zimmer viel mehr zu bekommen, als die ganze Wohnung kostet. Vielleicht hat mein Bekannter aber gemeint, man verdirbt sich sein von Haus aus möglicherweise ganz anständiges und offenes Wesen dadurch, daß man lange ein gemietetes Zimmer bewohnt? Zu dumm, manchmal vergißt man gerade, nach dem Wichtigsten zu fragen, und dann denkt man immer wieder darüber nach, was wohl eigentlich gemeint war.

Während dieser Überlegungen hatte mich Frau Müllern lange und eingehend von oben und von unten besichtigt. Ich dachte, diese Prüfung sei zu meinen Gunsten ausgefallen, weil sie die Sperrkette wegnahm und mich eintreten ließ, doch widerlegte sie meine untermieterische Überschätzung gleich: „Wissen Sie, man weiß ja nicht, wen man hereinbekommt, und der Herr, der vorher bei mir gewohnt hat, sah am Anfang auch ganz ordentlich aus, und trotzdem. Gar nicht daran denken darf ich, was das für einer in Wirklichkeit war. Schuhmacher hat er geheißen. Schriftsteller war er. Na, er hat ja dann zur Strafe auch so arg Gicht bekommen. Ich meine nicht deshalb, sondern wegen der einseitigen Ernährung. Wissen Sie, davon kommt das. Dabei war er sonst so ein ruhiger und reinlicher Mensch. Nur von den armen hungernden Vögeln kam das alles. Und weil er immer so allerlei probieren mußte, der Herr Schuhmacher. Da, sehen Sie, da auf dem Fensterbrett hat er sie immer gefüttert, die armen hungrigen Vögel."

„Nein", unterbrach ich den Redefluß von Frau Müllern, „nur keine Sorge. Wenn es sonst nichts ist und mir das Zimmer gefällt, dann werden wir uns schon vertragen."

„Ja, ganz genau so hat er auch zu mir gesagt. So sagen die Herren immer, wenn sie einziehen. Aber jetzt denke ich mir immer, wer weiß, was dahinter steckt. Und auch wieder umgekehrt. Erinnern Sie sich, wie damals immer in der Zeitung stand: ‚Helft den armen Vögeln!'? Ja, und das tat Herr Schuhmacher auch gleich; denn er hatte eine Braut, und die war in einer Samenhandlung. So eine große Blonde war es noch, ich meine die Braut. Na, und die brachte da jedesmal, wenn sie zu ihm kam, eine Tüte voll mit. Und das fraßen sie auch gerne, ich meine die armen Vögel. Aber ich dachte mir schon gleich, daß da etwas nicht stimmte, nicht nur in der Samenhandlung. Denn die Tüten wurden im Lauf der Zeit immer größer und immer schwerer. Schließlich konnte sie das Fräulein gar nicht mehr allein tragen, stellen Sie sich nur vor! Ob das nicht doch etwas sonderbar war? Und wenn ich einmal etwas sagte, dann meinte Herr Schuhmacher nur, es sei doch schön, daß er so gut für die armen hungernden Vögel sorge und sie so viel füttere. Aber dabei lachte er so merkwürdig. Wer weiß, dachte ich mir, was dahinter steckt. Und auch wieder umgekehrt. Ich hatte ja auch dann recht. In ganzen Scharen kamen die Vögel angeflogen, wenn er ihnen das Futter gab. Darauf warteten sie schon. Mir wurde es oft ganz unheimlich, wenn ich sah, wie der Herr Schuhmacher und seine Braut ganze Säcke voll Vogelfutter heraufschleppten, daß sie nur so keuchten, die beiden meine ich. Um diese Zeit fing Herr Schuhmacher auch an, über Gicht zu klagen. Es war ihm nämlich schon lange nichts mehr eingefallen, und da hatte er immer kein Geld, nur Vogelfutter hatte er, weil er das von seiner Braut umsonst bekam. Die hätte das natürlich nicht tun sollen, aber so ist es eben mit der Liebe. Ich war ja auch einmal jung. Wissen Sie, er hatte schon manchmal Ideen, aber nicht die richtigen, die er brauchen konnte, sondern nur so ganz verdrehte. Das mit den armen hungrigen Vögeln war auch so ein Einfall von ihm. Ich merkte es leider erst zu spät, was da dahinter steckte. Gesagt hat er mir es nie, aber ich kann mir das Ganze schon selbst erklären. Und wenn Sie auch so einer sind, dann sagen Sie es lieber gleich offen. Dann vermiete ich Ihnen das Zimmer überhaupt nicht, wissen Sie. Das mit Herrn Schuhmacher und den armen hungrigen Vögeln war nämlich so, denke ich mir: Zuerst hat er die Vögel wirklich nur so gefüttert, weil sie ihm leid taten, und das soll man ja auch, aber dann konnte er es nicht lassen, mit den Tieren so allerlei Versuche zu machen. Da muß er ihnen irgend etwas ins Futter getan haben, daß sie noch mehr Hunger bekamen. So Sachen gibt es ja in Drogerien und Apotheken zu kaufen. Na, aber ich meine, solche Mittel sind doch mehr für Kinder, wenn sie nicht essen wollen, aber doch nicht für so arme hungrige Vögel, die doch schon ohnehin genug Hunger haben. Das ist doch eigentlich eine Tierquälerei, wenn man ihnen etwas gibt, daß sie immer noch mehr Hunger bekommen, nicht wahr? Das Fensterbrett sah ja dann auch danach aus, als er von mir wegzog. Den Vögeln blieb natürlich nichts mehr anderes übrig, als immer wieder zu Herrn Schuhmacher zu fliegen und zu fressen, was sie nur in sich hineinbrachten, die armen Tiere. Er ließ sie ja auch wirklich nicht hungern, das muß man ihm lassen, im Gegenteil, er gab ihnen, was seine Braut nur heranschleppte. Na, dachte ich mir, das wird sich schon vielleicht wieder geben. Und es ist ja auch seine Sache, wenn es auch mein Fensterbrett ist. Im Lauf der Zeit fiel es auch den Leuten im Hause auf und denen gegenüber. Die Frau Inspektor unten meinte sogar, man müßte ihn bei der Polizei anzeigen. Aber das war nur, weil sie da einen kannte, glaube ich. Die Vögel machten nämlich so einen Lärm, wenn sie ankamen und auf das Blech am Fensterbrett bumsten. Das ist ja auch ganz klar, wenn die Spatzen und die Buchfinken so viel zu fressen bekamen, dann wurden sie natürlich immer dicker. Und dann machten sie auch beim Hinsetzen mehr Radau. Aber die Amseln hätten Sie nur erst einmal sehen sollen, wie die aussahen. Die waren natürlich auch kugelrund, daß ihnen die Augen aus dem Kopf hingen, und die Federn vom Körper abstanden und ganz dicke Backen hatten sie. Herr Schuhmacher meinte auch, daß es da schon einmal vorkommen könnte, wenn den einen oder anderen der Schlag treffen würde, wenn er zu dick wurde. Genau wie bei den Leuten, meinte er, und dabei lachte er so sonderbar. Wie Rebhühner so groß waren die Spatzen schon, und die Amseln sahen fast wie Suppenhühner aus. Herr Schuhmacher tat nichts anderes als die Vögel füttern. Denken Sie sich, nun fing der auch an, zuzunehmen, genau so wie die Vögel. Mir kam es ja vor, als würden die langsam etwas weniger, aber dafür um so dicker, weil das Futter ja so für mehr reichte. Die anderen hätte wohl der Schlag getroffen, meinte Herr Schuhmacher. Wer weiß, was dahinter steckt? dachte ich mir. Und auch umgekehrt. So war es nun auch. Zufällig kam ich einmal etwas rasch in sein Zimmer herein, und was meinen Sie, was ich da mit meinen eigenen Augen sehen muß?! Erst dachte ich, er hielt ein schwarzes Suppenhuhn in der Hand, der Herr Schuhmacher, aber dann sah ich, es war eine von seinen schönsten Mastamseln! Der hatte er eben den Kragen herumgedreht. Na, und da habe ich ihm erst den Standpunkt klargemacht wegen seiner falschen Tierliebe und ihm gleich sofort gekündigt. Denn nun wußte ich ja auch, warum Herr Schuhmacher selbst so zugenommen hatte. Aber so etwas durfte ich natürlich nicht dulden, schon wegen der Leute im Haus und wegen der Nachbarschaft. Sehen Sie, davon hat er die Gicht so stark bekommen, nur von der einseitigen Ernährung. Weil er immer Geflügel aß."

Da fiel mir ein, ich könnte vielleicht noch einige Zimmer besichtigen, nicht gerade um sie zu mieten, weil ich keines suche, aber andere Vermieterinnen haben auch wieder etwas Interessantes mit ihren möblierten Herren und Damen erlebt, was sie gerne erzählen. Auf diese Weise ist den Vermieterinnen und mir geholfen. Wenn die davon leben, Zimmer zu vermieten, warum soll ich nicht davon leben können, daß ich Zimmer besichtige.

DAS GÜNSTIGE CHARAKTERBILD

VON MICHAEL SOSTSCHENKO

Ein junger Mann von ansprechendem Äußeren, ein gewisser F., faßte den Beschluß, sich in diesem Jahr ein bißchen zu erholen. Und so gab er den Dienst bei der Behörde auf, wo er als Rechnungsführer tätig war. Nahm seine Reisetasche, stopfte eine Garnitur Wäsche und allerhand Kleinkram hinein, setzte sich in die Bahn und fuhr aufs Geratewohl los.

Nach seiner Ankunft in der Stadt B. fand er dort einstweilen mal Unterkunft und begann in großartiger Stimmung draufloszuleben. Ein paar Wochen wollte er überhaupt erst mal ausruhen und das Leben genießen. Erst dann wollte er eine Zeit lang ein bißchen arbeiten. Und so gegen Herbst zu beabsichtigte er, zu den heimischen Penaten zurückzukehren.

Aber da legte sich ihm die Bekanntschaft mit einem jungen Frauenzimmer schwer auf die Tasche. Bootfahrten, Kinobesuch und das ewige Limonadetrinken mit dem Mädchen zerrütteten seine Finanzen.

Zunächst einmal machte er einiges von seinem Kleinkram zu Gelde. Doch sah er alsbald ein, daß es wieder Zeit war, sich an die Arbeit zu machen, um das, was er begonnen hatte, weiterführen zu können. Flugs ging er zur erstbesten Behörde. Dort war man sehr erfreut, einen Rechnungsführer vor sich zu sehen, war aber zugleich erstaunt, daß er aus einer anderen Stadt gekommen war, um sich hier einstellen zu lassen.

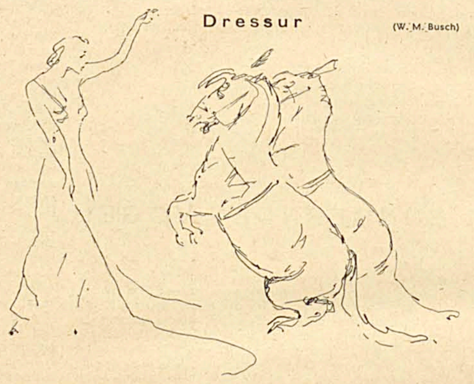
„Immerhin etwas sonderbar", meinte der Betriebsleiter. „Sie lebten in einer anderen Stadt und fuhren dann plötzlich hierher. Und kommen dann ausgerechnet zu uns. Das verstehe ich nicht." Unser Erholungsreisender versuchte nun, die seelischen Beweggründe seiner Ankunft auseinanderzusetzen.

Aber seine Erklärungen veranlaßten den Betriebsleiter, nur noch mehr auf der Hut zu sein.

Da sagte der Buchhalter des Betriebes, ein gewisser L—w, zum Betriebsleiter: „Iwan Petrowitsch, aus Vereinfachungsgründen wurde die Vorschrift erlassen, Leute von der Straße weg einzustellen. Wir aber verschleppen die Angelegenheiten und sind zu ängstlich. Sehen Sie sich doch die Papiere des Mannes an. Bei ihm ist alles in Ordnung. Es fehlt nur das Charakterbild seiner Persönlichkeit, aber das können wir ja von seiner Dienststelle anfordern. Wir haben äußersten Bedarf an Angestellten: wir haben niemanden, der die Monatsabrechnungen der Bierschenken revidieren könnte. Wenn das so weitergeht, weiß ich persönlich mir nicht mehr zu helfen."

„In der Tat", sagte der Betriebsleiter, „wir haben einen Mordsbedarf an Angestellten. Der eine von unseren Rechnungsführern ist in Urlaub, der andere — das Schwein! — hat eine Fischvergiftung, und der dritte — der Fußballer — kickt den ganzen Tag Bälle, um sich auf den Wettkampf vorzubereiten. Nichtsdestoweniger werde ich den Neuen nicht nehmen."

„Wenn die Dinge so liegen", sagte der junge Mann, „ist die Angelegenheit auf sehr einfache Weise zu lösen: Sie stellen mich ein und fordern unterdessen mein Charakterbild an. So müßten Sie das machen."



Dressur (W. M. Busch)

„Wie aber, wenn das Charakterbild plötzlich überhaupt nicht eintrifft?" warf der Betriebsleiter mit einem schiefen Lächeln ein. „Oder es trifft eins ein, das ganz erbärmlich ist? Wir kennen Sie doch gar nicht. Vielleicht haben Sie sich vor Alimenten gedrückt. Oder sind überhaupt kein Rechnungsführer, sondern wer weiß was. Das alles würde sich wie ein Makel an unsere Dienststelle heften, deren guten Ruf wir mehr als Sie und Ihresgleichen hochzuhalten gewöhnt sind. Auch kommt noch hinzu, daß sie einer ganz anderen Gewerkschaft angehören. Hauen Sie also ab zu Ihrer Gewerkschaft und machen Sie denen dort was vor."

Nach ein paar Tagen erschien der junge Mann wieder bei der gleichen Behörde und sagte: „Gut. Ich will warten. Fordern Sie mein Charakterbild an. Wenn es aber nicht bald kommt, so machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich dann wie der Rauch

zum Schornstein davongeflitzt sein werde." Am Ende der zweiten Sechstagewoche beschloß der junge Erholungsreisende, da er erfahren hatte, daß das Charakterbild immer noch nicht eingetroffen war, in seine Heimat zurückzufahren. Dieser einfache Gedanke erfreute und erfrischte ihn.
In der Tat: zum Kuckuck noch einmal, was sollte er länger hier sitzen? Er eilte also auf den Markt, um seine noch sehr anständige Tuchhose zu verkaufen und von dem Erlös die Fahrkarte zu erstehen.
Es fand sich ein Mitbürger, dem seine Hose gefiel. Der erklärte sich bereit, sie zu kaufen und ihm noch dazu seine eigene Leinenhose als Draufgabe zu geben. Doch war der Käufer nicht gewillt, den Gegenstand des Kaufes am Leibe des Besitzers zu besichtigen. Er wünschte die Ware bei Gegenlicht zu betrachten: ob sie keine Löcher habe und wie weit sie schon durchgesessen sei.
Ohne lange zu überlegen, stieg unser Erholungsreisender in eine leerstehende Bude am Rande des Marktes und schmiß kurz darauf seine Hose auf den Ladentisch, damit der Käufer sich von der Güte der Ware überzeuge. Der Käufer besichtigte die Ware und sagte plötzlich erzürnt, daß er keine Lust habe, für so ein Sieb auch nur einen Rubel zu zahlen. Und er schmiß, teils aus Bosheit, teils aus Zorn darüber, daß er in seinen Hoffnungen enttäuscht worden war, die Hose kurzerhand auf das Dach der Bude, in der unser unglückseliger Erholungsreisender nur mit einem himmelblauen Polohemd bekleidet hockte.
Eine Stunde wohl und noch länger saß er in der Bude und wußte nicht, was er nun unternehmen sollte. Dann rief er die Vorbeigehenden um Hilfe an. Zwei halbwüchsige Burschen versuchten der Hose mit einem langen Stock beizukommen. Aber die Bude war zu hoch, und es war gar nicht so einfach, die Hose herunterzuangeln. Nun kroch unser Erholungsreisender, aus Angst, die Burschen würden seine Hose klauen, scheu um sich blickend aus der Bude heraus und übernahm die Leitung ihres Vorgehens.
Unterdessen hatten sich viele Menschen angesammelt. Irgendwer hatte eine Leiter herbeigeschleppt, und unter freudigem Johlen der Menge wurde die Hose schließlich heruntergeholt und feierlich dem Eigentümer überreicht. Und just in dem glückhaften Augenblick, da ihm die Hose gereicht wurde, kam der Buchhalter L—w, der gewöhnlich in der Mittagspause auf dem Marktplatz lustwandelte, auf die Menge zu.
„Sie, hören Sie mal", rief der Buchhalter, der den jungen Mann sofort wiedererkannte, „Ihr Charakterbild ist soeben eingetroffen. Sie aber treiben sich hier auf dem Markt herum!"
Mit zitternden Händen schlüpfte unser Erholungsreisender in seine Hose hinein, worauf er mit dem Buchhalter zum Verwaltungsgebäude eilte.
„Ihr Charakterbild ist mehr als günstig", begrüßte ihn der Betriebsleiter strahlend. „Unsere Dienststelle kann sich zu einer so wertvollen Erwerbung beglückwünschen. Nehmen Sie, bitte, sofort die Arbeit auf."
Unser Erholungsreisender wollte nun einen Vorschuß nehmen, um sich bis zur ersten Gehaltszahlung über Wasser zu halten. Aber es stellte sich heraus, daß dies nicht angängig sei, da er ja noch nichts gearbeitet hatte. Doch gab ihm der mitleidige Buchhalter zwei Zwanzigrubelscheine aus eigener Tasche und sagte: „Die können Sie mir dann in einem Monat zurückzahlen."
Als sich das Geld in Händen des Erholungsreisenden befand, dachte der sich: ‚Wozu soll ich eigentlich in dieser Stadt sitzen und mich plagen? Ich kaufe mir lieber sofort eine Fahrkarte und reise ab. Und dem Buchhalter schicke ich sein Geld dann mit der Post zurück.' Dieser geistvolle Gedanke war ganz nach seinem Geschmack. Er zockelte zum Bahnhof und fuhr noch am gleichen Tage mit dem Postzug ab. Das günstige Charakterbild indes blieb bei der neuen Dienststelle. (Übersetzung Hans Ruoff.)

Akt 1,745.963.488.726/1 Abt. Sch/Kle

VON OTTO VIOLAN

Diese kleine Geschichte spielt im Jahre 1,745.963.488.726 vor unserer Zeitrechnung.
Gott hatte eben den ersten Menschen geschaffen und wischte sich mit einem großen, geblumten Taschentuch den Schweiß von der Stirne.
„Na, was meinen's denn, lieber Freund! Wird das Zeug halten?" wandte er sich an den Hofrat Alois Kleebinder, der neben ihm stand.
Kleebinder schüttelte den Kopf.
„Sind's mir nicht bös, Exzellenz", erwiderte er, „aber die G'schicht' haben's ein bisserl überhaps g'macht. Da draus wird ja nicht einmal ein richtiger Amtsdiener! Und wir brauchen Konzeptbeamte. Und Registraturvorstände! Ich bitt' Sie, Exzellenz, wenn wir den Kerl da in eine Präsidialkanzlei hineinstellen ..."
Der Hofrat Kleebinder brauchte in seinem an Bedenken reichen Satz nicht fortzufahren. Gott besah sich sein erstes Geschöpf, das nackt und hilflos vor ihm auf dem Boden kauerte, und senkte beschämt das Antlitz.
„Recht haben's, Kleebinder", sagte er. „Wenn ich mir das anschau, genier' ich mich förmlich. Wissen's was, Hofraterl — früher oder später werden Sie die ganze Angelegenheit ja ohnedies im eigenen Wirkungskreis bearbeiten. Und in Ihr Ressort fallt's auch. Machen's mir einen Vorschlag! Ich hab' mir zu dem Menschen da eine Art Pendant vorg'stellt. So etwas wie eine bessere Ergänzung. Ich zeig' Ihnen dann die Skizzen. Wollen's das auch übernehmen?" Der Hofrat wehrte sich eine Viertelstunde.

Morgengymnastik

(R. Kriesch)

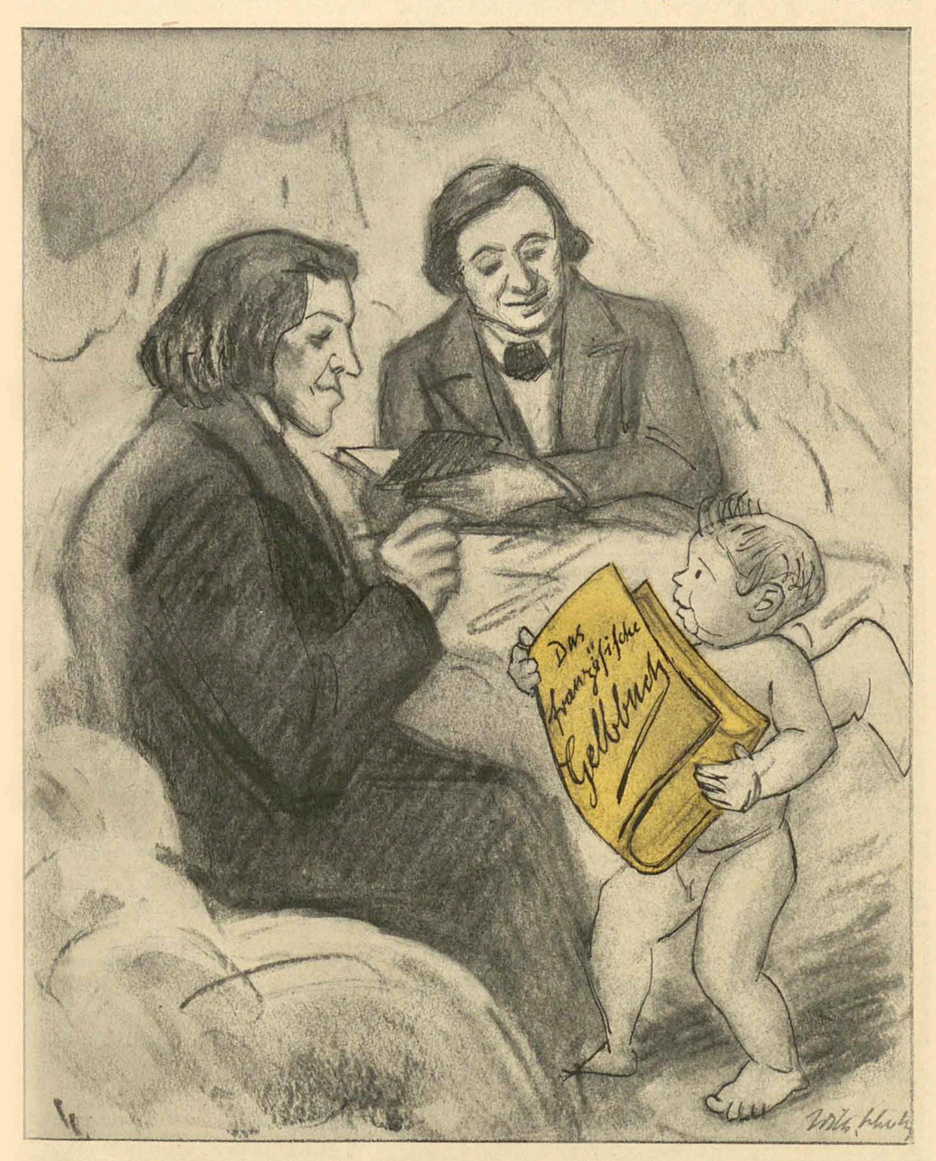


„Lassen S' mich an den Tisch, Fräul'n Elli, i kann mich net so lang da herstehn!"
„Ihr Mann is' aber net so ungeduldig, Frau Hierlinger, wenn er mir den Kaffee bringt!"

„Exzellenz — ich bin in der Woche schauderhaft überlastet ..." wendete er gegen den Wunsch seines Vorgesetzten ein.
„Alstern nehmen's ein paar Tage Urlaub, Kleebinder — und dann geh'n's die ganze G'schicht an!" Damit war Kleebinder schließlich einverstanden. Nach seiner Rückkehr von einer kleinen Ferialtour gründete er das Schöpfungsministerium und begann seine Tätigkeit mit dem Akt 1,745.963.488.726/1 Abteilung Schöpfung/Kleebinder.
Kleebinder selbst arbeitete — mangels zuständiger Kompetenzen — ein Gutachten über die Notwendigkeit einer menschlichen Besiedlung des eben fertiggestellten Planeten aus und sandte dieses Geschäftsstück an die Abteilung für Gesundheitswesen, an die Finanzabteilung und das Amt für Statistik in seinem Ministerium.
Kleebinders Entwurf wurde von der Finanzabteilung, der er vorläufig ebenfalls selbst präsidierte, wegen der unverhältnismäßig hohen Kosten für die Durchführung des Projektes abgewiesen.
Der Hofrat berief gegen diesen Entscheid, in dem er eine persönliche Spitze gegen sein engeres Ressort erblickte, an das Personalreferat.
Hieramts wurde die Einholung eines Fakultätsgutachtens in Vorschlag gebracht.
Kleebinder beantragte hingegen die Einberufung einer Sachverständigenenquete.
Die Präsidialkanzlei behielt sich die Überprüfung beider Meinungsäußerungen vor.
Der Akt 1,745.963.488.726/1 Abt. Sch/Kle, der anfangs ein bescheidenes Faszikelchen gewesen war, wuchs zum Konvolut. Seine Bearbeitung mußte mehreren Referenten zugewiesen werden.
Vier Tage nach dem ersten Sündenfall Adams übersiedelte das Ministerium in andere Amtsräume. Es mußten einige Hilfsämter und Filialabteilungen errichtet werden.
Gottvater, der selbst an einigen interministeriellen Sitzungen teilgenommen hatte, wurde im Laufe der Jahre ein grauer Mann.
Nur seine robuste Gesundheit ließ ihn hoffen, daß er das Ende des Kleebinderschen Schöpfungsaktes noch erleben würde.
Und er hat den Abschluß der ministeriellen Bemühungen Kleebinders um ein aktenmäßig fundiertes, den behördlichen Ansprüchen in jeder Weise gerecht werdendes, fachlich einwandfrei begutachteten, steuer- und finanztechnisch einwandfreien, obergerichtlich beglaubigten und staatspolitisch bedenkenlosen Menschengeschlechtes erlebt.
Das Produkt ist der Regierungsassessor Dr. Ferdinand Schmidt.
Als Gott ihn nach dem offiziellen Taufakt zum erstenmal zu Gesicht bekam, weinte er eine bittere Träne.

Bei den Brüdern Grimm

(Wilhelm Schulz)



„Das wird Sie interessieren, meine Herren, eine Neuerscheinung in der Märchenliteratur!"

EINE SELTSAME FAHRT

VON GUIDO K. BRAND

Sigurd Hanssom war bärenstark und wollte, wie sein Vater und Großvater so an die achtzig oder neunzig Jahre alt werden. Zweimal in seinem Leben hatte er einen Doktor notwendig gehabt. Das erstemal hatte seine Mutter den Dr. Sandberg rufen lassen, als sie Sigurd zur Welt brachte und das zweitemal mußte sie mit ihm ins Kreiskrankenhaus, weil das Beil aus dem Schaft herausgesprungen und durch den Stiefel und die dicke Wollsocke in den Fuß gegangen war. Wäre das nicht passiert, Sigurd hätte gar nicht gewußt, daß es so etwas wie ein Krankenhaus gab. Später ließ er es immer achtlos an der Straße liegen, wenn er wegen seiner Geschäfte in die Stadt mußte.
Von seinem Vater hatte er ein altes Buch geerbt, von dem er mehr hielt, wie von allen Doktoren zusammengenommen. Da stand allerhand über Krankheiten und ihre Behandlung bei Tieren und Menschen drin und darnach reparierte er alle Schäden.
Hanssom war jetzt Ende fünfzig. Aber wie ein Zwanzigjähriger ritt er jeden Tag neben seinem Sohn über die weiten Felder und war hinter aller Arbeit her. Der Sommer war diesmal regenkalt. Das Vieh stand oft dampfend auf den nassen Wiesen. Es sah aus, als ob der Himmel kein Einsehen hätte. Kesselweise mußte der Kräutertee gekocht werden, damit der Husten unter dem Gesinde verging.
Irgendwie hatte es auch Sigurd gepackt. Schon seit ein paar Tagen ging sein Atem schwer und er griff hier und da an die Brust, als ob er dort Schmerzen verspürte. Manchmal hatte er das Gefühl, als wäre in ihm ein Nebel, wie er draußen vor den Fenstern stand. Seine Frau beobachtete ihn, wie er sich heimlich einen doppelstarken Kräutertee aufgoß und hinterher einen steifen Grog trank, der einem anderen das Paradies vorgegaukelt hätte.
„Du mußt einen Doktor kommen lassen!" sagte seine Frau besorgt. „Du gehst an die sechzig, Mann! Da ist keiner mehr so widerstandsfähig!" Zum erstenmal wurde er ihr gegenüber grob. Aber davon ließ der Druck in seiner Brust nicht nach. Vielleicht ging es mit Schwitzen, meinte er und ließ ein paar glühendheiße Ziegelsteine in sein Bett packen. Aber es hielt ihn trotzdem nicht.

Scheiden / Von Paula Sack

Es ist bestimmt in Gottes Rat bestimmt,
daß, wer geschieden, gleich 'ne andre nimmt.

Ich weiß auch warum: er ist es gewöhnt,
daß nachts im Bett jemand neben ihm liegt
und von Zeit zu Zeit für ihn Kinder kriegt.
Daß jemand ihn wegen seiner Schwächen verhöhnt
und sich anschließend wieder mit ihm versöhnt.

Ich versteh nicht, warum viele die Ehe so hassen.
Die Institution ist alt und bewährt,
und geht die Geschichte wirklich verkehrt,
und wenn sie überhaupt nicht zueinander passen,
dann eben: sich wieder scheiden lassen.

Es ist in Gottes Rat bestimmt, ganz bestimmt.

Eine Stunde später fand ihn seine Frau auf dem Boden liegen, weil er hatte aufstehen wollen. Ein paar Knechte mußten geholt werden, um den schweren Mann ins Bett zu heben. Als er wieder zu sich kam und sich erinnerte, was passiert war, machte er ein finsteres Gesicht, weil ihn jemand schwach gesehen hatte.
Trotzdem telephonierte der Sohn das nächste Krankenhaus an, das so an die vierzig Kilometer entfernt war. Der Alte begehrte auf. Was soll denn dieser Firlefanz! Wenn er sterben soll, dann kann er es auch zu Hause! Den Chauffeur herrschte er mit einem Donnerwetter an, daß man es bis in die Halle hinunter hörte. Dann gab er aber doch nach, verbot aber seiner Frau, mitzufahren.
„In drei Tagen bin ich wieder daheim! Und daß alles in Ordnung bleibt bis dahin!", knurrte er. Vier starke Männer waren notwendig, um die Tragbahre in den Wagen zu heben, den sich Hanssom erst genau betrachtete. Es waren zwei Liegestellen durch einen schmalen Gang getrennt, eine Glastüre schloß den Innenraum gegen den Fahrer ab. Und alles war wunderbar weiß.
Mitten während der Fahrt schrie der Alte: „Fahr zu! Zum Teufel, fahr schneller! Ich will in drei Tagen wieder zu Hause sein!" Das war ja eine richtige Dröselfahrt! Warum hat ihn denn kein Flugzeug abgeholt? Dann schlief er ein.
Der phantasiert schon, dachte der Chauffeur und drückte auf den Gashebel. Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte den Kranken festgeschnallt! Wie sollte er denn den riesenstarken Mann in seinem Delirium festhalten? Trotzdem die Straße von dem vielen Regen und Nebel schlüpfrig war, fuhr er, als ob ein Troll hinter ihm her wäre.
Eine Ewigkeit dünkte es Hanssom, als er nach

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

einem wunderbaren Traum aufwachte. Hundert Jahre lang war er über seine Erde gewandert und seinem Vater und den Urvätern begegnet. Hatten sie nicht alle gesagt: „Ein Hanssom fährt nicht ins Krankenhaus! Ein Hanssom braucht keinen Doktor!" Er hörte noch ihre rauhen Stimmen, als er die Augen aufschlug und mit seinem Blick die weißen Wände abtastete. Lag er schon im Krankenhaus? Aber da war doch noch die Glastüre und warum fuhr denn der Kerl nicht? Er richtete den Kopf hoch. Durch die Glasscheibe konnte er die Landstraße erkennen! Der Motor stand still! Vielleicht war der Fahrer ausgetreten und ... ein Gedanke blitzte in dem Alten auf ... da konnte man doch einfach aussteigen und heimlich nach Hause gehen!? Hatten sie ihn nicht im Traum gehöhnt: „Ein Hanssom fährt nicht ins Krankenhaus!!"

Langsam zog er sich an der Messingstange hoch und lachte über das ganze Gesicht, als das so großartig ging. Verflucht, daß er seiner Frau vorhin nachgegeben hatte! Eine unbändige Kraft wuchs in ihm, ein Zorn bäumte ihn hoch. Jetzt stand er schon auf dem Korkteppich zwischen den beiden Bahren, tastete sich an die Türe vor und riß sie auf.

Er lachte ein unheimliches Gelächter, als er den Fahrer über dem Steuerrad gebeugt liegen sah. War der betrunken, eingeschlafen oder übermüdet? Er rüttelte ihn, schrie ihn an. Da fiel der Kopf des Chauffeurs zur Seite und plötzlich sah Hanssom Blut und eine zersplitterte Fensterscheibe. Der Wagen stand quer auf einer beschotterten Straße.

In Sekundenschnelle begriff er, als er neben dem Gashebel einen faustgroßen Schotterstein liegen sah. Mit einem wuchtigen Griff zog er den Fahrer vom Sitz und hob ihn, wie eine Feder so leicht, auf die Bahre, auf der er eben noch selbst gelegen hatte. Der Schweiß perlte auf seiner Stirne, aber in seiner Urkraft spürte er, daß er ja gar nicht krank war! Das hatten sie ihm nur eingeredet. Er fühlte den Puls des Verletzten. Das Herz schlug noch. Vielleicht ist es nur eine Ohnmacht, dachte er und legte noch ein Kissen unter den Kopf. Dann wischte er das Blut aus dem Gesicht. Immer noch dröhnten die Traumworte in seinem Gehirn ... „ein Hanssom fährt nicht ins Krankenhaus ..." ... aber vielleicht muß er einen anderen dahin bringen? Und da gab es keine lange Überlegung. Er zwängte seinen mächtigen Körper auf den Sitz, schaltete den Motor ein und richtete den Wagen wieder auf die Straße. In den Gängen aufheulend, jagte der Wagen die Landstraße dahin. Wie Fahnen flogen die Bäume an ihm vorüber, die Schottersteine trommelten an das Gestänge, Kilometer um Kilometer fiel in den Gischt, der von den Hinterrädern auf die Straße sprühte. Wie der leibhaftige Satan überholte er die anderen Autos, die brennenden Augen immer starr geradeaus gerichtet, das Steuer eisern in seinen Händen.

In den Vorstadtstraßen wichen die Leute entsetzt zurück und schrien aus Angst auf. Sie sahen blutige Hände, ein verzerrtes Gesicht und einen Mann im Nachthemd am Steuer. Die Schreie liefen dem Wagen voraus, ein Polizist stellte sich mitten auf die Straße. Aber Hanssom bog kühn aus und raste weiter. Erschreckte Gesichter beugten sich aus den Fenstern, hinter dem Krankenwagen jagte ein Motorrad. Aber Hanssom raste weiter, bis er das weiße Gebäude des Kreiskrankenhauses vor sich sah. Mit knirschenden Bremsen stand der Wagen vor dem Portal. Dann brach Hanssom zusammen, in Schweiß gebadet, besinnungslos ... Drei Tage später erwachte er. Eine Schwester und der Arzt standen an seinem Bett und sagten fast gleichzeitig: „Gott sei Dank!"

Es gab da nicht mehr viel zu berichten, als der Chauffeur, mit einem Verband um den Kopf, das Zimmer betrat und Hanssom die Hand gab. Nachdem sie sich ausgelacht hatten über die seltsame Fahrt und daß der Kranke den Fahrer des Lazarettwagens in das Krankenhaus gebracht hatte, meinte Hanssom, daß er jetzt gesund sei und nach Hause wolle.

Er mußte sich aber noch ein paar Tage gedulden und als er wieder auf dem Gut eintraf, fand er alles in Ordnung.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Manch einer hat zehn Prozent zu viel. Leberecht beispielsweise. Als ich ihn jüngst besuchte — „Warum hast du euer Stilleben halb zugeklebt?" „Da war ein gekochter Schinken gemalt." „Und?" „Ich bitte dich! In der heutigen Zeit! Ein ganzer gekochter Schinken für zwei Personen!"

Im Deutschunterricht der ersten Klasse einer schwäbischen Oberschule wird u. a. der Satz gelesen: „Königin Luise schenkte drei Kindern das Leben." Da streckt ein Schüler die Hand in die Höhe und fragt: „Was soll denn des heißa: sie schenkte drei Kindern das Leben? Hat die denn die drei Kender zom Tod verurteilt, weil sie ehne no 's Lebe gschenkt hot?" Der Lehrer versucht, den mißverstandenen Ausdruck klarzumachen: „Eine Mutter schenkt ihren Kindern das Leben. Du hast eine Mutter und die hat dir das Leben geschenkt, deshalb ist sie deine Mutter!" Worauf ein anderer Schüler erklärend bemerkt: „Wenn dir dei Mutter net 's Leba gschenkt hätt, wär se dei Tante!"

Ich begleite meine Freundin in ein Schreibwarengeschäft, wo sie ihren Füllfederhalter zur Ausbesserung abgibt, und sehe, wie der Verkäufer ihn in einen Umschlag steckt und die Reparaturanweisung ausfüllt: Hanna Baumann, hinten undicht.

Shirley Temple a. D.

(Erich Schilling)



„So, Kinderchen, nun schreibt mal alle euren Namen!"
„Nein, Fräulein, ich gebe keine Autogramme mehr!"

München, 18. Februar 1940
45. Jahrgang / Nummer 7

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Streitenden

(M. Dudovich)



„Ich werde Paul rufen und ihn um ein Glas Wasser bitten — wenn er mich dann hier so leidend liegen sieht und noch böse ist, ist alles aus . . .“

Abendgespräch

(R. Kriesch)



„Ach Karl, schläfst du schon wieder?" — „Nein, mein Kind, aber ich bin sehr müde!"

DER APFELBAUM

VON WALTER FOITZICK

Kennen Sie das, wenn etwas sehr Dringliches zu erledigen ist und Sie sich davor drücken? Gewiß, Sie kennen das, und ob ich das kenne! Der Schüler, der sich vor den Schularbeiten drückt, ist nicht totzukriegen in uns und wird im allgemeinen erst mit dem Greis begraben.

In meinem Schullesebuch stand eine unendlich moralische Geschichte von dem Schulbuben, der seine Arbeiten macht, während ihn von draußen der Sonnenschein und der Apfelbaum und lauter schöne Sachen locken. Er aber sprach zum Apfelbaum und zum Sonnenschein: „Erst laß mich fertig sein." Ach du lieber Gott, was ist dies für ein frühreifer und bis in die Knochen wohlerzogener Knabe, in dem schon das Zeug für die höchste pensionsberechtigte Stellung steckt! Der Knabe war mir schon damals höchst verdächtig und nicht mehr sympathisch, obwohl er als hehres Vorbild hingestellt wurde. Der hat sich gewiß auch nicht gedrückt, als ihm zugemutet wurde, plötzlich den Satz zu beweisen, daß das Quadrat über der Hypotenuse gleich der Summe der Quadrate über den beiden Katheten ist. Er hat sich durch Sonnenschein und Apfelbaum nicht von der Erledigung seiner Schularbeiten weglocken lassen. Noch heute zolle ich ihm mein Erstaunen, denn ich habe es noch immer nicht zu dem rechten Helden eines für Schulzwecke geeigneten Gedichtes gebracht. Man wird mich für schulische Zwecke niemals verwenden können. Na, und etwa Sie?

Ha, was fällt mir nicht alles ein, wenn ich etwas Wichtiges zu erledigen habe! Alles andere!

Da fällt mir z. B. ein, daß ich die Auslage eines Geschäftes von Gartengeräten genau zu betrachten habe: die Schaufeln, die Hacken, die Spritzen, die Kratzer, die Harken und all die Dinge, die mich eigentlich einen Dreck angehen, die ich aber jetzt sehr genau und aufmerksam durchmustere, nur — damit Zeit vergeht, bis ich mich zu meiner wichtigen Arbeit hinsetze.

Ich bewundere den Erfindungsreichtum des menschlichen Geistes in solchen Momenten. Da fällt mir ein, was mir sonst nie einfällt, daß ich mir die Haare schneiden lassen müßte. Mit dem Haarschneiden vergeht nämlich ein nettes halbes Stündchen, oder ich entschließe mich sogar, einen unangenehmen Brief zu schreiben, weil ich jetzt eigentlich einen noch unangenehmeren Gang zur Steuer machen müßte.

Sie sehen, man kann sich auch mit nicht erfreulichen Dingen vor noch unerfreulicheren drücken. Sie werden mir zugeben: Verlockungen erliegen wir in solchen Situationen schlagartig, und den Apfelbaum möchte ich sehen, der es nicht fertigbrächte, mich von einem drückenden Manuskript fortzulocken, von anderen Versuchungen nichtbotanischer Art ganz zu schweigen.

So, jetzt muß ich aber unbedingt meine Sache für den Simplicissimus schreiben.

Westliche Akrobaten

(Erich Schilling)



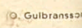
„Wir wären eine fabelhafte Pyramide, wenn wir die Neutralen als Untermänner hätten!"

Das Blaubartzimmer

Von Käte Biel

Regierungsrat Trewe sah die etwas sonderbare Dame, die ihm die beiden Zimmer mit leidenschaftlichen Bewegungen vorgeführt hatte, als handele es sich um eine Schaunummer im Zirkus, nachdenklich an. Die Räume waren kostbar und behaglich eingerichtet, und sie gefielen ihm.
„Ist Frau Konsul Gonzales zu sprechen?"
Die Düstere blickte feierlich. Sie trug einen merkwürdigen braunen Rock, vorurteilslos durch eine Sicherheitsnadel zu anständigem Verweilen in der Körpermitte gezwungen, und an Ohren und Handgelenken glitzernde Brillanten. „Ich bin es selbst!" sagte sie.
In diesem Augenblick öffnete sich im Hintergrund eine Tür und unter beträchtlicher Lärmentfaltung sauste rabenschwarz ein Scotch heraus und auf die erregend fremden Hosenbeine zu. „Ruhig, Balduin! — Sag dem Onkel hübsch Guten Tag!" befahl Frau Gonzales, souverän ihren Hund in ein Verwandtschaftsverhältnis zu einem höheren Beamten bringend. Der Neffe wedelte verbindlich, und da konnte Dr. Trewe nicht widerstehen und mietete die beiden Zimmer.
Ihm sollte bald klar werden, daß er in dieses komfortable Heim keineswegs aus Erwerbsgründen aufgenommen worden war. Frau Gonzales hielt sich Regierungsrat Dr. Trewe nur als eine Art von zusätzlichem zahlenden Wachhund.
„Lauter Frauen so allein im Haus... Ich, meine Nichte, die beiden Mädchen — — und Balduin ist nicht besonders kräftig! — Sie machen dagegen einen sehr sportlichen Eindruck, Herr Regierungsrat, und ich nehme an, daß Sie mit Schußwaffen umgehen können?"
Oh, sie war eine vollkommen unkonventionelle Seele. Mit der gleichen Großzügigkeit, mit der sie ihre widerspenstigen Kleidungsstücke durch Sicherheitsnadeln zum Gehorsam zwang, mei-

Krach auf dem Meeresgrund



OLAF GULBRANSSON 40

„Du bist ja vollkommen besoffen, Papa! Ja, ist denn schon wieder ein englisches Schiff mit Whisky gesunken?"

sterte sie auch das Leben: vorurteilslos und kühn. Sie fand es praktisch, eine gläserne Telephonzelle in der Vorhalle zu haben, sie trank wochenlang unbeirrbar nur Zitronensaft und Pfefferminztee, um dann zur Abwechslung ihre Tage zeitweilig mit Exportbier zu beginnen. Sie bezahlte einem Gärtner, der ihr ein krankes Topfgewächs vorm Eingehen rettete, ein künstliches Gebiß mit einer Summe, für die sie etwa ein halbes Tausend der gleichen Pflanzen hätte kaufen können. Sie war, auf eine recht ungemütliche Art, zweifellos eine herrliche Frau.

Der Glanzpunkt des Hauses war die Nichte Klaudia. Sie konnte, im Gegensatz zu Balduin, weder schwanzwedeln noch bellen, sie war sehr bürgerlich und gar nicht unkonventionell. Tagsüber Zahnheilkunde studierend, leuchtete sie vor Wohlgewaschenheit, abends jedoch, köstlich in Ströme von Tüll gehüllt, blickte sie farbenfreudig und rotlippig. Sie erweckte in Regierungsrat Trewe, der vierunddreißig Jahre alt war und seit längerem die Absicht hatte, die Voraussetzungen zur Gründung einer Familie zu schaffen, einschlägige Pläne. — Leider begegnete ihm Klaudia immer gleichmäßig kühl. Bis auf das große Eckzimmer, dessen Eingeweide mit seltsamer Beharrlichkeit vor ihm verborgen blieben, kannte er nun alle Räume des Hauses. Da Frau Gonzales, ehe der Konsul sie zur Witwe machte, schon das Leben zweier anderer Ehemänner verschönt hatte, nannte Dr. Trewe den verschlossenen Raum das Blaubartzimmer; er vermutete, daß sie hier die mit Mottenschutzmitteln behandelten Überreste ihrer Gatten bewahrte.

Eines Abends um halb zwölf, schlug das Telephon an. Die Mädchen schliefen, Tante und Nichte weilten in der Oper, und Balduin hatte das Kunststück noch nicht gelernt, zum Apparat zu gehen und den Hörer abzuheben. Sein größerer und stärkerer Kollege im Wachhundberuf, Dr. Trewe, begab sich daher in den Miniaturglaspalast, der das Telephon einschloß. „Ja?" fragte er arglos. Dann aber wurde er blaß. Eine Stimme, aus der konzentriert vier oder fünf Todsünden sprachen, schwebte rauh aus der Muschel.

„'tschuldigen, Frau Konsul, komme eben aus dem Zug, bin noch auf 'm Bahnhof, Frau Konsul, ich brauche das Gerippe, Frau Konsul, muß es morgen haben, Sie dürfen mich nicht länger zurückhalten! Jetzt ist die Gelegenheit noch günstig, das Gerippe muß weg!" Dem nächtlichen Zuhörer rieselte kaltes Entsetzen über den Rücken. „Frau Gonzales ist nicht hier..." flüsterte er aufgeregt. Es knackte in der Leitung. Dann schlug ihm tödliches Schweigen entgegen.

Dr. Trewe stand auf dem Flur und überlegte. Seine instinktive Einschätzung der Frau Konsul war also richtig gewesen. Nur hatte er bisher nur an die ungleich harmlosere Möglichkeit gedacht, Frau Gonzales bewahrte die Garderobenrückstände der Gatten auf, während es sich nun doch um Teile dieser Gatten selbst zu handeln schien. Sollte er ihr sofort als Warner gegenübertreten? (Fliehen Sie? Alles ist verraten! Man fordert das Gerippe von Ihnen!) Aber er trug unter dem Bademantel einen wenig kämpferischen Schlafanzug, und in Hinblick auf die Nichte schien das unangebracht.

Dies war das eine Ich Dr. Trewes, jenes, das ihn zwang, zur Entspannung gutgeschriebene Kriminalromane zu lesen; aus dieser Gedankenwelt kam ihm die brillantenbewehrte und sicherheitsnadelgeschmückte Frau Gonzales als Beseitigerin und zugleich (im Blaubartzimmer) Bewahrerin ihrer Gatten ganz selbstverständlich vor —

Das andere Ich — jenes, mittels welchem er reibungslos im täglichen Leben seine Funktionen erfüllte — das wußte mit dem Anruf nichts Rechtes anzufangen, hatte Angst, hier von der prinzessinnenhaften Klaudia in Pantoffeln überrascht zu werden, und beschloß, jetzt schlafen zu gehen.

Als Dr. Trewe am anderen Morgen das Haus verlassen wollte, stand Frau Gonzales mit sehr bewegten Zügen in der gläsernen Telephonzelle, stampfte mit dem Fuß auf, drohte mit der geballten Faust, um einen unsichtbaren Gegner einzuschüchtern, kurz, sie führte sich auf — Regierungsrat Trewe sah das mit wohlwollendem Interesse — wie der im arabischen Märchen erscheinende böse Geist in der Flasche.

Am Abend stellte sich etwas Schreckliches heraus: Balduin schmückte das Heim nicht mehr. Erschütternde Szenen spielten sich ab, erst gedämpfter werdend, als sich das zusätzliche Fehlen dreier Rebhühner ergab.

„Wenn er viel auf einmal ißt, verkriecht er sich hinterher", sagte Frau Gonzales düster. „Er wird sich schon melden!" Dann ging sie sehr melancholisch in ihren Damenschachklub. Gegen acht Uhr hörte Dr. Trewe etwas fiepen und heulen. Das Geräusch kam aus dem Blaubartzimmer! — Nun war ihm alles klar: heute mittag, als das Gerippe abgeholt wurde, war Balduin in das Zimmer geschlüpft und hier eingesperrt worden. Er gab sich einen Ruck und ging in die Bibliothek. „Gnädiges Fräulein", sagte er gemessen, „Balduin befindet sich im großen Eckzimmer!"

Klaudia erhob sich erschreckt. „Dann — — dann werde ich ihn holen!"

Da er sich nicht in die Familiengeheimnisse drängen wollte, machte Dr. Trewe eine Verbeugung und wandte sich zum Gehen. „Wollen Sie nicht mitkommen?" fragte Klaudia leise. In ihrer Stimme schwang ein sonderbar bewegter Ton.

Er sah sie überrascht an und folgte ihr schweigend. Als Klaudia den Raum aufgeschlossen hatte und Balduin freudig herausgestürzt war, trat Regierungsrat Trewe aus Entsetzen vor dem, was sich seinen Blicken darbot, einen Schritt zurück. „Mein Gott!" stieß er hervor.

Er hätte gern vor sich selbst geleugnet, daß er sah, was er sah. Aber dies war kein zügelloser Traum, der seine Wachheit lähmend gefangen hielt: dies war Wirklichkeit, grausige Wirklichkeit — Da stand grauumhüllt ein Sensenschwinger, dort hockte zähnefletschend eine Ahnfrau, Bein und Bein und weißes Leinen, drüben standen drei rotgekleidete, geschwänzte und gehörnte Herren, mit jenem veritablen Ausdruck von Bosheit, wie er für Insassen der Hölle Berufserfordernis ist, und in der Nähe des Fensters drohten zwei geisterhafte Mönche, ihre Köpfe unter den Armen tragend. „Und das stellen Sie sich einmal bei richtiger fahlgrüner Grottenbeleuchtung vor — es wirkt hervorragend gespenstisch!" „Ich finde es auch so schon ganz stimmungsvoll!" bekannte Dr. Trewe erschüttert. „Wie kommt denn das hierher?" „Es stammt von einer Geisterbahn. Das ist eine Sache aus den Vergnügungsparks, die Sie vielleicht kennen? Man fährt im Dunkeln auf Schienen im Zickzack an verschiedenen gespenstischen Überraschungen vorbei."

„Für dreißig Pfennig kann man das Gruseln lernen und läßt sich lind über archaische Schichten der Seele streicheln. Eine psychologisch besonders interessante Jahrmarktsattraktion!" sagte Dr. Trewe. Er war noch halb benommen.

Klaudia seufzte. „Es ist eigentlich ein Geheimnis, aber nun, wo Balduin Ihnen das Zimmer hier geöffnet hat... — Also, Sie sollen alles wissen!" — Sie hatte ein zages, und doch sehr hoheitsvolles Lächeln. „Ich wollte eigentlich nicht Zahnärztin werden. Ich folgte meiner großen Liebe zu Paul —, und Paul war Besitzer einer Geisterbahn und reiste damit auf den Jahrmärkten umher. Zwei Jahre lang saß ich an der Kasse seines Unternehmens — dann war er finanziell ruiniert. Das Geschäft ging zu schlecht. Meine Tante bot ihm eine größere Summe, wenn er mich aufgäbe und nach Amerika ginge..."

Sie schwieg eine Sekunde und atmete heftig. Dann sagte sie erbittert: „Er hat es getan! — Meine Tante nahm mich wieder auf, und zur dauernden Mahnung erwarb sie auch gleich das Inventar der Geisterbahn, damit ich es ständig vor Augen habe und vor einer zweiten Torheit bewahrt bleibe..."

Klaudia erhob sich. „Es vereinfacht die Situation zwischen uns, Herr Regierungsrat, daß Sie meine Vergangenheit kennen. Ich habe keine Wünsche mehr an das Leben und werde mich der Zahnheilkunde weihen!" sagte sie still und kühl.

Später ging Dr. Trewe in seinem Zimmer auf und ab und aß wütend (ohne zu bemerken, daß er aß) einen Apfel nach dem anderen. Beschwert von 1200 Gramm Obst lag er dann wach im Bett, dachte an Klaudias asketische Tüllkleider und ihre wirklich sehr entsagungsvollen roten Lippen, und dachte immer weiter und weiter. Nachts um zwei begann er, teils vor Magenschmerzen, teils aus anderen Gründen so gräßlich zu lachen, als sei er selbst ein Stück des gespenstischen Inventars. Dann aber hatte er auch die Geisterbahnkassiererin überwunden und unschädlich gemacht und konnte einschlafen.

Schon in den nächsten Tagen begann der Wandel. Dr. Trewe ließ sich nicht mehr von Klaudias gläsern sprödem Wesen abschrecken, in unendlicher Geduld begann er immer wieder, mit ihr zu flirten. Klaudia schien ziemlich überrascht. Offenbar hatte sie gerade betonte Zurückhaltung von ihm erwartet. — Immerhin kamen sie einander näher, sie sprachen über vieles, aber niemals über Paul und das Jahrmarktsunternehmen. Schon ziemlich bald gelang es Dr. Trewe, Klaudia zu bewegen, sich von ihm küssen zu lassen, obgleich er das deutliche Gefühl hatte, daß Frau Gonzales dieses Geschehen nicht billigen würde. „Morgen müssen wir über die — — also — über die Sache mit Paul sprechen..." murmelte Klaudia dann sehr verwirrt, als sie sich ihm entzogen hatte.

Am nächsten Morgen wurden Klaudia Geständnisse erspart. Das Schicksal griff ein und ließ Frau Gonzales reden. Aufgeregt stand sie in der Telephonzelle, und ihre Stimme schallte. „Mann!" rief sie wütend in die Muschel, „nehmen Sie doch Vernunft an! Mich stören die schönen Sachen nicht weiter, und ich habe Platz genug! Solche Wertstücke verschleudert man doch nicht!"

Noch lodernd vor Zorn stürzte sie auf ihren Untermieter Trewe zu, der mit Balduin plauderte. „Dreißig Mark hat er damals für ein prächtiges Gerippe aus Kunstmasse bekommen! Nur, weil er dachte, ich wolle den Gespensterkram jetzt wohl gerne los sein!" Erst jetzt besann sie sich darauf, daß Herr Trewe die Zusammenhänge ja gar nicht kennen konnte. „Es ist nämlich einer von meinen Schützlingen, wissen Sie, er hatte ein Reiseunternehmen für Jahrmärkte, das sich nicht rentierte. Er hätte dann die Inneneinrichtung verschleudern müssen, wenn ich sie nicht umsonst auf Lager genommen hätte. Jetzt hat er 'ne Tankstelle, aber aus lauter Zartsinn will er die Gespenster nun doch verkaufen, weil er denkt, ich brauche mein Zimmer! So eine Torheit!"

Frau Gonzales zog Dr. Trewe am Rockärmel mit sich in das Blaubartzimmer. „Hübsch, nicht wahr? — Zuerst wollte ich die Figuren in der Wohnung verteilen, warum denn immer nur die langweiligen Gummibäume als Zimmerschmuck? Die Ahnfrau neben den Teetisch, den Mönch ins Bad, das Gerippe in die Küche, die roten Teufel in die Vorhalle —. Aber Klaudia war dagegen. Leider!"

„Vielleicht...", sagte Klaudia langsam, „solltest du ihm die ganzen Sachen abkaufen?"

Frau Gonzales begann plötzlich zu strahlen. „Das werde ich tun! — Vielleicht kann man das eine oder andere Stück mal verschenken, und jemand 'ne Freude damit machen!" Sie eilte in die Telephonzelle zurück, und Günter Trewe zog Klaudia mit sanftem Nachdruck in die Bibliothek. „Weshalb hast du mich vor einem Vierteljahr so belogen?"

Klaudia lachte etwas. „Du gefielst mir, und ich bemerkte doch auch, daß du — — Na, und da wollte ich es dir etwas schwer machen. Du solltest seelisch an der Geisterbahnkassierin herumbeißen — aber anscheinend hast du an sie überhaupt nicht geglaubt?"

„Nur einige Stunden lang", sagte er versonnen, „und dann habe ich mich entschlossen, mich von dir unglücklich machen zu lassen. Etwas Glück wird schon dann und wann dabei abfallen!"

Klaudia blickte sehr zuversichtlich. „Ganz gewiß! — Und deine Zähne, Günter — die nehme ich in wundervolle Obhut..."

Er küßte sie auf das Ohrläppchen. „Und alles übrige von mir bitte auch!" sagte er eindringlich.

Einem Freund zum Trost

Von Katatöskr

'Krittle nicht, mein lieber Franz,
über deinen Hosenboden.
Ist das Herz nur voll und ganz,
pfeif's auf Schnittigkeit und Moden.

Zugegeben, ja: er sackt
kraftlos-faltig hinten rummer
und vom Zahn der Zeit gezwackt.
Aber ist das Grund zum Kummer?

Über alles wirst du Herr,
dient dein Herz dem großen Zwecke,
sank's nicht feig ins Hochparterre,
sondern pocht's am rechten Flecke!

DIE VERWECHSLUNG

VON ERNST HANDSCHUCH

„In einen Sarg gehören nun einmal keine Äpfel", so begann der alte Daßding, ein Kleinrentner, in der Regel seine Geschichte, die er, der als Handwerksgeselle viel gereist war, stets auf hochdeutsch erzählte. „Und mag er auch funkelnagelneu und noch niemals benutzt worden sein. — Darum hab' ich auch den, der für mich bestimmt ist, weit hinauf auf den Schließeboden stellen lassen. Ich weiß, daß es meinen Neffen und Nichten nicht so recht ist, aber wenn es an der Zeit ist, werden sie ihn schon herunterholen. — Aber meine selige Frau, die Kathrin, sie möge in Gott ruhen, war selbst dran schuld. Es war ein kluges Weib, und wenn ich auch noch jung wär' und schön, so eine bekäm ich nicht wieder, und ich wollt' auch keine andere mehr. Aber zu klug ist manchmal auch nichts, und so ist es halt ihr geschehen. Gott, sie war tot und hat bestimmt nichts mehr gemerkt. Immerhin, es war eine recht böse Sach'."

An dieser Stelle ging ihm gewöhnlich die Pfeife aus, fast schien es, als sei sie darauf eingespielt, und es dauerte schon ein Weilchen, bis er sie wieder richtig in Brand gesetzt hatte.

„Es war damals, als es mit unserer alten Mark von Tag zu Tag bergab ging. Gerad' im Jahr zuvor hatte ich mein Geschäft verkauft und mich zur Ruhe gesetzt. Denn Kinder waren uns leider Gottes versagt geblieben, und für uns zwei hat's gereicht. Die Rente, die Zinsen von der Sparkass' und den Hypotheken, der große Garten und das bißchen Feldwirtschaft, eine Kuh und zwei Schweine, die Hühner, kurzum, wo sollt's noch fehlen, daß man sich da groß hätt' plagen müssen? Doch kaum war's soweit, ging der Rutsch gewaltig los. Ich hab' mir's ja weniger zu Herzen genommen, wußt' ich doch, daß uns das, was man zum äußersten Leben braucht, bleibt. Aber dafür hat sich 's meine Kathrin um so fester auf die Seel' gebunden. Fast keine Nacht hat sie mehr geschlafen, wenig oder gar nichts mehr gegesse', und ist bald nur noch wie ein Gespenst herumgeschwebt. All mein Zureden hat jedoch nichts geholfen, und ich hab' das Schlimmste befürchten müssen.

Eines Nachts hat sie wieder einmal stöhnend im Bett gelegen, und wie ich sie gefragt hab', was los sei, hat sie gesagt, sie glaubt, daß sie nicht mehr lange lebt. ‚Unsinn, Kathrin', habe ich ihr geantwortet, ‚der Schwindel nimmt auch noch ein End'; denn ewig kann es so unmöglich weitergehen. Laß das Geld und die Hypotheken doch schon den Bach hinunterfließen, was wir zwei alte Leutchen brauchen, bleibt uns.' Aber ich konnt' reden wie ich wollt', sie war nicht davon abzubringen, daß sie bald stirbt. ‚Andres', hat sie gesagt, ‚ich kann nit ruhig sterbe', wenn ich dran denk', wie 's mit meiner Beerdigung wird. Es wird noch nit für einen Sarg langen, geschweige denn für ein Grab. Andres, du tätst mir eine große Gunst, Andres, kauf' zwei Särg' und zwei Gräber, damit wir wenigstens einen anständigen Abgang von dieser elenden Welt habe'.' Und sie hat angefangen, bitterlich zu weinen.

‚Zwei Särg' und zwei Gräber', hab' ich gesagt und wollt' einen Witz machen, obschon mir die Tränen gleichfalls nah' waren. ‚Da denkst du also, ich tät' auch bald abkratzen?' — ‚Nein, Andres, das nit', hat sie geantwortet, ‚aber läßt's uns der Herrgott schon wisse'?'

Wir haben noch lang geredet in jener Nacht, und ich hab' ihr schließlich versprochen, daß, wenn sie sich in Zukunft besser zusammenreißt, ich zwei Särg' und ein Erbbegräbnis kaufen wollt'. Weil sie aber am andern Morgen auch noch dabei geblieben ist, bin ich am Nachmittag ins Städtchen auf die Sparkass' und hab' alles, was dort war, abgehoben. Am andern Tag bin ich zum Bürgermeister und hab' die Sach' mit dem Doppelgrab geregelt. Den Platz jedoch hab' ich meine Kathrin selbst aussuchen lassen, und ich muß sagen, es ist ein schöner Platz."

Der alte Daßding machte, so er hier anlangte, eine Pause und bestellte sich einen scharfen Schnaps.

„Brrr", schüttelte er sich, „aber so geht es besser. Denn, meine Herren, das mit den Särgen, war doch eine etwas gruselige Sache, als ich sie bestellte. Zwei stattliche Särge aus Eichenholz waren es, dunkel gebeizt und ohne jede Verzierung, weil ich das noch niemals hab' leiden mögen. Schad', daß der, der mich mal aufnimmt, so hoch auf dem Schließeboden steht, sonst könnten Sie ihn sich mal betrachten. Die schönsten waren es, die die Sarghandlung gehabt hat, und unser Schreiner im Ort hat mir noch lang ein saures Gesicht gemacht, als er von dem Kauf erfahren hat. Aber hinterher hat er doppelt gelacht, einmal wegen dem Geld und zum andern wegen dem Malheur, was uns später unterlaufen ist. Also gut, das Geld war so ziemlich fort, doch dafür hatten wir ein Erbgrab und zwei Särg'. Ich hatt' sie auf den Speicher ins hinterste Eck stellen

Utopie / Von Oskar Jancke

Der Geist, von wenigen gepachtet,
Ward, dessen leider ungeachtet,
In Allgemeinbesitz genommen
Und sollte zur Verteilung kommen.

Fürsorglich war bedacht die Frage
Der geistigen Ernährungslage,
Da Geistes Zufuhr sehr behindert
Und auch die Produktion vermindert.

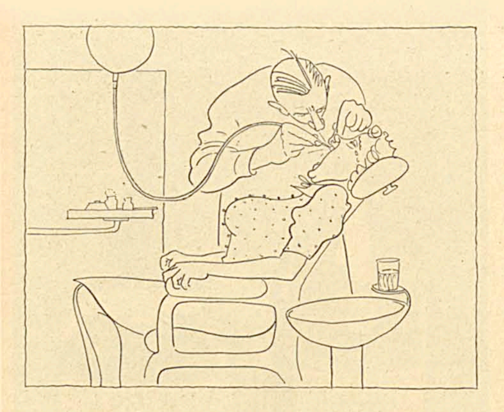
Doch, wie man weiß, ist Menschensinnen
Gar oft ein mißliches Beginnen.
Man hatte Karten ausgegeben
Zu kostenlosem Geistesleben.
Das aber seines Blüh'ns gewärtig,
War schon vor der Entfaltung fertig.

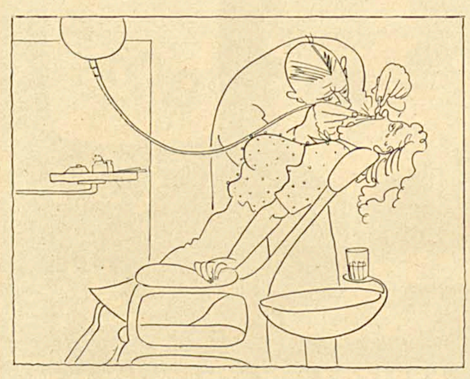
Weshalb? Die kleinen Monatsraten
Beschwingten nicht zu Geistestaten,
Selbst nicht zu geistigen Interessen.
Man hatte bald den Geist vergessen.
Der schimmelte in Geistesscheuern
Und konnte sich nicht mehr erneuern.

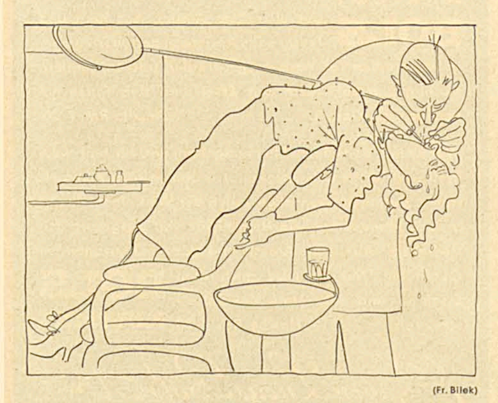
So fand man willig, wie's bequem,
Zurück zum alten und bewährten
Uneingeschränkten Pachtsystem,
Demselben, das die Väter ehrten,
Und überstand mit Schokolade
Weit vorteilhafter die Blockade.

Der Geist, von wenigen gepachtet,
Wird nicht von allen hochgeachtet.

und mit einer alten Wagenplane zudecken lassen. Denn wie gesagt, seinen eigenen Sarg im Haus zu wissen, ist nicht jedermanns Geschmack. — Bärbel, bring mir noch einen Korn.
Wie's aber nun schon einmal mit dem Weibsvolk ist, meiner Kathrin haben die Särg' nichts ausgemacht. Im Gegenteil: von der Stund' an, zu der ihr Wunsch erfüllt war, ist es besser mit ihr geworden, und schließlich war eines schönen Tages die alte Mark tot, doch meine Kathrin hat noch wacker gelebt. Es hat uns ja schlimm genug geschröpft, aber wenn man's bedenkt, hat es andere noch weit schlimmer erwischt. Das Häuschen ist uns geblieben, der große Garten, die Feldwirtschaft, die Rente, die Kuh, die Schweine und die Hühner, soweit wir sie nicht gegessen hatten. Das Geld und die Hypotheken, die allerdings waren futsch.
Mit der neuen Mark jedoch hat die Kathrin nicht mehr ans Sterben gedacht, und es war in jenem Herbst, wo es die vielen Äpfel und Birnen gegeben hat und kein Mensch wußte, wohin mit dem Zeug.
‚Andres', hat die Kathrin gemeint, ‚es gefällt mir gar nit, daß die schönen Renetten auf der bloßen Scheuertenne liegen.' — ‚Na', hab' ich geantwortet, ‚wo soll ich sie dann schon hinlegen. Vielleicht auf mein' Kopf?' — ‚Sei nit gleich so heftig', hat sie mich beruhigt, ‚wo hätt' ich dich denn gefragt, wenn ich nit schon einen Ausweg wüßt'. Weißt was, wir tun die zwei Särg' 'runter und in die kommen sie hinein.' — ‚Prost Mahlzeit! mein Mädchen', hab' ich gewünscht und den Kopf geschüttelt, doch wie's schon so geht, zuletzt nachgegeben. Na ja, am Ende hat sie ja auch den Nachteil davon gehabt. — Die Särg' sind also 'runtergekommen, mit Stroh ausgelegt worden, und die Äpfel sind hineingekommen. Weil man aber die Deckel hat drauf machen können, war's recht handlich. Denn weder die Mäus' haben dran gekonnt, noch haben sie erfrieren können. Die Leut' haben zwar zuerst ein bißchen dumm geschaut, aber es waren eben prächtige Renetten, und wenn ich ihnen dann noch den Sachverhalt mit den Särg' erklärt hab', haben sie doch zugegriffen. — Wie die Äpfel jedoch alle waren, sind die Särg' stehen geblieben, was bei ihrem Gewicht kein Wunder war, und so haben sie gestanden bis zum nächsten Herbst.
So ist dies dann von Jahr zu Jahr gegangen, und wir alle, Nachbarn, Freunde und Verwandte waren dran gewöhnt und haben uns nicht mehr dran gestört. Bis — ja, meine Herren, bis meine Frau, die Kathrin, wirklich gestorben ist.
Sie können sich denken, daß ich im Kopf recht verwirrt war, obschon man ja stets damit gerechnet hatte, daß man die längste Zeit auf der Welt herumgetappt ist. Aber mit dem Tod läßt sich's nicht spassen, und jetzt war's auch noch meine gute, gescheite Frau, die Kathrin, die zuerst ins Gras hat beißen müssen. — Zu Ehren meiner Verwandten, die ich hier im Dorf hab', sei es gesagt, sie sind mir ehrlich zur Seite gestanden, und besonders das Evchen, meine Nichte, hat sich tapfer eingesetzt. Und bis ich recht zu mir gekommen bin, war die Totenfrau schon da gewesen, die die Kathrin gewaschen, angezogen und in den Sarg gelegt hat. Weil's aber im Häuschen selber zu eng war, hat man den Sarg wieder in die Scheuer zu dem anderen gestellt.
Da hat er nun gestanden bis kurz vor der Beerdigung. — Morgens in aller Frühe und Stille hab' ich von meiner Kathrin Abschied genommen und bin nicht eher wieder hinaus, bis der Pfarrer gekommen ist, und der Sarg schon im Hof aufgebahrt war. Eine schöne Leich' hat sie gehabt, die Kathrin, und die Leut' haben noch schier am Haus gestanden, als wir schon am Friedhof angelangt waren. Viele Kränze hat sie bekommen, und der Pfarrer hat, so jung er auch war, eine wunderschöne Rede gehalten. Ich selber hab' arg flennen müssen, hab' mich schließlich aber damit getröstet, daß sie im Bewußtsein gestorben ist, ordentlich begraben zu werden.
Doch der Satan treibt sein Spiel selbst mit den Frömmsten und Gerechtesten. Denn als wir später den üblichen Kaffee getrunken und Kuchen gegessen haben, die Verwandten und Bekannten nach und nach fort sind, und ich das Evchen heiß', sie soll dem Heiner, das ist mein Neffe, der in der Stadt bei der Polizei ist, einen Rucksack voll Goldparmänen mitgeben, tut sie draußen in der Scheuer einen schauerlichen Schrei von sich geben. Weil nun alle mich angeguckt haben, bin ich auf mit zitternden Knien und hinaus.
Die ist die Särg' doch gewöhnt, denke ich und mach' das Scheuertor, das halb offen stand, vollends auf. Was seh' ich jedoch, meine Herren, und glaub', mich rührt der Schlag: der Sargdeckel ist von dem Sarg, also meinem Sarg, abgehoben und meine Frau, die Kathrin, liegt drin, so, wie sie die Totenfrau hineingelegt hat.
So fürchterlich wie es ausgesehen hat und wohl auch gewesen ist, für mich und alle anderen war die Sache leicht erklärt. Der Totengräber hatte eben den falschen Sarg, in dem die Äpfel waren, zugeschraubt und 'rausbringen lassen. Der mit meiner Kathrin aber war drin stehen geblieben.
Doch beerdigt war beerdigt, und ich hab' mich nicht irr machen lassen. Wozu den Leuten auch die Mäuler aufreißen? Es war grad genug, daß es das Dorf und die Fremden, die noch da waren, erfahren hatten. Ich hab' den Totengräber und die Bahrmänner holen lassen und bin mit ihnen hinaus auf den Friedhof, wo wir den Sarg mit den Äpfeln herausgegraben und den mit der Kathrin versenkt haben.
Die Goldparmänen, so schön wie sie waren, hab' ich den Schweinen zu fressen gegeben; denn ich hätte sie um alles in der Welt nicht essen können und verkaufen wollt' ich sie erst recht nicht. Den Sarg aber hab' ich gleich am andern Morgen auf den Schließeboden schaffen lassen, weit hintenhin, wo er jetzt noch steht.
Soll ich Ihnen noch sagen, daß etliche Klatschweiber dem Pfarrer, der im übernächsten Ort wohnt, noch am nämlichen Abend die Sach' hinterbracht haben und wie fein er sie heimgeschickt hat? Ich denke, es ist nicht nötig, wo er mich selber bald danach besucht und mir alles erzählt hat. Indes das eine sage ich Ihnen, meine Herren, in einen Sarg gehört eine Leiche, sonst aber nichts anderes. Und nie wieder soll es mir begegnen, was mir damals geschehen ist. — Bärbelche, bring mir noch ein Viertelchen auf den Schreck hin. Doch auf meine selige Kathrin will ich es trinken. Darf ich Sie bitten, meine Herren?"







(Fr. Bilek)

Die tapfere Patientin

CARLSSONS VORSCHUSS

VON JOHN LOREN

Als Calle Carlsson eines Morgens erwachte, beschloß er, unverzüglich den Arzt aufzusuchen. Er glaubte, an Asthma, Herzklappenfehler, Nikotinvergiftung und einer Reihe weiterer Beschwerden zu leiden. Allmorgendlich wachte er nämlich durch einen in seinem eigenen Innern verursachten Spektakel auf. Es pfiff und blies ihm in der Brust, als säße ein Musikant darin und übe sich im Flötenspiel. Zweifellos war es ganz vorteilhaft, eine solche Weckeruhr zu besitzen, nur hatte diese den einen Fehler, daß sie sich nicht abstellen ließ, wenn Carlsson es wünschte. Auch war es vorgekommen, daß er unterwegs auf offener Straße mehrmals Schwindelanfälle bekam, und wenn er schnellen Schrittes eine Treppe hinaufeilte, prustete er jedesmal noch lange nachher wie eine Lokomotive. Ihm, einem Manne von ständiger Eile, war das besonders lästig.

Kurzum, Carlsson entschloß sich also, endlich einmal einen Arzt zu Rate zu ziehen, und dieser stellte nach eingehender Untersuchung fest, daß sein Patient weder einen Herzklappenfehler noch eine Nikotinvergiftung hatte oder gar an Asthma litt, sondern daß ein verhältnismäßig harmloser Halskatarrh die Ursache des krankhaften Zustandes war.

Zudem war Carlsson sehr nervös und rauchte zuviel. Er hatte in den letzten zwanzig Jahren Tag für Tag im Durchschnitt den Rauch von 15 Zigaretten in die Lunge gesogen. Das sei vom Übel, meinte der Arzt, und damit müsse Schluß gemacht werden. Zwar brauche Carlsson das Rauchen nicht gänzlich einzustellen, er müsse sich aber auf ein Minimum beschränken: nicht mehr als eine Zigarette pro Tag.

Carlsson faßte also den löblichen Vorsatz, streng die ärztliche Anweisung zu befolgen, was ihm, wie er anfangs glaubte, gar nicht weiter schwer fallen würde; hielt er sich doch für einen willensstarken und charakterfesten Menschen.

Als er vom Arzt kommend auf die Straße trat, langte er aus alter Gewohnheit als erstes sein Zigarettenetui hervor. Es enthielt noch drei Stück, eine Ration, die für drei Tage ausreichen mußte. Unwillkürlich sah sich Carlsson jetzt vor die Gewissensfrage gestellt, ob er die Zigarette des Tages sofort oder später rauchen sollte. Dann aber dachte er: Ach was! Ich brauche ja nicht schon heute mit der Kur anzufangen, ich kann es ja auf morgen verschieben. Auf einen Tag früher oder später kommt es dabei gewiß nicht an.

Und so schmauchte und paffte er den lieben langen Tag über und auch am nächsten Morgen nach dem Erwachen bestimmte er sich ohne viel Gewissenspein, die Zigarette für diesen Tag bereits vor dem Frühstück zu rauchen. Aber als er sie dann zu Ende geraucht hatte und sich auf den Weg ins Geschäft begab, da war ihm auf einmal recht eigentlich zumute. Er wußte nicht, was er jetzt mit der einen Hand beginnen sollte. Während er in der Rechten den Spazierstock hielt, hing die Linke nutz- und zwecklos an seiner Seite herunter; mit ihr führte er sonst immer die Zigarette an den Mund, und deshalb pflegte sie in steter Bewegung zu sein.

Aber nun hatte er ja keine Verwendung mehr für die Hand, und so steckte er sie in die Hosentasche. Eine Geste, die ihm wiederum als zu flapsig und ungebildet erschien, so daß er die Hand sogleich wieder herauszog. Als er dann die Straßenbahn über die vordere Plattform des Anhängers bestieg, da fühlte er sich noch unbehaglicher. Er wußte einfach nicht, womit er sich nun die Zeit vertreiben sollte.

Bisher hatte er sich während der Fahrt stets mit seiner Zigarette beschäftigt, hatte dichte Rauchringe vor sich in die Luft gepafft. Nun aber stand er da und starrte ins Leere. Dabei hatte er das Empfinden, als ruhten die Blicke sämtlicher anderen Fahrgäste wegen seines merkwürdigen Benehmens dauernd auf ihm. Da kam ihm der erlösende Gedanke: Er konnte ja, um der Pein ein Ende zu bereiten, Vorschuß auf eine Zigarette nehmen und dann am nächsten Tag auf das ihm Zustehende verzichten.

Gedacht, getan! Er zündete sich eine Zigarette an und fühlte sich sogleich wie neugeboren.

Als er im Geschäft angelangt mit der Arbeit beginnen wollte, war die Zigarette natürlich längst aufgeraucht. Nun war er es aber gewöhnt, bei der Arbeit zu rauchen. Ohne Zigarette vermochte er sich nicht recht zu konzentrieren und immer wieder führte er die Hand gewohnheitsmäßig an den Mund. So kam es, daß er ungewollt an den leeren Fingerspitzen sog. So konnte es auf die Dauer nicht weitergehen! Carlsson beschloß, erneut Vorschuß zu nehmen, und dafür die nächsten zwei Tage nicht zu rauchen. Aber als es Abend geworden war, befand er sich nicht nur mit 2 Tagen im Vorschuß, sondern bereits mit 15. Im Grunde schien ihm das ganz vernünftig zu sein, einmal eine längere Pause zu machen und sich so vielleicht den Tabak ganz und gar abzugewöhnen.

Vom nächsten Morgen ab sollte deshalb nicht mehr geraucht werden. Tja, gut und schön, aber die Zigarettenschachtel enthielt 25 Stück. Weshalb also nicht einen weiteren Vorschuß auf weitere 5 Tage nehmen und dann vorläufig Schluß machen. Heute war es der Zehnte im Monat, und wenn er noch 5 Zigaretten rauchte, würde er die nächste Schachtel gerade am Ultimo kaufen dürfen. Das ließ sich so leicht merken.

Aber als im Laufe des Vormittags die 5 Zigaretten aufgeraucht waren, ging es natürlich nicht an, mitten am Tage aufzuhören. Man müßte schon gleich am frühen Morgen das Rauchen einstellen und sich von vornherein dagegen wehren, auf keinen Fall eine erste Zigarette anzustecken. Aber jetzt mitten am Tage ... nein, das ging wirklich nicht.

Carlsson nahm daraufhin einen Vorschuß bis zum zehnten des nächsten Monats. D. h., er rauchte nicht zehn Stück, sondern zwölf, wobei ihm die beiden letzten nicht der Rede wert erschienen. Sie konnte man außer Rechnung stellen. Das Ganze geschah vor fünf Jahren. Inzwischen hat Carlsson Vorschuß auf weitere fünfzig Jahre genommen ...

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Die passende Gelegenheit

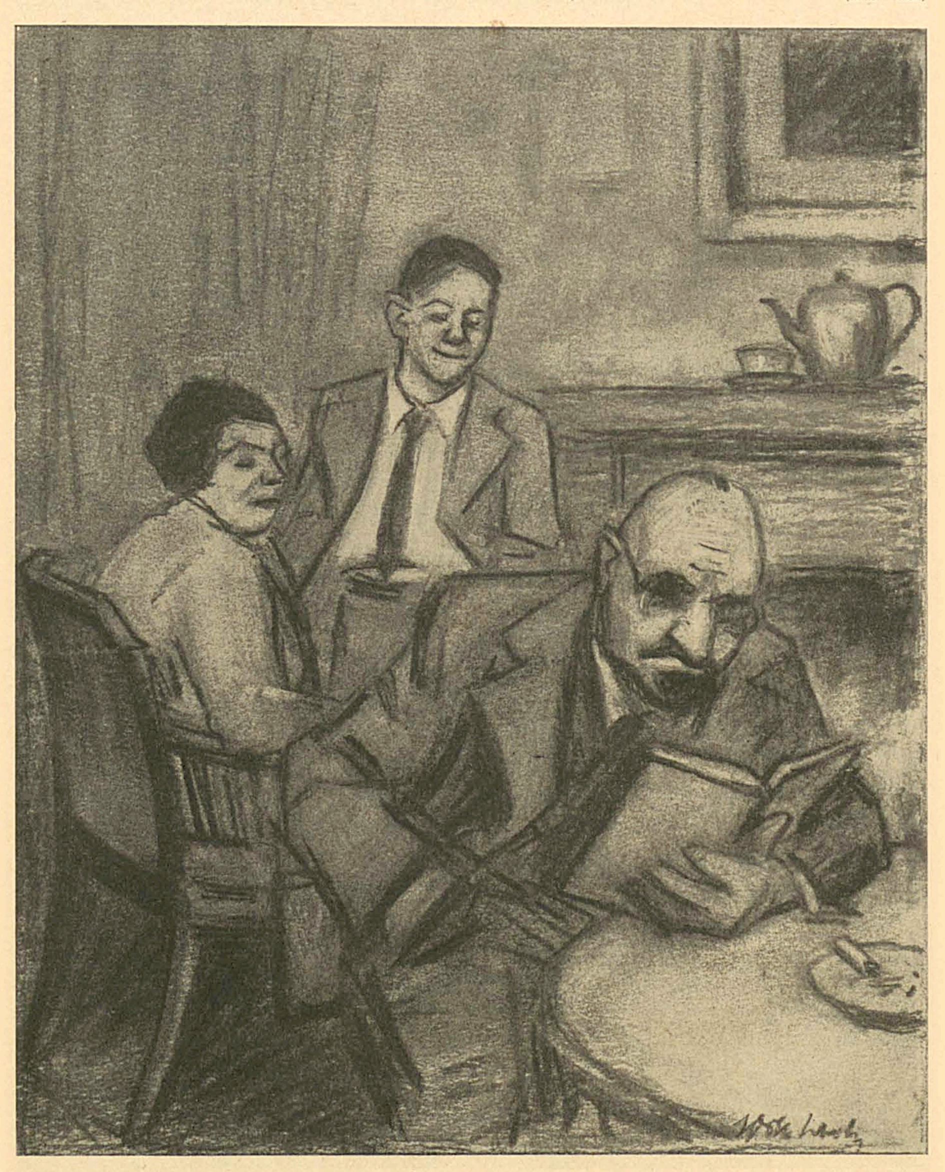
(K. Heiligenstaedt)



„Das kannst du mir doch nicht erzählen, daß du nichts vorhast, wenn du das schwarze Hemd anziehst!"
„Du wirst lachen: wir wollen uns nur einen sehr traurigen Film ansehen!"

Monsieur le Deputé

(Wilhelm Schulz)



„Mama, wozu lernt denn Papa eigentlich Englisch, er sagt doch immer, unsere englischen Freunde verstehen uns so gut!"

Die Frau, die man begehrt

Von Jo Hanns Rösler

Die Dame saß allein in der Hotelbar. Sie mußte einst sehr schön gewesen sein. Verwehte Spuren ihrer Schönheit sah man noch heute. Da öffnete sich die Tür und ein wohlgenährter Herr im Stadtpelz, den Hut in der Hand, trat ein. Unschlüssig schlenderte er durch den Raum. Als er an ihrem Tisch vorüberkam —. „Hubert!" rief die Dame. Er blieb stehen. „Gnädige Frau?" „Erkennen Sie mich nicht?" „Verzeihung — leider — nein —." „Denken Sie einmal gut nach, Hubert!" Der Herr grüßte zu einem fremden Tisch hinüber. Dann sagte er: „Es tut mir leid, gnädige Frau". „Sechs Jahre sind es her, Hubert." „Ja dann! Das ist eine lange Zeit." „Es war in Wiesbaden." „In Wiesbaden?" „Ich hieß damals Tilla Daag." Jetzt erkannte er sie. Er reichte ihr die Hand. „Ach? Tilla? Nett, daß wir uns einmal wiedersehen! Wie geht es Ihnen?" „Danke. Und Ihnen?" „Danke." „Immer noch unverheiratet?" „Ich fand die Frau nicht." „Damals sagten Sie, ich wäre die Frau. Entsinnen Sie sich?" Er lächelte nervös. „Ich bewundere Ihr gutes Gedächtnis, gnädige Frau! Ich muß wohl damals sehr in Sie verliebt gewesen sein —" „Und heute erkennen Sie mich nicht einmal!" „Sechs Jahre sind eine lange Zeit, gnädige Frau." „Damals sprachen Sie von der Ewigkeit, Hubert. — Wollen Sie sich nicht fünf Minuten zu mir setzen?" „Sehr liebenswürdig. Aber es wird nicht gehen. Ich habe leider keine Zeit. Man erwartet mich." Sie reichte ihm die Hand. „Schade", sagte sie, „leben Sie wohl, Hubert!" „Es war mir ein Vergnügen, gnädige Frau. Sie sehen übrigens immer noch blendend aus."

„Finden Sie? Ich lebe auf dem Land." Er horchte auf. „Auf dem Land?" „Ja. Meine Eltern haben ein Gut." Er hatte es auf einmal gar nicht mehr eilig. „Ein Gut?" fragte er interessiert, „ein Gut mit richtigen Kühen und Hühnern, die Eier legen? Vielleicht auch gar mit Gänsen?" „Natürlich." „Haben Sie viele Gänse?"

„Zweihundert." „Donnerwetter!" „Ich will Sie nicht länger aufhalten, Hubert. Sie werden ja erwartet." Aber schon hatte er den Mantel abgelegt und winkte dem Kellner. „Die Weinkarte!", befahl er. „Aber, Hubert?" Er setzte sich neben sie. „Wir müssen doch unser Wiedersehen feiern, Tilla! Wo wir uns so lange nicht gesehen haben! Wissen Sie noch wie wir uns damals kennenlernten? Erinnern Sie sich noch, wie ich Sie heimlich aus dem Saal führte? Können Sie sich noch an die kleine Bank im Park entsinnen? Und an unsere Wagenfahrten durch die Buchenwälder?"

„Auf einmal fällt Ihnen alles wieder ein, Hubert?" „Sie sind mir doch eine wertvolle Bekanntschaft, Tilla! Wissen Sie, was das für mich bedeutet, Sie gefunden zu haben? Zu wissen, da draußen auf dem Land in einem großen Gut schlägt ein Herz für mich! Kann ich Sie nicht einmal besuchen, Tilla?" Sie lächelte spöttisch und wiederholte seine eigenen Worte. „Sehr liebenswürdig! Aber es wird schwer gehen."

„Wir haben uns doch so geliebt! Haben wir uns nicht geliebt, Tilla — Tillachen? Wir waren doch damals so glücklich! Waren wir nicht glücklich, Tilla — Tillachen — Tillilileinchen? Und Gänse habt ihr, sagst du?"

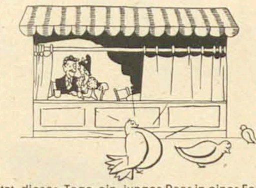
„Viele, viele Gänse!" „Fette?" „Keine unter fünfzehn Pfund." „Und die eßt ihr alle allein auf?" „Nein. Wir verkaufen sie." Dies tönte Hubert wie Musik. „Verkaufen! — Nein, Tilla, ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, daß wir uns getroffen haben! — Verkaufen sagst du? Fett sagst du? Fünfzehn Pfund sagst du? Kann man da nicht —" „Nun?" „Ich meine, würdest du nicht?" „Was?" Er faßte ihre beiden Hände und bedeckte sie mit Küssen.

„Liebst du mich? Schlägt dein Herz noch für mich? Schau, ich vergehe vor Ungeduld! Ich verbrenne vor Leidenschaft! Ach, Tilla, meine einzige Tilla — um unserer alten Liebe willen — verkauf mir eine Gans!" „Aber gern." „Wirklich? Auch zwei?" „Auch drei oder vier." Das war zu viel für Hubert. „Du bist das schönste und begehrenswerteste Weib unter der Sonne!" Da erhob sich Tilla. „Gestatten Sie, Hubert?" „Wohin?" „Ich gehe." „Und meine Gans? Wann schickst du sie mir?"

„Ich habe Sie ein wenig belogen, Hubert. Ich wohne gar nicht auf dem Land. Ich habe auch kein Gut, noch weniger Gänse. Ich habe das alles nur erfunden, weil ich etwas wissen wollte."

„Was?" stammelte Hubert fassungslos. Tilla antwortete: „Wie eine Frau beschaffen und welche Reize sie aufweisen muß, um in der heutigen Zeit Männern Ihrer Art begehrenswert zu erscheinen."

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Sitzt dieser Tage ein junges Paar in einer Fensterloge meines Stammcafés, tut zärtlich wie es nur am ersten, allerhöchstens zweiten Tag der Hochzeitsreise vorkommt, und schaut hinaus auf die Straße, wo ein Täuberich nach allen Regeln der Kunst um die Gunst einer Taube wirbt.
Der Täuberich plustert sich auf, tänzelt hin und her und wird, trotzdem die Taube jeder seiner Offensiven geschickt ausweicht, immer dringlicher, als die junge Frau, anscheinend auf ein früher geführtes Gespräch zurückkommend, ausruft:
„Da, Kurt, siehst du — der will auch nicht einsehen, daß sie Hemmungen hat!"

Ein dänischer Forschungsreisender wurde kürzlich von einem Pressemann bei seiner Rückkunft interviewt und äußerte: „1914 bin ich in die Dschungeln und hatte doch bestimmt damit gerechnet, daß das Ganze jetzt vorbei sein würde . . ."

Die Hochzeit war vorüber. Die Braut seufzte selig: „Jetzt ist dein Weg mein Weg und dein Leid mein Leid —"
Er nickte: „Und deine Butterkarte meine Butterkarte!"

Ida redete auf den Urlauber ein.
Der Urlauber wurde schon ganz kribbelig.
Jetzt entdeckte Ida gar den Stahlhelm. Bewundernd berührte sie ihn mit dem kleinen Finger.
„Den tragen Sie auf dem Marsch?"
Der Urlauber brummte: „Nein. Auf dem Kopf, Fräulein!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Rückkehr von der Deutschen Bucht

(E. Thöny)



„Und alle übrigen kommen nicht mehr? Was wird wohl Churchill dazu sagen, wenn er das erfährt?" — „Er wird sagen, daß sie freiwillig abgestürzt sind, um die Deutschen in Unkenntnis zu lassen über die Minderwertigkeit ihrer Messerschmitt-Maschinen . . ."

München, 25. Februar 1940
45. Jahrgang / Nummer 8

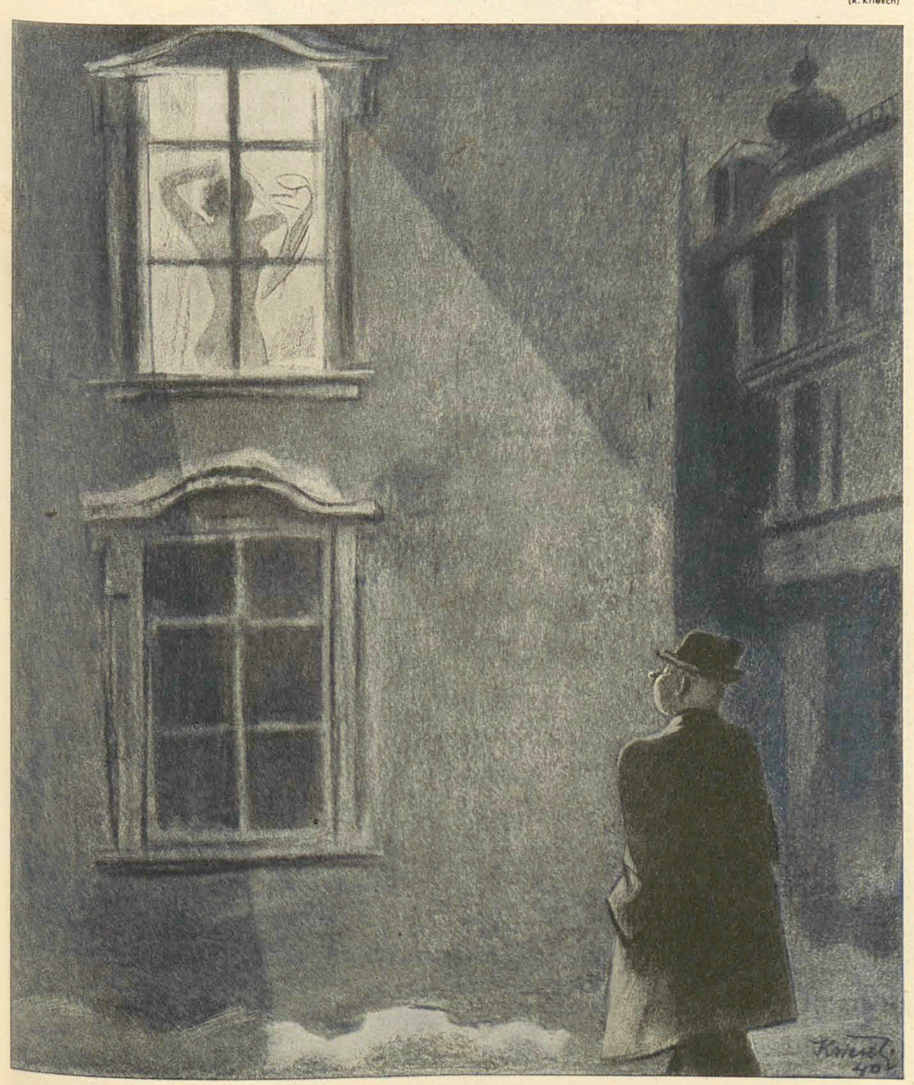
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Konflikt

(R. Kriesch)



„Als Mensch möchte ich nichts sagen, aber als Luftschutzwart kann ich das absolut nicht dulden!"

Apfel und Feigenblatt

Von Fred Endrikat

Der Apfel und das Feigenblatt
dies sind die zwei Symbole,
die uns ein Gott gegeben hat
zum Weh und teils zum Wohle.

Durch Apfel und das Feigenblatt
kam Adam zur Erkenntnis.
Wie schade — ein Eunuche hat
dafür gar kein Verständnis.

Der Apfel und das Feigenblatt
sind wicht'ge Utensilien
und sehr beliebt in Land und Stadt
von Grönland bis Brasilien.

Die beiden Dinge sind antik,
doch unbedingt vonnöten,
so wichtig wie in der Musik
die Pauken und Trompeten.

Zum Apfel und zum Feigenblatt
greift man bei jeder Feier,
der kühne Ritter griff anstatt
zum Schwert und zu der Leier.

Der Apfel ist nebst Feigenblatt
nicht nur für feine Leute,
der größte Menschenfresser hat
auch daran seine Freude.

Der Apfel und das Feigenblatt,
sie stürzten Fürstenthrone
und setzten Könige schachmatt
mit Zepter samt der Krone.

Der Apfel und das Feigenblatt,
sie stimmen uns vergnüglich,
und machen sie uns auch nicht satt,
sie munden ganz vorzüglich.

Dem Herrn sei Lob und Preis und Dank,
der uns dies einst gegeben.
Ich möcht mein ganzes Leben lang
vom Sündenfallobst leben.

Die Einladung

(H. Lehmann)



„Ich habe meine Freundin Nina zu Ihrem kleinen Abendbrot mitgebracht, Herr Direktor, weil Sie doch Junggeselle sind und ich an meinen guten Ruf denken muß."
„So — — und an meine Butterkarte haben Sie nicht gedacht, Fräulein Thesi?"

WEGE ZUR KUNST

Ich komme öfter in Kunstausstellungen, ich gehe sehr gerne hin, denn ich habe mir die Vorliebe für bunte Bilder aus den Tagen meiner Bilderbücher bewahrt.
Es gab einmal Zeiten, da gingen wir in die Ausstellungen und diskutierten, ob das etwa Kunst sei, was da hing, oder der größte Mist, oder ob es gekonnt sei oder routiniert oder „peinture".
Solcher Diskussionen sind wir jetzt enthoben. Was hängt ist Kunst und damit basta!
Man hört deshalb in Kunstausstellungen auch nicht mehr diskutieren.
Ich gehe so gerne in diese Ausstellungen, weil man dort überhaupt so wenig hört. Es herrscht da der Friede der Kunst, besonders in den kleineren Kunstausstellungen und namentlich um die Mittagsstunde.
In den Mittagsstunden ist nur der Ausstellungsdiener da, und der hat vermutlich auch Hunger. Ich habe beobachtet, daß alle Ausstellungsdiener eine tiefe sonore Stimme haben, wenn sie in den leeren Ausstellungssälen sprechen, während sie beaufsichtigen.
Ich habe noch nie so einen Mann über Kunst sprechen hören, und das versteht man, er ist halt abgehärtet gegen Kunst im täglichen Umgang mit ihr. Gestern hörte ich einen zum andern sagen: „Das muß man wissen, ein ganz ein tadelloses Gulasch bekommt man dort." Jaja man soll, während man zwischen den Höhen der Kunst wandelt, nicht den Boden unter den Füßen verlieren und ein gutes Gulasch ist ein sicherer Boden.
Außerdem sind die Ausstellungen ziemlich gut geheizt, der Boden ist knochentrocken, man holt sich keine nassen Füße, denn das Schlackerwetter schlägt seine Wellen nicht in die Kunst.
Also jetzt ist wieder Kunst, wenn man auf den Bildern alles ganz genau erkennen kann. Das erleichtert den Besuch solcher Galerien ungemein für den Laien und für den, der es werden will.
Ich begrüße es sehr, wenn die Bilder richtige Unterschriften tragen. „Sommerlandschaft", „Schreitende", „Badende" und „Damenbildnis" ist mir zu wenig. Man will sich doch bei so einem Bilde etwas denken, möglichst etwas Angenehmes. „Damenbildnis" sagt gar nichts, aber: „Bildnis der Tochter des Kommerzienrats Rupoldskirchner", das ist eine Sache. Man sieht: Die Rupoldskirchners scheinen in guten Verhältnissen zu leben, wie die Perlenkette am Oberkörper der Fräulein Rupoldskirchner andeutet. Ich schätze sie auf 8000 Mark, die Kette nämlich. Die werden sie jetzt auch auf die Liste setzen müssen, wo das Gold in Barren und die Edelsteine und die Kunstwerke und die Briefmarkensammlungen hingeschrieben werden müssen. Ein nettes Mädchen, diese Fräulein Rupoldskirchner, und wenn man sie mit Künstleraugen betrachtet, möchte man glauben, die hat es faustdick hinter den Ohren und nicht allein dort. Sehen Sie, das sind so Gedanken, die durch Kunst mit reichhaltiger Unterschrift entstehen.
Oder da ist so ein Bild „Südliche Stadt". Viel zu wenig, sage ich, viel zu wenig! Muß heißen: „Abend in Porto d'Ischia, Ecke Via Garibaldi und Via Roma". Ich will nicht sagen, daß der Katalog noch angeben müßte, daß es in der kleinen Trattoria dort im Bilde ganz vorzügliche gebackene Artischocken und Kutteln auf römische Art (wer Knoblauch liebt) gibt. Nein, das wäre zu viel verlangt. Man soll der Phantasie des Kunstfreundes noch etwas zum Erraten und zum Wünschen übrig lassen, sowohl bei Städtebildern wie bei Damenbildnissen.

Foltzick

AM ABGRUND

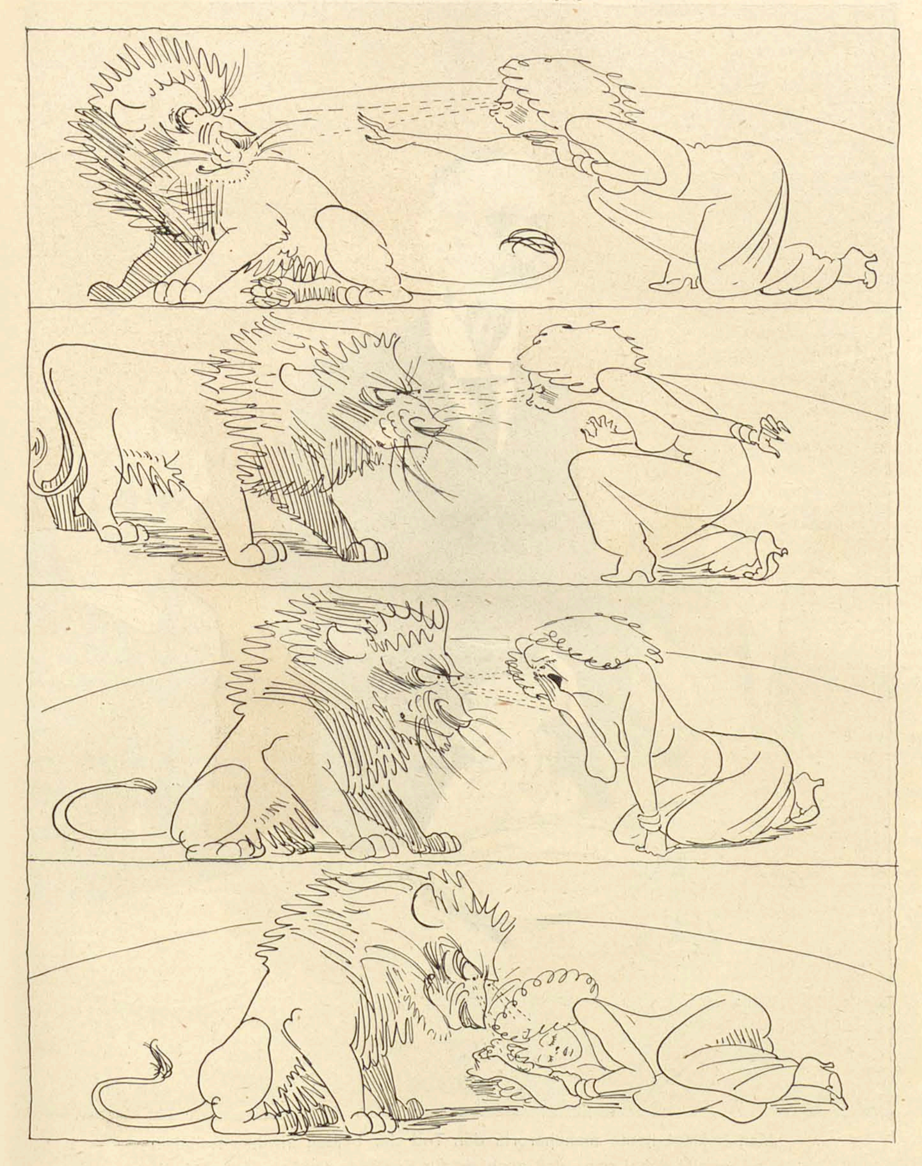
Die Steinwand sinkt zur Tiefe,
zum See hinab der Blick,
als ob der Abgrund riefe,
das Auge schreckt zurück.

Und sieht doch nichts als Glänzen,
nur Bläue, überreif,
das Licht schlägt ohne Grenzen
lockend den Silberschweif.

Daß sie den Grund nicht störe,
der im Verborgnen schweigt,
am Hang steht eine Föhre
voll Demut tief geneigt.

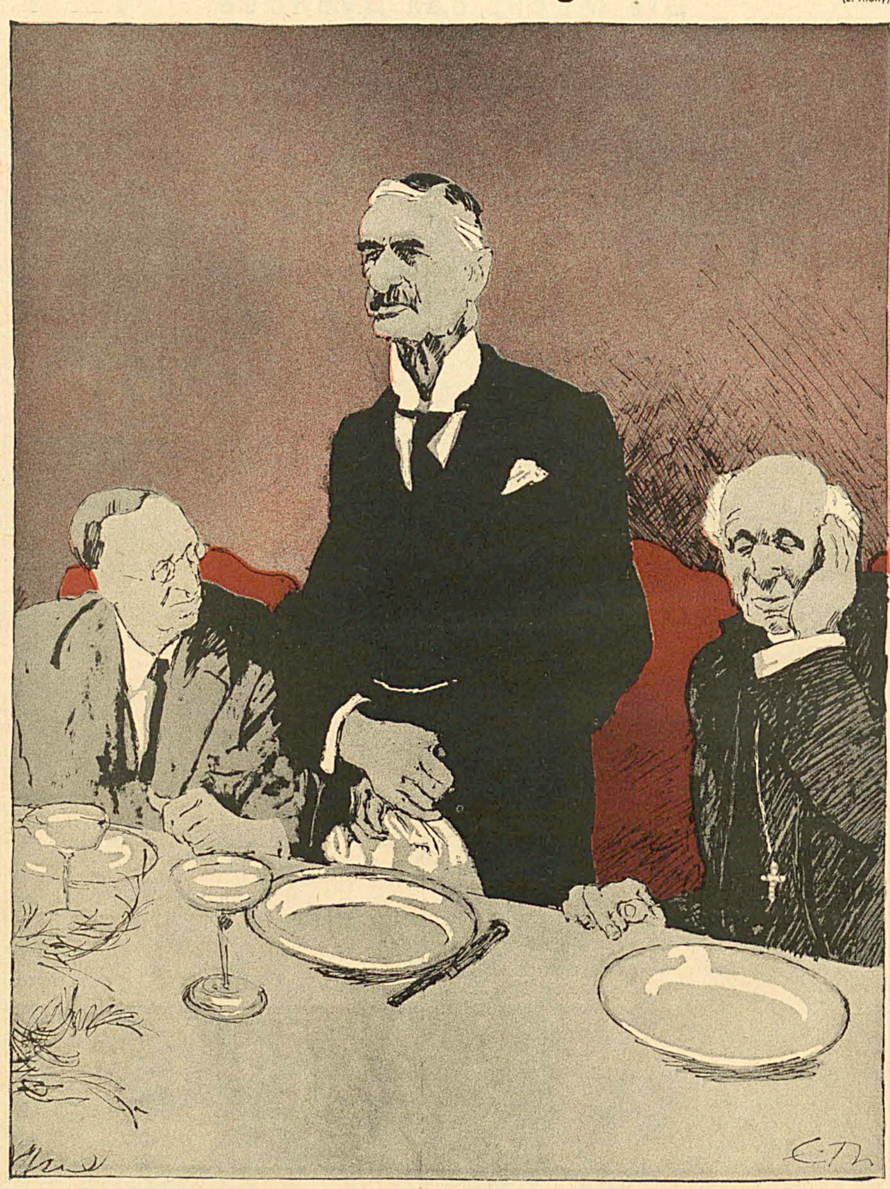
Die Macht der Hypnose

(Fr. Bílek)



Nachruf in Downing Street

(E. Thöny)



„Man beklagt heute mancherorts den Tod der beiden irischen Rebellen und vergißt dabei ganz, daß auch sie für Englands Größe gefallen sind!“

Ein wundervolles Essen!

VON HANSJURGEN WEIDLICH

Acht Tage nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus war Adalbert Bicknase bei Bleidistels zum Abendbrot eingeladen. Er freute sich sehr darauf: weder Herr noch Frau Bleidistel hatten ihn im Krankenhaus besucht — also konnte er ihnen seine ganze Krankheitsgeschichte von Anfang bis Ende erzählen, ohne daß er dabei Gefahr lief, sich zu wiederholen. Schade nur: er war mit Bleidistels noch nicht so eng befreundet, daß er ihnen auch seine Narbe zeigen konnte. Er war nämlich operiert worden.

Er kaufte für dreißig Pfennig einen Kaktus, den nahm er Frau Bleidistel als Blumenstrauß mit — da würde er gleich als Humorist gelten, das machte sich immer gut, außerdem war es billig.

Leider hatten Bleidistels einen Hund in Pension, einen infamen Foxterrier, Wippchen mit Namen, der so sehr Hahn im Korbe Bleidistel war, daß erstens der Kaktus verpuffte und zweitens Adalbert Bicknase sich mit seiner Krankheitsgeschichte gar nicht durchsetzen konnte. Ja, nicht einmal anfangen konnte er mit ihr, weil man sich überhaupt nicht nach seinem Befinden erkundigte!

Obwohl ihm der Arzt verboten hatte, Alkohol zu trinken, trank er jetzt doch von dem Cocktail, den Frau Bleidistel ihm vorgesetzt hatte, und sagte: „Eigentlich dürfte ich ja gar nicht —"

„Ein zu ulkiges Vieh!" sagte Herr Bleidistel. „Nun haben wir ihn erst vierzehn Tage, aber nicht wahr, Mummelchen?" — Mummelchen war seine Frau — „Spaß. haben wir schon mit ihm gehabt: wenigstens dreimal so viel!"

„Da sind Sie dann wohl vor lauter Hund zu gar nichts anderem mehr gekommen?" fragte Adalbert Bicknase und hoffte, sie verstünden den Wink. Ob er schon mal einen Hund gesehen habe, der ein Streichholz ausbeißen könne? „Wippchen!" Herr Bleidistel zündete ein Streichholz an, Wippchen sprang nach der Flamme und biß sie aus.

„Ein zu ulkiges Vieh! Finden Sie doch auch?"

Freilich.

„Neulich habe ich ihm mal Fliegenleim auf die Nase geschmiert — das hätten Sie sehen müssen!" Herr Bleidistel geriet so ins Gackern, daß er sich verschluckte.

Seine Frau klopfte ihm auf den Rücken. Aber der Cocktail wäre doch gut? Sie hätte ihn nach einem amerikanischen Rezept gemacht.

„Ah — Amerika!" sagte Adalbert Bicknase.

„Kennen Sie Amerika?"

Nein, er habe nur einen Freund drüben. Leider habe ihn die Operation daran gehindert, auf den letzten Brief zu antworten.

Ob Herr Bicknase schon einmal einen Hund gesehen habe, der sich selbst in den Schwanz beiße? „Wippchen! Ei, wo ist denn dein schönes Schwänzchen?! Ei, wo ist denn das feine Schwänzchen?! Ja, wo ist es denn nur, das lustige Schwänzchen?!" Der Hund kläffte, dann fing er an, hinter seinem Schwanz her Karussell zu laufen.

„Wird er davon nicht krank?" fragte Adalbert Bicknase.

„Neulich habe ich ihm mal einen Strumpf über den Kopf gezogen —"

Ob es für Hunde auch Krankenhäuser gäbe? Adalbert Bicknase wurde jetzt dreist.

„Da! Jetzt hat er ihn! Sehen Sie!"

Der Hund lag atemlos am Boden und hielt seinen Schwanz zwischen den Zähnen. Er winselte und fischte mit flehenden Augen nach Anerkennung.

„Ja ja, hast du wunderbar gemacht!" sagte Frau Bleidistel. „Aber nun kommt, laßt uns essen!"

„Wenn Sie jetzt zu ihm sagen: Wo ist denn das Mäuschen? fängt er sofort zu graben an, hier mitten im Zimmer; aber meine Frau hat es nicht gern."

„Dazu sei der Teppich auch nicht da — wie Herrn Bicknase die Suppe schmecke?"

Großartig! Hoffentlich brauche er keine Lebensmittelkarten abzugeben, denn durch seine Krankheit ...

„Aber nicht doch, Herr Bicknase! Für einen haben wir schon mal ein bißchen mit übrig."

Das hätte er sehen müssen: wie der Hund da mitten im Zimmer stand, mit dem Strumpf überm Kopf, und sich nicht rührte! „Ein zu ulkiges Vieh!"

„Das glaube ich gern", sagte Adalbert Bicknase energisch, „aber statt dessen lag ich im Krankenhaus."

Ach, Gott, ja richtig! Aber es ginge ihm doch schon wieder gut? Jedenfalls sähe er blühend aus. Es müsse eben gehen.

Ob er vielleicht lieber Rotwein trinken wollte? Leider hätten sie keinen. Und wie ihm die Kartoffelklöße schmeckten? fragte Frau Bleidistel.

„Offen gestanden", sagte Herr Bleidistel, „zuerst haben wir ja alle gedacht: na, das ist Krebs, — den sehen wir nicht wieder." Und nun sei es also wirklich nur eine Fettgeschwulst gewesen? Sehr merkwürdig! Er sei wohl so ein kleiner Hamster? Haha—haa! „Darf ich Ihnen noch einen Tropfen einschenken?"

„Pscht!" machte Frau Bleidistel. „Denk an den Hund!"

Aber gerade wegen des Hundes sage er es ja. „Ein zu ulkiges Vieh! Kann es doch tatsächlich nicht vertragen, wenn man tropfen, pfropfen, stopfen oder so sagt. Nicht wahr, Wippchen? Hopfen, klopfen ..."

Der Hund fing wütend zu kläffen an, Adalbert Bicknase räusperte sich, dann war ihm alles egal: er holte tief Luft und begann.

Zuerst sei er ja auch ganz verwundert gewesen, als der Arzt gesagt habe: Fettgeschwulst. Und als der Arzt gesagt habe: Operation — oh! da sei ihm doch verwünscht ungemütlich zumute gewesen. Aber dann sei alles nur halb so schlimm gewesen. „Das heißt: gefährlich war es natürlich! O ja! Zum Beispiel die Fieberkurve während der ersten Tage ... und der Blutdruck ... aber es wären doch eben phantastische Einrichtungen in so einem Krankenhaus, ganz anders als zu Hause. Wirklich: erstaunlich, was die da so alles hätten — und in jedem Zimmer ein Radio!"

„Und wie war die Verpflegung?" fragte Frau Bleidistel.

Ehrlich: im Restaurant äße er ja sonst weit besser. Diät — nein, das wäre nichts für ihn. Aber immerhin — satt wäre er doch immerhin geworden. Dagegen sein Zimmergefährte — na, so ein Querulant! Dabei hätte der doch nur eine einfache Blinddarmoperation gehabt! Nicht der Rede wert. Aber wie der geredet hätte! Da hätten die Schwestern auch gesagt: ja, wenn alle Patienten so wären wie unser Herr Bicknase! „Und was dieser alberne Mensch immer für Besuch kriegte! So ein Lärm! Zu mir sind ja nur ganz wenige gekommen —" Er machte absichtlich eine Pause.

„Brummbrumm!" machte Herr Bleidistel. „Wo ist denn die feine Brummbrumm?"

Der Hund sprang kläffend an der Gardine hoch.

„Er mag nämlich Brummer nicht leiden. Ein zu ulkiges Vieh!"

Aber die gebackenen Äpfel schmeckten doch gut? Der braune Zuckerguß, das sei Vanillezucker. So etwas habe er im Krankenhaus doch sicherlich nie gehabt?

Ob wohl jeder so eine Fettgeschwulst kriegen könne? Und woher die denn eigentlich rühre?

Jetzt war für Adalbert Bicknase der Höhepunkt gekommen: er hatte nämlich eine Idee, mit der er vorläufig noch einzig dastand — selbst die Ärzte vermochten ihm hier nicht zu folgen. Er lehnte sich im Stuhl zurück und wischte sich den Mund sauber. „Tja", sagte er und sah mit pfiffigem Lächeln von einem zum andern, „ich bin ja der Ansicht, das kommt von den vielen Spritzen, die man mir eingejagt hat. Sie wissen: wegen der Leber." Na, und irgendwo müsse das Gift doch bleiben, nicht wahr? Na, und da habe sich eben eine Fettgeschwulst gebildet — und nun sei das Gift eben wieder draußen!

Herr und Frau Bleidistel nickten: doch, das klänge ganz einleuchtend.

„Na, und ob!" sagte Adalbert Bicknase und rieb sich die Hände. „Und wenn ich nun eine Zigarre haben könnte —"

Gern.

Ob ihm das Essen denn auch gut geschmeckt habe?

„Großartig, gnädige Frau! Ein wundervolles Essen!"

„Ja, Mummelchen, mir hat es auch großartig geschmeckt."

Oh, das freue sie aber sehr! Denn — doch, das dürfe sie jetzt ruhig sagen — es sei nämlich heute gar nicht so einfach, einen Gast zu bewirten.

„Ein ganz wundervolles Essen!" sagte Adalbert Bicknase noch einmal und lutschte an der Zigarre. „Ganz wundervoll. Auch der Mosel. Es war doch Mosel?"

Sie standen auf. Der Hund sah erwartungsvoll an Herrn Bleidistel empor. Aber der Gast hatte gesiegt.

„So lang ist der Schnitt", sagte er und zeigte von der Hüfte bis fast zum Knie. Wenn Frau Bleidistel mal für einen Augenblick hinausgehen wollte — er habe nämlich so eine ausgezeichnete Heilhaut! Überhaupt: der Professor wäre außerordentlich mit ihm zufrieden gewesen!

Aber noch zufriedener war Adalbert Bicknase selber, als er jetzt Herrn Bleidistel die Narbe vorführen durfte ...

„Doll! Nicht?" sagte er und hielt den nackten Bauch unter die Lampe.

Der Zwilling

Von Ratatöskr

Gewiß, es ist dir unbenommen,
als Zwilling auf die Welt zu kommen.
Doch irrst du, wenn du spekulierst,
daß du nun zwofach existierst.

Wie man's auch angeht oder drechselt:
man wird konstant mit sich verwechselt
und bleibt das ganze Leben lang
gleichsam sein eigenes Pangbang.

Von naseweisen Biologen
wird schnöd man in Vergleich gezogen
mit der verflixten Nummer zwei,
die unvermeidlich auch dabei.

So lebt man hälftig statt verdoppelt,
als X & Co. zusammgekoppelt
und bloß insofern eine Eins.
— Ein Individuum ist man keins!

DER MUSTERGATTE

VON PALLE ROSENKRANTZ

Bürovorsteher Hilleröd war das Prachtexemplar eines Ehemannes. Er liebte seine Olivia aufrichtigen Herzens und war bestrebt, ihr jeden Wunsch an den Augen abzulesen. Die Neider seines stillen, friedlichen Eheglückes behaupteten freilich, daß er Olivia allzusehr verwöhne und sie ihn von Jahr zu Jahr mehr und mehr unter den Pantoffel bekäme.

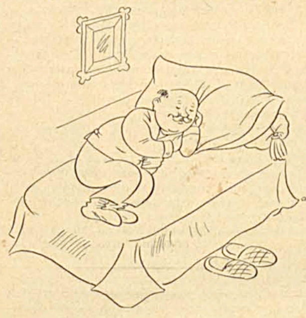
Vielleicht gerade, weil er sich so mustergültig führte — er betrat nie ein Restaurant, hatte keine Freunde, rauchte weder Pfeife noch Zigarren und Zigaretten und gab auch sonst nicht einen Heller für seine Person aus — nahm seine Ehehälfte diese Tugenden als Selbstverständlichkeit hin, die weiter keiner Anerkennung bedurften, während jedes geringste Versäumnis in ihren Augen als Todsünde galt. Hilleröd fand sich pünktlich auf die Minute zu den Mahlzeiten ein, putzte für alle die Schuhe, holte Kohlen aus dem Keller, legte Feuer im Ofen an und besorgte jahrelang jeden Morgen Klein-Ellen, das einzige Kind dieser glücklichen Ehe, zur Schule. Frau Olivia schwang, wie gesagt, im Hause das Zepter. Einst war sie schön gewesen und war nun mit den Jahren imponierend geworden. Sie führte ein strenges Regiment und verlangte blinden Gehorsam.

Eines Tages gestaltete Hilleröds Chef seine Firma in eine Aktiengesellschaft um, und der pflichterfüllte Bürovorsteher Hilleröd, dessen häusliche Dressur auch dem Geschäft in hervorragendem Maße zugute gekommen war, wurde nun durch Tantieme entlohnt, wobei er sehr viel Geld verdiente, das er natürlich pflichtgetreu zu Hause ablieferte. Der Haushalt erfuhr daraufhin eine entsprechende Erweiterung, ohne daß er jedoch für seine Person eine besondere Veränderung bemerkte. Aber Frau Olivia entwickelte sich nun vollends zu einer Dame, und Ellen, die jetzt 14 Jahre alt war, bekam eine Gouvernante, die ihr fremde Sprachen beibringen sollte.

Diese Gouvernante, eine gewisse Miß Iron, war, wie schon der Name sagt, eine Person von Eisen. Sie war gewiß recht hübsch, ihr Bildnis wäre zweifellos eine Zierde für die Titelseite jeder illustrierten Zeitschrift gewesen. Wie sie eigentlich nach Dänemark gekommen war, das wußte kein Mensch, ein Schleier des Geheimnisses umgab ihre Person. Sie war den Hilleröds durch eine Etatsrätin empfohlen worden, deren Mann Schiffsreeder war, und die gute Dame hatte Frau Olivia durchblicken lassen, daß sie Miß Iron nicht länger im Hause haben konnte, weil der Etatsrat... du lieber Gott, das Mädel hatte es auf ihn abgesehen. „Aber bei Ihnen hat es damit ja keine Gefahr, liebste Frau Hilleröd", hatte die Etatsrätin geschlossen. „Ihr Mann ist ja ein Mustergatte!"

Ellen begann Miß Iron sehr bald zu hassen; die Gouvernante besaß alle Eigenschaften jener Damen des englischen Mittelstandes, die schon Dickens und Thackeray gebrandmarkt haben und

Meckerers Abendfriede



„Grad schön wars heut' — den ganzen Tag hab i mi g'ärgert!"

die neuerdings Bernhard Shaw geißelt. Aber schön war Miß Iron, das mußte man ihr lassen: schlank und geschmeidig, mit regelmäßigen Zügen, gelocktem, hennagefärbtem Haar und ausdrucksvollen grauen Augen. Dazu besaß sie schön geformte Hände und eine Büste wie die Venus von Milo. Aber uha, wie garstig sie in ihrem Innern war! So vermeinte jedenfalls Ellen, die selbst ein gutes kleines Mädchen war, das ihre Mutter verehrte und den Vater liebte. Und Bürovorsteher Hilleröd war der gleichen Ansicht.

Miß Iron, die sich schon viel in der Welt umgesehen hatte, war sich natürlich bald klar über die Machtverteilung im Hause Hilleröd, und nun hatte der Bürovorsteher sich gegen zwei Tyrannen zu wehren. Denn während die Gouvernante Frau Olivia gegenüber von einer gleißnerischen Liebenswürdigkeit war, trat sie dem Hausherrn gegenüber nahezu unverschämt auf. Auch gegen Ellen zeigte sie sich böse. Sie plagte sie in so mancher Weise und legte ihr jeden Tag neue Bürden auf, wo das arme Kind doch so schon mit Pflichten genug belastet war.

„Vater", sagte Ellen eines Tages, als die beiden Unterdrückten sich zusammenfanden. „Du mußt mich von Miß Iron befreien und sie aus dem Hause schaffen. Sonst bringe ich sie um."

„Um Gottes willen", rief der Bürovorsteher erschrocken, „das ist ja strafbar!"

Da errötete Ellen und sagte: „Du solltest ihr ein wenig den Hof machen und mit ihr flirten. Denn dann wird Mutter..."

„Aber Kind, bist du denn toll geworden?"

Und doch ließ Hilleröd sich diesen Vorschlag durch den Kopf gehen. Nicht übereilt, sondern nüchtern und sachlich, wie es seine Art war.

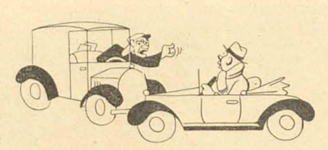
Eines Tages, als er mit Miß Iron allein im Hause war und sie wieder einmal so recht unverschämt und herausfordernd zu ihm war, da sagte er unter Aufbietung all seiner Selbstbeherrschung lächelnd zu ihr: „Wie wunderschön Sie aussehen, Miß Iron, wenn Sie wütend sind!"

Sie hielt augenblicklich in ihrer unverschämten Rede inne und blickte ihn verwundert an. Er war wirklich ein sehr stattlicher Mann in den besten Jahren, sie hatte das bisher so gar nicht recht beachtet. Und als er ihr jetzt die Hand entgegenstreckte und sagte: „Ich weiß, Sie können mich nicht ausstehen, aber ich finde Sie dafür um so netter. Wollen wir nicht lieber Freundschaft schließen?" Da dachte sie nicht ohne Befriedigung: Im

Grunde sind doch alle Männer gleich! Die Freundschaft, die sich zwischen den beiden entspann, wurde recht herzlich, ohne daß Frau Olivia es bemerkte. Ellen erfaßte die Situation desto rascher. Sie war entzückt, als Vaters geliebtes Kind kam sie nun gleichfalls in den Genuß der Freundlichkeiten Miß Irons.
Frau Olivia wähnte sich in jeder Hinsicht so sicher, daß sie rein gar nichts argwöhnte. Bis sie eines Abends unerwartet das Arbeitszimmer ihres Mannes betrat und Miß Iron auf seinem Schoß vorfand. Frau Olivia wurde steif und starr und sah die beiden sprachlos an.
Miß Iron sprang auf. Jetzt war der Augenblick gekommen, der ihr keineswegs unlieb war, weil er eine Entscheidung herbeiführen mußte.
Auch Hilleröd erhob sich und trat an seine Frau heran: „Ja, liebe Olivia, du hast mir so oft vorgeworfen, ich verstünde Miß Iron nicht. Ich habe nun nach Verständnis bei ihr gesucht, und ich kann nur sagen, ich habe es gefunden!"
Olivia wies voller Zorn auf die Tür: „Sofort hinaus mit Ihnen, Sie elende Heuchlerin. Nicht eine Sekunde länger will ich Sie unter meinem Dach haben!"
Miß Iron blickte spöttisch auf sie herab. „Da kann ich nur fragen: wer ist hier Herr im Hause?" Und sie drehte sich dem Bürovorsteher zu, der ruhig und gelassen dabeistand.
Sie wiederholte herausfordernd: „Ich frage, wer ist hier der Herr im Hause?"
Bürovorsteher Hilleröd machte eine leichte Verbeugung zu ihr hin. „So entzückend und bezaubernd Sie auch sind, Miß Iron — Sie wissen, daß in diesem Hause meine Frau die Herrschaft führt!"
Miß Iron ging, und ihre Verachtung, die sie von jeher für die Männer gehegt, hatte um ein beträchtliches zugenommen. Ellen aber jubelte und liebkoste ihren Vater stürmisch. Und Frau Olivia? Ja, sie bestand darauf, auch weiterhin Herr im Hause zu sein, aber ganz im geheimen empfand sie jetzt doch so etwas wie Respekt für ihren Gemahl, der ihm für die Zukunft zugute kam.
(Übertragung aus dem Dänischen von W. Rietig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Es geht nichts über den guten Ton in allen Lebenslagen. Auch die Herren Autolenker scheinen das allmählich einzusehen.
Jedenfalls hörte ich dieser Tage folgenden Wortwechsel: „Was — i bin Ihna falsch vorg'fahren? Jo, Herr, wollen mi Sö vielleicht deppert machen? Sö sollten Ihna 's Lehrgeld z'ruckgeben lassen! Sö haben ja ka Idee net von aner Verkehrsvurschrift! Wann i jetzt a ordinärer Lackel wär, nachher möcht i Ihna ins G'sicht sagen, daß Sö a Hammel san, a Ochs, a Rindviech —"
„Sie — noch ein Wort —"
„Na, na, beruhigen S' Ihna, i hab ka Zeit net, daß i mi mit Ihna zum G'richt hinstell'... I sag Ihna nur, daß ma solchene, wia Sö aner sein tuan, nur gegen Fleischmarken abgeben sollt!"

*

In einer dänischen Klinik ereignete sich Folgendes: Ein Seemann wollte nach der gut verlaufenen Operation einfach nicht aus der Narkose erwachen. „Herr Larsen! Herr Larsen!" riefen Operationsschwestern und Unterärzte.
„Das ist nichts", bemerkte der Professor. „Laßt es mich mal versuchen!" Er setzte also an und rief: „Ahoi, Larsen! Land in Sicht! Braune Mädchen am Strande!" Da erwachte Larsen.

Ein bekannter Bühnenautor hatte geheiratet und bekam bald darauf Zwillinge. Dieser unerwartete, um nicht zu sagen unverdiente Erfolg freute ihn über alle Maßen. Monatelang erzählte er überall immer wieder von seinen Zwillingen. „Und was das Tollste dabei ist", schloß er, „jede Nacht wird ununterbrochen nach dem Autor gerufen!"

Stuttgart ist verdunkelt, es ist stockfinstere Nacht, durch die die Stuttgarter Straßenbahn ihren Weg finden muß. Als ich neulich am Schloßplatz aussteigen wollte, rückt die Bahn nach dem ersten Halten mit dem bekannten unvorhergesehenen Stoß nochmals bis ans Ende der Halteinsel vor, und der Schaffner packt die vor mir stehende Schwäbin gerade noch fürsorglich am Arm vom Trittbrett zurück mit den zarten Worten: „Passet Se auf, Frau — so a Kaliber wie Sie isch mer heit scho amol 'rausg'hagelt!"

Als mich kürzlich mein Weg durch die Stadt führte, hörte ich hinter mir das folgende Gespräch: „Ich muß einem Freunde, der viel von Literatur versteht, zum Geburtstag ein Buch schenken", sagte der eine der beiden Herren. „Was meinst du, daß ich da kaufen soll?"
„Da fragst du den Buchhändler, welche Bücher am besten gehn, und dann kaufst du eins von den andern!"

Wir sahen den Film „Das unsterbliche Herz". Als wir nach Schluß an der Garderobe auf unsere Mäntel warteten, hörten wir neben uns ein offensichtliches Ehepaar.
„Erich, ich muß mal recht dumm fragen?"
„Frag nur, Olga!"
„Warum hat man eigentlich die ersten Taschenuhren Nürnberger Eier genannt?"
Der mit Erich Angeredete brummte:
„Hast du wieder nicht aufgepaßt, Olga! Hast du denn nicht gehört, daß der Erfinder Henlein hieß?"

Kleinkunst

(R. Kriesch)



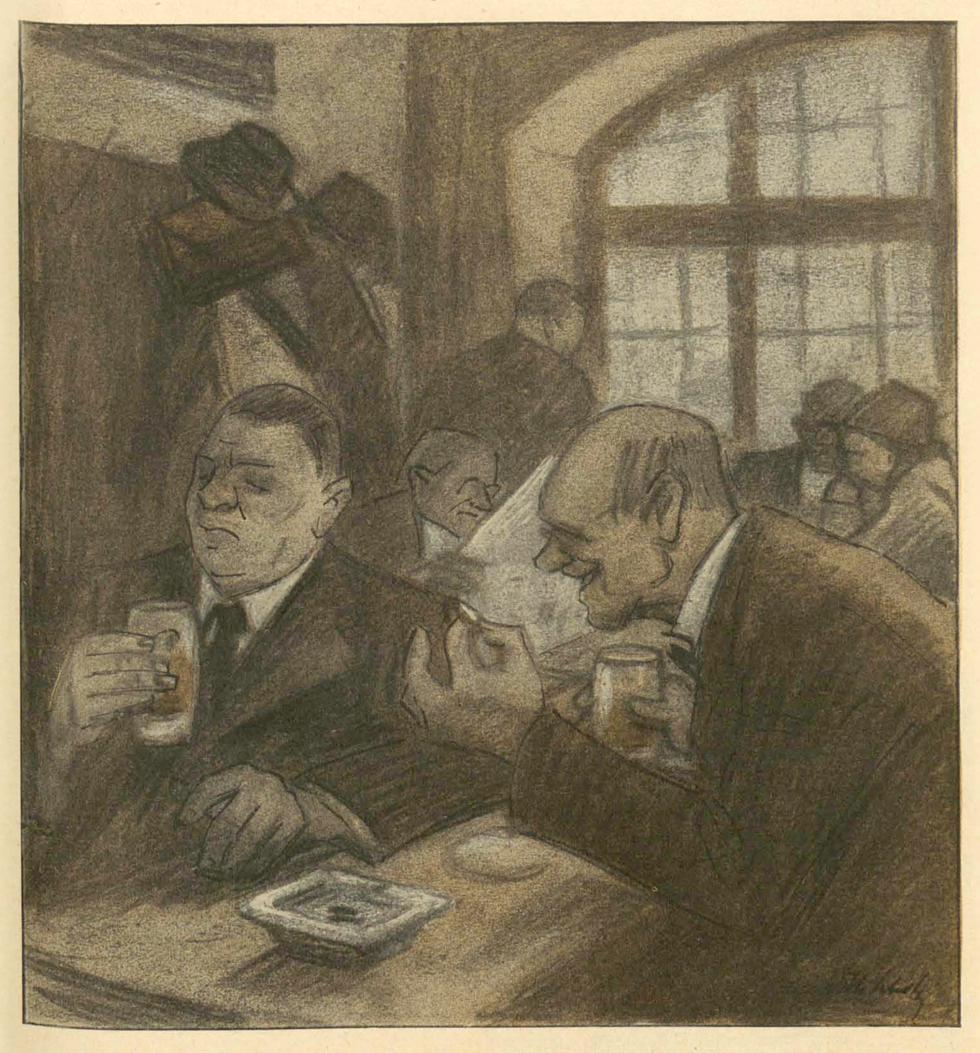
„Zu dumm — jetzt muß ich zum Singen auf die Bühne und hab' eine Laufmasche am Strumpf."
„Das macht nichts — den Männern ist es wurst und die Damen sitzen zu weit weg!"

DA JAGA-WASTL / VON TONI BICHL

Sie hat noch wie in alten Zeiten die rote Laterne, die in finsteren Nächten allen Suchenden von ferne schon die Hebamme anzeigt, vorm Haus hängen. Im Augenblick zieht ein kleiner Junge kräftig an der Klingel und meint: „Zu der oanaugaten Kreszenz beim Guggenbauern z'Reit sollst glei kemma!" Gelassen holt sie ihre abgegriffene und immer gepackte Tasche vom Mauerhaken und geht.
Eine Stunde später war die Einwohnerziffer in Reit um einen Jungen höher.
Während sie sich ihre Hände wäscht — die gar nicht so klein sind wie es im Sprichwort heißt, tut sie die gewohnheitsmäßige Frage: „Und wer is denn nacha da Vata zu den Buaberl?" „Da Jaga-Wastl z'Niederbachern", kommt vom Bett die Antwort. Die Hebamme packt ihre Tasche und mit einem „Alsdann pfüat di", trabt sie heimwärts. Nicht weit, da kommt der Deitlmoosbauer mit Roß und Wagerl nachgefahren — „He Hebamm — is guat, daß i di triff — hock no glei auf. D'Mitterdirn hat sei Stund!" Und zurück gings ins übernächste Dorf.
„Wenn all's vorbei is, fahr i Di scho wieda hoam — Hebamm — und beim Postbräu kaufn ma uns na was G'schleckerts — a Maßl aa drei oder vier." Sie nickt lächelnd und nach einer Weile sind sie auf dem Hof. Auch hier geht alles glatt und am späten Nachmittag legt die Hebamm der Mitterdirn vom Deitlmoosbauern ein zehnpfündiges Mäderl in den Arm. Auf die Frage, die sie beim Händewaschen stellt: „Und wer is nacha da Vata zu dem Deanderl", erfährt sie von der Mitterdirn: „Da Jaga-Wastl z'Niederbachern." „So, so", sagt sie bloß und verstaut das andere zu dem vielen was ihr altes Hebammenherz schon verborgen hält.
Sie steigt gemächlich auf den Bock zum Bauern und zurück geht's wieder in scharfem Trab nach Petersdorf in die gemütliche Stube zum Postbräu. Wie sie gerade mit einem spitzigen Schnackelmesser nach den Brotbrocken in ihrem Halbekrügerl fischt, kommt er selber, der Jaga-Wastl. „Du Wastl — geh, setz di amal a wengl her zu an alten Weiberts", und dicht an seinem Ohr meint sie dann: „Woaßt as scho — die oanaugat Kreszenz beim Guggenbauern z'Reit hat heut namittag an Buam bracht — und d'Mitterdirn von Wolfersdorf beim Deitlmoosbauern glei drauf a Deandl. — San olle zwoa von dir. — Sag nur grad Wastl, wia hast denn so was macha kenna?"
Der Wastl lacht verlegen, kratzt sich hinten am Schädl und sagt: „Ja mei — Walli — dös war leicht zum dermacha — sellmals hab i ja no an Benzin kriagt für mei Schnauferl! Verstehst mi!?"

Der Flaumacher

(Wilhelm Schulz)



Tritt mancher an den Tisch heran,
Fragt freundlich: „Sie gestatten?"
Der, kaum sitzt er beim Glase dann,
Schwätzt, ohne zu ermatten.

Wenn auch damit nicht jeden bringt
Er gleich aus dem Gehäuse,
Mitunter es ihm doch gelingt,
Zieht ganz er auf die Schleuse.

Hast einmal du das Mißgeschick,
Wahr' Zuversicht und Hoffen,
Sonst bleibt dir bald kein froher Blick
Mehr in die Zukunft offen.

Laß unter seinem Redeguß
Dich wehrlos nicht begraben.
Doch kommst du grob ihm dann zum Schluß,
Will nichts gesagt er haben.

Wilhelm Schulz

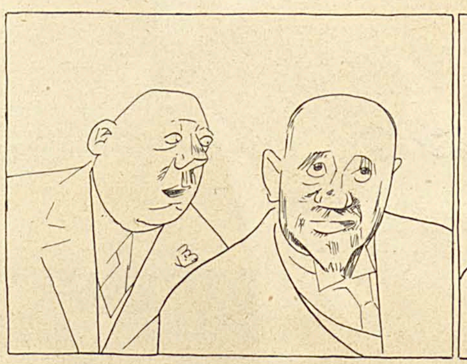
Die Quelle

(O. Gulbransson)



„Psch, Psch, Psch!"

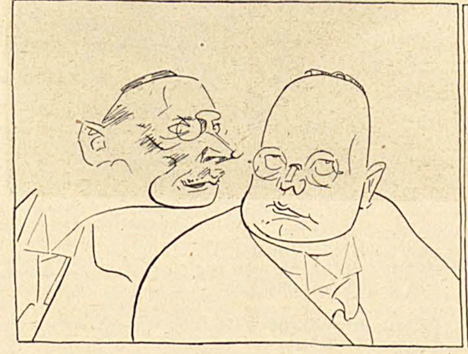
„Das soll ein Vertreter g'sagt hab'n, der kommt viel rum!"



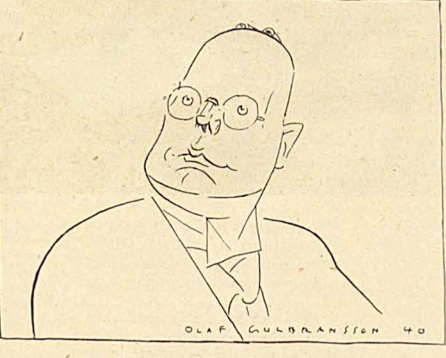
„Das hat ein Generalvertreter gesagt,
der Mann hat Verbindungen!"



„Das stammt von einem General,
der muß es doch wissen!"



„Das weiß ich aus höchsten militärischen Kreisen, das stimmt!"



„Ich bin im Bilde!"

PENSIONISTEN

VON ZOLT HARSANYI

Ihr Schicksal war das gleiche: beide waren sie nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit pensionierte Regierungsräte. Ihr Wesen aber unterschied sich von Grund auf. Der eine war stets gut gelaunt und höflich, der andere zurückhaltend und unzugänglich. Der eine gesprächig, der andere still und wortkarg. Der eine offenherzig, der andere verschlossen. Ihr Lebensstil entsprach ihrer Veranlagung. Der eine besuchte in einer bekannten Ofener Kneipe tagtäglich seinen Stammtisch, um dort seine früheren Kollegen, pensionierte Richter und Generäle, zu treffen. Hier kann man ihn jeden Tag mit seinen Freunden treffen, wie sie die Ereignisse der Welt besprechen und vor allem strenge Urteile über die Staatsminister fällen. Wenn alle Tagesereignisse durchgesprochen sind, begibt er sich zufrieden nach Hause. Der andere liebt keine Geselligkeit. Nach dem Abendbrot geht er allein und mit ernstem Gesichtsausdruck anderthalb Stunden spazieren. Bei schlechtem Wetter sitzt er im Stammcafé und liest die Tageszeitungen. So unterscheidet sich ihre Lebensweise am Abend. Doch wie leben sie am Tage? Hierüber soll diese kleine Geschichte Bericht erstatten. Sie trafen sich eines Tages auf der Straße. Der heitere Regierungsrat begrüßte fröhlich den Kollegen, worauf sich das sonst so grimmige Gesicht des anderen aufhellte, was sehr selten vorkam. Er empfand aufrichtige Freude, denn seit längerer Zeit hatte er seinen Bekannten, mit dem zusammen er Jahre im gleichen Amt verbracht hatte, nicht gesehen. „Wohin des Wegs?" erkundigte sich der Heitere. „Ich bin gewohnt, nach dem Abendbrot spazierenzugehen. Und du?"

Der gutgelaunte Regierungsrat erzählte lang und breit über seinen Stammtisch. Der andere hörte schweigend zu und nickte mit dem Kopf. „So verbringen wir unsere Freizeit am Abend", beendete der Gutgelaunte seinen Bericht.

Nun sprach der Wortkarge: „Am Abend geht es noch, aber tagsüber weiß ich nicht, wo ich mich lassen soll." An eine derart vertrauliche und persönliche Äußerung von seiten des sonst so verschlossenen Kollegen nicht gewöhnt, schaute der andere ihn erstaunt an. Dann sagte er kurz entschlossen: „Lieber Freund, ich will dir ein großes Geheimnis anvertrauen. Also hör zu: Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß ich eines Vormittags ziellos in Ofen umherstrich. Ich wußte nicht, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte. Es fehlte mir eben das Amt mit seiner Tätigkeit. Plötzlich stand ich vor dem Ministerium; ungewollt hatten mich meine Beine an diese gewohnte Stätte getragen. Im Hof sah ich einen Lastkraftwagen stehen und ein Amtsdiener — du erinnerst dich doch noch an Kecskés? — ladet große Aktenbündel darauf. Auf meine Frage, was das für Akten seien, erfuhr ich, daß es sich um ein paar tausend ausgemusterte Akten der juristischen Abteilung handelte, die als Altpapier verkauft werden sollten. Kurz entschlossen gab ich Kecskés einen Pengö und ließ einige hundert Akten in meine Wohnung schaffen. Seitdem arbeite ich jeden Vormittag an den Akten und rauche dazu mein Pfeifchen. Es ist herrlich, denn niemand stört mich dabei wie früher. Ich kann unbelästigt arbeiten und die Akten so erledigen, wie ich will. Kein Staatssekretär ändert mehr meine Entscheidungen. Ganz gemütlich arbeite ich bis zwölf Uhr mittags, dann gehe ich ins ‚Bierstübl' hinüber und genehmige mir ein Glas Bier mit einem Salzkipfel. Um halb eins begebe ich mich wieder nach Hause und arbeite bis zwei, genau so wie früher. Dann esse ich zu Mittag und am Nachmittag habe ich frei. Seit dieser neuen Zeiteinteilung fühle ich mich wie umgewandelt. Ich schlafe vorzüglich, habe wieder meinen alten guten Appetit, und mein Gesundheitszustand läßt nichts zu wünschen übrig. Seit Jahren habe ich mich nicht so wohl gefühlt."

Der ernste und gewichtige Regierungsrat hörte der Erzählung mit immer wachsendem Interesse zu. Sein Gesicht bekam einen ganz anderen Ausdruck und wurde fast hilfesuchend. Seine Augen glänzten feucht, als er mit flehentlicher Stimme sagte: „Ich habe dich noch nie im Leben um eine Gefälligkeit gebeten. Jetzt aber tue ich es. Der liebe Gott wird es dir lohnen: schenke mir wenigstens hundert von den alten Akten . . ."

(Aus dem Ungar. von H. B. Wagenseil.)

Skiheil!

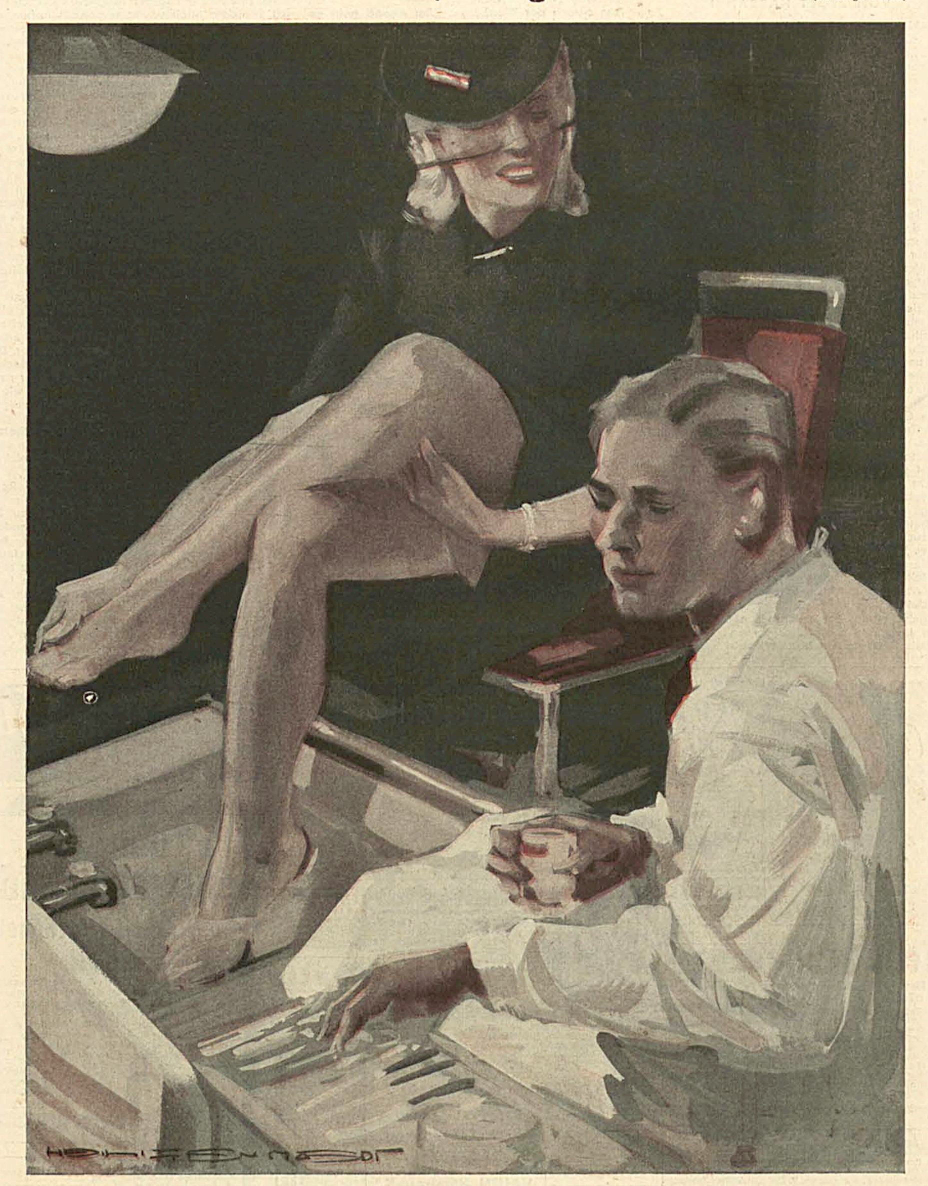
(Maçon)

„Wohin fahre ich denn?" — „Auf die Sprungschanze zu, Onkel Gustav!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Fußpflege

(K. Heiligenstaedt)



„Muß ich mich für die kleine Nageloperation noch weiter freimachen, Herr Doktor?"
„Nicht nötig, gnädige Frau, den Hut können Sie ganz bestimmt aufbehalten."

München, 3. März 1940
45. Jahrgang / Nummer 9

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Zwischenruf

(K. Heiligenstaedt)



„Was hat er gesagt? Wir könnten keinen Seemann nich' erschüttern? — Der weiß auch nicht, was für 'n Sex appeal bei uns unter der schlichten Matrosenbluse schlägt!"

TRAUMBERICHT

VON WALTER FOITZICK

Alle Leute erzählen gerne ihre Träume, aber niemand hört besonders eifrig zu, denn jedem fällt ein eigener Traum ein, den er gleich erzählen möchte. Nun, mir kann jetzt niemand ins Wort fallen, und deshalb berichte ich meinen Traum aus der vergangenen Nacht.
Also: Ich befinde mich auf einem Balkon mit Eisengitter im dritten Stock eines hochherrschaftlichen Hauses. Ich habe mich hier zum Schlafe hingelegt, nachdem ich traumhaft sicher an der Fassade heraufgeklettert bin. Es ist in aller Herrgottsfrühe. Meine Jacke und meine Hose baumeln an einem dünnen Lindenzweig, der von der Straße zu mir herüberreicht.
Unten auf der Straße ist eine Bauabteilung der Straßenbahn angetreten und grüßt in strammer Haltung die Hochspannungsleitung mit dem Absingen eines elektrischen Liedes. Ein Hund bellt. Ich denke, wenn der verfluchte Köter noch lange bellt, werden die Leute auf mich aufmerksam werden und man wird mich hier oben entdecken. Tatsächlich, ich habe richtig geträumt. Die Balkontüre öffnet sich von innen und es erscheint ein kleiner Junge. Ich mache pscht pscht, um ihm anzudeuten, daß er kein Aufhebens von mir machen soll. Es ist ein sehr vernünftiges Kind, das sofort begreift, es sei ganz selbstverständlich, wenn ich mich hier bei ihnen aufhalte. Er will aber den Eltern das freudige Ereignis mitteilen und zieht mich in die Wohnung. Einen Augenblick komme ich in Versuchung, durch die Wohnungstüre über die Treppe zu entwischen, dann aber fällt mir ein, daß es nicht nobel gehandelt sei, wenn ich nicht wenigstens bei ihnen frühstückte.
Die Mama ist in der Küche mit der Bereitung von Malzkaffee beschäftigt. Ich erkenne sofort, daß es die Wirtschafterin von Alexander von Humboldt ist, und erst im Traum erfahre ich, daß Humboldt eine Wirtschafterin gehabt hat.
Auch diese Mama ist keineswegs erstaunt, daß ich zum Frühstück bleibe. Wir frühstücken. Der Papa ist auch da. Er sieht aus wie ein amerikanischer Zahnarzt in der Nähe des Panamakanals. Das Frühstück ist ausgezeichnet, es wird auf chinesische Art in ganz kleinen Schüsseln serviert. Als Gebäck essen wir Seesterne, deren Strahlen wir abbrechen. Sie sind vorzüglich rösch. Der Papa knappert an einem kalten Hühnerbein. Die Mama sagt: „Mein Mann ißt nur linke Hühnerbeine!" „Ich erkläre ihr, daß manche Männer im Essen sehr heikel sind; ich äße aber auch rechte Hühnerbeine. „Siehst du!" sagt die Mama vorwurfsvoll zu dem amerikanischen Zahnarzt.
Die Mama wird immer hübscher und begehrenswerter. Ich fühle das Bedürfnis, etwas Geistreiches zu sagen. Ich sage deshalb: „Gnädige Frau, Ihr Hund sieht wie ein Endiviensalat aus!" Ich kann Ihnen sagen, der Hund sah tatsächlich wie ein Endiviensalat aus, obwohl niemand das verstehen wird, der es nicht geträumt hat. Die Leute achten aber gar nicht auf meine geistreiche Bemerkung. Ich erzähle ihnen, daß ich diese Straße sehr gut kenne, denn ich habe früher hier lange Zeit gewohnt. Der Papa fragt, ob es etwa dort war, wo jetzt das neue Propagandaamt gebaut wird. Ich lüge: „Ja!"
Die Mama erzählt, ihr Kleiner habe mich gleich bemerkt, weil er morgens immer Mazdaznan mache (weiß der Teufel, was das ist). Dann fordert sie mich auf, von dem vorzüglichen Dorsch zu nehmen. Zuerst ist der „Dorsch" eine der Länge nach in Scheiben geschnittene Gurke, nimmt dann aber die Gestalt von zerknittertem Butterbrotpapier an, durchsetzt mit goldenen Fäden, wie man sie zum Verpacken von Weihnachtspaketen benützt.
Ich bin etwas verlegen, da ich nicht weiß, wie man diese Art von Dorsch ißt. Da sagt die Mama: „Ein so welterfahrener Mann muß doch wissen, wie man Dorsch ißt!"
Und ob ich es weiß. Man legt diese Art Dorsch einfach auf das Tischtuch, nimmt das Papier zwischen die Zinken einer Gabel und wickelt ihn auf diese Weise zusammen. Als ich es versuche, kommen die verfluchten goldenen Fäden immer dazwischen. Wirklich peinlich!
Humboldts bildschön gewordene Wirtschafterin sagt nun zu ihrem Mann: „Siehst du Josef, man soll Leute, die man zufällig auf seinem Balkon vorfindet, nicht gleich zum Frühstück einladen."
So, nun können Sie Ihren letzten Traum erzählen.

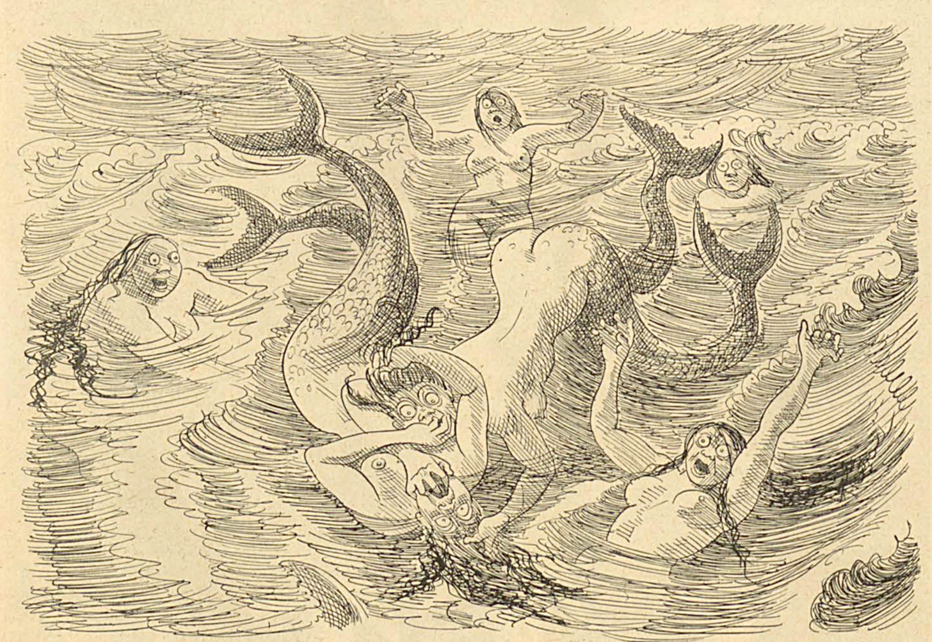
Lichtseite der Verdunkelung

Von Herrmann Roth

Die Finsternis hat eigentlich
Manch Angenehmes auch für sich.
Für Liebespaare ist es schön,
So ungeniert spazier'n zu gehn.
Ja hart war unsre Jugendzeit,
Uns fehlte sehr die Dunkelheit.

Raufende Meerweiber

(Fr. Bilek)



Geburtstags-Überraschung

(O. Gulbransson)





Viel Freunde grübeln und bedenken:
„Was könnt ich wohl dem Alten schenken,
der wieder mal Geburtstag feiert
und unentwegt Gedichte leiert?"

Bis schließlich jeder jauchzt: „Ich hab's!
Ich dedizier' ihm einen Schnaps
und schreib' was Spassiges dazu,
dann hat die arme Seele Ruh."

So stehn denn also zwölf Pakete
um des betagten Dichters Bette.
„Herrjeh, ein Dutzend Schnäpse!" ruft
der edle Greis und jappt nach Luft.

„Und jeder Spender spricht natürlich
vom ‚Geiste' witzig und figürlich,
an den der Mensch doch meist nur denkt,
sofern man ihn aus Flaschen schenkt."

Ratatöskr

Unsichtbar

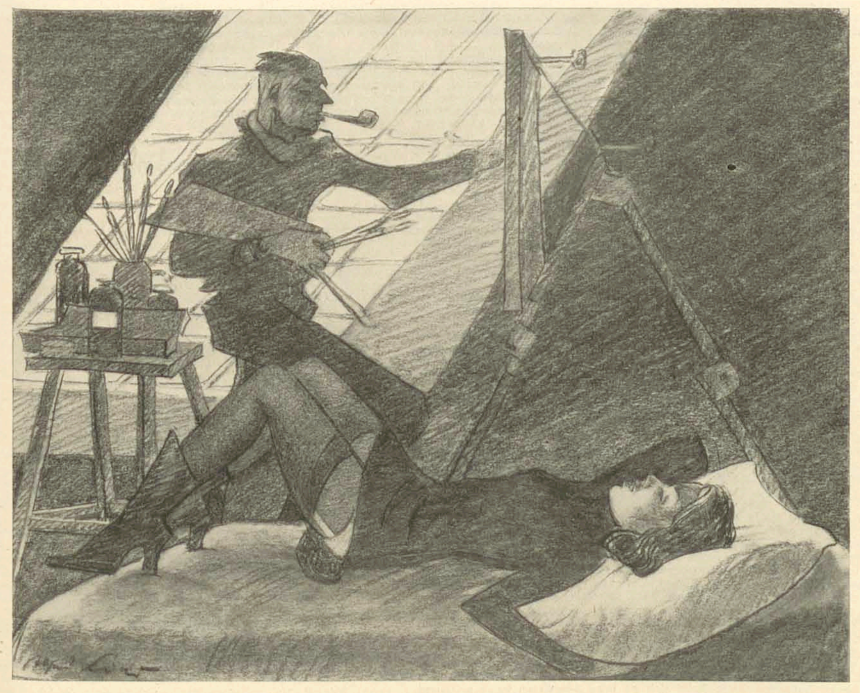
(E. Thöny)



„Mordskerle, diese Tommys, wie die sich tarnen können!
In der vordersten Linie sind sie überhaupt nicht zu sehen."

Malerei

(A. Lier)



„Dieses Bild ‚Verführung‘ wird das beste, was ich je gemalt habe, Margret!“
„Fein — und ich habe auch so viel dabei gelernt, Egon!“

KLAS UND MIKEN

VON BASTIAN MULLER

Was ein rechter Junge ist, der hat einen Hund, dachte Klas und war elf Jahre alt. Im übrigen war er heimlich verlobt mit Miken vom Ende der Straße. Miken hatte einen Spitz, schwarz, glanzmäulig, klein. Mikens Spitz war ein Rüde, und manchmal mußten sie ihn festhalten, denn er hatte die Neigung, gelegentlich nächtelang herumzustreunen. Das war gefährlich. Wie leicht konnte ihr Spitz da eine Kugel abkriegen und nie wiederkommen. Miken sprach mit großer Angst in ihren grauen Augen davon. Sie trug keine Schleife mehr im Haar, dazu war sie zu erwachsen und alt. Manchmal nahm sie Spitz an eine rote Leine und ging mit ihm die Straße auf und ab. Sie war gar nicht auf Walsum geboren, sondern in Bremen und in ihrem Blute war Hanseatenstolz. Ihr Vater war der neue Postmeister und trug eine Brille am Tage. Sonntags hatte Miken die Erlaubnis, mit Spitz in den Inselwald zu gehen, von zwei bis vier, und wenn sie in der Woche fleißig gewesen war und der Frau Postmeister jeden Tag beim Abtrocknen half, dann durfte sie bis sechs Uhr bleiben und bekam fünfzig Pfennige. Dann sagte sie Klas Bescheid, und sie trafen sich an der Pappel bei Schröders Weide, wo das Dorf Walsum zu Ende war. Klas durfte die Hundeleine halten und Klas war glücklich. Bald wurde er zwölf Jahre.
Klas wollte Telefonist werden auf dem Inselamt, da mußte man viele Sprachen können, denn es kamen im Sommer viele Holländer und Dänen. Später wollte er dann nach Island reisen und eine Pferdezucht anfangen. Und damit Spitz nicht so laut bellte, wenn ein Feldhuhn aufschwirrte, und er auch nicht immer so an der Leine zerrte, brachte Klas eine Tasche voll Würfelzucker mit, den er sich die Woche über am Munde absparte. Jedesmal wenn Spitz so zog, bekam er ein Stück. Sie waren schon viele Wochen verlobt, noch nicht endgültig, aber versprochen und zugetan für später und ewig.
Klas hatte alle Mühe, jeden Sonntag eine Mark zusammenzuhaben. Dafür schrieb er dem Ulrich aus Büchels Laden die Aufsätze und Ulrich zahlte für jeden Aufsatz fünfzig Pfennige. Es war sauer verdientes Geld. Wenn es nicht gerade die Aufsätze gewesen wären, aber da half nichts. Wie hätte er sonst in die Strandlust gehen können, mit Miken, und Schokolade bestellen? Es wäre ein trübseliger Sonntag gewesen, ohne die sahnige Schokolade und ohne die Ouvertüren aus dem Muschelpavillon. Wozu hätte denn Miken das hellblaue Kleid angezogen, das ganz straff saß und ihr so gut stand, so gut am Halse und um die Brust, die winzige, nicht mehr ganz flache Jungmädchenbrust? Die Möven schrien von den Fahnenmasten und die Flaggen wehten in der Brise und die See war grau und weit, sie trug den Geruch von Island an den Strand. Spitz durfte auf einem Gartenstuhl liegen und bekam fast das ganze Stück Kuchen von Klas. Er war der Verwöhnte, er war der treue Wächter ihrer Sonntagsstunde. Wenn jemand Bekanntes kam, kläffte er freudig, und Miken und Klas hatten eben Zeit genug, unschuldige Gesichter zu machen und auf die See zu starren, wo ein Schoner nach Norden glitt, weit draußen. Aber er kläffte laut und böse, wenn eine der fremden Frauen aus der Strandlust in die Nähe kam und machte sich gar nichts aus den Lobesworten der Städter, die sich totwunderten über den niedlichen, echten Spitzhund.
Aber schön war es doch, weit draußen vor dem Dorf am Strand, wo das Hotel stand und die Promenade war. Klas riß sich absichtlich ein Loch unten in den Saum der Sonntagshose, da mußte sie kürzer gemacht werden, und das stand ihm viel besser. Aber daß der Hund nicht ihm gehörte, das wurmte ihn. Sollte er ewig nur die Leine halten dürfen? Und da kam ihm der Gedanke und die Gelegenheit. Pastor Tölkens Spanielhündin warf Junge und brachte den Pfarrer in arge Verlegenheit. Die Welpen waren nicht alle von einer Rasse. Es war ein Spitz darunter, ein echter, kleiner schwarzer Dorfspitz. Und außerdem war das eine Hündin. Pastor Tölken fragte herum, wer einen Hund haben wolle, geschenkt und mit einem alten Halsband von der Mutter. Es wollte sich niemand finden.
Klas fragte Miken, was sie davon hielte. Verletzen wollte er sie nicht, vielleicht war es eine

Kränkung, wenn er selber einen Spitz haben wollte. Sie hatte nichts dagegen.

„Er kann ja mit meinem Spitz spielen", sagte sie. Am Sonntag, nach der Kirche, ging Klas zu Pastor Tölken und bat um einen Hund. Die Frau Pastor atmete auf. „Eine Sorge weniger", sagte sie. „Nun bleiben noch vier."

„Such dir einen aus, Klas", sagte Pastor Tölken. Vom Suchen konnte gar keine Rede sein. Es kam nur der Spitz in Frage.

„Wie bringe ich ihn denn nach Hause?" fragte Klas. „Ich habe kein Halsband und keine Leine." Pastor Tölken entsann sich seines Versprechens und legte eine Leine dazu. Nun war nur noch der Kampf mit den Eltern zu überstehen und dann war das Leben schöner geworden. Noch schöner. Der Kampf zu Hause war heftig. Klas' Vater war Lehrer und hatte eine geübte Stimme. Er sprach sehr laut und mit Nachdruck.

„Ohne eine Frage, ohne Erlaubnis schleppst du einen Hund ins Haus. Bring ihn zurück", befahl er. „Aber er ist doch von Pastor Tölken, und ich kann doch nicht zu Pastor Tölken gehen und sagen, daß du seinen Hund nicht willst", sagte Klas kleinlaut.

Klas' Vater sagte etwas Unverständliches über Pastor Tölkens Thöle. Dann war es geschafft. Nach dem Mittagessen nahm Klas seinen Hund an die Leine und wollte mit ihm zu Schröders Weide, wo die alte Pappel stand. Heute sollte der Hund getauft werden. Wenn Miken nichts dagegen hatte, sollte der Hund auch Mike heißen. Aber der kleine Hund konnte noch gar nicht so weit laufen. Er legte sich schon hinter der Schule auf den Rücken und streckte die Beine aus. Klas mußte ihn tragen.

Miken war sehr überrascht und dann großmütig. Sie fand den Hund ein bißchen reichlich jung, um mit ihm auszugehen. Aber um Klas nicht zu sehr zu enttäuschen, gestattete sie, daß er ihn Mike taufe.

„Mike, komm her! Wirst du wohl!" sagte Klas streng. Klein-Mike ließ sich gerade vom Spitz beschnüffeln. Spitz war noch überraschter. Er wußte gar nicht, was er davon halten sollte, vergaß sogar das Kläffen und schaute seine Herrin an. Als er sie eine Weile angesehen hatte, machte er es wie sie und duldete die winselnde Klein-Mike. Sie setzten alle ihren Sonntagsweg fort. Klas mußte seinen jungen Hund tragen. Spitz bekam nur die Hälfte Zucker. Außerdem durfte Klein-Mike in der Strandlust aus einer Untertasse Milch schlecken, weil er noch so sehr wachsen mußte. Zum Glück wuchs Mike schnell. Nach einem Monat lief er die dreiviertel Stunde Weg zum Strand ganz allein. Außerdem hatte Spitz sich an ihn gewöhnt und sie spielten zusammen. Spitz wurde wieder jung, wenn sie am Strand entlang rannten und sich dann kläffend überschlugen. Klas und Mike schauten zu. Sie lächelten sich manchmal verlegen an. Nun hatten sie aber immer etwas, worüber sie sprechen konnten und um das sie Sorge tragen mußten. Die Fremden hatten manchmal Hunde bei sich, bissige, ekelhafte Terrier, und es gab Kampf und Beißerei um Klein-Mike.

„Laßt uns bloß hier fortgehen", sagte Klas. „Diese fremden Köter . . ."

Sie gingen nun immer weit am Strand entlang, wo die Dünen anfingen und die Möven Versammlung hatten. Dort waren sie fast allein und auch das war schön. Die Hunde jagten den Vögeln nach. Manchmal fanden sie etwas am Strand und bissen sich darum. Klein-Mike wurde fast so groß wie Spitz. Aber dann kam der Winter. Die Strandlust war geschlossen, die Vordünen weit überflutet. Die Hunde lagen faul hinter dem Ofen, jeder in seinem Hause. Klas und Miken waren noch immer heimlich verlobt, aber sie wußten nicht recht, was sie tun sollten. Eines Tages bekamen sie Streit.

Klas hatte Holländerschlittschuhe, Miken Kunstläufer aus Bremen. Sie war sehr stolz darauf. Der lange Priel fror zu und das Eis trug. Klas erwartete Miken an der Pappel und sie gingen zusammen zum langen Priel am Watt. Etwas neidisch blickte Klas auf die blanken Kunstläufer. Aber er überwand sich und half Miken beim Anschnallen. Dann zog er seine hölzernen Holländer an und sie faßten sich bei der Hand und liefen über den Priel. Es war herrliches Eis. Schön wurde es aber erst auf den Vorwerken, die waren überschwemmt und nun eine riesige Eislandschaft mit richtigen Hügeln, wo das Eis sich gesenkt hatte. Klas faßte Mikens Hand fester und sagte begeistert: „Nun komm!"

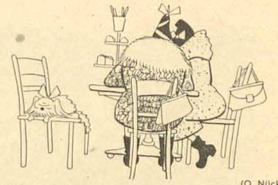
Miken aber konnte nicht so schnell, sie hatte doch die Kunstläufer aus Bremen an. Die waren vorne spitz und im ganzen ziemlich kurz. Sie stießen alle Augenblicke irgendwo an und Miken stolperte. Es war ja kein künstliches Eis. Es war Fluteis, rauh und wellig vom scharfen Ostwind. Die Holländer, lang und vorne rund, glitten darüber hin; außerdem waren sie ganz flach und umknicken konnte man nicht. Klas triumphierte. „Deine Kunstläufer, geh weg! Laß mich los!" sagte er und sauste davon. Miken ließ er mitten auf dem Eise stehen. Einen Sommer lang hatte sie ihn beherrscht, einen ganzen langen Sommer war er ihr ergebener Diener gewesen. Nun zeigte er ihr, wer er war. Miken sah es und sie wurde rot vor Scham und Ärger. Da sauste er auf seinen plumpen Holländern über das

Am warmen Ofen

(Fr. Bilek)

graue, rauhe Eis und war nicht aufzuhalten. Sie drehte sich um, hoppelte zum Priel und lief heim. Dort legte sie Spitz an die Kette, drehte dem Fenster den Rücken zu und las in ihrem Weihnachtsbuch. Sie wollte ihn einfach vergessen und nie mehr kennen, und sie hätte nicht Miken geheißen, wenn ihr das nicht gelungen wäre.
Gewiß kam der Frühling und Westwind, offene See und Sturm. Ein Kutter strandete mitten in der Nacht. Signalschüsse bellten, das Dorf rannte an den Seestrand und die Pferde galoppierten mit den Booten ins eisige Wasser. Am Strand standen alle und bangten, der Lehrer und Klas, und der Postmeister und Miken, und alle, alle. Und die Hunde waren mitgerannt und jaulten und klafften im Dunkel. Aber einige sahen sich nicht an. Miken blieb an der Hand des Postmeisters. An der Hand? Ein gewisser Jemand sah, wie sich eine Dame bei ihrem Vater einhakte, als sei sie eine Erwachsene. Und im Schein der Leuchtraketen sah er, daß sie das Haar aufgesteckt hatte. Jawohl, das Haar aufgesteckt. Das war ihre heimliche Nachtfrisur. Das war eine sündhafte Schande. Aber es stand ihr gut.
„Wenn wir nur keinen Streit hätten", dachte Klas. Aber da war nichts zu machen. Jahr und Tag nicht. Die Hunde selbst mußten es spüren. Sie wurden nie mehr an die Leine genommen und in der Strandlust mit Kuchen gefüttert. Und daß Klas die Aufsätze für diesen räudigen Ulrich vom Laden immer noch schrieb, trug nicht zum Frieden bei, aber die Hundesteuer mußte gezahlt werden und Klas' Vater, der Lehrer, weigerte sich mit gutem Grund und auch aus erzieherischen Gründen. „Ist es mein Hund?" fragte er.
Und die Zeit kam, da die kleine Inselschule für einige nicht mehr genügte, da von Abschied und Internat gesprochen wurde. Die Vierzehnjährigen betraf es, und die Gewohnheit war, daß die Jugend auf das Festland mußte, nach Emden in die Stadt. Das brachte die Betroffenen näher, Pläne wurden besprochen. Ulrich vom Laden erkundigte sich bei Klas, ob sie nicht ein Zimmer zusammen nehmen sollten und sich gegenseitig beistehen. Klas war es recht.
Miken aber sollte nach Bremen. Dort hatte sie eine Tante und war besser aufgehoben bei Verwandten. Miken erzählte jedem, die Schule in Bremen sei besser, außerdem läge sie direkt am Wall und der Wall sei das Schönste der Stadt. Ein ruhiger Graben im Park, rundum die Stadt, und darauf Schwäne, und über allem drehten sich prächtige, rote und weiße Mühlenflügel. Sonntags gäbe es Konzert und das Eis sei so billig.
„Na schön", erhielt sie zur Antwort. „Glück auf die Reise. Wir halten es mit der Marine in Emden." Das war Ulrich vom Laden, der das sagte. Er hatte einen Anflug von Bart und rasierte sich, wenn auch erst trocken und ohne Seife. Und vielleicht wäre Miken allein in ihre Vaterstadt gereist, im Frühjahr, zu Ostern, denn wer hätte wohl den Kampf auf sich genommen, die Gewohnheit zu durchbrechen und nicht nach Emden zu gehen? Klas, ihr ehemaliger Verlobter? Pah, Klas hatte andere Sorgen und Freuden. Er hatte einen Tesching und übte sich im Schießen. Und dann hatte er Sorgen mit seinem Hunde. Mike war so merkwürdig geworden, unruhig manchmal, manchmal träge. Mike rannte fort und kam zerzaust heim. Mike lag träge hinter dem Ofen. Eines Tages bescherte sie ihrem Herrn drei lebende Knäuel, alle schwarz. Wenn der Schein nicht trügte, echte Spitze allesamt. Das war das Ende vom Lied.
Klas war sehr verstört. Was sollte nun geschehen? Nun sollte er zu Ostern in die Fremde und die jungen Hunde blieben da. Sein Vater war recht ungehalten über die Bescherung. Klas mußte Leute finden, die ihm ein paar junge Hunde abnahmen. Sie sollten nicht ertränkt werden. Auf keinen Fall. Aber wer wollte denn überhaupt junge Spitze haben? Selbst der Pastor hatte keine Aussicht mehr, seine Tiere loszuwerden, und er hatte doch einen Spaniel und Pastorenhund. Klas hätte nie gedacht, daß ihm so was widerfahren könne. Er mußte mit jemand darüber sprechen. Abends hatte er eine geheime Zusammenkunft. Danach wollte Klas mit einemmal nicht mehr nach Emden.
„Die Schule in Bremen ist besser", beharrte er hartnäckig auf seinem Willen. „Ich will was Ordentliches lernen. Ich geh nur dorthin."
Der Lehrer hatte ein Einsehen. „Gewiß, am Ende ist das Beste gut genug", sagte er, den es betraf ja seinen Sohn.
Was aber dahintersteckte, er wußte es nicht. Er ahnte es nicht einmal, als Klas zwei Welpen mit auf die Reise nahm, in die alte Stadt mit dem märchenhaften Wall. „Mikens Tante will einen Hund haben", sagte Klas, „und sie weiß noch jemand, der einen haben will. Dann sind wir die hier los."
Klas' Vater war es recht. Er hatte sich des Postmeisters Schwester angesehen und dort Quartier für seinen Sohn gemacht. So war er doch nicht bei fremden Leuten. Außerdem war die junge Miken ja auch von der Insel. Da war er nicht allein. Klas' Vater war ein sehr netter Mann, aber er hatte seinen Scharfblick etwas verloren. Er sammelte Vogelbälge und Federn auf den Dünen und den Vorwerken. Er war ohne Arg.
Sein Sohn Klas aber zog in die Stadt, und Mikens Tante, die einen Hund haben wollte und die noch jemand wußte, der einen Hund haben wollte, die hatte ein gutes Herz für Tiere. Sie sagte jeden Nachmittag zu Klas und Miken: „Nun müßt ihr aber mit euren Tieren an die Luft gehen. Sonst ist das nichts. Bloß, laßt sie auf dem Wall nicht frei laufen, wegen der Schwäne und der Enten, ich zahle die Strafe nicht für euch." Sie schaute ihnen dann vom Fenster aus nach. Mikens Tante hieß Elisabeth und wußte um vieles und alles.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Eigentlich sah ich nur einen Persianermantel und einen Fehpelz. Das, was in den Mänteln steckte, zeigte mir den Rücken und plauderte — wozu sitzt man in einer Konditorei — zwischen einer Tasse Tee, Lippenstift und Puderdöschen, so laut und ungeniert, als ob es zu Hause gesessen wäre.
„Was du sagst!" staunte der Persianermantel, „Dein Mann vernachlässigt dich?"
„Vernachlässigt?" erwiderte der Fehpelz und malte sich rote Haltesignale auf die Lippen, „Untreu ist er mir! Jawohl, du kannst mir's glauben, Kitty, es ist schändlich, wie er sich mir gegenüber benimmt!"
„Aber das ist ja unerhört!" entrüstete sich der Persianermantel. „Das hätte ich ihm gar nicht zugetraut!" — „Und ob es unerhört ist!" versetzte der Fehpelz mit vor Erregung zitternder Stimme. „Seine Untreue geht so weit, daß nicht einmal meine Tochter von ihm ist!"

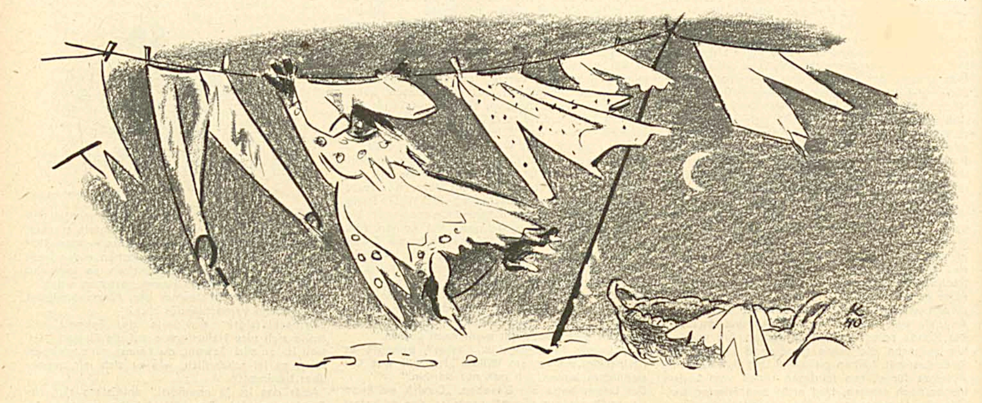
Ich stand im Stall neben meiner alten Kuh.
Die alte Pinzgauerin schaute mir traurig ins Auge. „Und wenn es einmal mit uns aus ist, Chef", schien sie sagen zu wollen, „du kommst in den Himmel, du wirst ein Engel — aber was werde ich?"
Ich kraulte ihr zwischen den Hörnern und sagte: „Mastochse!"

Hin und wieder kommt der Oberschulrat in unsere Schule. Und da er ein schöngeistiger Mann ist, bringt er auch schöngeistige Vorschläge mit.
„Wie denken Sie darüber, Herr Hauptlehrer", sagte er, „wenn wir aus erzieherischen Gründen eine Tafel anbringen lassen, vielleicht mit der Inschrift: Lernen ist der Weg zum Reichtum?"
Der Hauptlehrer senkte demütig sein Haupt.
„Das wohl weniger. Die Kinder wissen zu genau, wieviel ich verdiene."

Im „Örtchen" einer Schlierseer Pension ist folgende Mahnung angeschlagen: „Es wird ebenso höflich wie dringend ersucht, artfremde Gegenstände nicht in die Schüssel zu werfen."

Die festgefrorene Wäscherin

(R. Kriesch)



GUTER TEINT BEI SCHLECHTEM WETTER

VON M. TUPAN

Martino Cabrejas, Bürger und Bewohner einer kleinen südamerikanischen Republik, war väterlicher- und mütterlicherseits belastet. Sein Vater, Vincente Bonillo, verschwand nach der Geburt des Sohnes spurlos. Er vergaß, daß er ein Kind hatte. Die Vergeßlichkeit war das einzige Erbe, das er Martino hinterließ. Von der Mutter erbte Martino unbändigen Ehrgeiz. Diesem Ehrgeiz verdankte Martino Cabrejas sein Dasein, denn Donna Juana hatte Herrn Vincente Bonillo für einen Präsidentschaftskandidaten gehalten und ihm nur aus dem Grunde ihr Vertrauen und mehr geschenkt.

Neunzehn Jahre lang verstand es Martino Cabrejas Ehrgeiz und Vergeßlichkeit, die beiden widerstrebenden Komponenten seines Lebens, glücklich zu vereinen. In seinem zwanzigsten Lebensjahr fiel er bei einem Examen durch, obwohl er eine ausgezeichnete und geistreiche Arbeit über „Feminile Einflüsse bei der Erziehung Achills" abgab. Unglücklicherweise war eine Arbeit über die „Feldherrnerziehung Alexanders des Großen" gefordert worden.

Seiner Vergeßlichkeit hatte es Martino Cabrejas zu verdanken, daß er als politischer Schriftleiter zum „Diario" kam. Der Verein zur Pflege der indianischen Kunst hatte ihn aufgefordert, einen Vortrag zu halten — in seiner Vergeßlichkeit begab sich Martino Cabrejas in den Klub der Zeitungsfreunde und sprach dort zwei Stunden. Herr Huete, der Vorstand der Zeitungsfreunde, ernannte Cabrejas zum politischen Schriftleiter beim „Diario", doch verlor Cabrejas diese Stellung am nächsten Tage, da er einen Artikel gegen den „Diario" schrieb und veröffentlichte. Da man im „Diario" annahm, daß Herr Huete den jungen Schriftleiter stützte, übergab man ihm das wenig verantwortungsvolle Amt eines Zeitungsonkels. Neben einfachen Anfragen, wie „Soll ich einen Säufer heiraten?" oder „Ist mein Los gezogen worden?" bekam Martino eines Tages zwei Anfragen, die ihn interessierten. Die erste lautete: „Lieber Diario! Ich habe einen ungemein empfindlichen Teint. Jetzt kommt die Schlechtwetterperiode und ich fürchte mich davor. Was soll ich tun, um meinen guten Teint zu behalten? Ich bin verheiratet. Mein Mann ist der Staatsanwalt Ocana. Besten Dank, Deine Amadea Ocana."

Martino Cabrejas öffnete den zweiten Brief und las: „Lieber, guter Diario! Ich bin verlobt — glücklich verlobt, aber ich habe große Sorgen. Ich bin dreißig Jahre alt und mein Verlobter ist ein herzensguter Mensch, aber er spricht sich nicht aus. Ich möchte endlich heiraten. Wie lange soll ich noch warten? Wie kann ich meinen Bräutigam zum Reden bringen? Bitte, rate mir, mein guter Diario. Mit Dank, Deine C. M. Alarode."

Martino Cabrejas legte beide Briefe vor sich hin und dachte nach. Sein Gehirn arbeitete nach Regeln, die zu beeinflussen nicht in seiner Macht lag. Das väterliche Erbe, die Vergeßlichkeit und Zerstreutheit, trat in seine Rechte.

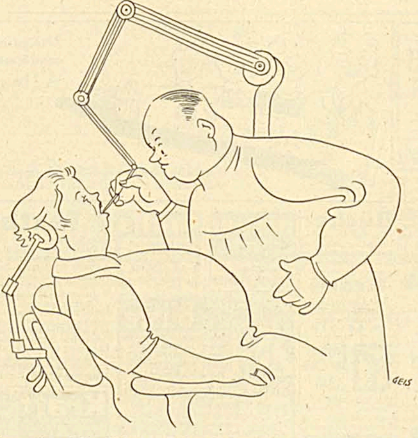
Er schrieb: „An Fräulein C. M. Alarode! Ich fühle mit Ihnen. Was man hat, soll man behalten. Ich empfehle Ihnen klatschende Schläge auf beide Wangen — nicht zu zart. In die Badewanne! Untertauchen! Wasser wirkt Wunder! Und keine Angst! Hilft das nicht, dann zum Feuer. So nahe, daß sich die Haut zu röten beginnt. Es geschieht schon nichts. Der Erfolg ist sicher! Ihr alter Zeitungsonkel."

Den zweiten Brief schrieb er an Frau Amadea Ocana, Staatsanwaltsgattin. „Meine liebe Frau Ocana! Wenn Sie mir nicht genau folgen, werden Sie sehr unglücklich werden. Seien Sie einmal in Ihrem Leben energisch. Lassen Sie sich auf keine Debatten ein! Packen Sie ihn und fahren Sie mit ihm in die Anden. In die Einsamkeit. Wo es keine Menschen gibt. Ihr Ruf ist in Gefahr... Bleiben Sie solange abwesend, bis sich alles entschieden hat. Viel Glück! Ihr alter Diario-Onkel."

Vier Tage später stürzte Fräulein C. M. Alarode in das Büro Cabrejas'. „Mein lieber, guter Herr Cabrejas. Wie soll ich Ihnen danken? Ich habe Ihren Rat befolgt..." — „Um welche Anfrage handelte es sich?" fragte Martino Cabrejas. „Ich wollte wissen, wie ich meinen Bräutigam zum Reden bringen kann." „Habe ich Ihnen nicht geraten in die Anden zu fahren?" fragte Cabrejas. „Nein — ganz im Gegenteil. Ich habe Ihren Rat befolgt. Zuerst habe ich meinem Bräutigam nicht zu zarte Schläge gegeben. Dann schleppten wir — meine Mutter und ich — ihn zur Badewanne und tauchten ihn. Er ist bereit, mich am Sonntag zu heiraten."

Martino Cabrejas wußte, daß er die Briefe in seiner Vergeßlichkeit vertauscht hatte. Er rief Frau Ocana an. Sie war mit Ihrem Gatten verreist. Am nächsten Tag brach eine Revolution aus, die acht Tage wütete. Am neunten rief die Bevölkerung den Staatsanwalt Ocana zum Präsidenten mit diktatorischer Gewalt aus. Am Tage seines Einzuges in die Stadt ließ Präsident Ocana den Zeitungsonkel vom „Diario" rufen. „Das ist das Ende", murmelte Martino Cabrejas. Präsident Ocana empfing ihn in einem intimen Arbeitsraum. Er sagte mit zitternder Stimme: „Mein Freund — wie soll ich Ihnen danken! Sie haben als Patriot gehandelt. Ich war ahnungslos, als Sie aber meiner Frau den Rat gaben, in die Anden zu fliehen, floh ich. So blieb ich der einzige unbescholtene Mann. Lassen Sie mir bis morgen Zeit, welches Portefeuille ich Ihnen geben soll." Martino Cabrejas ging und segnete seinen abwesenden, niemals gekannten Vater für das einzige Erbe — die Vergeßlichkeit.

Der hohle Zahn



„Sagen Sie mal, Frau Huber, wo haben Sie denn den schönen Schinken her?"

Mariannes Blutspender

(Erich Schilling)



Wird sie das viele schwarze Blut auch vertragen?

DREI HARZER ROLLER

VON WILLIBALD OMANSEN

An jedem Samstag brachte mir Lieschen meine Kragen und Oberhemden, die ihre Tante für mich gewaschen und auf Glanz gebügelt hatte. Dafür erhielt sie immer eine Tafel Kremschokolade. Lieschen war schon damals ein reizendes Kind. Sogar meine Wirtin, Frau Kubinke, vor deren Auge (das andere war ein Glasauge) ein junges Mädchen nicht so leicht Gnade fand, mochte das Lieschen gut leiden, denn es holte ihr bei der Gelegenheit immer ein Quartier Rum, von dem sich die brave Kubinke ein paar steife Wochenendgrogs braute.

Aber mit den Jahren wurde Lieschen noch immer netter. Ich konnte das gut beobachten, besonders in den wärmeren Jahreszeiten; wir plauderten jedesmal ein Weilchen, wenn wir uns trafen und Lieschen bekam dann wie früher ihre Tafel Schokolade, trotzdem sie mir nicht mehr die Plättwäsche brachte, weil sie inzwischen Lehrling in einem Versicherungsbüro geworden war.

Einmal fuhren wir in der Tram zusammen, und da der Schaffner nicht wechseln konnte, verauslagte ich die kleine Summe für Lieschen. Noch am gleichen Tage um die Spätnachmittagsstunde brachte sie mir das Geld zurück. Wir zogen das Grammophon auf und tanzten. Es wurde ein hübscher Abend. Er wäre vielleicht noch hübscher geworden, aber Lieschen wollte unbedingt noch in ein Kino gehen.

Auf dem Heimweg trat uns in der Nähe ihrer elterlichen Wohnung plötzlich ein riesenhafter Mann entgegen, und ehe wir überhaupt an etwas Böses dachten, hatte Lieschen eine so mächtige Backpfeife bezogen, daß ihre hellen Locken zur Seite flogen und ihr fesches, kleines Hütchen erschreckt aufs linke Ohr sprang.

„Treffe ich dich noch einmal mit diesem saudummen Depp", donnerte der Riese durch die Dunkelheit, wobei er einen seinen Körpermaßen entsprechenden Spazierstock schwang, „dann hau ich dich zusamm', daß du in keinen Sarg mehr paßt, du bleede Gans, du bleede ...!"

Mein Gehirn reagierte blitzartig. Ich stand vor dem entrüsteten Vater, der seine achtzehnjährige Tochter gegen Mitternacht am Arm eines fremden jungen Mannes überrascht hatte. Was sollte ich tun? Jede Unternehmung wäre hier von vornherein zu kläglichem Scheitern verurteilt gewesen, denn der Mann maß nicht viel unter zwei Metern, wog aber bestimmt einiges über zwei Zentner. Immerhin wagte ich mich doch zu etwas wie einer Erklärung vor:

„Entschuldigen Sie, Herr Haucke", — doch da wies der keulenartige Spazierstock schon in die Richtung, aus der ich gekommen war, und es blieb mir nur noch die eine Chance, das Weite zu suchen und zwar auf der anderen Straßenseite.

Ich war sehr niedergeschlagen, und der gewaltige seelische Katzenjammer hielt noch bis zum nächsten Tage an. Doch gleich nach Büroschluß kam Lieschen zu mir. Taktvoll überging sie den nächtlichen Zwischenfall und wünschte, daß ich mich für ihren neuen Pullover interessieren sollte. Selbstverständlich tat ich das, wenn mich auch sein Inhalt, den er freigebig abzeichnete, in noch weit höherem Maße interessierte. Das zarte Stücklein Seide kostete zwölf Mark. Lieschen fand das spottbillig.

Vier Wochen später feierten wir beide im „Auerhahn" Lieschens neunzehnten Geburtstag. Schon der Weg durch den verschneiten Wald war wundervoll. Ich kannte den Wirt, und er hatte uns das Hinterzimmer der Waldschenke schön warm geheizt. Ich schenkte Lieschen zum Geburtstag den schönen Smaragdring, den mir Melitta zurückgeschickt hatte, als wir uns verkrachten. Es war urgemütlich. Der Wirt war ein bekannter und überaus erfolgreicher Wilderer. Wir bekamen deshalb Rehbraten mit Preißelbeeren und tranken hinterher viel Glühwein, trotzdem wir das gar nicht nötig hatten.

Ja, es wurde ziemlich spät, doch dafür war es wunderschön gewesen.

Am nächsten Tage erschien Lieschen nicht zur vereinbarten Stunde am Ratskeller, und auch am übernächsten Tage blieb sie aus. Schon begann ich heftig um Lieschen zu fürchten, da läutete es um unsere gewohnte Stunde.

„Hallo, Lieschen!" rief ich aufgeräumt, aber im Türspalt erschien das sorgenvolle Haupt meiner tüchtigen Frau Kubinke: Herr Haucke wolle mich sprechen. Ich machte von der Chaiselongue einen sprungartigen Stellungswechsel hinter meinen Schreibtisch; er war gewaltig breit und aus Eichenholz. Dennoch fühlte ich mich recht unsicher.

Herr Haucke nickte leicht bei seinem Eintritt, setzte sich und wischte den Schweiß von seiner blanken Stirn.

„Sie können sich wohl denken, weshalb ich komme", schnaufte er. Es war mir nicht ganz klar, ob aus Zorn oder weil ihn die drei Treppen ein wenig angegriffen hatten. „Hm ...", machte ich. Er sah mich scharf an:

„Sie wissen wohl, Haucke ist mein Name", sagte er lauter als das erstemal.

„Ja, bitte, womit kann ich Ihnen dienen?" fragte ich.

Herr Haucke sah mich verständnislos an:

„Na, Sie, sind Sie nicht der Herr aus dem Büro meiner Tochter, der gern einen Kanarienvogel haben wollte?"

Ich öffnete leicht den Mund, und ich glaube, daß ich in diesem Augenblick sogar etwas schielte. Dann aber fiel ich aus allen Wolken:

„Ja, natürlich, ja, selbstverständlich!"

„Ich habe hier aus meiner preisgekrönten Zucht drei sehr schöne Harzer Roller", erklärte mir Herr Haucke, „alle echt und sehr billig."

„Sie sind mir als Züchter von Kanarienvögeln lange bekannt, mein lieber Herr Haucke", sagte ich mit nicht zu übertreffender Liebenswürdigkeit, und dabei hielt ich Herrn Haucke schon meine Zigarrentasche hin. O, wie wohl war mir an diesem Abend!

Herr Haucke trocknete sich abermals die Stirn. Ich tat das gleiche.

Lieschens hünenhafter Papa biß die Zigarre ab und nahm Feuer. Dann ging er in den Flur und holte ein Paket, das mit einer dunkeln Decke verhüllt war und die beiden kleinen Bauer mit den Vögeln enthielt.

„Der Preis beträgt ..." — „Ist ja ganz Nebensache", fiel ich dem Kanarienvogelmann ins Wort, „so schöne Vögel, wie ich sie von Ihnen bekomme — Sie ahnen ja gar nicht, wie lange ich mir schon solch einen Vogel gewünscht habe. Ich nehme natürlich alle drei!"

Ich zahlte, wie mir schien einen ziemlich hohen Preis.

Herr Haucke nahm noch zwei große Steinhäger und steckte sich eine zweite Zigarre zwischen die Westenknöpfe. Wir schieden in betonter Herzlichkeit. Dabei fand ich Gelegenheit, die Dimensionen einer westfälischen Bierfahrerhand kennenzulernen und dankte Gott für seinen Schutz in arger Bedrängnis. Kurz darauf erschien mein Freund Himmelhoch. Er wollte mich zum Anhören eines Vortrags über Tiefseeforschung verführen.

„Was sehe ich, du hast ja Kanarienvögel", bemerkte er, „und gleich zwei Stück!" „Es kommt sogar noch ein dritter", erwiderte ich wehleidig.

In diesem Augenblick tänzelte Lieschen mit dem dritten Harzer Roller ins Zimmer. Ich war entzückt und machte die beiden miteinander bekannt.

„Ach so ...", sagte mein Freund.

Lieschen hängte ihre Kostümjacke in meinen Kleiderschrank und gab mir

Artistencafé

(Ch. Gmelin)

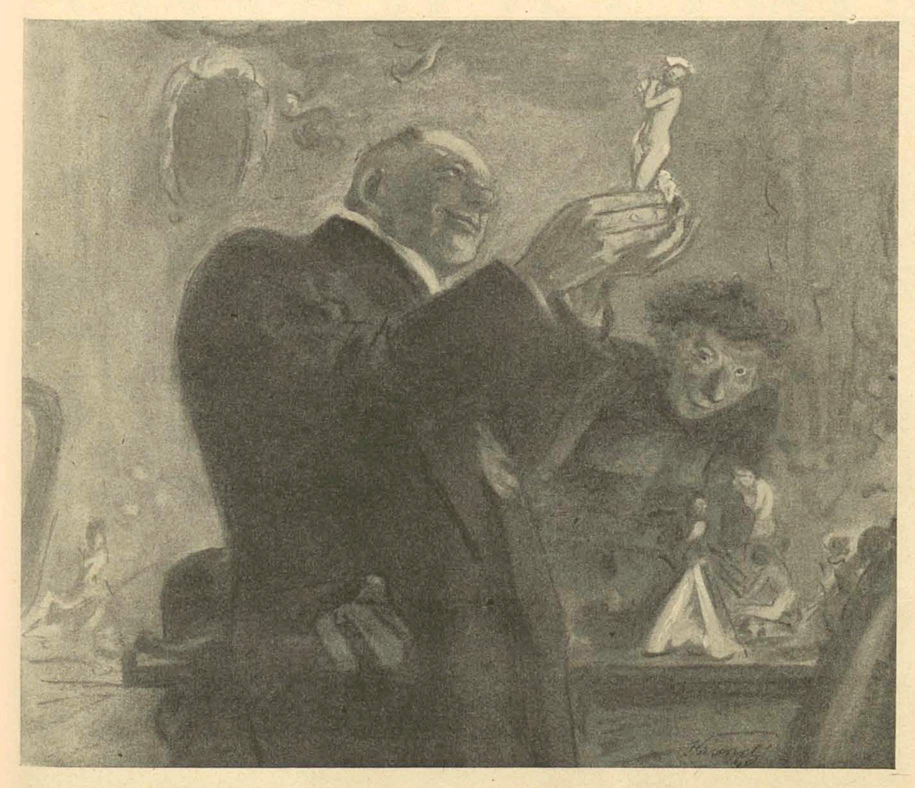


„Na, ungeschminkt sieht der ‚singende Poet' aber ziemlich mickrig aus!" — „Wenn man den ganzen Abend verworfen sein muß, bleibt fürs Tageslicht nicht mehr viel übrig, Paula!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Venus

(R. Kriesch)



„Ob diese reizende Plastik auch das richtige Geburtstagsgeschenk für ein junges Mädchen ist?" — „Aber Herr Doktor, zu dem Figürchen werden Sie doch leicht ein paar passende Komplimente als Übergang finden."

mit der Hand ein Zeichen, daß ich Himmelhoch verabschieden sollte. Ich nahm also den Vogel, den mir Lieschen soeben gebracht hatte, und drückte ihn meinem Freunde in die Hand:

„Du mußt verstehen, mein Lieber", sagte ich, „daß ich an zwei Vögeln genug habe, und komm, bitte, ein anderes Mal!"

„Hallo!" rief Lieschen und sprang dazwischen, „Du bist wohl nicht gescheit, das ist doch der Doppelroller, die beiden anderen sind keine echten Harzer."

Aber Himmelhoch dankte. Er wollte wohl als entschiedener Kavalier nicht mit einem Vogelbauer über die Straße gehen.

Als er fort war, hüpfte Lieschen selig auf meinen Schoß und strampelte mit den Beinen:

„Na, Bubi, wie hab' ich das gemacht?" fragte sie und legte ihren vollen Arm um meinen Hals, „jetzt ist alles in bester Butter!" Sie sah wieder bezaubernd aus. Dieses Mal zeigte sie mir neue Schuhe und dazu passende Strümpfe mit allen Einzelheiten und Vorzügen. Die Schuhe waren dunkelblau, tief ausgeschnitten und hatten oben kleine lederne Schmetterlinge. Sie schienen mir nicht einmal so teuer wie sie aussahen; wahrscheinlich hatte ich an diesem Abend jedes Wertverhältnis verloren.

Ich brachte Lieschen dieses Mal bis in ihre Wohnung. Ich hatte einen guten Vorwand: ich schuldete Herrn Haucke noch sechzig Pfennig für die Düte Vogelfutter, die er bei mir zurückgelassen hatte.

Herr Haucke begrüßte mich wie einen guten, alten Bekannten. Er trug daheim weder Rock noch Weste, und meine Augen hingen wie verzaubert an seinen Hosenträgern; sie waren fast handbreit und ganz und gar aus Leder verfertigt. Ich mußte mir natürlich die preisgekrönte Kanarienzucht ansehen. Ich war überwältigt und verpflichtete mich sogleich, in den Verein für Kanarienzucht einzutreten.

Dann flüsterte Lieschen etwas mit ihrem Vater, und der sagte in tiefstem Baß: „Ja, ja, geht's nur noch ein bissel!"

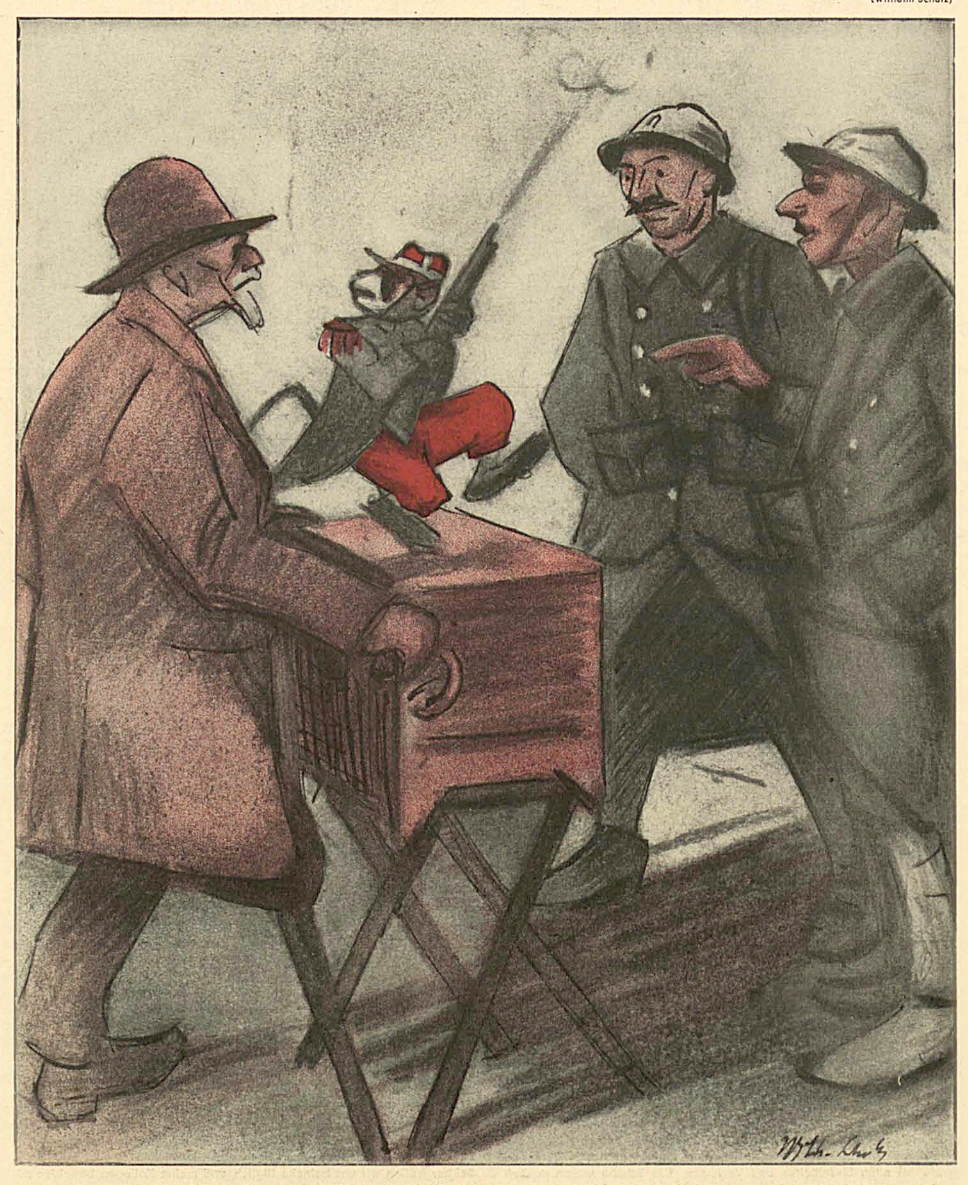
Während sich Lieschen vor dem Spiegel mit Hilfe zweier Stifte, einem roten und einem schwarzen, schmückte, unterfertigte ich ein Formular, laut dessen ich mich um die Mitgliedschaft im Verein für Harzer Roller bewarb.

Dann verlebte ich mit Lieschen noch einen herrlichen Abend.

Seither treffen wir uns beinahe täglich, und meine Kollegen beneiden mich alle um Lieschen. Nur am ersten Dienstagabend im Monat bin ich unabkömmlich, denn der Vorstand des „Vereins für Harzer Roller" hat mich zum Schriftführer gewählt.

Die Emigranten werden zur französischen Armee eingezogen

(Wilhelm Schulz)



„Mon dieu, der Affe kann schießen!"
„Warte nur, Pierre, der bekommt auch noch seinen Stellungsbefehl!"

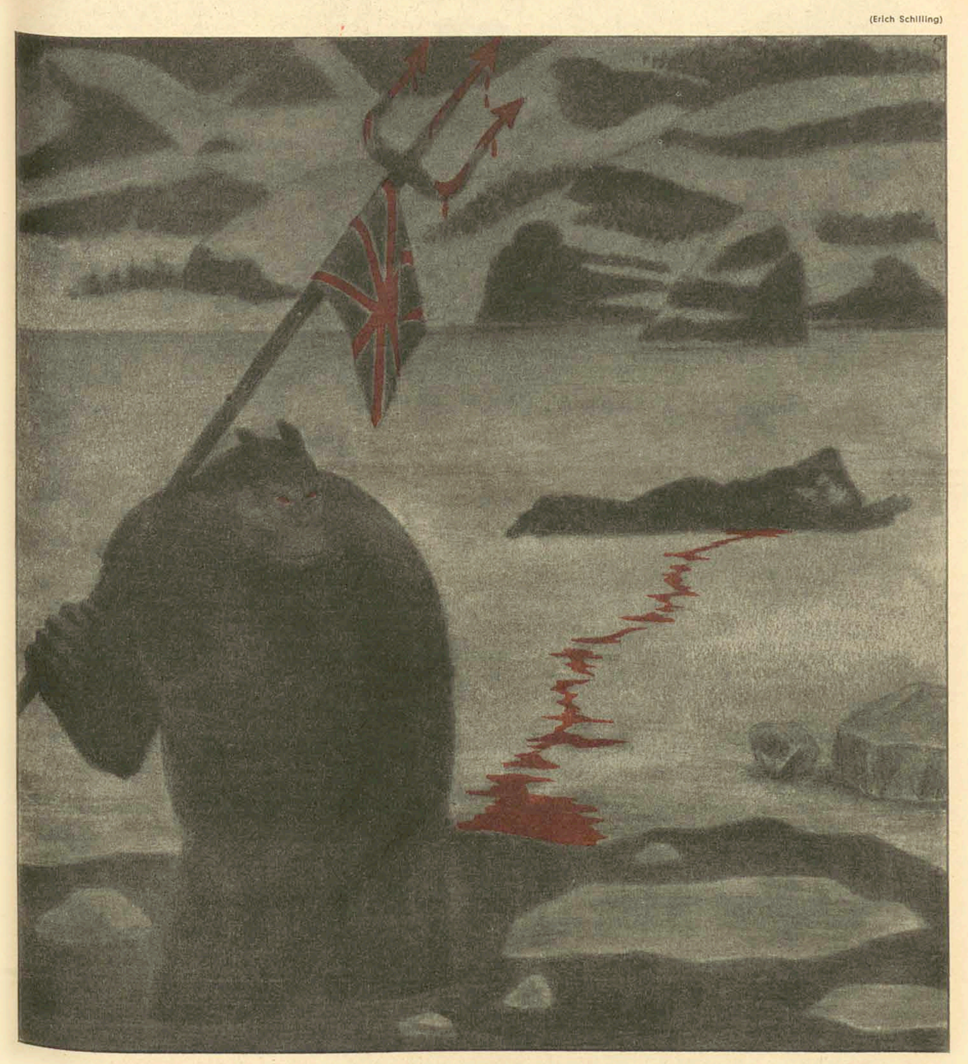
München, 10. März 1940
45. Jahrgang / Nummer 10

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(Erich Schilling)



Altmark

Im Wartesaal

(Toni Bichl im Felde)



Prophezeiungen im Frühling

Eins kann man mit Sicherheit sagen: Frühling wird es auch in diesem Jahre werden.

Woher man zu dieser zackigen Prophezeiung kommt? Frühling ist ein altes Brauchtum der Natur, an dessen Bestehen sich schon die ältesten Leute erinnern können und von dem niemals abgewichen wurde, weder im strammsten Kriege, noch im lätschigsten Frieden, und selbst in der ungewissen Zeit zwischen Krieg und Frieden konnte der Frühling niemals verschoben werden. Auch in diesem Jahre findet der Frühling nach sicherem Vernehmen statt und wird programmgemäß durchgeführt, selbst während der Verdunkelung, diesseits und jenseits der Grenzen.

Man muß geradezu staunen, daß es so etwas gibt. Gestern stieß ich zum erstenmal mit dem Vorfrühling zusammen. Sie denken womöglich an ein Veilchen, oder einen Zitronenfalter, oder ein Gänseblümchen. Oh, es gibt viel sicherere Anzeichen. Die Frauen spüren ihn, und wenn eine Frau den Frühling spürt, so äußert sich das schlagartig. Sie bekommt einen Drang zum Großreinemachen. Dieses Reinemachen klingt ganz harmlos, es ist aber nicht harmlos, und so kommt man eines Tages nach Hause, und dort sieht es dann wie im Speicher während der Entrümpelung aus, vom trauten Heim spürt man kaum einen Hauch, alles steht an einem anderen Platz und dazwischen rinnt Feuchtigkeit. Gegen die Weichteile der Wohnung wird mit Rohrinstrumenten geschlagen, daß Männer und Motten nervös werden und nachgeben. So benehmen sich tüchtige Hausfrauen im Frühling und leben sich im angestammten Drang zur Reinlichkeit aus.

Es wird lange dauern, bis Sie Ihr Zimmer wieder in gewohnter Weise eingedickt haben und der penetrante Duft nach Sauberkeit gewichen ist.

Das ist der laute, turbulente Teil des häuslichen Frühlings.

Es gibt auch einen leisen, aber sehr gefährlichen. Hüten Sie Ihre liebgewordenen alten Mäntel und Kleidungsstücke! Eines Tages wird sich ein weibliches Wesen mit gezücktem Messer auf sie stürzen. Mit dem Messer? Jawohl mit scharfgeschliffener Klinge, mit einem Trennmesser. Was einst der Schneider mühsam und nicht kostenlos zusammengefügt hat, zerlegt das Weib in Atome, in die verschiedensten Teile, von denen die kleinsten die Bezeichnung Topflappen haben.

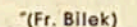
Nach meinen Erfahrungen muß der Bedarf an Topflappen ganz gewaltig sein. Ich habe schon gut erhaltene Frackmäntel zu Topflappen werden sehen, zu schwarzen Topflappen natürlich, und ich nehme an, zu Topflappen für Trauerfälle.

Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, verstecken Sie Ihre Kleider im Frühling und verbergen Sie sie im Schließfach einer Bank, zu dem nur Sie allein den Schlüssel haben. Frauen mit Trennmessern in den Händen dringen durch die feinsten Spalten, gleich den Mikroben, und vernichten Kleidungsstücke.

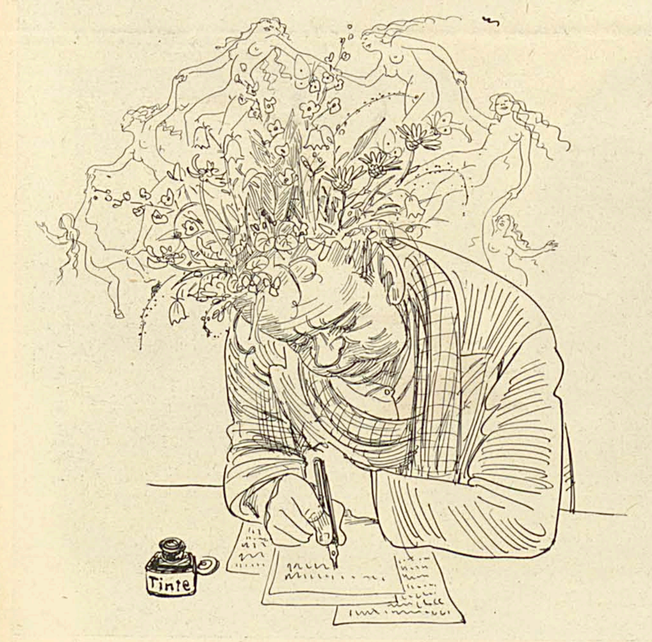
Begründung: „Du trägst das ja doch nicht mehr!" Pietät kennt diese Sorte nicht, keine Liebe zu alten Regenmänteln und zu alten unansehnlichen Hüten. Unter alten Hüten namentlich haust der Frühling und seine Inkarnation als ordnende Frauengestalt fürchterlich. Sie werden mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und was je aus ihnen wird, hat noch nie ein Mensch erfahren. So ein alter Lodenhut kann doch kaum zu einer Sporthose für Mäxchen umgearbeitet werden, glaube ich wenigstens. So, das sind also die ersten untrüglichen Anzeichen des Frühlings. Sie treten früher auf als Stare und Himmelsschlüssel, aber wenn irgendwo ein Ausklopfer knallt und ein Trennmesser blitzt, dann ist auch der Huflattich nicht mehr fern. Hausfrauen haben's im Blute, sie sind vorzügliche Wetterpropheten.

Foitzick

Das Frühlingsgedicht

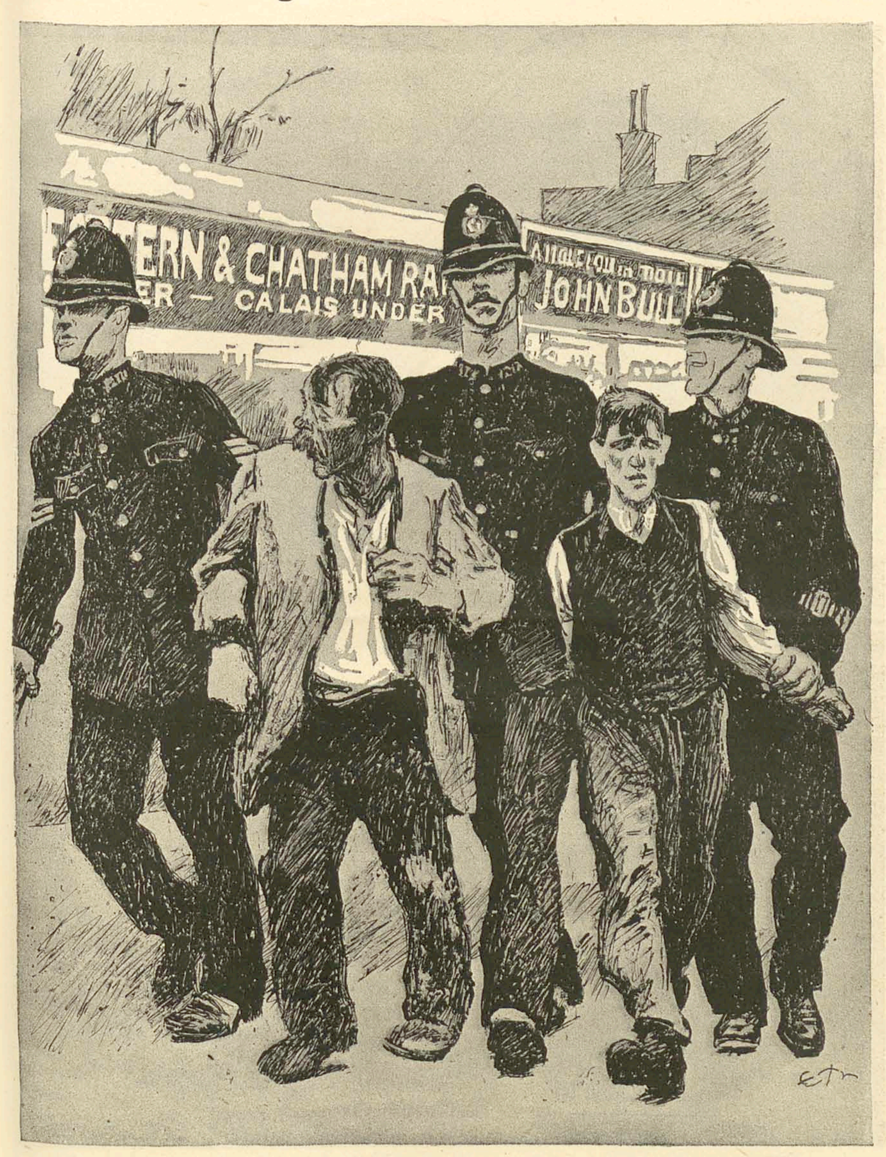


(Fr. Bilek)



Englischer Sozialismus

(E. Thöny)



„Zuerst wurden wir arbeitslos und jetzt sollen wir auch noch die Freiheit verlieren — sind wir denn Neutrale?“

Halb zwei

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn Mutti mir mehr Freiheit in der Lektüre ließ', könnte sie mächtig Strom sparen!"

Die Flaschenbierhandlung

VON KÄTE BIEL

Otto wollte heiraten und war auf der Suche nach einer Wohnung. Wir schlugen ihm eine hübsche Behausung in einem großen modernen Wohnblock in unserer Nähe vor.
Otto wehrte ab. „Nein, nein — da fährt unten ja der Nachtautobus. Das wird mir zu laut — und außerdem ist 'ne Weinstube im Haus, das ist ja etwas Ähnliches wie eine Flaschenbierhandlung, und die ist für mich der Inbegriff alles Okkulten und Geheimnisvollen —"
Wir drangen mit einem Sturm von Fragen auf ihn ein. Otto lächelte versonnen. „Die Sache liegt schon acht Jahre zurück. Ich hatte zufällig beim Friseur in einer der damals haufenweise existierenden Orakelzeitschriften eine Anzeige von erhabener Einfalt gefunden. ‚Frau Antonie Griebel, der eigenes Horoskop Weltruf verheißt, berät Sie laufend in allen Lebenslagen!' Ich setzte mich daraufhin mit Antonie Griebel in Verbindung und erhielt die Aufforderung, zu einem Aussprache-abend zu ihr zu kommen, dort würde ich die Materie am besten in ihrer schönsten Entfaltung kennenlernen.
Die Wohnung der Weltruhm-Anwärterin war voller Plüsch und verschnörkelter Möbel und außerdem von Essigdämpfen erfüllt, weil in der Küche irgendein Gemüse eingeweckt wurde, und wahrscheinlich ist aus diesem Grunde für mich die Astrologie zeitlebens mit dem Geruch von etwas überaus Säuerlichem verbunden. An jenem Abend hatten sich etwa zwanzig Personen eingefunden, meist schon Anhänger und Vertraute Antonie Griebels, die von ihnen mit ‚Meisterin' angeredet wurde. Witwen, ältere Herren, einige junge Leute und Ehepaare sowie junge Mädchen. Fast alle machten einen irgendwie vom Leben zurückgesetzten und enttäuschten Eindruck, und auch in den jungen Mädchen lag schon keimhaft die Witwe, es war sehr merkwürdig.
Frau Griebel hatte ein liebenswürdiges Wesen, helle, harte Augen und eine aufdringlich weiche Stimme. Ihr Kleid war erwartungsgemäß schwarz und feierlich. Ehe sie in die lukrativere Mystik hinüberwechselte, war sie Masseuse und eine Art Heilbehandlerin gewesen.
Über unseren Köpfen waren Drähte aufgespannt, und wenn man sich auf das Walten des dazugehörigen Abschirmapparates verließ, so konnten innerhalb der Wohnung der Meisterin schädliche Erdstrahlen ihr Wesen nicht treiben, sondern mußten sich ein Wirkungsfeld einen Stock höher bei dem pensionierten Postbeamten suchen, dem von Frau Griebel ein Abschirmapparat zu ermäßigtem Preis angeboten worden war, welches Anerbieten er jedoch mit törichten Reden über Humbug und Schwindel abgelehnt habe. ‚Und woher — frage ich Sie — woher hat er nun wohl seinen schlimmen Rheumatismus?' schloß die Meisterin mit feinem Lächeln.
Dann begann der offizielle Teil des Abends. Fragen wurden gestellt und beantwortet, und Frau Griebel, Kreide in den Fingern, malte Zeichen auf eine schwarze Wandtafel.
Bescheiden sind Astrologiegläubige nicht. Die erhabene Ungeheuerlichkeit der Welt der Gestirne erscheint ihnen gerade recht zur Auskunftserteilung über winziges Menschenschicksal, über Lotteriegewinnmöglichkeiten oder günstige Börsenspekulationen.
Der Ausspracheabend war eine sehr geschickte Sache. Hier wurden die Anhänger, die bereits laufend für sich Horoskope bezahlten, mit den anderen, die erst der Neigung, der Meisterin Aufträge zu erteilen, neu gewonnen werden sollten, gemischt. Unbewußt erzeugt von zwanzig Gläubigen entstand eine sonderbar dicht gewirkte und gewebte Atmosphäre, die im Laufe des Abends immer intensiver, immer wärmer wurde, bis jene dem Ausbrüten neuer Anhänger gedeihliche Temperatur erreicht war. Nach zwei Stunden Zuhörerschaft, umbraust von tobendem Beifall, schien es mir gar nicht mehr so grotesk, daß Frau Griebel einer jungen Frau die Zukunftsaussichten des Babys erläuterte, dessen sich diese seit einigen Wochen erfreuen durfte, und unter anderem auch aus den Sternen feststellte, daß die Kinder des Säuglings Glück im Tierhandel haben dürften. Ich dachte noch einige Male an das Höllengelächter, das Astronomen bei Erwähnung der neuzeitlichen Astrologie anschlagen, aber der Gedanke war matt und ohne Kraft.
Die Meisterin lächelte nur zu den wenigen Gegengründen, die angeführt wurden. Der Unwissende, der nicht der Sternenwissenschaft sein Ohr leihe, müsse durch eine Kette von Tränen hindurch. Sie hatte eine blumige, aufgebauschte Redeweise, aber ich war damals so wenig wie die anderen imstande, die Parallelen zu erkennen, die zwischen der feinsinnigen Astrologin und König Midas bestanden. Verwandelte sich alles, was in die Nähe des sagenhaften Herrschers geriet, in Gold, so verwandelten sich alle ehrlichen und ihre Logik in sich tragenden Begriffe, gerieten sie in den Denkmechanismus der Meisterin, ebenfalls in etwas Metallisches; wenn auch nicht in Gold, so doch in Blech.
Sie bot Schriften an, die uns zur Erkenntnis verhelfen sollten. ‚Ich schrieb sie, wie eine treusorgende Mutter sie für ihre geistig noch schlummernden Kinder schreiben würde...' sagte sie ernst, ‚lesen Sie sie, und kommen Sie öfter zu diesen Aussprache-Abenden, und Sie werden sich bald in einem höheren Bewußtsein geborgen fühlen!' Von diesem Satz, besonders wenn man ihn in einer von Essigdünsten durchwallten Plüschwohnung ausspricht, geht etwas seltsam Rührendes und Tröstliches aus, und deshalb spielt es weiter keine Rolle, daß er jeden Sinnes entbehrt.
Erfahrungen wurden ausgetauscht. Eine glückliche Braut erhob sich. ‚Sie hatten vor zwei Jahren aus meinem Horoskop ersehen, daß mir Förderung zuteil würde durch sehr aktive Personen, durch Ärzte, Militärs und solche, die mit scharfen Instrumenten oder Flüssigkeiten umgehen, — und nun habe ich mich vorgestern mit einem Dentisten verlobt!' sagte sie dankbar.
Frau Griebel lächelte. ‚Ja, meine Lieben, die Welt ist voller Rätsel. Und diese meinen Mitmenschen auszudeuten, ist der einzige Trieb, der mich bewegt.' Ihre Finger spielten mit einem grünen Preßglastintenfaß und ihr Lächeln bekam etwas Demütiges, Entrücktes. ‚Da kam neulich eine Dame zu mir, ihre siebzehnjährige Tochter sei fort. Die Polizei habe keine Spur entdeckt, und ob das Mädel überhaupt noch lebe? — Ich notierte die Zeit, um welche die Dame ins Zimmer zu mir kam, ermittelte den Gestirnstand, ließ mir dann die genauen Geburtsminuten von Mutter und Tochter geben und verglich darauf die drei Horoskope miteinander. Durch eine aufs feinste ausgearbeitete Deutungsmethode habe ich dann festgestellt, daß das Mädel in einer Badeanstalt in drei Tagen einen Selbstmordversuch machen würde. Die Mutter konnte das blühende junge Leben noch im letzten Augenblick retten! — Aber was, so frage ich Sie, meine Freunde, wäre geworden, wenn ich nicht durch meine Erkenntnisfähigkeit in die geheimen kosmischen Zusammenhänge eingegriffen hätte?'
Dann nahm sie Kreide, malte Zeichen an die Tafel und erläuterte die astrologischen Bedingtheiten der eben vorgetragenen Kolportagegeschichte, und die Anhänger nickten wie ein Mann und sagten: ‚Wunderbar klar, Meisterin!'
Herr Nuteweig erhob sich. Er war nicht ein x-beliebiger Mitmensch, sondern auch jemand, der mit dem Kosmos in engster Geschäftsbeziehung stand. Er verteilte Zettel mit hektographiertem Text: ‚Senden Sie zwei Mark und Ihren selbstgeschriebenen Namenszug an den bekannten Pendelforscher Nuteweig, und stellen Sie Fragen über Ihre Zukunft, die Ihnen treffendst beantwortet werden!' Er war ein kleiner Mann mit tanzendem Adamsapfel und einer faserigen Krawatte. Über Seelenwanderung sprach er wie andere Leute vom Straßenbahnfahren. Man steigt einfach um, in ein neus Leben hinein, so einfach ist das. ‚Ich möchte bemerken, Herrschaften, alles, was ich hier vorbringe, sind eigene Forschungsergebnisse. Und zwar denke ich nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Gefühl, Herrschaften! — Seitdem die Seuche des Verstandes unser armes Volk ergriffen hat, seitdem jeder Geographie und Geschichte und Sport lernen muß, Sachen, die er im späteren Leben doch nicht braucht, seitdem grassieren die seelischen Erkrankungen! Und dabei erfrechen sich die Herren Wissenschaftler doch tagtäglich, uns der Scharlatanerie zu bezichtigen!' Er leuchtete vor Eifer. Vielleicht wirkte er etwas muffig und ungelüftet in seinem ganzen Aussehen, aber der gute Wille, die Welt zu verbessern, war ihm nicht abzusprechen. ‚Nicht eher werden die Angriffe verstummen, bis wir nicht aus staatlichen Mitteln gefördert werden! Wir verlangen schärfstens die sofortige Errichtung einer autonomen Universität für Symbolwissenschaften, mit eigenen Fakultäten für Astrologie, Spiritismus, Okkultismus, Pendelforschung und Handlesekunst!'
Die Meisterin klatschte eigenhändig Beifall. ‚Und dann werden wir auch den Doktortitel verleihen!' sagte sie zuversichtlich. ‚Und überhaupt ist dann die ganze übrige Wissenschaft nur noch ein Trümmerhaufen, alle werden umlernen müssen!'
Nuteweig strahlte. ‚Eine herrliche Frau!' sagte er etwas gedämpfter zu uns. ‚Sie stützt sich auf Goethe, er hat ja auf dem gleichen Gebiet gearbeitet. Wenn er noch lebte... — Goethe und die Meisterin, denke ich mir so manches Mal, das hätte ein Paar gegeben! — Trotzdem ist sie eigentlich noch feiner als Goethe, differenzierter, verstehen Sie?'
Frau Griebel wandte sich uns wieder zu. ‚Meine Freunde — der heutige Abend neigt sich seinem Ende zu. Ich sehe schon an Ihren Mienen, daß so mancher einen Auftrag für mich haben wird. Die Preise sind individuell, je nachdem, wieviel Arbeit ich für das einzelne Horoskop zu leisten habe', sagte sie verbindlich und eigentlich beiläufig. Dann aber grub sich ein heiteres Lächeln um ihren Mund, sie breitete die Arme aus, und es wirkte, als setze ein riesiger schwarzer Vogel ungeschickt zu Flugübungen an. ‚Im übrigen, meine Freunde, muß man staunen, was unter der heutigen Menschheit alles möglich ist. Jedem Denkenden müßte doch klar sein, daß der Kosmos nach einer höheren Intelligenz als der menschlichen errichtet worden ist. Welche Mühe es mir also macht, mich in diese schwierige Materie nachschöpferisch hineinzuversetzen?! — Da kann ich doch nicht, wie es manche Unwissende schon erwartet haben, ein Horoskop für fünf Mark liefern!'
Nach dieser Einleitung begann sie aus dem flutenden See des Glaubens die Aufträge herauszu-

Dem Frühlingslyriker

Von Ratatösfr

Bald kommt wieder ein warmes
oder doch wärmeres Wötter.
Stimm' die Saiten des Darmes,
lache der unkenden Spötter!

Hörtest du nicht schon die Amsel
erstmals durchs Abendrot rufen?
Sahst du nicht jüngst eine Mamsell
nicht vor dem Möglichen hufen?

Ach, nun nahen drei Monde,
da sich begrünt jedes Boskett.
Ruf' auch du das Gewohnte!
Huf' auch du nicht, wenn's losgeht!

fischen. Inzwischen sprach Nuteweig noch einmal zu uns, denn einige der Anwesenden hatten Zweifel in die technische Möglichkeit der Seelenwanderung gesetzt.
Nuteweig lächelte verhalten. ‚Sehen Sie, neulich, da kam eine Frau zu mir und fragte mich, woher es käme, daß ihr Sohn trinkt. In der ganzen Familie ist so etwas nicht vorgekommen. Eltern nicht, Brüder nicht. Onkels nicht. Ich wußte zuerst auch gar keine Erklärung, dann aber kam es wie eine Erleuchtung über mich, und ich sagte der Frau auf den Kopf zu: ‚Sie haben damals, als das Kind kommen sollte, in einem Hause gewohnt, in dem sich eine Weinhandlung oder etwas Ähnliches befand!' Na, das Erstaunen der Frau hätten Sie sehen sollen! Weinhandlung nicht, aber 'n Brotgeschäft, und da verkauften sie auch Flaschenbier . . . ! Sehen Sie, Herrschaften, daher kam also das Unglück mit dem Sohn!'
Die Stille unter uns war sehr groß. ‚Wie das nun vor sich gegangen war, Herrschaften? — Ganz einfach!' Nuteweig sah uns streng und doch gütig an. ‚Um uns herum schweben Tausende von Seelen ohne derzeitiges Heim und suchen eine Gelegenheit zur Wiedergeburt! — Die Ausdünstungen der Flaschenbierhandlung, Herrschaften, die zogen nun eine erdgebundene Säuferseele an, und da wundert sich die arme Frau noch, weshalb ihr Sohn ein Trinker geworden ist!'
Nuteweig blickte stolz um sich. ‚Ich stehe turmhoch über jedem armseligen Wissenschaftler, Herrschaften! Denn niemand außer mir ist auf diese einfache Erklärung gekommen!' sagte er befriedigt. ‚Darum merkt es euch, ihr Frauen und Mädchen, es liegt ganz bei euch, was für ein Kind ihr dermaleinst bekommen wollt! Ihr solltet während dieser Zeit möglichst hoch wohnen, denn durch die Höhe der Wohnung wird leichter eine reine Seele herbeigezogen. Die erdgebundenen mit Genießereigenschaften, die schweben tiefer!"
Unser Freund Otto hatte seinen Bericht beendet. Wir staunten ihn fassungslos an. Er lachte etwas. „Ihr denkt nun wohl, ich habe übertrieben, oder die Dinge noch grotesker dargestellt, als ich sie erlebt habe? Aber alles ist buchstäblich wahr. Übrigens hat Nuteweig die wundervolle Hypothese von der Anziehungskraft des Flaschenbiers auf süchtige Seelen einige Monate später, kurz bevor alle die kleinen geschäftstüchtigen Magier durch das Wahrsageverbot hinweg- und wieder in ihren soliden bürgerlichen Beruf hineingefegt wurden, noch in einem okkulten Blättchen veröffentlicht. Ich hab's der Kuriosität halber aufbewahrt und kann's euch zeigen!"

DIE GOTTHARDREISE

VON WILHELM LUKAS KRISTL

Die Schienen der Gotthardbahn liefen im Schnee dahin. Feine Eiskörner berieselten die Fensterscheiben des Eisenbahnwagens. Dann hielt der D-Zug an der letzten deutsch-schweizerischen Station, in Göschenen. Die beiden Italienreisenden, der Gewerberat Gschpielbauer und sein Neffe, besahen sich interessiert das Treiben auf dem Bahnhof. Viel Skiläuferinnen standen herum, in dunklen langen Hosen und bunten Jäckchen, die Hände in den Hosentaschen, die Skier wie Lanzen aufgestellt.
„Die heutige Zeit! Die Mannsbilder fahren Kinderwagen und die Weiberleut' fahren Ski. Wenn s' Hosen anham, sieht ma's erst, was die Weibsbilder für Hintern ham." Der Gewerberat schaukelte teils belustigt, teils mißbilligend den Kopf. In seinen weiteren Betrachtungen über dieses Thema wurde er vom Neffen unterbrochen, der seine Aufmerksamkeit auf das elektrische Licht lenkte, das soeben im ganzen Zug aufflammte: „Das Zeichen, daß es jetzt in den Gotthardtunnel hineingeht. Der längste Tunnel von Europa. Fünfzehn Minuten braucht der Schnellzug. Gib Obacht,

Venezianische Gondel (v. Stengel)



Onkel, das ist der Höhepunkt von der ganzen Reise. Abschied vom Norden — eine Viertelstunde später im italienischen Frühling!"
Der Neffe hatte sich bei dieser feierlichen Ankündigung unwillkürlich erhoben. Jetzt setzte er sich wieder, zog an seiner Krawatte und knöpfte die Jacke auf und zu. Der Onkel sah auf die Uhr. Der Zug fuhr an. Bald schluckte ihn die Nacht. In erwartungsvollem Schweigen saßen sich die beiden Reisenden gegenüber. Erst als es draußen dämmerte, entfuhr dem Jüngeren ein gespanntes „Jetzt". Auf einmal blendete sie die Sonne und ein Tal öffnete sich, überspannt vom blauen Himmel. Alles im Zug drängte zu den Fenstern, zum Licht, zu dem Stück verzauberter Natur, das sie auf dieser Seite des Gotthard empfing.
Wie sehr er doch mit seiner Ankündigung recht gehabt habe, wollte der Neffe soeben feststellen. Sein Onkel kam ihm zuvor:
„Genau zwölf Minuten hat er braucht."
„Wieso zwölf Minuten?"
„Natürlich, genau, net fünfzehn."
„Wieso net fünfzehn?"
„Weil er bloß zwölf braucht hat."
Verblüfft blickte der Neffe auf die dicke goldene Uhr des Alten mit den dünnen römischen Ziffern. Die Augen des Gewerberats glänzten. In den beiden Grübchen seiner Wangen saß liebenswürdiger Triumph. „Kann ich net verstehen. Soviel ich laut Fahrplan festgestellt hab, braucht er präzis eine Viertelstunde."
Der Neffe fühlte durch die Tempobeschleunigung der schweizerischen Bundesbahn sein Ansehen als Reisebegleiter bedroht. Den Onkel freute das: „Jetzt brauchens eben anscheinend doch net so lang." — „Die werden jetzt net so lang brauchen, geh!"
„Ich hab doch genau aufgepaßt."
„Vielleicht geht deine Uhr nach."
„Warum soll meine Uhr nachgehen. Zwölf Minuten sind zwölf Minuten."
„Das wär ja gelacht. Wenn deine Uhr nachging, nachher könnt'st du doch nicht mit Exaktheit feststellen, ob der Zug zwölf Minuten oder fünfzehn gebraucht hat."
„Ist doch ganz egal. Zwölf Minuten sind zwölf Minuten. Und wenn meine Uhr eine geschlagene Stunde nachgingert."
Der Neffe gab die Sache nicht auf: „Du bist ja gut. Das macht doch was aus. Wenn deine Uhr eine

Stunde nachgeht, kannst du doch nicht kontrollieren, was der Zug für ein Tempo hat."
„Aber meine Uhr geht doch gar keine Stunde nicht nach. Die geht überhaupts nicht nach. Die stimmt genau mit der Bahnhofsuhr überein. Ich hab's gestern noch gestellt. — Ausgeschlossen!"
„Nein, aber gesetzt den Fall, sie würde eine Stunde nachgehen. Ich meine ja nicht, daß sie falsch geht, sondern daß sie nachgeht. Wenn der Minutenzeiger nicht in der gleichen Zeit in seinem Kreis herumläuft wie bei einer normalgehenden Uhr. Ja, wenn eine Uhr eine Stunde nachgeht, das macht bei jeder Viertelstunde was aus. Das kann unter Umständen bei fünfzehn Minuten schon drei Minuten ausmachen."
Neffe und Onkel redeten lauter. Das schöne Tessintal versank für sie ins Nichts. Sie übersahen die ersten italienischen Aufschriften, den ersten granitgrauen romanischen Kirchturm, ja sogar die erste schüchterne Palme.
„Wer sagt denn, daß meine Uhr nachgeht?" Abermals holte der Gewerberat seine Uhr hervor. Er verglich sie mit der flachen silbernen des Neffen. Dieser rief: „Da ham ma's ja! Deine Uhr geht eineinhalb, fast zwei Minuten nach. Fehlt zu der Viertelstunde nur noch eine Minute." Der Alte stutzte. Dann klatschte er sich lachend auf den Oberschenkel: „Meine Uhr soll nachgehen? Deine Uhr geht vor! Deshalb weil seine Uhr vorgeht, soll die meinige nachgehn! Ich hab meine Uhr gestern genau nach der Bahnhofsuhr gerichtet."
„Da nützt das Richten nichts. Denn wenn deine Uhr in jeder Stunde bloß zehn Sekunden nachgeht, dann macht das im Tag vierundzwanzig mal zehn Sekunden aus, sind zweihundertvierzig Sekunden, geteilt durch sechzig..."
„Was, geteilt durch sechzig?"
„Ja, geteilt durch sechzig, weil eine Minute bekanntlich sechzig Sekunden hat."
„Is ja a Schmarrn! Meine Uhr geht ja nicht nach. Meine Uhr? Ha! So eine Uhr kriegst du ja heutzutag gar nimmer z' kaufen. So was wird in der heutigen Zeit nimmer hergestellt. Eine echte alte Schweizer Zylinderuhr."
„Warum net. Im Gegenteil. Bei der heutigen Technik werden noch ganz andere Uhren gemacht. Schau dir zum Beispiel ein elektrisches Präzisionswerk an. Das hat man früher schon aus dem Grund nicht herstellen können, weil man an elektrischen Strom nicht kennt hat."
„Ja, im Grund genommen kennt man heut auch noch net, was der elektrische Strom eigentlich ist. Weißt du vielleicht, was Elektrizität ist?"
Der Streit glitt nun endgültig von der Zylinderuhr des Gewerberats Gschpielbauer zu den elektrischen Türöffnern und zu den Edison-Glühlampen über, und der Neffe erörterte gerade die Froschschenkelversuche des Doktor Galvani, als ein Mann die Wagentüre aufriß und sich mit „Passaporto, signori!" vorstellte.
„Jessas, Jessas", rief der Gewerberat aus, „ich glaub, mir san gar schon z' Italien!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Es war im Schwimmbad. Eine Süße setzte sich auf meine Brille. Sie erschrak entsetzlich und entschuldigte sich:
„Jetzt habe ich mich auf Ihre Brille gesetzt!"
„Keine Sorge! Sie hat schon ganz andere Dinge gesehen."

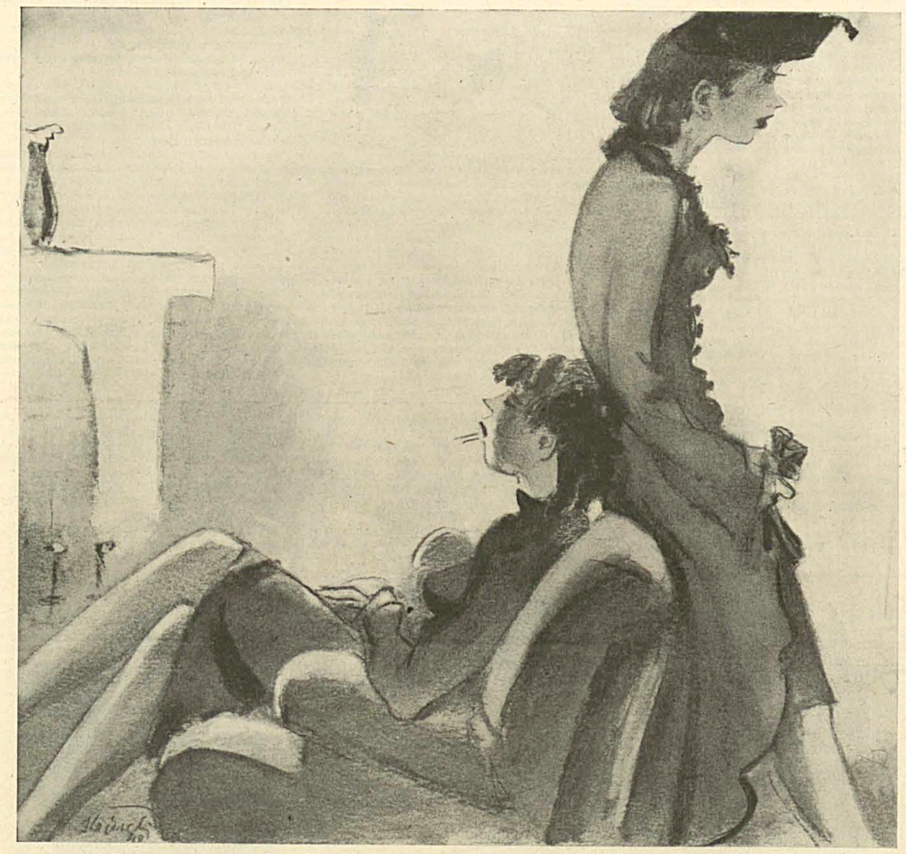
Bei der Führung durch ein großes Gaswerk gab sich der leitende Ingenieur alle Mühe, uns in die Geheimnisse der Gasherstellung einzuweihen. Nach Beendigung versammelten wir uns um ihn im Halbkreis. „Hat noch jemand eine Frage bezüglich des Gases und seiner Nebenprodukte?" fragte unser Führer. Da konnte man aus den hinteren Reihen hören: „Frag mal, wo die Gasrechnungen gemacht werden!"

Die Schwester unseres Hausmädchens heiratete. Ich fragte:
„Wollen Sie nicht zur Hochzeit fahren, Resi?"
Resi schüttelte energisch den Kopf:
„Hams mi zur Kindstaufen net eing'laden, brauch i zur Hochzeit a net kommen!"

Benno sitzt melancholisch in einer Ecke der Weinstube, trinkt, raucht und ist froh, als ein Herr an seinem Tisch Platz nimmt, der nach ein paar einleitenden Worten sagt:
„Sie entschuldigen schon, aber waren Sie früher nicht öfters mit einer auffallend hübschen Blondine in der Bijou-Bar?"
„Allerdings —" nickt Benno, „— das ist aber schon lang her — schon sehr lang..."
„Hm —", murmelt der Herr vor sich hin, „— ich hab mir gleich gedacht, daß Sie es waren... Kommen Sie noch immer mit der Dame zusammen?"
„Gelegentlich —", lächelt Benno trübe, „— gelegentlich... Ich hab sie nämlich geheiratet!"
„Was Sie sagen!" ruft der Herr überrascht aus, dann schweigt er, schaut Benno bekümmert an und sagt aufrichtig: „Geheiratet! Das tut mir aber leid! ... Sie sind so ein sympathischer Mensch ... Wenn ich das früher gewußt hätte, Sie können mir's glauben, dann hätt' ich mich von ihr nicht scheiden lassen!"

Die Rache

(R. Kriesch)



„Warum triffst du dich denn mit Werner, wenn du so schlechter Laune bist?"
„Weil er es nicht besser haben soll als ich . . ."

BREMISCHE ANEKDOTEN

VON KARL LERBS

Jene zwei würdigen alten Herren, die in der bremischen Anekdote die heimische Wesens- und Mundart verkörpern, begaben sich zu dunkler Stunde gemeinsam heimwärts — in eben jener Verfassung, in der die bremische Wesens- und Mundart sich am treuherzigsten offenbart.
„Cornelius", sagte der erste, „du hast einen weg."
„Caspar", erwiderte der zweite, „ich habe keinen weg. Ich bün nüchtern wie 'n gebackener Stint."
„Cornelius", versetzte der erste, „wenn du keinen weghättest, denn hättest du so viel Verstand, daß du merken würdest, daß du einen weghast."

*

Staunend standen Frau Knake und Frau Hornkohl vor dem Tiergehege der „Meierei" im Bürgerpark und betrachteten die darin untergebrachte Auswahl fremdländischer Lebewesen. Besonders die Känguruhs regten sie zu ernsten Betrachtungen an.
„So 'nen Kängeruh —!" sagte Frau Hornkohl gedankenschwer. „Kannst du dir so 'nen Kängeruh wohl auf'r Sögestraße vorstellen?"
„Auf'r Sögestraße —?" fragte Frau Knake verblüfft. „Mein Zeit, was soll er denn da?"
„Nix soll er da", versetzte Frau Hornkohl. „Ich mußte man bloß eben denken, wie die Schutzleute, wie die sich da wohl zu stellen würden."

*

In einem bremischen Dorfe wirkte vor Zeiten ein Geistlicher, dessen — von den Bauern mit Zurückhaltung geduldete — Neigung für den kirchlichen „Modernismus" sinngemäß mit einer Vorliebe für die neuzeitlichen technischen Errungenschaften verbunden war. Immerzu wollte er im Pfarrhaus „was gelegt" haben — Wasserleitung, elektrisches Licht und schließlich sogar Fernsprecher.
Der Ortsvorsteher Ehler Kleybohm hielt es für richtig, dieser Neuerungssucht durch einen Gegenangriff aus kirchlichem Gebiet entgegenzutreten. „Herr Pastohr", sagte er, „unser Herr Dschesus, der hat auch keinen Telefong gehabt."
Der Geistliche geriet in Hitze. „Davon verstehen Sie nichts, Kleybohm", sagte er ärgerlich. „Wenn unser Herr Jesus heute noch unter uns lebte, würde er sich sofort Fernsprecher legen lassen — und für jeden seiner Jünger würde er auch einen bestellen." — „Zo?" versetzte Ehler Kleybohm trokken. „Meinen Sie das, Herr Pastohr? Denn is es dscha man gut, daß Sie keine Dschüngers haben."

*

Als Konsul Petri seinem Geschäftsfreund von auswärts Bremen zeigen wollte, lotste er ihn zunächst ohne jede Mühe in den Ratskeller. Nach mehrstündigem gründlichem Studium lotste er ihn nicht ganz ohne Mühe wieder heraus, nahm mit ihm am Roland Aufstellung, machte die Position aus und erläuterte seinem Gast die Besonderheiten des Stadtbildes. „Tschä, kuck", sagte er, „da steht denn dscha nu das Rathaus, wo wir eben unter waren, un da drüben steht den dscha der Dom. Wenn das Rathaus nicht da stände, wo es steht, denn stände da wohl der Dom, un wo dschetz der Dom steht, da stände denn wohl das Rathaus. Aber das is dscha wohl egal."

Vorfrühling

(Wilhelm Schulz)

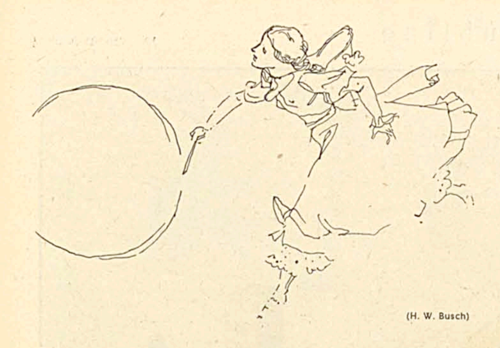


Fraß über Nacht der wilde Föhn
Den Schnee zu deinem Frommen,
Wird in den Tälern, auf den Höh'n
Der Frühling wieder kommen.

Und sollten auch noch hie und da
Die weißen Flocken fallen,
Hört mittendrein man doch schon nah'
Sein Flötenspiel erschallen.

Kann auch nicht rote Rosen gleich
Er in den Weg dir streuen,
So werden Anemonen reich
Und Primeln dich erfreuen!

Wilh. Schulz



(H. W. Busch)

MISTRESS IN VERLEGENHEIT

VON WILHELM AUFFERMANN

„How do you do", sagte die Kundin, „was kostet der große Vogel, der im Schaufenster herumhüpft?" — „Welcher denn?"
„Der so weiß ist wie eine Gans." — „Ah, der Kakadu", lächelte der Tierhändler, „ein echter Inka-Kakadu. Sechs Pfund." — „Schade", seufzte die Kundin, „ich hätte ihn gerne gekauft."
„Wir haben auch billigere Papageienarten", erklärte Mr. Jackson, „vom Wellensittich bis zum Araras. Vielleicht gefällt Ihnen dieser hier?" Er zeigte ihr einen papuanischen Schmuckbri mit schillerndem Schwanz. Die Dame schüttelte den Kopf: „Der ist mir zu klein."
„Oder ein Plattschwanzsittichpärchen. Es sind überaus zutrauliche Tiere und leben in süßester Monogamie."
„Schon gar nicht mein Wunsch", bedauerte die Kundin. „Größer muß er sein. Viel größer." — „Dann wäre vielleicht der Palupo der richtige. Passen Sie auf, Mistreß, wie geistig regsam er ist." Der Händler spitzte die Lippen und pfiff den Schlager „Love me" durch die Messingstäbe. Sofort fiel der Sittich ein und zwinkerte vertraulich mit den Augen.
„Wonderful", anerkannte die Dame, „aber er würde mir das Herz schwer machen. Zeigen Sie mir doch lieber etwas anderes. Beiläufig in der Größe des Inka-Kakadus."
„Hm", machte der Tierhändler, „auf die Größe kommt es nicht an. Die Seltenheit der Art, die Schönheit des Gefieders und die Sprechbegabung bestimmen den Wert dieser exotischen Vögel. Haben Mistreß noch nie einen gehabt?" — „Bisher nicht. Aber mein Mann hat nächste Woche Geburtstag und ich bin in größter Verlegenheit: alle Geschäfte sind leer. Eine Folge des Krieges." — „Er wird sich bestimmt freuen, wenn Sie ihn so geschmackvoll überraschen", sprach ihr der Händler zu. Aufmerksam musterte die Kundin die übrigen Vögel. „Hiev opp!" erschreckte sie plötzlich eine rauhe Stimme. Das Gesicht des Händlers verfinsterte sich: „Aas, verdammtes", murmelte er.
„Dürfte ich ihn sehen?" bat neugierig die Dame. Der Händler holte den Käfig hervor und stellte ihn freudig auf den Tisch: „Für vierzig Penny können Sie ihn haben." Es war ein gewöhnlicher Stubenpapagei, ein verfressenes Subjekt mit struppigen Federn. Ziemlich groß an Gestalt. Im nächsten Augenblick schüttelte ein heftiger Hustenanfall seine Brust. Die Kundin erbleichte: „Er hat wohl die Schwindsucht", meinte sie bestürzt, „die Papageienkrankheit!"
„Keine Angst, Mistreß", versicherte der Händler, „seine Gesundheit ist eisern. Aber das Pech wollte es, daß er von einem alten, mit Heiserkeit und Husten geplagten Seemann abgerichtet wurde, so daß er nun lebenslang heiser spricht und beständig hustet, als müßte es so sein. Es ist die Tragik seines Talentes. Und meine bitterste Enttäuschung. Ein Ladenhüter, der nicht an den Mann zu bringen ist."
„Und Sie würden ihn wirklich so billig abgeben?" — „Mehr ist er nicht wert", versicherte der Händler. „Ich bin ein ehrlicher Geschäftsmann und kein Betrüger."
„Dann nehme ich ihn", sagte die Dame. „Mir sagt er zu." Der Händler war baff. „Hiev opp!" hustete der Papagei. Sie zählte vierzig Penny auf den Tisch, packte den Käfig und ging.
„Good bay!" atmete der Händler erleichtert auf. Aber es waren noch keine fünf Minuten vergangen, da öffnete sich die Ladentür und die Kundin war wieder da. „Haben Sie den Kauf schon bereut?" erschreckte Mr. Jackson. — „Nicht im geringsten", erklärte die Kundin, „aber ich hatte vergessen, nach seinem Alter zu fragen." — „Vierzig Jahre, Mistreß." — „Großer Gott, dann kann ich ihn doch nicht nehmen", bedauerte die Dame.
„Das ist doch kein Alter", belehrte sie der Händler. „Ein Papagei lebt länger als ein Elefant." — „Was nützt das aber alles", jammerte die Kundin, „wenn er mir nicht weich wird."

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

DER SCHAUSPIELER

VON HJALMAR SÖDERBERG

Gestern huschte ein mir vertrautes Gesicht auf der Straße an mir vorüber. Es war bleich und hatte einen müden Ausdruck, aber die Züge waren scharf und markant. Ich erinnerte mich nicht mehr an den Namen. Ich war sicher, diesen Menschen schon einmal gesehen zu haben.

Sein Gesicht hatte mein Interesse erweckt, ohne daß ich mir den Grund erklären konnte, und ich kramte allerhand alte Erinnerungen aus der Rumpelkammer meines Gedächtnisses hervor, um festzustellen, wer er war — jedoch vergeblich.

Am Abend ging ich ins Theater. Da sah ich ihn zu meiner Überraschung auf der Bühne wieder: in einer untergeordneten Rolle. Ich erkannte ihn sogleich und suchte im Programm nach seinem Namen. Ich fand ihn, aber er sagte mir nichts. Ich folgte mit gespannter Anteilnahme seinem Spiel. Er stellte einen armen, dummen und lächerlichen Bedienten dar, über den sich alle lustig machten. Die Rolle war eben so schwach wie das Stück, und er spielte sie eingelernt und einfallslos. Aber seine Stimme bekam manchmal eine bittere und harte Note, die nicht zu seiner Rolle paßte.

Sie klangen mir im Ohr, diese Unterstreichungen, noch spät am Abend, als ich in meinem Zimmer auf und ab ging. Und dann gelang es mir schließlich, die Erinnerung wachzurufen. Ich fand heraus, daß wir Schulkameraden gewesen waren. Er war viele Jahre jünger als ich. Während ich in die letzte Klasse ging, besuchte er eine der untersten ...

Als Schüler der obersten Klasse stand ich eines Tages gegen Schluß der Frühstückspause vor dem Fenster. Die Freistunden übten eine ganz besondere Wirkung auf mich aus: ich konnte mich zu nichts aufraffen. Obwohl ich wußte, daß ich meine Lektion nicht konnte, war ich doch nicht imstande, mich nochmals vorzubereiten.

So ging ich auf und ab, die Hände in den Taschen, und konnte nichts tun. Ab und zu blieb ich am Fenster stehen, das offen stand. Wie ich so hinausschaute, wurde meine Aufmerksamkeit von einer seltenen Szene gefesselt, die sich gerade unterm Fenster im Hofe abspielte. Ein kleiner Junge aus einer der untersten Klassen, ein Knabe von zehn oder elf Jahren, lag lang ausgestreckt auf der Erde, von einer Anzahl anderer Buben umschart. Ihre Gesichter — die meisten wenigstens — hatten jenen Ausdruck boshafter Neugierde, den Kinder und Ungebildete nicht verbergen können. Ein kleiner breitschultriger Bursche mit hervorstehenden Backenknochen, der aussah, als wäre er für sein Alter sehr kräftig, stand innerhalb des Kreises mit einer Gerte in der Hand.

„Du bist mein Sklave", sagte er zu dem Jungen auf dem Boden. „Nicht wahr? Sage: Ich bin dein Sklave!" — „Ich bin dein Sklave", sagte das Kind, ohne zu zaudern. Man hörte, daß sich das nicht zum erstenmal zutrug. „Steh auf!" kommandierte der andere. Der Knabe erhob sich. „Mache B. nach, wie er geht, wenn er in die Klasse kommt."

B. war ein Lehrer, der mit Krücken ging. Der Knabe machte ein paar Schritte aus dem Kreis heraus, der sich öffnete, um ihm Platz zu machen. Dann ging er auf die improvisierte Bühne zurück und machte dabei mit Armen und Beinen dieselben Bewegungen wie ein Mann, der auf Krükken geht. Er machte das sehr überzeugend; die Illusion war vollkommen und die Zuschauer jubelten. Aber der kleine Schauspieler verhielt sich ernst. Er hatte ein schmales, blasses Gesicht und trug schwarze Kleidung; vielleicht hatte er kurz zuvor Vater oder Mutter verloren. „Lache!" befahl der andere mit einem leichten Wippen der Gerte, die er in der Hand hielt. Der Knabe versuchte, dem Befehl nachzukommen, aber es war nicht leicht. Sein Lachen klang anfänglich gezwungen, aber es dauerte nicht lange, bis es ihm gelang, sich in ein richtiges, vollkommen echtes Lachen hineinzusteigern, und er wandte sich dabei seinem „Herrn" zu, als ob er über ihn lachte. Doch diesen gelüstete es schon, seinen Sklaven neue Künste vorführen zu lassen.

„Sage: Mein Vater ist ein verdammter Schafskopf." Der Knabe sah sich hilfesuchend im Kreise um. Als er merkte, daß keiner Miene machte, ihm beizustehen, alle vielmehr in der gespannten Erwartung von etwas recht Lustigem dastanden, wiederholte er so leise, wie er es nur wagen durfte: „Mein Vater ist ein verdammter Schafskopf." Ein grenzenloser Jubel brach los.

„Lache! ... Weine!" Der Knabe begann so zu tun, als ob er weine, aber auch jetzt kam er in die Gemütsbewegung, die er nachahmen sollte. Ein Schluchzen brach aus seiner Kehle und er vergoß wirkliche Tränen. „Laßt ihn in Ruhe!" sagte ein älterer Junge „Der weint ja wirklich!" Und im gleichen Augenblick läutete die Glocke zur Stunde.

Einige Tage später lief der Junge auf dem Schulweg an mir vorbei. Ich bemerkte, daß seine Jacke im Rücken verschoben war. „Warte mal", sagte ich zu ihm, „deine Jacke sitzt am Rücken schief." — „Nein", sagte er, „sie sitzt nicht schief. Sie haben sie mir mit einem Federmesser zerschnitten." — „Haben sie dir auch das Buch da beschmutzt?" fragte ich. „Ja, sie haben es in den Rinnstein geworfen." — „Warum sind sie so gemein zu dir?" — „Ich weiß es nicht. Sie sind stärker als ich." Er konnte keine andere Erklärung angeben. Aber das war wohl nicht alles: es mußte etwas an ihm sein, was sie reizte. Ich sah ihn an, daß er nicht so war, wie die anderen. Die Ausnahme, die Abweichung reizt die Kinder und den Pöbel immer. Die Ausgefallenheiten eines Schuljungen werden vom Lehrer mit einer gutgemeinten Ermahnung oder einem trockenen überlegen-satirischen Lächeln abgetan.

Jetzt ist er also Schauspieler geworden. Dazu war er wohl eigentlich vorbestimmt gewesen. Er spricht jetzt von der Bühne herunter zu einem großen Publikum. Es sollte mich wundern, wenn er nicht einmal großen Erfolg haben sollte. Ich glaube, er hat die Begabung dazu. Vielleicht wird er dann so allmählich seine Ausnahme in ein Vorbild verwandeln, nach dem andere als bescheidene regelmäßige Verba sich zu beugen versuchen ...

(Aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil.)

Zu jener Zeit

(M. Dudovich)



„Großmama hat immer gesagt Strümpfestopfen sei für ein junges Mädchen auch in Herrengesellschaft eine passende Beschäftigung – ich möchte nur wissen, an welchen Stellen damals die Strümpfe geplatzt sind . . .“

München, 17. März 1940
45. Jahrgang / Nummer 11

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Generaldirektor

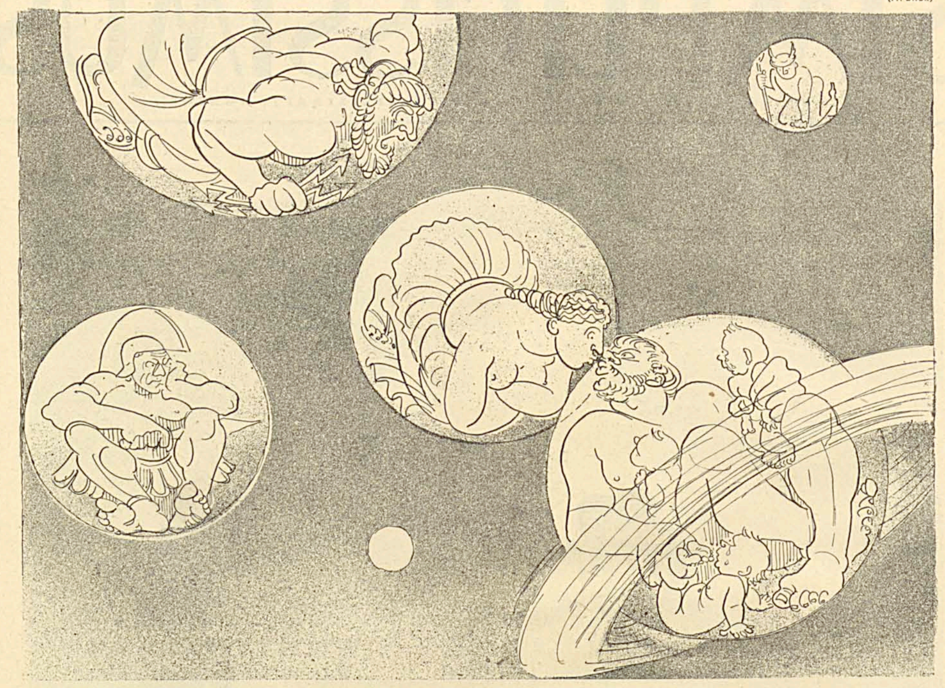
(R. Kriesch)



„Jetzt, bei diesem wundervollen Sonnenaufgang könntest du wirklich mal was Liebes zu mir sagen, Rudolf!"
„Ohne Sekretärin und Schreibmaschine fällt mir nichts ein, mein Kind!"

Astronomie

(Fr. Bilek)



Am westlichen Abendhimmel im März

ZWEITER KLASSE

Im allgemeinen fahre ich dritter Klasse, oder noch genauer gesagt, ich fahre immer dritter Klasse. Ich könnte nun erzählen, daß ich das tue, weil es dort kühler oder wärmer oder hygienischer oder volkstümlicher sei. Nein, nein, ich fahre dritter Klasse, weil es dort billiger ist. So ein ungewöhnlich gearteter Mensch bin ich.

Heute morgen bin ich doch wieder einmal Zweiter gefahren. Sie werden sofort vermuten, daß ich auf Geschäftsspesen gereist bin. Da irren Sie, bitte! Ich bin einfach eingestiegen, weil ich annahm, daß das bahnamtlich kein Abteil zweiter Klasse sei, sondern nur ein Abteil zweiter Klasse, das bahntechnisch als Abteil dritter Klasse zu gelten habe. Vielleicht habe ich sogar gar nichts gedacht, sondern bin einfach eingestiegen.

Ich glaube, der liebe Gott hat schon bei Erschaffung der Welt vorausbestimmt, daß die zweite Klasse grün gepolstert ist; ich kann es mir wenigstens in meinen kühnsten Träumen nicht anders vorstellen, als daß sie überall und zu allen Zeiten grün gepolstert sein müsse.

Daran merkte ich auch diesmal, daß ich in der zweiten Klasse war. Ich bedauerte durchaus nicht, hier eingestiegen zu sein. Außer der grünen Polsterung war es ganz leer. Nun wäre es stilvoll gewesen, mich in die schwellenden Polster zu werfen. Ich tat das auch, legte Hut und Mantel ab, nahm meine Aktentasche zur Hand und las. Da ging die Türe auf und ein junger Bursche, ein Lehrling kam herein. Auch er merkte sofort, daß er in der zweiten Klasse war, aber auch er hatte nichts dagegen. Er sah mich prüfend an, ob ich etwas dagegen hätte. Ich las. Der Lehrling faltete die Hände, vielleicht glaubte er, dieses der üppigen Polsterung schuldig zu sein. Auch ich benahm mich durchaus als Mensch zweiter Klasse. Ich spuckte zum Beispiel nicht auf den Boden. Ich pflege das auch in der dritten Klasse nicht zu tun, aber hier tat ich es nachdrücklich nicht. Wenn ich so etwas gehabt hätte, hätte ich aus einem schweinsledernen Reisenecessaire irgend etwas entnommen, nicht etwa des Lehrlings wegen, sondern um dem vornehmen Raum zu huldigen, gerade so wie der Lehrling die Hände faltete.

Doch es nahte das Unglück in Gestalt des Schaffners. Er fragte den Lehrling, ob er zweiter Klasse habe, und dann sagte er „'raus" und noch etwas Amtliches. Mich fragte er nicht, weil ich sehr eifrig in meinen Akten las und ein Gesicht zweiter Klasse machte. Aber mein Herz klopfte, denn ich schmeiße lieber einen andern heraus, als daß ich selbst herausgeschmissen werde. Von Rechts wegen hätte ich aufstehen müssen, an meine Brust klopfen und sagen: „Auch ich bin ein fehlerhafter Fahrgast, Herr Schaffner." Ach, ich tat es nicht!

An der nächsten Station stiegen mehrere Leute ein. „Oh", sagten sie, und der Kenner des Seelenlebens merkte daraus, daß ihnen etwas Unerwartetes geschehen sei.

Nun benahmen wir uns alle sehr diskret und zurückhaltend, sie, weil sie vielleicht glaubten, ich sei ein Mensch zweiter Klasse, und ich als Weltmann, der über solche kleine Verstöße hinwegsieht, wie ein Oberregierungsrat von der Reichsbahn auf Dienstfahrt.

Nun, die Endstation war gottlob schnell erreicht, und jetzt blieb uns nur noch übrig, getrennt durch die Sperre zu gehen, um den andern nicht zu verraten, daß wir alle Fahrkarten dritter Klasse hatten.

Foitzick

Schneeschmelze

Von Dr. Owlglaß

Die Erde schluckt alles: schluckt den Schnee,
des Winters Leid, des Lebens Weh.

Sie schluckt 's und spuckt es wieder aus,
macht Gras und Kraut und Blumen draus.

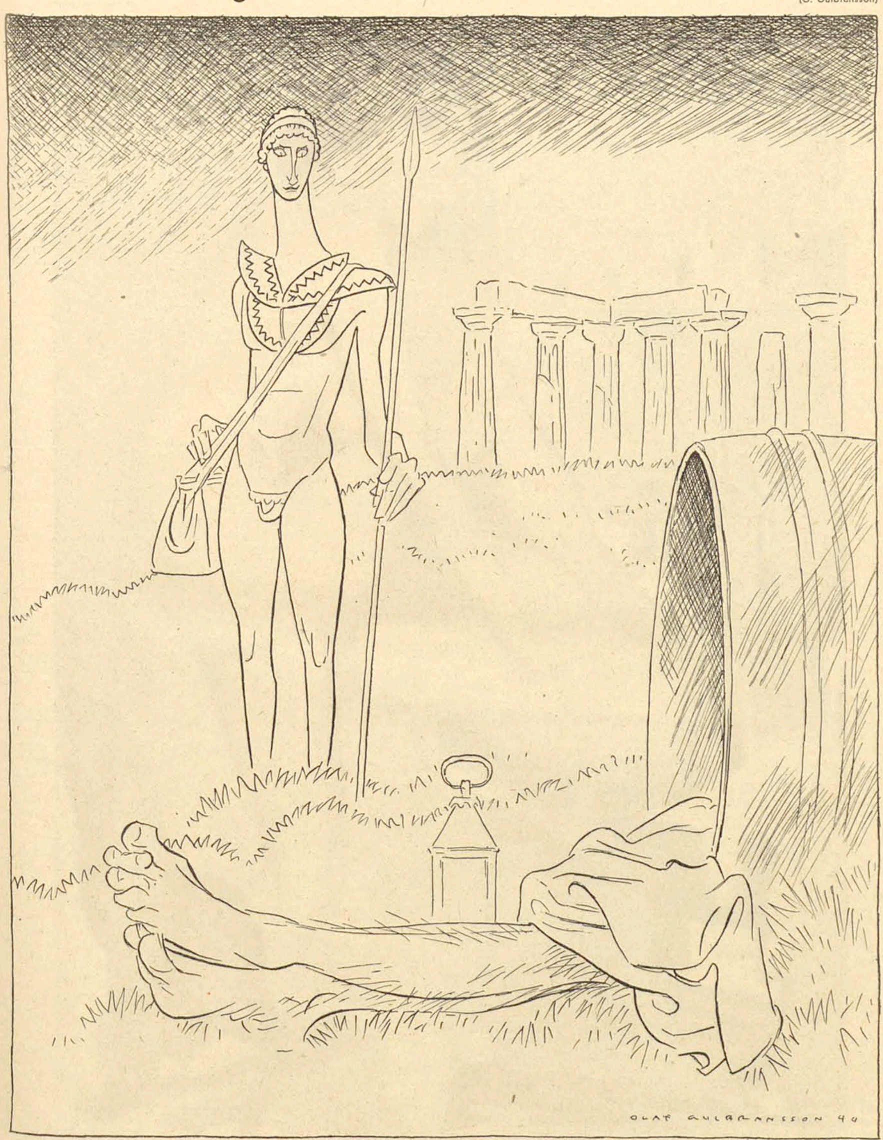
Und immer, immer ist jemand da,
der nie noch so viel Schönes sah

— bis alles wieder welkt und dorrt.
So geht das fort und ewig fort.

Stumm sitzt Gott Vater auf dem Thron.
. . . O Gott, was hast du bloß davon?

Diogenes und der Luftschutzwart

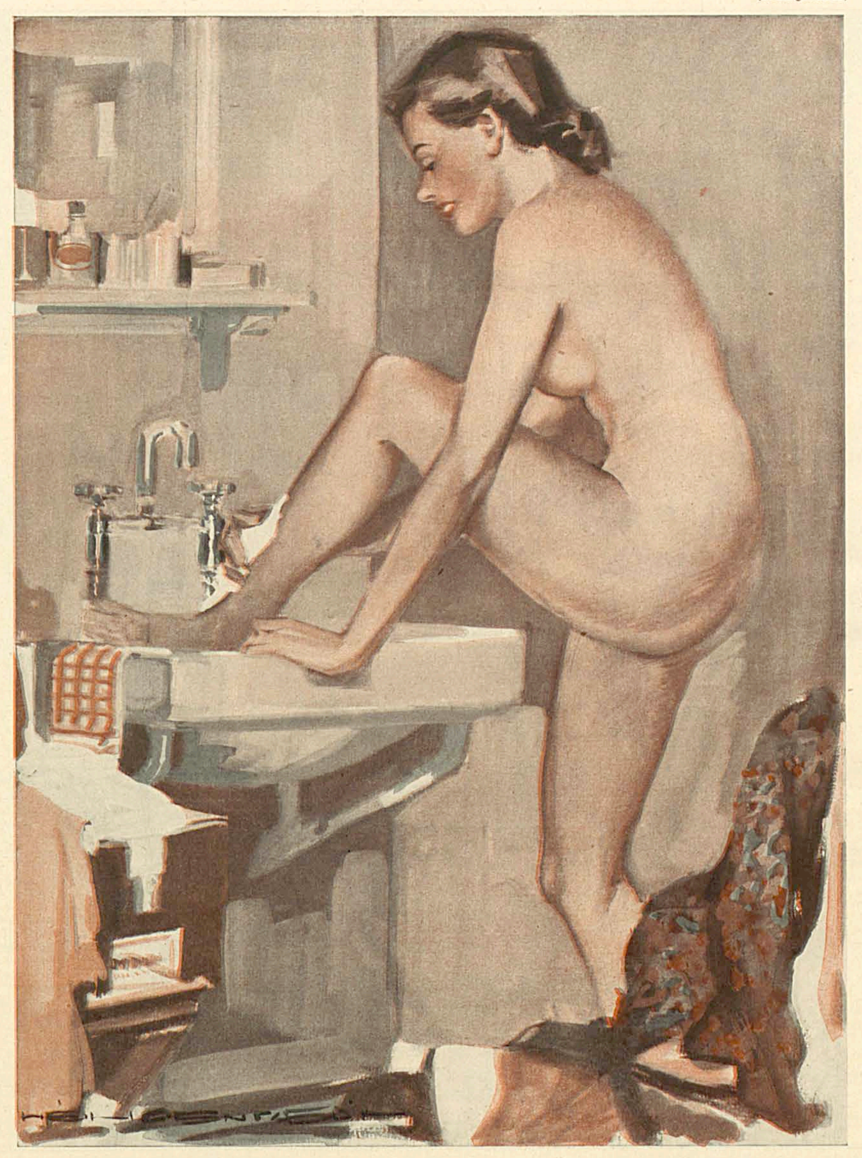
(O. Gulbransson)



„Aber, Herr Diogenes, was fällt Ihnen denn ein, machen Sie gleich die Laterne aus; wir sind doch nicht mehr in der Mythologie!"

Die Unzufriedene

(K. Heiligenstaedt)



„Ich möchte schon lange mal wissen, wer eigentlich diese Art von Waschbecken erfunden hat – sicher ein Mann, der sich immer nur Gesicht und Hals gewaschen hat!"

GYMNASIASTEN VON 1912

VON ANTON SCHNACK

Die Glocke aus den Schulsälen klang zum zweiten Male auf den Platz herunter, der am Meere lag. Johannes ergriff meinen Arm und zog mich zur Seite: „Siehst du es, da kommt ein schwarzes Schiff! Gleich wird der Seeräuber Störtebeker die Totenkopffahne hissen!" Dabei deutete er in die Weite, wo sich Himmel und Meer in einem violetten Dunststreifen berührten.
Du Phantast, dachte ich. Seine Augen glühten, er war erregt, er schien das Schiff wirklich zu sehen. Aber ich sah nur das Meer, ein paar Wolken, ich sah nur unendliches Wasser.
Ich ahnte, was in seiner Seele lebte. Ich kannte sein wildes Blut, das durch Erziehung und Furcht unterdrückt und gefangen gehalten wurde. Manchmal sprengte es die Ketten. Dann stieß er uns zur Seite, sprang auf einen Hafenstein und schrie: „Nein, ich bin kein Großsprecher, alles ist wahr, was ich sage. Ich stamme von Seeräubern ab. Einen meiner Ahnen, den Tom, haben die Hanseaten an eine Schiffsrahe gehängt; er hat dreiundzwanzig fette Kaufmannsschiffe gekapert und in Rauch aufgehen lassen. Er hat den Brautschatz der Prinzessin Melisande erobert. Er hat vierzehn Frauen gehabt, die eine hieß Elisabeth ter Meer und stammte aus Flandern; die zweite war Lüdje Muuss und war aus Emsbüttel. Die schönste war Prinzessin Melisande; ihr Vater hatte Urwälder in Holländisch-Indien, ihre Brüste sollen wie Silber und klein wie grüne Feigen gewesen sein..."
Da ertönte die Glocke, die schrille Glocke im Hute des Schulturmes ein drittes Mal. Aus dem Schiefergebälk flatterte ein Tauben- und Möwenschwarm, der dort oben nistete und in dem alten Treppenhaus auf dem Eichenbalken saß. Im Treppenhaus war das erste Fenster aus weinrotem Glas, das zweite Fenster aus grünem, das dritte Fenster aus blauem. Vor diesem blauen Fenster saß auf dem Gebälk die zutrauliche, weiß- und schwarzgesprenkelte Möwe Mimi wie ein verzaubertes Wesen, der Liebling aller Schüler und Lehrer.
Da war es wieder Johannes, der mir sagte: „Glaube mir, das ist kein Vogel, das ist kein Tier, das ist keine Möwe. Das ist das Sinnbild der Schwermut, das ist die beflügelte Trauer. Du wirst ihr wahres Wesen erkennen, wenn du dich nachts heraufschleichst; am besten wählst du eine dreizehnte Nacht und eine Vollmondnacht dazu. Du weißt doch, daß bei zunehmendem Monde Verschiebungen der Organismen vorgehen; Ringe werden gesprengt, Unsichtbares wird sichtbar; Träume bekommen Ränder und Gesichter; da ist auch diese Möwe Mimi nicht der schweigende, geduckte und lauernde Vogel, der entgegengeworfene Brotkrumen mit geschicktem Schnabel aus der Luft fängt, oder sich, den Kopf unter dem Flügel, von den Streifereien und der Fischjagd über dem Meere und den Dünen erholt. Da ist sie etwas anderes. Da siehst du die sieben verschiedenen Kreise ihres vergangenen und zukünftigen Lebens: Kind und Regenfall, Schwertlilie und Kristallstein, Lichtstreif, Flötenrohr und Gespenst. Die Möwen haben ihre Geheimnisse, mein Lieber, mehr als die Schleiereulen und Raben!"
Ich war mit Johannes in das Tor zur Schule getreten. Es war kühn und großartig und hatte in der Mitte ein Wappen mit Bischofsstab und einem Pelikan, der mit dem Schnabel sich Flaum von der Brust reißt. Das war kein Tor zu einer Schule. Das war der Eingang zu einem Schloß der Verwegenheiten, der Laster, der Geheimnisse und der nächtlichen Grausamkeiten. Es war die Pforte eines Bauwerkes von trotziger Art, in dem einst gefoltert und gequält, geliebt und Gold gemacht wurde. Aus den Schulannalen wußten wir, daß hier einmal eine Burg gestanden war, die öfter erstürmt und belagert wurde und von Feuersbrünsten heimgesucht und verheert worden war.
Die Lehrer standen im runden Treppenhaus, das fünfmal nach links und fünfmal nach rechts die emporsteigende Treppe zeigte. Wieduwilt, der Lehrer der Geschichte, stand in der Mitte. Sein rotes Haar leuchtete wie der Kopf eines Fuchses. Lucassen, der uns im Französischen unterrichtete, spielte mit seiner Uhr und betrachtete sie von Zeit zu Zeit. Er dachte vielleicht mit leidenschaftlicher Sehnsucht an die Tänzerin Rally vom Theater, mit der er an Sonntagen nach Hamburg auf die Reeperbahn fuhr. Ich sah Rally einmal abends unter einer Laterne bei ihm stehen; ich beobachtete, wie sie ihre grünlederne Handtasche öffnete und eine fingergroße funkelnde Flasche herausnahm, sich und den Mann wahrscheinlich mit einem Duftwasser bespritzte; lange und erregt sprachen sie aufeinander ein, was ich nicht verstand. Dann verschwand sie mit ihm.
Lucassen konnte nicht anders als unruhig sein: das begriff ich heute. Neben ihm stand Rees, der melancholische und stirnrunzelnde Lehrer der Mathematik. Er hatte scharfe und dunkle Augen, welche die Geheimnisse der Diagonalen und Winkel durchspähten und bewunderten, mir aber furchtbar kalte und erdrückende Dinge waren. Er hielt dafür nichts von Gedichten. Er sagte mir es einmal höhnend ins Gesicht.
Johannes und ich gingen auf eine Schülergruppe zu, die eben die erste Treppenstufe betreten hatte; er hielt sich ganz nahe an mich gedrängt, um mir weiter verwunderliche Worte zuzuflüstern, aber er stieß statt dessen einen schrillen, fast irren Schrei aus, der mich fast erschreckte, zumal im gleichen Augenblick ein klatschender Vogelkörper, aus dem Treppenhaus herunterfallend, vor dem Kreis der Lehrer auf den Steinboden aufschlug, ein heller, an der Spitze blutbefleckter Stock stürzte mit Geklapper der Vogelleiche nach, und fiel einem Schüler auf den Fuß.
Johannes Stimme durchschnitt die Stille und die Verwunderung, die alle Lehrer und Schüler befallen hatte. Er schrie, daß dies die flandrische Möwe sei, die Seeräubermöwe, die verzauberte Möwe, die heilige Möwe Mimi.
Ich sah sie liegen. Quer über den Hals hatte sie ein wuchtiger Schlag getroffen, der den Kopf beinahe vom Halse getrennt hatte. Blutstropfen quollen zwischen den Federn hervor in die Steinfugen zu dem unsichtbaren Blut der Märtyrer, der Geschundenen, der Gefangenen und Verschleppten, deren Gebein vielleicht noch unter den Steinen moderte.
Johannes war als erster auf den verstümmelten Vogel zugestürzt. „Sie ist tot!" sagte er heiser.
„Wer ist es gewesen?" schrie drohend die Stimme Wieduwilts.
Eine Gruppe von Schülern jagte, von ihm geführt, die Treppe hinauf, Johannes und ich blieben bei dem Vogel stehen, der, dem traditionellen und heiligen Gastrecht entgegen, elendiglich erschlagen worden war.
„Sieh dir die zusammengezogenen Krallen an!", sagte Johannes zu mir. „Sind sie nicht die Hände einer gemarterten Heiligen?"
Ich sah nur einen rohen Akt von Verwegenheit und Grausamkeit. Zwar schwankte ich eine Sekunde lang, ob ich die Verwegenheit nicht bewundern sollte, die den von allen Schülern und Lehrern geliebten und gehätschelten Vogel tödlich niedergeschlagen und ihm noch das Mordwerkzeug nachgeworfen hatte. Aber dann zog es doch mein Herz auf die Seite der ermordeten Kreatur. Die Möwe saß am Morgen da, wenn ich mit einem schönen Gedicht im Blute die Stufen hinaufging; sie saß mittags da, wenn ich kopflos aus der Tortur der Mathematik vorbeistolperte; sie saß abends auf dem Gebälk, wenn ich aus der Musikstunde nach Hause ging und von dem Geigenspiel des Lehrers erregt war.
„Johannes", sagte ich, „du schwindelst! Wäre die Möwe eine Zaubergestalt, hätte sie sich vor unserem Blick aus dem Blute als Prinzessin erhoben und ihre blaue Schleppe hätte uns alle zugedeckt; dir, Johannes, hätte sie vielleicht die nie verwelkende Moorlilie gereicht, mir aber den zauberreichen und tollen Ring. Ihn am Finger tragend hätte ich durch alle Fenster sehen können, in alle Herzen und Stirnen hinein, durch alle Wolken und Waldberge hindurch."
Aber der Vogel blieb tot. In die Augen trat der Hauch des Todes und die grauen Lider schoben sich über die schwarzen Perlenpunkte. Der Schuldiener kam mit Schaufel und Hacke, hob die Möwe an den zierlichen Füßen hoch und trug sie in den Garten, wo ein großer Nußbaum stand. Von den Fenstern aus sahen wir ihm beim Abstechen des Rasens zu, die Hacke klirrte auf einigen Steinen, dann war das Loch fertig, und die Möwe Mimi kam zwischen einige dicke Wurzeln zu liegen.
Johannes flüsterte mir zu: „Sie wird herauskommen, glaube mir! Nach sieben Tagen und sieben Nächten wird sie glühend und leuchtend aus dem Boden steigen. Sie wird den Mörder verraten, auf seiner Stirne wird ein großes Blutmal erscheinen!"
Ich saß in der Bank und grübelte über die Ursache dieses sinnlosen Vogelmordes. Vor mir buckelte sich Johannes und neben mir schaute die Schülerin Renate van Alt in ein

Die Wandlung

(H. Schill)

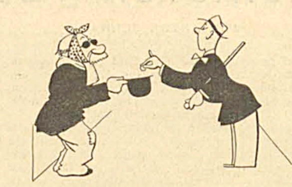


„Und das weiß ich, Fritz, von jetzt ab höre ich keine ‚Kinderstunde' im Radio mehr . . ."

aufgeschlagenes Buch. Als ich gerade dachte: dieser Mord hatte seine Ursache entweder in Grausamkeit, Wollust oder Neid, stieß mich Renate an. In ihren Augen und in der Art des Anschauens sah ich das Wissen und das Geständnis. Ich frug sie leise: „Du weißt es, wer es war?"
„Ich weiß es, aber schweige!"
„War es schön, wie die Möwe fiel?", fuhr sie fort. „Ah, sie flatterte herrlich durch das Dunkel des Schachtes hinunter. Als sie am grünen Fenster vorbeifiel, wurde sie für eines Blitzes Kürze grün, als sie durch den Lichtschein des roten Glases stürzte, war sie wie ein riesiger Blutstropfen. Ich hörte sie fallen, ich hörte auch ihren dünnen Schmerzenspfiff. Noch nie ging mir ein Schrei oder eine Musik so tief und gut ins Herz..."
Ich starrte sie gespannt an.
Sie sagte weiter: „Lächerlich, wie man einen Vogel so mit Liebe und Geheimnissen umgeben kann. Ihr saht im Auge dieses blöden Tieres Verzauberungen, Schwermut, Träume und Abenteuer. Aber ich habe ihr auf den Kopf geschlagen und es war nichts anderes darin als ein bißchen graues Hirn und rotes Blut. Seid mir dankbar, daß ich euch euer verruchtes Sinnbild zerschlagen habe. Bewundere vielmehr meinen Mut, der angesichts der Lehrer euer Heiligtum zerschmetterte!..." Ich schwieg noch immer, es wurde mir kalt auf der Haut.
„Nie", flüsterte sie nach kurzer Pause weiter, „hätte ich gedacht, daß die Tat mich so erschrecken und ergreifen würde. Ich bin kaum von der Treppe hinweggekommen, an meine Füße hing sich eine schmerzlich schöne Schwäche gleich einem Gewicht. Ich versteckte mich in den Glockenturm, lief über die Turmtreppe in den Hof und mischte mich dann unter euch. Ich hielt zuweilen meinen Handspiegel vor mein Gesicht, bald war ich blutrot, bald war ich weiß wie ein Tuch... Es gibt Erlösungen für uns; das war eine... Ich tat den Schlag mit aller Kraft, die Möwe flog, bevor ich zuschlug, ein wenig von ihrem Sitz auf; vielleicht glaubte der Vogel, ich würde ihm Brot zuwerfen. Aber der Hieb traf die Möwe neben den neugierig gehobenen Kopf und durchschnitt ihr fast den weißen gereckten Hals. Ich wollte den Stock nicht loslassen, aber meine Hand öffnete sich kraftlos... Falle, Möwe, flüsterte ich ihr nach, falle einem der Schüler ins Gesicht, bespritze sie mit Blut!... War es schön? War es verblüffend? Ich habe die Tiefe der Wollust und die jähe Gewalt eines Schreckens zugleich ausgekostet. Jetzt noch ist mein Blut in Aufregung und mein Herz in einem pochenden Ausströmen und in einem quälenden Stillestehen. Warum ich es tat? Muß man nicht manchmal etwas für seine innere Spannung tun? Etwas Sinnloses, etwas Unbegreifliches, etwas Verrücktes? Was bleibt uns gegen das Ungezähmte? Immer nur eine Kleinigkeit, ein Unsinn, ein Bubenstreich... Ich wollte mit dem Schlag euch alle treffen. Euere versponnenen trotzigen Knabengesichter, euere von Goldhaaren überlaufenen Hälse, euere vom Sommer braunen Rücken... alle wollte ich treffen, schlagen, verwunden, allen wollte ich wehtun, allen wollte ich einen blutigen Striemen ins Gesicht zeichnen. Vor allem dir!... So, nun gehe hin, wenn du Lust hast und verrate mich!" — Ich verriet sie nicht.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Als es in Wien noch Bettler gab, hatte ich einen Stammbettler. Der saß mit seiner Tafel — „Armer Blinder, bitte um eine milde Gabe" — an einer belebten Straßenecke und sagte eines Tages zu mir: „Sö, Herr, i bin Ihna gewissermaßen verpflichtet, wia ma so sagen tuat... und weil Sö öfters mit an feschen Pupperl da vorbeigengan, muaß i Ihna als anständiger Mensch drauf aufmerksam machen, daß i de Fräul'n scho a paarmal mit an jungen Menschen beim Heurigen g'segn hab!"
Ich zog die Konsequenzen, der Abschied wurde ihr und mir nicht schwer, und weil keine Zeit notwendig war, um tiefe Wunden zu heilen, sagte mein Stammbettler etliche Wochen später:
„Des is wohl de Fräuln Braut, mit der was Sö jetzt gengan?... No jo, mir kann's recht sei!... Seg'n S', wann ma als armer Blinder jeden Tag auf sein Platzerl sitzen tuat, nachher kann ma seine Wunder erleben, was am alles unter de Augen kummen tuat!... Aber i muaß Rücksicht nehmen auf mei G'schäft; wia leicht kann i bei so an Krach als Zeuge verwickelt werden — und mir wird's Gewerbe eing'stellt!... Na, na, amal hab i mi bei Ihna revanchiert — aber allerweil kann i net Ihnern Schutzengel spiel'n!" H. K. B.

Im vergangenen Sommer weilte ich mit meiner Frau mehrere Tage in der Reichshauptstadt. An einem heißen Nachmittag wanderten wir beide kreuz und quer durch den Tiergarten. Wir wurden müde und durstig und ich wandte mich daher an einen älteren Mann, der mit einem langen Besen den Weg kehrte, und fragte ihn höflich, ob nicht in der Nähe ein Lokal sei, wo man sich erholen könnte. Der Biedere gab freundlich zur Antwort: „Nee, det ham wa im Tierjarten hier nich, da jeht man janz eenfach in'n Busch!"

WAS FRAUEN GERNE LESEN

VON RUDOLF SCHNEIDER-SCHELDE

Frauen lesen gern, daß Frauen gut sind. Sie lesen aber auch gern, daß Frauen schlecht sind. Sie lesen gern, daß Frauen schön, edel, tugendhaft sind, aber sie lesen auch ganz gern vom Gegenteil. In dem einen Fall sind sie es immer selbst, an den sie dabei denken, im andern Fall sind es ihre Freundinnen, Nebenbuhlerinnen und so weiter. Beides macht Vergnügen. Bücher und Geschichten, in denen besonders tüchtige Frauen vorkommen, lesen Frauen weniger gern. Tüchtigkeit achten sie zwar, aber sie flößt ihnen keine Bewunderung ein. Die meisten Frauen müssen dabei auch immer an andere Frauen denken, an sogenannte Musterfrauen, und das macht keinen Spaß. Es hat noch einen Grund: die tüchtigen Frauen selbst, die das Vorbild erreicht haben und sich darüber freuen könnten, daß etwas so Gescheites geschrieben wird, lesen sehr selten, teils weil sie keine Zeit dazu haben, teils weil sie für nicht tüchtig halten, wenn man liest.

Frauen lesen gern, daß Männer erfolgreich sind. Sie lesen nicht gern von Männern, die keinen Erfolg haben. Ich weiß nicht, ob sie bei diesen an ihre eigenen Männer denken, bei den erfolgreichen denken sie bestimmt an ihre eigenen, nur mit dem Seufzer: Ach Hans, wenn du doch auch so einer wärst!

Frauen lesen gern von starken Männern, von großen, berühmten und sehr reichen Männern, für berühmte Männer, die kein Geld machen können, haben Frauen nicht so viel übrig. Auch bei diesen treten ihnen ihre eigenen Männer unversehen vor das geistige Auge. Frauen lesen so gern von starken Männern, weil sie sich in diese verlieben können, und alle Frauen, die gerne lesen, wollen sich dabei verlieben. Ich weiß nicht, ob es ein Ersatz für ihr sonstiges Leben ist, aber jedenfalls betrügen lesende Frauen während des Lesens ihre eigenen Männer fast ununterbrochen, sofern man derartige sublime Liebesaffären mit aus Druckerschwärze aufsteigenden Gestalten noch oder schon Betrug nennen kann. Jedenfalls werden Frauen, sobald sie ein Buch in die Hand nehmen, sehr jung, siebzehn, achtzehn Jahre, einerlei wie alt sie sonst sein mögen. Frauen lesen gern, daß sich allerhand ereignet.

Abend im Vorfrühling

Ein kurzer Regen flattert
Über Dach und Turm.
Das Stubenfenster schnattert
Wild im Frühlingssturm.

Die Sträucher an der Mauer,
Die rauschen wie im Zorn herauf:
Verwünschter, nasser Schauer!
Doch der ist nicht von Dauer.
Fern tut ein lichtes Tor sich auf.

Draus kommt die Sonne noch einmal,
Mit Glanz, und warm,
Färbt purpurfeurig Stein und Pfahl,
Und auch die Sträucher werden noch ein wenig rot.

Dann sinkt sie weg, die Welt wird grau.
Nicht lang — denn schau:
Schon hinterm Schlot,
Der qualmig dampft wie ein Kanonenboot,
Mit nacktem Arm
Greift übers Dach der Mond.
Er hat ein Mädchenangesicht, rosabebändert, blond,
Wie eine Hochzeitsfrau.

Georg Britting

Liebesabenteuer sind natürlich die Hauptsache, aber sie lesen auch gern von Wettrennen und Wettkämpfen, von rauschenden Festen und gefährlichen Reisen, vorausgesetzt, daß nicht zu viele Einzelheiten dastehen. Für Einzelheiten, wenn es nicht gerade die Einzelheiten eines Kleides sind, schwärmen die Frauen weniger. Sie lesen sehr gern, daß jemand, ehe er zu seiner Liebsten kommt, vorher am Nordpol war, wo er mit Wölfen und Eisbären kämpfte, und vor allem mit Füchsen, deren Felle er mitgebracht hat, aber die genaue Beschreibung der dabei erfrorenen Zehen findet wenig Anteilnahme bei ihnen. Auch die genaue Auseinandersetzung eines Finanzgeschäfts hat nicht viel Aussicht, bei lesenden Frauen Wohlgefallen zu erregen, obwohl sie auf den Ausgang solcher Transaktionen neugierig sind.

Frauen haben es gern, daß die Sachen, die sie lesen, psychologisch richtig sind. Aber vor die Wahl gestellt, ob etwas psychologisch richtig und damit vielleicht betrüblich, oder psychologisch falsch, jedoch auf diese Weise herrlich sein soll, werden sie sich ohne Zaudern für die zweite Möglichkeit erklären.

Frauen wünschen, wenn sie lesen, daß die ihnen vorgesetzte Welt nicht langweilig sei. Die Welt soll bunt sein. Sie soll erregend sein. Damit haben die großen Schriftsteller den Frauen gegenüber einen harten Stand. Die großen Schriftsteller, die meistens in irgendeiner Art auf die Wahrheit aus sind, setzen ihr ganzes Bemühen daran, die Welt so darzustellen, wie sie ihnen nach gründlicher Betrachtung erscheint. Und offenbar kommt sie den meisten großen Schriftstellern zwar nicht ausgesprochen langweilig vor, aber doch recht verwickelt und undurchsichtig, so daß sie es zum Beispiel erregend finden, wenn der sogenannte

Der Bildhauer

(H. Lehmann)

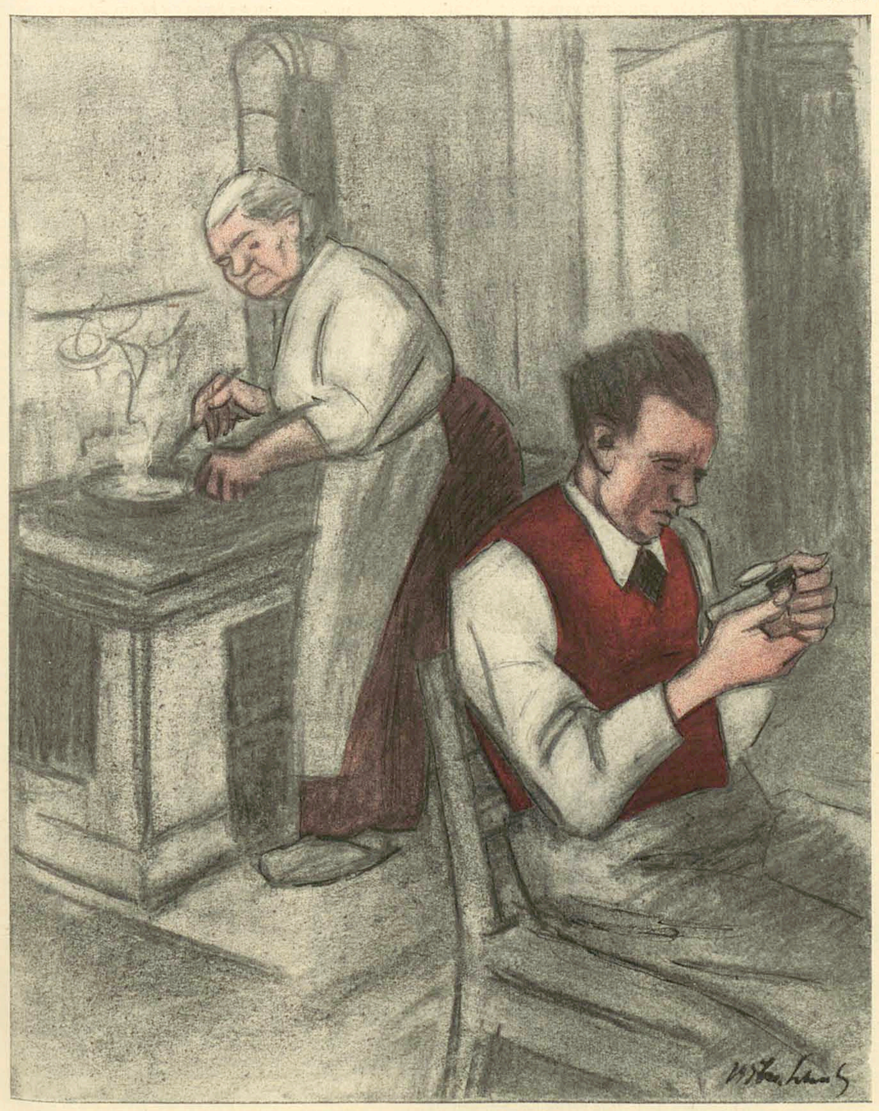


„Merkwürdig — deine Hüfte hat hier einen herrlichen natürlichen Schwung, Mizzi, den ich einfach nicht rauskriege!“ — „Vielleicht traun Sie Ihnen nicht nah genug an die Natur heran, Herr Steinholzer?“

Zauber der Sachen zum Teufel geht. Frauen finden das gar nicht erregend. Frauen sind geradezu auf den Zauber aus, und darum halten sie es mit den Schriftstellern, welche zaubern können.
Frauen lesen aus diesem Grund gern Bücher von Frauen, welche alle gern zaubern, wenn sie schreiben. Ich weiß nicht, ob alle Frauen, während sie solche Bücher lesen, glauben oder träumen, sie selber verfaßt zu haben, jedenfalls aber bleiben Frauen, die schreiben, eben doch Frauen und sehen darum die Welt aus einem fraulicheren Gesichtswinkel an als der Mann. Übrigens haben unter den schreibenden Männern auch diejenigen die größten Erfolge bei den Frauen, die selbst — man kann nicht gut sagen — Frauen sind, aber vielleicht kann man sagen: die eine weibliche Komponente haben. Man merkt das, abgesehen von anderem, am Stil; er hat Hüften, es gibt so einen weichen, schönen, dahinfließenden Stil, er kann sogar wirklich schön sein. Den lesen die Frauen gern.
Natürlich gibt es auch andere Frauen. Es gibt Frauen, die wie die Büffel lesen (falls Büffel lesen würden), denen nichts schwierig, genau, klar und sachlich genug sein kann. Diese Frauen studieren förmlich, wenn sie lesen, sie merken auch sofort, wo etwas nicht stimmt, und nehmen es übel; sie wissen nachher auch genau, was sie gelesen haben, und lesen auch ein Buch zum zweitenmal. Sie legen keinen Wert auf das, was man Romanhelden nennt, und atmen in einer kühlen, klaren Luft, während sie lesen, sie bleiben unbenommen, auch wenn sie sich begeistern, sie lesen dann höchstens außer mit den Augen und dem Kopf mit dem Herzen, während die anderen Frauen, die von vorhin, außer mit den Augen und dem Herzen auch noch mit allen übrigen Sinnen und vielleicht ein wenig ohne Kopf lesen. Aber diese Frauen, die von jetzt, man kann um Gottes willen nicht sagen, daß sie keine richtigen Frauen sind, haben — allenfalls könnte man so sagen: eine männliche Komponente. Ich bin selbstverständlich sicher, daß alle Frauen, die hier nun zu Ende gelesen haben, solche Frauen sind, aber ich hoffe, sie sind dazu auch noch andere Frauen.

Zweierlei

(Wilhelm Schulz)



„Durchbrennt ists' dir, kriegst ja leicht wieder a andere, bist doch a sauberer Bursch!"
„Ja mei, Mutter, wanns dös wär, aber i mein ja mei Taschenlampn!"

MONDNACHT AUF BALI

VON OTTO VIOLAN

Die jungen Damen drängten sich um Kapitän Forster, der im Herbst von seiner — vorläufig wohl letzten — Fahrt mit der „Vega" nach dem Fernen Osten zurückgekehrt war.

„Sie wollen also durchaus ein Erlebnis von mir hören?" lächelte er. „Am liebsten natürlich ein ganz tolles Abenteuer, was?"

„Ja, bitte!" jauchzten die jungen Damen.

Der Kapitän dachte eine Weile nach. Dann meinte er: „Da könnte ich Ihnen nur die Geschichte einer verrückten Mondnacht auf Bali erzählen. Aber sie paßt, wenn ich mich streng an die Wahrheit halten und nichts verschleiern soll, eigentlich bloß für die reifere Jugend ..."

„Käpten Forster!" wurde es um den alten Seemann laut. „Wofür halten Sie uns eigentlich? Wir sind doch keine Schneegänschen!"

„Also schön. Die Sache liegt viele Jahre zurück. Unser Schiff — ich machte damals noch auf einem Frachter unserer Fernostlinie Dienst — lag vor Singaradja.

Wir hatten einen kleinen Maschinenschaden und so ergab sich für uns Navigationsoffiziere die Gelegenheit zu einem Ausflug nach Banjuwangi, wo wir uns ein Heiligtum der Satria ansehen wollten. Bei dieser Fahrt, die wir in einem entsetzlichen Fordwagen zurücklegten, lernte ich Nangka, das schlanke Javanermädchen, kennen. Sie werden schon gehört haben, daß die Mädchen von Bali durch ihren Wuchs und die Anmut ihrer Bewegungen ebenso bekannt sind wie die Männer der Insel durch ihre leichte Reizbarkeit, ihren Jähzorn und ihre Rachsucht. Wenn ich Ihnen aber von dem unvergleichlich schönen und biegsamen Körper Nangkas, von dem zartbraunen Ton ihrer Haut und ihren dunklen, leidenschaftlichen Augen erzählen sollte, so würde ich dazu allein einen ganzen Abend brauchen ..."

„Danke, Käpten!" lehnten die Zuhörerinnen einstimmig ab. „Uns interessiert nur, was sie anhatte!"

Der Kapitän senkte den Kopf.

„Wenig, meine Damen", gestand er mit gedämpfter Stimme, „entsetzlich wenig. Und das war ja wohl mein Unglück. Während meine Kameraden sich in dem einzigen, halbwegs möglichen Hotel des Ortes die Gurgel mit einem Whiskysoda kühlten, lief ich Narr der jungen Javanerin in ihre Bambushütte nach. So blindwütig verliebt, daß ich gar nicht merkte, wohin der Weg eigentlich führte. Es muß weit außerhalb der Siedlung gewesen sein, wo ich Nangka, die wie eine Gazelle vor mir herflog, endlich erreichte. Am Rande eines Palmenwäldchens, über dem bereits die Dämmerung heraufkroch, stand ihr Haus. Es schien leer zu sein. Wenigstens sah ich, als ich dem Mädchen in das Innere nachstürzte, niemand. Erst später hörte ich einen Menschen in einem Winkel röcheln. Es war Nangkas blinder, betagter Vater, wie sie mir sagte. Wir verständigten uns in einem Kauderwelsch von Englisch, Holländisch und Javanisch, von dem ich gerade ein paar Brocken verstand, aber ich darf Ihnen die Versicherung geben, die Worte waren bei unserer Unterhaltung das Nebensächlichste ..."

„Aber ... Sie mußten ihr doch erklären, was Sie von ihr wollten?" warf die kleine Heli ein.

„Sehen Sie, meine Damen ..." brummte der Kapitän, „... man soll solche Geschichten doch nicht vor Lyzealschülerinnen erzählen ..."

„Heli ist eine dumme Pute!" protestierte der Kreis um Kapitän Forster. „Wir verstehen Sie ganz gut."

„Na, dann werden Sie wenigstens ein bißchen rot!"

„Bitte!" — Sieben helläugige, entzückende Mädchen verfärbten sich auf das Stichwort des Kapitäns.

„Und weiter ...?" erkundigten sie sich unisono.

„Weiter ...?" murmelte der Kapitän und streifte die Asche seiner Zigarre in einen Becher. „Wir saßen vor Nangkas Hütte. Der Mond schwang sich über die Wipfel der Palmen und weit hinter den Schatten des Waldes rauschte das Meer. Ein ganz sanfter Wind, der den betäubend starken Duft von tausend unbekannten Blüten mit sich trug, spielte mit Nangkas Haar, das gelöst über meine Schulter fiel. Ihre Augen hatten sich weit geöffnet, sie starrte, mit einem seltsam verzerrten Lächeln, in das Geheimnis der südlichen Nacht, und von Zeit zu Zeit rieselte ein Schauer durch ihren Körper. Manchmal war mir's, als horche sie angestrengt in das Dunkel. Und einmal glaubte ich das Wort ‚Tongko' aus ihrem Munde zu hören; sie flüsterte es, kaum verständlich, mit erregten Lippen vor sich hin. Plötzlich fuhr sie mit einem Schrei auf.

‚Tongko ...!' stammelte sie und wies mit der Hand nach dem Waldsaum, an dem ich, wiewohl ich mit gespannter Aufmerksamkeit in die angegebene Richtung sah, nicht das Geringste wahrnehmen konnte. Ich sah weder eine Gestalt noch einen Schatten, der sich bewegte. Und ich hatte doch, damals wenigstens, scharfe Augen, das mögen Sie mir glauben. Nangka zerrte mich in die Hütte, drängte mich in tödlich-verwirrter Angst in einen Winkel und nötigte mich, auf dem Boden unter einen Vorsprung zu kriechen, den sie mit Gras oder Schilf — ich weiß das heute nicht mehr — in aller Eile überdeckte. Wenige Augenblicke später hörte ich Lärm in dem Raum ..."

„Nangkas Geliebter hat Sie überrascht?" stöhnte die kleine Heli.

„Schlimmer als das, Fräulein Heli! Es war Nangkas — Mann!"

„Um Gottes willen ...!" hauchte der Kreis junger Damen.

„Tja, sehen Sie, in eine so verdammt unangenehme Lage kann man geraten, wenn man nur der Stimme seines Herzens folgt und nicht — auch wenn man noch so blödsinnig verliebt ist — ein bißchen nach dem Verstand navigiert. Aus dem Palaver zu meinen Häupten konnte ich entnehmen, daß es nicht ein einzelner Mann, sondern gleich ein ganzer Haufen Javaner gewesen sein mußte, die in Nangkas Hütte eingedrungen waren. Wahrscheinlich hatte der betrogene Gatte gleich den Oberpriester und Stammesältesten und weiß die Hölle, wen noch, mitgebracht, um an Ort und Stelle über mich und Nangka Gericht zu halten. Eine Fackel wurde entzündet — denken Sie: welcher Leichtsinn! In einer Hütte aus Bambusstroh, in dem allerhand leicht brennbares Gerümpel herumlag — die Männer stöberten in allen Ecken nach mir und dann ... erwischten Sie mich natürlich ..."

„Und was geschah mit Ihnen und Nangka?" fieberte der Jungmädchenkreis.

„Gott, nichts Besonderes. Ich wurde an einen Baum vor der Hütte gebunden. Und man schoß mit vergifteten Pfeilen nach mir ..."

„Und Sie?"

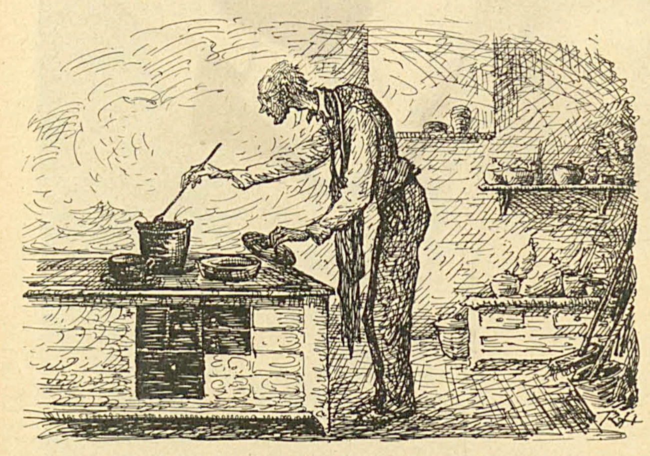
„Ich starb selbstverständlich an den entsetzlichen Wunden, die mir die Wilden beibrachten."

„Aber Käpten!" brauste ein Sturm der Empörung durch den Raum. „Sie wollten uns eine wahre Geschichte erzählen — und nun lügen Sie wieder so entsetzlich!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, das alles hat sich so zugetragen, wie ich es Ihnen berichtete. Ich vergaß bloß, Ihnen zu sagen, daß ich damals nicht als richtiger Offizier auf dem Frachter Dienst machte, sondern mich — zum ersten und letzten Male in einem Stummfilm versuchte, der den schönen Titel ‚Das Mädchen aus Bali' trug. Da ich aber noch in der Todesszene über den schauerlichen Kitsch lachen mußte, schmiß mich der Regisseur glatt aus dem Atelier. Worauf ich meinen Kummer in einigen Grogs ertränkte und mich auf der Dreimastbark ‚Emma' anheuern ließ."

Dichtung und Wahrheit

(Hoerschelmann)



„Im Kochbuch steht: ‚Man nehme fünf Eier und ein viertel Pfund Butter' — ja, ja, diese Dichter!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der neue Kurs

(Erich Schilling)



„Jeder Engländer soll sich in Frankreich wie zu Hause fühlen!"

WENIGER BIBLIO-PHILES!

(Aus Briefen, die einen Buchhändler erreichten.)

VON MICHAEL MOLANDER

Der verkannte Storm... „Senden Sie mir das Buch ‚Der Schimmelreiter'. Aber nur, wenn es ein Wildwest-Roman ist!"

Auf der Alm... „Ich möchte das Buch ‚Die Unbekannte von der Senn' (L'inconnue de la Seine!)."

Punktefrei!... „Das Wunschhemd" (statt: „Das Wunschkind" von Ina Seidel).

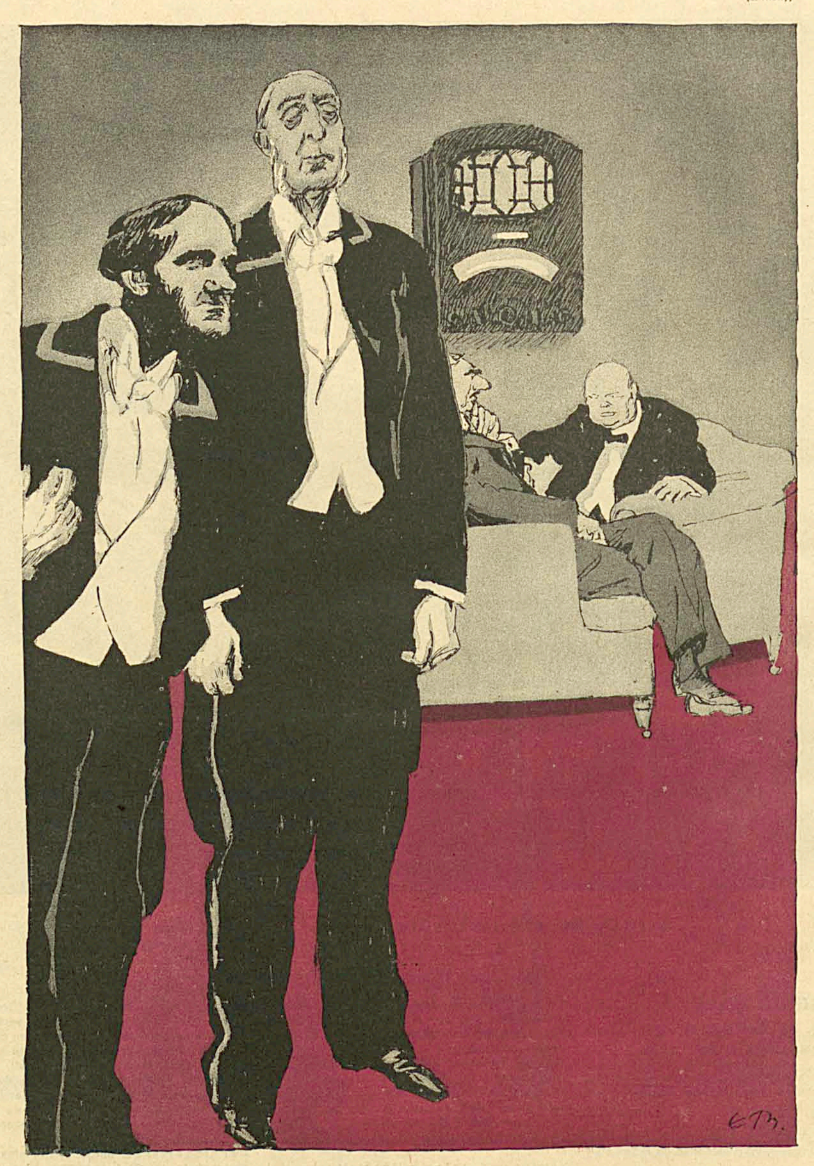
Kleine Bücherei: jeder Band 110 Mark!... Wilhelm Karl Prinz von Isenburg: Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten. 2 Bände in Leinwand 220 Mark.
Aus der Fülle der Besprechungen: „Der ‚Isenburg' gehört in jedes Haus, besonders des Adels, in dem man Wert auf den Ausbau einer noch so kleinen Bücherei in Hinsicht auf Tradition und vaterländische Geschichte legt..." (Anzeige im „Börsenblatt" Nr. 280, Jahrgang 1939.)

Hamsun und die Freizeitgestaltung... „Bei dieser Gelegenheit teilen wir Ihnen höflichst mit, daß uns die Bücher von Hamsun, die Sie im August lieferten, enttäuscht haben. Der Schriftsteller schreibt wohl spannend und versteht, die Menschen einem plastisch vor Augen zu führen, aber er holt die niedrigsten Instinkte aus ihnen heraus. Dazu ist die wenige Freizeit, die man besitzt, zu kostbar, und wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die beiden Bücher ‚Liebe ist hart' und ‚Segen der Erde' umtauschen würden."
Firma X., Zahnwarengroßhandlung, Y.

Der Eroberer: Der Bürgermeister einer kleinen Ortschaft in der Grafschaft Glatz bestellte einen Atlas mit dem Bemerken: „Er kann ruhig die alten Grenzen haben, die neuen mache ich mir selber!"

Nach der Führerrede

(E. Thöny)



„John, schnell einen Whisky, den Herren da hinten scheint etwas nicht gut bekommen zu sein!“

München, 24. März 1940
45. Jahrgang . Nummer 12

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Liebesbrief

(K. Heiligenstaedt)



„Findest du es nicht gefährlich, einem Mann schriftlich deine Liebe zu versichern?"
„Du wirst noch einsehen, daß bei mündlichen Versicherungen dieser Art die Gefahren viel größer sind!"

Garderoben-Geplänkel

(H. Lehmann)



„Geben Sie mir endlich meinen Mantel oder fünfzig Punkte!"

TREU WIE GOLD

VON EDMUND BICKEL

Von Malmö bis nach Haparanda im Norden von Schweden erzählt man sich eine vergnügliche Geschichte, die sich in einer kleinen Stadt in Südschweden zugetragen hat. Man nennt auch die Namen der daran beteiligten Personen, damit sie ja auch geglaubt wird. Ob sie wirklich wahr ist, konnte ich leider nicht feststellen, aber ist das wirklich so wichtig?!

Frau Konsul V., „consulinnan" auf schwedisch, war als temperamentvoll und exzentrisch bekannt. Außerdem sammelte sie alte Münzen. Kein Wunder, daß sie sich da mit einem Professor gut verstand, der ihre Liebhaberei auch pflegte und überdies an ihr nicht nur numismatisches Interesse nahm. Offenbar verlief der Abend in jeder Hinsicht erfreulich. Sonst wenigstens wäre es nicht zu verstehen, daß „consulinnan" ihrem Besucher zur Erinnerung an die gemeinsamen schönen Stunden zwei wertvolle griechische Goldmünzen verehrte.

Voll froher Stimmung und vielleicht auch allerhand stärkender Getränke begab sich der Professor auf den Heimweg, vergnügt mit den seltenen Goldstücken klimpernd. War es sein sieghafter Blick oder der heute auch in Schweden selten gewordene Klang, es begab sich jedenfalls, daß der Professor eine Damenbekanntschaft machte, die ihm trotz der Dunkelheit eine Fortsetzung seiner angenehmen Erlebnisse bescherte. In seiner Dankbarkeit, wollen wir annehmen, beglich er seine Schuldigkeit mit den erst kurz vorher erworbenen Münzen. Im kaufmännischen Leben nennt man so etwas „Ringverkehr", wenn ich nicht irre.

Damit ist die Geschichte aber keineswegs zu Ende. Sie spielte sich, wie bereits erwähnt, in einer kleinen südschwedischen Stadt ab. Daher lag es nahe, daß die junge Dame, die am nächsten Tag in aller Unschuld ihre nächtliche Tageskasse auf einer Bank umwechseln wollte, vom Kassierer freundlich an consulinnan V. verwiesen wurde; denn dort würde sie weit mehr als den Goldwert bekommen.

So war es auch. Nun hätte es Schluß sein können. Aber das Schicksal wollte, daß der Professor wieder zur consulinnan kam. Als sie ihm die beiden wieder erworbenen Goldstücke zeigte, starrte er sie entgeistert an und brach in die Worte aus: „Weiß der Teufel, das war die Konsulin!!"

Der Sündenbock

Von Ratatöskr

„Ich bin so müde", seufzt der eine,
„am liebsten schlief' ich Tag und Nacht!"
„Mir zappelt alles, Hirn und Beine!"
rasaunt der andre wutentfacht.
— Woher dies Fluchen und Gestöhn?
Es ist der Föhn!

Heut blühen die Familienszenen.
Heut blödelt, wer sonst logisch denkt.
Heut setzt es Tränen und Migränen.
Die ganze Welt scheint ausgerenkt.
Warum? Herüber von den Höh'n
haucht schwül der Föhn.

O würde doch in solchen Fällen
sich jeder zeitig drüber klar:
wir woll'n uns nicht den Tag vergällen;
denn wir sind ja ganz offenbar
auch heut wie immer brav und schön
— 's ist nur der Föhn!

Die guten Nerven

VON WALTER FOITZICK

Ich will Ihnen die Dame neben mir in der Straßenbahn beschreiben. Sie gehört den pelzmanteltragenden Ständen an, sie ist mittleren Alters, von der Sorte, die man sich durchaus erfreut ansieht, wenn sie in der Straßenbahn einem gegenübersitzt, sogar dann, wenn sie schräg gegenübersitzt. Aber diese Dame sitzt mir nicht gegenüber, sondern neben mir. Wir sind zusammen eingestiegen, wir kennen uns nicht, aber ich weiß etwas über sie. Erwarten Sie jetzt nicht, daß ich eine Indiskretion über das Innenleben der Dame ausschwatze. Ich weiß von ihrem Innenleben und dem Leben weiter außen garnichts, rein garnichts. Aber ich weiß etwas über sie, ich weiß etwas! Nun ich will es Ihnen sagen, ich weiß: die Dame hat keinen Fahrschein.

Nun, jetzt werden Sie sagen, da ist eigentlich nichts dabei, die meisten, die in eine Straßenbahn einsteigen, haben zuerst keinen Fahrschein, sie müssen ihn ja lösen. Aber sehen Sie, da hapert's ein bißchen bei der Dame. Die Dame löst nicht, sie bleibt seelenruhig ohne Lösung.

Als ritterlicher Mensch werden sie vermutlich die Dame in Ihrem Innern verteidigen: Mein Gott, so etwas kann man doch mal vergessen!

Zugegeben, so etwas kann man natürlich mal vergessen, man vergißt ja soviel im Leben.

Doch der Schaffner kommt wieder, er steht im Gang vor der Dame und fragt in die Welt hinein, ob sich hier noch jemand ohne Fahrschein befinde. Ich weiß, was der Schaffner dabei macht. Er sieht den Leuten weniger in die Augen, sondern er sieht die Hände an, und wenn so eine Hand zuckt, da merkt er gleich, hier will oder muß gezahlt werden. Der Schaffner kann sich ja nicht jeden merken, dem er schon einen Fahrschein verkauft hat.

Die Dame neben mir hat vorzügliche Nerven, Sie zuckt nicht mit der Wimper und nicht mit der Hand. Auch wenn ich Schaffner wäre, ich würde wetten, sie sieht aus wie jemand, der voll und ganz gezahlt hat. Aber ich bin nicht Schaffner, ich weiß was.

Wo mögen die Gedanken der Dame jetzt weilen, daß sie so gar nicht an den Kauf von Fahrscheinen denkt?

Ihr Fall beginnt mich zu interessieren. Mir imponieren Leute und Damen mit so starken Nerven. Ich selbst zucke immer zusammen, wenn der Schaffner in die Nähe der Dame kommt und ich denke mir: Jetzt wird er die Hand auf ihre Schulter legen und sagen: ‚Weib, wo bleibt dein Zehnerl'. Oh, ich habe für die fahrscheinlose Sünderin gezittert, aber auf der anderen Seite regt sich in mir die Lust, an ihren Nerven zu rütteln.

Und ich rüttle. Ich bücke mich, hebe einen alten Fahrschein vom Fußboden auf und sage: „Gnädige Frau, ich glaube, Ihnen ist eben der Fahrschein heruntergefallen." Was tut die holde Frau? Sie sagte: „Nein, danke, das ist nicht mein Fahrschein" — und damit hat sie vollkommen recht. Wenn ich jetzt Dame gewesen wäre, hätte ich mir einen Fahrschein gelöst, aber sie blieb ganz Dame im Pelzmantel.

So ein Charakter! Nerven wie Draht muß man dazu haben.

Als ich aussteige, bemerke ich, daß ich infolge der Seelenforschung ganz übersehen hatte, mir selbst einen Fahrschein zu lösen, und ich danke meinem Gott, daß kein Kontrolleur gekommen ist, denn ich habe nicht so starke Nerven.

Der Kaufpreis

(R. Kriesch)



„Ich kann nicht mehr lange so liegen, mir wird eiskalt von unten her!"
„Ja, Elli, gesunde Bräune muß eben meistens durch Ischias erkauft werden!"

BERNSTEIN

VON POUL WESTERGAARD

In meinen Jünglingsjahren wohnte ich lange Zeit am Nordseestrand. Dort fand ich massenweis Bernstein, und aus einem besonders schönen Stück schnitzte ich einmal ein Herz für eine junge Dame, von der ich insgeheim hoffte, daß sie dereinst mein Ehegespons und die Mutter meiner vielen Kinder werden würde. Aber ich muß kein großer Künstler in der Bearbeitung von Bernstein gewesen sein, denn als ich ihr stolz das Bernsteinherz überreichte, meinte sie nur mit allen Zeichen der Verachtung: „Sie glauben wohl, daß ich mit meinen jungen Jahren schon an Herzverfettung leide?"

Dagegen war da ein Mann — Jespersen hieß er — der verstand Bernstein zu verarbeiten! Außerdem besaß er ein geradezu verblüffendes Talent, diesen edlen Stoff zu finden. Nur zehn Minuten brauchte er an dem Strand des mondänen Badeortes entlangzuspazieren, und schon machte er einen Fund von fünf bis sechs Klumpen. Die natürliche Folge davon war, daß im Laufe der Zeit die ganze Gegend von Bernstein entblößt wurde.

„Mit Bernstein ist viel Geld zu verdienen", sagte Jespersen eines Tages zu mir. Und da bald darauf die sommerliche Kurzeit einsetzte, eröffnete er in der Nähe des Badehotels einen Verkaufsstand mit kunstvoll geschnitzten Bernsteingegenständen — ‚aus Bernstein, hier am Strande gefunden'. Aber obwohl das Hotel von internationalem Publikum überfüllt war, verkaufte er nicht ein einziges Stück.

„Das begreife ich nicht", sagte Jespersen kopfschüttelnd, als ich ihn in der Hochsaison in seiner Bretterbude aufsuchte. „Ich mache doch wirklich die feinsten Sachen: junge Kätzchen, Herzen, Amoretten, Broschen — und ich habe noch die ganze Werkstatt voll von unverarbeitetem Material."

„Das ist deine eigene Schuld, Jespersen", erwiderte ich. — „Meine eigene Schuld?!"

„Jawohl, denn du bist es, der den ganzen Strand von Bernstein entblößt hat. Nicht ein einziges Stück ist mehr zu finden. Aber die Badegäste gehen und suchen unentwegt nach Bernstein. Ganz krummgebeugt sind die meisten schon von dem vielen vergeblichen Suchen. Und natürlich haben sie einen Zorn auf dich, weil du so viel Bernstein hast und den lieben langen Tag dasitzt und Kätzchen, Herzen, Amoretten und Broschen daraus schnitzt. Darum kaufen sie dir nichts ab."

Jespersen kratzte sich den Kopf.

„Du hast vielleicht recht", sagte er. — „Teilen wir uns die Idee und machen wir halbe halbe!"

Als der Abend gekommen war und die Badegäste sich zurückgezogen hatten, verstauten wir Jespersens ansehnliche Lagervorräte an Bernstein in Säcke, schlichen uns zum Strand hinunter und streuten dort in entsprechenden Abständen die einzelnen Stücke aus.

Am nächsten Tage wurde Jespersens Laden bestürmt von all den Glücklichen unter den Badegästen, die Bernstein gefunden hatten und die nun durch ein Schild angelockt wurden, das ich ins Fenster gehängt hatte und worauf in drei Sprachen zu lesen stand: „Hier wird kunstvoll und gediegen der Bernstein verarbeitet, den Sie am Strande finden!"

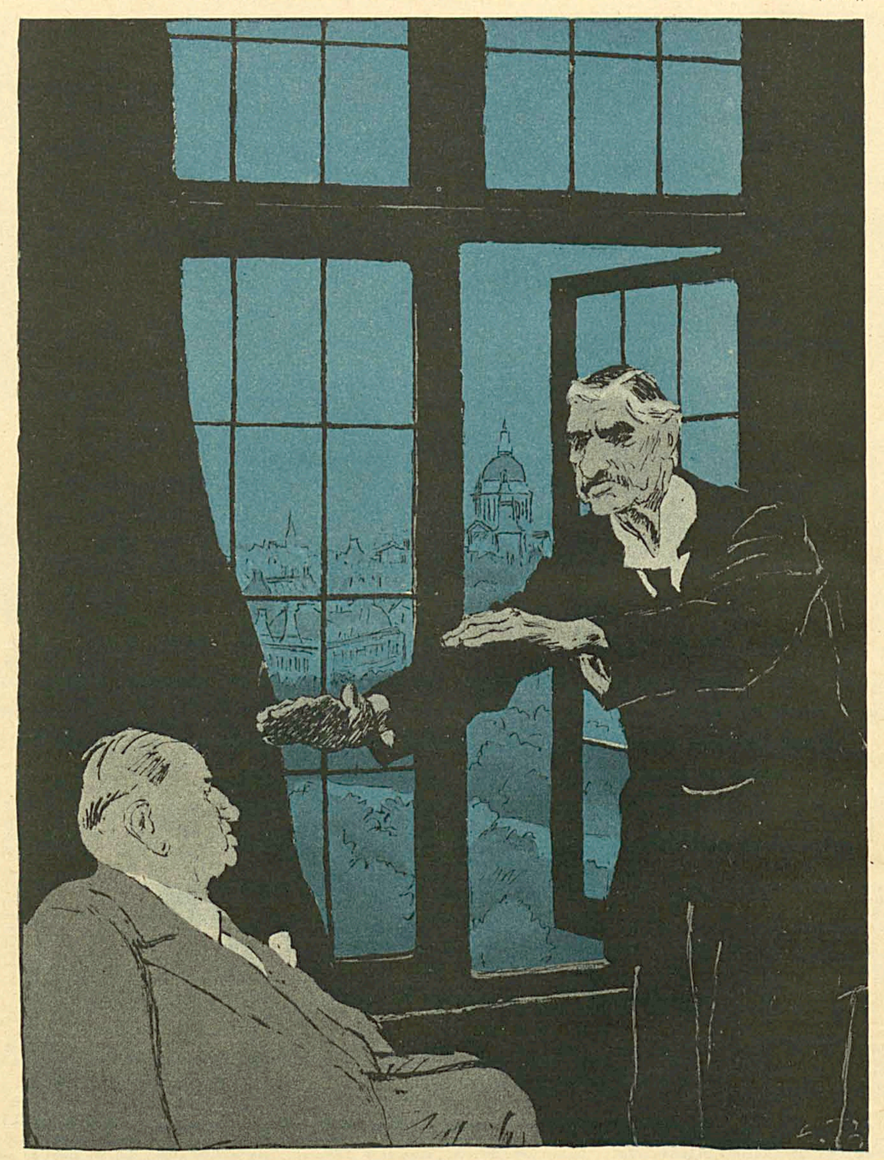
Ein Amerikaner kam mit Jespersens kostbarstem Fund — es war ein Riesenstück — und bestellte einen Whiskybecher daraus. Jespersen schnitzte Tag und Nacht, bald mußte er zwei Gehilfen anstellen. Jetzt ist Jespersen ein gemachter Mann und sitzt als einflußreiches Mitglied im Aufsichtsrat des Badehotels. Eine der Ursachen zu Jespersens Wohlstand ist wohl auch der Umstand, daß er vergaß, mit mir zu teilen, wie es verabredet war.

Nur eine kleine Bernstein-Zigarettenspitze von Jespersens sicherer Hand habe ich als Erinnerung an meine geniale Idee zurückbehalten. Da ich aber niemals eine Zigarettenspitze benutze, kann man ja nicht sagen, daß ich etwas an meiner Idee verdient habe. Was ich übrigens auch mit meinen anderen Ideen nicht habe.

(Übertragg. aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Chamberlain behandelt Daladier

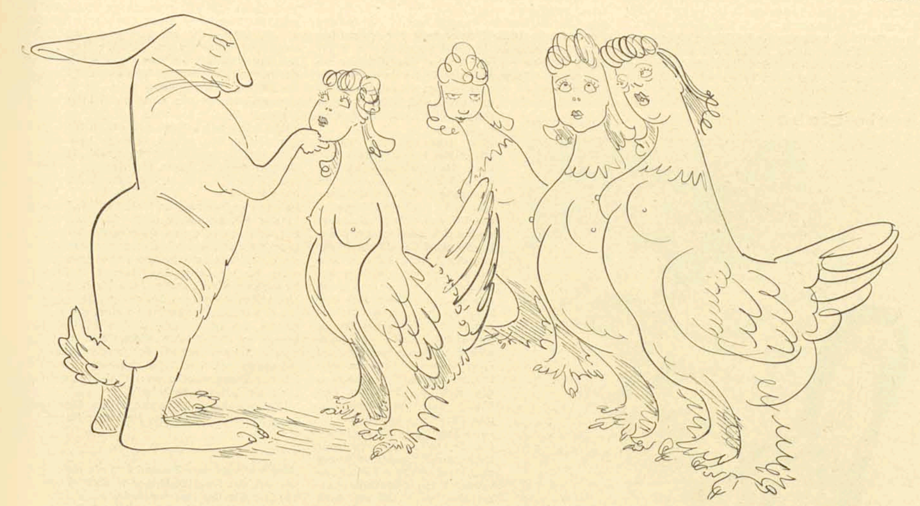
(E. Thöny)



„So, das Medium befindet sich bereits im Trance-Zustand, es wird alles tun, was ich von ihm verlange!“

Der Osterhase und seine Lieferanten

(Fr. Bilek)



„Nein, lieber Osterhase, ohne Marken können wir auf keinen Fall etwas abgeben!"

VORFRÜHLING IM HINTERHOF

VON ERNST HOFERICHTER

Die Dachrinne tropft auf das Blechdach der Waschküche. Der letzte Schnee liegt grau und krank hinter der Kehrichttonne. Wasserpfützen sehen wie Rasierspiegel aus. Der Föhnwind fährt im dritten Hinterhof Karussell. Und die Sonne scheint zum ersten Mal ins Abortfenster der Familie Anzensberger. Dieser kosmische Auftakt wurde zuerst von der Mutter bemerkt. Er entlockte ihr den Ausruf: „... Jetzt derf ma d'Matratzen aa auf'n Küchenbalkon leg'n!"

Bald sonnten sie sich im Freien. Ihr knallroter Überzug sah wie Mastochsenfleisch aus. Und Seegras quoll aus ihren Leibern.

Damit war in das Miethaus der Frühling eingezogen. Jetzt rief ein Ereignis das andere herbei. Im vierten Stock rechts wurden zuerst die Winterfenster ausgehängt. Aus der Küche des Auskochgeschäfts roch es nach Kräutelsuppe. Durch die Tür des Uhrmachers hörte man den Kuckuck schlagen. „Bei mir im Schlafzimmer schwitzen dö Wänd!" sagte Frau Vordermaier zur Hausmeisterin.

„Und i hab in der Früah so an komischen Schwindel um d'Augen", antwortete die Hausmeisterin der Frau Vordermaier.

„Frühling, Frühling wird es nun bald ...!" sang es dazwischen vom Kinderspielplatz herüber.

„Vor i ins Bett geh, trink i mit mein'm Mo jeden Tag a Tass' G'sundheitstee ..." „Seit gestern brauch i koa Wärmflaschen mehr ..." „Und bei Loichingers hab'n s' an neuen Zimmerherrn kriagt ...!"

„Dös soll a sonderbarer Mensch sei' ...?"

„Aber hochmusikalisch ...! Wenn er sich d'Füaß wascht, singt er dazua das Hindulied ... Ganz staad ... Aber d'Frau Loichinger hat's durchs Schlüsselloch genau g'hört — —"

*

Er heißt Xaver Mehltreter und trägt eine Nickelbrille. Auf Zehenspitzen geht er abends in sein möbliertes Zimmer. Ehe er ißt, raschelt ein Pergamentpapier auf. Er liebt Essiggurken und Frauen mit Alabasterleib. Bisher hat er sie nur auf Abbildungen erlebt. Gedanken sind ihm schon Wirklichkeiten. Die Fräulein vom Büro erscheinen ihm in schweren Träumen. Er schreit laut auf und schwitzt dazu. Zu einer Kusine hatte er einmal nähere Beziehung. Er begleitete sie bis vors Haustor. Dann sah er sie nie mehr. Dreimal im Leben verfaßte er ein Heiratsinserat. Am Abend war er über den Text beglückt, am Morgen zerriß er ihn zu tausend Fetzen ...

Wenn es Frühjahr wird, bekommt Franz Xaver Sommersprossen um die Nasenflügel, glasige Augäpfel und aufgesprungene Lippen. Er sieht in der Luft violette Kreise wirbeln und glaubt, daß er sein eigenes Blut rauschen hört. Nachts geht er stundenlang durchs Zimmer, von einer Ecke zur anderen. Da zerschreitet er, was er hätte erleben wollen. Eine Stunde vor dem Bettgehen setzt er sich hinters Fenster, schiebt die geblumten Vorhänge zurück und schaut einen finsteren Schacht in die Dunkelheit. Vor ihm liegt die hintere Front des Vorderhauses aufgebaut. Ein Schachbrett aus lauter Fenstern. In mondhellen Nächten sieht er einen Waschlappen im Winde schaukeln ...

Heute Nacht aber geschah das Unerhörte. Franz Xaver saß bis zum Morgengrauen am Fensterbrett und schlief keine Stunde. In der Frühe, als die Zeitung in den Briefkasten fiel, klopfte er bei Frau Loichinger an die Küchentüre. „... wollte nur fragen, ob Sie ein Opernglas haben?"

„Ah, woll'n S' ins Theater? ... Sie, Herr Mehltreter, vor zehn Jahr hab' i mit mein'm Mann selig a Stück g'sehg'n, dös war der ‚Friseur von Bagdad' ... Sie dös wenn S' ...!"

„Nein ... Ja, und vielen Dank!" sprach Franz Xaver und trug das Opernglas wie einen vollen Becher behutsam in sein Zimmer und stellte haarscharf auf ein schräg gegenüberliegendes Fensterkreuz ein. Zwischen den verstaubten Linsen waren einige Brotkrumen eingeklemmt. Und da er das Glas gegen den Morgenhimmel erhob, bildeten die Krumen ein Sternbild, das dem Großen Bären glich. Und Franz Xaver wurde zum Sonntagskind, das am hellen Tag die Gestirne sehen kann.

Dann legte er das Glas aufs Fensterbrett, fing den Hut wie einen Schmetterling vom Nagel, übersprang die Stufen im Treppenhaus und sang noch vor sich hin, als er auf der Plattform der Straßenbahn stand. Im Geschäft dachte er den ganzen Tag über an die kommende Nacht. Und alles wurde mit einem Male anders. Der Klebstoff roch nach Flieder, Büroklammern wurden zu Staubgefäßen, Zahlen zu blühenden Königskerzen. Die blauen Linien im Kassenhauptbuch glichen glitzernden Telegraphendrähten, durch die Glückwunschdepeschen sangen. Zwischen Soll und Haben flogen die Summen wie Zugvögel hin her. Die Wände des Kontors schienen über Nacht mit

Altbayerisches Frühlingsbild

Von Klaus Josef Uhl

Altbayerisches Frühlingsbild:
schwarz und gelb und braun und grün
über einen Buckelschild
Äcker sich und Wiesen mühn.

Straße flattert, weißes Band,
rundher um den Kirchturmknauf,
der vor blauer Himmelswand
spitz rägt überm Dorfe auf.

Schwirrt auf goldnem Sonnenstrahl
Lerche trillernd ins Himmelsblau:
Notenköpfe auf Berg und Tal
fallend leuchtend wie Tropfen Tau.

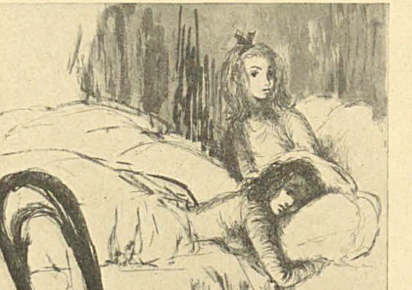
rosarotem Briefpapier tapeziert zu sein. Aus dem Klappern der Schreibmaschine hörte er ein Paar Damenschuhe durchs Zimmer trippeln. Er schrieb ein X für ein U und statt der Drohung „Wenn Sie binnen...“ die Anrede „Mein liebes Fräulein!“
Und die Nacht kam, wie ein König vor einer Galatreppe vorfährt. Heute aß er zwei Essiggurken mehr. Und das Pergamentpapier schleckte er mit der Zunge ab. Und dann setzte er sich hinters Fenster, schob den Operngucker durch den Spalt des Vorhangs und sah zur schwarzen Wand des Vorderhauses hinüber. Seine Hände zitterten, seine Pulse trommelten...
Eine Stunde vor Mitternacht wurde das schräg gegenüberliegende Fenster matt erleuchtet. Die Brotkrümchensterne im Glas traten hervor. Franz Xaver konnte nur die Hälfte des Zimmers erspähen. Der Raum war der Quere in zwei Teile zerschnitten. Und so mußte er die unsichtbare Hälfte durch einfühlendes Erraten ergänzen...
Jetzt legte sie ihren weiten schwarzen Hut aufs Bett. Aus einer Handbewegung schloß er, daß sie ihre Armbanduhr abstreifte... Ja, nun schlüpfte sie aus ihrer Wolljacke... die Tür des Spiegelschrankes drehte sich, die Nachtkästchenlampe warf ihr Himbeerlicht auf die Decke. Jetzt öffnete sie eine Schublade, zog ein Taschentuch hervor und dann sah er zum letzten Mal ihre Hand, als sie nach dem Bücherregal griff und einen honiggelben Band hervorzog... Und eine gute Stunde lang schaute Franz Xaver nur mehr die Brotkrumen seines Operngucker, die sich als Sternbild des Großen Bären im Dämmerlicht ihrers Zimmers abhoben.
— — Und Nacht für Nacht erfuhr er immer mehr von jener heimlichen Unbekannten, wußte auch bald, wo ihre Puderdose verwahrt lag und konnte errechnen, wann sie ein Buch ausgelesen hatte. Ja, als sie einmal suchend durchs Zimmer lief, wußte er im voraus, daß die Nagelschere in der zweiten Schublade von unten im Waschtisch lag... Bald kannte er auch die winzigsten Handgriffe, alle Verstecke und jede Gewohnheit ihres Lebens. Lange suchte er für sie nach einem Namen. Endlich spielte er Schicksal, nahm eine Schreibfeder und stach im dunklen Zimmer durch den Wandkalender: er durchlöcherte den Schalttag ohne Namen. Es war ein Sonntagvormittag. Da wollte er es wagen. Im Schritt eines Briefträgers stieg er ins Vorderhaus empor; zweiter Stock links. Zwei Tritte vor ihrer Türe hörte er ein Geräusch. Jäh drehte er um, rannte wie ein Schuljunge die Treppen hinab und wartete wieder auf die Nacht.
Daß nur er allein um diese große Liebe wußte, das hob sie ins Unermeßliche empor. „Was geht's sie an, daß ich sie liebe?“ jubelte er und ließ sie in Gedanken wie einen Kahn in seine Arme gleiten.
Heute blieb das Zimmer zum ersten Male dunkel. Der ‚Große Bär‘ seines Operngucker hob sich nicht im Dämmerlicht ihrer Lampe ab. Franz Xaver wartete Nacht für Nacht. Die Welt um ihn bestand nur mehr aus Finsternis, aus dem dunklen Viereck ihres Fensters.
Da stieg er zum zweiten Male zu ihrer Tür empor. In der Füllung neben dem Guckloch war ein blinder Fleck zu sehen. Da hing ihr Schild...
Er fragte nicht, wohin sie verzogen war. Er liebte sie durch alle Fernen. Ihre Nähe hatte nur verwirrt. Für ein Leben lang konnte er jede ihrer Bewegungen auswendig. Jede Nacht gab er ihr einen anderen Namen. Die ersten Frühlingsblumen, die er sich aufs Fensterbrett stellte, die galten ihr. Nachts sah er hinüber, drehte im Geiste ihre Lampe an und löschte wieder aus. Er ließ sie durchs Zimmer gehen, Schubladen öffnen und Zahnpasta aus der Tube drücken. „Heut' zieh' ich das Graugestreifte an...!“ ließ er sie sagen, „und die Schlangenschuhe“.
Und die Brotkrümchensterne im Operngucker rahmten seine Liebe ein, Nacht für Nacht.

*

„Hab'n S' von dem Zimmerherrn nix Neies g'hört, der bei der Frau Loichinger wohnt?“ fragte Frau Vordermaier die Hausmeisterin.
„A sonderbarer Mensch soll er halt sei... An Operngucker hat er z'leiha g'nomma und do geht er koa Nacht net furt...“
„Vielleicht spinnt er a bisserl...?“
„Ja, mei — und Frühjahr is halt aa...“
„Freili, da is glei' was g'schehg'n... Gute Nacht, Frau Vordermaier...!“
Schwarz steigen die Wände der Feuermauer aus den Höfen empor. Dächer springen als Schatten darüber hin. Rauch zieht in die Höhe. Über dem Rauch wiederum blinzeln die Sterne. Und abermals über diesem Lichte, Brüder, muß ein guter Vater wohnen.
Der den Frühling und die Liebe macht...!

Erste Liebe

(Hanna Nagel)



„Hanne, glaubst du, daß man an gebrochenem Herzen sterben kann?“ — „Ich glaube, es ist sogar das übliche, Lore!“

KANNST DU BOXEN, VATER?

VON KNUT OVING

Es ist zweifellos ein Vergnügen eigener Art, Vater zweier lebhafter gesunder Jungens zu sein, die im Übergangsalter stehen. Neulich abends hatte ich es mir gerade so recht behaglich gemacht und las Zeitung, als meine hoffnungsvollen Sprößlinge Ville und Rulle ins Zimmer stürmten und mich fragten: „Sage mal, Vater, kannst du eigentlich boxen?" — „Und ob ich boxen kann!" erwiderte ich stolz und reckte meine Glieder. „Mehr als hundert Schlachten habe ich geschlagen, als ich noch Schuljunge war."

„Ach, das war doch kein Boxen damals", wehrte Rulle geringschätzig, „sondern bloß eine wilde Balgerei. Nein, wir meinen richtiges Boxen, so mit Handschuhen, Kampftechnik und Berechnung."

„Nun ja." Ich tat gleichfalls verächtlich. Zwar habe ich noch niemals ein Paar Boxhandschuhe an den Händen gehabt, trotzdem bilde ich mir ein, ein tüchtiger Kämpfer zu sein und die verschiedenen Tricks zu beherrschen.

Diese meine leichtsinnige Behauptung sollte ungeahnte und unbeabsichtigte Folgen für mich haben. Die beiden gaben sich nicht eher zufrieden, bis ich versprochen hatte, eine Runde mit ihnen auszustoßen. Und kaum war ich mir meines Entschlusses bewußt geworden, stand ich auch schon mit aufgekrempelten Hemdsärmeln und einem Paar unförmiger Handschuhe an den Händen da. In aller Eile wurde in unserer guten Stube ein provisorischer Ring hergerichtet, und die Veranstaltung begann.

Rulle und ich leiteten die Kämpfe ein. Ich boxte darauflos — ob mit Technik oder ohne, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich mit Handschuhen boxte, die schwer wie Blei waren und mich nur in jeder Weise behinderten. Rulle griff an und wich zurück, um mich erneut und unaufhörlich zu umtänzeln. Offen gestanden war ich herzlich froh, als die Runde endlich beendet war. Denn ich fühlte mich ausgepumpt und mitgenommen von all den Schlägen, die ich empfangen, und den vielen Schwingern, die ich meinerseits ausgeteilt hatte — allerdings in die leere Luft.

Sodann kam Ville an die Reihe, der gleichfalls nicht von schlechten Eltern war. Auch er stand nicht eine Sekunde still, es war keine Rede davon, daß man einen sicheren Treffer hätte landen können. Zwar gewann ich den Eindruck, als hätte er Angst vor mir, aber gewiß war das nur Technik. Wer weiß? Das einzige, was ich bei diesem Kampf mit wuchtigem Schlage zu rammen vermochte, war eine kostbare Kristallvase. Ein Geschenk meiner Schwiegereltern. Das nächste Opfer war die Gardine, die ich herunterriß. Aber sie erlitt ebensowenig Schaden wie Rulle. Womit auch dieser Kampf sein Ende nahm.

Inzwischen hatte sich ein Freund meiner Jungens eingefunden. Ole, der nicht minder stämmige Sproß des stämmigen Schlächtermeisters Johannsson. Ich begrüßte den Jungen freundschaftlich, und in der sportlichen Begeisterung, die mich ergriffen hatte, bemühte ich mich, auch seine Seele für den Boxsport zu gewinnen, und klärte ihn nach bestem Wissen und Können über die einschlägigen Tricks auf.

Ein neuer Kampf — zwischen Ole und mir — kam in Gang. Leider hatte mir Ole aber verschwiegen, daß er gar kein Neuling dieses edlen Sportes mehr war, sondern als der beste Boxer unseres Städtchens galt, dem seine Anhänger den vielsagenden Ehrentitel ‚Eisenfaust' verliehen hatten. Wie ein junger Tiger ging er auf mich los, und nicht ein Fünkchen Respekt glimmte in seinen Schweinsaugen. Er behandelte mich geradezu, als sollte ich geschlachtet werden, und ich kann nur sagen, daß er eine ausgezeichnete Veranlagung für den Beruf seines Vaters hat.

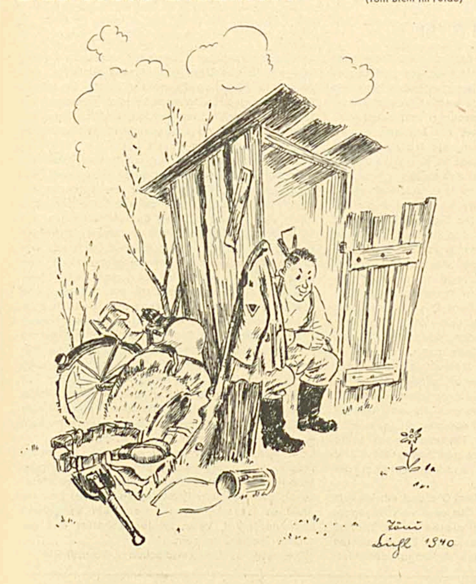
Ehe ich es mich versah, lag ich in den Trümmern des Blumentopfständers meiner Frau, und nur dem Umstande, daß ich mich ausgerechnet auf eine Kaktee setzte, war es zuzuschreiben, daß ich gleich wieder auf den Beinen stand, um nun wütend und ungestüm wie in meiner Schulzeit auf meinen Gegner einzuschlagen. Doch offenbar taugte die alte Kampfesweise nichts mehr, Ole hielt meinen Angriffen überlegen und triumphierend stand und versetzte mir sodann einen Schlag unter mein energisches Kinn, daß ich noch Stunden danach wie ein zerstreuter Astronomie-Professor umherlief. Seit dem Geburtstage meines Freundes Svensson bin ich nicht mehr so benebelt gewesen. Schließlich siegte Ole durch technischen K. o., was heißen will, daß ich auf dem Klavier landete. Der Deckel war zufällig hochgeklappt, so daß sich mir auf diese Weise die günstige Gelegenheit bot, das Instrument auch einmal von innen zu betrachten.

Über das, was sich später abspielte, als meine Frau nach Hause kam und sah, wie wir die gute Stube zugerichtet hatten — darüber, verehrter Leser, lassen Sie uns lieber einen Schleier breiten. Aber es ist, wie schon gesagt, ein Vergnügen besonderer Art, Vater zweier lebhafter und gesunder Jungens zu sein.

(Übertragg. a. d. Schwedischen v. Werner Rietig.)

Das erste Bleamerl

(Toni Bichl im Felde)



NAPOLEON VON ST. PAULI

VON WALTER ROTHENBURG

„Ruhe! Max Teichert erzählt eine Geschichte!" Die ganze Stammtischrunde schlug fröhlich an die Gläser.
Und Max Teichert, Gastwirt auf der Reeperbahn, erzählte:
„Als im vorigen Jahrhundert auf der Reeperbahn noch die berühmte Singspiel-Halle bestand, kam ein Artist einmal ganz bös in die Klemme. Für seine berühmte Hypnose-Nummer hatte er auf seiner Tournee zwei Männer verpflichtet, die ihn in Hannover im Stich ließen, weil er sie nicht so seriös bezahlte, wie sie ihre Pflicht getan hatten. Kopf- und ratlos kam der Artist in Hamburg an, wo er noch am selben Abend sein neues Engagement antreten sollte.
Was tun? Der Wirt, bei dem der Artist abgestiegen war, gab ihm einen Tip: in einer Eckwirtschaft in der Davidstraße säßen täglich zwei Hamburger Originale, Käppen Kieker und Jonny Immerblau, zwei alte Fahrensleute, die ewig knapp bei Kasse waren.
Zehn Minuten später hatte der Artist die beiden Originale schon bei sich, hinter der Bühne. Er erklärte ihnen kurz die Hypnose-Nummer. Sie hätten weiter nichts zu tun, als sich Uniformen anzuziehen — der eine von ihnen, Käppen Kieker, sollte den Kaiser Napoleon darstellen, Jonny Immerblau Napoleons Marschall — er, der Artist, würde sie dann auf der Bühne bei offenem Vorhang hypnotisieren, na, und dann würden sie beide schon hübsch alles tun, was er ihnen befahl. Sie sollten für die Dauer des Vertrages frei verpflegt werden und für jede Vorstellung pro Kopf und Nase vier Mark erhalten. Das war damals viel Geld..."
Max Teicher stützte die Ellbogen auf den Tisch, legte seinen runden Kopf in die Hände und fuhr fort:
„Die beiden Originale nahmen das Angebot an, und der Artist begann sogleich mit ihnen zu proben.
Jonny Immerblau kam zuerst an die Reihe. Der Artist starrte ihm in die Augen, machte ein paar Bewegungen mit den Händen, ging auf ihn zu, ganz nahe an ihn heran, wieder zurück, wieder heran, sprach Beschwörungsformeln. Käppen Kieker schaute dem sonderbaren Treiben halb neugierig, halb mißtrauisch zu. Und plötzlich — Käppen Kiekers Augen wurden rund vor Staunen — plötzlich war Jonny unter Hypnose. Einige Befehle des Meisters der Magie führte er prompt aus. Zum Schluß ein paar geheimnisvolle Bewegungen des Artisten — und Jonny war wieder da —!
Nun war die Reihe an Käppen Kieker. Aber wie sehr sich der Meister auch mühte, der olle Seemann reagierte nicht. Der Artist war verzweifelt. Jonny fluchte innerlich: vier Mark pro Tag und freie Verpflegung für einen ganzen Monat — das war doch mal eine Sache, ein Rausreißer!
Plötzlich sagte Käppen Kieker treuherzig: ‚Ich muß wohl erst mal einen Grog haben, dann geht das besser.' — Der Artist ging sofort nach vorn, ins Restaurant und holte höchstselbst einen kräftigen Grog.
Inzwischen spielte sich zwischen Kieker und Immerblau folgendes Gespräch ab:
Kieker: ‚Bei mir geht das wohl nicht; ich habe wohl in meinem Leben schon zu viel Grog getrunken!'
Immerblau: ‚Bei mir geht das auch nicht; aber man kann ja so tun, als ob das geht. Man kriegt doch nicht jeden Tag so was Gutes angeboten: vier Wochen freie Verpflegung und noch vier Mark extra jeden Tag!'
Kieker: ‚Du solltest dich schämen, Jonny, einen Menschen so zu betrügen!'
Immerblau: ‚Ich betrüge ihn ja gar nicht; ich helfe ihm nur aus der Patsche — er ist doch im Druck!'
Kieker: ‚Gut —, dann helfe ich ihm auch —!'
Der Meister der Magie brachte den dampfenden Grog. Käppen Kieker schlürfte ihn mit wahrer Wollust herunter. Jonny bekam schrecklichen Mit-Durst! Dann probierte der Meister aufs neue mit Käppen Kieker. Und beinahe wäre Kieker schon ins Land der Träume abgerutscht, da sagte er plötzlich: ‚Herr Zauberer, ich muß wohl noch einen Grog haben, dann geht es bestimmt!' Der Meister stürzte wieder sofort ins Restaurant.
Und diesmal klappte es. Ein paarmal husch! husch!... und auch der Käppen war ein williges Objekt. Er markierte Napoleon. Jonny wurde aufs neue hypnotisiert und markierte den Marschall. Großartig klappte die Probe und prächtig klappte abends die Nummer auf der Bühne. Der Meister war stolz auf sein Können, der Wirt glücklich über das volle Haus und die beiden Originale froh über ihren gutbezahlten Posten.
So ging es drei Wochen gut. Bis am ersten Tag der letzten Woche der Artist den beiden Originalen statt vier Mark nur zwei Mark auszahlte. Kieker und Immerblau beriefen sich auf die Abmachungen, wiesen auf den großen Nervenverbrauch hin, den sie Abend für Abend hatten. Aber es blieb dabei: der Meister zahlte statt vier Mark zwei Mark.
Der letzte Abend kam heran. Eine Benefiz-Vorstellung für den großen Meister der Magie. Das Haus war brechend voll. Die Hypnose-Nummer klappte wie immer... großartig! Aber als am Ende der Darbietung der Meister, wie allabendlich, daran ging, Napoleon und seinen Marschall in die Wirklichkeit zurückzurufen, da — kamen die beiden nicht zu sich!
Die Zuschauer wurden unruhig. Der Direktor wurde blaß. Der Meister der Magie schwitzte Blut und Wasser. Seine Majestät der Kaiser Napoleon und sein Marschall saßen da und rührten sich nicht. Das Publikum, der Meister, der Direktor, alle bekamen es mit der Angst zu tun. In einer halben Stunde wußte ganz St. Pauli, was in der Singspiel-Halle vorging. Die Polizei erschien, räumte das Haus, Käppen Kieker und Jonny Immerblau wurden ins Krankenhaus transportiert...
Der Meister mußte natürlich mitfahren. Im Krankenhaus bekamen Kieker und Immerblau zusammen ein Extra-Zimmer — weil es ein schwerer Fall wäre. Als der Meister, dieser Geizkragen, vernahm, daß er alles zu bezahlen habe, ging er erbost davon. Napoleon und sein Marschall lagen in schneeweißen Betten...
‚Sagen Sie mal, mein Kaiser', sagte Jonny Immerblau zu Seiner Majestät, als niemand mehr im Zimmer war, ‚sagen Sie mal, wie lange noch soll Ihr Marschall dieses Theater mitspielen?'
‚Verhalte Er sich ruhig, Marschall! So lange uns hier eine würdige Behandlung widerfährt, wollen wir geduldig ausharren und nicht murren!' Napoleon sprach's, drehte seinem Marschall den Rücken zu und entschlief...
Morgens kam, sehr früh, der Professor. Die Untersuchung war schnell beendet. Nach dem ersten Blick auf die beiden Kranken wußte der Arzt, was los war, und ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Zu seinem Assistenzarzt bemerkte er dann sehr vernehmlich: ‚Wenn die Kranken bis heute mittag nicht zu sich gekommen sind, bekommen sie erst mal zwei große Spritzen Kochsalz. Wenn sie darauf nicht reagieren, je drei Löffel Rhizinus-Öl, zur Vorbereitung auf die Operation. Ich habe vor Jahren einmal einen ähnlichen Fall gehabt. Um den Mann zu kurieren, war ich gezwungen, ihm die Schädeldecke abzunehmen.' Kieker und Immerblau in ihren weißen Betten wurden bleich vor Schrecken. Zur Schwester gewendet, sagte der Professor: ‚Bereiten Sie alles vor!' — Dann ging er... Gerade wollten Kieker und Immerblau aus den Betten springen und verduften, da betrat aufgeregt der Meister der Magie das Zimmer.
Und das", sagte Max Teichert, „ist das Ende der Geschichte: Kaum war der Zauberer im Zimmer, da erwachte Seine Majestät der Kaiser Napoleon aus seinem ‚tiefen Schlaf' und sagte: ‚Wenn Sie uns nicht die zwei Mark für jeden Tag der letzten Woche nachbezahlen, wachen wir vor Pfingsten nicht auf, mein Herr!'
Und als der Meister, erlöst von heillosem Schrecken, freudig zustimmte, setzte Marschall Jonny den Worten seines Kaisers hinzu: ‚Zählen Sie das Geld dort in die Schublade des Nachttisches Seiner Majestät, mein Herr!'
Und so geschah es...
Und wenn diese Geschichte nicht wahr ist", schloß der Wirt von der Reeperbahn, „dann freß ich einen Besen, der vierzehn Tage auf dem Hof gestanden hat!"

Die Freundin

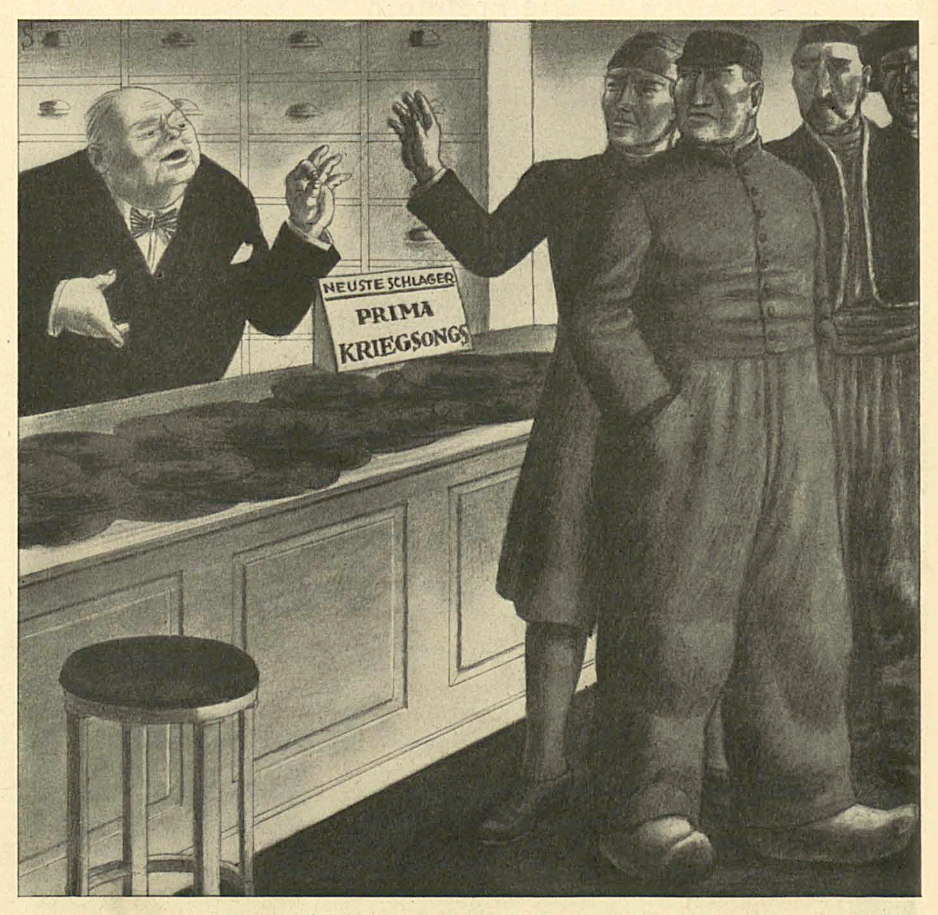
(L. Ehrenberger)



„Warum hast du mir nicht gesagt, daß du gestern mit meiner Freundin Marianne ausgegangen bist, Walter?“
„Ich wollte ihr die Freude lassen, es dir selber zu sagen, Lilly!“

Churchill und die Neutralen

(Erich Schilling)



„Bedaure, Herr Churchill, Ihre Platten sind uns zu abgespielt!"

MARGIT IST HERZLOS

VON JOSEF ROBERT HARRER

Erich hatte mit seiner Braut einen kleinen, aber für den frischen Bestand der Liebe so unbedingt notwendigen Streit gehabt. Erich wäre eine Ausnahme der Millionen Männer auf Erden, wenn er nicht nachgegeben hätte. Zur Versöhnung mußte er ihr ein Geschenk machen. Er sagte:
„Natürlich, liebste Margit, habe ich an allem schuld! Und damit du siehst, daß ich mich wirklich füge, wollen wir ins Theater gehen. Und zwar sollst du die Karten besorgen, schöne Parkettsitze! Und das Stück sollst du aussuchen! Hier ist Geld!" — Gegen Abend kam Margit mit den Karten. — „Nun, Liebling, was werden wir sehen?" Margit lächelte überlegen.
„Ich weiß, daß du gerne in die neue Operette im Stadttheater gegangen wärest. Aber schließlich soll ja der Theaterbesuch für mich eine Belohnung meiner Nachgiebigkeit und für dich eine Strafe deiner Streitsucht sein! Nicht wahr?"
„Selbstverständlich, Liebling!" erwiderte er.
„Das klingt gar nicht überzeugend!" meinte etwas heftig das Mädchen.
„Aber, aber! Habe ich nicht dir, dir allein die Wahl des Stückes gelassen? Warum sollte ich jetzt nicht zufrieden sein? Übrigens weiß ich ja noch gar nicht, welches Stück unser harrt!"
„Ein Stück für Frauen! Mehr sage ich jetzt nicht! Laß dich nur überraschen!"
Eine Stunde später standen sie vor dem kleinen Theater, vor den Kammerspielen. Erich las den Titel des Stückes „Der Mann in der Wanne". Sein Gesicht wurde länger. Margit meinte hastig:
„Ja, das soll für dich die Strafe sein! Du wirst dir eben ein Stück ansehen, das die Frauen mehr interessiert als die Männer! Und wenn ich mich an dem Mann in der Wanne, sagen wir, ergötze, sollst du bitter im Herzen empfinden, daß eine Frau auch gerne auf einen anderen Mann —"
„Spiel' nur nicht die Verruchte, Margit!"
„Schon eifersüchtig, Erich? Nun, dann empfindest du ja die Strafe! Dann ist ja alles so, wie ich

es wollte! Und dann wirst du nicht immer Streit mit mir beginnen ... Ja, das würde dir so passen! Mich kränken, dann den Nachgiebigen darstellen, den Engel, das geduldige Lämmlein und schließlich zur ‚Strafe' in ein Theaterstück gehen, das uns Frauen langweilt, etwa „Die Frau in der Wanne" ... Ein solches Stück würde dir zusagen, ja, das würde dich begeistern! Aber Strafe muß sein! Schau dir jetzt nur den Mann in der Wanne an. Wenn du vor Ärger nicht auf die Bühne sehen willst, so schließe nur die Augen und mach gute Vorsätze! Denk nach, wie man seine nette Braut behandelt!"

Sie traten in das Theater. Erich knirschte mit den Zähnen, ganz leise, damit ihn Margit nicht hörte. Dieses boshafte Mädchen, vorne in der ersten Reihe hatte sie Plätze besorgt.

Gongschlag, Dunkel. Erich zischte Margit zu: „Nun wirst du dir den Mann doch genau genug ansehen können! Soll ich vielleicht noch einen Feldstecher besorgen! Du bist herzlos!"

Das Stück begann. Es war für Margit eine große Enttäuschung; denn von dem Mann in der Wanne sah man gar nichts, man sprach nur von ihm. Dafür hatten die drei Damen des Stückes wenig am Leibe, eine lag sogar einen Akt lang im Bett, nur bekleidet mit einem Miniaturhemdchen. Das heißt, dieses Weibchen lag gar nicht im Bett, es spielte, es turnte, es tat im Bett alles andere, als brav unter der Decke liegen.

In der Pause sagte Margit:

„Der Titel ist ein Betrug! Warum heißt das Stück nicht ‚Die Frau im Bett'? Wenn ich das gewußt hätte, so — — — Das ist doch keine Strafe für dich!" — „Oh doch, Margit! Denn ich habe kein Opernglas mit!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Ich wollte dieser Tage nach dem Botanischen Garten und bat den Schaffner, mir zu sagen, wo ich aussteigen müßte. Er brummte etwas, was mir wie ein Zitat in den Ohren klang.

Ich las meine Zeitung und war ganz in Gedanken versunken. Plötzlich stand der Schaffner vor mir, tupfte mich an den Arm und rief freundlich: „Wollens aussteigen oder soll ich ihn Ihnen vielleicht aa noch reintragen, den Botanischen Garten!"

Es schlägt Mittag in Wien. Auf der Mariahilferstraße drängen sich Menschen, Hunde, Pferde, Schubkarren, Fuhrwerke, Fiaker, Lastwagen, Straßenbahnen, Autos, die allesamt einen Heidenlärm machen. An einer Kreuzung geht's besonders wild zu. Dort stauen sich die Menschenmassen, an einer der Straßenecken ist kein Weiterkommen mehr. Ein Schupo greift ein und spaltet mit dienstfertig empörten Armen die Menge. Was gibt's?

Tief unten auf dem Bürgersteig duckt sich ein zerbeultes kleines Grammophon und, während ein altes schrumpfliges Weibchen heischend die Hand hinhält, quäkt die Spielkiste inmitten des Riesenradaus heiser und dünn, so dünn, daß man mit vorgehaltenem Ohr zu ihr sich hinabbeugen muß, das von Schubert vertonte Rückert-Gedicht:

„Du bist die Ruh, Die Sehnsucht Du,
Der Friede mild, Und was sie stillt."

Ich hatte ein Mädchen kennengelernt. Sie gefiel mir ausnehmend. Am nächsten Tag hatten wir eine Verabredung. Sie kam eine Stunde zu spät. „Entschuldige, Hanns", bat sie, „aber ich habe eben im Abendblatt gelesen, daß man auf der Brückelmaierstraßen einen Einbrecher geschnappt hat — da bin ich nur schnell hin, um zu sehen, ob es nicht Vater ist."

*

BREMISCHE ANEKDOTE

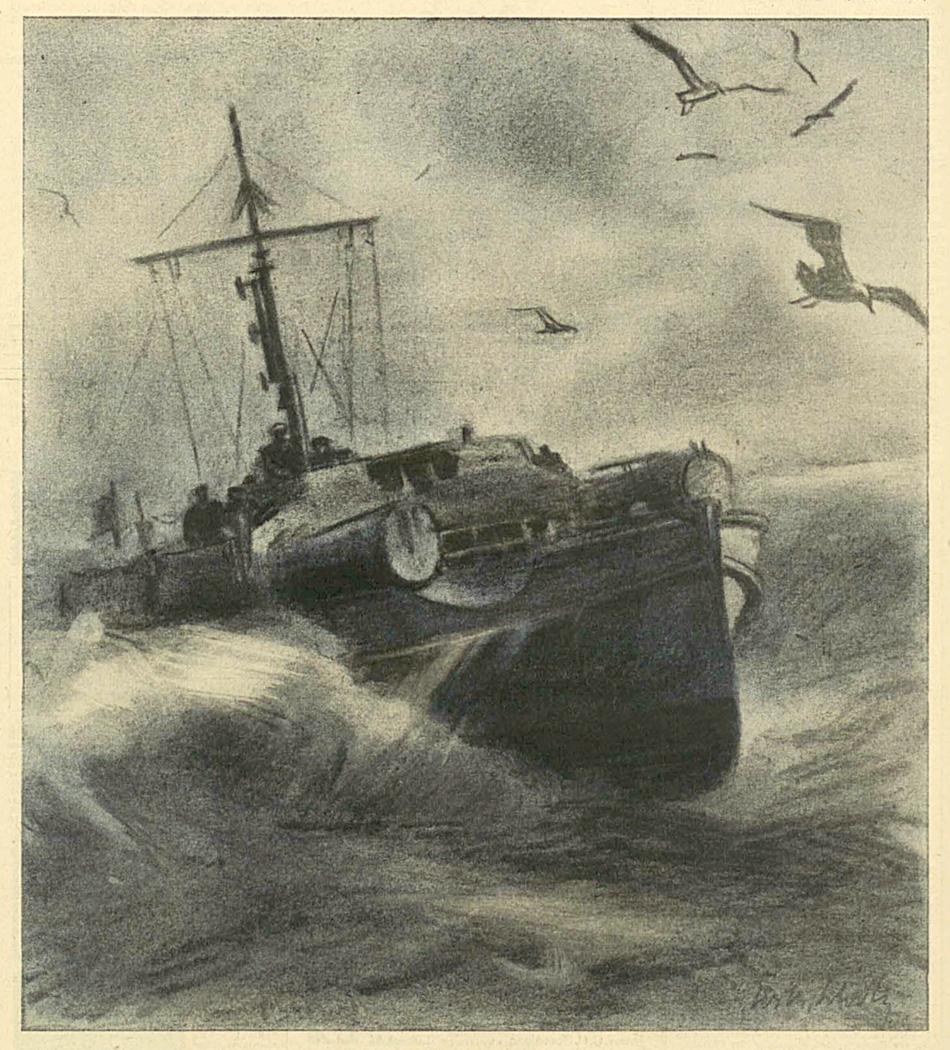
„Thedje", sagte Käpt'n Bruns eines Tages, nachdem er sich mit gründlich vergrelltem Gesicht am blankgescheuerten Holztisch seiner Stammkneipe vor Anker gelegt hatte, „bring mich mal zwei faule Eier un en Knust schimmliges Brot."

„Du hast wohl einen auf'm Boden?" erkundigte sich der Wirt Thedje Seekamp mit merklicher Besorgnis. — „Auf'm Boden hab ich keinen", versetzte Käpt'n Bruns, „aber ich hab mittschiffs en Bandwurm zu sitzen, un für den Beest is das Schlechteste grade gut genug."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Vorpostenboot

(Wilhelm Schulz)



Durch die grauen Wogen
zieht ein stolzes Boot.
Ist die Nacht vergangen,
kommt das Morgenrot.

Hast du gut geschlafen?
Hast du gut gewacht?
Nein, ich hab die ganze Nacht
an dich gedacht.

Sieben weiße Möwen
fliegen übers Meer,
und ich will dich lieben,
wenn ich wiederkehr'.

Unsre blaue Mütze
hat ein schwarzes Band;
denn wir sollen sterben
für das Vaterland.

Solang der Wind noch weht,
solang der Mast noch steht,
solange bis die Flagge
mit uns untergeht,
woll'n wir lustig sein,
woll'n wir nicht allein,
woll'n wir alle miteinander
gute Freunde sein.

Hans Leip

München, 31. März 1940
45. Jahrgang / Nummer 13

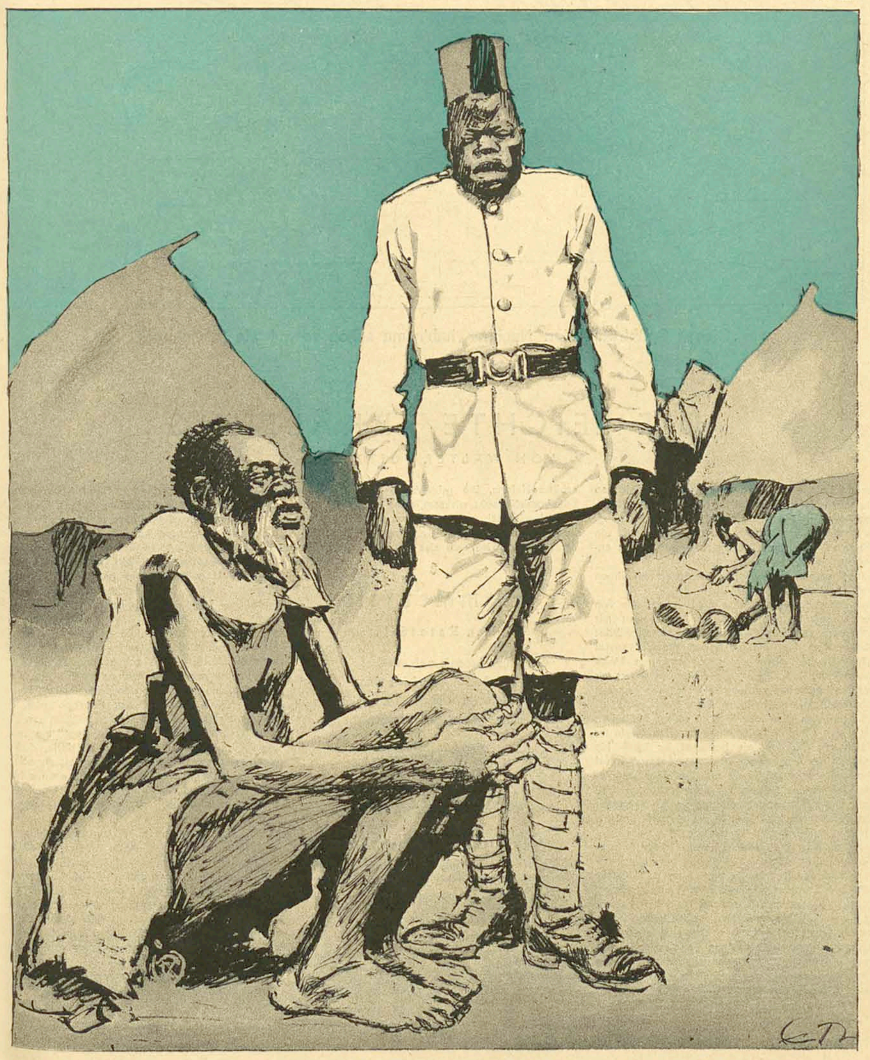
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

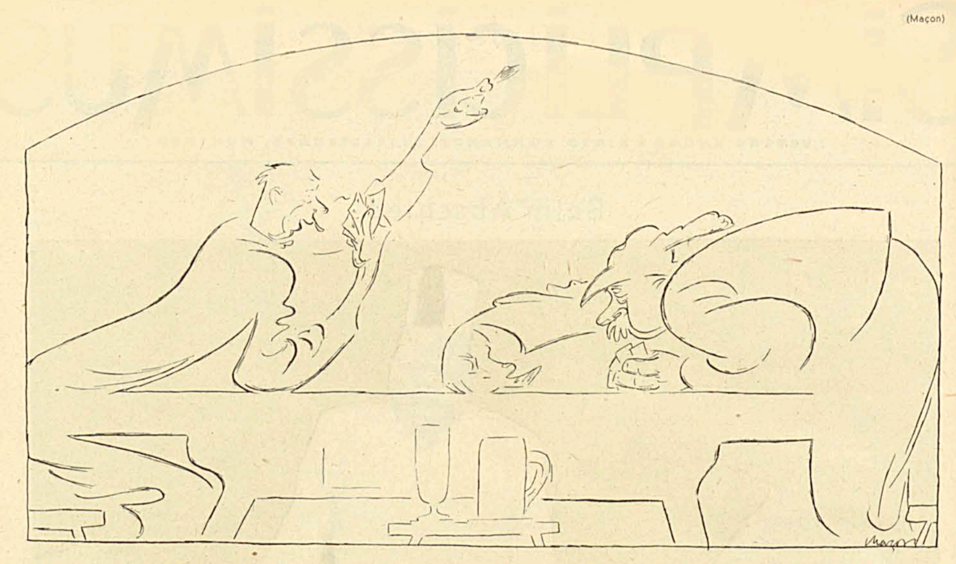
Beim Abschied

(E. Thöny)



„Morgen fahren wir ab, Papa, zum Kampf für England und die Kultur!" — „Gut, mein Sohn; und wenn du drüben bist, dann denke dran, daß wir schon einmal für Englands Geldsack geblutet haben!"

(Maçon)



„Diesen Spähtrupp, Herr Nachbar, hab'n ma schon so gut wie gschnappt!"

DIE LEICHTE ERKÄLTUNG

VON WALTER FOITZICK

Frauen behaupten immer, Männer stellen sich so an, wenn sie krank sind. Frauen haben von kranken Männern die denkbar schlechteste Meinung. Es handelt sich allerdings nur um Männer, die ein bißchen krank sind, Schnupfen haben, leicht angegrippt sind.
Frauen sagen: „Männer jammern, als ob ihnen Gott weiß was fehle."
Nun, ich möchte mal eine Frau sehen, die von den Zehen an bis zu den Augenbrauen mit Schnupfen gefüllt ist. Was die wohl sagen würde! Aber sehen Sie, Frauen haben niemals soviel Schnupfen auf einmal, wie ein einsamer Mann haben kann. Sie können das schon am Gebrauch des Taschentuches vernehmen. Wer hat schon mal eine Frau donnernd niesen hören?
Ich höre den Chor der Weiber rufen: Da haben wir's, von so einem bißchen Schnupfen macht ihr gleich ein Gewese, als bekämet ihr Zwill- bis Drillinge. Ihr bildet euch ein, euer Schnupfen sei von besserer Qualität als ein femininer Schnupfen. Nein, meine Lieben, wir beherrschen uns viel mehr und dröhnen nicht schlagartig die Bakterien von der Nasenschleimhaut in die erstaunt und erschreckt aufhorchende Umwelt.
Der Kampf um das Gewicht einer leichten Grippe wird zwischen Mann und Weib nie zur Ruhe kommen, und es ist sehr zu bedauern, daß Homer nicht die Szene mit in seine Ilias aufgenommen hat, wie Hektor vom Kampf um Troja heimkehrte. Da hat er gewiß manchmal zu seiner lieben Hausfrau Andromache gesagt, er habe sich an den verflixt zugigen Mauern von Troja wieder mal etwas verkühlt, und in dieser Jahreszeit hole man sich schon im Frieden eine Grippe und desto mehr in dem historisch wertvollen Kampf um die schöne Helena. Die griechische Uniform sei ja bühnenmäßig sehr wirksam, aber eigentlich nicht recht hygienisch, namentlich, wenn man bei der Rennerei um die Mauer stark transpiriert habe. Andromache wird sich das alles ruhig und besorgt angehört und dann zu ihrem Mann gesprochen haben: „Weißt, Hektorle, morgen bleibst zu Zelt und der Kampf wird auch mal einen Tag ohne dich geführt werden können. Ich werde in der Schlacht anrufen und sagen, du seiest unpäßlich." Ich weiß bestimmt, der Held Hektor hat sich erst einige Zeit gesträubt und gesagt, er sei unabkömmlich, aber Andromache wird in scharfer weiblicher Logik gerufen haben: „Ja meinst du denn, wenn du nicht geboren wärest, würde dieser Trojanische Krieg nicht geführt werden? Ihr Männer nehmt euch viel zu wichtig!" Und da brachte sie ihm auch schon eine Schüssel mit Kamillentee zum Inhalieren und machte ihm einen Wickel dahin und dorthin und gab ihm stärkende, abführende Kräuter aus der Hausapotheke. Ehe Hektor sich's versah, war er vollkommen bewegungsunfähig und mußte „gepflegt" werden.
Die Pflege bestand hauptsächlich darin, daß er nicht aufstehen durfte, bis an den Hals zugedeckt bleiben mußte, keine Zeitung zum Lesen erhielt, nicht rauchen durfte und keinen Schluck vom trefflichen Inselwein zu trinken bekam, der für Kranke Gift ist.
Sehen Sie, jetzt wurde Hektor ungeduldig und schlechter Laune, jetzt „hatte er sich". Und nun möchte ich schwören, daß Andromache spöttisch sagte: „Also von euch antiken Helden sollte man eigentlich etwas anderes erwarten, als daß ihr bei so einer kleinen Erkältung gleich tut, als fehle euch wunder was. Danke deinem Zeus, daß Homer nichts davon erfährt, die humanistische Bildung auf antiker Grundlage würde sonst anders aussehen."
Man kann diesen Hektor nur verstehen, wenn man gerade etwas Grippe hat und heftig gepflegt wird.

Sommerzeit

Von Ratatöskr

O Mensch, bedenke und erwäge:
der liebe Gott nimmt seine Säge
und schneidet von dem Brett der Nacht
ein Stündchen ab mit Vorbedacht,

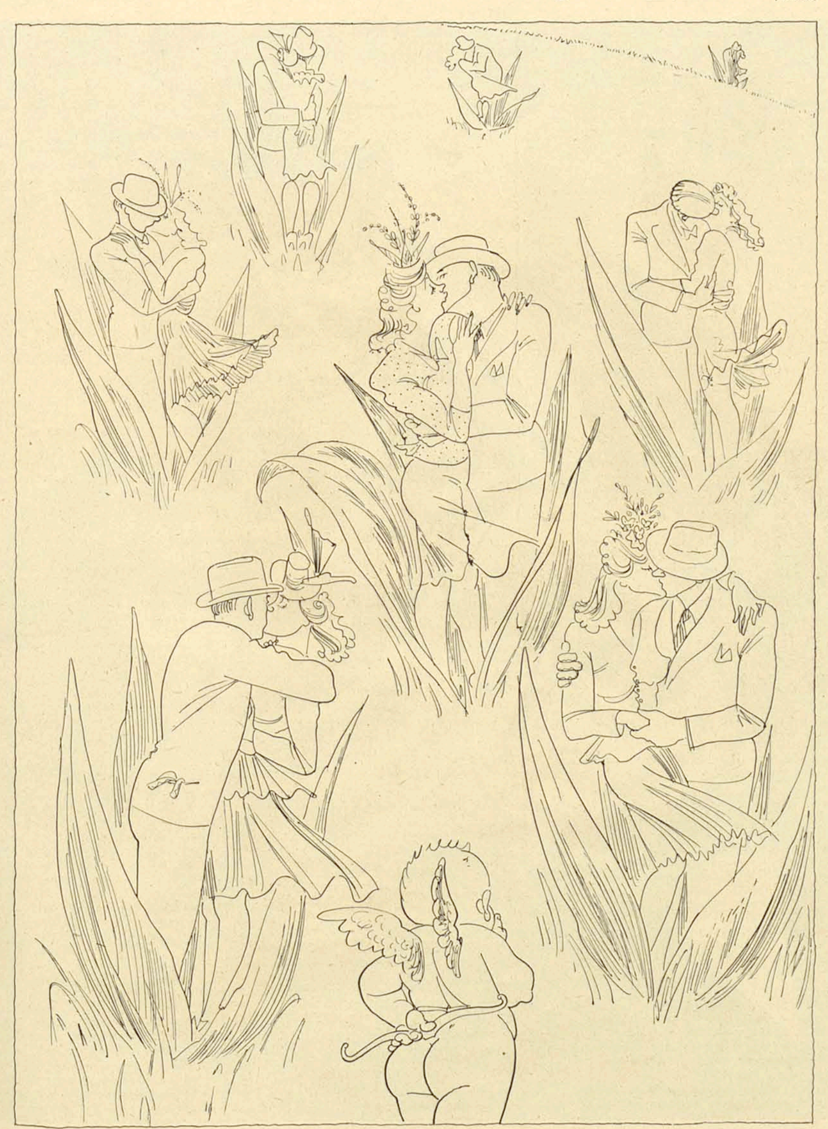
um es dem Tage anzuleimen,
damit man nunmehr ohne Säumen
um so und so viel mehr Prozent
nutzbringend sich betät'gen könnt'.

So tu's denn auch, geschätzter Bruder,
und bring' ein angemess'nes Fuder
Mehrleistung in die Scheuern ein ...
Gott wird mit dir zufrieden sein.

Und übrigens ganz abgesehen
vom Ehrendienst für die Ideen:
du darfst ja auch — ist das nicht nett? —
ein Stündchen früher schon ins Bett.

Wunder des Frühlings

(Fr. Bilek)



Amor: „Mir scheint, hier bin ich überflüssig!“

Nach dem russisch-finnischen Friedensschluß

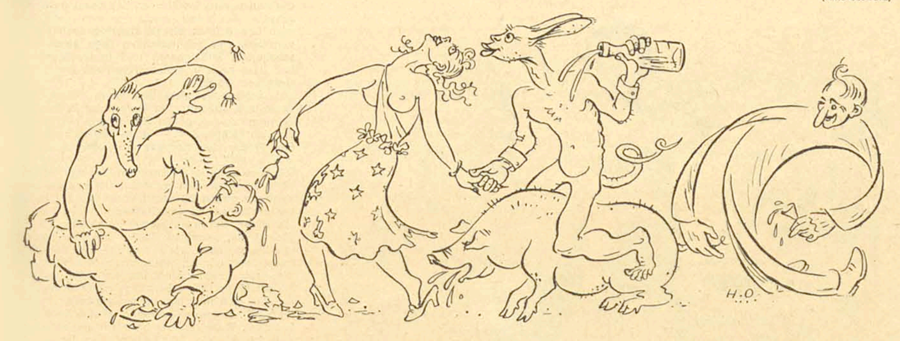
(Erich Schilling)



„Churchill, wenn Sie noch einmal mit Ihrer Politik so eine Schlappe einstecken müssen, werde ich Ihrer Firma meinen Hoflieferantentitel entziehen!"

Schnaps

(Hilla Osswald)



DAS MITTEL GEGEN TRUNKSUCHT

VON ANTON TSCHECHOW

Der namhafte Vortragskünstler und Komiker Herr Phönixow-Dikobrasow II war zu einem Gastspiel in der Stadt D. eingetroffen. Er kam in einem Einzelabteil erster Klasse an. Ein jeder von all denen, die in der Bahnhofshalle auf die Ankunft des berühmten Mannes gewartet hatten, wußte sehr wohl, daß dieser die Fahrkarte erster Klasse zur „Angabe" auf der vorletzten Station gelöst und die Reise bis dorthin dritter Klasse zurückgelegt hatte. Auch entging es keinem, daß der berühmte Künstler ungeachtet der kalten Herbstzeit nur einen leichten Umhang und ein uraltes Lammfellmützchen trug. Nichtsdestoweniger empfand jedermann, als das aschfahle, verschlafene Gesicht Dikobrasows in der Wagentür auftauchte, einen Schauer der Ehrfurcht und den brennenden Wunsch, den Künstler persönlich kennenzulernen. Doch der Theateragent Potschetschujew nahm den Ankömmling, nachdem er ihn nach altrussischer Sitte auf die rechte und linke Wange geküßt hatte, kurzerhand in seine Wohnung mit.

Zwei Tage nach der Ankunft sollte der berühmte Mime mit seinem Gastspiel beginnen. Aber das Schicksal wollte es anders. Bleich und zerzaust stürzte am Tag der ersten Vorstellung der Agent in den Kassenraum des Theaters und verkündete, Dikobrasow II könne nicht auftreten.

„Er ist außerstande!" rief Potschetschujew und raufte sich das Haar. „Wie kommt euch das vor? Einen Monat, einen ganzen Monat lang gaben wir mit ellengroßen Druckbuchstaben bekannt, daß Dikobrasow bei uns auftreten werde. Wir prahlten damit und machten uns wichtig. Wir kassierten Abonnementsgelder ein. Und nun plötzlich so eine Niederträchtigkeit! He? Ihn dafür aufzuhängen, wäre noch zu mild bestraft!"

„Aber was ist denn los? Was ist geschehen?"

„Dem Suff hat er sich ergeben, der verdammte Kerl!" „Ist ja nicht der Rede wert! Er wird sich schon noch ausschlafen."

„Eher verreckt er, als daß er sich ausschläft! Den kenne ich doch schon von Moskau her: wenn der mal anfängt, Schnaps zu saufen, kommt er zwei Monate nicht wieder zu sich. Das ist bei ihm periodische Trunksucht! Daß ich aber auch so ein Pech haben muß! Warum muß bei mir immer alles schief gehen? Warum?" Potschetschujew vergrub das Gesicht in den Händen und kehrte den Anwesenden, ans Fenster tretend, den Rücken.

In dem Kassenraum waren außer dem Kassier noch mehrere Schauspieler und Theaterleute zugegen. Sie ließen es nicht an guten Ratschlägen, an Trostworten und Ermunterungen fehlen, die aber alle bloß philosophischer oder prophetischer Art waren. Nur der Kassier, ein wohlbeleibter, an Wassersucht leidender Mann, ging etwas ernsthafter auf die Angelegenheit ein.

„Versuchen Sie doch, ihn einer kleinen Behandlung zu unterziehen, Prokl Lwowitsch", sagte er.

„Trunksucht läßt sich durch nichts kurieren!"

„Sagen Sie das nicht. Unser Friseur weiß Trunksucht vortrefflich auszuheilen. Die ganze Stadt ist doch bei ihm in Behandlung."

Potschetschujew war hocherfreut, sich an einen rettenden Strohhalm klammern zu können. Und schon fünf Minuten darauf stand der Theaterfriseur Fjodor Grebeschkow vor ihm. Man stelle sich eine hochgeschossene, dürre Gestalt mit langem schütterem Bart, tiefliegenden Augen und nikotingebräunten Fingern vor; man denke sich eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem durch Schrauben und Federn in Bewegung gesetzten Skelett hinzu, bekleide diese Erscheinung mit einem äußerst abgetragenen schwarzen Anzug — und man hat das Porträt Grebeschkows vor sich.

„Guten Tag, Fedja!" wandte sich Potschetschujew an ihn. „Ich habe gehört, alter Freund, daß du sozusagen ... Trunksüchtige in Behandlung nimmst. Sei doch so lieb — nicht weil du dienstlich dazu verpflichtet wärest, sondern aus Freundschaft zu mir —, den Dikobrasow ein bißchen zu behandeln! Er hat sich nämlich, mußt du wissen, dem Suff ergeben."

„Gott steh ihm bei!" brummte Grebeschkow mit tiefem Baß. „Schauspieler, soweit es einfache Sterbliche sind, auch Kaufleute und Beamte behandle ich wohl. Hier aber geht es um einen berühmten Künstler, den ganz Rußland kennt!"

„Was macht das denn aus?" — „Soll ihm die Trunksucht ausgetrieben werden, so muß in sämtlichen Organen und Gliedern seines Leibes eine Umwälzung bewirkt werden. Vollbringe ich nun an ihm diese Umwälzung, so wird er nach der Genesung anmaßend werden...

‚Wie', wird er sagen, ‚du Hund hast es gewagt, mein Gesicht zu berühren?' Diese berühmten Künstler kennen wir schon!"

„Nein, nein ... Keine Ausflüchte, mein Lieber! Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen! Setz die Mütze auf, wir gehen zu ihm hin!"

Eine Viertelstunde danach betrat Grebeschkow das Zimmer Dikobrasows. Der berühmte Mann lag auf dem Bett und starrte wutentbrannt auf die Lampe, die regungslos von der Decke herabhing, und murmelte vor sich hin:

„Drehen willst du dich? Wart nur, du verdammtes Ding, dir werde ich noch zeigen, was sich drehen heißt! Die Karaffe habe ich schon zerschlagen, und so werde ich auch dich noch zertrümmern, wirst schon sehen! Na, na, na ... Jetzt dreht sich ja auch die Zimmerdecke ... Aha, ich verstehe: eine Verschwörung! Aber die Lampe, die Lampe! Kleiner ist sie als all das andere Zeug, die niederträchtige, aber drehen tut sie sich am allerheftigsten! Na warte nur ..."

Der Komiker erhob sich. Das Bettlaken mitzerrend und die Gläser auf dem Nachttischchen umwerfend, taumelte er auf die Lampe zu. Auf halbem Wege jedoch stieß er auf ein hohes, knochiges Etwas ...

„Was ist denn das?" brüllte er und ließ seine Augen unsicher umherschweifen. „Wer bist du? Woher kommst du? He?"

„Das werde ich dir gleich zeigen, wer ich bin ... Marsch, ins Bett!" Und ohne erst abzuwarten, bis der Komiker beim Bett angelangt war, holte Grebeschkow mit der Faust aus und verabreichte ihm einen so heftigen Schlag in den Nacken, daß jener aufs Bett geschleudert wurde. Der Komiker war wohl noch nie von jemandem geschlagen worden, denn trotz seines starken Rausches sah er Grebeschkow erstaunt, ja geradezu neugierig an.

„Du ... du hast mich geschlagen? Wa ... warte mal, hast du mich geschlagen?"

„Jawohl, geschlagen. Willst wohl noch mehr abkriegen?" fragte der Friseur und verabreichte Dikobrasow noch einen Schlag, diesmal mitten ins Gesicht.

Ich weiß nicht, worauf die verblüffende Wirkung beruhte — ob auf der Wucht der Schläge oder auf der Neuheit der Empfindungen —, doch schweiften die Augen des Komikers plötzlich nicht mehr unsicher umher, und es blinkte so etwas wie Vernunft in ihnen auf. Er richtete sich jählings hoch und begann das blasse Gesicht und den

Stadt am Inn

VON K. J. UHL

Im guten, alten Feierkleid
Von Seide schwer die Bürgersfrau
Ergehet an des Gatten Arm,
Des Stroms, im steifen Silberfrack,
Sich auf altbayerischer Au.

Gibt nach dem Hochamt, das verraucht
Schon und verklungen, gern ein Stück
Noch das Geleit dem Eheherrn
Vors Tor bis zu des Engelwirts
Jüngst neu geweißelter Tafern.

Frau Sonn', in Gold herrauschend, hängt
Sich auf dem Heimweg bei ihr ein
Und lächelt ihrer Huld Geschmeid'
Rings aus der Augen Funkeltruh' —
Und schmecket Bratenruch und Wein!

Bildung

(O. Herrmann)



„Beeil dich doch, Margret, gebildete Menschen kommen nicht zu spät ins Theater!"
„Lächerlich — als ob ein gebildeter Mensch nicht wüßte, wie Schillers ‚Maria Stuart' anfängt!"

schmutzigen Rock Grebeschkows mehr neugierig als wütend zu betrachten.
„Du ... du haust mich?" stammelte er. „Du ... du wagst es?"
„Schweigen!" Und wieder ein Schlag ins Gesicht. Der verdatterte Komiker wollte sich wehren, aber Grebeschkow verkrallte sich mit der einen Hand an seiner Brust, während er die andere immer wieder auf sein Gesicht herabsausen ließ.
„Sanfter! Sanfter!" ertönte aus dem Nebenzimmer die Stimme Potschetschujews. „Sanfter, Fedjenka!"
„Macht nichts, Prokl Lwowitsch! Der Herr wird es mir später selber danken!" — „Geh doch etwas sanfter mit ihm um!" jammerte Potschetschujew, der nun bereits ins Zimmer des Komikers hereinschaute. „Dir selber macht's ja nichts aus, aber mich überläuft es eiskalt. Überleg doch nur: du verprügelst ja bei hellichtem Tage einen unbescholtenen, intelligenten und berühmten Mann, und dazu noch in meiner Privatwohnung ... Ach Gott, ach Gott!"
„Ich schlage ja nicht den Herrn selber, Prokl Lwowitsch, sondern den Teufel, der in ihm sitzt. Seien Sie so gut, gehen Sie fort und beunruhigen Sie sich nicht weiter. — Bleib liegen, du Satan!" fuhr Fjodor den Komiker an. „Rühr dich nicht! Wa—a—as?"
Dikobrasow geriet in Entsetzen. Ihm war jetzt, als hätte alles, was sich vorher um ihn gedreht hatte, sich jetzt gegen ihn verschworen und bräche einmütig über seinen Kopf herein.
„Zu Hilfe!" schrie er. „Rettet mich! Hilfe!"
„Schrei nur, schrei, du Teufel! Das sind nur erst die Blüten, aber warte nur, die Früchte folgen noch! Jetzt hör zu: wenn du noch ein einziges Wort sagst oder dich rührst, erschlage ich dich! Ich erschlage dich erbarmungslos! Es ist niemand da, der dich in Schutz nehmen könnte! Es wird niemand kommen, selbst wenn du eine Kanone abfeuertest. Wenn du aber brav bist und schweigst, geb ich dir ein Schnäpslein! Hier ist er, der Schnaps!"
Grebeschkow holte eine Schnapspulle aus der Tasche hervor und ließ sie an den Augen des Komikers vorbeiblinken. Beim Anblick des Gegenstandes seiner Leidenschaft vergaß der Betrunkene die Schläge, ja er wieherte sogar vor Vergnügen auf. Nun nahm Grebeschkow ein Stückchen schmutzige Seife aus der Westentasche, schob es in die Flasche und schüttelte sie kräftig. Als der Schnaps aufschäumte und trüb wurde, schüttelte er noch allerhand Zeug hinein: Salpeter, Salmiak, Alaun, Glaubersalz, Schwefel, Kolophonium und andere „Ingredienzien", wie sie in Drogerien zu haben sind. Der Komiker starrte Grebeschkow unentwegt an und verfolgte mit leidenschaftlichem Blick die Bewegungen der Schnapsflasche. Zu guter Letzt verbrannte der Friseur einen kleinen Lappen, tat die Asche in den Schnaps, schüttelte das Ganze und trat ans Bett.
„Trink!" befahl er, nachdem er ein halbes Teeglas von der Flüssigkeit abgefüllt hatte. „In einem Zug!"
Der Komiker leerte das Glas mit Genuß und krächzte zufrieden. Aber gleich danach riß er die Augen weit auf. Sein Gesicht wurde plötzlich kreidebleich, der Schweiß trat ihm auf die Stirn.
„Trink noch eins!" forderte ihn Grebeschkow auf.
„Nein ... Ich mag nicht! Wa—arte mal ..."
„Trink, zum Teufel nochmal! ... Trink! Sonst erschlag ich dich!"
Dikobrasow leerte das Glas und sank stöhnend in

die Kissen. Nach Verlauf einer Minute richtete er sich auf — und Fjodor konnte sich überzeugen, daß seine Ingredienzien bereits ihre Wirkung taten. „Trink noch eins! Es soll dir alle Eingeweide durcheinanderbringen, das ist gut so. Trink!"

Für den Komiker brach nun eine qualvolle Zeit an. Die Eingeweide wurden ihm buchstäblich von unterst zu oberst gekehrt. Bald schnellte er in die Höhe, bald wälzte er sich auf dem Bett herum. Voller Entsetzen verfolgte er die gemessenen Bewegungen des erbarmungslosen, ihm keine Ruhe vergönnenden Feindes, der keinen Augenblick von ihm abließ und ihn jedesmal unermüdlich schlug, sobald er sich weigerte, von der Spezies zu trinken. Auf die Schläge folgte ein Trunk Spezies, auf einen Trunk der Spezies folgten Schläge. Noch nie zu anderen Zeiten hatte der unglückliche Leib des Phönixow-Dikobrasow II derartige Beleidigungen und Demütigungen über sich ergehen lassen müssen. Noch nie war der berühmte Mann so schwach und hilflos gewesen wie jetzt. Zuerst schrie und fluchte der Komiker, dann begann er flehentlich zu bitten, und schließlich, als er einsah, daß Proteste Schläge nach sich zogen, begann er zu weinen. Zu guter Letzt riß Potschetschujew, der lauschend hinter der Tür stand, die Geduld, und er stürzte ins Zimmer des Komikers herein.

„Scher dich zum Teufel!" rief er händefuchtelnd. „Lieber sollen die Abonnementsgelder futsch sein, und lieber soll er seinen Schnaps trinken, als daß du ihn noch weiter quälst, tu mir den Gefallen! Scher dich zum Teufel, er krepiert mir ja! Schau nur: er ist ja schon ganz erledigt! Hätte ich das gewußt, ich hätte mich, bei Gott, nicht darauf eingelassen ..."

„Macht nichts, mein Herr ... Der Herr wird es mir noch selber danken, Sie werden sehen, mein Herr ... Nå, was hast du jetzt schon wieder?" fuhr Grebeschkow den Komiker an. „Gleich schmier ich dir eine!"

Bis spät in den Abend hinein machte er sich mit dem Komiker zu schaffen. Er selbst war ganz erschöpft, aber auch der Komiker war schandbar zugerichtet. Es endete damit, daß der Komiker grauenhaft ermattet war, nicht einmal mehr stöhnen konnte und mit einem Gesichtsausdruck starren Entsetzens dalag. Auf diese Starrheit folgte dann ein schlafähnlicher Zustand. Zum größten Erstaunen Potschetschujews wachte der Komiker am nächsten Morgen wieder auf, — so war er also doch nicht gestorben! Nach dem Erwachen sah er sich stur um, musterte das Zimmer mit irrem Blick und begann sich langsam zu erinnern.

„Warum tut mir eigentlich alles weh?" fragte er sich erstaunt. „Mir ist ja, als wenn ein Eisenbahnzug über mich hinweggerollt wäre. Vielleicht einen Schluck Schnaps trinken? He, ist dort wer? Schnaps her!"

In diesem Augenblick standen bereits Potschetschujew und Grebeschkow vor der Tür.

„Er bittet um Schnaps, also ist er noch nicht genesen!" bemerkte Potschetschujew entsetzt.

„Wo denken Sie hin, mein lieber Prokl Lwowitsch!" wunderte sich der Friseur. „Ja, glauben Sie denn, daß man so einen in einem Tag kurieren kann? Gott gebe, daß er in einer Woche wieder gesund ist, von einem Tag kann gar nicht die Rede sein. Einen Schwächling kann man wohl in fünf Tagen heilen, der da aber ist seiner Komplexion nach soviel wie ein Kaufherr. Dem ist nicht so schnell beizukommen."

„Warum hast du mir das nicht früher gesagt, du Satan?" stöhnte Potschetschujew. „Wem habe ich es nur zu danken, daß ich als Pechvogel auf die Welt gekommen bin? Und was habe ich Fluchbeladener noch vom Schicksal zu erwarten? Wäre es nicht vernünftiger, sofort Schluß zu machen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen? ..."

Aber wie schwarz auch Potschetschujew in Bezug auf sein Schicksal sah, so konnte Dikobrasow II doch schon nach Verlauf einer Woche auftreten, und die Abonnementsgelder brauchten nicht zurückgezahlt zu werden. Das Schminken des Komikers besorgte Grebeschkow, wobei er den Kopf des Mimen so ehrfrüchtig berührte, daß in ihm der Mann nicht wiederzuerkennen war, der ihm so viele Maulschellen verabreicht hatte.

„Der Mensch ist doch ein zählebiges Geschöpf!" sagte Potschetschujew staunend. „Ich selbst wäre fast gestorben, als ich seine Qualen mitansah. Er aber tut so, als wäre gar nichts vorgefallen. Ja, er ist diesem Satanskerl Fedka auch noch dankbar und will ihn sogar nach Moskau mitnehmen!! Man kommt wahrhaftig nicht aus dem Staunen heraus!"

(Übersetzt von Hans Ruoff.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Kinder bekamen dieser Tage eine Sonderzuweisung auf Kakao. Ein halbes Pfund erhielt jedes Kind. Meine Frau brachte für unsere beiden ein Pfund heim. Ostentativ stellte sie es mir auf den Schreibtisch und sagte spitz: „Fünf Pfund könnten das jetzt sein, wenn du nur gewollt hättest!"

In einer norwegischen Stadt war ein Mann aushilfsweise zum Sicherheitsdienst einberufen worden, aber erschien nicht. Auf die daraufhin erfolgte Mahnung meldete er sich zur Stelle, allerdings nicht ohne vorher sich ausgiebig gestärkt zu haben.

Der Vorgesetzte musterte ihn mit einem verzeihenden Blick und ließ sich dann also vernehmen: „Sie haben anscheinend den erhaltenen Befehl mißverstanden. Da steht ‚in voller Uniform' und nicht ‚voll in Uniform'!"

Das ereignete sich in einer Winterfrische. In einem erst kürzlich entdeckten Skiparadies.

„Alsdann", sagte der Wirt zu einem Herrn, der sich in die Zimmerpreise einweihen ließ, „alsdann, wann S' ka volle Pension net haben wollen, sondern nur a Zimmer alloanig, nachher kost oans im zweiten Stock drei Mark für d'Nacht — und im ersten Stock oans fuchzg!" „Sonderbar", meinte der Herr, „überall ist der erste Stock teurer und bei Ihnen ist es umgekehrt! Wieso?"

„Jo", versetzte darauf der Wirt, „es is scho amoi so — im zweiten Stock schläft de Kellnerin!"

ZAHNARZT DURCH DEN KAKAO

VON EDMUND BICKEL

Natürlich ist über Zahnärzte schon viel geschrieben worden, so daß man glauben sollte, es reicht jetzt endlich einmal, vor allem den Zahnärzten. Aber es gibt wohl überhaupt nichts, was von Schriftstellern vor dem Geldverdienen verschont wird. Im übrigen beruht das auf Gegenseitigkeit. Die Zahnärzte leben ja auch von uns, wenn sie es fertigbringen. Auch wir bohren gerne einmal an einem Zahnarzt in menschenfreundlicher Absicht herum. Es soll aber ganz sicher nicht wehtun, und es dauert auch nicht lange. Den Mund dabei so schrecklich weit aufzumachen, wie das von uns verlangt wird, kann ruhig unterbleiben. Daß sich dabei das leicht überarbeitete Sprichwort aufdrängt „Wer andern in den Zähnen bohrt...", wollen wir getrost hinnehmen.

Noch erinnern wir uns, wie die liebe Großmutter am überheizten eigenen Herd von ihrer Großmutter erzählte, als der traute, aber bedenklich wenig aseptische Dorfschmied einst den Zahnarzt vertrat. Der hatte den damals hochgeschätzten Vorzug der Preiswürdigkeit. Für nur fünfzig Pfennige in der Stunde tat er sein bestes. Seitdem hat sich vieles geändert. Längst haben wir den schmerzlosen Zahnarzt, der uns immer wieder fragt: „Tut es weh?" Er hat so viele Apparate und Maschinen, daß man glaubt, in ein technisches Museum geraten zu sein; sonst haben die Patienten kein Vertrauen. Je mehr Apparate, desto größer das Vertrauen. Auf diese Weise wissen die Zahnärzte wenigstens auch, wohin mit dem vielen Geld. Die Hersteller dieser Einrichtungen müssen dagegen selbst sehen, wie sie damit fertig werden. Sie sind glatt auf das Finanzamt angewiesen. In technischer Beziehung ist an den Zahnärzten nichts mehr auszusetzen. Dagegen vermissen wir nur noch immer, daß ihre Rechnungen nicht genau so schmerzlos sind. Da fragt keiner, ob es weh getan hat. Aber auch der Zahnarzt wird nicht gefragt, wenn er immer wieder als komische Figur mißbraucht wird. Bald steht er auf dem besten Hühnerauge des Patienten, und fragt ihn erstaunt, warum er immer noch so jammert, bald hat er den Kragenknopf bereits angebohrt, was sicher nie vorkommt. Dafür sieht man dann auch wieder ein Bild von dem Zahnarzt, der einen solchen ihm in den Bereich der Bohrmaschine geratenen Humoristen nun einmal so zu behandeln ankündigt, wie er es darstellte. Was jenem Zeichner geschehen wird, der folgendes Bild schuf, wollen wir ausländischen Propagandaministerien auszumalen überlassen: Der Zahnarzt stemmt sich mit beiden Beinen gegen den Patienten, dem er beim Zahnziehen das ganze Skelett bis an den Nabel bereits aus dem bis an die Ohren aufgerissenen Mund herausgezerrt hat! Solches war in einer italienischen Wochenschrift zu sehen. Gnade jenem Zeichner!

Dabei meinen es die Zahnärzte so gut mit uns. Wir sollen zum Beispiel mehr Vollkornbrot essen. Da liegt natürlich der Verdacht nahe, sie wollen das haben, weil sie von den Bäckern dafür Prozente bekommen, aber das ist bestimmt gar nicht wahr. Ein Bekannter von mir, der von Beruf ein hervorragender Pessimist ist, meinte dazu: „Das sagen die Zahnärzte nur, damit wir unsere Zähne rascher abnutzen. Ist ja ganz klar!" Wenn der Pessimist auch angeblich recht hat, muß es doch auch hin und wieder eine Ausnahme von der Regel geben.

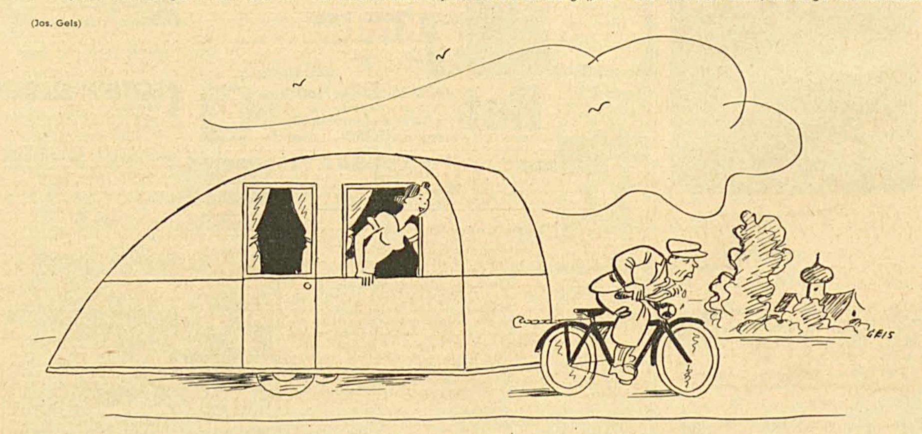
Tatsache ist, daß Zahnärzte selten nette Menschen sind. Ich meine, es gibt selten Menschen, über die man so viel Nettes und Gutes hört. Oder kennt jemand auch nur einen einzigen Freund, der behauptet, sein Zahnarzt sei schlecht, er tauge nicht viel?! Im Gegenteil, jeder hat einen, auf dessen hervorragende Leistungen er Zahnbein und Zahnstein schwört. Hoffentlich lesen die Zahnärzte wenigstens bis hierher.

Und gute Menschen sind sie auch, was viel wert ist. Ich denke da an einen, der hatte in seinem Wartezimmer sogar einen echten Axolotl. Das ist doch wahrhaftig Dienst am Kunden. Wie freut man sich, wenn man einen Axolotl sieht! In anderen Wartezimmern oder Wartesälen sieht man niemals jemals auch nur einen noch so kleinen Axolotl. Fällt den Leuten gar nicht ein. Besagter Axolotl war rosa, wie ein Marzipanschweinchen es sein soll. Er stand ziemlich unbeweglich und auch unbewegt am Grunde eines kiesbedeckten Aquariums, und tat sonst weiter nichts. Er war ein sozusagen vorbildlicher Wartezimmerbewohner. Gleichzeitig diente er der Unterhaltung, allerdings nur mittelbar. Für den Zahnarzt war das Tierchen lange Zeit eine vorzügliche Reklame; denn einen Zahnarzt, der einen echten mexikanischen Axolotl besitzt, vergißt man niemals wieder. Jeder Patient fragte nämlich, was das für ein gräßliches Vieh sei. Darauf bekam er jedesmal die Erklärung: „Das ist ein mexikanischer Axolotl, ein sogenannter Kolbenmolch, der übrigens schon in kiemenbehaftetem Larvenstadium fortpflanzungsfähig ist." Sehen Sie ruhig im Allbuch, vormals Konversationslexikon, darüber nach. Ich habe es auch daher. Später mußte der Axolotl leider fort, wie ich erfuhr. Das kam so: Eine erst fünfzehnjährige Patientin hatte zu Hause von dem Tier erzählt, und seine Eigentümlichkeiten in ihrer minderjährigen Phantasie ziemlich aufgebauscht, wie das in diesem Alter manchmal vorkommt. Der Vater glaubte natürlich seiner Tochter alles wortwörtlich und beschwerte sich empört bei dem Zahnarzt. Obwohl dieser versuchte, es richtigzustellen, hörte es sich wie eine Beschönigung an. An dem völlig unschuldigen Axolotl aus Mexiko ging alles hinaus, wie so manches Mal im Leben. Aber etwas Gutes hatte er doch. Diese Betrachtung wäre nämlich um ein gutes Stück kürzer ausgefallen, was ich bedauern würde.

Wie ich zu bemerken vergaß, hieß der Axolotl übrigens Herbert. Das erinnert mich an meinen Freund, der auch so heißt, aber ganz anders aussieht. Das ist so einer mit allerhand Muskeln, gute Figur, sportliche Erscheinung, aus guter Familie, ein durchaus schneidiger Mensch. Nur vor dem Zahnarzt hat er eine fürchterliche Angst, angeblich ein Erbstück von seinem Großvater mütterlicherseits. Daher mußte ich mitgehen, wenn er an seinen Zähnen etwas machen lassen wollte. Wir sprachen zu seiner innerlichen Vorbereitung erst wochenlang vorher darüber. Zum Glück war er mit dem Zahnarzt per Du. Dieser war keineswegs ein solcher Muskelmann, jedenfalls nicht mutiger als ein durchschnittlicher Zahnarzt. Vor der Behandlung bedrohte Herbert den armen Kerl in so schrecklicher Weise, daß er mir leid tat. Erst wenn der Zahnarzt mehr Angst als Herbert hatte, konnte die Behandlung beginnen. Vorher hätte Herbert sicher nie den Mund aufgemacht.

Jetzt ist Herbert endlich mit vieler Mühe an den Westwall gelangt. Er war schon immer auf Engländer und Franzosen nicht besonders gut zu sprechen. Sollte ihm in dieser Gegend unglücklicherweise ein feindlicher Zahnarzt in die Hände fallen, dann bin ich überzeugt, er macht seine furchtbaren Drohungen wahr. Dabei ist er sonst ein herzensguter Mensch. Ersatzweise begnügt er sich aber wohl auch damit, daß es gar kein Zahnarzt ist.

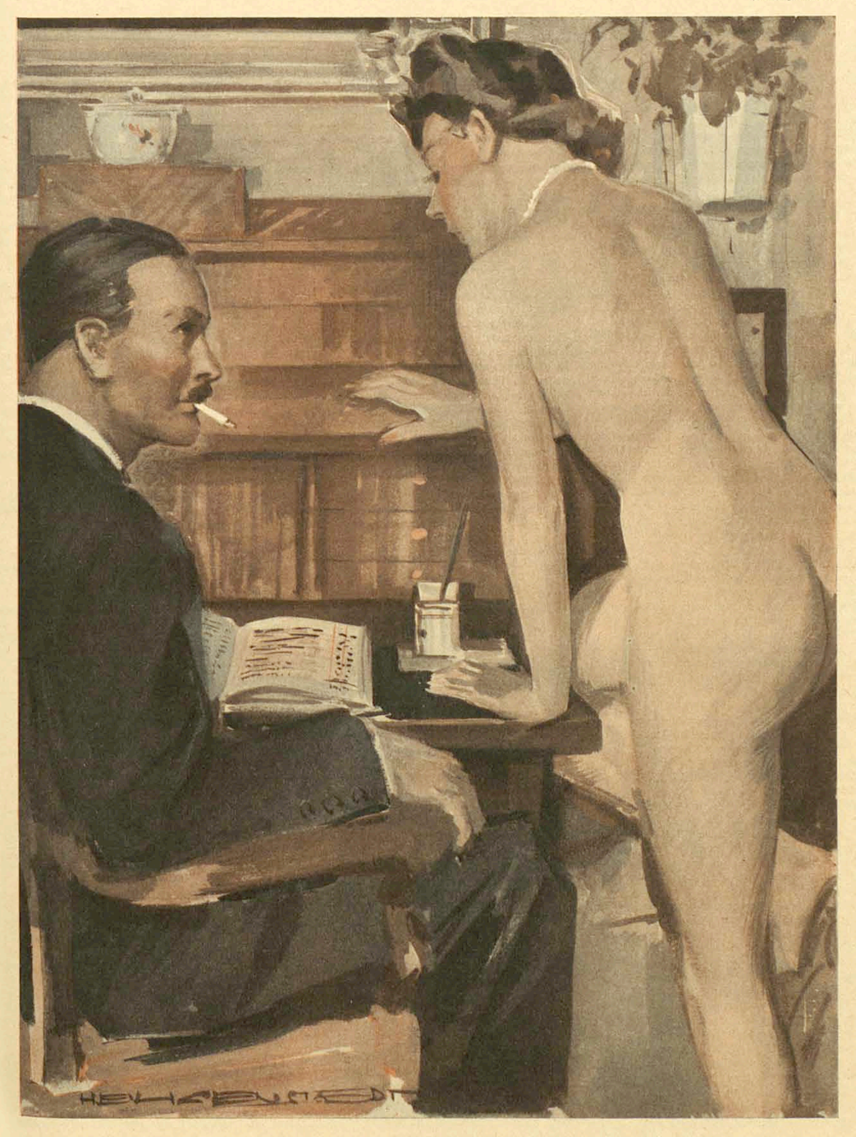
(Jos. Geis)



„Paul, ich finde, ohne Auto fährt es sich genau so schön!"

Wirtschaftskontrolle

(K. Heiligenstaedt)

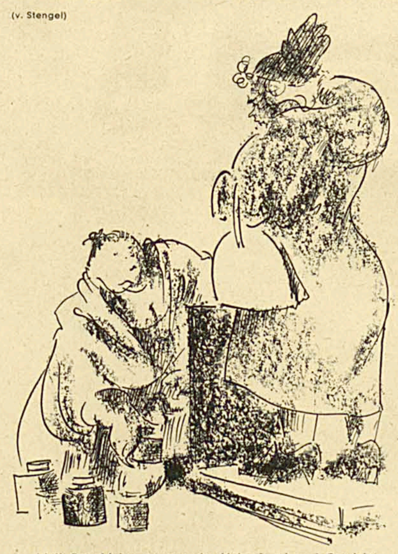


„Wegen so 'ner kleinen Differenz brauchst du mich ja schließlich nicht aus dem Bad zu trommeln!" — „Wenn sie so klein wäre, wärst du nicht so gekommen!"

AN DER DECKE HING EIN EI...

VON WALTER ROTHENBURG

Der Wirt Hein Story war ein Mann von Klasse. Seine bessere Hälfte hieß Anna. Drei Paare hätte man aus ihnen machen können! Nicht allein, was das körperliche Gewicht anging —, nein, auch was die Erfindungsgabe betraf, die zur Hebung des Geschäfts eine sehr wichtige Rolle spielte.
Eines Tages hing ein Ei an der Decke der großen Gaststube — ein regelrechtes Hühnerei. Roh — wie man später erfuhr. Niemand konnte sich erklären, was das zu bedeuten hätte. Wochenlang hing es dort, das Hühnerei, dann, an einem Nachmittag — es war Hochsommer — trat es in Aktion. Bei Hein Story war Hochbetrieb. Die Freiwache einer holländischen Bark feierte Abschied von Hamburg. Denselben Abend noch sollte das Schiff in See gehen. Um 6 Uhr mußten die Matrosen an Bord sein. Vom „Michel", der großen Michaelis-Kirche, schlug es gerade 4 Uhr. Ein und eine halbe Stunde hatte die Mannschaft noch Zeit. Die kleinen Deerns sorgten für Umsatz: es wurde bereits Sekt getrunken. Das brachte Geld in die Kasse. Aber zu langsam. Hein Story übersah die Situation und rechnete: wenn es so langsam weiterging, alle Viertelstunde nur eine Flasche Sekt, würden im ganzen nur sechs Flaschen getrunken werden. Nur sechs Flaschen, und die Matrosen hatten die Taschen voll Geld und wollten es los sein!
Hein Story spielte nun sein Ei aus. Er ging an den Tisch der Gäste und meinte trocken: „Wann schmeckt euch der Sekt besser... wenn ihr ihn bezahlen müßt... oder wenn er euch nichts kostet —?"
„Wenn er nichst kostet! Du Faß voll Fett!" riefen vier rauhe Seemannskehlen wie auf Kommando.
Hein Story steckte das „Faß voll Fett" seelenruhig ein. Gemütlich ging er auf den Ton ein. Plietsch — das heißt pfiffig — sagte er: „Ihr alten Seeräuber, weshalb trinkt ihr den Sekt dann nicht umsonst? Seht mal dort oben! Das Ei! Dort oben an der Decke!" Er wies über seine Schulter hinweg mit seinem dikken, kurzen Daumen nach oben.
Acht Paar Augen — jeder Matrose hatte ein Mädchen auf dem Schoß sitzen — blickten fragend das Ei an. Trocken meinte einer: „Na — und? Was hat Columbus mit unserem Sekt zu tun?"
Die ganze Mannschaft schrie vor Lachen. Hein Story lachte mit. Zur Theke hinüber rief er: „Anna, eine dicke Brasil für Jack! Der Witz war gut!" Dann fuhr er fort: „Habt ihr das Ei gesehen?"
„Natürlich, du Sprit-Kopp, wir sind doch nicht blind", sagte einer.
Hein Story steckte auch den „Sprit-Kopp" ein. Er ging ein paar Schritte zurück, bis er genau unter dem Ei stand. Er legte langsam seinen dicken Kopf in den Nacken, blickte das Ei an und sagte: „Ihr seid gar nicht so dumm, wie ich aussehe, Jungs!"
Wieder brüllte die Mannschaft vor Lachen. Hein Story ließ sich nicht stören. „Wer das Ei von der Decke schießt, kriegt eine Flasche Sekt umsonst", erklärte er feierlich.
„Was ist los?" Alle vier Matrosen sprangen wie ein Mann von den Sitzen, daß die kleinen Deerns — plumps! —auf dem Boden lagen. „Was ist los? Wer das Ei von der Decke schießt, kriegt eine Buddel Sekt umsonst?"
„Her mit 'ner Kanone!" schrie der Bootsmann. „Ich werde dir so viel Eier von der Decke runterschießen, daß du nicht Hühner genügend hast, die dir schnell genug neue Eier legen!" Hein Story war an die Theke gegangen. Während er sich bückte und aus dem Eiskasten eine Flasche Sekt hervorholte, rief er dem Bootsmann zu: „Ich bringe dir schon eine Kanone, aber eine andere, als du denkst. Hier ist sie!" Er hob die Sektflasche hoch. „Eine Kolumbus-Kanone! Wer mit dem Korken das Ei runterschießt, kriegt die Flasche umsonst!"
Die Matrosen blickten ihn erstaunt an. Mit dem Korken einer Sektflasche ein Ei von der Decke schießen, — das gab es in keinem Hafen der Welt. Ein Matrose rief: „Gib sie mal her, die Kolumbus-Kanone, ich werde dir das Ei schon auseinanderknallen!" Die Mädchen kreischten: „Igittigit!"
Anna, die Wirtin, blickte ihren Mann fragend an. Diese Ei-Idee war nicht von ihr. Sie wußte also nicht, was Hein vorhatte. Der aber wußte es genau: er rechnete damit, daß alle fünf Minuten eine Flasche Sekt verknallt wurde. Das wäre — wenn niemand etwa mit einem Zufallstreffer das Ei traf — ein Umsatz von achtzehn Flaschen mindestens. Eine Umsatzsteigerung von dreihundert Prozent in anderthalb Stunden!
Hein Story stellte sich genau unter das Ei. Er nahm die Flasche und wickelte ohne Eile, um seine Absichten nicht merkbar zu machen, den Draht von dem Korken herunter. Danach schüttelte er ein wenig die Flasche, damit auch Druck hinter den Korken kam, wie er erklärend sagte. Er verschwieg dabei, daß durch das Schütteln wahrscheinlich der ganze Sekt, bis auf einen kleinen Rest vielleicht, aus dem Hals herausbrausen würde, sobald der Korken abflog.
Hein Story rief seiner weiblichen Animier-Garde zu: „Los! Schnell! Haltet die Gläser bereit, damit ich euch einschenken kann!" Er hatte jetzt den Draht gelöst... der Korken bewegte sich... Hein Story legte die Sekt-Buddel wie ein Gewehr an die Wange und zielte auf das Ei.
Um ihn herum standen die Matrosen. Jeder hatte sich schon von der Wirtin eine Flasche geholt. Anna kassierte gleich das Geld — der Ordnung halber, wie sie schlau sagte, und damit nicht etwa der eine im Gedränge einmal versehentlich für den anderen bezahlt...
Die Spannung wuchs. Der Korken löste sich ganz, ganz langsam. Der Bootsmann, dem das zu lange dauerte, rief: „Mensch! Du mußt mehr schütteln, damit mehr Druck dahinter sitzt!"
Hein Story, der noch immer dastand wie ein Jäger im Anschlag, zielte auf das Ei und dachte: ‚So ist's richtig.' — Dann — alle bekamen einen Schreck — knall!! der Korken flog eben am Ei vorbei — das Ei schaukelte etwas, der Sekt brauste aus der Flasche. Hein Story lief schnell damit zu den Mädchen und schenkte ihnen gerade noch das letzte Restchen ein. Er lachte innerlich: das klappt gut!
Jetzt war der Bootsmann an der Reihe. Breitbeinig, die Kolumbus-Kanone schußfertig angelegt, stand er unter dem Ei und zielte. Ganz langsam drängte sich der Korken heraus. Dem Bootsmann nicht schnell genug. Er ‚legte ab' und schüttelte tüchtig. Da — der Korken bewegte sich, schnell riß er die Kolumbus-Kanone an die Wange, — er kam gar nicht zum Zielen, denn schon — knall!! sauste der Korken gegen die Decke, und der Sekt zischte in die Gaststube.
Der nächste Schütze wickelte den Draht ab, schüttelte, zielte, — knall!! ebenfalls vorbei, die Mannschaft tobte, die Mädchen kreischten, der Wirt schimpfte: sie sollten nicht so mit dem Sekt rumaasen, sollten ihn lieber trinken.
Schon zielte der nächste, der Übernächste wikkelte bereits den Draht ab, der Bootsmann holte sich eine neue Kanone... alles kam in einen unbeschreiblichen Rausch!
Als jeder drei Flaschen vorbeigeschossen hatte, wurde der Rausch zur Wut: das verfluchte Ei mußte doch runterzuschießen sein! Man fluchte... und schoß... und schoß vorbei... die Zeit kam näher, da man an Bord mußte... und dann war die Zeit da, und vierundzwanzig Flaschen Sekt waren verschossen. Bezahlt war alles, betrunken war auch alles, die vier Matrosen und die vier süßen kleinen Deerns ebenso. Die Deerns waren übrigens sehr glücklich darüber, denn auf jede Flasche gab es Prozente.
Hein Story griente. Seine dicke Hälfte Anna schmunzelte. Die Matrosen stürmten, als die Zeit da war, aus dem Lokal. Die Kolumbus-Kanonen, fünfundzwanzig an der Zahl — der Probeschuß vom Wirt miteingerechnet — standen auf der Theke wie eine Batterie aufgebaut.
Die holländische Bark ging abends in See. Auf der Saling im Fockmast standen drei Matrosen. Vorn, auf der Back am Ankerspill, stand der Bootsmann. Als das Schiff querab der Hafenstraße kam, lugte der Bootsmann nach oben in den Fockmast. Zufällig, oder nicht, lugten die drei Matrosen gerade runter nach der Back. Dann — wie auf ein Kommando — legten alle vier an, als ob sie mit einer Kolumbus-Kanone nach dem Ei zielten, und brachen in ein wildes Gelächter aus...
Der Alte, der Steuermann und der Rest der Besatzung, soweit sie an Deck war, schüttelten verwundert den Kopf; sie wußten ja nichts von dem Ei... von dem Ei, das immer noch an der Decke hing —!



(v. Stengel)

„Mei', Frau Maier, zwegen der Liebe is mir mei Gewicht wurscht, i bin bereits bei dö Gsundheitsrücksichten"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Frisur

(R. Kriesch)



„Jetzt sei doch nicht so ärgerlich, Lieschen, weil die Haare durcheinandergeraten sind!"
„Is doch wahr — wenn's wenigstens noch 'n Grund hätte, aber so bloß vom Wind!"

Verkehrssünder Hans Karl

Von Josef Robert Harrer

Eben ist Hans Karl dabei, für die Pointe seiner neuen Humoreske eine bessere zu finden, als das Telefon schrillt. Ärgerlich greift er nach dem Hörer. Er hört die Stimme des Schriftleiters.

„Gut, daß wir Sie treffen! Wir brauchen dringend eine nette Plauderei über die Verkehrssünderschule. Gerade das, was Ihre Feder recht witzig gestalten wird! Aber unter keinen Umständen einfach hingehen und den gestrengen Herren von der Verkehrspolizei sagen, daß Sie von der Presse kommen! Die Sache soll sich wirklich so lesen, wie sie ist! Morgen um zehn Uhr findet ein Kursus statt. Machen Sie Ihre Sache gut!"

Hans Karl lächelt; schon hat er die der Vollendung nahe Humoreske vergessen. Er nimmt den Hut und geht. Er ist zwar kein Autofahrer, aber auch die Fußgänger sündigen gegen die Verkehrsordnung, vielleicht noch mehr als die Autofahrer. Darauf baut Hans Karl seinen Plan.

Bei der nächsten Straßenkreuzung warnt das rote Licht vor dem Überqueren der Fahrbahn. Der Verkehrspolizist blickt eben auf Hans Karl; dieser lächelt spöttisch und geht über die Straße, dabei immer den Blick auf den Polizisten gerichtet. Der Polizist schüttelt den Kopf, er deutet mit dem Finger drohend auf das rote Licht, dann zeigt er auf die Stirne. Hans Karl geht lächelnd auf ihn zu.

„Wünschen Sie etwas von mir, Herr Wachtmeister?"

„Mensch, sehen Sie nicht, daß die Passage gesperrt ist? Sehen Sie nicht das rote Licht?"

„Warum sollte ich es nicht sehen? Ich bin doch nicht blind!" „Und dennoch verstoßen Sie gegen die Verkehrsordnung?"

„Ich halte mich doch an die Vorschriften! Rotes Licht bedeutet, daß der Weg frei ist!"

„Sie scherzen! Es wird gut sein, wenn Sie gelegentlich, aber ziemlich gelegentlich, die Verkehrsvorschriften studieren!"

Er wendet sich von Hans Karl ab. Gut, denkt dieser, ein anderer Polizist wird strenger sein und mich für morgen in die Schule einladen. Aber er hat Pech. Kein Polizist kennt heute Strenge.

Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als am nächsten Tag mit einem neuen Plan zur Polizeidirektion zu gehen, wo die Verkehrssünderschule abgehalten wird. Nahe dem Tore stellt er sich auf. Da kommt ein Auto angefahren. Ein Herr steigt aus. Hans Karl tritt auf ihn zu.

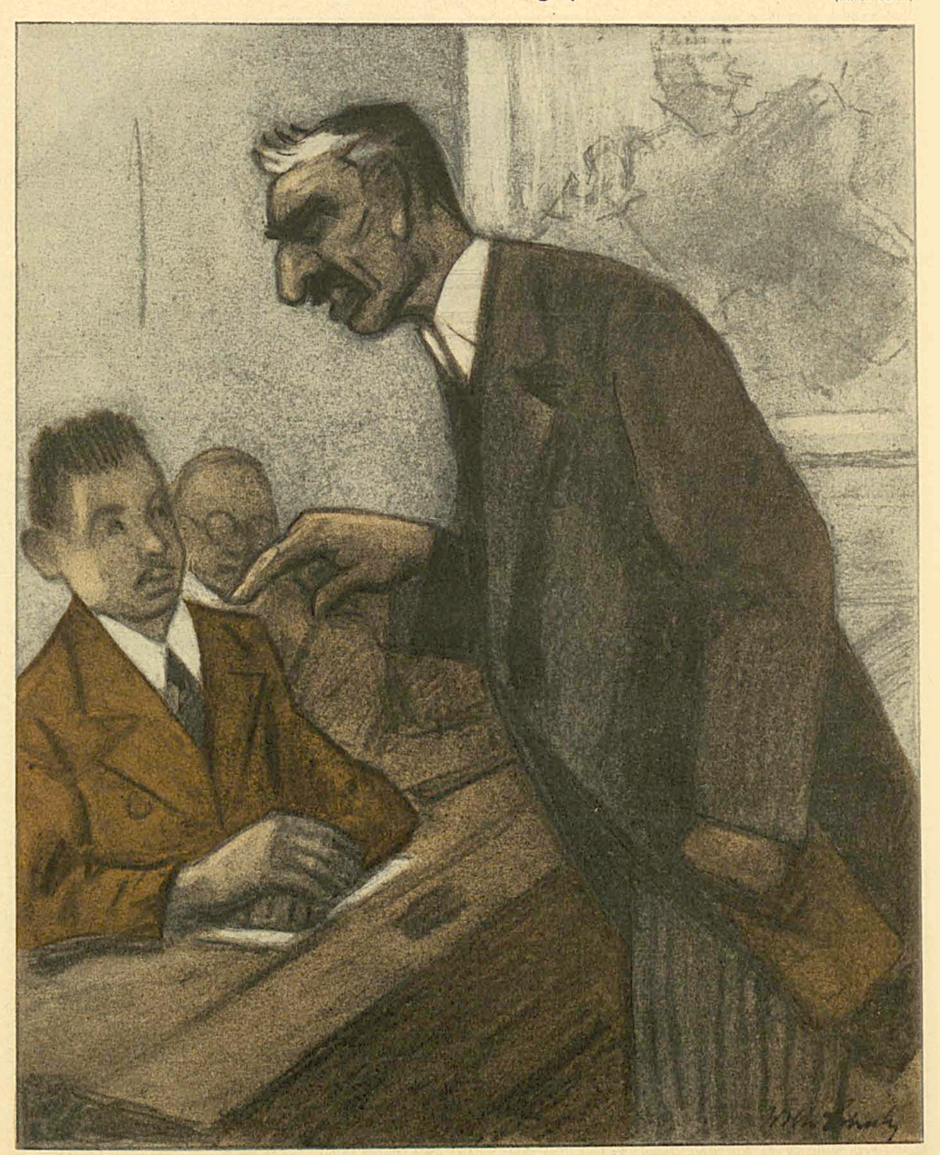
„Gestatten Sie eine Frage! Sind Sie in die Verkehrssünderschule geladen? ... Ja? Das trifft sich gut! Ich nehme Ihnen gerne die Mühe ab! Ich bin bereit, die Stunde für Sie zu übernehmen!"

Wer hätte gegen einen so menschenfreundlichen Entschluß etwas einzuwenden? Der Herr überreicht ihm lächelnd den Zettel, den er vorzeigen muß. Nun tritt Hans Karl als Friedrich Kulz in das Verkehrssünderschulzimmer. Schon sind etliche Herren und auch einige Damen anwesend. Hans Karl macht seine ersten Beobachtungen. Punkt zehn Uhr beginnt der Kursus. Ein Polizeibeamter betritt das Podium. Nach einigen einleitenden Worten über die Notwendigkeit der modernen Verkehrsordnung sagt er:

„Ehe wir in die Einzelheiten der Vorschriften eingehen, wird Ihnen ein Automobilfachmann ersten Ranges eine historische Übersicht über die Probleme und Ordnungen des Straßenverkehrs in den großen Weltstädten geben. Wir freuen uns, daß der bekannte Fachmann unserer Einladung gefolgt ist. Darf ich Sie bitten, das Wort zu ergreifen, Herr Friedrich Kulz!"

Ottos Aufteilungspläne

(Wilhelm Schulz)



„Du bist ja ein ganz gelehriger Schüler, Otto, aber du sollst nichts aus der Schule plaudern!"

München, 7. April 1940
45. Jahrgang / Nummer 14

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

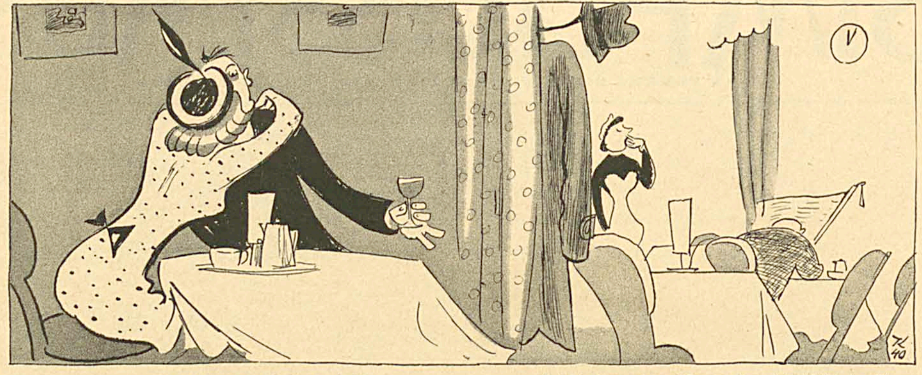
DER FISCHFANG AUF NEUTRALE

OLAF GULBRANSSON 40

„ES WILL KEINER MEHR ANBEISSEN." UND DER POLNISCHE KARPFEN IST DOCH SO SCHÖN AUF UNSEREN KÖDER HEREINGEFALLEN!"

Die letzten Gäste

(R. Kriesch)



„Ach, Egon, der Frühling und die Jugend sind doch so schön..."

„...froh bin i, wenn's amal Sommer is — jetzt bleibt der alt' Meier auch noch sitzen und studiert Heiratsanzeigen..."

Abschiednehmen

Von Walter Foitzick

Ich gehe gerne auf den Bahnhof zum Abschiednehmen, sei es, um selbst mitzuwirken, sei es, um zuzusehen, wie andere Abschied nehmen. Sie glauben vielleicht, das sei so eine einfache Sache, einander Lebewohl zu sagen. Keineswegs! Bitte, überzeugen Sie sich selbst.

Es handelt sich bei mir nicht darum, die komplizierten seelischen Vorgänge der Trennung zu studieren, womöglich Trennungsschmerz zu erleben. O nein, so tiefschürfend bin ich nicht. Das wäre ein häßlicher Charakter, der sich daran erlustierte. Nein, ich meine die kleinen Abschiede beim Antritt einer ganz gewöhnlichen Reise mittlerer Größe.

Da stehen wir nun auf dem Bahnsteig, wir, das heißt die Gruppe der Abschiednehmenden und drinnen am Fenster der zu Verabschiedende. Das ist ganz einfach gesagt, aber auch Sie werden schon beobachtet haben, daß sich in diesem Augenblick das Fenster nicht öffnen läßt. Es tritt Zeichensprache ein, aber im Zeichensprechen sind wir nicht so ausgebildet wie in der gewöhnlichen Sprache. Nun frage ich Sie, was für ein Zeichen gibt man wohl für den kurzen Satz: „Grüß' schön!", der bekanntermaßen zum eisernen Bestand des Abschiednehmens gehört.

Ich weiß kein Zeichen dafür, und so endete ein in diesem Sinn geführter Dialog mit einem bedauernden Achselzucken, das anzeigt, man habe hier etwas nicht sagen können. Wie aber, wenn der drinnen glaubt, hier sei noch etwas ganz Wichtiges gesprochen worden, was er hören müsse und sich durch den Gang drängt zur Türe, um dort zu erfahren: „Ich wollte nur noch mal sagen: grüß' schön." Auch kommt in diesem Moment meistens der Schaffner, der die Türe wieder schließt und einen daran hindert, noch etwas Bedeutsames hinzuzufügen.

So geht es bei geschlossenem Fenster.

Manche Fenster lassen sich öffnen, und dann ist letzten Worten Tür und Tor bereitet. Leider aber hat sich herausgestellt, daß die europäischen Sprachen für den Gebrauch des Abschiednehmens nur über einen Sprachschatz verfügen, der in einer Zeit von längstens zwei bis drei Minuten verbraucht ist, einschließlich freundlicher Anweisungen zur normalen Bewahrung der Gesundheit und kleineren Regeln zur Führung eines gefahrlosen Lebens. Ich nenne da nur: „Erkälte dich nicht!"

Was dann? Dann wird's schwer. Es ist üblich, in solchen Fällen alles noch einmal zu wiederholen. Durch die Repetition werden wiederum zwei bis drei Minuten ausgefüllt. Eine dritte Wiederholung können sich nur sehr selbstsichere Menschen gestatten. Dann ist's endgültig Schluß.

Wer getraut sich jetzt, um die Zeit auszufüllen, den Inhalt eines längeren Romans nachzuerzählen oder über den Straßenbau der Inkas zu plaudern, oder von der Lebensgeschichte des Kaisers Tiberius? Nein, das ist nicht üblich, das würde auffallen. Es muß auffallen, denn das Fenster ist ja nicht allein von der zu verabschiedenden Person besetzt. Ein normales D-Zug-Fenster bietet Raum für zwei Personen oder eine Person und zwei halbe, nun und die zweite Person oder die zwei halben müssen alles mit anhören, und das beeinträchtigt eine geistvolle Unterhaltung ungemein. Deshalb zerbröselt das Abschiedsgespräch, es zerrinnt und wird immer dünner und dünner. Niemand fällt etwas mehr ein und stumm blicken die beiden Parteien einander an, die von oben nach unten und die von unten nach oben, bis alle den Zug entlang schauen, ob wohl endlich das erlösende Abfahrtszeichen ertönt.

Ich sage Ihnen, wenn jetzt der Zug zehn Minuten Verspätung hat, begreift man sogar, wie lange die ewige Seligkeit dauern könnte.

Gemischte Lenzgefühle

Von Ratatöskr

Längst hängt im Schrank der Winterpelz.
Der Grünspecht wiehert durchs Gehölz.
Gelb, weiß und bläulich treibt der Krokus
im braunen Rasen seinen Jokus.

So sehr man dies zu schätzen weiß,
haßt man doch andrerseits den Fleiß,
mit dem der Maulwurf, neu beflügelt,
die Landschaft rundherum behügelt.

Auch tadelt, wer empfindsam ist,
das Übermaß an flüssigem Mist,
der Unbehaglichkeit verbreitet,
indem er aus den Fässern gleitet.

Und doch tut dieses dringend not.
Wir brauchen Milch, wir brauchen Brot
und müssen uns daher bequemen,
verschiednes mit in Kauf zu nehmen.

Ehrliche Reklame

Von Erik Bertelsen

Holbo trieb sich in Kopenhagen umher in einem Zustand zwischen Hunger und Schwermut. Er hatte vorgegeben, er suche Arbeit. Dem war aber nicht so. Jetzt im Winter war kaum Beschäftigung für ihn zu finden, und außerdem konnte er in spätestens drei Monaten auf seinen alten Platz in der Lampenfabrik zurückkehren. Er wäre auch sehr gut über diese Zeit hinweggekommen, wenn seine Schwiegermutter nicht ins Haus gekommen wäre! Bisher war es ihnen geglückt, die Schwiegermutter mit allerlei Ausreden fernzuhalten. Aber sobald sie hörte, daß Holbo zum erstenmal in seinem Leben arbeitslos geworden war, kam sie an, um zu helfen. Sie brachte eine Menge Eßwaren mit, und als erstes ordnete sie an, daß großreingemacht werden würde. Dieser Schrank stände dort ganz verkehrt, und wie waren die Kinder angezogen?! Diesen Zustand hielt Holbo nicht lange aus. Unter dem Vorwand, Arbeit zu suchen, ging er aus dem Hause. Natürlich wäre es männlicher gewesen, der Schwiegermutter die Tür zu weisen. Das sagte sein guter Freund Feddersen, der die Schwiegermutter nur einmal flüchtig gesehen hatte. Aber nun war nichts mehr zu ändern und Holbo trieb sich, wie gesagt, in der Stadt umher. Eben war er bei Feddersen gewesen und hatte sich mit einem einfachen Pilsner gestärkt. Viel mehr hatte er in den letzten zwölf Stunden nicht zu sich genommen.

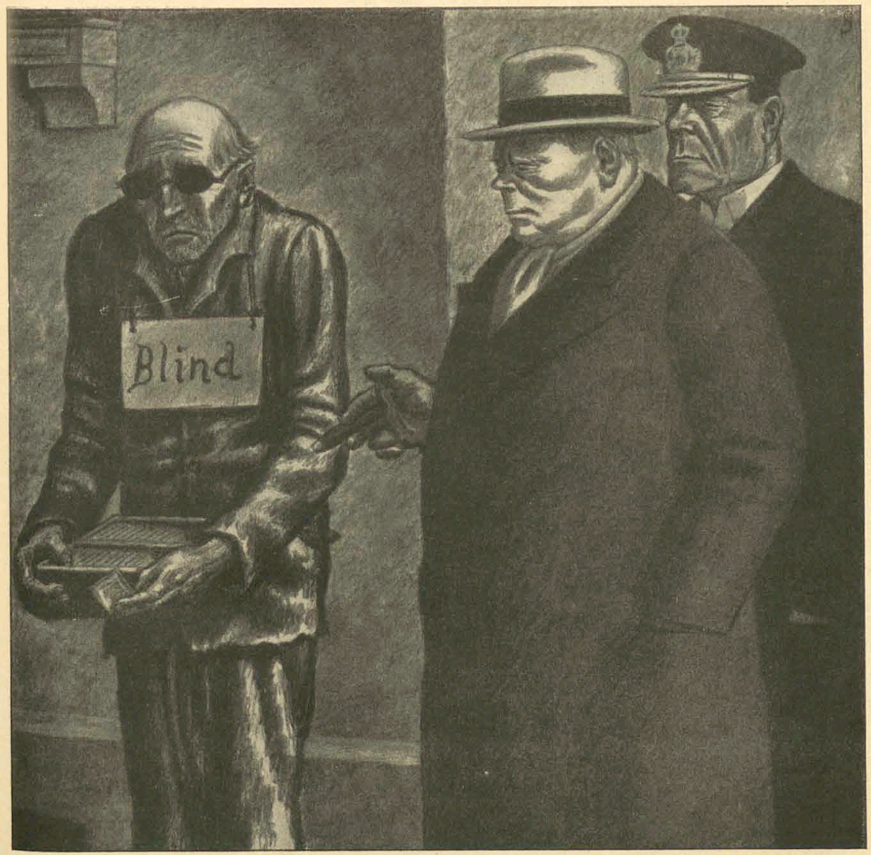
Direktor Hjort hatte die Lampenfabrik beinahe ruiniert mit einer viel zu teuren Reklame. Nun war ein neuer Direktor eingesetzt worden, der alles wieder in Fluß bringen sollte. Aber wer garantierte dafür, daß nicht auch er in das Karussell der Reklame geriet? Einer zog ja den andern nach sich. Und jeder dachte, daß die Reklame wieder herauskommen würde.

Gewiß, Reklame mußte sein. Auf jedem Gebiet. Aber wie kam zum Beispiel der Kaufmann Rasmussen dazu, den „besten Java-Kaffee der Stadt" anzupreisen? Und wie konnte der Schneider Habitter es wagen, zu behaupten, seine Anzüge seien „in Sitz und Verarbeitung unübertroffen"? Nein, ebenso wie es eine Filmzensur gab, mußte es eine Stelle geben, die darüber wachte, daß nur ehrliche Reklame angewendet würde.

Unter diesen Überlegungen war Holbo in eine Straße gekommen, in die er sich nur selten verirrte. Ein Schild fesselte seine Aufmerksamkeit. Auf dem Schild stand in großen Buchstaben: „Grüners Begräbnisbüro. Alles, was mit dem Tod zusammenhängt, wird bestens erledigt."

Qualifikation

(Erich Schilling)



W. C.: „Dem Manne kann geholfen werden, wir verwenden ihn im Marineministerium als Augenzeugen!"

Holbo stutzte. Alles, was mit dem Tod zusammenhängt... So etwas! Nicht einmal vor den letzten Dingen hatte man Achtung! Auch für den Tod wurde Reklame gemacht. Rasch ging er in das Begräbnisbüro und wandte sich an einen Herrn dort: „Ich hätte gern Herrn Grüner gesprochen."
„Das bin ich. Womit kann ich dienen?"
„Sie machen Reklame dafür, daß Sie alles, was mit dem Tod zusammenhängt, bestens erledigen?"
„Jawohl, mein Herr. Alle Verfügungen, die Sie treffen, werden von mir ausgeführt und wenn es sich um eine Überführung von Timbuktu nach dem Nordkap handelte! Wir beschaffen die Grabsteine, besorgen die Anzeigen in den Zeitungen, bepflanzen die Gräber..."
„Vielen Dank", unterbrach Holbo ihn, „ich habe im Augenblick keinen Bedarf. Aber ich habe eine Schwiegermutter, die..." — „Oh", sagte Grüner mit aufrichtigem Mitgefühl, „sie ist wohl noch nicht gestorben, liegt aber im Krankenhaus?"
„Nein", antwortete Holbo heftig, „ihr fehlt nicht das geringste. Sie wird noch viele Jahre leben. Aber wenn sie stürbe — ich kann nur sagen, es wäre eine Wohltat für ihre Umgebung! Und da Sie ja für alles, was mit dem Tod zusammenhängt, Rat wissen..." „So — also ist das." Grüner legte die Stirn in Falten. „Wie ist Ihr Name, mein Herr?" Holbo wurde es heiß. Er war nicht darauf vorbereitet, daß man ihn ernst nehmen würde. Wenn er nur schon draußen wäre! Verlegen nannte er seinen Namen. Grüner schrieb ihn auf ein Blatt Papier. Inzwischen sann Holbo auf Flucht.
Dann stand plötzlich ein Diener in der Tür. Grüner zeigte auf Holbo und sagte: „Da ist ein Verrückter. Ich weiß nicht recht, ob er betrunken oder geistesschwach ist. Jedenfalls will er anscheinend seine Schwiegermutter umbringen. Bringen Sie ihn möglichst rasch fort!" Holbo wurde trotz heftigen Protestes in ein geschlossenes Auto geschafft und zu einem großen Hospital gefahren. Nach zweitägiger Untersuchung waren die Ärzte sich darüber klar, daß der Mann völlig normal sei, er habe wohl in einer Art Geistesverwirrung, hervorgerufen durch Unterernährung, gehandelt.
Also wurde Holbo freigelassen. Zu seinem Erstaunen erwartete seine Frau ihn vor dem Krankenhaus. Sie warf sich ihm glückstrahlend in die Arme. „Holbo, sie ist abgereist!"
„Ja", erklärte Feddersen, der jetzt zu den beiden trat, „die ganze Stadt spricht ja über dich! Und als sie von dir das in der Zeitung las, sagte sie kein Wort, warf die Tür zu und fort war sie."
Als sie zu Hause waren und Astrid in die Küche verschwand, fragte Feddersen vertraulich: „Nun sag mal, was hast du eigentlich dafür bekommen?"
„Wofür?" fragte Holbo erstaunt.
„Na nun tu nur nicht so! Ich weiß doch genau, daß du nicht betrunken warst. Und nun willst du vielleicht behaupten, du habest Grüners völlig unbekannte Firma für nichts und wieder nichts im ganzen Lande bekannt gemacht? Das war allerhand Reklame, das muß man sagen!"
(Aus dem Dänischen von Karin Reitz-Grundmann.)

In der Loge

(K. Heiligenstaedt)



„Wie ich dich kennenlernte, erschienst du mir so anspruchsvoll, Nina!“ — „Und dabei bin ich so bescheiden, Ferdinand — siehst du, ich habe immer noch das schlechtschließende Strapsknöpfchen von damals!“

DIE EIFERSÜCHTIGE JUANA

VON HANS BETHGE

Der Abend war weich, fast schwül, die Berge lagen in feinem silbernen Dunste da. Ich schlenderte mit Juana zum See hinab; sie hing lose in meinem Arm und trällerte vor sich hin. Ihr Gang war wiegend, tänzerisch, sie hatte ihr grünes Seidenkleid an, das Hals und Nacken offen ließ. Ihr Hals war wie Bronze, schön und verführerisch. Sie war eine Spanierin und tanzte in Theatern und Variétés. Nun lebten wir hier im Angesichte des großen, schönen Sees, zu Füßen der Alpenberge, schon seit Wochen. Wir wohnten in einem Bauernhause, ein Ende vom See entfernt. Üppige Wiesen und Felder, fast tropisch, durchsetzt von ungeheuren Schierlingsstauden, blühten um uns her. Jeden Morgen badeten wir im See. Dann wirbelte sie wie eine bronzene Schlange durch das blaue Wasser, glitzernd, lachend, übermütig. Ihr schlanker Körper war von erstaunlicher Gelenkigkeit, jede Bewegung, die sie machte, war bestrickend natürlich, — aber von klassischer Schönheit waren die Arme. Ihre Arme schienen der Ruhe und Erhabenheit einer antiken Statue nachgebildet zu sein.
Nun also war es Abend, und wir schlenderten zum See hinab. Fern läutete eine helle Glocke, rosa Wolken schwammen ätherisch durch das satte, abendliche Blau, der See lag groß und feierlich da, von wenigen Booten befahren. Wir kamen an einen bunten Bauerngarten, in dem die junge Bäuerin stand, eine Witwe. Wir kannten sie wohl, ihr Sohn Fritz war mein besonderer Freund. Am Morgen dieses Tages hatte sich Fritz beim Holzhacken die Hand verletzt, er war zu mir gekommen, und ich hatte ihm einen Verband gemacht.
„Wie geht es Fritz?" fragte ich hinüber, während wir am Geländer des Gartens standen.
„Danke", sprach die Frau mit einem Lächeln, „der Verband tut ihm gut, die Schmerzen haben nachgelassen."
„Bestellen Sie ihm, er soll morgen vormittag wieder zu mir kommen, damit ich den Verband erneuere", sagte ich.
„Ja, ich werde ihn hinaufschicken", entgegnete sie, „haben Sie noch vielen Dank."
Sie hatte sich gebückt und eine Anzahl schöner, farbiger Sommerblumen abgepflückt. Nun kam sie an das Geländer und reichte mir den Strauß.
„Bitte", sagte sie, „ein paar Blumen."
„Ich danke", sagte ich und gab ihr die Hand, „welch schöne, üppige Blüten, wir werden sie zu Haus ins Wasser stellen. Guten Abend, grüßen Sie Fritz."
Ich schlenderte mit Juana weiter zum See hinab, aber Juana hing nicht mehr in meinem Arm, auch trällerte sie nicht mehr. Ich merkte wohl, sie war verstimmt wegen der Blumen, sie war eifersüchtig, das paßte ganz und gar zu ihrem Wesen.
„Hübsche Blumen", sagte ich, führte den Strauß ans Gesicht und roch daran.
Ein gedeckter Blick von der Seite her traf mich, dann sagte sie:
„Ich finde es etwas aufdringlich, diese Blumen ..."
„Sei doch nicht töricht", sagte ich, „sie ist mir dankbar für den Verband, nichts weiter. Warum soll sie mir nicht ein paar Blumen aus ihrem Garten schenken?"
„Du scheinst ja ganz in die Blumen verliebt zu sein." „Aber Juana!"
„Wirf sie weg!"
Ich lachte.
„Wegwerfen? Aber warum?"
Nun flammten ihre Augen, und indem sie den schönen, schwarzhaarigen Kopf in den Rücken schleuderte, rief sie:
„Weil ich sie hasse! Weil ich nicht will, daß du Blumen mit dir herumschleppst, die dir eine andere geschenkt hat. Weil ich weiß, daß die Liebe der hübschen Bäuerin an diesen Blumen hängt."
Ich schüttelte den Kopf abweisend.
„Was du redest, ist Unsinn, Juana. Wir nehmen die Blumen mit nach Haus, dort sollen sie den großen Tisch in unserem Zimmer schmücken. Damit fertig."
„Niemals!" entgegnete sie. „Nicht einmal diese dummen Blumen kannst du wegwerfen, wenn ich dich darum bitte. Nennst du das Liebe?"
„Du verlierst die Besinnung, Juana", sagte ich. Allmählich wurde ich wütend, aber noch blieb ich ruhig.
Ihre Augen funkelten, sie war ganz bleich, um ihren Mund zuckte es wie Wetterleuchten.
„Behalte deine Blumen", rief sie, „drücke sie an dein Herz, stelle sie in dein Zimmer, ich habe genug davon, — gute Nacht!"
Sie verließ mich, sie ging einen schmalen Pfad rechts empor in den Wald, mit den hurtigen, elastischen Schritten eines Rehs.
„Juana!" rief ich ihr nach, aber es nützte nichts. Sie entschwand im Dunkel, ganz fern hörte ich sie trällern, dann war nichts mehr von ihr zu bemerken. Da stand ich, die Blumen in der Hand, und sah auf den See, in dem sich drüben am andern Ufer schon die ersten Lichter spiegelten. Spanierin, dachte ich, Närrin, albernes, trotziges Geschöpf, schüttelte den Kopf und wanderte allein nach Haus. Ich stellte die Blumen in ein Glas und wartete auf Juana, aber sie kam nicht. Ich zündete die Lampe an, las zerstreut in meinem Buch, wartete weiter, lauschte auf jeden Ton, der von draußen kam, aber alles Warten war umsonst. So legte ich mich nieder, um zu schlafen. Lange Zeit lag ich unruhig, mit wirren, ängstlichen Gedanken, dann endlich fiel ich in Schlaf.
Am nächsten Morgen erwachte ich früh. Als ich in das Vorzimmer trat, sah ich Juana schlummernd auf dem Kanapee liegen, in Kleidern, mit einigen bunten Plaids zugedeckt. Wie eine hübsche Katze lag sie dort, mit hinaufgezogenen Beinen und unordentlichem Haar. Sie schlug die Augen auf, sah mich kühl an, dehnte sich und sprang auf.
„Ich bin müde", sagte sie, ging nebenan in das Schlafzimmer und warf sich auf das Bett.
Ich schrieb ein paar Briefe, nach einer Weile erschien sie, und wir nahmen gemeinsam das Frühstück ein.
„Das war nicht nötig", sagte ich zu ihr. „Wo warst du gestern abend so lange?"
„Ich war im Wald", erwiderte sie, „ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein. Sprechen wir nicht mehr davon."
Ich kam ihrem Wunsche nach und sprach von anderem. Wir hatten schon lange geplant, einen Ausflug in die Berge zu machen, jetzt kam ich darauf zurück, wir besprachen den Ausflug und nahmen uns vor, ihn am nächsten Tage zur Ausführung zu bringen. Dann rauchte Juana eine Zigarette, wippte auf dem Stuhle, stieß kleine blaue Ringe vor sich in die Luft und schrieb eine Postkarte. Endlich nahmen wir unsere Badesachen und schritten hinunter an den See.

Memento mori

Von Wendelin Überzwerch

Das Geherz machte: bumm.
Und ich wurde sehr stumm.
Denn ich dachte: Nanu —
Schon du?

Ach, schon du bist's, Freund Hein
Mit dem Klappergebein?
Viel zu früh, viel zu bald!
Bin noch nicht alt. —

Ist schon wieder vorbei
Und das Herz pocht schon frei —
War ein Merkzettel nur
Von der Natur.

Aber einmal, weiß genau,
Poltern Schollen mir rauh
Auf dem Sargdeckel rum:
Bumbum ...

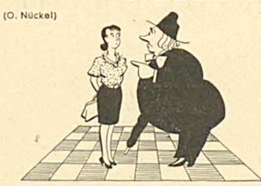
Und das Herz ist dann still,
Weil's ausruhen will.
Wird das schön sein: im ewigen Licht —
Aber nicht wahr, lieber Herrgott,
So eilig ist's nicht!!

Es war ein wundervoller Sommertag, ganz windstill, die Sonne schien warm von einem amethystfarbenen Himmel, die Vögel sangen, die Berge lagen in goldenem Glanz, die Bienen summten über den blumigen Wiesen. Ein wundervoller Tag. Als wir uns dem Garten der Bäuerin näherten, merkten wir, daß etwas vorgefallen war. Die Bäuerin stand dort, neben ihr Fritz mit der verbundenen Hand, und noch zwei andere Frauen befanden sich im Garten, offenbar Nachbarinnen, und alle redeten ziemlich erregt durcheinander.
„Was ist denn da los", sagte ich, „das ist ja eine ganze Versammlung."
„Weiß Gott, was sie haben", meinte Juana und trällerte.
Als wir dann an das Geländer kamen, sahen wir die Bescherung. Die Blumenbeete des Bauerngartens waren auf das abscheulichste verwüstet. Die Blumen waren herausgerissen, zertreten, alles lag wirr durcheinander. Es gab mir einen Stich, als ich diese Vernichtung sah, und ich blickte Juana an. Ihr Gesicht hatte etwas Gleichgültiges, beinahe etwas Stumpfes, jedenfalls nichts Erstauntes.
„Man hat mir über Nacht meine Blumen vernichtet", sagte die Bäuerin klagend. „Es ist mir unbegreiflich, wer es gewesen sein könnte, wie kann man so schöne Blumenbeete zerstören?"
Ich sagte etwas von Barbarei und Niedertracht und daß es in der Tat unfaßbar wäre, wie so etwas geschehen könnte. Aber ich wußte sehr genau, wer es gewesen war. Mein Herz zitterte, ich fühlte, daß ich bleicher wurde, während ich die Verwüstung betrachtete.
„Das müssen wir wieder aufbauen", sagte ich, „dem elenden Feinde zum Trotz. Wir sprechen nachher wieder mit vor, jetzt müssen wir zum Baden hinab an den See."
Als wir ein Stück fort waren, sagte ich zu Juana: „Das hast du getan."
Sie schwieg und kaute an einem Grashalm, ihr kühles Auge war auf die ragenden Zinnen der Berge gerichtet.
„Wozu hast du dich hinreißen lassen", sagte ich, „wie ist so etwas möglich. Ich werde beim Gärtner in der Stadt neue Blumen kaufen, und du wirst mir behilflich sein, die Beete wieder herzustellen."
Sie lächelte spöttisch.
„Dazu kann mich niemand zwingen", stieß sie durch die Zähne.
„Tu, was du willst", sagte ich, „du bist vom Teufel besessen."
Sie lächelte wieder, wir schritten schweigend durch die warme Sommerluft, ein weißer Falter flatterte um Juanas Nacken.
Als wir an den See kamen, sagte ich:
„Jetzt wandere ich dort am Wasser hinunter, baden mag ich nicht, mir ist die Lust dazu vergangen."
„Gut", sagte Juana, „ich werde allein baden, der Tag ist so schön und der See so verlockend."
Sie sprang zum Wasser hinab, leichtfüßig, offenbar froh, mich los zu sein.
Ich ging den schmalen, etwas feuchten Wiesenpfad am Ufer des Sees dahin. Nach einer Weile blickte ich mich um: ich sah, wie sich Juana in ihrem schwarz und gelb gestreiften Badeanzug gerade mit übermütigem Schwung ins Wasser warf, worauf sie durch das Blau dahinschwamm, mit geschmeidigen, weitausgreifenden, nixenhaften, prachtvollen Bewegungen.
Ich machte einen Spaziergang, erregt und unzufrieden, hatte keine Freude an der ruhigen Schönheit dieses Sommermorgens und kehrte endlich auf Umwegen, durch Wald und ein Stück Brachland, zu unserem Bauernhofe zurück. Juana war vom Bade noch nicht erschienen. Ich nahm einen Zettel und schrieb darauf, daß ich in die Stadt führe, um dort Blumen für den Garten der Bäuerin zu bestellen, ich bäte Juana, das Essen allein zu nehmen, ich käme erst am Abend aus dem Städtchen zurück. Dann nahm ich mein Rad, schwang mich hinauf und fuhr durch Felder und Wiesen, an schönen, stattlichen Bauernsitzen vorüber, in die kleine, anmutige, auf einigen Hügeln hingelagerte Stadt. Ich ging zum Gärtner, darauf aß ich im Wirtshaus, und am Nachmittag machte ich einige Besuche und notwendige Besorgungen. Dann, bei

sinkender Sonne, kehrte ich auf dem Rad nach Hause zurück.
Als ich in unser Zimmer trat, sah ich in der Mitte Juanas Koffer übereinanderstehen. Ich wußte sofort, was geschehen war. Auf dem Tisch lag ein Schreiben von Juana, in dem zu lesen stand, daß sie mit dem Nachmittagszuge abgefahren sei; dieser Mitteilung war die Bitte beigefügt, die Koffer an eine bestimmte Adresse in einer norddeutschen Großstadt zu expedieren.
Da stand ich, allein, verlassen. Ich war nicht besonders überrascht, dennoch war ich traurig. Schade, daß sie fort war, — sie wußte so hübsch zu trällern, ihr Körper war so biegsam in den Hüften, man spürte immer die Tänzerin, ihre Arme waren klassisch, und ihr goldener, blumenhafter Hals war von unvergleichlicher Schönheit. Schade um Juana.
Am nächsten Morgen kamen die Blumen aus der Stadt. Sie waren in Töpfe gepflanzt, wir nahmen sie heraus und setzten sie in die Erde, so daß der Garten wieder blühend wurde, — die Freude und Dankbarkeit der jungen Bäuerin war groß.
Am Abend ging ich mit der Bäuerin spazieren. Wir setzten uns auf eine aus Birkenästen gezimmerte Bank am Waldrand, von der wir einen köstlichen Blick über den See genossen. Hier ruhten wir lange und plauderten, dann stieg die Mondsichel milchweiß über den Zinnen der Berge hervor und warf ein feines silbernes Gitter über den See; da legte ich den Arm um den Hals der hübschen Frau, und ihr blonder Kopf lehnte sich wie selbstverständlich, voll Hingabe und Natürlichkeit, an meine Schulter. Von nun an sahen wir uns jeden Abend, und es wurde eine glückliche, durch keine Aufregungen unterbrochene Zeit.
Niemals wäre es mir eingefallen, mich mit der jungen Bäuerin zu treffen, — erst die maßlose Eifersucht Juanas hat mich zu ihr getrieben.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich ging mit einem Maler auf Aktsuche.
Im „Malkasten" sahen wir ein entzückendes Mädchen.
Mein Freund, der Maler, sprach sie sofort an. „Waren Sie schon einmal Aktmodell?"
Sie nickte: „Ja. Aber nicht bei Künstlern."

Es gibt eine Krankheit, die ein Wort aus der Erinnerung des Kranken wegnimmt, trotzdem er den Gegenstand genau kennt und über den Gebrauch Bescheid weiß. Er ist z. B. wohl imstande, eine Gabel zu beschreiben, weiß sich ihrer zu bedienen, vermag es aber nicht, sie als „Gabel" zu benennen.
Ein Universitätsprofessor führte seinen Hörern eine solche Patientin vor, der das Wort „Ring" geschwunden war, und stellte mit ihr folgenden Versuch an. Er zeigte ihr seinen Ehering. Nun trug er als Chirurg den Ring, der bei Operationen hinderlich gewesen wäre, im Portemonnaie bei sich. Er zog also den Geldbeutel aus der Tasche, entnahm ihm den Ring, hielt ihn der Kranken hin und fragte sie, was das für ein Ding sei. Die Frau kam wirklich nicht auf die Bezeichnung; sie betrachtete den Ring, beschaute den Geldbeutel und blickte nach dem Professor auf. Dann sagte sie: „Also so einer sind Sie!"

Wir hatten vorigen Sommer Besuch. Es war ein gewisser Herr Einsiedel aus Wien, der eines Tages bei uns unerwartet auftauchte und dem es so gut bei uns gefiel, daß er gar nicht wieder weggehen wollte und auch nicht ging. Er blieb vier Wochen. Und da es ihm dann so leid tat, abzureisen, blieb er abermals vier Wochen. Ich mußte ihm jeden Abend die Zeitungen vorlesen, meine Frau bereitete ihm seine Lieblingsspeisen und auch unser Mädchen Zenta hatte viel Arbeit mit ihm. Sogar die Wäsche ließ er sich von ihr waschen und ausbessern.
Dann aber nahte die Stunde des Abschieds. Zenta brachte ihm den schweren Koffer zur Bahn. Großmütig griff unser Gast in die Tasche und überreichte dem Mädchen fünfzig Pfennig.
„Schon gut! Schon gut!" sagte er dazu.
Das war selbst unserer gutmütigen Zenta zu viel. „Fünfzig Pfennig?" rief sie, „dabei haben wir Sie acht Wochen verköstigt und verpflegt, dafür habe ich Ihnen die Hosen gewaschen, die Hemden gebügelt, die Strümpfe gestopft? Und dann nur fünfzig Pfennig?" Er sah sie verwundert an: „Was wollen Sie denn? Röslers haben gar nichts bekommen!"

Ein kleines Schulmädel einer Münchner Volksschule ging dieser Tage im Schulhof auf die Lehrerin ihrer älteren Schwester zu und meldete ihr, daß die Schwester nicht in die Schule kommen könne, weil sie krank sei.
„Was fehlt ihr denn?" fragte hierauf die Lehrerin.
„Sie hat an Luftschutzkatarrh!"

DIE LIEBE WEINT

„Wie ich meinen Mann kennenlernte?" antwortete Mathilde und sah träumend in die Ferne, „das ist eine romantische Geschichte. Ich war damals gerade zwanzig Jahre alt geworden und wußte nicht viel von der Welt. Wohl hatte ich mich von Studenten küssen lassen, aber es waren lustige Küsse gewesen, und wenn mich einer umarmte, hatten wir dabei gelacht. Du kennst ja den Übermut der Jugend, die über alle Zäune steigt und in Nachbars Garten die Kirschen stiehlt, ohne sich viel dabei zu denken. Ich aber lebte mit meinen Gedanken in einem Märchenreich, ich stellte mir einen Prinzen vor, der auf einem goldgezäumten Schimmel über die Dornenhecke des Alltäglichen setzen würde und der gegen das Pfand seines Kopfes die sieben Rätsel zu lösen bereit war, da er lieber sterben wollte, als mich nicht zu besitzen. So malte ich mir die Liebe aus. Da trat Marinus in mein Leben." — „Der Prinz auf dem Schimmel!"

„Er kam auf einem Fahrrad. Es war ein kleines Gartenfest bei Freunden. Erst fiel er mir gar nicht auf. Er hatte ein alltägliches Gesicht, rote Haare, war nicht sehr groß, und als er mich zum Tanz aufforderte, war es mir eigentlich gar nicht recht. Lieber hätte ich mit dem jungen Mediziner getanzt, der mich schon einmal hinter der Hecke geküßt hatte, aber er machte jetzt meiner Freundin Marianne den Hof und ich sah gerade, wie er sie hinter die gleiche Hecke führte, hinter der ich mit ihm gestanden hatte. Ich nickte also dem unscheinbaren jungen Mann zu, erhob mich und ließ mich zum Tanze führen. Ich hatte ein kleines Taschentuch in der Hand, wie es damals die jungen Mädchen trugen, damit ihre Hand nicht nackt in der des Mannes lag. Wie überrascht war ich, als mein Tänzer das Taschentuch nahm und es an sein Gesicht legte, um es mir erst dann wieder in die Hand zu geben. Während des Tanzes sprach er nicht, aber zum Abschied legte er noch einmal das Tuch an seine Lippen. Dann führte er mich auf eine Bank im Garten und sprach kein Wort, er legte auch nicht den Arm um meine Schultern, sondern sah immer nur vor sich hin. Als ich ihn ansprach, hob er den Kopf und ich sah, daß er Tränen in den Augen hatte. „Ich habe eine große Bitte!" sagte er dann. „Kann ich sie Ihnen erfüllen?" fragte ich. Er nickte. Und wieder standen Tränen in seinen Augen. „Geben Sie mir Ihr Tuch, das Sie bei unserem Tanz trugen", bat er flehentlich, „ich wäre sehr, sehr glücklich darüber!" — Welch sonderbarer Mensch, dachte ich, wenn er mich um einen Kuß gebeten hätte, hätte ich es ihm nicht verwehrt. So sehr liebt er mich also, daß er mir das Klopfen seines Herzens verbirgt! So keusch sind seine Gedanken, daß er sie nur dem Tuch, dem stummen Unterpfande seiner Liebe, anvertrauen kann! Ich gab es ihm. Aber seine Schwärmerei steckte mich an, ich mußte immer nur an ihn denken, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und meine Gedanken waren bei dem Tuch in seiner Hand. Wie brennend heiß war diese Hand gewesen, als er sie mir zum Abschied reichte. Und wieder standen Tränen in seinen Augen, als er von mir ging. Es gab also noch einen, jauchzte mein Herz, der die Liebe nicht als leichtes Spiel nahm, es gab den verträumten Ritter, auf den ich gewartet hatte. Denn ein Mann, dem das Tuch der geliebten Frau so viel bedeutet, daß er sie mit Tränen in den Augen darum bittet, wie groß muß sein Herz sein und wie gewaltig seine Liebe. Wir haben uns später geheiratet und sind sehr glücklich geworden."

„Wie ich meine Frau kennenlernte?" sagte Marinus und lachte vergnügt, „das ist eine ganz einfache Geschichte. Ich war auf einem Gartenfest und hatte einen schrecklichen Schnupfen, der mir die Tränen in die Augen trieb. Zum Überfluß hatte ich mein Taschentuch vergessen und bat ein junges Mädchen um ihr Tuch. Aber verrate meiner Frau nichts davon, sie ist leider ein wenig romantisch und hat sich eine Geschichte ausgedacht, die sie sehr glücklich macht."

Jo Hanns Rösler.

DER FETISCH

Von Hellmut Draws Tychsen

Ich hüte einen abgehackten Kopf im Haus.
Die welke Zunge hängt noch rot heraus.
In weißen Fäden oft noch Speichel tropft;
In roten Fäden Blut noch oftmals klopft,
Als baumele der Kopf am Körper.

Die Leute haben einen großen Schreck
Und stehlen heimlich sich vom Hause weg.
Die Gläubiger torkeln die Treppen entlang,
Wenn ich in ihren gewichtigen Gang
Den hautzerschundenen Schädel rolle.

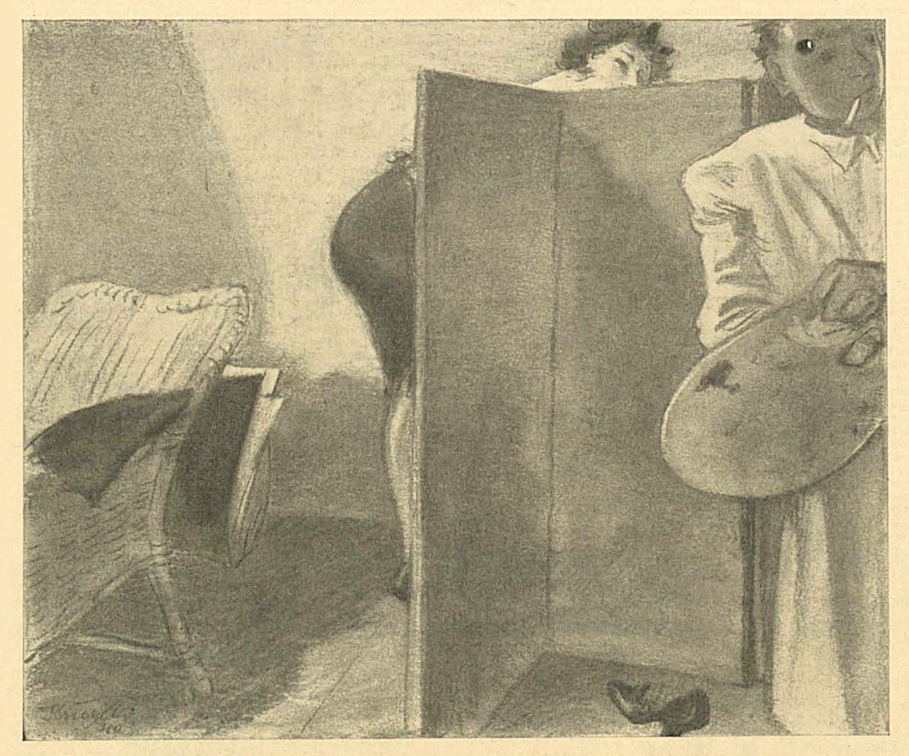
Am ersten, wenn die Miete fällig ist,
Geh ich zur Wirtin und erbitte Frist.
Die Wirtin, eine gemeine Person,
Kreischt mir ans Ohr in gehässigem Ton.
Ich aber wackele den Kopf unterm Arme.

Und jegliches Wort erstirbt ihrem Mund,
Sie brummelt: sie sei auf dem Nerv nicht gesund
Ich drehe lustig den Kopf herum,
Küsse ihn dankbar, küsse ihn stumm,
Denn der Kopf ist ein herrlicher Fetisch.

Ich hüte einen abgehackten Kopf im Haus
Und alle Bürger packt unseliger Graus.
Ich aber lebe gern und gut
Und zieh vor keinem meinen Hut — —
Der Schinderschädel ist ein hohler Kürbis.

Mädchenbildnis

(R. Kriesch)



„Heut sind wir aber nicht recht weiter'kommen, Herr Korbinian."
„Ja, Steffi, die g'malten Mädel machen einem halt viel mehr Arbeit als die echten."

BLAU... / VON POUL WESTERGAARD

Neulich gab ich meinen hellgrauen Anzug zur chemischen Reinigung und zum Färben. Wenn solch ein hellgrauer Anzug blau eingefärbt wird, so sieht er wieder wie neu aus, und die Leute sagen: „Seht doch mal den, schon wieder hat er einen neuen Anzug!"
Nach vierzehn Tagen erhielt ich meinen Anzug aus der Färberei zurück. Sein Hellgrau war jetzt in ein wunderschönes Blau umgewandelt.
Vorigen Dienstag zog ich ihn zum erstenmal wieder an und stellte dabei zufällig fest, daß etwas in der Westentasche knisterte. Es war ein Zehnkronenschein. Auch er war blau gefärbt worden. Ich mußte ihn im letzten Sommer stecken gelassen und vergessen haben. Wie unglaublich leichtsinnig man doch manchmal mit dem Geld umgeht! Im übrigen kam mir der Zehnkronenschein jetzt sehr gelegen. Ich ging zu meinem Zigarrenhändler hinunter, um ein Päckchen Tabak zu kaufen und den Schein zu wechseln.
„Was ist das für ein Schein?" fragte der Zigarrenhändler mit allen Zeichen des Mißtrauens.
„Das ist ein Zehner! Er ist nur blau geworden, weil er in der inneren Westentasche lag, als ich meinen Anzug zum Färben gab." — „Ein dänischer Zehnkronenschein ist rotbraun", erwiderte der Mann. „Aber dieser hier ist blau, ich darf ihn nicht in Zahlung nehmen."
Woraufhin ich zur Bank ging, wo ich seit elf Jahren Kunde bin, — ich erhalte dort ein Sparkonto mit einer Krone aufrecht. Ich bat einen jungen Mann mit Goldzahn und Lorgnette, mir den Schein zu wechseln. Er nahm ihn, betrachtete ihn lange und eingehend, ging dann zu einem andern Herrn damit. Auch der prüfte den verfärbten Zehnkronenschein und reichte ihn darauf an einen dritten Herrn weiter. Dieser übergab ihn einem vierten. Zu guter Letzt trat der Direktor der Bank auf mich zu und nötigte mich in sein Privatkontor. Dort bat er mich ebenso höflich wie nachdrücklich, Platz zu nehmen, bis die Polizei käme. Ja, es sei ihm ja auch sehr peinlich, aber die Pflicht... Die Polizei kam. Der blaue Geldschein und ich wurden auf das Polizeipräsidium transportiert. Dort nahm man zunächst eine gründliche Untersuchung des Corpus delicti vor, und gegen die Sicherstellung einer hohen Kaution wurde ich dann wieder in Freiheit gesetzt.
Tags darauf bekam ich auch den ominösen Zehnkronenschein wieder. Er hatte zu einer nochmaligen Untersuchung im Rechtsmedizinischen Institut vorgelegen. Es war wirklich ein echter Zehnkronenschein, der sich blau gefärbt hatte. Aber gleichzeitig mit dieser Bestätigung gab man den wohlgemeinten Rat, nicht des öfteren mit blauen Geldscheinen aufzutreten. Es könnte leicht zur Gewohnheit werden und zu einem Handwerk. —
Gestern erzählte ich meinem Freunde Baldrian Olsen die Geschichte. „Mann, bist du dumm!" rief der sofort. „Solch ein blauer Zehnkronenschein ist doch ein Vermögen wert!" — ? ! ?
„Aber lieber Freund, begreifst du denn nicht, daß es der einzige blaue Zehnkronenschein ist, den es in ganz Dänemark, ja, in der ganzen Welt gibt? Ich biete dir augenblicklich 500 Kronen dafür. Unbesehen! Der Schein ist nämlich unter Kennern das Doppelte wert, und ich habe da einen ganz bestimmten Interessenten."
Olsen bekam den Zehnkronenschein und ich die fünfhundert Kronen. Am Abend suchte er mich wieder auf. Er hatte seine tausend Kronen bereits in der Tasche. „Aber von wem?"
Olsen lachte geheimnisvoll: „Von einem Mann, der unter anderem auch Bücher sammelt, in denen ‚Kontor' noch ‚Comtoir' geschrieben steht."

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Das Rätsel

(E. Thöny)



„Ich möchte nur wissen, wo der Inder das Schießen mit einem Gewehr gesehen hat, — wir haben in Indien doch nur mit Maschinengewehren geschossen!"

ICH WEISS ETWAS...

VON OTTO VIOLAN

In das Kontor von Liebel & Kleebusch tritt ein noch junger Mann. Er trägt eine dunkle Hornbrille, gelbe Schweinslederhandschuhe und unterm Arm eine Aktentasche.

„Kann ich Herrn Kleebusch sprechen?" erkundigt er sich. „Worum handelt es sich, bitte?" — „Um eine private Angelegenheit."

„Ist es dringend?" „Allerdings! Sogar sehr dringend!" Das Fräulein meldet den Besucher. Der Mann steuert direkt auf Herrn Kleebusch zu, der sich mit einer etwas erstaunten Miene von seinem Stuhl erhebt. „Verzeihung — wie war doch Ihr Name?" fragt Kleebusch verbindlich.

„Mein Name tut nichts zur Sache, Herr Kleebusch. Ich habe eine, für Sie leider etwas peinliche Mitteilung ..." Der Mann mit der Aktentasche zwinkert impertinent mit den hellgrünen, stechenden Augen. „Peinlich? Wieso peinlich?" — Herr Kleebusch wird ein bißchen unruhig.

„Ich weiß etwas von Ihnen ..." bemerkt der Besucher. „Was wissen Sie über mich?" braust Kleebusch, der sich so wenig in der Gewalt hat, auf. „Das möchte ich, wenn Sie gestatten, einstweilen noch für mich behalten!" entgegnet der andere ruhig und überlegen. „Und weshalb kommen Sie dann zu mir?" „Wünschen Sie, daß ich das, was ich über Sie in Erfahrung gebracht habe, zuerst Ihren Angestellten mitteile?"

„Herr — wenn Sie meinen, daß Sie an mir einen Erpressungsversuch begehen können, dann irren Sie sich! Ich lasse Sie glatt hinauswerfen. Oder ich verständige die Polizei!" begehrt Kleebusch auf. „Ich muß Sie schon bitten, nicht in diesem Ton mit mir zu reden", erwidert der Unbekannte. „Wer spricht von Erpressung? Ich habe Ihnen lediglich gesagt, daß ich etwas von Ihnen weiß."

„Aber Sie erwarten, daß ich Ihnen jetzt vier- oder fünfhundert Mark für Ihr ‚Geheimnis' auf den Tisch lege? — Lächerlich! — Über mich können Sie gar nichts wissen. Ich führe ein vorbildliches Privatleben, das kann ich Ihnen versichern!"

„Denken Sie einmal genau nach, Herr Kleebusch! Was ich von Ihnen weiß, das möchte ich ausdrücklich betonen, ist kein Getratsch und kein Gerücht, sondern — bedauerlicherweise — eine Tatsache, die ich mit eigenen Augen gesehen habe. Die Spuren Ihrer Handlungsweise stehen Ihnen — sozusagen — im Gesicht geschrieben!" Nun wird Herr Kleebusch ängstlich. Im Gesicht geschrieben? Um Himmels willen! Was hat er denn so Entsetzliches unternommen? — Er hat gestern die kleine Hertha nach Hause begleitet. Das Fräulein von der Wirkwarenabteilung. Sie fürchtete sich, allein durch die verdunkelten Gassen zu gehen. Und sie wohnt so schauderhaft weit vom Kontor. Unterm Tor hat Herr Kleebusch ... Gott, so etwas kann doch einmal vorkommen! Aber Fräulein Hertha hat die schreckliche Angewohnheit, sich die Lippen zu rougieren. Sollte etwa auf seiner Stirne ...? Aber das war ja gestern abends gewesen. Und heute morgens hatte er sein gewohntes Bad genommen. Nein, diese flüchtige Zärtlichkeit von gestern abends konnte auch der Mensch mit den Schweinslederhandschuhen nicht gesehen haben. Aber Herrn Kleebusch fiel noch so manches von früher her ein, das er nicht gern ausgeplaudert wissen wollte. „Wieviel verlangen Sie dafür, daß Sie reinen Mund halten?" zischte er seinen Besucher an. „Sie täuschen sich, Herr Kleebusch! Ich nehme von Ihnen kein Geld, wenn Sie mich verdächtigen ..."

„Schon gut!" unterbrach ihn Kleebusch bitter. „Ein Erpresser, der auch noch empfindlich ist. Genügen Ihnen hundert Mark?" „Lächerlich, Herr Kleebusch!"

„Was? Für so einen Blödsinn ist Ihnen das noch zu wenig?" „Zuviel, Herr Kleebusch!" „Sie sind ein bescheidener Gauner, das muß man zugeben", lächelt Kleebusch verdrießlich. „Ich bitte Sie nochmals, Beleidigungen zu unterlassen. Es liegt keine Ursache vor, mich wegen einer Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe, mit Schimpfwörtern zu traktieren. Welchen Betrag darf ich Ihnen also quittieren?" „Fünfzig Mark, in drei Teufels Namen", knurrt Herr Kleebusch und setzt seine Unterschrift unter ein Blatt Papier. „Danke!" lächelt der Fremde.

„Und jetzt erklären Sie mir endlich, was Sie von mir wissen?"

„Daß Sie zu den unglücklichen Selbstrasierern gehören, Herr Kleebusch, die mit den Haaren an den Schläfen nie fertig werden. Sehen Sie sich, bitte an, wie schief der Ansatz bei den Ohren ist. Ich habe mir daher erlaubt, Ihnen unseren elektrischen Selbstrasierapparat ‚Glatt weg!' in vernickelter Ausführung samt Kontaktschnüren und Luxusetui per Post zugehen zu lassen."

„Herr!" keucht Kleebusch, „so eine Unverschämtheit ist mir in meinem ganzen Leben ..."

„Geschäft, Herr Kleebusch", erhebt sich der Besucher und streicht die Banknoten vom Tisch. „Man muß es eben auf eine neue Art versuchen, an die Kundschaft heranzukommen!" „Hinaus!" brüllt Kleebusch. Dann aber muß er über die Unverfrorenheit des Fremden doch lächeln. Und eigentlich ist er ganz froh, daß es so und nicht anders gekommen ist.

„Sie", sagt er noch, diesmal schon etwas gutmütiger. „Bei mir haben Sie mit Ihrem Trick noch Glück gehabt. Wenn Sie aber an meinen Teilhaber geraten wären ... Ich gebe Ihnen mein Wort: Liebel hätte Sie glattweg der Polizei übergeben!" — „Sie irren sich abermals, Herr Kleebusch", meint der unverschämte Gast. „Über Herrn Liebel weiß ich nämlich wirklich etwas!"

Poesie

(H. Lehmann)

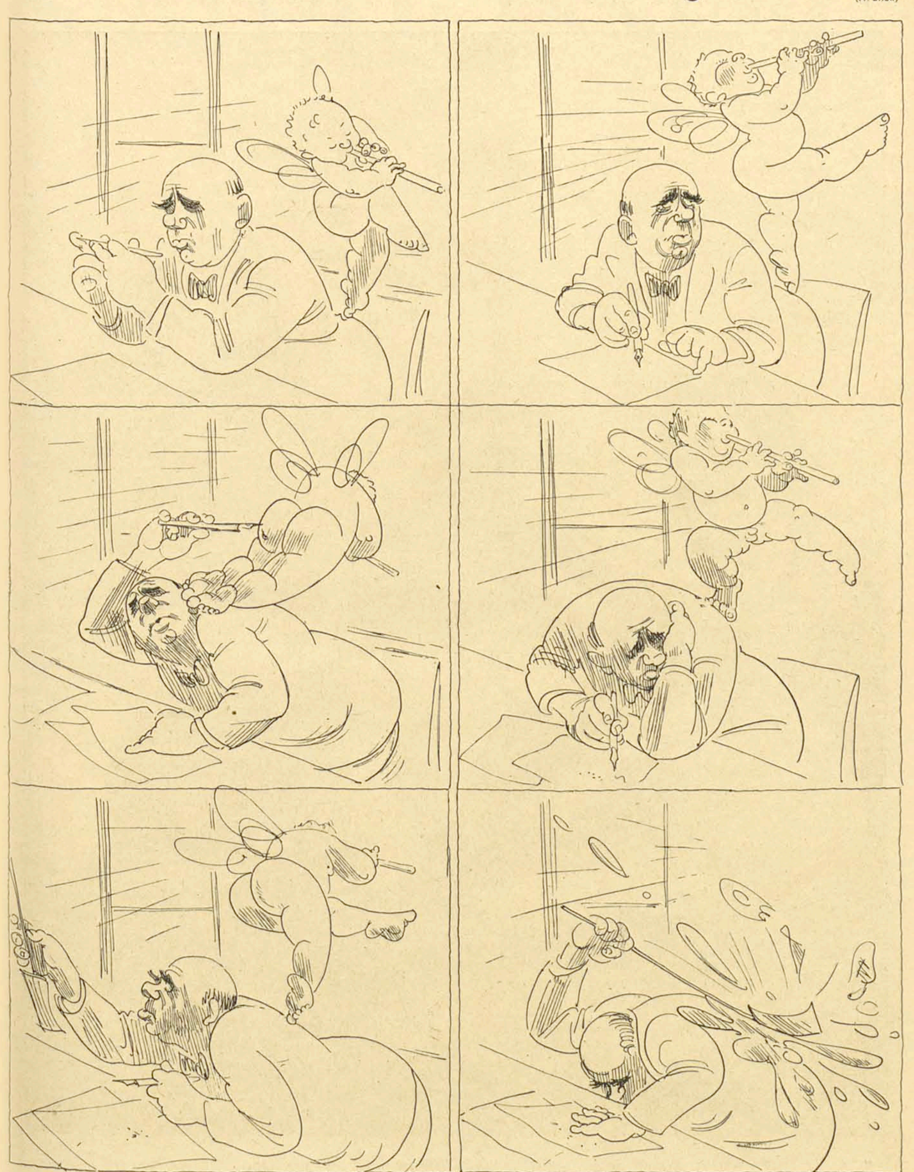


„Ach, Werner, ist so ein Frühlingstag schön — ich fühle richtig wie die Erde erwacht." — „Und ich höre sogar, wie dein Magen knurrt, Katja."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

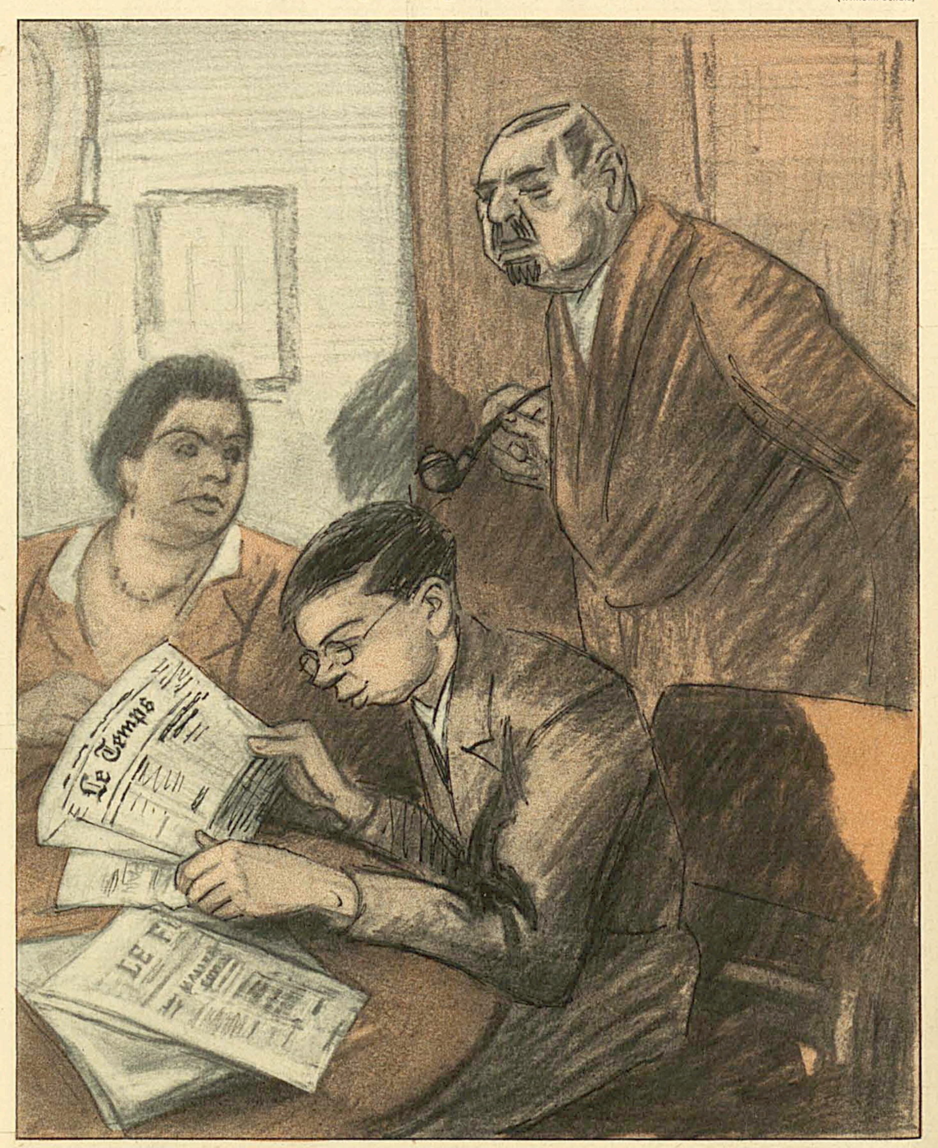
Der Geschäftsbrief im Frühling

(Fr. Bilek)



Erziehungssorgen in Frankreich

(Wilhelm Schulz)



„Nimm doch dem Jungen die Zeitung weg, er hat sich in letzter Zeit das Lügen sowieso schon so angewöhnt!"

München, 14. April 1940
45. Jahrgang / Nummer 15

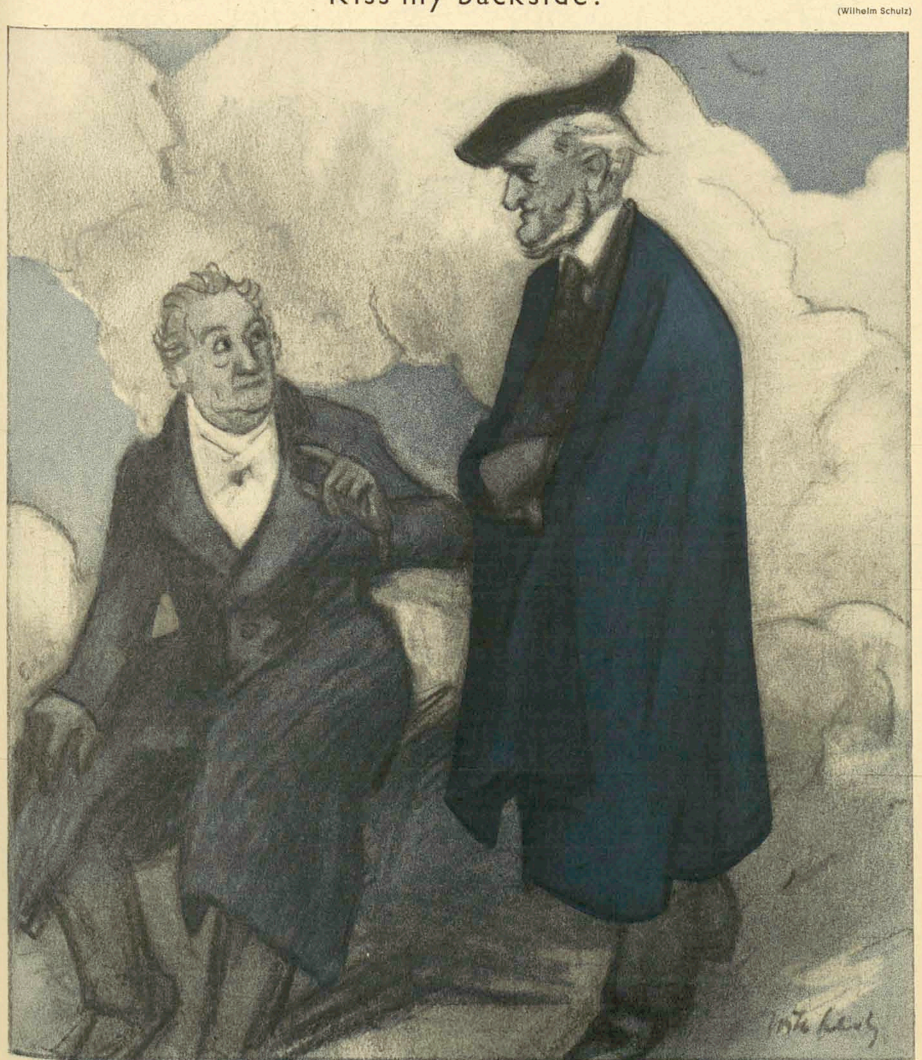
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Kiss my backside!

(Wilhelm Schulz)



„Du wirst sehn, lieber Goethe, dich verbietet man in England auch noch!“
„Das stört mich nicht, mein lieber Wagner, mein Götz-Zitat klingt im Englischen sowieso nicht so herzhaft!“

Die Stute

(E. Thöny)



„Jetzt guck mal den boshaften Blick von der Waldfee an — wie meine Lene, wenn se 'n neuen Hut will und gerade 'n peinlichen Brief erwischt hat . . .“

DER WOHLTÄTER

VON HANSJÜRGEN WEIDLICH

Er stand an der Theke und war betrunken. O, sagte er, dieser Mensch! O, was für ein Schuft! Er schüttelte den Kopf und machte eine wegwerfende Geste, so, daß er beinahe umgekippt wäre.
Er gab mir die Hand und bedankte sich. Aber, bitte, schenken Sie mir jetzt nichts. Im Ernst: ich bitte Sie darum. O, wenn Sie wüßten! Stellen Sie sich vor: er hat mir wieder ein Paar Stiefel geschenkt! Seit Jahren schenkt er mir seine Stiefel, der Schuft!
Aber dann seien Sie doch froh und dankbar! sagte ich. Stiefel! Überlegen Sie doch nur!
Nein! Nein! Sie passen mir doch gar nicht! Nie! Aber was soll ich tun? Er will mir doch eine Freude machen, der Halunke! Immer wenn er hierher kommt, will er mir etwas Gutes erweisen. Das sei seine Pflicht, sagt er. Er sei mein Freund. O, dieser Schurke!
Er schüttete einen Schnaps in sein Bier und trank. Das tut gut. Das lindert die Schmerzen, innen und außen. O, meine Hühneraugen! Da! Da! Als ob Sie mich auf den Fuß getreten hätten! O, dieser Strolch! Er krümmte sich vor Schmerz und hob den einen Fuß hoch.
Seit zwei Stunden gehe ich schon nach Hause. Aber ich komme immer nur ein paar Häuserblock weit. Dann halte ich es nicht mehr aus. Dann muß ich mich erholen. Ich glaube, ich bin schon in zwanzig Kneipen gewesen. Was das für Geld verschlingt! Dafür hätte ich mir schon ein Paar neue Stiefel kaufen können! Zwei Paar! O, so ein Mensch! Zwei Paar? Und die Bezugscheine dazu? Ich sage ja: hätte! Ich habe ja gar nicht! Und ich kriege auch nicht! Wer mich in diesen Stiefeln sieht, sagt doch bestimmt, ich brauchte keine neuen. Nein, ich brauche meine alten! O, lieber Herr, sie waren meine bequemsten! So bequeme bekomme ich niemals wieder! Ich hatte sie mir bequem gelatscht — verstehen Sie? — im Laufe der Jahre bequem gelatscht. Wunderbar! Wie ein Sofa waren sie. O, dieser Folterknecht! In den Kanal hat er sie geworfen, meine schönen bequemen Schuhe, einfach in den Kanal. In so etwas könnte ich doch nicht mehr laufen, sagte er. Und wie ich in ihnen laufen konnte! Wie ein junger Gott! Glauben Sie mir.
Er reichte dem Wirt die Gläser, der Wirt schenkte ein. Und dabei meint er es nur gut mit mir — das ist das Schlimmste! Verstehen Sie? Das macht einen so wehrlos. Gegen seine Wohltäter ist man wehrlos, merken Sie sich das, mein Herr! Meine schönen bequemen Schuhe — o, so ein Lump!
Wir setzten uns.
O, das tut gut, so zu sitzen! Aber die Füße sind wie mit Blei vollgegossen. Letztes Jahr war es die Hose. Bis in die Kniekehlen hing sie mir! Kennen Sie Rübezahl? Dem hätte die Hose gepaßt. O, dieser Sklavenhalter! Aber was soll ich machen? Ich bin ihm ja auch versklavt! Vor sechs Jahren hat er mir tausend Mark gepumpt. Es ist längst zurückbezahlt. Sogar mit Zinsen, stellen Sie sich vor! Aber was macht das? Er war einmal mein Wohltäter — nun bleibt er es immer.
Er seufzte. Der Wirt brachte zwei neue Gläser. Er stürzte den Schnaps hinunter und schüttelte sich.
Sie sind ein Idiot, sagte ich.
Er lächelte hilflos. Ich weiß es, aber ich kann nichts dazu. Ich mache so gern andern Freude. Ob ich es wohl jetzt wieder ein Stückchen versuchen kann? Nur einen Häuserblock weit! Ich bin ja schon so bescheiden geworden. Haben Sie schon einmal Blei in eine Form gegossen? Genau so ist das, wenn ich jetzt aufstehe. O, ein Paar Knabenstiefel sollte man ihm schenken! Das Bezugsscheinamt hätte bestimmt Verständnis dafür. Aber sie werden mir meine Geschichte nicht glauben. Passen Sie auf, wenn ich morgen hinkomme, werden sie sagen: aber ich hätte ja noch so schöne Stiefel. Ach wenn die wüßten! Ein Raubmörder ist er, sage ich Ihnen! Er nahm plötzlich einen Anlauf und stand auf.
Zahlen, Herr Wirt! Leben Sie wohl, mein Freund! Nein: leben Sie besser! Da! Als ob sich in jedem Zeh eine Ratte festgebissen hätte! Er bringt mich noch um mit seinen Wohltaten! Da! Schon wieder! Wie auf einem Nagelbrett! Glaubt er vielleicht, ich sei ein Fakir?!
Er ging mit nach innen gekehrten Fußspitzen und hob die eine über die andere. Ich wünsche ihm, daß er sich noch selber auf die Zehen treten würde, aber dann tat er mir doch wieder leid.
Stöhnend verließ er die Kneipe. O, so ein Mensch!

Störenfriede

Von Ratatöskr

So steht's auf dieser besten aller Welten:
ein jeder möchte gerne etwas gelten
und drängelt sich applausbedürftig vor
aus dem gemischten Herrn- und Damenchor.

Wie selten aber sind doch die Solisten,
die glorreich in den höchsten Zweigen nisten.
Infolgedessen ziehen sich zum Glück
die meisten bald in Reih und Glied zurück.

Nur manchmal meint ein Onkel, eine Tante,
daß sie der Umkreis ganz und gar verkannte,
und werden drüber bös und desolat,
was einen Dauerflunsch zur Folge hat.

Durch diesen sind und bleiben sie hienieden
von andern Zeitgenossen unterschieden
und stören insofern das Einerlei.
— Man fragt mit Recht, ob das denn nötig sei . . .

Englische Bilddokumente

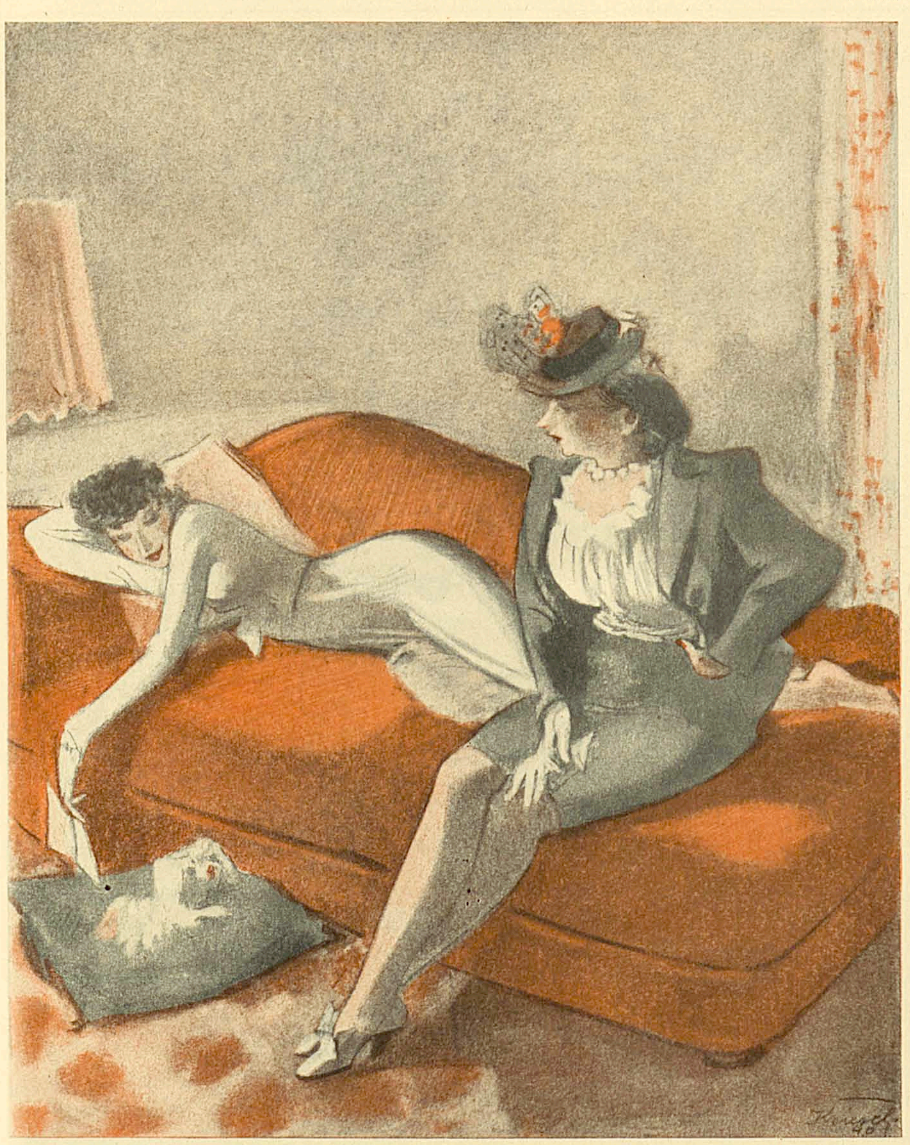
(O. Gulbransson)



W. C.: „Wir drehn hier die Erfolge unserer Angriffe auf Sylt. Die Außenaufnahmen mußten wegen atmosphärischer Störungen leider ins Atelier verlegt werden!"

Korrespondenz

(R. Kriesch)



„Merkwürdig, daß man wirklich nette Briefe immer von Männern kriegt, die man nicht liebt!“
„Männer strengen sich eben nur an, wenn sie es nötig haben, Helene!“

DER RITT AUF DEM WALFISCH

VON WALTER ROTHENBURG

Wie immer, bevor Hein Lögen die Geschichte von dem Walfisch zu erzählen begann, rief er auch diesmal dem Wirt zu: „Höh! Macki, bring mir einen Grog! Aber nördlich, du weißt ja, schön steif." Als der Grog vor ihm stand, zog er — wie immer — die linke Augenbraue etwas in die Höhe, lachte mit seinen verschmitzten blauen Augen die Runde an und sagte: „Na, einer der Herren ist wohl so freundlich und macht die Sache mit dem Wirt glatt — ich muß ja beim Erzählen die Kehle ölen." — Und einer aus dem kleinen Kreis rief — wie stets — beflissen: „Aber natürlich, Hein, das versteht sich!"

Hein Lögen hob sein Grogglas in Augenhöhe, plinkerte durch den gelbgoldenen Trunk hindurch die Tischrunde an und meinte: „Ich bin ja kein großer Redner, aber Wohlsein, Wohlsein!" Dann goß er sich einen tüchtigen Schluck hinter die Binde und begann: „Wenn ich das böse Abenteuer nicht persönlich erlebt hätte, würde ich es selbst nicht glauben. Es ist ganz eigentümlich: was wirklich wahr ist, wird nicht geglaubt, und was geglaubt wird, ist wirklich nicht wahr.

Ich fuhr damals auf einer norwegischen Dreimastbark. Als Matrose. Es war in der Nordsee. An einem Sonntag. Die See brauste und dampfte."

Wie immer brachte der Wirt bei dem Wort „dampfte" den zweiten Grog. Und, wie stets, sagte Hein Lögen: „Langsam, langsam! Ihr wollt mich wohl duhn machen, was?" Aber er nahm den Grog. Dann fuhr er fort:

„Menschenskinder, war das ein Wetter! Ich hatte Wache. Ich stand am Ruder und steuerte. Damit mich die See nicht über holte, hatte ich mich festgebunden. Mittags um 13 Uhr — verflixte Dreizehn! — wurde ich abgelöst. Ein Matrose hatte mich losgebunden, ich stand nur einen Augenblick, kurz wie ein Schluck — Hein Lögen machte den Schluck mit dem Grog vor — also, kurz wie ein Schluck, frei an Deck, da — ich denke, ich seh nicht recht — holt das Schiff über, ein Brecher donnert über Bord, so hoch wie das Finanzamt am Hamburger Gänsemarkt, und über mich weg! Verdammt, denke ich, Mensch, Hein, du säufst ab! Dann mit einemmal kriege ich wieder Luft! Ich fühle mich hochgehoben, irgendwo hin getragen und — bums! klatsch! gibt es einen Aufschlag — ich denke, mir brechen sämtliche Rippen entzwei — und ich sitze mitten auf See auf irgend etwas Glitschigem, Blankem... Verdammt nochmal, ich rutsche dauernd hin und her und kann mich kaum halten. Ich denke: Was ist los? Wo bin ich? Was habe ich unter mir? Ich sause ja nur so über die See hin! Ahoi! denke ich, da stimmt doch etwas nicht. Und wie ich so am Grübeln bin, schießt direkt vor meiner Nase ein hoher Wasserstrahl aus dem Glitschigen heraus. Herrgott! schrei ich, Hein Lögen, du sitzt auf einem Walfisch!

Mensch! Was nun? Erst mal, sage ich mir, fest aufsitzen! Denn wenn das Luder auf die Idee kommt, unterzutauchen, rutscht du 'runter und mußt absaufen!" — An dieser Stelle der Erzählung brachte der Wirt, wie stets, den dritten Grog. — „Ich ziehe also das Bordmesser aus der Hosentasche und schneide dem Walfisch erst an der linken und dann an der rechten Seite ein tiefes Loch in den Speck hinein. Da konnte ich die Füße hineinklemmen wie in einen Steigbügel. Ich fühlte sofort, daß ich nun Halt hatte. Aber die Hände mußten auch einen Halt haben. Ich nehme also noch einmal mein Messer und stoße es dem Walfisch bis ans Heft ins Kreuz. In das Loch tue ich die Hände. Und so sitze ich nun...

Gott sei Dank ließ der Sturm plötzlich nach. Es klarte auf. Ich gucke denn auch gleich nach meinem Schiff aus. Voraus nichts zu sehen, backbord nichts zu sehen, steuerbord nichts zu sehen. Ich drehe mich vorsichtig um, da, ganz hinten, mindestens drei Seemeilen weg, schaukelt die brave Bark auf dem Meer. Dunnerkiel, denke ich, wenn das Luder nicht bald beidreht, ist es aus mit dir! Und, als ob der Walfisch ahnt, was ich denke, taucht das Biest ganz plötzlich doch unter."

Wer die Geschichte schon einmal gehört hatte, wußte, daß jetzt gleich das Stichwort für den nächsten Grog kam. Der Wirt war bereits im Bilde: er wärmte das Glas und den Rum schon an. Hein Lögen erzählte weiter:

„Menschenskinder, so drei, vier Seemeilen Fahrt unter See — das gurgelte — Stichwort für den vierten Grog — und brauste und summte und brummte. Mir war es schon schwarz... was heißt schwarz... mir war es schon blau... was heißt blau... mir war es lila, ganz regelrecht lila vor den Augen! Ich hielt mich mit letzter Kraft am Griff meines Messers fest, da — plötzlich — wird es hell... ich mache die Augen auf... über mir der Himmel... um mich die See... tief, ganz tief hole ich Luft... und, wie ich mich umsehe, da — an Backbordseite, ungefähr zwei Seemeilen nur entfernt, was sehe ich? Mein Schiff!! Unter Wasser hatte der Walfisch beigedreht. Jetzt steuerte er in geradem Kurs auf das Schiff zu. O Gott! denke ich, wenn du das Glück hast, Hein Lögen, daß er dich bis auf ein paar hundert Meter heranbringt, bist du gerettet! Noch eine Seemeile; jetzt eine halbe nur — fünfhundert Meter... An Bord hat man mich entdeckt! Durch das Sprachrohr ruft man mir zu, ich solle abspringen, sie würden ein Boot zu Wasser lassen. Ich schreie, so laut ich kann: Hurra! Und da — ich mag das gar nicht weitererzählen — der Walfisch hat sich wohl erschrocken... plötzlich taucht er wieder unter und das ganze Theater geht von vorn los: unter Wasser, genau wie das erstemal, genau so lange, schwarz... blau... lila... und dann plötzlich Licht und Luft! Mein erster Gedanke: wo ist das Schiff? Voraus nichts zu sehen, steuerbord nichts zu sehen, backbord nichts zu sehen... Nanu, denke ich, ist der Putt abgesoffen? Hinter dir kann er doch nicht sein. Ich guck mich um... was soll ich sagen... tatsächlich: hinter mir, ungefähr zwei Seemeilen weg, ist das Schiff! Der Walfisch war mit mir unter dem Schiff durchgeschwommen! Ich denke bei mir: daß ein Walfisch Humor hat, das ist neu. Und muß lachen. Das Luder hatte tatsächlich Humor. Plötzlich dreht es bei und steuert wieder genau auf das Schiff zu. Du meine Güte, denke ich, das hältst du nicht aus. Sowie du dicht genug 'ran bist, springst du 'runter von dem fettigen Buckel. Also los, mein Pferdchen!

Herrschaften, was soll ich euch sagen — eine dreiviertel Seemeile nur noch war ich vom Schiff ab, ich lockerte schon meine Füße aus dem Speck, da — so ein Luder — dreht das Viech doch plötzlich nach Backbord ab! Ich weiß heute nicht mehr, wohin mir das Herz gerutscht ist, aber in der Brust konnte ich es in diesem Augenblick nicht mehr fühlen. Mit einemmal aber packt mich die Wut. Ich ziehe dem Walfisch das Messer aus dem Rücken und haue wie wild damit in seinen Speck hinein. Ich weiß nicht, ob es das gibt, daß ein Walfisch lachen kann; aber mir kam es so vor, als hörte ich sein Kichern. Und da schlug und stach und hieb ich noch wütender. Aber das Ungeheuer ließ sich nicht stören: immer weiter zog es mit mir ab. Ich dachte bei mir: wenn man so ein Biest nur steuern könnte! Und kaum hatte ich das gedacht, da kam mir auch schon eine großartige Idee...

Das war vielleicht eine Idee! In einer halben Stunde war ich an Bord, war gerettet, meine Herren, und mein Käpten wärmte mich erst mal mit einem Grog auf!"

Das Stichwort für den letzten Grog war gefallen. Er wurde auch prompt aufgefahren. Hein Lögen trank und blickte einen jungen Mann, den einzigen Neuling in der Runde, an. „Was glauben Sie, war die Idee, die mich gerettet hat? Ich will es Ihnen sagen: Ich mußte das Luder doch nach Steuerbord hinübersteuern, um an das Schiff heranzukommen. Wissen Sie, wie man einen Walfisch steuert? — Nein! — Ich wußte es auch nicht. Heute aber weiß ich es. Also: mir kam die Idee, oh das war vielleicht eine Idee! Ich nahm meine Mütze ab und hielt dem Walfisch das rechte Auge zu. Nun war er auf der rechten Seite blind. Und was passierte? Er drehte sofort nach Backbord ab, also noch weiter vom Schiff fort, nach der Seite, wo er noch sehen konnte. Das war eine Probe, um das Biest irrezuführen. Hurra, schrie ich laut, aber nur innerlich, damit der Deubel nicht wieder einen Schreck bekam und mit mir eine Unterseefahrt machte. Dann nahm ich ihm die Mütze wieder vom rechten Auge herunter. Was passierte? Ich schrie innerlich noch lauter hurra — er schwamm geradeaus! Mensch! Hein Lögen, sagte ich zu mir, das Biest kann man steuern! Aber: ich mußte ja nach der Steuerbordseite hin, ans Schiff heran. Also nochmals die Mütze ab, diesmal deckte ich dem Vieh das linke Auge zu und — wie auf Kommando — dreht der Walfisch nach der Steuerbordseite hinüber... Nun mußte ich aber richtig navigieren, damit er auch nicht zu weit herum kam. Also: Mütze wieder vom Auge herunter... Kurs geradeaus... Mütze aufs linke Auge... Kurs nach Steuerbord... Mütze aufs rechte Auge... Kurs nach Backbord... Jetzt lag er haargenau an, Kurs direkt aufs Schiff... höchstens noch fünfhundert Meter war ich von der Bark ab... Also Mütze runter vom Auge und wieder auf den Kopf... Kurs schnurgerade aufs Schiff los... ich fühlte mich bereits in Sicherheit, da — mit einem riesigen Wasserstrahl als Signal — taucht das Satansding doch ganz plötzlich wieder unter, und ich wäre im letzten Augenblick tatsächlich noch beinahe ersoffen. Aber: flink wie ein Affe, zog ich meine Beine aus den Speckfalten, riß mein Messer aus dem Rücken, ließ das Luder unter mir wegsausen und... wie lange hat es noch gedauert... eine halbe Stunde vielleicht — da war ich an Bord, saß ruhig vor meinem Grog, genau wie jetzt, und der schmeckte mir vielleicht — genau wie jetzt — und dann ging ich schlafen.. genau wie jetzt."

Und Hein Lögen ging nach Hause. Der Neuling, der die Grogs natürlich bezahlen mußte, meinte, daß diese Geschichte absolut wahr sein könne. Und die anderen der Runde, die diese Geschichte schon oft gehört hatten, versicherten, so schön wie heute und so wahrheitsgetreu hätte Hein Lögen seinen phantastischen Ritt auf dem Walfisch noch nie erzählt...

Altes Wirtshaus im Erzgebirge

Von Harry Frommelt

Wie oft kam ich zur Tränke
von später Herbstfahrt hochgemut
zu dir, du alte Schänke,
und saß an deines Herdes Glut.

Das Mädchen, fast im Schwunge,
kam mit dem felsenfühlen Trank;
mir ward noch auf der Zunge
der Gruß verwandelt schon in Dank.

Der Nebel an den Scheiben
war wie ein mildes Angesicht,
das mahnte zum Verbleiben
und an des Zechers fromme Pflicht.

Die alte Wirtslaterne
war wie ein magischer Topas:
es glänzten alle Sterne
und lauter Sonnen aus dem Glas!

Das Dasein schien geweitet
und wohlig wie die Nebelflur,
ein Tisch war zubereitet
für mich und alle Kreatur.

Noch sang in meinen Adern
der alte Berg, das hohe Moor,
es tönte aus den Quadern
des Mauerwerks der Wälderchor;

Es sauste mir im Blute
die Wolkenwandermelodei —,
ich atmete und ruhte,
als ob ich Gottes Pilgrim sei.

Und wenn ich einst versänke
im uferlosen Meer der Zeit:
Du reichtest, alte Schänke,
mir manches Glas Unsterblichkeit!

TONFILM IN HINTERPETZLUCKAU

VON BRUNO WOLFGANG

Herr Zillinger, der Kinobesitzer, war ein ausgemachter Geizhals. Er bot zu ansehnlichen Preisen die allerältesten Leihfilme, die kaum noch den Transport mit dem Motorrad überstanden. Es wurde sogar behauptet, daß er seine Filme von der hauptstädtischen Kehrichtabfuhr beziehe und dafür noch bezahlt bekomme. Der Projektionsapparat sprang schwer an wie ein alter, verrosteter Motor, und erst nach einem ganzen Feuerwerk von Zuckungen, Blitzen und weißen Lichtflecken begann jener dichte Schnürlregen über die Leinwand zu rieseln, ohne den sich die Hinterpetzluckauer einen Film überhaupt nicht vorstellen konnten.

Um Licht und Heizung zu sparen, ließ Herr Zillinger den Film so schnell laufen, daß selbst Lahme und Gichtbrüchige im Film fröhlich zappelten und erhabene Feierlichkeiten wie ein Veitstanz vorüberflitzten. Die Leinwand war mangelhaft gespannt und zeigte Flecken von Bratensaft, weil sie Herr Zillinger an Wochentagen als Tischtuch verwendete. Das Klavier drunten klapperte dürr und hohl wie ein Totentanz.

Da kam der Tonfilm und zwang auch Herrn Zillinger, mit der Zeit zu gehen. Eines Tages stand in großen Lettern auf der Ankündigung: „Sonntag, den 5. Februar, der weltberühmte spannende Sensations**tonfilm** ‚Mausi, hopp, hopp!' Doppelte Preise. Jugendlichen ist der Eintritt verboten."

Das Kino war voll wie eine Sardinenbüchse. Die Einnahmen waren die höchsten seit dem Bestehen des Kinos. Die Ausgaben hatten sich durch Entlassung des Klavierspielers vermindert. Herr Zillinger war zufrieden. Man erzählte zwar, daß er den Tonfilm deshalb so spät eingeführt habe, weil er warten mußte, bis in Berlin die ersten Tonfilme auf den Mist kamen. Aber das ist nicht bewiesen.

Tatsache ist bloß, daß der mit höchster Spannung erwartete Tonfilm sofort, nachdem er mit rasselndem Geräusch zischend und zuckend angesprungen war, plötzlich laut nieste und abriß.

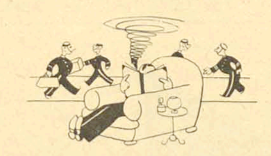
Aus der Operationskammer ertönte ein derber Fluch, der aber nicht zum Tonfilm gehörte. Dann vernahm man Gebrumm und Geflüster und das Klappern von Instrumenten, wie bei einem Zahnarzt. Der Film bockte und wollte nicht losgehen, obwohl im Publikum einzelne anfeuernde Rufe „Hüh ... Hott" und dergleichen ertönten. Endlich wurde das Licht aufgedreht.

„Oha!" riefen die einen. „Abdrehen!" verlangten die andern. Einige lachten, einige schimpften. Jetzt wäre der Klavierspieler ein Labsal gewesen. Aber der saß im Zuschauerraum und grinste satanisch.

Plötzlich begann der Film wieder zu flackern. Man sah einen prachtvollen Saal mit kostbaren Möbeln, zwischen denen Blitze hin und her zuckten. Unerhört reiche Amerikaner zündeten sich mit unerhörtem Selbstbewußtsein wahnsinnig teure Zigaretten an, ungeachtet des Platzregens. Der eine Amerikaner sagte: „Kchrrrkchschsch ptzptz äääää klx chchchc ..." Unruhe im Publikum. „Juijuijuijui schsch ptz ksss ..." flüsterte Miß Mabel und präsentierte ihrem Vater mit entzückendem Lächeln den Gentleman-Einbrecher ihrer Wahl. Dieser öffnete eben den Mund zu einem männlichen „Kchrrr ksss pffft", da fuhr ein weißer Blitz über die Leinwand, alles verschwand, und in dem Raum, wo der Operateur den offenbar schwer-

kranken Film behandelte, klapperte es wieder hastig wie eine irrsinnige Nähmaschine, begleitet von landesüblichen Kraftausdrücken. Es wurde wieder Licht.
„Abdrehen!" riefen zornige Stimmen. Eine Mädchenstimme sagte gekränkt „Gemeinheit!" Worauf es unter großem Gelächter wieder finster wurde. Diesmal dauerte die Pause lang. Der ruhelose Geist des Menschen verlangt aber nach Beschäftigung. In der letzten Reihe hatte einer den glücklichen Gedanken, einen Ochsen nachzuahmen: „Mu—uh!" Das löste den Bann der Verdrießlichkeit und bald ertönte ein heiteres „Meck-Meck", dann ein rührendes „Miau" und ein schneidiges „Kikeriki!" War es früher ein Tonfilm ohne Ton, so war es jetzt ein Tonfilm ohne Film.
Nach dem Stadium der faulen Witze näherte sich die Stimmung dem Punkte, da faule Eier aufzutauchen pflegen. Zum Glück hopste der Film wieder ins Geleise. Aber diesmal stumm. Der Text hatte verkündet: „Und sie sangen das ergreifende Banditenlied . . ." Da aber nichts ertönte und nichts ergriff, bewegten die Herren auf der Leinwand zehn Minuten lang zwecklos die Kinnladen und es sah aus, als ob sie mit großem Tiefsinn Luft äßen. Die Heiterkeit des Publikums nahm zu und in seiner Gutmütigkeit half es den bereits ganz verlegenen Filmgestalten aus der Patsche und begann zu singen: „In Tirol drin — Is a Mann drin — Hat a Kraxn um — Is a Hahn drin — Wann er außi fliegt — Is er nimmer drin." Plötzlich schoß dem Film der Ton wieder ein. Aber der Sprachfehler blieb bestehen und begann das Publikum zu ärgern. Als der Detektiv mit geheimnisvoller Miene wieder nichts weiter verkündete als „Kchchch", rief ihm eine barsche Stimme zu: „Kusch!"
Mühselig humpelte die Handlung weiter. Manchmal fehlte der Film, manchmal fehlte der Ton, meistens fehlte beides. Als der Film wieder einmal riß, begann auch dem Publikum die Geduld zu reißen. Es wurde laut geschimpft und gepfiffen und die ersten Geschosse flogen gegen die Leinwand. Es waren hauptsächlich alte Äpfel, Kartoffeln und abgenagte Speckschwarten. Das erzeugte wieder eine Weile Stimmung. In der ersten Reihe machte sich plötzlich eine biedere Stimme vernehmbar: „I hör nix, i siach nix, aber i riach was!" Das stimmte. Denn ein erfinderischer Geist hatte ein kleines, rundes Quargel von durchdringendem Geruch gegen die Leinwand geschleudert, wo es wie ein Monokel im Auge eines Amerikaners kleben blieb. Da dieser im anderen Auge bereits eines hatte, trug er nun der Monokel zwei, was ungeheuer vornehm wirkte.
Schließlich aber begann das Publikum Herrn Zillinger zu beschimpfen und mit seinen Wurfgeschossen in das Lichtloch der Operationsbasis zu zielen. Als ein schwarzer Rettich wie eine Weltraumrakete durch den Lichtkegel flog und in die Öffnung eindrang, ergriff das technische Personal die Flucht. Die Tonfilmvorführung war zu Ende.
Das war für längere Zeit das erste und letzte Auftreten des Tonfilms in Hinterpetzluckau. Herr Zillinger kündigte auf seinen Plakaten zwar auch weiterhin Tonfilme an, aber unter dem Titel stand stets klein gedruckt: „In stummer Fassung." Da verstummten auch die Beschwerden. Es wurde angenehm empfunden, daß Herr Zillinger den Eintrittspreis wieder auf die alte Höhe ermäßigte. Er ging nunmehr mit dem Gedanken um, den wieder stumm gewordenen Film noch durch Unsichtbarkeit zu vervollkommnen und dem Publikum etwa für eine Mark achtzig bloß abgedrehtes Licht zu bieten. Ein Teil der Besucher wäre bestimmt zufrieden gewesen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

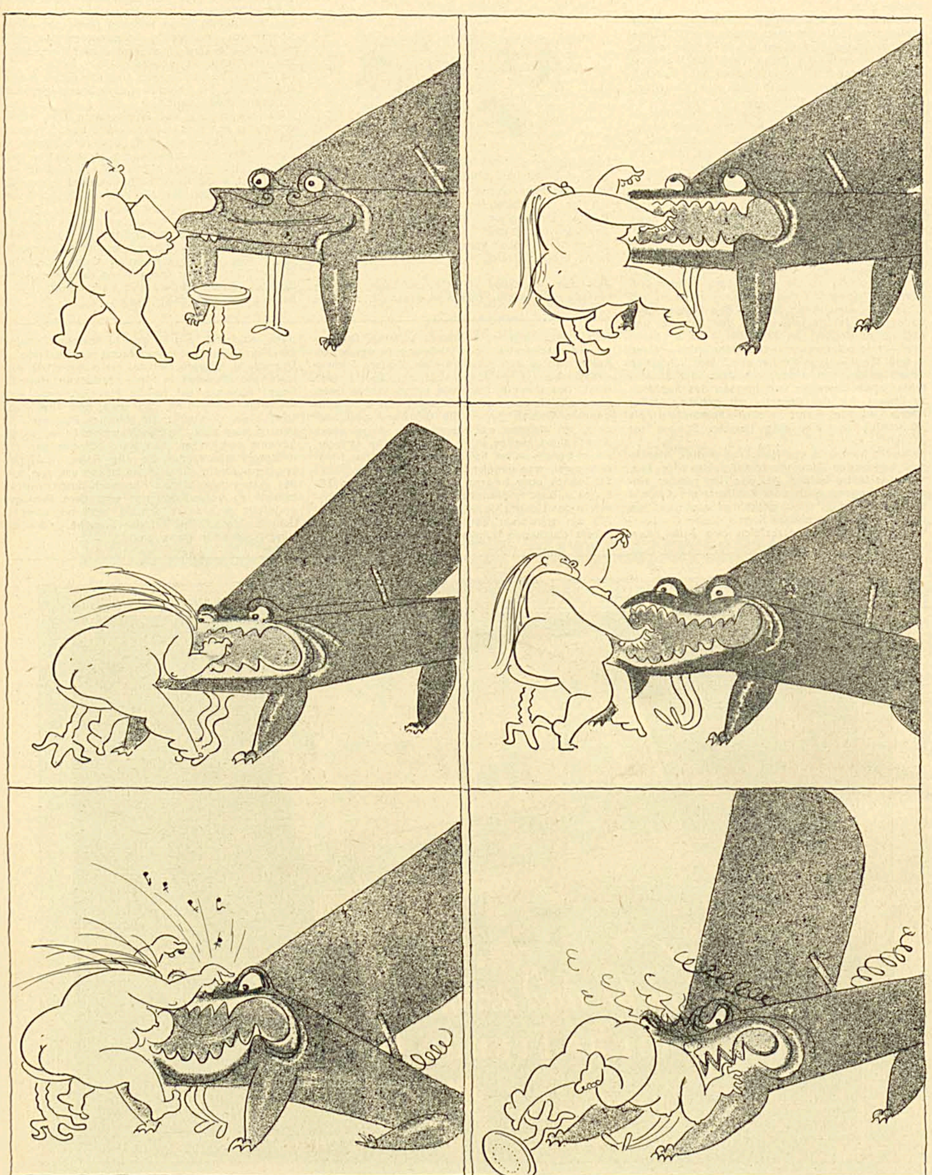

(O. Nückel)

Neuerdings darf ich auch am Film mitarbeiten. Eine neue Welt tut sich auf. Auch neue Menschen und ihre Einstellungen.
Ich las am Abend in der Hotelhalle Schillers Räuber. Ein Regisseur ging vorüber, deutete auf das Buch und sagte:
„Ganz nett — aber vom Film hat der gute Mann keine blasse Ahnung!"

Als dem Verwalter von Grundstücken meldete mir ein Hausmeister, daß eine Passantin sich bei großer Glätte vor einem unserer Grundstücke erheblich hingesetzt habe. Einige Zeit darauf sprach die betreffende junge hübsche Dame bei mir im Kontor vor und stellte Schadenersatzansprüche wegen Verstauchung ihres, soweit ich sehen konnte, sehr niedlichen Popochens.
Zu diesen Verhandlungen zog ich einen jungen Angestellten mit bei, den ich zur Bearbeitung von Schadensfällen anlerne.
Nach Beendigung der Besprechung und Verabschiedung des niedlichen Fräuleins beauftragte ich meinen jungen Mann, eine Schadensanzeige an unsere Haftpflichtversicherung zu erstatten und drückte ihm zu diesem Zwecke ein Formular zur Ausfüllung in die Hand, hatte ihm aber in der Eile, statt einem Formular für Personenschäden, ein Formular für Sachschäden gegeben.
Kurz darauf erschien wieder ein junger Mann mit hochrotem Kopf bei mir und bat um Rat. Er hatte das Formular unter anderem wie folgt ausgefüllt: Haben Sie den beschädigten Gegenstand besichtigt? Ja! Ist der Gegenstand reparaturbedürftig? Ja! Ist der Gegenstand stark abgenutzt?
Da wußte er nicht mehr weiter.

Liebe zur Musik

(Fr. Bilek)



Der Tonangeber

(E. Thöny)



„So, lieber Reynaud, wir machen 's wie bisher. Ich spiele die erste Geige und du die zweite!"

WERDE GRÖSSER!

VON ERIK STOCKMARR

Smoky-Jim war ein kleiner Mann, nicht größer als ein Konfirmand. Und daß er so klein war und überall übersehen und getreten wurde, das war sein ständiger Kummer. Denn nirgends im Leben konnte er vorwärtskommen, aus allen Stellungen wurde er immer wieder entlassen wegen seines zwerghaften Wuchses. Eine Zeitlang war er Fensterputzer, aber nur unter größten Anstrengungen vermochte er die Leiter emporzusteigen, und eines schönen Tages fiel er durch die Sprossen. Auch als Verkäufer versuchte er sein Glück. Doch wenn er hinter dem Ladentisch stand, konnte ihn die Kundschaft nicht sehen. Er stellte sich auf die Zehenspitzen. Aber auch da kam höchstens die Nase zum Vorschein, und einmal betrat ein offenbar etwas kurzsichtiger Herr den Laden, der diese Nasenspitze für einen Klingelknopf hielt und daher tüchtig darauf drückte, um die Bedienung herbeizurufen. Smoky-Jim wurde verabschiedet. Ohne Pension, ohne Ruhegeld, — dafür mit plattgedrückter Nase.

Zu den Eigenheiten Smoky-Jims gehörte es, daß er stets mit einer Riesenzigarre im Munde umherlief, weil er sich einbildete, dadurch größer zu erscheinen. Daher auch der Name, den seine Freunde ihm gaben.

Doch da sollte auch dem von der Natur so stiefmütterlich behandelten Mann das Glück ins Haus geflogen kommen. Als Smoky-Jim eines Morgens beim Frühstück die Zeitung durchblätterte, fiel sein Blick auf eine kleine, recht unscheinbare Anzeige: „Werde größer! Fordern Sie noch heute das weltberühmte Buch ‚Wie werde ich größer?' von Doktor Johnson an und dazu die phänomenale Wachstumsmedizin. Nur 5 Dollar insgesamt. Diskreter Versand. Doktor Johnson, Oklahoma, City."

Augenblicklich setzte sich Smoky-Jim hin, schrieb einen Brief und sandte die fünf Dollar ein. Schon nach ein paar Tagen brachte der Postbote ihm ein kleines Paket, das ein Buch und eine Flasche Medizin enthielt. In einem Begleitschreiben erklärte Doktor Johnson, daß da etwas nicht in Ordnung war an der Substanz von Smoky-Jims Körperzellen, inaktive Eksudate seien es, die sich aufgestaut und so die Zellen entkräftet hätten. Doch tägliche Motion nach einem von Doktor Johnson begründeten System würde dem Körper bald die ursprüngliche Kraft wiedergeben, und seine Baustoffe dann wieder in der rechten Weise zur Verarbeitung kommen. Außer den Bewegungsübungen sollte Smoky-Jim täglich dreimal einen halben Teelöffel von der Wachstumsmedizin einnehmen, die u. a. Phosphor enthielt.

Smoky-Jim trieb also mit großem Eifer seine Spezialgymnastik und nahm mit pünktlicher Regelmäßigkeit die Medizin ein, und um ein schnelleres Resultat zu erzielen, hatte er die Flasche bereits nach zwei Tagen geleert.

Das hätte er aber lieber nicht tun sollen. Denn als er am Morgen des dritten Tages erwachte und aufstand, war er um anderthalb Meter gewachsen, so daß er mit dem Kopf gegen die Zimmerdecke stieß. Er mußte sich vor dem großen Wandspiegel zusammenkauern, um sich in seiner vollen Person sehen zu können. „Was in aller Welt ist mit mir geschehen?" murmelte er vor sich hin. „Das ist ja unheimlich." Und er zwickte sich in den Arm, ob er nicht etwa träume. Aber es war alles Wirklichkeit.

Zur Mittagszeit war er bereits vier Meter hoch. Schneller und schneller vollzog sich an ihm der Wachstumsprozeß. Immer länger wurden Arme und Beine, die Hosen reichten ihm jetzt knapp übers Knie, so daß er gewissermaßen in Halbstrümpfen umherlief und zu frieren begann, während die Manschetten ihm auf den Oberarmen saßen. Er konnte sich nicht mehr aufrichten, sondern er war gezwungen, auf allen Vieren durch die Stuben zu kriechen, und den ganzen Tag hielt er sich im Hause auf und rang verzweifelt die Hände. Als es Schlafenszeit wurde, mußte er zwei Chaiselonguen vor das Sofa stellen, und so lag er nun mit den Beinen im Schlaf- und dem Oberkörper im Wohnzimmer.

Am nächsten Morgen war er völlig in das Wohnzimmer hineingewachsen, und er maß bereits sechs Meter. Smoky-Jim bekam es mit der Angst zu tun, und er wand sich wie eine Schlange am Boden, um seine Füße zu suchen. Diese lagen auf der Chaiselongue im Schlafzimmer. Ganz aufgelöst vor innerer Erregung griff er nach dem Telefon und rief den Arzt an.

Als der Doktor endlich erschien, erfaßte auch ihn maßloses Erstaunen und eine tiefe Ratlosigkeit. „Sie müssen sofort ins Krankenhaus geschafft werden", stammelte er und telefonierte nach einem Möbelwagen.

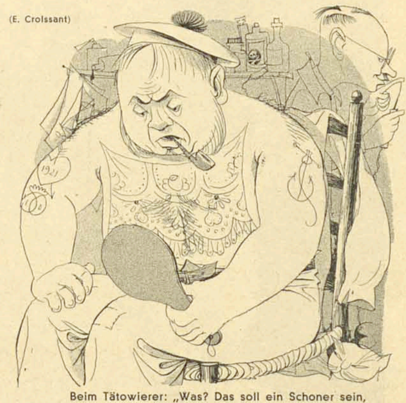
Fünf Tage lang lag Smoky-Jim im Krankenhaus über drei Zimmer ausgestreckt. Aber keiner der

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Doktoren und Professoren vermochte herauszubekommen, was mit dem seltsamen Patienten eigentlich los war. Ein noch nie dagewesener Fall. Indessen wuchs Smoky-Jim unaufhörlich weiter, bis er schließlich nicht mehr in die Krankenstube paßte. Zu guter Letzt mußte er in den Zoologischen Garten überführt werden.
Smoky-Jim war gänzlich aus dem Anzug herausgewachsen, und so hüllte man ihn in lange Tapetenbahnen. Auf hohen Leitern kletterten Ärzte und Pflegepersonal an ihm herum. Sein Essen bekam er in der Giraffenkrippe dicht unter dem Dach serviert. Er aß unerhört viel und trank zu jeder Mahlzeit mehrere Eimer Wasser. Unermüdlich, den ganzen Tag lang, experimentierte die Ärzteschaft mit Medizin, Pillen und diversen Einspritzungen an ihm.
Schließlich gelang es einem Professor der Ernährungswissenschaft, das außergewöhnliche Wachstum durch etliche Leimeinspritzungen zum Stillstand zu bringen. Smoky-Jim atmete erleichtert auf, jetzt würde er wenigstens nicht größer werden. Doch da sollte sich abermals eine merkwürdige Wandlung in seinem Zustand vollziehen. Und zwar begann er auf einmal „herunterzuwachsen". Um annähernd zwei Meter pro Tag verringerte er sich. Aus allen Teilen des Landes eilten die Ärzte herbei, um das denkwürdige Phänomen zu studieren und mitzuerleben. Nachdem eine Woche verstrichen war, hatte Smoky-Jim die normale Mannesgröße erreicht. Dankbar drückte er den Ärzten die Hand und trank zur Feier des Tages ein Glas Portwein in ihrem Kreise. Abends legte er sich froh und wohlgemut zu Bett.
Aber als Smoky-Jim am nächsten Morgen aus dem Bett sprang, da hätte er sich beinahe das Genick gebrochen, denn über Nacht war Smoky-Jim zu der Größe eines Wiener Würstchens zusammengeschrumpft. Er erkletterte ein Stuhlbein und betrachtete sich entsetzt im Spiegel. Sodann zog er sich an der Gardine weiter in die Höhe, um mit vieler Mühe den Telefonhörer von der Gabel zu nehmen und den Arzt zu verständigen.

Dem biederen Doktor fiel vor Schreck die Brille von der Nase, als er seinen einstigen Riesenpatienten erblickte. „Sie müssen sofort wieder ins Krankenhaus", erklärte er und steckte den kleinen Mann resolut in die Manteltasche.
Acht Tage brachte der so schwer geprüfte Smoky-Jim im Krankenhaus in einer Zigarrenkiste zu, die mit Watte gefüllt war. Er wurde zwar nicht kleiner, dafür aber behielt er die Größe einer Wiener Wurst. Aus einem Spielzeugladen wurden Puppenkleider für ihn beschafft, winzige Hosen und Jacken usw. Auch ein fingerhutgroßer Zylinder befand sich darunter. An und für sich fühlte sich Smoky-Jim ganz wohl und munter, und so schrieb ihn der Vertrauensarzt schließlich gesund, und er durfte sich nach Hause begeben.
Doch eines Tages, als der Arzt ihn daheim in seiner Wohnung besuchte, sollte sich noch einmal etwas überaus Merkwürdiges und Eigenartiges mit diesem so geheimnisvollen Menschen ereignen. Der Doktor stand im Wohnzimmer und betrachtete interessiert ein Gemälde, das dort auf dem Fußboden gegen die Wand lehnte. Ein altes Bauernhaus stellte es dar, mit einem kleinen Garten davor, durch den ein schmaler Kiesweg führte. In malerischer Goldpracht ergoß sich die untergehende Sonne über den mit Rosenstöcken verzierten Giebel des Häuschens und spendete stillen, feierlichen Abendfrieden.

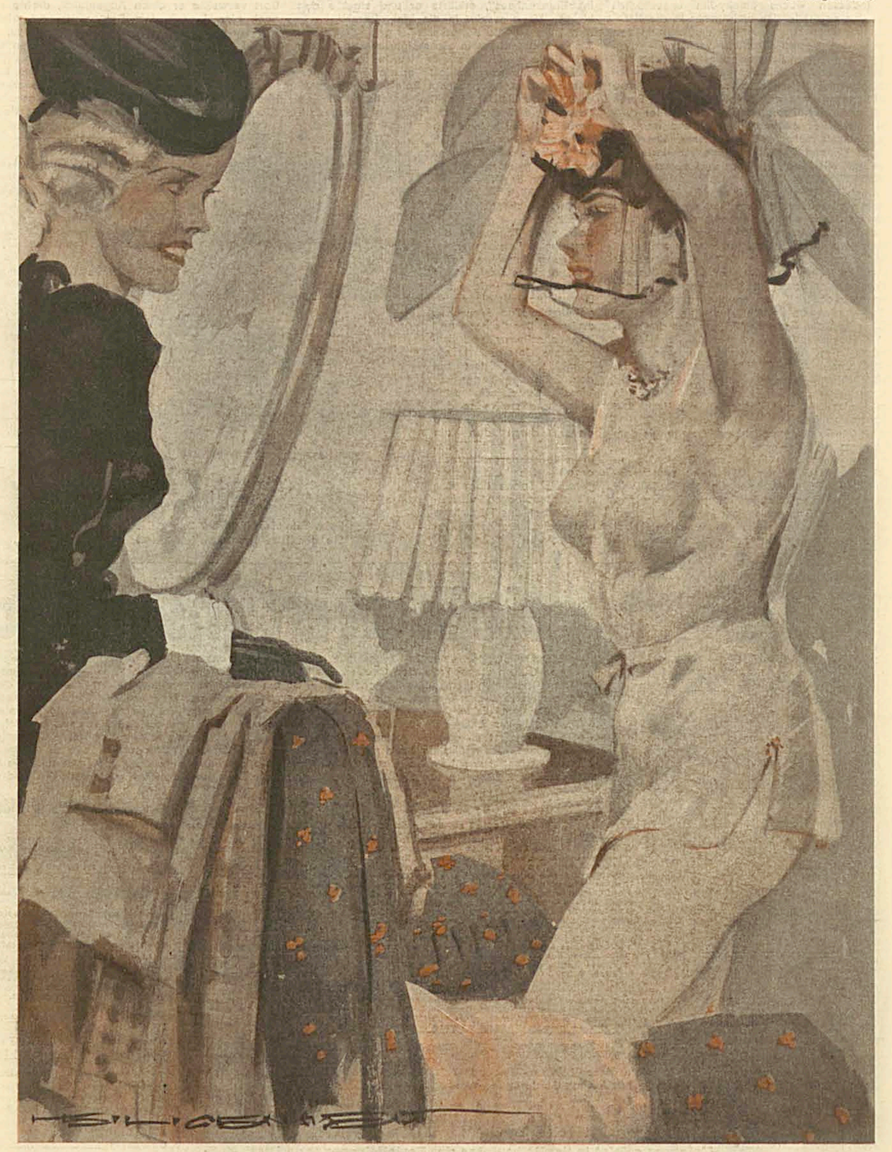
Plötzlich trat Smoky-Jim an das Gemälde heran, kletterte über den Rahmen und ging den Kiesweg entlang auf die grüngestrichene Haustür zu. Dort verweilte er einen Augenblick, drehte sich noch einmal nach dem Doktor um und winkte ihm vergnügt mit seinem Zylinderhütlein zu, um darauf das Innere des Hauses zu betreten und die Tür hinter sich ins Schloß zu werfen.
Der Doktor lief erstaunt hinzu und schaute auch hinter die Leinwand. Doch Smoky-Jim war und blieb verschwunden und niemals mehr gesehen.
(Übertrag. aus dem Dänischen von Werner Rietig)


(E. Croissant)

Beim Tätowierer: „Was? Das soll ein Schoner sein, Sie dämliche Landratte, ich bin doch kein Sofa!"

Sicheres Urteil

(K. Heiligenstaedt)



„. . . oder wenn ich die Blumen weglasse?"
„Dann verliert er etwas, ohne zu gewinnen!"

München, 21. April 1940
45. Jahrgang / Nummer 16

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(Karl Arnold)



„I waaß net, gor ka Interesse für meine prima Spezialitäten!"

ERINNERUNGEN

Als ich heute morgen aufwachte, fiel mein Blick auf den Kalender, und da ich gerne mit einem schönen Spruch oder einer ff Weisheit in die Wonnen des Tages eintrete, so nahm ich diesmal den Spruch vom Tage zu mir: Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.
Sofort begann ich an das Paradies zu denken, aus dem ich laut Vorschrift nicht vertrieben werden konnte. Ich gab mir alle Mühe, ein Elysium vorzugaukeln. Natürlich hatte auch ich in früherer Zeit diesen Spruch manchem Mädchen ins Poesiealbum geschrieben und dazu zwei aneinanderliegende Schlangenlinien gezeichnet, die nach altem Übereinkommen ein Herz bedeuten. Weiß der Teufel, keine dieser paradiesischen Gestalten wollte mir an diesem Morgen leuchtend vor die Augen treten. Ich versuchte an Lotte zu denken, Lotte mit den dunkelbraunen Zöpfen. Lotte erschien nicht, aber dunkelbraune Zöpfe hatte sie gewiß, dunkelbraun, wie die Kruste eines guten Schweinsbratens.
Entschuldigen Sie den Vergleich, ich kann nichts dafür, er drängt sich mir auf und er hatte den ganzen Schweinsbraten im Gefolge. Oh, was für ein herrlicher Schweinsbraten!, nicht zu fett, nicht zu mager. Ich aß ihn vor einigen Jahren in der guten Stadt Moosburg, die durch ihr Castulusmünster berühmt ist, das aber in der Erinnerung den Vergleich mit jenem köstlichen Schweinsbraten nicht aushalten kann. Ja, und stellen Sie sich vor, es gab Kartoffelsalat dazu, an dessen Flanken die schmackhafte Schweinsbratensauce herabrann wie die Schmelzwasser am Wendelstein im Frühling. Habe ich Ihnen schon von den Knödeln erzählt, die ich dazu aß? Fest und locker waren sie wie die Brüste der Weisheit, aber viel besser im Geschmack. Und Gurkensalat gab es auch. Stellen Sie sich einen Gurkensalat vor, der geradezu eine Blume hat, so duftig war er.
Und da ich gerade dabei war, dachte ich auch noch schnell an Römische Kutteln. Sie müssen wissen, die Kutteln à la Romana verzehrte ich am Borgo Vecchio an der Peterskirche in Rom, gleich linker Hand. Sie sind eine Spezialität Roms und die Fremden essen sie nicht, weil sie nicht in der Kunstgeschichte stehen, aber eigentlich sollten sie dort in der Nähe des Architekten Bramante stehen, der auch den Palast gebaut hat gegenüber der Stelle, wo ich diese trefflichen Kutteln aß. Ich mache Sie aber diskret darauf aufmerksam, sie schmecken etwas nach Knoblauch, nur einen Hauch dürfen sie davon haben, wie Veilchenduft an einer Waldecke.
Bei meinem Eindringen ins Paradies der Erinnerungen gab es jetzt keinen Halt mehr, und es waren nicht nur Äpfel vom Baume der Erkenntnis, die ich da auf meiner Zunge zergehen ließ. Ich konnte nicht vertrieben werden von jenem monumentalen Kopenhagener Hummer, mit dem ich einst auf Vivels Terrasse einen Zusammenstoß zu seinem Nachteil und meinem Vorteil hatte, und jenem Kunitzburger Eierkuchen, dessen Vernichtung ich unterhalb des Fuchsturms bei Jena feierte. Zum Schluß konnte ich meine Erinnerungen auf eine Rollgerstensuppe konzentrieren, die ein gütiges Geschick in der Gestalt des Herrn Professors Vierthaler mir servierte. Wenn die Rollgerstensuppe nicht im allgemeinen Weltplan vorgesehen wäre, so hätte sie gewiß dieser Professor erdacht.
Sie können sich vorstellen, daß ich erfüllt von solchen Erinnerungen nicht ohne Appetit meinem Frühstück entgegentrat. Das ist übrigens nur eine materielle Gegend meines sonst ideellen Erinnerungsparadieses, und wenn der Spruch im Kalender wiederkommt, werde ich mich ausschließlich auf die braune Lotte konzentrieren. Foitzick

STRASSENBAHNFAHRT IN DER STEINZEIT

VON EDMUND BICKEL

Links von uns saß ein alter Herr mit Buch, Bauch, Brille und Vollbart, rechts eine ältere Frau, die aber jünger als der alte Herr aussah, ebenfalls einen Bauch, eine Brille, jedoch weniger Bart hatte. In der Mitte saßen Peterchen und ich. Es wären zwar noch weit mehr Leute in der Straßenbahn gewesen, aber sie brauchen wegen Papiersparsamkeit nicht beschrieben zu werden. So gut haben wir Schriftsteller es heutzutage. Auf diese Weise bleibt uns mehr Zeit zum Nachdenken, was ja hin und wieder auch einmal sein muß. Aus dem gleichen Grund waren wir im Museum gewesen, Peterchen und ich. Man kann nie zu früh und nie zu spät etwas für seine Bildung tun. Die Steinzeit hatte auf ihn besonders starken Eindruck gemacht. Das konnte ich an seiner besinnlichen Miene erkennen.
Weil heutzutage so viele Leute, die früher im eigenen Auto herumfuhren, mit der Straßenbahn fahren, ist sie natürlich besser besetzt. Es muß schrecklich viele Autobesitzer gegeben haben, will es scheinen. Da lag es nahe, daß Peterchen mit seiner hellen Stimme plötzlich laut und überall vernehmlich fragte:
„Du, sind eigentlich die Trambahnen in der Steinzeit auch schon so voll gewesen?"
Damit hatten wir bereits die Aufmerksamkeit ziemlich aller Mitfahrer auf uns gezogen, teils seiner hellen Stimme wegen, teils wegen der interessanten Frage an mich.
„Doch, viel schlimmer noch", bestätigte ich ihm und hoffte, das würde ihm genügen. Er aber war ein gründlicher Knabe und wollte weiter wissen:
„Du, was hat das eigentlich damals gekostet?" Peterchen hat eine Vorliebe für das Wort „eigentlich", weil es in jeden Satz paßt.
„Du sollst nicht immer ‚eigentlich' sagen, Peterchen", machte ich ihn wieder einmal aufmerksam.
„Also, warum eigentlich nicht, und was hat es denn eigentlich gekostet?"
„Eine Fahrt zwei faustgroße Steine und zehn Fahrten für achtzehn."
Der Herr von links und die Frau von rechts begannen sich nunmehr offensichtlich für unsere Unterhaltung zu interessieren. Da auch von gegenüber einige aufmerksam wurden, erklärte ich Peterchen und ihnen die Straßenbahnverhältnisse in der Steinzeit etwas genauer:
„Damals", fing ich an, „war das natürlich nicht so schön in der Straßenbahn wie jetzt. Die Bänke waren alle aus Stein und genau so kalt wie die im Schloßpark und die Räder nicht so besonders rund. Da hat sie schrecklich gerasselt und geklappert."
„Noch ärger als jetzt?" fragte Peterchen dazwischen.
„Viel ärger", beschwichtigte ich ihn, „außerdem ist sie nur ganz langsam gefahren. Alle Augenblicke stand in der Steinzeitzeitung, daß wieder eine Straßenbahn einfach in lauter einzelne Stücke auseinandergefallen ist. Zwischendurch stand dann wieder eine Herde von Mammuts auf dem Geleise und ging nicht weg, so sehr auch der Führer auf seiner steinernen Glocke herumtrampelte. Weißt du, Peterchen, das sind so ähnliche Tiere wie Elefanten, nur viel größer und ganz haarig. Oder irgend so ein Saurier hatte seinen langen Schweif über die Schienen gelegt, weil sich kein Verkehrsschutzmann um ihn kümmerte. Dann mußten eben der Führer und der Schaffner rasch heraus und vielleicht ein paar mutige Fahrgäste dazu und den Biestern dicke Steine nachschmeißen. Das kostete aber alles Zeit. Na, und da standen dann auch wieder schrecklich viele Leute an der nächsten Haltestelle. Die haben dann fürchterlich geschimpft und wollten selbstverständlich alle mitfahren. In der Beziehung hat sich noch fast nichts geändert. Aber wenn es erst ans Einsteigen ging, da wurde vielleicht gerauft! Damals waren die Leute nämlich nicht schon so höflich und gut erzogen. Sie bissen einander in die Hände, Arme und Beine, wo sie gerade ein Stück erwischten oder rissen einander wenigstens die Felle vom Leib. Das kommt allerdings heute nicht mehr vor, weil sie keine Felle mehr anhaben."
„Doch", widersprach Peterchen mit heller Stimme, „die Frau da drüben, die hat doch noch ein Fell an." Worauf die Dame ausstieg. Vielleicht war es schon ihre Haltestelle.
„Wenn es aber ganz schlimm war", fuhr ich fort, „dann kam es an der Haltestelle zu Mord und Totschlag. Manchmal schlugen die Leute hinten auf die vorderen mit Steinhämmern los, wenn sie besonders eilig ins Geschäft mußten oder heimwollten. Und der Schaffner brüllte ‚Besetzt!', als ob man das nicht ohnehin gemerkt hätte. Aber auf den hörte man schon damals nicht mehr. Da packte er seinen Sack mit Kleingeld und schlug den so lange denen auf die Schädel, bis sie liegen blieben und bewußtlos und ge-

Bei den Tempeln von Paestum

Von Georg Britting

Hier läßt sich's atmen. Und hier stirbt sich's leicht.
Die weißen Ochsen tragen ihr Gehörn.
Der Falke jagt im dunklen Himmel.
Die Tempel stehen still erhaben da.

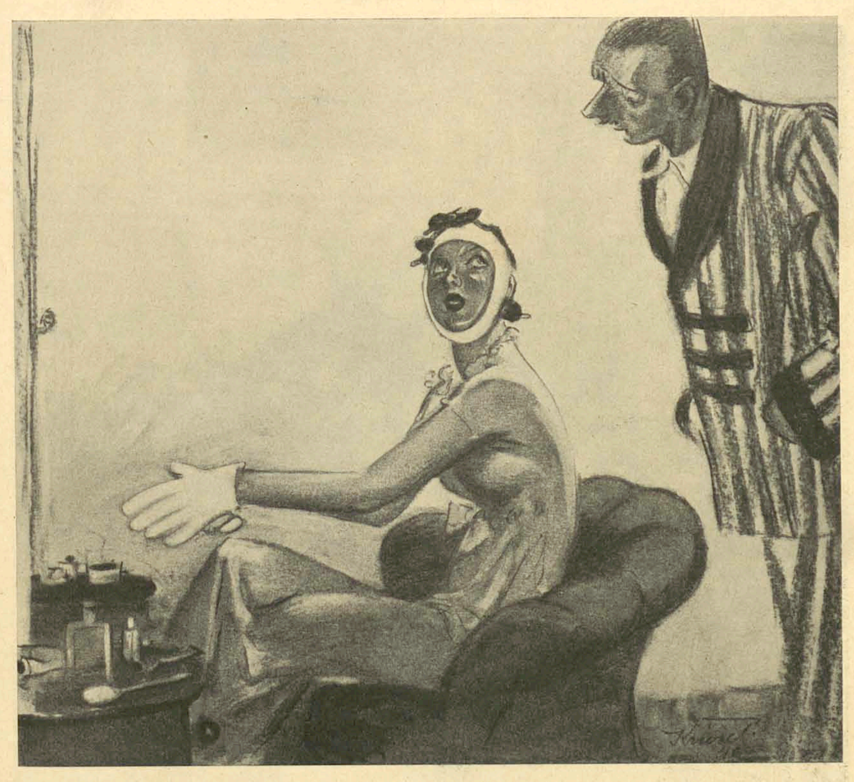
Es blüht der Löwenzahn, grad wie bei uns,
Mit goldner Farbe und in großer Zahl.
Die Götter mögen auch den Löwenzahn.
In Bayern steht er so auf jeder Wiese.

Mein Schatten wirft sich schwarz.
Und Schatten, Himmel und der Löwenzahn
Sind wie bei uns.

Die Tempel sind mir gar nicht fremd.
Sie stehen still erhaben da.
Hier läßt sich's atmen,
Und hier stirbt sich's leicht —
So denkt das Herz,
Und hört der Säulen weises Wort
Im leichten Wind
Wie Zitherspiel am Tegernsee.

Kosmetik

(R. Kriesch)



„Was machst du denn da, Gertrud — du siehst ja grauslich aus!"
„Ich treibe Schönheitspflege, damit ich dir immer gefalle, Eduard!"

duldig auf die nächste Straßenbahn warteten. Am allerärgsten aber waren die Steinzeitdamen. Von Steingut konnte da keine Rede sein. Denen kam es gar nicht darauf an, jemand wegen eines Sitzplatzes ein oder auch zwei Augen auszukratzen, wenn sie nur nicht zu stehen brauchten. Und wenn so eine ihre steinerne Lederhandtasche oder ihren Regenschirm aus Granit fallen ließ, dann sagten sie nie danke, wenn jemand sie ihnen aufhob. Auch entschuldigten sie sich nicht, wenn die Sachen auf Hühneraugen in der Gegend fielen, selbst wenn die Besitzer noch so vor Schmerzen brüllten. Es ging zu in so einer Steinzeitstraßenbahn, daß die Löwen im Tiergarten vor der Fütterung die reinen Miezekatzen dagegen sind. Manchmal kam es auch vor, daß während der Fahrt ein Streit entstand und ein paar schwächere Fahrgäste, die sich nicht so richtig wehren konnten, einfach totgebissen wurden oder erschlagen und Kinder zertreten wie die Blumen auf einer Wiese, wo Ausflügler waren; denn die Leute waren eben leider nicht so gut erzogen, wie ich dir schon erzählt habe. Man konnte auch nichts weiter machen, weil es eben auch noch keine Polizei gab. Die wurde erst viel später erfunden."

Eine Weile schon hatte ich bemerkt, daß der alte Herr von links mit meiner Beschreibung der Steinzeitstraßenbahn nicht so recht einverstanden war, weil er wie zum Anlauf immer wieder mit dem Bart gewackelt hatte, als wollte er dazwischenreden. Endlich gelang ihm das, als ich gerade zum Nachdenken Luft holte:

„Ich verstehe gar nicht", plusterte er sich auf, „wie Sie als Erwachsener dem Jungen so eine unrichtige und unzutreffende Darstellung der Steinzeit geben können. In der Steinzeit hat es doch überhaupt keine Straßenbahn gegeben!" Er geriet einschließlich seines Bartes in Wallungen. Peterchen sah erst ihn, dann mich prüfend an und sagte ungläubig: „Ist denn das eigentlich wahr, was der Mann da sagt??"

Glücklicherweise verteidigte mich die Frau von rechts: „Nein, nein", sagte sie eifrig, „das ist schon wahr, wie du es gehört hast. In der Steinzeit hat es natürlich auch eine Straßenbahn gegeben. Mit was wären die Leute denn sonst in die Stadt gefahren?"

„Unsinn", wehrte sich der Mann von links, „ich bin Professor und ich muß das doch genau wissen." Peterchen und ich stiegen aus. Es waren ohnehin nur noch zwei Haltestellen zu gehen. An der Tür drehte er sich um und sagte zu dem Professor: „Pfui, du lügst ja! Das darf man eigentlich nicht!" so daß alle lachten. Aber der Professor tat so, als hörte er es nicht und sah wieder in sein Buch. Aber sein Bart waberte nur so vor Ärger.

Die Grenze

(K. Heiligenstaedt)



„Aber ich will doch Peter nicht heiraten, Papa, ich will doch nur probieren, wie weit sein Charme reicht!“ — „Für ihn weit genug, denke ich, mein Kind!“

Der Angsthase / Von Ratatöskr

„Wir lesen von den zwölf Planeten,
wie daß sie uns bedrohen täten
mit Sintflut und dergleichen Sachen.

Soll'n wir nicht jetzt schon auf der Stelle
für alle Fälle
die notgedrung'ne Arche machen,
um drin mit Viechszeug aller Art,
klug auserlesen und gepaart,
nach alten, treubewährten Regeln
zum Berge Ararat zu segeln!"

Nur nicht so fix und laß dir Zeit!
Vorläufig ist's noch nicht so weit.
Zudem so dürft's dir kaum gelingen,
die nötigen Balken aufzubringen,
ganz abgesehen, wie mir schwant,
vom Proviant.

Drum handle nicht unaufgefordert
und warte, bis dich Gott beordert
— wobei auch noch die Frage offen ist,
ob du als Noah vorgesehen bist.

BELLARMINO DER UNORDENTLICHE

VON EMILIO DE MARCHI

Bellarmino war der unordentlichste Junge unserer ganzen Schule. Er war nervös, fantastisch, unbeständig und erregbar. Seine Unordnung rührte hauptsächlich daher, daß er auch nicht zwei Minuten hintereinander den einfachsten Gedanken verfolgen oder in der lumpigsten Tätigkeit verharren konnte. Fortwährend wurde er von neuen Schrullen gepackt, und so gaukelte er hierhin und dorthin, wie ein Schmetterling.

Er war frühzeitig sich selbst überlassen, denn die Mutter war bald gestorben. Und so sahen wir ihn denn morgens in die Klasse kommen immer in unmöglichen Schuhen, unmöglichen Strümpfen und unmöglichen Hosen, die stets im Kampf miteinander zu liegen schienen; denn die Strümpfe suchten den Schuhen zu entwischen, diese wieder den Füßen, und die Hosen klammerten sich nur mit letzter Kraft an seine Lenden, so als ob sie dieser Anstrengung nicht mehr lange gewachsen wären. Laßt mich schweigen von seinem Kragen und dem Schlips, der gewöhnlich seinen Weg in die Unterhosen nahm. Ich will auch nicht über seine schokoladenfarbenen Hände reden, über seinen Hals oder gar die Ohren...

Seine Bücher hatten die sonderbare Eigenschaft, täglich ein wenig an Umfang zu verlieren, so als fräße er seine Weisheit Blatt um Blatt in sich hinein, wie es wohl die Ziegen mit den Blättern der Weinrebe tun, und es war fast wie ein Wunder, daß er am Ende des Jahres noch seinen Mappenersatz, nämlich die beiden Holzbrettchen mit dem Lederriemen gerettet hatte.

Die gleiche Unordnung zeigte Bellarmino in seinen Sympathien, seinem Umgang. Heute war er mein „Spezi" und morgen der deine; übermorgen ging er durch dick und dünn mit unsern ärgsten Feinden und dann wieder war er mit allen verbrüdert oder mit keinem. Heute schien er ein Poet zu sein und deklamierte oder sang wie eine Amsel, und morgen hob er nicht den Kopf von seiner Schiefertafel, so versunken war er im Schreiben seiner Zahlen. Wer ihn genau kannte, wußte, daß er es in jedem Augenblicke gleich ernst meinte, daß er im Grunde ein gutes und großmütiges Herz hatte, so daß ihm niemand böse sein konnte. Der Knabe lebte ganz im Augenblicke und vom Augenblick, so wie ein Schmetterling von der Blume lebt, die er findet, oder wie ein wildes Pferdchen, das auch nicht darandenkt, daß es einmal einen Herrn auf dem Rücken oder einen Zaum im Maule dulden müßte.

Sein Vater, der Handlungsreisender war, hatte Bellarmino zu einer guten Witwe, einer Verwandten in Pension gegeben. Sein Zimmer war ein herrliches Mäuseeldorado. Bücher überall, auf der Erde, auf und unter dem Bett und einige sogar auf dem Bücherbord. Die Schubfächer standen stets halboffen und ließen einen Blick tun in eine so wohlassortierte Gemischtwarenhandlung, wie sie kaum je ein fetter Trödler in Bagdad in seinen kühnsten Opiumräuschen geträumt haben mag. Fotografien, Drucke, Krawatten, Zigarren, Seife, Romane, Fächer, Schlüssel, Hemden, Ketten, Lichtstümpfe, Broschüren, Streichhölzer, Glasstückchen und Käsereste, Muscheln, Mineralien, Überreste vorsintflutlicher Versteinerungen und Schokolade bildeten einen sonderbaren und verstaubten Salat unter der Schirmherrschaft eines weißen menschlichen Schädels, den Bellarmino beim Pedell der Universität Pavia für eine Pfeife eingetauscht hatte, und der nun von einer Konsole herabgrinste.

Seine Schlagfertigkeit und ein erstaunliches Gedächtnis, halfen ihm immer bei seinen Studien, und mehr als einmal, sofern er es nur gewollt, hätte er Primus der Schule sein können. So daß er es schließlich trotz aller seiner Unordnung zum Rechtsanwalt gebracht hat, und beim Gericht schätzt man ihn und fürchtet ihn zugleich als einen gefährlichen Gegner.

Wegen seines zerzausten Aussehens, des schwarzen Bartes, der ungehemmt hervorsprießen durfte, der Augengläser, die stets schief auf seiner Nase schaukelten, der langen Hände mit den langen Nägeln, der verkehrt angezogenen Amtsrobe, des weißen Beffchens, das wie ein Wimpel flatterte, hatte man ihm den Beinamen „Rechtsanwalt Kinderschreck" angehängt.

Er sprach in nervösen Ausbrüchen, unvorbereitet und liebte Paradoxe, die schließlich auch in Unordnung geratene Gedanken sind.

Eines Morgens sah ich ihn ganz bestürzt in mein Zimmer kommen, zerzauster und aufgelöster denn je. „Was ist los, Bellarmino?" frage ich ihn mit ängstlicher Neugierde.

„Hast du Zeit, mich zu begleiten?"

„Sofort, es ist doch kein Unglück geschehen?"

„Ach, schweige. Es ist um den Verstand zu verlieren. Komm, wir haben keine Zeit. Du mußt mir helfen, die Papiere zu suchen." — „Hast du wichtige Papiere verloren?" — „Der Teufel ist im Spiele. Laß uns gehen, tu mir den Gefallen."

Während Bellarmino seine Verwünschungen gegen den Teufel, den Vater aller Unordnung (manche sagen auch Sohn), ausstößt, eilt er mit seinen langen, giraffenartigen Schritten die Treppen hinab und führt mich in seine Wohnung.

Er hatte in jenen Tagen einen großen politischen Prozeß unter den Händen, in welchen außer Journalisten auch der Polizeidirektor, der Bürgermeister, der Regierungspräsident verwickelt waren und mit ihnen die ganze Partei der bürgerlichen Ordnung gegen die Partei der sogenannten bürgerlichen Unordnung, die versucht hatte, irgendwelche Straßenunruhen hervorzurufen. Seiner Natur entsprechend war Bellarmino der Advokat der Unordnung, und wie es in solchen Prozessen zu geschehen pflegte, in denen die Parteileidenschaften angefacht waren, waren die Gemüter bis zur Siedehitze erregt.

Ein Freund der Angeklagten hatte dem Rechtsanwalt drei gefährliche Briefchen übergeben, die imstande waren, eine im Gerichtssaal anwesende, sehr würdige und hochstehende Persönlichkeit, nämlich den Herrn Staatsanwalt selbst empfindlich zu kompromittieren. In der letzten Sitzung hatte Bellarmino einen wahren Orkan entfesselt mit der Drohung, gewisse Dokumente vorzuweisen, die geeignet seien, die Freunde und Verteidiger der Staatsordnung erröten zu lassen.

Der Staatsanwalt springt auf und ruft: „Bringen Sie diese Dokumente!"

Die Richter schreien: „Heraus mit dem Namen, heraus!"

Anwälte schreien, Angeklagte schreien, das Publikum schreit — es herrscht ein heilloses Durcheinander.

„Jawohl, ich werde morgen die Beweisstücke erbringen, und ihr werdet mit euren goldenen Brillen den Namen lesen, den ihr wünscht. Ihr werdet sehen und mit euren Händen greifen können, ob die Freunde der Ordnung zugleich auch die Freunde der Ehrbarkeit sind!"

So unser nervöser „Kinderschreck".

Neuer Tumult! Die Freunde des Anwalts klatschen Beifall und brüllen „Bravo, bravo!" Der Präsident läßt den Sitzungssaal räumen, die Hölle scheint losgelassen.

Als Bellarmino das Gerichtsgebäude verließ, wurde er fast im Triumph empfangen, weil die Leute wußten, daß er unfähig war, Dokumente zu erfinden, daß er aus guten Gründen so sprach, mit

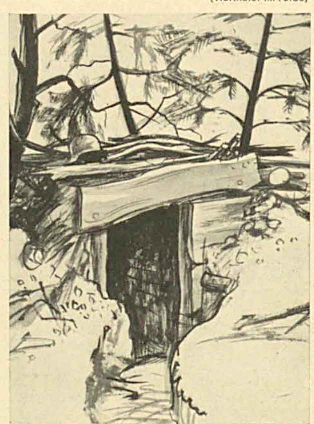
Die Schneiderin (Hanna Nagel)



„Im Film kommen immer hübsche junge Männer zu armen Schneiderinnen — und ich habe hier heroben noch nie jemand anderen gesehen, als Frauen über fünfzig..."

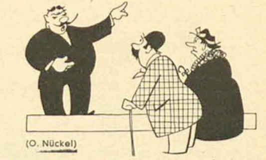
Trümpfen in der Hand. Bellarmino strahlte in seinem ersten Erfolge und sog den Honig des Ruhmes glücklich in sich hinein, und ich glaube, daß er sich mit Hilfe seiner blitzartigen Phantasie bereits als Abgeordneter oder gar Minister sah.
Er läuft schnurstracks nach Hause, sucht die drei berühmten Briefe die er anderntags in die Sitzung bringen muß . . .
Wo sind die Briefe? Wo hat er sie hingelegt? Hat er sie auch wirklich empfangen? Oder hat er's nur geträumt? Da kommt gerade der, der sie ihm gebracht hatte und versichert, daß er sie Bellarmino in die Hand gegeben habe. Richtig — er erinnert sich; er hat sie fortgelegt, hierhin, dorthin, in eine Mappe, in ein Kästchen, nein in die Brieftasche, auch nicht! Die Haare, die schon immer zerzaust sind, richten sich auf wie Schwerter.
Es ist nicht möglich zu denken daß die Briefe gestohlen sein könnten, weil sein Arbeitszimmer kein anderer betritt als er, und er schließt es ab, wenn er ausgeht. Er zweifelt nicht daran, daß sie im Hause seien, dort, unter all den Papieren. Aber es sind ihrer so viele, ein ganzes Gebirge. Wir schlossen uns zu Dritt im Arbeitszimmer ein, und, sicher gemacht durch seine Behauptung, daß die berühmten Briefe sich hier befinden müßten, begannen wir ein regelrechtes Ausgrabungswerk. Um drei Uhr, an einem grauen Dezembertage, fingen wir an. Und man sucht und sucht, dreht hin und her, öffnet, durchblättert Bücher, Akten, Mappen, bewegt Stöße von Papieren, die seit Jahren ruhten, blickt in jede Seite, nimmt hier fort, legt dort hin — in einem wahren Fieber, nicht wegen des Ausgangs des Prozesses, der wie gewöhnlich in nichts zerrinnen würde, als vielmehr um der schlechten Figur willen, die unser Bellarmino vor Stadt und Land machen würde: und man sucht und stöbert — aber die Briefe sind nicht da.
Er fühlt sich bereits als ruinierter Mann! Mit seiner erregbaren Natur wird er beim Suchen immer wilder und wilder, so daß wir ihn schließlich bitten, aufzuhören und seine Hände von den Papieren zu lassen, wir würden besser allein weiterarbeiten. Er solle nur indessen nachdenken, in seinem Hirne stöbern, wohin er wohl jene verdammten Briefe gelegt haben könne.
Bei jedem Umwälzen gab es wunderbare Entdeckungen, wie sie wohl kaum der berühmte Schliemann gemacht hat, als er den Schatz des alten Troja fand. Zwischen Buch und Buch, zwischen Aktenbündel und Aktenbündel kamen ans Tageslicht Krawatten, Pfeifen, Lichtstümpfe, Stiefelknechte, ganze Brote, wohl schon Jahre alt, Strümpfe, eine Nachtmütze, eine Schachtel mit Konfekt noch ungeöffnet, versiegelte Briefe, so wie sie von der Post gekommen waren. Es war schön zu sehen, wie es Bellarmino inmitten aller seiner Bedrängnisse noch möglich war, zu lachen, als er jene Briefe las, in welchen z. B. ein So und So ihn vor drei Jahren zum Mittagessen eingeladen hatte oder ein anderer ihn gebeten, ein Guthaben einzulösen, das Bellarmino vollkommen vergessen hatte.
Inzwischen wuchs die Dunkelheit und machte unser Suchen noch schwieriger und qualvoller. Wir zündeten zwei Kerzen an und nahmen unsere mühselige Forschung wieder auf.
„Zerreißt den ganzen Rest aber schafft mir meine Briefe!" schrie der arme Junge mit einer Stimme, die ans Herz greifen konnte. „Wenn ich sie nicht bis morgen früh finde, schieß ich mir eine Kugel vor den Kopf."
Es war nicht möglich, mit einem solchen Temperament zu lachen oder zu scherzen. Zu allem Überfluß drangen auch noch die aufreizenden Schreie der Zeitungsverkäufer zu uns herein, die durch die Straßen riefen: R-i-i-i-esenprozeß und R-i-i-i-esenverteidigungsrede des Rechtsanwaltes Bellarmino! Die Leute rannten, um sich die Blätter zu kaufen, in denen in lebhaften Farben der geräuschvolle und skandalöse Zwischenfall beschrieben wurde, die Redeschlacht zwischen Staatsanwalt und Rechtsanwalt, der Triumph des jungen Redners, eine Hoffnung der Anwaltschaft — o nein, des ganzen Landes — ein neuer Mirabeau, Schildträger der Freiheit gegen die Partei der Tyrannei usw. usw.
Man kann sich leicht vorstellen, welche Gärung, welche Erwartung auf den kommenden Tag diese übertriebenen Zeitungsberichte vorbereiten mußten und wieviel Leute herbeieilen würden, um den neuen Mirabeau zu sehen und zu hören . . . und inzwischen ließen sich diese vermaledeiten Briefe nicht finden! Dieses Mal wurde die Ordnung gerettet durch die Unordnung.
Während die Stunden fruchtlos verstrichen, wurde

Unterstand (Vierthaler im Felde)



das Gesicht des armen Mannes immer grünlicher. Die politischen Freunde, die von dem Falle gehört hatten, kamen in Scharen, um zu erfahren, was an der Sache Wahres wäre.
Dieser fluchte, jener bebte, ein dritter ballte die Fäuste. Bellarmino, eingekeilt inmitten dieser Verzweifelten, glich dem Herzog von Atene, als er von der Bevölkerung von Florenz vertrieben wurde. Aber schließlich erweckte er doch ein tiefes Mitleid auch bei den Wildesten. Um Mitternacht hatte er ein heftiges Fieber, sein Kopf brannte, er fing an, verworrene Dinge zu reden und wie ein Besessener um sich zu schlagen.
Man nahm ihn und packte ihn ins Bett. Der Arzt wurde gerufen und stellte eine gefährliche Gehirnentzündung fest.
Diese war für den Augenblick seine Rettung. Der Prozeß wurde vertagt, da — aus durchaus gerechtfertigten Gründen — der Verteidiger fehlte, und wie es damals bei solchen erkünstelten Geschichten zu gehen pflegte, fiel er nach und nach in sich zusammen. Bellarmino blieb wohl einen guten Monat lang im Bett, und einen zweiten verschleppte er noch mit der Rekonvaleszenz. Eines Tages ließ er mich rufen, um mir zu sagen: „Weißt du, ich habe eine seltsame Vision gehabt. In einem lichten Augenblick, zwischen Schlaf und Erwachen, in der Morgendämmerung, habe ich mich erinnert, daß ich selbst jene berühmten Briefe, rate mal wohin ... in das Futter meines Hutes gesteckt habe."
Bei diesen Worten stürze ich davon und suche sogleich seine schöne Angströhre; ich bringe sie ihm, wir betrachten sie miteinander, aber die Briefe sind nicht darin.
„Du hast geträumt."
„Entschuldige, dieses ist nicht mein Hut", ruft Bellarmino aus, als er ihn im Lichte des Fensters hin und her dreht. „Der meine war nagelneu, eigens für jene Verhandlungen gekauft, dieser hier hat aber schon manches Jährchen seinen Dienst getan."
Es war nicht das erstemal, daß Bellarmino den Hut eines andern erwischt hatte, und dies ereignete sich namentlich im Wartesaal des Gerichts, wo die Beamten ihre Sachen ablegen.
„Ich werde gehen und nachsehen", sage ich, nehme den falschen Hut und laufe zum Gericht, den richtigen zu suchen.
Der Portier scheint bereits im Bilde zu sein.
Er bittet mich, einen Augenblick zu warten, nimmt den alten Hut, geht in ein nahegelegenes Zimmer, und fünf Minuten später kehrt er mit dem neuen zurück.
Ich lüpfe den Lederstreifen, der den inneren Kreis umgibt und finde richtig bläuliches Briefpapier, das Bellarmino hierher getan hatte, um die Weite des Hutes etwas zu verringern. Ich überlese flüchtig die Blätter, schaue nach der Unterschrift, und wirklich ist es jener Name, jener schreckliche Name der hohen Persönlichkeit, dessen Anblick den Herrn Staatsanwalt auf seinem Richterstuhle erbleichen lassen und der Partei der bürgerlichen Ordnung in die Glieder fahren sollte.
„Entschuldigen Sie, werter Herr", sage ich zum Portier ihm ein kleines Trinkgeld in die Hand drückend, „wer hat inzwischen diesen Hut getragen?"
„Seine Exzellenz der Herr Staatsanwalt ...", antwortet in seiner gemessenen Art der seriöse Portier.
Als Bellarmino erfuhr, daß die Briefe, die bestimmt waren den Herrn Staatsanwalt in die Luft fliegen zu lassen, ausgerechnet auf seinem Kopfe spazieren getragen worden waren, blickte er mich eine Weile mit verglasten Augen an. Dann lehnte er seinen Kopf gegen den Sessel und begann zu lachen mit einer solchen Herzhaftigkeit, daß er sich sein ganzes Leiden dadurch hinweglachte. Dann sagte er: „Ich sehe ein, daß ich nicht zum Anwalt tauge. Ich werde mir eine Anstellung suchen. Was meinst du dazu?" — „Ja, du scheinst mir der geborene ... Archivar zu sein!" Bellarmino sucht noch immer eine Anstellung, bei der es nicht nötig ist, seine Sachen in Ordnung zu halten.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

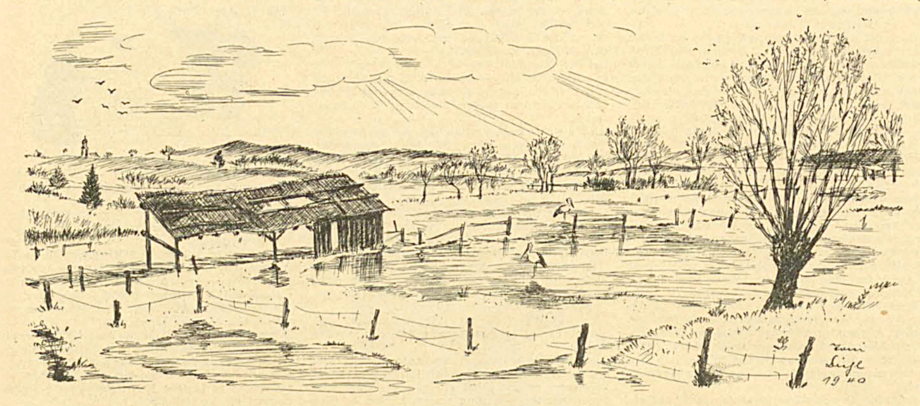

(O. Nückel)

Herr Schachleitpointner steht — auf nicht ganz sicheren Beinen — mit seiner besseren Hälfte vor einer Praterbude.
„Net g'nua kannst kriegen!" grollt Frau Schachleitpointner. „Ansaufen muaßt di wia a Badschwamm, wann's d' amal in a Wirtshaus gehst!"
„Vergunnst mir's leicht net? Vergunnst mir ka Vergnügen net?" brummt Herr Schachleitpointner.
„Sag i leicht was, wann du daham in ganzen Tag dein Nabel auf'n Fensterbrettl riebeln tuast und auf de Gassen abischaust? Hör liaber zua, was der Rekommandeur sagen tuat!"
„Meine Herrschaften!" ruft der Ausrufer. „Herrrrreinspaziert! Heute sehen Sie, was Sie noch nie gesehen haben! Enigmarelli, der große Magier, wird sich erlauben, eine Dame aus dem Publikum verschwinden zu lassen! Herrrrreinspaziert! Soeben beginnt die Vorstellung!"
Da schaut Herr Schachleitpointner die keifende Gattin an und sagt entschlossen: „Alte — geh eini!"

Ein vierjähriger Bub hatte mit seiner Mutter in die Kirche gehen dürfen. Auf dem Hinweg hatte sie ihn ermahnt und ihm gesagt, er müsse sich ganz ruhig verhalten. Es ging auch alles nach Wunsch, bis der Pfarrer auf die Kanzel stieg. Da hörte die Mutter zu ihrer Verzweiflung die laut an sie gerichtete Frage: „Du, Mama ist das der liebe Gott der jetzt auf'n Balkon steigt?"

Die ersten Störche

(Toni Bichl im Felde)



EINE TASSE TEE

VON HJALMAR SÖDERBERG

Es wird behauptet, daß man in manchen Ländern ein gut Teil seines Ansehens einbüßt, wenn man dort Branntwein und dergleichen Getränke öffentlich zu sich nimmt. Nun, jedes Land hat seine Sitten. Mir ging es gestern abend ziemlich schlecht, weil ich in einem Stockholmer Kaffeehaus eine Tasse Tee trinken wollte... Ja, es ist eigentlich belanglos, was für ein Kaffeehaus das war.

Die Sache ist die, daß ich gegenwärtig damit beschäftigt bin, die letzte Hand an einen zweibändigen Roman zu legen. Es fehlt nur noch das letzte Kapitel, und ich hatte mir vorgenommen, das gestern zu schreiben. Ich stand daher um acht Uhr in der Früh auf, setzte mich, fiebernd vor Dichtereifer, an den Schreibtisch und begann: „Die Oktoberdämmerung senkte sich immer dichter über die Stadt, während ein dünner Herbstregen..." Soweit war ich gekommen, als das Telefon klingelte. Es war ein Freund von mir, der sich Geld von mir borgen wollte — eine Kleinigkeit, ein paar Kronen —, die er aber gleich benötigte. Ich konnte es ihm natürlich nicht abschlagen, und da ich im Augenblick niemand hatte, den ich hätte schicken können, mußte ich selbst gehen. Ich ging also — und auf dem Rückweg blieb ich am Jakobsmarkt wie gewöhnlich vor Silvander stehen, um mir eine neue Sorte Handschuhe anzusehen. Als ich mich umwandte, um meinen Weg nach Hause fortzusetzen, stand ich einem anderen meiner Freunde gegenüber. Er fragte mich, ob ich ein Glas Wermuth trinken und eine Partie Schach mit ihm spielen wollte? „Danke, gerne, alter Junge", erwiderte ich bedenkenlos, denn ich hatte völlig auf meinen Roman vergessen. Und als ich mich im nächsten Augenblick wieder daran erinnerte, hatte ich nun einmal schon ja gesagt und konnte nicht mehr zurück — das hätte zu wankelmütig ausgesehen. Also gingen wir zu ihm nach Hause, frühstückten, tranken Wermuth und spielten bis elf Uhr abends Schach. Dann verabschiedete ich mich von ihm und ging mit dem unerschütterlichen Vorsatz, meinen Roman zu Ende zu schreiben, heimzu...

Und jetzt fängt die eigentliche Geschichte an. Also hört zu:

Ich hatte ungefähr zehn Minuten bis nach Hause. Als ich den halben Weg zurückgelegt hatte, merkte ich, daß ich müde und ein wenig schläfrig war. Daraus zog ich unwillkürlich den Schluß, daß es mit dem Schreiben vermutlich nicht gut gehen würde, wenn ich jetzt nach Hause ginge und mich in diesem Zustand an den Schreibtisch setzte.

„Gleich hier rechts gibt es ein gemütliches kleines Café-Restaurant", sagte ich zu mir selbst. „Wenn ich da hineingehe und eine große Tasse starken Tee trinke und dann nach Hause gehe und schreibe, dann muß das Schlußkapitel meines Romans ausgezeichnet werden."

Ich ging also hinein. Drinnen saß das schwedische Volk wie gewöhnlich und trank Punsch. Ein einziger kleiner Tisch war frei, und der stand mitten im Raum. Ich ließ mich dort nieder. „Kann ich eine Tasse Tee haben?" sagte ich zur Kellnerin. Da wurde es totenstill im ganzen Raum. Rings um mich saß das schwedische Volk mit dickem Bauch und rosigen Wangen und trank Punsch. Und in regelmäßigen Zwischenräumen stießen die Leute die Gläser zusammen und riefen: „Jetzt trinken wir ex!"

Als ich aber meine Tasse Tee bestellte, wurde es ganz still im Raum. „Eine Tasse Tee?" fragte die Kellnerin mit unsicherem Tonfall.

„Ja", erwiderte ich. „Eine Tasse Tee."

„Bitte, nur eine Tasse Tee? Wünschen Sie nicht auch Brot und Butter? Und Kognak oder Bier? Und Punsch?"

„Nein, danke", antwortete ich freundlich. „Ich möchte nur eine Tasse Tee."

„Sofort", sagte die Kellnerin. Man starrte mich von allen Seiten an. Eine Minute lang sprach niemand ein Wort. Dann redete man ringsum nur von mir, und ich verstand einiges von dem, was gesprochen wurde:

„Das ist ein verrückter Ausländer", sagte einer.

„Pfui Teufel, wieviel Heuchelei und Scheinheiligkeit es heutzutage gibt", meinte ein anderer.

„Er ist besoffen und möchte gerne nüchtern werden", sagte ein dritter.

„Wie kann man nüchtern werden wollen, wenn man besoffen ist!" erklärte ein vierter.

Die Kellnerin kam mit meinem Tee. Ich bezahlte sogleich und gab ihr eine Krone Trinkgeld, damit sie nicht glauben sollte, ich tränke aus Geiz Tee oder weil ich nicht die Mittel hätte, Punsch zu trinken.

Aber ich kam nicht dazu, meinen Tee zu trinken. Ich saß ganz bescheiden und friedlich da, rührte ihn um und war bemüht, durch mein Benehmen meinen Nachbarn klarzumachen, daß ich ihnen nichts zuleide tun wollte... als ein alter Studienfreund aus Upsala, den ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, plötzlich vor mir stand und mich und meine Tasse Tee unverwandt anstarrte.

„Bist du's wirklich?" rief er ergriffen aus. „Und du willst dieses Zeugs da trinken?"

„Ja", erwiderte ich eingeschüchtert.

„So, dahin ist es also mit dir zu guter Letzt gekommen. Das ist ja schrecklich."

Ich glaubte, er scherzte und versuchte im gleichen Ton zu antworten.

„Mir scheint gar, du möchtest witzig sein", sagte mein früherer Kollege. Und jetzt merkte ich erst, daß er sternhagelbesoffen war.

Ohne Umschweife vertraute er mir dann an, er hätte mich eigentlich von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an nie ausstehen können. Er hätte es gleich herausgehabt, daß ich ein unmöglicher Mensch wäre, oder wenn ich wünschte, daß er sich deutlicher ausdrücken sollte: ein Schweinehund. Er hätte sich schon immer nach einer passenden Gelegenheit gesehnt, mir das sagen zu dürfen: und nun hätte er es einmal ausgesprochen!

Mein alter Kollege hatte sich mehr und mehr erhitzt. Zum Schluß brüllte er so, daß man es im ganzen Raum hören konnte. Alle lauschten begeistert, und der Oberkellner kam unter die Tür. Er war ein großer, hochroter Mann. „Was gibt es da?" sagte er mit einer gewissen Drohung in seiner Stimme und sah sich im Kreise um.

Da zeigten alle auf mich und riefen im Chor: „Es ist nur der Herr, der dasitzt und sich unverschämt benimmt!"

Einen Augenblick später befand ich mich auf der Straße... Und was meinen Roman angeht, so gedenke ich ihn heute fertigzuschreiben.

(Aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil)

Manche Männer

Von Paula Sack

Manche Männer wissen sich kaum zu retten,
die haben die Weiber noch und noch,
aus allen Ständen, niedrig und hoch,
das hängt an ihnen schier wie die Kletten.

In Leidenschaft wild ist diese entbrannt.
Jene zielt seriös auf den Trauungsakt.
Die hält ihn bei seiner Ehre gepackt.
Eine andere appelliert an seinen Verstand.

Nummer fünf möchte Seelenhochzeit begehn,
nennt Liebe ein Blütenbäumelein
und fällt herab als Träumelein.
Eine sechste endlich will Barmittel sehn.

Die Meute balgt sich auf seinem Rücken,
das rauft sich die Haare und telephoniert,
das droht mit Selbstmord und depeschiert,
wie die bewußte Tüte Mücken.

Solche Männer leben in Angst und Schrecken.
— Einen Brief! Einen Kuß! Ein Geld!! Einen Sohn!!! —
Am Ende fliegen sie auf und davon.
Der Mann wächst leider nur mit seinen höhern Zwecken.

Bullitt baß erstaunt

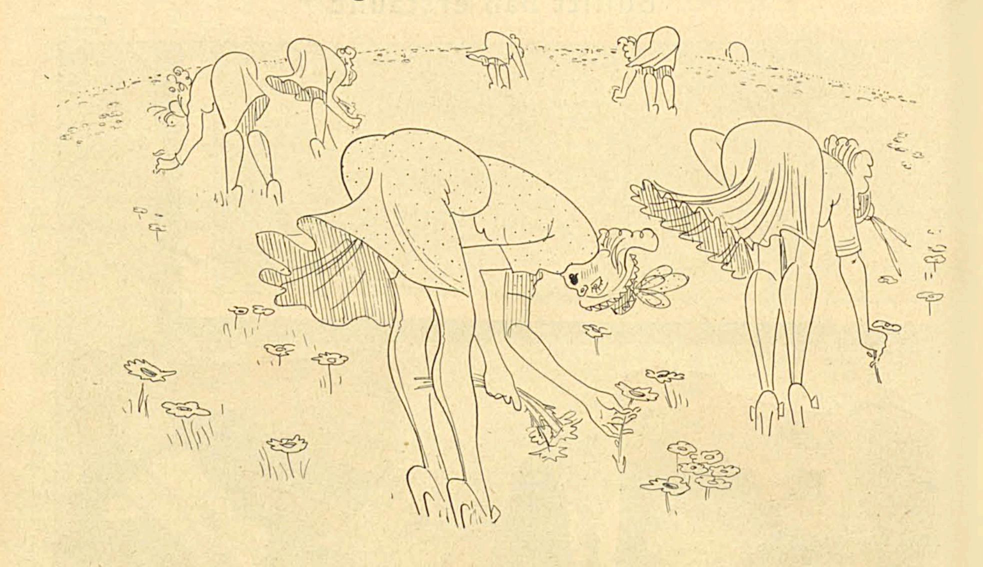
(E. Thöny)



„Ich verstehe die Aufregung der Deutschen über diese Dokumente nicht. Sie sagen doch immer selbst, daß wir das Land der unbegrenzten ¦Möglichkeiten sind!"

Die schöne Frühlingswiese

(Fr. Bilek)



DER TRUNK NACH MITTERNACHT

VON ERNST HANDSCHUCH

Eine halbe Stunde noch saßen die jungen Burschen über Feierabend, dann aber wurde der Wirt ängstlich und wies sie fast barsch hinaus. Schimpfend und fluchend zogen sie, denen der Wein eben in den Kopf gestiegen war, ab.

Die Nacht, der nur die Sterne gehörten, war lau. Still und schlafend lag das Dorf. Die milde Luft strich verführerisch über Gesicht und Hände und weckte in den Herzen der vom Trunke Angerührten verborgene Sehnsüchte.

„Ich kann noch nicht schlafen gehen", meinte Georg, der Stallschweizer.

„Wenn Pankraz bei uns wäre, hätten wir Wein genug. Aber so...", seufzte der lange Bertel, dem die Dorfschmiede gehört.

„Es kommt nur darauf an, ob ihr Schneid habt. Denn den Weg zu seinen Fässern weiß ich haargenau", lachte der Küfersjosef und schritt langsam die Hauptstraße hinab. Seine Zechkumpane zögerten eine Weile, dann jedoch eilten sie ihm spornstreichs nach.

„Wir gehen um das Dorf herum, damit uns der Polizeidiener nicht sieht", riet Georg.

„Angsthas", polterte der Küfer.

„Er hat recht", lenkte Bertel ein. „Wir kommen dann auch bei uns vorbei und holen einen Eimer, oder willst du den zum Wein dazu stehlen, Seppl?"

Der brummte einige unverständliche Worte, folgte indes willig den beiden, als sie den Weg zur Schmiede einschlugen.

Von dort aus ist es nicht mehr weit ins Feld, und schon der nächste Wiesenpfad führt um die Schloßmauer im Bogen zurück ins Dorf. Die Hunde des Grafen bellten kurz und hart, beruhigten sich aber bald wieder. Hie und da klirrte der Eimer, und Bertel, der ihn unterm Arm trug, drückte den Henkel fester an den Rand.

„Wär' alles nicht nötig", knurrte der Küfersjosef böse. Doch als sie an der katholischen Kirche vorüberkamen, bekreuzigte er sich demütig, und der Stallschweizer, der den Glauben mit ihm teilt, tat es ihm nach.

Es schlug eins, als sie vor der weitläufigen Hofreite standen, die Pankraz' Vater gehört. Rasch schwang sich der Küfer über das hohe Tor, löste leise den Querbalken und öffnete die schweren Flügel in schmalem Spalt, durch den sich sogleich Bertel und Georg schoben. Über den holprigen Hof ging es hinweg, am Stall vorbei, in dem die Pferde verloren stampften und eine Kuh gar schwer schnaufte.

Die Kellertür liegt an der Innenseite der Scheuer, die, hart an das Wohnhaus grenzend, das Hufeisen des Anwesens schließt. Der Schmied reichte dem Schweizer den Eimer und hob das schwere deckende Holz. Flugs sprang der Küfer die steinernen Stufen hinab und tastete sich über den lehmgestampften Boden hin zu den Fässern. Zwei, drei Male pfiff er wie eine Maus, dann hatte sich auch Georg zu ihm gefunden, und der Wein strömte glucksend aus dem Spund.

Als der Eimer voll war, pirschten sie sich vorsichtig zurück. Der Küfer hatte ihn bereits dem Schmied gereicht, da stieß Georg, der stets vom Pech verfolgt ist, mit den Füßen einen an der Wand lehnenden länglichen Zuber um. Es setzte ein dumpfes, rollendes Gepolter, und kaum hatte der Taps den Keller verlassen, als es im Wohnhaus Licht gab. In hurtigem Lauf rannten die drei über den Hof und schlüpften durch den Torspalt. Wohl war der Wein etliche Male übergeschwappt, aber es war, wie sie später im Lichte der Rathauslaterne feststellten, reichlich genug darin geblieben. In dem Schatten eines alten Torgewölbes verschnauften sie sich. Nichts regte sich.

„Kamel", befreite sich der Küfer. „Das nächste Mal gehe ich allein." Dann schlich er sich prüfend auf die Straße und winkte seinen Genossen. Sie schlugen den Weg zum Friedhof ein und folgten alsdann dem Pfad am Berghang, der das Dorf unter sich läßt, südwärts. An der Stelle, wo er in ein schmales Tal mündet, stiegen sie hinab.

„Getrunken wird er im Pankraz seiner Gartenhütte. Denn wenn er uns wirklich sucht, dort bestimmt nicht."

„Bist doch ein schlauer Kerl", lobte Bertel den Küfer.

„Den Zuber hätt'st auch du umschmeißen können. Und wer weiß, ob du ihn selber nicht so blöd hingestellt hast", entschuldigte jetzt Georg sein Mißgeschick.

Doch da waren sie am Ende des Hohlweges angelangt, und die gesuchte Hütte hob sich schwarz aus der Nacht. Der Küfer stieß den Riegel des eisernen Pförtchens klirrend zurück, ließ seine Kameraden vorangehen und riegelte wieder zu. Als er in das geräumige Gartenhaus trat, hockten die zwei schon auf der Bank und tranken. Kaum war der Eimer jedoch einmal die Runde gegangen, als plötzlich der Riegel von neuem klirrte und das Pförtchen abermals quietschte.

„Das ist der Pankraz", zischte der Schmied, griff den Längsbalken der Hütte und schwang sich

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Abendgebet des Türken

(Erich Schilling)



„Allah bewahre mich vor meinen Freunden!"

hinauf. Schnell reichte ihm der Küfer den Eimer und folgte ihm. Der Stallschweizer war der letzte, der das rettende Holz erklomm. Eng aneinandergeschmiegt saßen sie nun auf der Stange, wie die Schwalben auf den Drähten, wenn es herbstelt. Schier wagten sie es nicht, zu atmen, und sie verhielten sich stiller noch, als sie gar zwei Schritte hörten.
Zuerst betrat der Pankraz die Hütte. Er tat es ruhig und ohne sich umzuschauen. Ihm aber folgte zögernd ein Mädchen. Es war das Bärbele, das im Haus gleich neben der Schmiede wohnt. Sie setzten sich auf die Bank, und der Pankraz steckte ihr eine Rose ins Mieder. Dann nahm er ihren Kopf zärtlich in die Hände und küßte ihren Mund.
Die drei auf dem Balken blickten sich fragend an. Was blieb ihnen zu tun? Sollten sie sich entdecken und also rauh schreckend das liebende Beginnen unter ihnen stören?
Der Schmied, der das Bärbele auch in sein Herz geschlossen hatte, krallte sich fester in das Holz. Doch als der Küfer sich bemerkbar machen wollte, preßte er ihm die Hand hart vor den Mund. In der Ecke hockte Georg, den Eimer zwischen die Beine geklemmt.
Das Bärbele wehrte sich tapfer genug, erlag aber schließlich den betörenden Worten und bittenden Liebkosungen des Ponkraz. Klagend schrie ein Käuzchen, und die Weindiebe, die es kalt und heiß überlief, starrten hilflos in das dunkle Gebälk.
Ihre Erstarrung hielt noch an, als die Liebenden längst schon aufgebrochen waren und das Pförtchen kreischend sich wieder geschlossen hatte.
Endlich glitt der Küfer hinab. Der Schweizer gab ihm den Eimer und sprang zu ihm. Mit tiefen Schlücken tranken sie; denn vergebens wußten sie nicht, wem Bertels heimliche Liebe gehörte.
Der Schmied stöhnte, als er sich neben sie setzte und sie stumm um den Eimer bat. Fast trank er ihn leer.
Der Tag kam schon grau auf, als sie die Hütte verließen. Und mit dem Druck ihrer Hände, die sie sich, immer noch schweigend, reichten, ließen sie das, was sie an Lust und Leid zersprengend barg, als ein stummes Vermächtnis zurück.

Kleinstadt

(Wilhelm Schulz)



Ist eine Stadt auch noch so klein,
Wird sie doch voller Leben sein,
Wie in der großen geht's dahin
Im ernsten und im frohen Sinn.

Bringt Sorg' es oft und Müh' und Plag',
Gibt es dazu manch guten Tag,
Der Herz und Seele neu belebt,
Daß heiß man hofft und liebt und strebt.

Nützt manchem Alten das nichts mehr,
Er bleibt dabei nicht freudeleer
So lange er des Abends dann
Beim Schafkopf stellt noch seinen Mann.

Wilh. Schulz

München, 28. April 1940
45. Jahrgang / Nummer 17

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

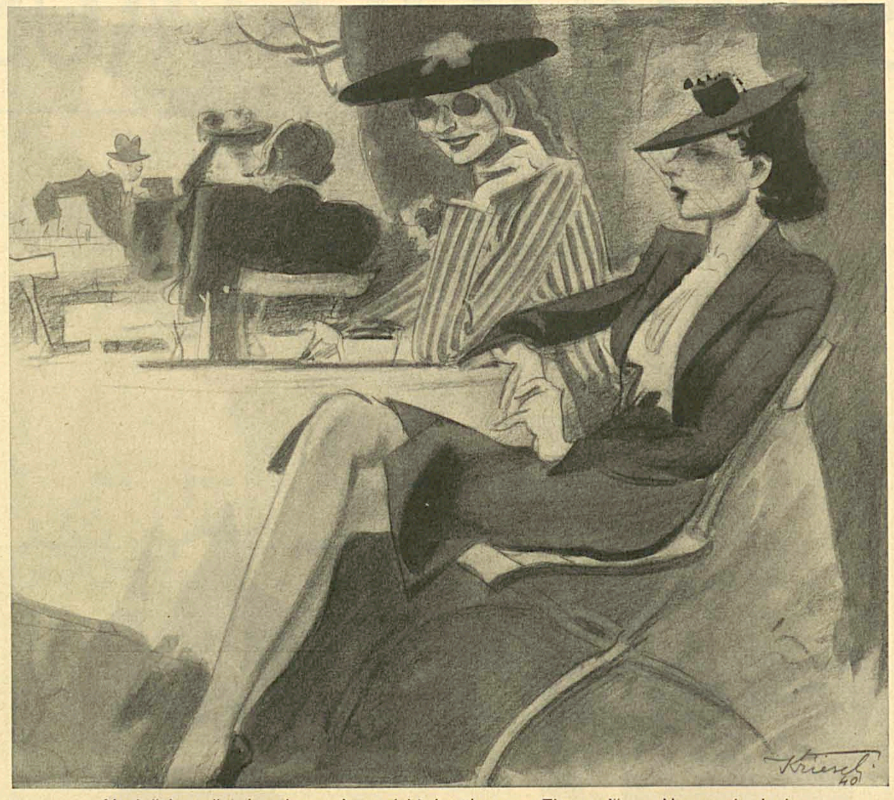
Verzweiflung in London - Disperazione a Londra

(O. Gulbransson)

„Zerbrichst du deinen Regenschirm, zerknicke ich meine Zigarre!"
"Se tu spezzi l'ombrello, io stritolo il sigaro!„

Die Kurzsichtige - Quella dalla vista corta

(R. Kriesch)



„Nach links sollst du schauen, Inge, nicht da rüber zum Eingang!" — „Aber warte doch, Wera, ich fang doch nur unauffällig rechts an, wenn es links was zu sehen gibt!"

Vera: "A sinistra devi guardare, no laggiù all'entrata„ — Inge: "Aspetta un po', io comincio sempre pian piano da destra, quando a sinistra c'è qualcosa da guardare!„

DAS WIEDERSEHEN

Ich habe Lisa lange nicht gesehen. Wenn ich mir's recht überlege, sind es Jahre her. Ich habe sie sogar eigentlich vergessen. Aber ich muß schon sagen, Lisa war ein entzückendes Mädchen und sie hatte Reize überall. Ich habe Lisa seinerzeit ganz erheblich geliebt.

Warum ich gerade auf Lisa komme? Das will ich Ihnen sagen. Heute morgen traf ich sie wieder. Ach was heißt das: ich traf sie wieder? Das ist ja gar kein Ausdruck für das, was mir heute morgen mit ihr geschah.

Haben Sie schon einmal erlebt, daß eine alte Freundin zu Ihnen sagt: „Die Karte, mein Herr!" Bis zum heutigen Morgen habe ich das auch nicht erlebt.

Lisa stand an der Bahnsperre und forderte mir meine Karte ab. Sie war vollauf dazu berechtigt, denn sie hatte lange dunkle Hosen an, einen Uniformrock mit blanken Knöpfen und schief auf den Kopf gedrückt ein Käppchen.

Lisa sah reizend aus. Lisa war voll erblüht und alle Knospen sprangen. Sie erkannte mich auch und sagte noch einmal: „Die Fahrkarte, mein Herr", und dabei lächelte sie wie damals. Ich habe noch niemals einen Eisenbahnbeamten so lächeln sehen.

Sie nickte mir sogar zu. Ich wußte bis heute nicht, daß Beamte so zunicken können. Ich kann nicht sagen, welchen Gruß ich wählte. Ich machte allerlei unbestimmte Bewegungen und es entstand ein kleines Gedränge an der Sperre. Lisa sagte: „Bitte weitergehen".

Und ich ging weiter, voll von Erinnerungen. Aber — ich weiß, ich hätte nicht den Arm um den Hals des Bahnbeamten legen können und sagen: „Gib mir einen Kuß und dann wollen wir zum Weinbauern essen gehen". Nein, so etwas habe ich noch nie bei einem uniformierten Bahnbeamten gemacht. Es liegt mir nicht.

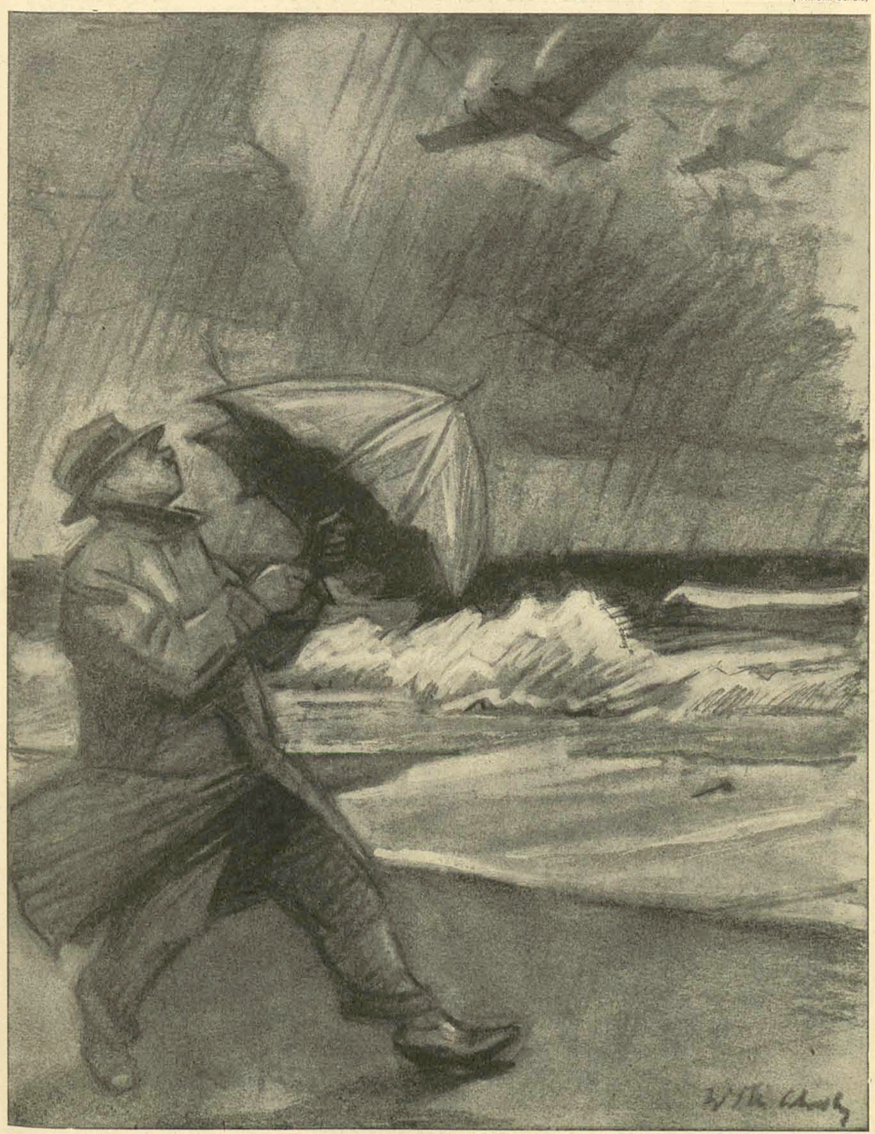
Foitzick

Wir machen die Freunde des „Simplicissimus" in Italien darauf aufmerksam, daß von jetzt ab die Hauptbilder auch mit italienischem Text erscheinen. Es ist ihnen dadurch Gelegenheit geboten, ihren italienischen Bekannten den „Simplicissimus" näherzubringen und das altbekannte und gerngelesene satirische Blatt in ihren Kreisen zu verbreiten.

Rendiamo noto agli amici del "Simplicissimus" in Italia, che d'ora innanzi i disegni principali appariranno anche con il testo italiano. Con ciò viene offerta loro l'occasione di far conoscere agli amici italiani il "Simplicissimus" e di diffondere il ben noto e ricercato foglio satirico.

Aprilwetter an Englands Küste
Tempo d'aprile sulle coste d'Inghilterra

(Wilhelm Schulz)



„Kaum hat man sich ein bißchen herausgetraut und schon muß man wieder Unterschlupf suchen!"
"Appena ci si è azzardati un po', che giàbisogna cacciarsi di nuovo in qualche posto!„

Späte Einsicht - Troppo tardi!

(K. Helligenstaedt)



„Na, kommen unsere Verehrer immer noch nachgestiegen?" — „Nein, Gina, es hätte dir eine Wegkreuzung eher einfallen müssen, die Steinchen aus dem Schuh zu holen!"

"Vengono ancora sempre dietro, quei pretendenti?„ — "No, Gina, ci avresti dovuto pensare un crocevia prima, a levarti i sassolini dalle scarpe!„

DIE KRÄFTE DES WÜNSCHENS

VON KÄTE BIEL

Für Tilla war es ein Abenteuer, eine erregende Reise ins Ungewisse, mit dem Vorsatz, eine bestimmte Sache zu erwerben, zum Einkaufen zu gehen; denn zwischen Aufbruch und Ziel konnten sich Morgenschuhe in Abendkleider und Blumentöpfe in Bügeleisen wandeln, und so war es Georg völlig selbstverständlich, daß statt einer Küchenuhr die „Kräfte des Wünschens" ins Haus kamen. Immerhin betrachtete er das umfängliche Werk skeptisch. „Ob du dadurch nun glücklicher wirst?"

„Ich hoffe es!" sagte Tilla leidenschaftlich. Sie hantierte mit Hackfleisch und Gewürzen, denn Kohlwickel, billig und sättigend, sollten den Magen des geliebten Mannes füllen. „Ich hab' schon drin geblättert. Man stellt sich eine Sache konzentriert vor, und dann bewirken Feinkraftstrahlen aus dem All die Erfüllung des Wunsches!"

Georg blickte die werdenden Kohlwickel entschlußfreudig an, ehe er hinausging.

Als Tilla später im Eßzimmer erschien, war er sehr enttäuscht. „Entweder taugt das Buch nichts oder aber meine Kräfte des Wünschens reichen nicht aus, Kohlrouladen in Schnitzel zu verwandeln!"

„So direkt geht das nicht!" sagte Tilla freundlich. „Wenn ich beispielsweise jetzt endlich einen neuen Schirm für die Couchlampe haben will, muß ich mir ganz innig und zuversichtlich wünschen, daß du bald von der Notwendigkeit dieser Neuanschaffung überzeugt sein mögest!"

Georg begann genußvoll zu speisen. „Kohlwickel gelingen dir immer besser. Diese sind ausgezeichnet!"

„Ich habe gestern einen im Schaufenster gesehen", sagte Tilla unbeirrt, „blaßgelb, gefaltet und mit blauem Band durchzogen —"

Damals, als der rosa Lampenschirm als Hochzeitsgeschenk auftauchte, hatten sie ihn gemeinsam abscheulich gefunden, und Georg hatte Mißbilligendes über die Fantasie älterer Damen gesagt und deren Neigung, die Wohnung jüngerer Anverwandter mit rosa Lampenschirmen und womöglich noch gleichfarbenen Schlafzimmerampeln auszurüsten, und er hatte den Willen zur Klarheit und den gänzlichen Verzicht auf schönfärberische Illusionen gepriesen. Inzwischen aber hatte er sich an den friedlichen Schimmer gewöhnt. Zwei Jahre gemeinsamen Lebens, dachte Tilla (und hatte keine besondere Lust, noch weiter viel über dieses Faktum nachzudenken), hatten ihn reif gemacht, aus der Helle und Klarheit in die zärtliche rosa Lüge zu flüchten?

Tilla räumte den Tisch ab. „Er ist wirklich ganz entzückend! Aus schwerer Seide, blaßgelb, und —"

„Der Goldfisch muß frisches Wasser haben!" sagte Georg versonnen, und machte sich an die Arbeit.

Voriges Jahr hatte Tillas kleiner Bruder ihnen zwei Goldfische (angeblich Fisch und Fischin) mitgebracht, von denen einer bald gestorben war. Das junge Ehepaar kam sich mit dem überlebenden Teil ein bißchen belästigt vor, aber wenn man auch den heimlichen Wunsch hatte, er möge sterben, so fütterte und pflegte man ihn pflichtbewußt und entdeckte mit der Zeit, daß selbst so etwas Kühles wie ein Goldfisch Menschenwärme an sich binden kann. Sie mochten ihn dann nicht mehr missen, und es war keine Rede davon, ihn etwa Weihnachten zusammen mit dem Karpfen als Goldfisch blau mit Meerrettich anzurichten.

Während Tilla hingegeben in dem magischen Werk las, pfiff Georg dem Goldfisch muntere Lieder vor. „Er besitzt sehr viel natürliche Klugheit! Das hat er doch gelernt: wenn das Papier mit den Ameiseneiern knistert, kommt er sofort an die Oberfläche!"

„Die Glanzleistung, daß er sich benimmt wie Papas Hektor und dir die Hausschuhe apportiert, wird dir bei einem Goldfisch doch nicht gelingen! — Übrigens hast du viel zuviel Wasser in den Hafen getan! Da kann er ja beinahe glatt heraus- und ins Leere schwimmen!" stellte Tilla fest.

Georg griff nach der Zeitung. „Je mehr Flüssigkeit, desto wohler fühlt er sich!"

Tilla saß auf der Couch, unter dem rosigen Licht des gehaßten Schirms. „Das Buch ist fabelhaft! Schade, daß du so gar keine Aufnahmebereitschaft für diese Dinge besitzt!"

„Für jeden Wunsch gibt es dreierlei Möglichkeiten. Entweder geht er ganz in Erfüllung, oder gar nicht, oder teilweise. Die Sparte ‚Gar nicht' funktioniert am besten. Und daran wird auch jedes noch so gut gemeinte Buch nichts ändern können!"

Am nächsten Morgen stellte sich etwas Schreckliches heraus. Der Goldfisch lag tot auf dem Teppich. Bei einem seiner munteren Sprünge war er herausgeraten aus der Welt, in der er einzig atmen konnte.

Tilla schrie auf. Georg blickte erschüttert. „Tu ihn weg!" Er ging niedergeschlagen in das Schlafzimmer zurück. Ein gestorbener Goldfisch, so harmlos und rührend er aussah, schreckte ihn ab. Das war eben kein Nahrungsmittel, dem man mit kalter Sachlichkeit wie einer Portion Seefisch gegenübertreten konnte. Tilla nahm mittels einer Serviette den Kadaver vorsichtig hoch, schleuderte ihn dann aber doch, von einem plötzlichen Unbehagen ergriffen, wieder in das Wasser zurück, wo er starr und eilig untersank.

Während des Frühstücks setzten sie sich so, daß sie den schimmernden Leichnam nicht sehen konnten, und Georg, schuld an dem Tode des Verhätschelten, machte aus lauter Bedrücktheit zynische Bemerkungen. „Jetzt mußt du die Feinkraftstrahlen aus dem All einschalten! Wünsch' ihn dir lebendig!"

Als Georg am Abend sein Heim wieder betrat, führte ihn Tilla mit funkelnden Augen an das Goldfischglas. „Er lebt!"

Zuerst glaubte Georg, man wolle ihn listig mit einem neugekauften Insassen täuschen. Aber es war der gleiche. Drei weiße Pünktchen am Bauch und sofortiges Herbeischwimmen beim Knistern der Ameiseneiertüte.

„Ich hatte es mir ganz konzentriert gewünscht!" sagte Tilla glücklich.

„Fische haben bekanntlich eine zähe Konstitution. Er ist also nur betäubt gewesen!" sagte Georg und streute dem Wiedererstandenen Futter.

„Er war richtig tot!" beharrte Tilla, und ein fanatischer Zug grub sich um ihren Mund. „Von jetzt an werde ich mir alles Mögliche wünschen!"

„Zuerst also mal den gelben Lampenschirm!" schlug Georg vergnügt vor.

Tilla blieb ernst. Während des ganzen Abends heimste sie Anweisungen zur Wunschkraftentfaltung ein und war überaus sanft und friedfertig, wenn auch nicht zur Unterhaltung aufgelegt. Georg, darauf angewiesen, mit dem Goldfisch gesellig zu sein, plauderte einsam mit dem schweigsamen Wasserbewohner.

Beim Schlafengehen, als Tilla gerade Nachtkreme auf ihrer Haut verrieb (was für Georg immer, da er den Geschmack von Nachtkreme nicht gern hatte, ein Signal zur Resignation war), sagte sie orphisch: „Wenn man den ausgeprägten Wunschwillen mit in den Traum hineinnimmt, wirkt das besonders gut!"

„Vielleicht fertigst du 'ne kleine Musterzeichnung an, auf die du dich dann intensiv konzentrierst, damit die Feinkraftstrahlen aus dem All auch wissen, in welcher Form sie sich zu verdichten haben!" sagte Georg ironisch. „Denn ich — ich bezahle ihn nicht!"

Tilla blickte ihn an, nicht ausgesprochen unfreundlich, doch so, als sei er ein Häufchen besseren Staubes. „Ich weiß nicht…, aber mir ist, als ob wir den rosa nicht mehr lange haben werden… Bald schon werden wir den gelben kaufen — — vielleicht morgen schon — — und fremde Leute werden ihn uns bezahlen…", sagte sie ganz gelassen.

Georg lachte wild auf, hüllte sich dann in Schweigen und in seinen Schlafanzug, und bestieg heftig verstimmt sein Lager.

Gleichmäßiges Rauschen ließ ihn mitten in der Nacht erwachen. Schlafumwölkt lauschte er einige Augenblicke genußvoll. Es rauschte so wunderbar besänftigend wie am Meer…

Dann aber begriff er. Es rauschte nebenan im Wohnzimmer, wo unter gar keinen Umständen Meere rauschen durften. Er suchte nach der Lichtschalterschnur und sein wühlendes Walten mitteilte sich Tillas Bett und ließ sie erwachen.

Tilla richtete sich sofort auf, lauschte, blickte auf den Boden — und ein erstickter Schrei entriß sich ihr. Der Boden war von Nässe überglänzt. Sie stürzten in das Nebenzimmer. Und da sahen sie, wie es armdick aus dem Plafond hervorquoll, strömend und überschwemmend —

Die Couch hatte das erste Bad ihres Lebens genommen, sie quietschte heiter vor Feuchtigkeit, als Georg sie prüfend berührte. Der Teppich war nicht mehr zu erkennen, das Wasser stand fünf Zentimeter hoch im Raum —

Die Inhaber der oberen Wohnung waren verreist. „Die Feuerwehr!" sagte Tilla mit blassen Lippen. „Zuerst muß ich mal zum Hausmeister, er soll den Haupthahn abstellen!" sagte Georg ungeduldig und holte einen Eimer, um wenigstens das neuherabkommende Wasser aufzufangen, während Tilla planlos aus Bügelbrett und Badelaken an der Tür eine Barrikade zu errichten trachtete, um die übrige Wohnung vor der Nässe zu bewahren. Einige Minuten lang liefen sie wie aufgeschreckte Hühner, suchend und sich bekleidend, umher, dann raste Tilla ans Telefon und Georg ins Treppenhaus.

Jetzt regte es sich überall. Nachbarn kamen und Nachbarinnen, spärlich umhüllt und mit Schreckensschreien verdrängter oder offenbarter Natur, aber willens, aufzuwischen, was sich aufwischen ließ. Tilla, blaß und schön, eine Art antiker Feldherrin, verteilte Tücher und Befehle.

Es strömte noch immer aus der Decke. Unten trommelte Georg lärmend gegen die verschlossene Tür des Hausmeisters.

Als die Feuerwehr eintraf, brach auch der Wasserstrahl endlich ab.

Die sechs uniformierten Herren brachten Ordnung in das Chaos. Sie drangen in alle Räume, prüften Abflußmöglichkeiten, nahmen im Badezimmer geübt Wäschestücke und Spitzenbüstenhalter von einem silbernen Haken, den sie für ihre Handpumpe brauchten, und überreichten diese Dinge mit vollendeter Höflichkeit der Dame des Hauses. Tilla versuchte zu lächeln. „Wir bekommen so selten Besuch im Bad…", sagte sie verwirrt, und dann ging sie weiter mit flackerndem Hausfrauenblick umher. Sie nahm nur noch Fetzen der realen Welt auf, denn sie hatte das peinliche Gefühl,

Auf einem Kirchhof

Von Ratatöskr

Die Gräber seien stumm? O wären sie es doch!
Ich ging die Reihen durch. Die meisten kannt' ich noch.

„Hier schläft in Gott Herr X., der ehrenwerte Mann."
— Ein ausgepichter Schelm, der immer Ränke spann.

„O Gattin, ruhe sanft, auf ewig unvergessen!"
— Der Gatte drangsaliert die Dritte unterdessen.

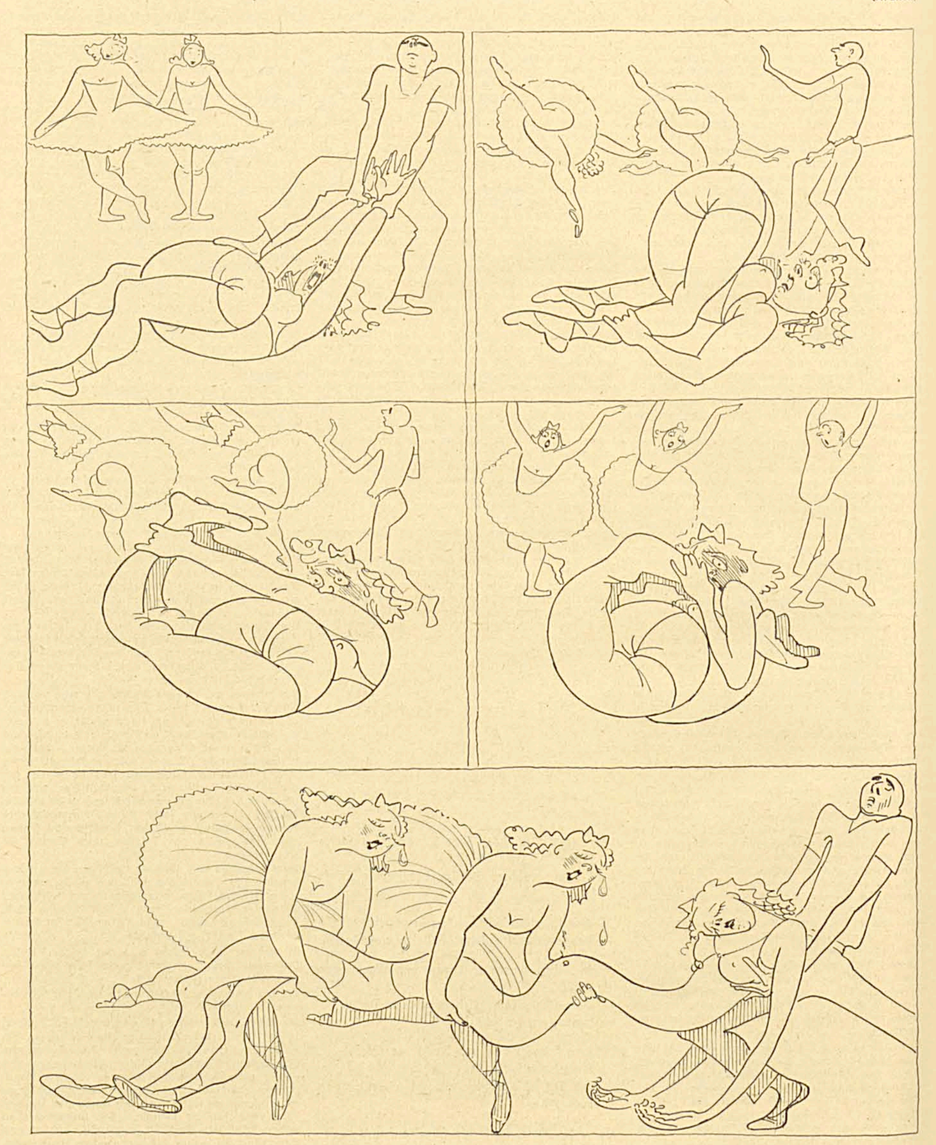
„Sein Leben war nur Dienst am allgemeinen Wohl."
— Dem Schlaukopf blieb dabei das Portemonnaie nicht hohl.

„Sie trug durch Tag und Nacht der Tugend Lilienkrone."
— Bei Tag sah's wohl so aus; bei Nacht ging es auch ohne.

Bedächtig schritt ich so die Hügel auf und ab…
Verschwiegen wie ein Grab? Verlogen wie ein Grab!

Lockerungsübungen einer Tänzerin
Come una danzatrice diviene flessuosa

(Fr. Bilek)



daß der Wasserrohrbruch nur auf ihr Verschulden zurückzuführen sei. Zwar hatte sie nicht die Decke aufgebrochen und das Bleirohr angehämmert, aber sie hatte ja wohl etwas anderes getan. Im gesteppten Morgenrock und mit Gummiüberstiefeln (sie hatte den Augenblick verpaßt, in dem sie sich noch hätte repräsentativ kleiden können; jetzt hielten sich in allen Räumen Menschen auf) kam sie auch in das Herrenzimmer und überraschte hier einen Studienrat, der seinen Wischlappen achtlos in der Hand hielt und las. Sie überzeugte sich, aus welchem Teil von Georgs Bibliothek das hervorgezogene Buch stammte, und ein seufzendes Lächeln zitterte um ihren Mund. — Wenn er noch ein Werk über Technik gewählt hätte oder einen netten traulichen Roman! — Aber nein . . . ! — Männer waren doch alle gleich! Der Nachbar wurde rot unter ihrem düsteren Blick. „Ich kann augenblicklich noch nicht helfen! Der Herr Gemahl meinte, wenn das Zimmer leergepumpt ist, dann muß ich helfen, den Teppich aufrollen, damit er in die Badewanne zum Abtropfen getragen werden kann . . ."

Als die Herren von der Feuerwehr sich nach vierzig Minuten verabschiedeten, liefen die Nachbarn nachtrocknend umher. Schüsseln, Wannen und Blumentöpfe wurden unter der Couch, die sich benahm wie ein noch nicht stubenreiner Hund, aufgestellt, und dann war getan, was erst einmal getan werden konnte, und Georg ging mit gefüllten Weingläsern umher und fast schien sich um vier Uhr morgens eine kleine Plauderstunde anbahnen zu wollen, aber sie gelang doch nicht recht, wie denn ja erfahrungsgemäß Gesellschaften, die von feuchten und mangelhaft bekleideten Gastgebern veranstaltet werden, nicht recht gelingen.

Dann saßen Tilla und Georg auf dem Bettrand und tranken heißen Tee.

Georg war in die Speisekammer gedrungen und hatte in dieser Stimmung der Auflösung, die eine Verachtung alles Herkömmlichen mit sich brachte, für sich eingemachte Gurken und Erdbeerkonfitüre geholt und für Tilla Kalbsbraten. „Morgen ist alles ein wüster Traum . . .", sagte Tilla müde. „Eigentlich hätten wir dem Goldfisch, bevor die Feuerwehr kam, noch mal einen Augenblick freilassen sollen, damit er sich recht von Herzen hätte ausschwimmen können . . .", murmelte Georg melancholisch.

Tilla sank ihm weinend an die Brust. Der nasse Saum ihres Nachthemdes schlug ihm kühlend, ähnlich einem Kneippschen Wickel, gegen die Waden. „Zieh doch das Nachthemd aus . . .", sagte er nervös, „du bekommst ja einen Schnupfen!"

Tilla folgte seiner Anregung, aber während sie sich ein frisches aus dem Schrank holte, weinte sie ungetröstet weiter. „Hätte ich doch bloß nicht . . .", sagte sie schluchzend.

Der rosa Lampenschirm war rettungslos unbrauchbar. Zuerst schien er sich eine Weile als Regenschirm zugunsten der Couch betätigt zu haben, dann aber war er von einem herausbrechenden Stück Plafonds getroffen und durchschlagen worden. Naß und zerfetzt stand er da.

„Jetzt können wir also morgen einen anderen kaufen . . .", murmelte Georg und blickte auf das Trümmerfeld, das sonst ihm Wohnzimmer gewesen war.

„Und fremde Leute werden ihn uns bezahlen . . .", flüsterte Tilla, „die Versicherungsgesellschaft — — alles, wie ich es mir gewünscht habe — —." Sie sah nicht glücklich aus. „Aber so kräftig wollte ich ja nicht wünschen, daß davon Wasserrohre kaputtgehen . . ."

„Ich mache dir keinen Vorwurf." Georg legte sich wieder zum Schlafen zurecht. „Wer konnte denn auch wissen, daß die Anweisungen des Buches derartig gut wirken? Aber wenn du nun statt der ‚Kräfte des Wünschens' wie es vorgesehen war, eine Küchenuhr gekauft hättest . . ."

Er vollendete nicht.

Tilla schwieg bedrückt. Dann jedoch klang neue Hoffnungsfreude in ihrer Stimme. „Aber wenigstens können wir jetzt den gelben nehmen, weißt du, den mit den Falten und dem blauen Banddurchzug . . . Das haben wir doch nun immerhin erreicht . . ."

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich bin glattrasiert, mein Nachbar trägt einen mächtigen Vollbart über das ganze Gesicht. Kaum, daß die lustigen Augen noch herausschauen können! Vorigen Sommer gingen wir zusammen nach Miesbach hinein. Es war brennend heiß, in jedem Gasthaus kehrte ich ein und leerte meine zwei Maß. Mein Nachbar schüttelte den Kopf.

„Daß du so an Durscht hast, Feichten?"

„Du hast leicht reden, Hagenberger — wo dei Maul de ganzen Tag im Schatten liegt!"

Unser Peter kam nach München als Rekrut in eine Ersatzabteilung. Beim ersten Kaffeefassen fragte er den Unteroffizier vom Dienst:

„Wo bekomme ich den Rahm zum Kaffee?"

Der Unteroffizier antwortete grimmig:

„Dort, wo die Sofas ausgegeben werden, auf dem die Rekruten beim Kaffeetrinken sitzen!"

Zu dem Buchhändler H. in München kam dieser Tage ein junger Mann und verlangte einen Liebesbriefsteller. Man legte ihm die Standardwerke der Liebesbriefstellerliteratur vor. Der junge Mann blätterte und blätterte. Kein Buch sagte ihm zu.

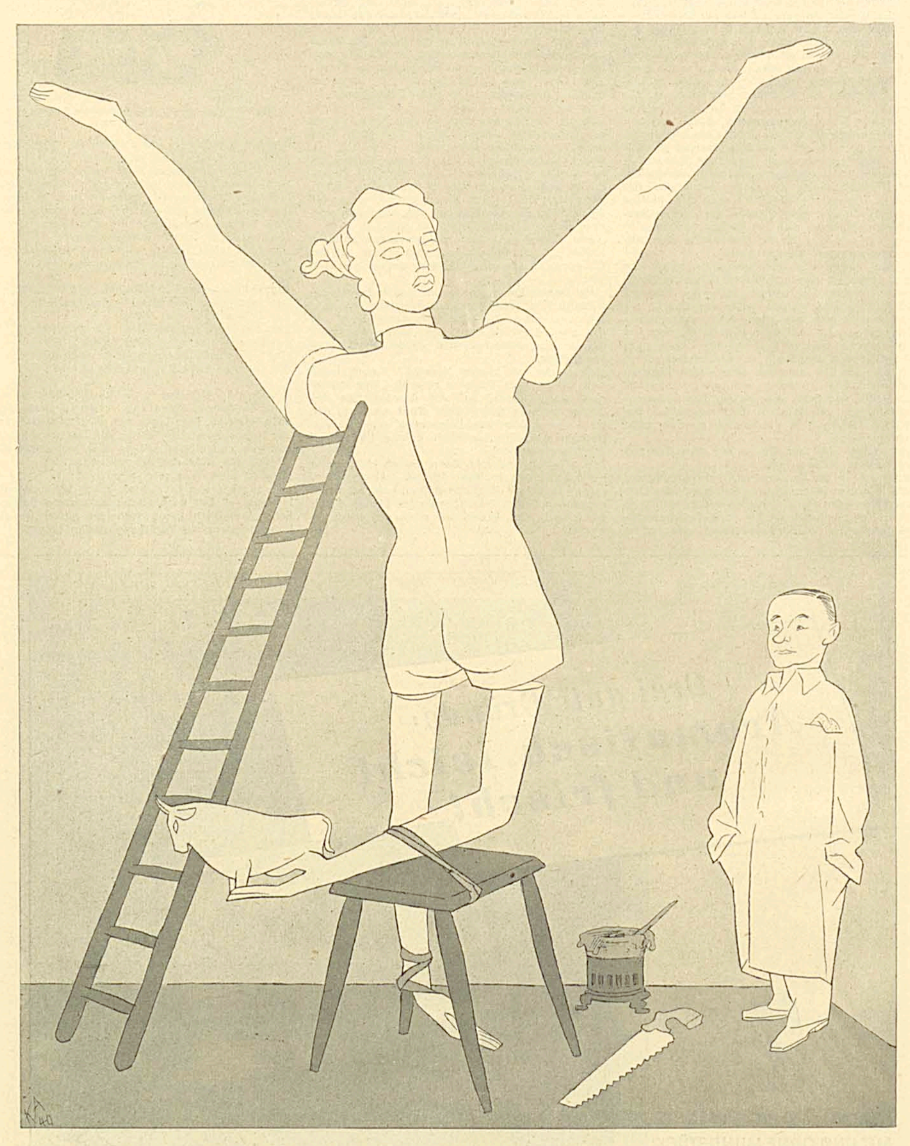
„Haben Sie nicht noch etwas anderes?"

„Das ist alles, was erschienen ist."

„Ich suche etwas Feurigeres, etwas Leidenschaftlicheres —" Der Buchhändler antwortete freundlich: „Wenn ich Ihnen vielleicht meine Privatkorrespondenz zur Verfügung stellen darf?"

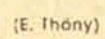
Geoplastiker Reynaud - Reynaud, il geoplastico

(Karl Arnold)



„Voila, so wirkt die Figur der Europa schöner und organisch richtiger!“
“Voila, così la figura di ‚Europa‘ è più bella e più organica.„

Englands bewaffnete Fischerboote - Motopescherecci inglesi armati



W. C.: „Merkt euch, meine Lieben, bei uns hat jeder Fischer seinen Marschallstab im Tornister — nicht wie bei den Germans nur jeder Soldat!"

W. C.: "Ricordatevi amici, che da noi ogni pescatore ha il suo bastone di maresciallo nello zaino, mentre presso i tedeschi soltanto i soldati!„

Das üppige Leben

Von Michail Sostschenko

Der Buchbinder Ilja Iwanytsch Spiridonow hatte in der Goldanleihe-Lotterie fünftausend Goldrubel gewonnen.

Zunächst einmal ging er wie umnebelt herum, zuckte ratlos mit den Achseln, schüttelte den Kopf und murmelte immer wieder vor sich hin: „Aber, aber!... Das sind Sachen!... Wie geht das nur zu, Kinder?. ."

Danach, als er sich erst einmal in den Zustand, reich zu sein, hineingefunden hatte, begann Ilja Iwanytsch auszurechnen, wieviel und was alles er sich für diesen Betrag kaufen könnte. Doch ergab sich dabei eine derartige Unmenge von Dingen, daß Spiridonow mit einer hoffnungslosen Handbewegung das Rechnen wieder aufgab.

Aus alter Freundschaft kam Ilja Iwanytsch zweimal am Tage zu mir und erzählte jedesmal in aller Ausführlichkeit und mit immer neuen Einzelheiten, auf welche Weise er seinen Gewinst in Erfahrung gebracht habe und was für ein herrliches Erlebnis für ihn jener Glückstag gewesen sei.

„Na, was wirst du denn jetzt tun?" fragte ich ihn. „Was beabsichtigst du dir zu kaufen?"

„Irgend etwas werde ich mir schon kaufen", sagte dann Spiridonow. „Brennholz beispielsweise werde ich selbstverständlich kaufen. Neue Kochtöpfe sind für den Haushalt selbstverständlich auch notwendig. Und Hosen selbstverständlich.."

Schließlich erhielt Ilja Iwanytsch von der Bank ein Häufchen nagelneuer Tscherwontzen und verschwand spurlos.

Doch eines Tages traf ich ihn auf der Straße. Ein neuer hellbrauner Anzug schlotterte um ihn wie ein Sack. Eine rosa Krawatte bäumte sich gesichtswärts und kitzelte ihn am Kinn. Ilja Iwanytsch zupfte sie alle Augenblicke zurecht, wobei er jedesmal vor Wut ausspie. Man merkte, daß der Anzug, die enge Weste und die pomphafte Krawatte den Mann störten und ihn am geruhsamen Dahinleben behinderten.

Ilja Iwanytsch selber war sehr abgemagert und in sich zusammengesunken. Sein Gesicht sah gelb und leidend aus und unter seinen Augen hatten sich viele kleine Fältchen gebildet.

„Na, wie geht es dir?" fragte ich.

„Ach, so-so", antwortete Spiridonow trübsinnig. „Es geht. Hab' mir selbstverständlich etwas Holz gekauft... Sonst aber öde ich mich selbstverständlich ein bißchen." „Warum denn das?"

Ilja Iwanytsch machte eine abweisend verzweifelte Handbewegung und lud mich ein, mit ihm in eine Bierschenke zu gehen.

Dort sagte Ilja Iwanytsch, an seiner rosa Krawatte herumzupfend:

„Da sagt man also immer: die Burschuis, die Burschuis... Die Burschuis, heißt es, haben ein schönes Leben. Nun bin ich selber mal eine Zeitlang ein Bourgeois, ein Kapitalist gewesen... Und was hat man davon?" „Wieso?"

„Aber ja doch", sagte Spiridonow, „rechnen Sie mal selber mit nach. — Die Verwandten und Verschwägerten, meine eigenen und die meiner Frau: mit allen habe ich mich zerkriegt. Das wäre, sagen wir mal erstens. Dann: bin ich vors Volksgericht geraten oder nicht? Ich bin es. In Sachen der Bürgerin Bykowa. Es wird zu einer Verhandlung kommen. Das wäre, sagen wir mal, zweitens... Ferner: mein Weib, will sagen, meine Gattin Marja Ignatjewna hockt den lieben langen Tag auf der Truhe und flennt... Das wäre, sagen wir mal, drittens... Sodann: haben mir Einbrecher die Tür eingeschlagen oder nicht? Sie haben es versucht. Eingebrochen sind sie zwar nicht, aber hat mir das nicht Beunruhigung verursacht? Das hat es. Eigentlich dürfte ich jetzt meine Wohnung gar nicht allein lassen. Sitze ich aber in der Wohnung, so ist das wiederum ungünstig, denn dann wird mir auf dem Hof das Holz gestohlen. Ich habe mir doch einen Kubikmeter Brennholz gekauft. Auf das muß ich aufpassen." Ilja Iwanytsch fuhr wegwerfend mit der Hand durch die Luft.

„Was willst du denn jetzt anfangen?" fragte ich.

„Ich weiß es nicht", sagte Ilja Iwanytsch. „Aufhängen möchte man sich am liebsten... Gleich vom ersten Tag an, als ich das Geld erhalten hatte, fing es an, all das Unglück... Einst lebte ich ruhig und sorglos, jetzt aber kommt das Unheil von allen Seiten herangeschlichen.

Gleich wie ich mit dem Geld in meine Wohnung hereingewalzt kam, merkte ich sofort, daß da irgend etwas nicht stimmte. Sehe selbstverständlich sofort, daß meine Anverwandten sich in der Wohnung herumdrücken. Sonst ist nie wer da, nun aber sitzt auf jedem Stuhl jemand.

Man beglückwünschte mich. Spaßeshalber gab ich selbstverständlich jedem zwei Rubel. Doch der Mischka, der kleine Bruder meiner Frau, tut am wichtigsten. ‚Das ist reichlich unanständig', sagt er, ‚einem jeden nur zwei Rubel hinzuhauen, wenn man im Besitz eines kleinen Kapitals ist', sagt er. Na, ein Wort ergibt das andere, ich haue mit der Faust auf den Tisch — und es kommt zu einer Schlägerei. Wer wen geschlagen hat, das weiß ich nicht mehr. Unterdessen nahm Mischka meinen Übergangsmantel vom Haken und ging fort.

Kurz und gut, ich zerkriegte mich mit meinen Anverwandten. Das Leben ging unterdessen weiter seinen Lauf.

Ich schaffte mir selbstverständlich allerhand Sachen an. Einen Kochtopf kaufte ich, Weizen für zwei Jahre. Dann begann ich zu überlegen, wo ich noch Geld hineinschustern könnte. Da merke ich, daß meine Frau sich im Haushalt aufreibt und weder einen Augenblick freie Zeit noch Ruhe hat. ‚Das geht nicht an', denke ich mir. ‚Wenn sie auch nur ein Weib ist, so hat sie doch die gleichen Anrechte wie ein Mann. Stopp!' überlege ich, ‚will ihr mal ein kleines Mädchen als Aushilfe nehmen. Das Mädel soll das Essen kochen.'

Na, ich nahm also eins. Das Mädel kocht die Grütze, meine Frau indes hockt den ganzen Tag auf der Truhe und weint. Früher hat sie gearbeitet und ist vergnügt gewesen, jetzt aber sitzt sie da und weint. In ihrer Muße, müssen Sie wissen, kamen ihr Erinnerungen an allerhand Unglücksfälle: wie ihr Vater starb, wie sie mich heiratete und so... Überhaupt hatte sie plötzlich vor lauter Nichtstun nur mehr Blödsinn im Kopf.

Ich gab meiner Gattin selbstverständlich Geld. ‚Geh doch mal in den Klub oder ins Theater', sag

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg., Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

ich zu ihr. ‚Ich tät ja selber mit dir gehn, aber du siehst ja, ich muß aufs Holz aufpassen.'
Na, das Weib weinte noch eine Zeitlang, dann ging sie in den Klub. Sie verlegte sich aufs Lottospiel. Tagsüber weint sie also, da sie nichts zu tun hat — und abends spielt sie Lotto. Ich passe inzwischen auf das Holz auf. Und das Mädchen kocht unterdessen das Essen. Darauf kommt der Vorsitzende des Hauskomitees daher und sagt: ‚Hör mal, du Schweinehund', sagt er, ‚wie kommst du eigentlich dazu, Halbwüchsige auszubeuten? Warum', sagt er, ‚ist das Mädchen, die Bykowa, nicht angemeldet? Ich werde', sagt er, ‚wenn du auch Geld gewonnen hast, Klage gegen dich beim Volksgericht einreichen'..."
Ilja Iwanytsch fuhr wieder mit der Hand durch die Luft, schob die Krawatte zurecht und verstummte.
„Schlimm steht's", sagte ich.
„Das glaub' ich wohl, daß es schlimm steht!" bestätigte Ilja Iwanytsch, aus seiner Apathie erwachend. „Während ich hier beispielsweise beim Bier sitze, habe ich doch ein beklemmendes Gefühl in der Brust. Wer weiß, ob mir nicht in eben diesem Augenblick mein Holz geklaut worden ist? Oder vielleicht steigt gerade einer in meine Wohnung ein... Ich habe dort einen neuen Samowar stehen. Ich verspüre daher keine rechte Lust, hier zu sitzen, aber auch keine fortzugehen.
Was habe ich denn von meinem Heim? Meine Frau — selbstverständlich, die weint vielleicht. Das Mädchen, die Bykowa, die weint ebenfalls: sie hat Angst vor der Gerichtsverhandlung... Mischka, der Bruder meiner Frau, lungert sicherlich um die Wohnung herum, möchte gern hinein.. Ach, es wäre besser gewesen, ich hätte das Geld nicht gewonnen!"
Ilja Iwanytsch bezahlte das Bier und drückte mir voller Trauer die Hand. Schon wollte ich ihn zum Abschied trösten, als er mich plötzlich fragte: „Wie ist das eigentlich?... Kommt nicht bald wieder eine neue Ziehung? Es wäre nicht übel, wenn ich noch ein Tausenderchen zur Abrundung der Summe gewänne..." Ilja Iwanytsch rückte seine rosa Krawatte zurecht, nickte mir zu und machte sich eilig auf den Heimweg. (Deutsch von Hans Ruoff.)

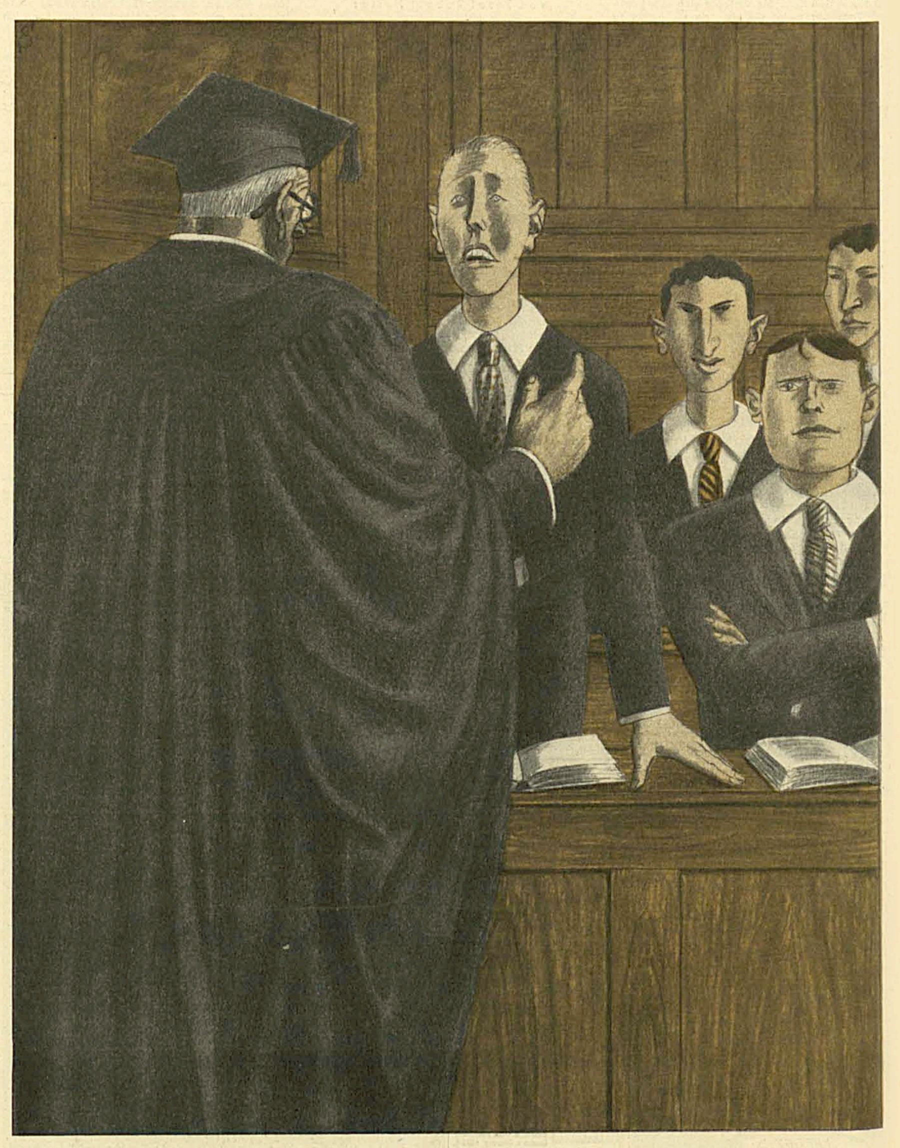
Detektiv sucht Arbeit

Von Josef Robert Harrer

Ich saß im Café Mozart. Ich hatte einige Zeitschriften durchgeblättert, ich hatte etliche Dutzend uralte Witze gelesen, um die Zeit zu vertreiben, bis Thea anrückte, die sich so gerne verspätete. Die übliche halbe Stunde Wartezeit war beinahe vorbei, als ich, was ich sehr selten tue, den Kleinen Anzeiger des Mittagsblattes durchlas. Über Hühneraugenschneider, verlaufene Hunde und Anschluß suchende Geldbriefträger kam ich auf ein merkwürdiges Inserat, das lautete: „Detektiv sucht Arbeit!"
Ich mußte lächeln. Ein Detektiv, der Arbeit suchte! Das war bestimmt kein großer Meister seines Faches! Meisterdetektive brauchen nicht inserieren. Es ist wie bei den Mädchen; nicht die schönsten sind es, die auf dem Wege der Druckerschwärze einen Mann zu finden hoffen. Dieser Detektiv zweiter Garnitur war mein Mann! Wenn er Arbeit suchte, nahm er auch eine solche, die von Detektiven, wenigstens in den Kriminalromanen und Filmen, mit verächtlich herabgezogenen Mundwinkeln abgelehnt werden. Jedenfalls konnte ich den Plan, der mir plötzlich einfiel, mit ihm versuchen. „Otto", rief ich den Kellner, „wenn das blonde Fräulein kommt —"
Otto deutete auf seine schütteren Haare.
„Ja", sagte ich, „richtig erraten! Das Fräulein mit der verrückten Frisur! Sagen Sie ihr, sie möge auf mich warten! Ich bin in einer halben Stunde wieder zurück! Ich habe nur einen dringenden Weg!"
Ich begab mich in die Wohnung des Arbeit suchenden Detektivs. Andreas Mutz empfing mich mit einem durchdringenden Blick. Ich sagte: „Stellen Sie sich einmal neben mich!"
Ja, er hatte meine Größe. Ich nickte zufrieden.
„Lieber Lieblingsschüler des Sherlock Holmes, ich habe Ihr freundliches Inserat im Mittagblatt gelesen! Ich möchte Ihre Dienste für drei Abende in der Woche in Anspruch nehmen!"
„Und worin bestehen selbige?"
„Sind Sie ein Meister der Maske?... Gut! Bringen Sie es in zehn Minuten zustande, mir auf ein Haar zu gleichen?"
Neun Minuten, siebzehn Sekunden später stand ich neben mir. Ja, so und nicht anders kann ich besser ausdrücken, daß ich Andreas Mutz in mich verwandelt hatte! Er sah mir ähnlicher als ich mir selbst! „Kommen Sie!" sagte ich. „Wir machen eine Probe! Sie begeben sich jetzt ins Café Mozart und gehen auf die blonde, nervös frisierte Dame in der Eckloge zu! Reden Sie nicht viel, blicken Sie nur verliebt auf das Fräulein! Nach drei Minuten gehen Sie wieder! Ich warte im Flur des Nebenhauses auf Sie!"
Andreas Mutz tat, wie ich ihm auftrug. Als er zu mir in den Hausflur kam, fragte ich:
„Nun? Hat Sie das Fräulein für mich gehalten?"
„Ja, sie fuhr auf mich los! Warum ich so spät komme, sie pfeife auf mich, wen —!"
„Gut, das genügt! Sie sehen mir also täuschend ähnlich! Ihre Aufgabe wird sein, daß Sie mich an drei Abenden der Woche zu vertreten haben! Sie müssen wissen, daß ich eine sehr eifersüchtige Frau und eine sehr nette Freundin habe. Letztere kennen Sie schon! Drei Abende der Woche gehören dieser netten Freundin. An diesen Abenden gehen Sie für mich zu Kegel-, zu Bridgeabenden und ähnlichen Veranstaltungen, die nur dazu da sind, damit ausgangssüchtige Ehemänner einen schönen Vorwand haben. Details teile ich Ihnen jeweils mit! Ich weiß nämlich, daß mich meine Frau überwachen lassen will. Erst heute früh hat sie es mir angedroht. Daher auch mein Gegenplan! Es wird also der komische Fall eintreten, daß Sie, der Detektiv, von einem anderen Detektiv beobachtet werden! Spielen Sie mich gut! Machen Sie einen braven Ehemann aus mir!"
Andreas Mutz nickte.
„Gerne, wenn es nicht die Dienstag-, Donnerstag- und Samstagabende sind! Denn an diesen Abenden überwache ich ab morgen den Ehemann einer Frau Rosalina —"
Ich zuckte so zusammen, daß Andreas Mutz verstummte. Ich stammelte: „Schauen Sie mich oder sich gut an! Dieser Ehemann — bin ich!"

Ein guter Etonschüler - Un bravo scolaro di Eton

(Erich Schilling)



„Was ist neutral?" — „Ich weiß es nicht!" — „Gut, setz dich, Note eins!"
"Cosa significa neutrale?„ — "Non lo so!„ — "Bene, siediti, dieci!„

München, 5. Mai 1940
45. Jahrgang / Nummer 18

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Unterschied - Differenze

(E. Thöny)



„Siehst du, John, wir haben 's nicht nötig, Altmetall im kleinen zu sammeln, wir sammeln es im großen!"
"Vedi, John, noi non abbiamo bisogno di raccogliere vecchio metallo al minuto; noi lo raccogliamo all'ingrosso!„

Golf

(R. Kriesch)



„Ganz nett, Fräulein Doktor, die richtige Schlagkraft haben sie jetzt — nun versuchen Sie mal, auch noch den Ball zu treffen!"

"Veramente simpatico, signorina; il giusto scatto lo avete già; ora cercate un po' di colpire anche la palla!„

Na, wie ist's heut draußen?

Sie denken wahrscheinlich, es sei leicht, sich über's Wetter zu einigen. Das stimmt, soweit es sich um eine Wetterunterhaltung zur Vermeidung allgemein interessierender Themen handelt oder zum Zwecke, für diese die nötige Einleitung zu schaffen.

Da wird man sich schnell einigen: „Schönes Wetter heute", oder „Angenehm frisch gestern", oder „Morgen wird's vermutlich regnen". Ach, das ist alles ein Kinderspiel, man sagt's so hin und niemand wird daran Anstoß nehmen.

Aber es gibt auch Zweckfragen nach dem Wetter. Haben Sie schon mal gemerkt, wie vorsichtig die beantwortet sein wollen?

Sie haben es gemerkt, wenn diese Frage von einer Frau oder einem Fräulein gestellt wird, das Ihnen nahesteht und im allgemeinen Wert auf Ihre Urteile legt, ohne sie in allen Punkten vollständig zu teilen, oder die sie nur zum Anlaß nimmt, etwas anderes, womöglich das Gegenteil zu behaupten.

Das alles sind nur Gradunterschiede der Intimität, der Gewöhnung oder der Gereiztheit. Sie brauchen nicht gerade an Ihre Frau dabei zu denken. Die Frage nach dem Wetter hat in diesem Falle den Sinn, wirklich beantwortet zu werden.

Ich werde versuchen, es Ihnen durch ein Beispiel zu erklären. Sie sind Vormittag draußen gewesen, im Büro, im Geschäft, in der Straßenbahn, im Amt, im Zigarrenladen, an der Haltestelle, mein Gott, wo man halt so ist. Die Dame ist noch nicht draußen gewesen, und nun behaupte ich, daß, wenn sie die Absicht hat, auch auszugehen, sie ganz harmlos fragen wird: „Wie ist's eigentlich heute draußen?" Unterstehen Sie sich jetzt nicht, zu antworten: „Danke, ganz schön".

Damit ist der Fragerin ein Dreck geholfen, denn mit dieser Antwort kann sie nichts anfangen. Sie will aber damit etwas anfangen. Sie will damit anfangen, sich zum Ausgehen anzuziehen. Ihre Frage bezweckt, Form und Dichte der Bekleidung zu eruieren. Die Nuancen der Frauenkleidung zur Bedeckung der Blöße und im Sinne ihrer Wärmewirtschaft sind meiner Erfahrung nach viel weitgespannter als bei uns Männern, und es gibt kaum einen Thermometergrad, der nicht durch Hinzufügung oder Wegnahme von Spinnstoffen sein Spiegelbild oberhalb der Frauenhaut fände.

Ich empfehle Ihnen, detaillierte meteorologische Schilderungen bereit zu halten, um allen Ansprüchen zu genügen. Sie werden es bei der Berichterstattung keineswegs leicht haben, wenn Sie zu genau antworten, etwa so: „Im Büro wars warm, auf der Straße mittelkühl bei leichten Windstößen an größeren Plätzen, wogegen in der Straßenbahn Windstille herrschte."

Ich wette, so reizen Sie die Dame. Halten Sie bei Ihren Auskünften möglichst die Mitte ein, die Ausschläge nach der warmen und kalten Seite zuläßt. Das Richtige werden Sie doch nicht treffen, denn, wenn Sie nachher mit ihr zusammen ausgehen, wird sie mit ziemlichem Vorwurf sagen: „Siehst du, ich bin wieder zu warm angezogen", oder „du hast mir doch vorhin gesagt, daß es kühl geworden ist".

Ich finde, daß die Frauen in ihrer Wetter- und Wärmebestimmung viel mehr Grade der Abstufung haben als alle Wetterwarten der Welt. Sie können zum Beispiel aus Frauenmund hören: „Es ist recht warm draußen, aber die Luft ist kühl". Vielleicht gelingt es Ihnen, sich irgend etwas dabei zu denken. Mir ist es noch nicht gelungen. Und hören Sie dieses: „Die Luft ist warm, aber der Wind ist kühl".

Versuchen Sie niemals, der Frau, die Sie zur Zeit lieben, klarzumachen, daß Wind nur bewegte Luft ist. Sie könnten dann womöglich die Antwort bekommen: „Na erlaube mal, wie kann dann der Wind so kalt sein?" Oder Ihr Liebling sagt: „Das ist mir Wurst, ich kann warme Luft sehr gut von kaltem Wind unterscheiden und davon hängt es ab, ob ich das schwarze Kostüm oder den Übergangsmantel anziehe!"

Foltzick

Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch ergeht sich in Lobpreisung:
Man schickte ihm per Postanweisung
Ein nettes Sümmchen, rund und bar
Auf das nicht mehr zu rechnen war.
Der Mensch hat nun die demgemäße
Einbildung, daß er Geld besäße
Und will sich dies und jenes kaufen
Und schließlich noch den Rest versaufen.
Doch sieh, schon naht sich alle Welt
Als röche sie, der Mensch hat Geld!
Es kommen Schneider, Schuster, Schreiner
Und machen ihm das Sümmchen kleiner,
Es zeigen Krämer, Bäcker, Fleischer
Sich wohlgeübt als Bargeldheischer.
Dann macht das Gas, das Licht, die Miete
Den schönen Treffer fast zur Niete.
Vernommen hat die Wundermär
Auch der Vollstreckungssekretär.
(Es ist derselbe, den man früher
Volkstümlich hieß Gerichtsvollzieher.)
Und von der Gattin wird der Rest
Ihm unter Tränen abgepreßt.
Der Mensch, Geld kurz gehabt nur habend
Verbringt zu Hause still den Abend.

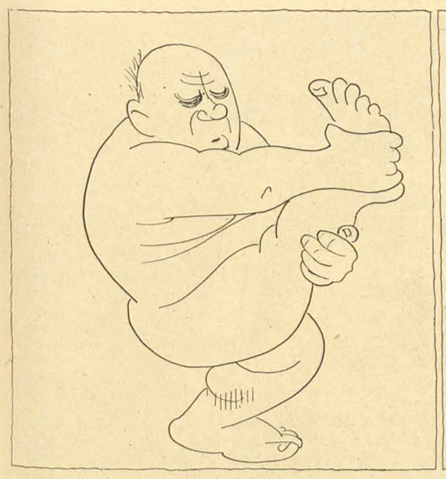
LIEBER SIMPLICISSIMUS

Der König von England hat seinen ersten Lord der Kriegsmarine zu sich befohlen und fragt: „Mein lieber Lord, können Sie mir erklären, wie das möglich war, nachdem wir in Norwegen alles so gut vorbereitet und wir doch die größte und schnellste Flotte der Welt besitzen, daß uns die Deutschen zuvorkamen? Können Sie mir das erklären, Lord?" — Churchill: „Well, Majestät! Die verdammten Germans haben die Uhr vorgestellt!"

(Weiß Ferdl)

Verlorne Liebesmüh'

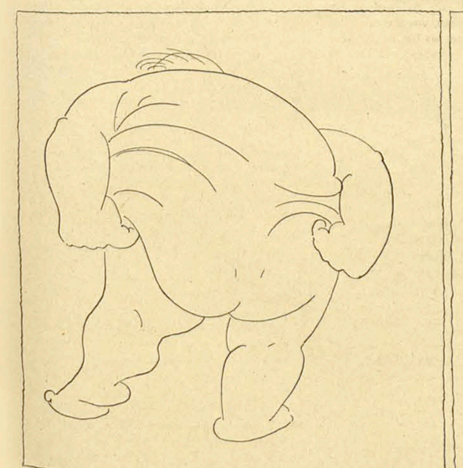
(Fr. Bilek)

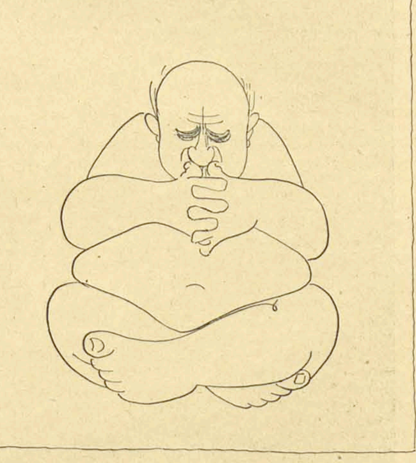




Beim dreimal heiligen Sankt Veit:
wie drückt der Schuh, wie drückt die Zeit!
Wie soll man Contenance bewahren?
Es ist, um aus der Haut zu fahren! . . .

Gut, fahren wir! Gleich ist's geschehn.
Nach oben wird's am besten gehn. —
Ho — ruck! . . . Man kommt nicht von der Stelle:
schwach ist der Geist und zach die Pelle!





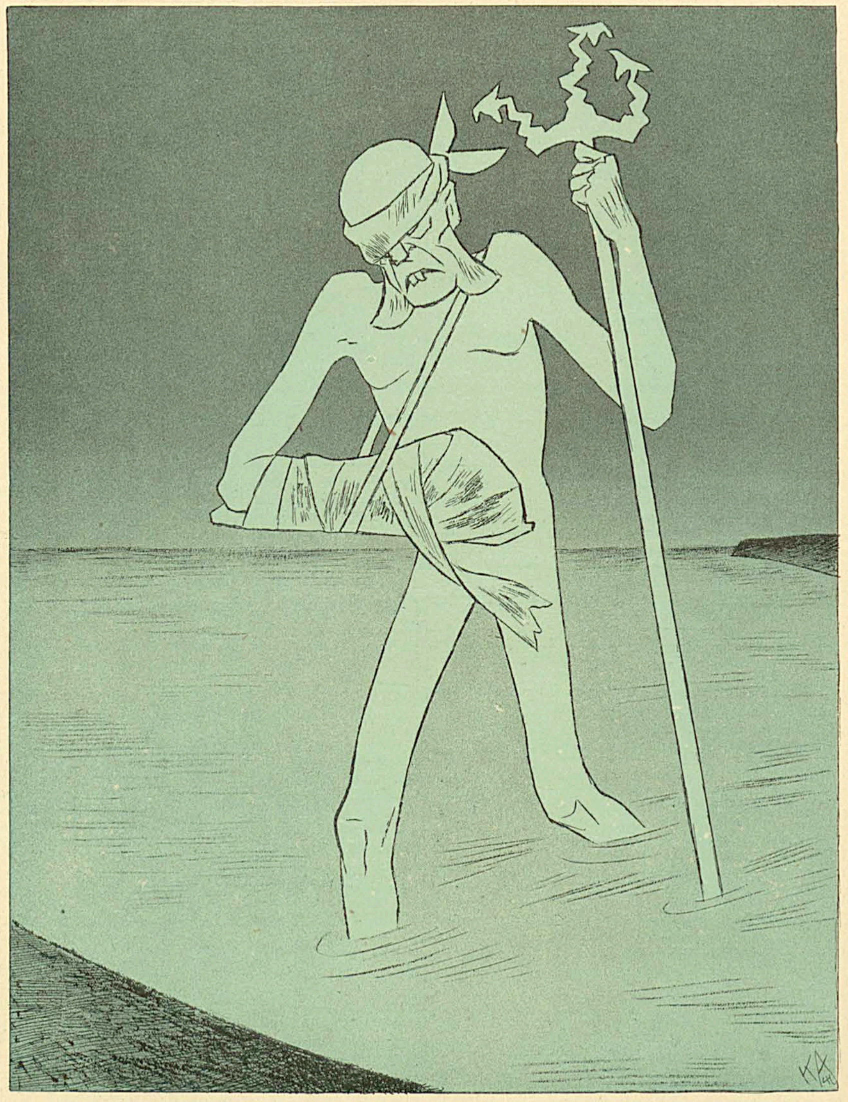
Probieren wir es jetzt einmal
nach unten zu durch das Pedal!
— Auch hierorts, i du meine Güte,
hält Stand des Leibs bewährte Tüte.

Nach vorn? Nach hint? . . . Es geht halt nicht:
Man ist vernäht und eingepicht
und muß, die Zeit sich zu vertreiben,
wohl oder übel intus bleiben!

Ratatöskr

John Bull, Beherrscher der Meere - John Bull, dominatore dei mari

(Karl Arnold)

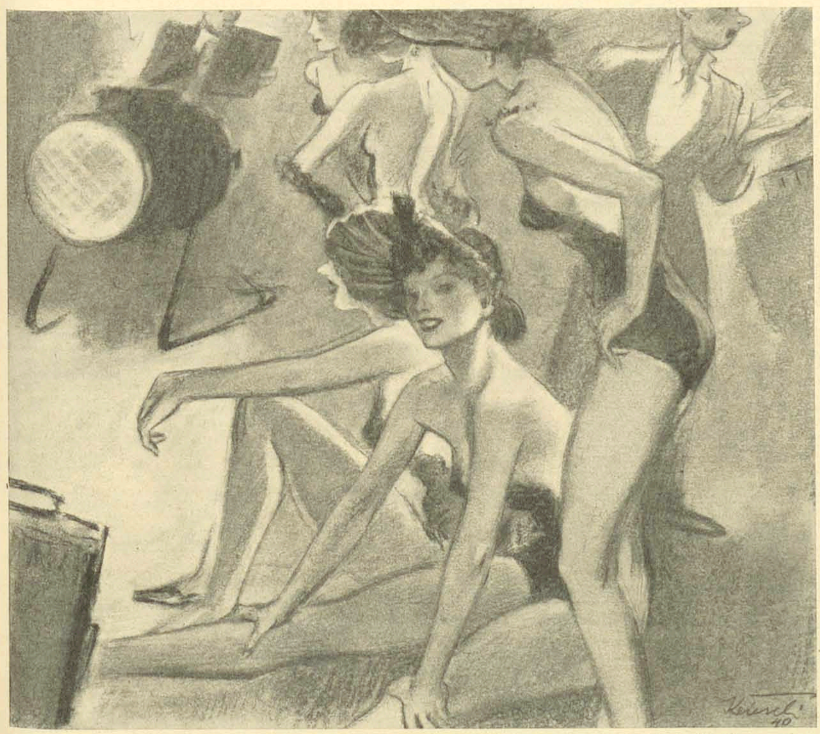


„Wenigstens habe ich jetzt von der deutschen Front nicht mehr so weit heim!“

“Almeno ora non ho più tanta strada dal fronte tedesco a casa!„

Im Filmatelier - Nello stabilimento cinematografico

(R. Kriesch)



„Du, die Tanzszene, die sie heute mit uns drehen, ist im Film ein Traum, den ein Mann in der Nacht vor seiner Hochzeit träumt!" — „So? Na, dem wollen wir mal das Heiraten schwer machen!"

"Sai che la scena da ballo, ch'ella oggi girerà con noi, nel film è un sogno che uno fa la notte prima del matrimonio?„ —"Aspetta un momento, a quello, una volta tanto, gli renderemo difficile sposare!„

DAS GRIECHISCHE DUKATENMÄNNLEIN

AUS DEN ERINNERUNGEN EINES MÜNCHNER MALERS / VON ALF BACHMANN

Anfang der 90er Jahre bewohnte ich ein Atelier in der Georgenstraße in Schwabing. Damals tat sich in der Türkenstraße, nicht weit von der Kunstakademie, eine spanische Weinstube, eine Bodega, auf. Eine kleine Gruppe Maler, zu denen auch ich gehörte, versammelte sich eigentlich immer im Café Minerva, in der Akademiestraße. Als nun aber obenerwähnte „Bodega" eröffnet worden war, schlug uns einer unserer Freunde, ein Student der neueren Sprachen, vor, doch auch einmal einen Versuch mit dieser kleinen Weinkneipe zu machen. Er versprach uns einen jungen Griechen mitzubringen, dessen Bekanntschaft uns sicher nicht gereuen würde.

Gleich am ersten Abend, den wir mit den beiden Studenten dort verbrachten, merkte ich, daß sich zwischen ihnen eine ganz merkwürdige Symbiose entwickelt hatte: Papastatis, der Athener — wir nannten ihn natürlich immer nur „Papa" — sprach kein Wort Deutsch und gab sich auch keinerlei Mühe, es zu lernen. Sein Freund, der Neugriechisch studierte, war hingegen glücklich, diese Sprache am lebenden Objekt üben zu können und betreute ihn dafür überall, wie nur ein sorgendes Kindermädchen ein Kind betreuen kann. Papa, der ja, wie gesagt, nur Griechisch sprach, das niemand von uns verstand, hätte nun gewiß gar nichts zur Belebung der Unterhaltung beitragen können, wenn er nicht eine Fähigkeit gehabt hätte, die geeignet war, nicht nur unsere Gesellschaft, sondern manchmal auch das ganze kleine Lokal stundenlang in Erstaunen, Verwunderung oder atemlose Spannung zu versetzen: Der noch sehr junge schüchterne Mensch war nämlich innerlich scheinbar angefüllt mit tausend Zauberkunststücken und Tricks, die er, wie es schien, immer improvisierte, so daß er wohl als Prestidigitateur, Fakir oder sonstiger Zauberer von der Bühne herab das Publikum in rasende Begeisterung versetzt hätte. Reichte man ihm etwa eine Schachtel mit Zündhölzern oder ein Spiel Karten, dann entfesselte er nach kurzer Zeit mit diesen einfachen Dingen einen so liebenswürdigen und für den Zuschauer so unbegreiflichen Spuk, daß oft nach zehn Minuten der ganze Gasthausbetrieb stockte, da Gäste, Kellner, Wirt, Wirtin und Küchenpersonal sich an unseren Tisch drängten, um ein so seltenes Schauspiel genießen zu können. Außerdem schien sein Körper gänzlich unempfindlich gegen Schmerz zu sein. Wenn ihm das Essen gebracht wurde und er gerade guter Laune war, ließ er sich zwei Stecknadeln geben, steckte sich mit diesen die Zipfel der Serviette an den Ohrläppchen fest und begann dann in aller Ruhe seine Kalbshaxe zu zerlegen.

Wie uns sein Freund, der mit ihm zusammenwohnte, erzählte, war es oft keine leichte Aufgabe, Papa, wenn er einige Schopen mehr getrunken hatte, als er vertragen konnte, heil nach Hause zu bringen. Er schien dann seine angeborene Schüchternheit so zu überwinden, daß er johlend und brüllend die Straße entlang zog, überall bestrebt, die ihm scheinbar verhaßten Gaslaternen zu zertrümmern, indem er mit großer Geschicklichkeit seinen Spazierstock nach ihnen warf. Eine erfolgreiche Verfolgung durch den Nachtwächter brauchte er nicht zu befürchten: Während er selbst mit den Füßen ebenso behende war, wie mit den Händen, entschlossen sich die Sicherheitsorgane des damaligen München nur ungern und schwer zu einer beschleunigten Gangart.

Die erstaunlichste Gewandtheit aber bewies Papa beim Fassadeklettern. In den neuen Stadtteilen Münchens grassierte damals die Mode der Rustika-Fassaden, deren Wiedereinführung sicher ein Fassadenkletterer angeregt hatte. Sah Papastatis in

einem solchen Gebäude im zweiten oder dritten Stockwerk noch Licht, stieg er — wie unsereins eine Leiter hinaufsteigt — an dieser Wand in die Höhe, klopfte leise an das erleuchtete Fenster und wenn dieses geöffnet wurde, sagte er der betreffenden Person, die den unheimlichen Besucher entgeistert anstarrte, Gutnacht und stieg ruhig wieder hinab.

Anfang jeden Monats bekam Papa von seiner Bank zweihundert Mark in zwanzig goldenen Zehnmarkstücken ausgezahlt. Als wir eines Abends wieder beisammensaßen, holte er diese zwanzig Goldstücke aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und proponierte uns durch seinen Dolmetscher folgende Wette: Er verpflichte sich, alle diese Stücke herunterzuschlucken, wenn wir heute Abend alles bezahlen würden, was er äße und tränke. Gelänge es ihm nicht, wolle er hingegen unsere ganze Zeche bezahlen.

Papa pflegte gern zu wetten und hatte, wenigstens gegen uns, noch nie eine Wette verloren. Wir alle waren zwar fest davon überzeugt, daß er wieder gewinnen würde, entschlossen uns aber doch aus Neugierde, die Wette anzunehmen. Papa lächelte siegesgewiß, nahm aus drei Semmeln die Krume heraus, knetete sie in den Händen und rollte dann mit den Handflächen jedes der Goldstücke in den kittartigen Teig, bis zwanzig kleine Knödel vor ihm auf dem Tisch lagen. Nun steckte er einen nach dem anderen in den Mund und spülte ihn mit einem Schluck Wein hinunter.

Was dann im Laufe dieser Nacht alles passierte, erfuhren wir erst einige Tage später aus dem Munde seines Zimmergenossen, der ihn nach Hause bringen wollte. Doch lassen wir diesen selbst alles berichten: „Als ich an jenem Abend mit Papa auf die Straße trat, merkte ich erst, wie wenig nüchtern er war und daß es eine harte Arbeit sein würde, ihn heimzubringen. Das schlimmste war, daß er sofort wieder anfing, zu randalieren, auf den Fingern zu pfeifen und seinen Stock nach den Gaslaternen zu werfen. Wenn jetzt ein Nachtwächter kam, war an Flucht nicht zu denken. Bald nahte auch wirklich das Verhängnis in Gestalt einer Patrouille von zwei Schutzleuten, von denen sich Papa ruhig abführen ließ, während er immer weiter johlte und lachte. Meine Bemühungen, ihn auf irgendeine Weise zu befreien, mißlangen und so trennten wir uns in der Polizeiwache, nachdem ich dem Wachthabenden noch seine Personalien gegeben hatte. Am anderen Tage wurde er entlassen und berichtete mir seine Erlebnisse. Man hatte ihm eine Pritsche mit einer Decke zugewiesen, damit er seinen Rausch ausschlafen könne. Er schlief zwar sofort ein, wachte aber nach einigen Stunden, schon etwas ernüchtert, von einem vielsagenden Grummeln in den Gedärmen auf. Mit Entsetzen fiel ihm ein, daß diese so wichtigen Körperteile ja seinen ganzen Monatswechsel enthielten, den er unter allen Umständen retten mußte. Da im übrigen die ganze Situation größte Eile gebot, sprang er auf, klingelte und versuchte dem eintretenden Wächter durch internationale Pantomimen seine Wünsche zu unterbreiten. Der Uniformierte begriff zum Glück gleich, um was es sich handle, erschien bald wieder mit einem Schlüsselbund und zwei Stück Zeitungspapier und bedeutete dem unheimlichen ‚Schlawiner', ihm zu folgen. Als die beiden in das verschwiegene Gemach eingetreten waren, ereignete sich zunächst nichts, was sich nicht auch sonst im menschlichen Leben an diesem Ort ereignet hätte, nur mit dem Unterschiede, daß hier ein Auge des Gesetzes mit Schlüsselbund und Papier an der Tür stehen blieb, um den Akteur, der seinen Sitzplatz eingenommen hatte, beobachten zu können. Aber plötzlich schlug die Szene ins Dramatische, ja sogar im eigentlichsten Sinne des Wortes ins Märchenhafte um: Papastatis, der begriff, daß es blitzschnell zu handeln galt, wenn er seinen köstlichen Darminhalt retten wollte, sprang von seinem Sitze auf, hockte sich schnell davor und entledigte sich explosionsartig der ihn quälenden Materie.

Auf dieses unglaubliche Benehmen seines Häftlings hin stürzte der Wärter wutschnaubend auf ihn zu. Aber das ‚Himmi-Herrgott-Sakra!' und das ‚Hundskrippi, verreckter', mit dem er sicher diesen taubstummen, verdächtigen Ausländer niederzuschmettern versucht haben würde, der es gewagt hatte, ein kgl. bayr. Polizeigewahrsams-Abortl mutwillig in so schamloser Weise zu verunreinigen, blieb ihm im Halse stecken, als er das sah, was er hier sah: Sein liebstes Märchen, das ihm seine Großmutter als kleinem Buben immer wieder erzählen mußte und an das er damals so fest geglaubt hatte, war hier zur Wahrheit geworden, die auch das mißtrauischste Sicherheitsorgan nicht wegleugnen konnte. Sprachlos starrte er die vielen Goldstücke an, die im matten Scheine der Petroleumlampe schüchtern funkelten. Das geliebte Dukatenmännlein seiner Kindheit stand leibhaftig vor ihm und war eben im Begriff, sich die Hosenträger wieder anzuknöpfen".

Vor dem Maßkrug

(Maçon)



„Bierwärmer nehmen nur alte Leut, sagt der Söllhuber Beni. Des woaß der Däpp net, daß 'n i schon als Junger braucht hab', weil i an schwach'n Mag'n hab' und sonst net mehr als wie zwölf Halbe vertrag."

Das hörte ich im Theater. Während der großen Pause. Die beiden Damen unterhielten sich — offenherzig wie ihre Busenausschnitte — laut und unbekümmert.
„Und wie hat er sich benommen, Thilde?"
„Er war riesig nett... Nach dem Speisen aber, als wir allein in der Loge saßen und der Kellner sich entfernt hatte, rückte er dicht an mich heran."
„Und?"
„Du liebe Zeit, die Umgebung, das Glas Sekt, all das zusammen, du verstehst, ich weiß wirklich nicht wie es gekommen ist —"
„Aber Thilde, hast du denn nicht an deinen Mann gedacht?"
Da hob die mit Thilde angesprochene Dame den wassergewellten Scheitel, sah die Freundin verwundert an und sagte zweifelnd: „Sag mal, Lisa, bist du vielleicht so geistesgegenwärtig — in so einer Situation an jede Kleinigkeit zu denken?"

Die fesche Resi ging nach Berlin.
Ich hätte sie gern hierbehalten.
„Warum, Resi?"
„Wegen des Dialektes."
„Wegen des Dialektes?"
„Die Männer reden drüben schöner!"
„Wirklich?"
„Bei uns in München sagen sie: ich verehre dich!"
„Und in Berlin?"
„Ich verehre dir —"

Ich saß in der Dresdner Oper. Man gab Verdis „Don Carlos". Die Arie „Sie hat mich nie geliebt!" verklang. Neben mir saßen Mann und Frau. Die Frau beugte sich zu ihrem Mann und flüsterte:
„Warum hat er nur einmal ‚nie geliebt' gesungen? Es heißt doch ‚nie geliebt, nie geliebt, nie geliebt, nie geliebt'!"
Er antwortete:
„Aber Isolde! Das ist doch nur daheim auf unserer kaputen Grammophonplatte!".

(O. Nückel)

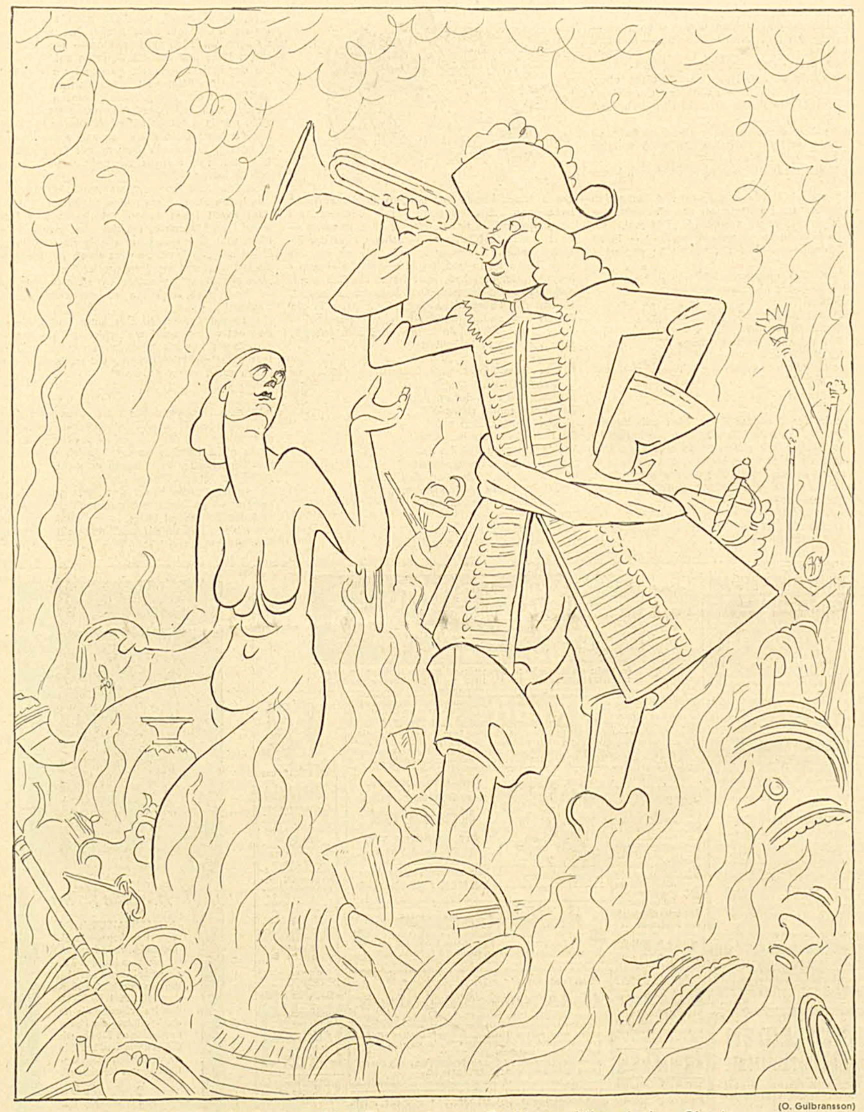
Berts Eltern haben vor einigen Tagen Zuwachs bekommen. Eitel Freude und Sonnenschein herrscht darob in der ganzen Familie. Nur Bert — er ist ganze fünf Jahre alt — scheint über das Ereignis anderer Meinung zu sein. Als ich ihn vor dem Hause treffe und ihn in seinem Spiel unterbreche: „Na, Bertchen, jetzt freust du dich wohl, daß du ein Schwesterchen bekommen hast?", stemmt der kleine Mann empört die Arme in die Seiten und erklärt kategorisch mit gerunzelter Stirn: „Nee, jarnich! 'n Radio wird nich jekooft, aber für so wat is Jeld da!"

Unser Hauptlehrer vom Samerberg rief einen Jungen auf.
„Taubenberger!", rief er.
Der Junge rührte sich nicht.
„Taubenberger, steh auf!"
Der Junge schaute in die Luft.
Der Lehrer ging auf ihn zu.
„Dich mein ich, Taubenberger!"
„I hoaß nit Taubenberger, Herr Lehrer."
„Was? Du hoaßt nit Taubenberger?"
„Na! I hoaß Kaltenbrunner."
„Seit wann denn?"
Der Junge, stolz:
„Seit gestern. Mir ham geheirat."

„Ja, liaber Herr", würdigte mich meine Hausmeisterin unlängst einer Ansprache, „wia S' mich da sehn, werd ich bald heiraten — und dann pfeif i aufs Haus und auf die Parteien aa!"
„In der Tat!" zeigte ich, man darf nie vergessen, daß man nur Mieter ist, wenn man auch bald angepfiffen wird, allergrößtes Interesse. „Und was ist der Herr Bräutigam, wenn man fragen darf?"
„Oh, der is a feiner Mann! A älterer Pensionist! Situiert is er, Geld hat er aa und a sehr a noble Wohnung! Zwarahalb Zimmer mit Bad! Kränklich is er halt, sehr kränklich! Er geht, wia ma so sagt, auf de letzten Füaß!"
„Sie, Frau Zwetschgern", meinte ich wohlwollend, „da laden Sie sich aber eine große Last auf!"
„Das kunnt i net sagen! Mir macht's a Freud, wann i an Menschen, um den sich niemand kümmern tuat, der was ganz allanig dasteht, in sein Elend pflegen kann. So was muaß ein Menschen do lad tuan und ans Herz greifen."
„Das allerdings", versetzte ich leicht gerührt, „und es freut mich, daß Sie so menschenfreundlich denken."
„Ja, so war i allerweil. Der arme Teufel, niemanden hat er, net amal weitschichtige Verwandte."
Frau Zwetschgern sah bekümmert vor sich hin und setzte nachdenklich hinzu: „Und schließlich — beerben muaß eahm do wer!"

Mit dem Happyend hat man schon sein Kreuz. Ich mußte jüngst einen Film schreiben. Immer wieder wurde der Schluß zurückgewiesen. Er war ihnen nicht fröhlich genug. Als ich wieder zum Produktionsleiter kam, fragte er mich:
„Sind Sie fertig geworden?"
Ich seufzte: „Alle Paare sind jetzt glücklich verheiratet — es bleibt mir nur noch der alte Graf und der Dorftrottel übrig — ich denk und denk, wie ich aus den beiden auch noch ein glückliches Paar machen kann."

Die Bronzejungfrau im Schmelzofen - La vergine bronzea nel forno fusorio



(O. Gulbransson)

„Endlich wird mir warm, Herr Trompeter von Säckingen. Was glauben S', wie man da friert, wenn man dreißig Jahre lang nackig im Speicher steht!"
"Finalmente sento caldo, signor trombettiere di Säckingen. Cosa credete, che non si geli a star nuda per trent'anni di seguito in soffitta?„

Die Katastrophe - La catastrofe

(K. Heiligenstaedt)



„Im Park sagte er dann, ich sollte ruhig die fünf Punkte ablegen . . . ! Hättest du gewußt, daß er damit den Shawl meinte?“

“Poi, nel parco, egli disse che dovevo deporre i cinque punti . . . ! avresti saputo tu, ch'egli intendeva con ciò la sciarpa?„

DER MENSCHENFREUND

VON FRITZ KNÖLLER

Es gibt welche, die behaupten, unser Maler Hugo sei auf seinen Vorteil bedacht, und etliche ganz Grimmige nennen ihn gar einen schlitzöhrigen Bauernschnauzer. Wie unrecht die alle ihm tun, möchte ich jetzt beweisen, ja, ich erheische mich, den Nachweis zu führen, daß Hugo sogar ein Wohltäter und Menschenfreund ist.

An einem heißen Frühsommertag, es war noch vor dem Kriege, wollte mich der Meister in seinem Wägelchen mit über Land nehmen, und er stellte mir großzügig anheim, wohin mich zu fahren gelüste.

Schon hebt die mißgünstige Sorte ihren neidgelben Finger: „Ja, vorschlagen kann man, was man nur will, doch zu guter Letzt geht die Reise immer nach Faulhadern, teils weil es, um anderswohin die Räder zu lenken, nach den Worten des Meisters, zu früh oder zu spät, zu schwül oder zu kühl in der Jahreszeit ist oder weil es an der Zeit gebricht, an der von Abmachungen und Stammtischen reichlich durchwirkten, hugoischen Zeit."

Ich räume ein: hundert Wünsche des Gastes werden zu guter Letzt vom Meister mit dem Ziel Faulhadern abgetan, aber, sage ich, ist es nicht ein schöner Zug an einem Wagenbesitzer, daß er den Gast wie ein Kind wunschgierig in die und jene Richtung deuten läßt, ehe er ihn von dem eisernen Zwang überzeugt, die Fahrt müsse eben dennoch nach Faulhadern gehn?

Doch an jenem Tag, o Wunder, da die Wolken weißbäuchig in der Bläue einherschwammen, knüpfte der Meister mein Wunschsträußlein mit einem nagelneuen Bendel zusammen. „Kennen Sie Polling?" fragte er, und ohne meine Antwort abzuwarten, rief er: „Ein traumhafter Flecken! Unweit davon lädt unsere Stadt ihren Müll ab, das wird Sie interessieren."

Ich konnte mir nicht recht vorstellen, wieso ich mich gerade für einen Schuttabladeplatz erwärmen sollte, ich gestehe, die Ausscheidungen einer Stadt, auch einer geliebten, erfüllen mich mit Abscheu, doch der weise betagte Meister dachte in diesem Falle wohl weiter als ich.

Fast überflüssig zu sagen, daß das seiner Straße entwöhnte Wägelein eine gehörige Zeit rat- und planlos umherirrte. Oft, auf des Meisters Geheiß, verließ ich das Gefährt und beschnupperte mit der Nase die Wegzeiger, ob die nicht entgegen dem, was sie vermeldeten, im geheimen etwas anderes verlauten ließen; ich forschte die Fußgänger bis zum dreijährigen Kinde nach dem Weg aus; ich störte die Fuhrwerke, die Lastwagen und Kraftwagen und die daherpöllernden Krafträder in ihrem Fortbewegungstrieb, gebot ihnen Halt im Namen des Meisters und frug sie nach dem begehrten Müllort. Zwar schlug dann im Bann einer merkwürdigen Witterungsgabe und auch, ich gebe es zu, aus einem lieblichen Besserwissen heraus Hugo flugs einen anderen Weg ein als den angezeigten, doch alle Wege führen schließlich nach Polling.

Aug' in Auge mit den gewaltigen Müllhaufen, so hoch, daß der goldene Hahn vom Kirchturm in Polling auf dem Schutt einherzustelzen schien, pries Hugo den Liebreiz des in dieses Armleutegewand gehüllten Landstrichs, den schüchternen Liebreiz, man müsse nur die Augen dafür haben; und den Geruch, den die Müllhalden ausströmten, den bemerke man mit der Zeit nicht mehr; stärker als ein ungewaschener Bauernunterrock dufte das auch nicht. Unweit von hier, er wies mit der fleischigen Hand zur Rechten, im Moos, da hätten sich sogar ein paar Landhäuser eingefunden, die behellige, einfach weil sie es gewohnt seien, der Müll nicht mehr samt seinem ihm anhaftenden Duft, und in jenem Haus mit dem efeuversponnenen Giebel, in jenem traulichen Häuschen böte er mir nun die Gelegenheit, zwei entzückende Fräulein aus Lübeck kennenzulernen; die, wenn mir die Zeit lang werde, solle ich nur besuchen.

Welch ein guter Mensch der Meister doch ist! dachte ich bei mir und ich sah ihm gerne seine etwas lückenhaften baugeschichtlichen Kenntnisse nach, welche die Häuser — wären sie Damen gewesen, hätten sie sich geschmeichelt gefühlt — um erkleckliches jünger machten als die frisch duftenden Müllhalden; die hatten sich, wie mir auch die bezaubernden Fräulein aus Lübeck bestätigten, erst später und völlig ungebeten eingefunden.

Ein Dutzend Jahre schon, sagte der Meister, möge es her sein, daß er in dem Hause vorgesprochen habe, und zog am morschen Gatter kräftig die Schelle. Die klirrte wie berstendes Glas, und über dem letzten wimmernden Laut schlug wieder die Stille zusammen, und man hörte nur noch das schläfrige Gackern der Hennen, die sich in einem ausgetrockneten Ententeich eingewühlt hatten, und in den Kronen zweier betagter Linden summte wie eine Baßsaite das Bienenvolk, und vom Dorf her rief ein Hahn, wie ein Feuerzünglein leckte sein Schrei in den heißen frühen Nachmittag hinein, und die weißbäuchigen Wolken am Himmel schienen zu schnarchen; sie rührten sich kaum.

Jetzt schlug ein Hund an, tief wie eine Kuhglocke, eine Tür stöhnte in den Angeln, und ein Neufundländer trabte gewichtig herbei. Beim Anblick des Meisters verstummte sein unwirsches Brummen, die ergraute Schnauze glättete sich und verhüllte schämig ein paar Zahnstummel, die in seinem Rachen einsam noch ragten. Kuno winselte, hißte ergriffen die schwarze ausgefranste Fahne, und jetzt zeigte sich auch, reichlich verschlafen um die Lider, eine der entzückenden Damen, hoch in den Fünfzigern, und legte beschwörend die Hand aufs Herz, wandte sich um und rief: „Estrid, rasch! Hugo ist gekommen!" und dann erschien auch die Gerufene, gleichfalls angealtert, mit einer Nase blaß wie eine Gartengurke, und heftete sich an die Fersen der Schwester, und beide hasteten heran, hochrot im Gesicht. Edith, so hieß die andere, schloß das Gatter auf und hauchte, kaum traute ich meinen Augen, einen Kuß auf Hugos bärtige Wange, und Hugo gab ihn schmetternd zurück, und wohl des Gleichgewichts halber, hauchte die ins Hintertreffen Geratene, die Estrid, dem Meister einen Kuß auf die andere Wange, und Hugo gab ihn würdevoll schmatzend zurück, und Kuno stieß ihm die dicke Schnauze ins Knie und jaulte gekränkt, weil so wenig für ihn abfiel.

Der Meister, im Taumel des Wiedersehens leicht zu verzeihen, stellte mich so nebenbei vor, und dann verlangte es ihn nach einem lauschigen, hold schattenden Plätzchen, denn er habe den Damen etwas Dringendes mitzuteilen. Errötend und sich überschlagend vor Eifer, nannten die ein Dutzend Plätzchen, doch Hugo verwarf sie und entschied sich für eine Heckenröschenlaube, die müsse jetzt in voller Blüte stehen. Gern, sagten die Damen, aber das Bänkchen unter der Laube sei ein wenig schmal. „Das laßt uns erst sehn", rief der zweieinhalb Zentner wiegende Meister, „ob wir drei zusammen dort keinen Platz mehr finden!" Tatsächlich erwies sich das Bänkchen als staunenswert schmal, kleiner, fand Hugo, sei es geworden, als er sich dort krachend niederließ, ja, es zeigte sich, nur für eine der hageren Damen fiel gerade noch ein Eckchen Platz ab, doch Hugo, wie ein beleibtes Dornröschen unter der unschuldig blühenden Hundsrosenlaube thronend, fand das Plätzchen berauschend, und er ordnete an — das Anordnen stak ihm im Blute, ihr Mißgünstigen, es war ja ein Maler! — die jüngere Schwester, Estrid, und ich hätten sich vor ihm im Grase zu lagern, viel gesünder sei der Aufenthalt dort, und den Hund brauchte er erst gar nicht zu bitten, der ringelte sich von selber zu den Füßen des Meisters, und schließlich fand Hugo mit Recht, daß Edith, die ältere Schwester, im weichen Gras behaglich ruhe als auf der von rostigen Nägeln starrenden Bankkante, und so lagen wir alle dem Meister zu Füßen und lauschten seiner Eröffnung.

„Ihr wißt", begann Hugo, „unsere Freunde in Berlin, das Ehepaar Pustkuchen, sind gar nicht gut daran. Erst neulich in einem Brief ließen sie mich das wieder so zwischen den Zeilen wissen. Schlecht geht es ihnen, mit einem Wort, hundsschlecht. Ausspannen tut ihnen not. Nun ich in der Stadt auf meiner Kunstwerkstatt und in der einen Stube kann sie bei bestem Willen nicht dort unterbringen, und könnte ich es, dann schickte es sich nicht, daß eine Dame, eine verehelichte dazu, bei einem Junggesellen nächtigt."

Die Damen aus Lübeck nickten verschämt und schlugen die Augen zu Boden.

„Da habe ich eben an euch gedacht", fuhr Hugo fort. „Ihr habt ein geräumiges Haus, ihr könnt sie leichthin beherbergen, und zudem finden sie hier die ihnen so nötige Ruhe und vor allem die prächtige Landluft."

Bei diesen Worten des Meisters rollte von der Müllhalde her, wie zur Bestätigung, eine Woge verpesteten Duftes über unsere Köpfe hinweg.

„Jetzt", fuhr der Meister fort, „ist es das beste, eine von euch schreibt gleich den Pustkuchens. In meinem Namen vielleicht. Estrid, du hast die bessere Handschrift, du bist auch die Jüngere und tust dir damit leichter, und wenn du damit fertig bist, weist du mir das Geschriebene vor. Vielleicht kann ich euch dann noch den und jenen Rat geben. Den freigemachten Umschlag mit der Anschrift habe ich schon bei mir. In der Stadt werde ich dann den Brief sofort zur Post bringen. Und du, Edith", damit wandte er sich an die Ältere, „könntest uns derweilen einen Fruchtsaft machen, möglichst kühl, das Wasser von dem Brunnen, weißt du. Es machte heiß heute auf dem Weg zu euch heraus", schloß er etwas vorwurfsvoll.

Die Schwestern sahen zunächst leicht bestürzt aus, in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit waren sie wohl Überraschungen nicht mehr gewohnt, dann aber, als Hugo zärtlich sagte: „Ihr tätet den Pustkuchens wirklich einen Gefallen damit", machte sich eine jede von ihnen willfährig ans Werk.

Schläfrig dämmerte der Meister vor sich hin, schnarchelte auch ein wenig wie ein träumender Eber und kam erst wieder zu sich, als Edith uns zwei große, randvolle Gläser mit Himbeersaft brachte. Hugo leerte sein Glas, behaglich grunzend, pries den kühlen Trank und tat der Spenderin die Ehre an, ein zweites Glas, vielleicht mit etwas mehr Saft, anzufordern. Dann kam auch Estrid, mit einem Zeichen ihres Fleißes auf der Nase, einem pechschwarzen Tintenklecks, und legte das Geschriebene vor.

Hugo ergründete es bedächtig. Dies und jenes einzuflechten, würde sich empfehlen, meinte er, und vor allem, das habe sie in der Hast wohl verabsäumt, müsse Estrid die Zeit des Verweilens betonen; gar zu schüchtern seien die Pustkuchens, und schreibe man denen nicht die Zeit des Verweilens vor, drei Wochen zumindest, würden sie aus lauter Bescheidenheit erst gar nicht erscheinen. Verschüchtert stimmten die Damen dem zu, und Hugo schlug vor: „Am besten, liebe Estrid, schreibst du den Brief nochmals von neuem. Es macht sich nicht gut, wenn man so viel hineinflickt." Gefügig entfernte sich die väterlich Ermahnte mit dem Schreiben, und zu Edith sagte der Meister: „Auf diese Weise kommt ihr wenigstens zu ein bißchen Gesellschaft. Das Alleinsein tut euch nicht gut. Darum dachte ich auch an euch." Verwirrt ob so viel Güte nickte ihm das Fräulein zu.

Der verbesserte, neu aufgelegte Brief fiel zu Hugos Zufriedenheit aus. „Das werde ich euch nie vergessen", sagte er und hielt die Pratze vor seinen gemütlichen Rachen, den unversehens ein Gähnen plagte. „Jetzt aber müssen wir gehn."

„Schon?" rief das Schwesternpaar bestürzt.

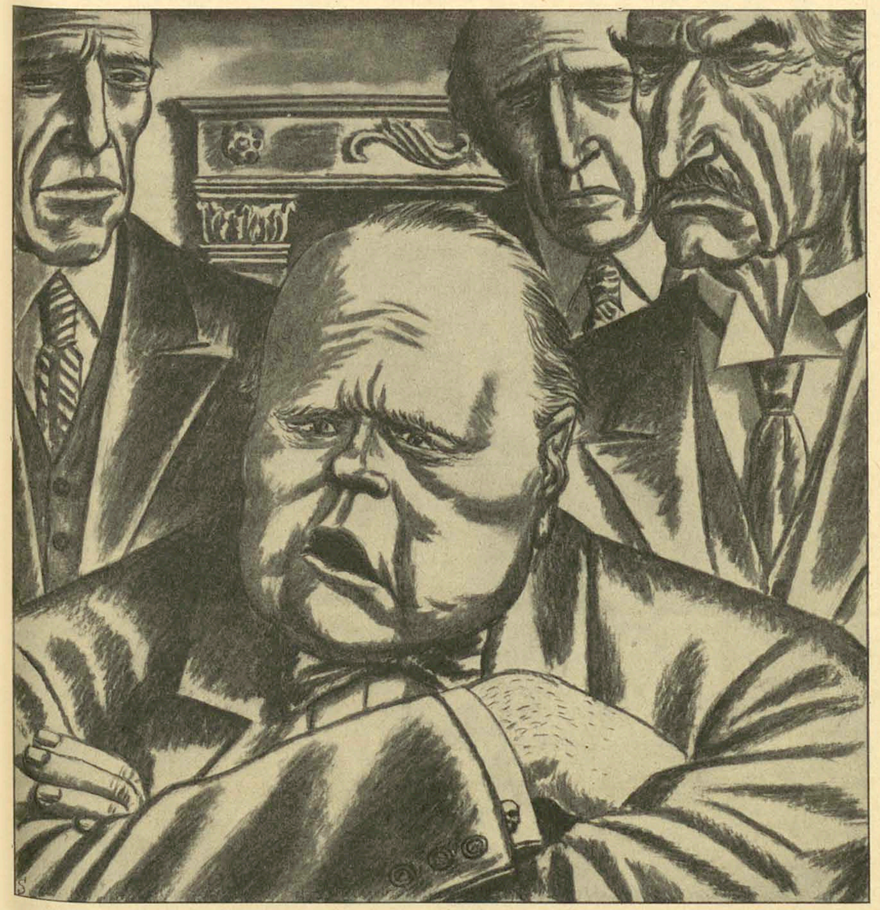
„Ja", sagte der Meister bekümmert. „Wir haben in Polling etwas zu erledigen, sonst bliebe ich bei euch bis in die Nacht hinein, gar gern bei der herrlichen Landluft. Vielleicht noch könnt ihr mir die Zimmer zeigen, die ihr den Pustkuchens zugedacht habt." Auch hierzu zeigten sich die Fräuleins erbötig. „Es liegt euch wohl daran, sie recht behaglich unterzubringen."

Dann nahmen wir Abschied unter den Beschwörungen der Damen, Hugo möge sich doch nicht so selten machen, und der gelobte es ihnen und versprach, in Bälde nachzusehen, wie die Pustkuchens bei ihnen versorgt seien, und Kuß auf

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der größere Verlust - La perdita maggiore

(Erich Schilling)



„Merken Sie sich, meine Herren, Menschen können wir verlieren, soviel wir wollen, nur nicht mein Prestige!"

"Ricordatevi signori: uomini, possiamo perderne quanti ne vogliamo, soltanto il mio prestigio, no!„

die rechte Wange, Kuß auf die linke, und „Edith" und „Hugo", „Hugo" und „Estrid", und fort trabte der Meister und sprach:
„Ein bißchen langweilig ist es hier heraußen. Früher vor dreißig Jährchen, da haben wir hier mit den Mädchen aus Lübeck in den warmen Nächten Festgelage gegeben, da sind wir so, wie uns Gott erschaffen hat, bei Lämpchen und Kerzen zwischen den Tannenbäumen dort herumgesprungen, da haben wir einen hurtigen Reigen getanzt. Gott, waren das Zeiten!" Hugo wischte sich die Stirne, besah sich auf seiner Pranke nachdenklich den Schweiß und sagte: „Verronnen, verronnen!" und dann erklärte er: „Jetzt fahren wir nach Polling, Kaffee trinken", und dann senkte er seinen wohllautenden Baß zu einem Geraune: „Wissen Sie, ich bin den Pustkuchens sehr verpflichtet." Ich gestehe, ich war nahe daran, in das Bellen der Meute einzustimmen, die den Meister nicht völlig rein von Hugoismus, will sagen, Egoismus wähnt, und ich sagte: „Aber die Kosten, die fallen doch den Damen aus Lübeck zu Lasten."
„Wo denken Sie hin?" sagte Hugo entrüstet. „Ich habe den Mädchen zehn Mark gegeben, dafür können sie den Pustkuchens einen ganzen Haufen Fleisch kaufen."
Benommen dachte ich an die Müllhaufen von Polling bei der Erwähnung des Haufens Fleisch, doch noch nicht völlig frei von Argwohn, beanstandete ich: „Für zehn Mark einen Haufen Fleisch in drei Wochen?"
„Natürlich", sagte der Meister. „Für ein paar Pfennige schon kriegt man hier heraußen ein Beefsteak, so groß —", nun so groß wie jener Deckel, der auf einem geheimen Örtchen zum Verschließen einer noch geheimeren Öffnung dient. Meine Zweifel waren in nichts zerronnen. Polling aber, trotz seiner wenig einladend duftenden Müllhalden, Polling, den Ort, wo man für ein paar Pfennige schon Beefsteaks so groß — nun, wie jenes griffeste Ding halt bekommt, habe ich mir in meinem Taschenbuch vorgemerkt!

Einsamer Zecher

(Wilhelm Schulz)



Im Hintergrund des Tages
hockt schwarz die Nacht.
So sag' doch, Mensch, o sag' es,
was dich trotz allem fröhlich macht?

„Ich fand in meinem Keller
beim Stöbern heut
zwei Flaschen Muskateller,
die letzten ... Ahnst du, was mich freut?

Sinkt sie herab, die schwarze,
die Nacht voll Gram,
prell' ich damit die Parze,
die bitterscharf aufs Korn mich nahm.

Ich hab' mir's zugeschworen:
ich duck' mich nicht
und steig' mit steifen Ohren
durchs Morgengrau'n ans Tageslicht."

Dr. Owlglaß

München, 12. Mai 1940
45. Jahrgang / Nummer 19

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der eingebrockte Krieg - La ben preparata zuppa

(O. Gulbransson)



„Es kommt niemand auf unsere freundliche Einladung. Da werden wir wohl diese Suppe allein auslöffeln müssen!"
"Nessuno risponde al nostro eppur cortese invito. Allora, dovremo ben sorbircela da soli, questa minestra!„

Mondscheinsonate - Sonata al chiaror di luna

(Fr. Bilek)



WIE GEHT'S ZU HAUSE?

VON WALTER FOITZICK

Sie treffen einen alten Bekannten. Sie haben ihn jahrelang nicht gesehen. Dieses ist allerdings nicht nötig, falls Sie über ein schlechtes Gedächtnis verfügen. In dem Fall kann auch kürzere Zeit verstrichen sein. Sie standen mit dem Manne recht gut, ein bißchen familiär, so daß es nicht genügt, zu fragen: „Wie geht's?" oder: „Was machen die Geschäfte?" oder: „Na, was sagen Sie nun?" Kurz vor dem Auseinandergehen wird sich die Notwendigkeit einstellen, sich nach „zu Hause" zu erkundigen. Sie haben im Laufe der Zeit allerlei Anzeigen bekommen, Vermählungsanzeigen, Verlobungsanzeigen, Geburtsanzeigen, halt allerlei Nachrichten, die für andere recht interessant oder sogar erfreulich waren. Sie haben, wenn Sie ein ordentlicher Mensch sind, auf diese Drucksachen hocherfreut geantwortet, aber im Moment haben Sie es nicht gegenwärtig, welche Anzeige von wem war, und ob bei dem Manne Kindersegen, Verlobung, Verheiratung oder gar Scheidung eingetreten ist.
Es gehört sich aber, daß Sie sich nach seinen Lieben erkundigen. Sie werden also wie die Katze um die heiße Familie herumgehen und so ungefähr fragen: „Wie geht's zu Hause?" Wenn der Mann antwortet: „Danke, alles wohl", ist die Sache ziemlich erledigt. Sollte der Mann antworten: „Helene hat sich den Fuß verstaucht und Nora ist gerade in Dresden bei den Verwandten", sehen Sie, da liegt der Hase im Pfeffer, denn es wird Ihnen schwer fallen, festzustellen, ob Nora die Frau und Helene die Tochter oder ob es umgekehrt ist. So etwas herauszufinden erfordert eine geradezu sokratische Methode, und der Mann kann verlangen, daß Sie über die primitivsten Grundlagen seines Familienlebens orientiert sind.
Ach, wie schön ist es, wenn der Mann antwortet: „Norachen kommt jetzt in die fünfte Klasse." Da wissen Sie sofort, daß Norachen nicht die Frau Gemahlin ist, denn eine Familienmutter kommt in den seltensten Fällen in die fünfte Klasse und infolgedessen kann diese Möglichkeit bei weiterer Familienforschung außer acht gelassen werden. Es bleibt immer noch der trübe Rest Helene, der sowohl Tochter als auch Frau sein kann.
Hüten Sie sich, bei Leuten, die Sie längere Zeit nicht gesehen haben, zu fragen: „Was machen die lieben Kleinen?" Ich weiß, Sie sind in Ihrem Innern stolz darauf, daß Sie wissen, er nenne zwei Kinder sein eigen, einen Buben und ein Mädchen, und mit dieser Kenntnis wollen Sie prahlen.
Herr, ich sage Ihnen, unterlassen Sie das, denn Sie haben vollkommen vergessen, daß die Kinder inzwischen größer geworden sind. Ich weiß das aus Erfahrung. Immer wieder wird mir in solchen Fällen mitgeteilt, daß das Töchterchen an einen Regierungsrat verheiratet und das Bübchen Chefingenieur bei den Bayerischen Motorenwerken ist. Ich habe schon Leute gesehen, die in ihrem Übereifer, ehe sie sich nach Genauerem erkundigten, für die Gattin des Regierungsrats ein Bilderbuch und für den Chefingenieur einen niedlichen Zauberkasten gekauft haben.
Solche Fehlgriffe sind schwer wieder zu korrigieren.
Aber das sind alles nur die einfachen Fälle, bedeutend komplizierter wird die Sache bei Leuten, die die Gewohnheit haben, sich öfter zu verheiraten. Da müssen Sie genau aufpassen, daß Sie mit Ihrer Empfehlung an die Frau Gemahlin nicht gerage in eine Ehelücke Ihres Bekannten treffen, oder man wird Sie fragen: „Welche meinen Sie, ich glaube, Sie kennen nur die zweite." Solche Fragen sind nicht immer leicht zu beantworten.

Morgenidylle

Von Ratatöskr

Ich geh im Garten hin und her.
Da schnauft und niest und hustet wer.
Kann niemand sehn, bin ganz allein . . .
Es wird ja wohl der Igel sein.

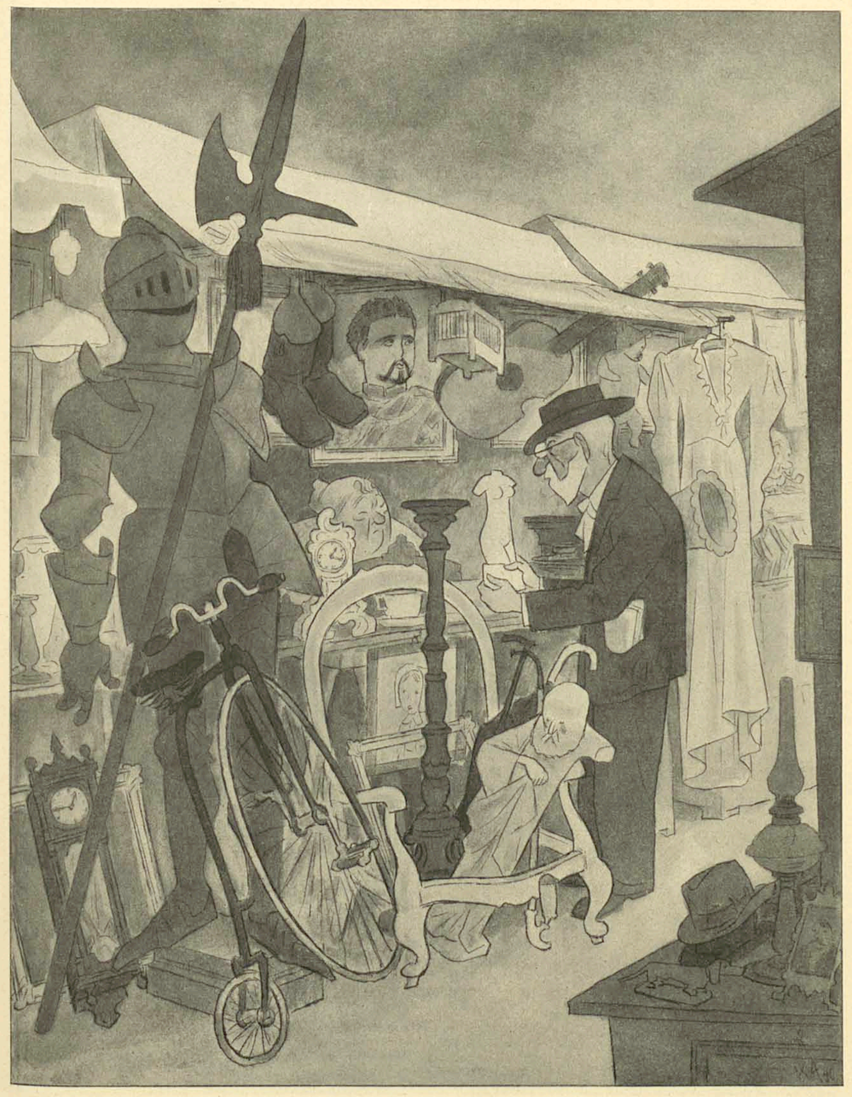
Die Anemonen blühn im Kreis
und Lerchensporn und Ehrenpreis.
Ameisen kreuzen meinen Pfad.
Der Fink am Brunnen nimmt sein Bad.

Auch den Herrn Nachbarn nebenan
beschäftigt ein Befeuchtungsplan,
der ihn, wenn er ihn überdenkt,
in Richtung „Goldne Traube" lenkt.

Ob jedem waltet sein Gesetz,
umgarnt ihn wie den Fisch das Netz,
umschließt ihn wie den Kern die Nuß.
Er kann nur handeln, wie er muß.

Auf der Auer Dult - Nel mercato antiquario di Au

(Karl Arnold)

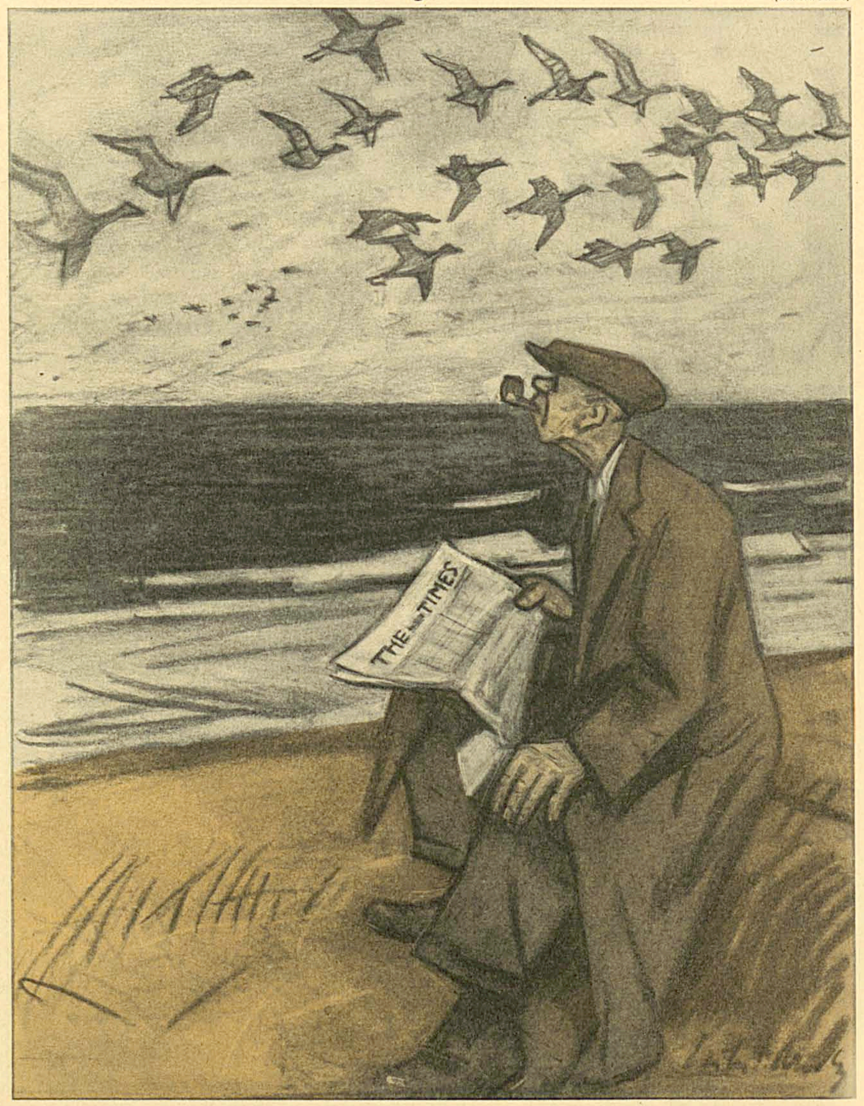


„Künstlerisch ganz wertlos, liebe Frau!" — „Ja mei, des is halt G'schmacksach, im allgemeinen san die nackerten Sachen jetzt sehr gesucht!"

"Dal lato artistico, nessun valore, cara signora!„ — "Dio mio, si tratta di gusti; in genere le cose nude sono oggi molto ricercate!„

Die Verwandlung - La metamorfosi

(Wilhelm Schulz)



„Merkwürdig, gestern sollen unsere Flieger nach Norwegen geflogen sein, und heute kommen lauter Enten zurück!"

"Strano!; ieri, i nostri aviatori devono aver volato sulla Norvegia; oggi torna soltanto un nuvolo d'anitre!„

BEETHOVENS TOTENMASKE

VON MASSIMO BONTEMPELLI

Die Götter rächen sich. Ich lebte mit Lavinia in einer schönen Stadt. Lavinia war Pianistin. Sie spielte systematisch, drei Stunden jeden Nachmittag, und die verschiedensten Sachen, aber zum Schlusse fiel sie immer über die Beethovenschen Symphonien her. Eines Abends ereignete sich noch Schlimmeres.

Es ereignete sich eines Abends, daß Lavinia mit strahlendem Gesicht nach Hause kam, unterm Arm trug sie ein Paket. Sie begann es auszuwickeln; mir erzitterte das Herz. Lavinia hatte Beethovens Totenmaske gekauft.

Jetzt hielt sie die Maske in ihren ausgestreckten Armen und zeigte mir den grausam weißen Gips: sie ließ das Licht darüber spielen, damit ich das Leben in den Zügen sehen sollte. Ich versuchte, gleichgültig zu bleiben, allein plötzlich wurde auch ich ergriffen — die bartlose Lippe und irgend etwas Aufgeworfenes um den Mund herum zuckte unterdrückt von leidenschaftlichem Schmerz; dann umwölkte sich die Stirn und stieß die Menschen zurück in die Tiefe — aber Lavinia bemerkte nichts davon, und ich zwang mich sofort zur Gleichgültigkeit und fragte sie:

„Wohin wollen wir ihn tun?"

„Daran habe ich auch schon gedacht", antwortete die Unglückliche. Der Gips hatte an der oberen Seite einen kleinen Ring. Lavinia traf kaum eine Schuld; sie machte es, wie alle die Mädchen, die Klavier spielen und eine Maske von Beethoven haben, die sie neben das Klavier hängen: und so ging auch sie, die Maske an der Mauer aufzuhängen, an der Wand rechts vom Klavier; sie hängte den Beethoven an die Mauer, mittels jenes kleinen Ringes an einen Nagel in der Mauer, ein wenig hoch, wie man wohl einen Irrigator aufhängt.

Auf diese Weise befestigte sie ihn, ohne zu verstehen und ohne Angst zu haben.

Ich indessen hatte Angst. Ich ahnte Unglück. (Oder vielleicht zog ich es, indem ich es voraussah, herbei?) Ich wagte nichts zu ihr zu sagen, denn das Nichtverstandenwerden bringt den Mann in große Verlegenheit.

In dieser Nacht hörte ich Lavina im benachbarten Zimmer mehr als einmal im Schlafe stöhnen. Am folgenden Morgen erzählte sie mir verwirrt und so gut sie sich erinnern konnte, ihre Träume: Schreckliches Albdrücken hatte sie gehabt, war geflohen. Dann bemerkte sie im kleinen Salon die aufgehängte Maske und sagte zu mir:

„Hast du sie weggenommen? Hast du sie wieder an ihren Platz zurückgebracht?"

„Was?"

„Die Maske. In der Nacht bin ich schreiend aufgewacht und habe sie auf dem Stuhl neben meinem Bette liegen sehen, so, als ob sie ruhen wollte, aber ich bin sogleich wieder eingeschlafen."

Ich überzeugte sie, daß auch die Maske auf dem Stuhle ein Traum gewesen war. Aber ich hatte verstanden, daß sich viel Furchtbareres vorbereitete. Ich erwartete es, still und ergeben.

Am Nachmittage begann Lavinia wie an allen anderen Tagen zu spielen. Sie spielte lange, und zuletzt schlug sie die Beethovenschen Symphonien auf.

„Heute", kündigte sie mir mit dem unschuldigsten Lächeln an, „beginne ich mit dem gründlichen Studium der Dritten."

„Bravo", antwortete ich von meinem Sessel aus und las weiter.

Aber ich hörte kein Spielen mehr. Ich wollte gerade aus meinem Buche aufschauen, als sie mich entsetzt anrief: „Sieh' doch!"

Die Dritte beginnt, wie jedermann weiß, mit einem starken, abgerissenen Akkord.

Und ich sah, daß Lavinia sich abmühte, ihn mit beiden Händen anzuschlagen, mit einer den Diskant und mit der anderen den Baß; beide Hände hielt sie wie Hämmer, die Finger erhoben und gut gespreizt, um sie, so stark sie konnte, auf die Tasten zu jenen Akkorden zu schlagen: aber man hörte nicht einen Ton hervorgehen.

„Ach sieh' nur!" Die Tasten bewegten sich nicht. Die Tastatur war erstarrt. Lavinia betrachtete sie ganz bestürzt. Auch ich blickte hin. Auch die dritte Symphonie schaute vom Notenpulte hernieder aus ihren hunderten von schwarzen Notenaugen. Alle blickten wir auf die Klaviatur. Lavinia schlug noch zwei- oder dreimal zu, dann legte sie die Hände vors Gesicht und begann zu weinen. Ich gab ihr in aller Eile eine sehr materialistische Erklärung:

„Es wird innen irgend etwas entzwei sein, das die Tasten verhindert, sich zu bewegen. Wir werden es in Ordnung bringen. Warte..."

Ich montierte die ganze Mechanik des Klavieres ab, aber fand den Schaden nicht. Sie wollte, daß ich sofort ginge, um einen Arbeiter zu holen. Dieser versprach, am nächsten Tage zu kommen. In dieser Nacht schlief Lavinia ziemlich ruhig. Der Mechaniker kam, untersuchte das Instrument, und ich weiß nicht, ob er etwas fand; er hantierte ein wenig an ihm herum und setzte es wieder zusammen, dann zeigte er, daß es klang.

„Wieder in Ordnung."

Er ging fort, und Lavinia begann wieder zu spielen. Um das Instrument zu prüfen, spielte sie die Tonleitern aller Tonarten. Diese glitten dahin wie Frühlingsbächlein durchs Wiesengrün. Dann führte sie einige anmutige und glänzende Passagen aus. Die Töne entzündeten sich bebend unter ihren Fingern wie Glühwürmchen im sommerlichen Tale. Lavinia war glücklich.

„Höre jetzt", sagte sie, „jetzt beginne ich mit der Dritten von Beethoven. Oder ziehst du eine andere vor?"

„Mir ist es gleich", erwiderte ich mit einer Stimme, der man gegen meinen Willen das Erbleichen anmerkte. „Höre jetzt."

Ich weiß nicht warum, ich schöpfte wieder Mut. Denn es schien mir, als ob eine heitere Vorahnung das Zimmer erhelle. Ich begann wieder zu lesen und mein Herz lauschte.

Aber zu meinem größesten Erstaunen drang weder die Dritte noch irgend ein anderer Beethoven an mein Ohr. Lavinia hatte mit dem Vorspiel zum „Barbier von Sevilla" begonnen.

Doch sie unterbrach sich sofort.

Dann schlug sie wieder auf die Tasten.

Und vom Klavier, ein bißchen unsicher, hörte ich die ersten einleitenden Takte eines Walzers vom alten Strauß „An der schönen blauen Donau" hervorsprudeln. Aber auch diese Töne brachen sofort ab, und Lavinia rief mich. „Was willst du?" Ihre Stimme war voller Mißtrauen.

„Sage mir, ich bitte dich, sage mir, was habe ich eben gespielt?"

„Ich denke, den Anfang vom Barbier und dann einen Walzer von Strauß."

„Sag' nur, sag'..."

„Was gibt's denn?" — „Aber dieses?"

Sie zeigte auf das offene Buch auf dem Notenpulte. Dort stand deutlich oben auf der Seite geschrieben:

III. Symphonie

Allegro con brio L. van Beethoven op. 53

„Welche Musik ist das?" fragte sie ängstlich.

„Die Dritte von Beethoven: so steht s geschrieben."

„Und diese ist's, die ich spiele, verstehst du?" schrie sie furchtbar, „diese ist's, die ich spiele, schweig' und höre!"

Sie spreizte abgemessen ihre zehn Finger, erhob die gelösten Hände, so hoch sie konnte, ließ sie niederstürzen wie zwei ausgehungerte Adler auf die beiden Es-dur-Akkorde, einen im Diskant und einen im Baß, schlug sie wieder an, so wie sie geschrieben standen und fuhr fort, Beethoven zu lesen...

Und den Tasten entquoll flüssig und neckisch die Szene der Verschworenen aus der „Tochter der Madame Angot".

Ich tat verwundert und erschrocken, aber innerlich lachte ich irgendwie.

Lavinia hörte auf, ein schriller Ton entrang sich ihrer Brust; dann fiel sie in meine Arme, die bereit waren, sie aufzufangen, und eröffnete eine Serie von Aufschreien, die von Schluchzern unterbrochen wurden.

Auf diese Weise verbrachten wir eine und eine halbe Stunde. Endlich schaute sie mich mit ihren rotgeweinten Augen in dem tränenüberströmten Gesicht von unten nach oben schmerzlich an und murmelte:

„Ich verstehe, es ist eine Verzauberung; erkläre du sie mir." Ich antwortete grausam:

„Geheimnisse lassen sich nicht erklären."

Ich tat so, als ob ich die weiße Beethovenmaske, die da wie ein Irrigator aufgehängt war, nicht sähe.

Die Verzweiflung zerzauste Lavinia die Haare, so daß sie wie eine Furie ausschaute.

„Er will nicht", sagte sie, indem sie mit halber Handbewegung, mit halbem Blicke nach der Maske wies, „er will nicht, daß ich seine Musik spiele. Warum?"

Wir verharrten weitere zwei Stunden in Schweigen. Ich stützte sie immer noch. Von Zeit zu Zeit veränderte ich meine Stellung, indem ich ihr Körpergewicht ein wenig mehr auf meinen rechten Arm verlagerte oder mehr auf meinen linken zur Abwechslung. Als die beiden Stunden verstrichen waren, sagte sie in tragischem Tone:

„Ich weiß, warum er nicht will."

Ich spürte, daß ich meine Augen vor Erstaunen unsäglich weit aufriß. Ich klagte mich eilends an, Lavinias Intelligenz bisher unterschätzt zu haben. Sie fuhr geheimnisvoll fort:

„Der Gipsverkäufer wollte an jenem Tage, daß ich die farbige Maske kaufte, die wie Bronze aussah. Aber ich nahm diese weiße, weil sie weniger kostete. Dafür rächt sich Beethoven jetzt."

Ich glaubte ohnmächtig zu werden.

Nach wenigen Minuten fügte sie hinzu:

„Jetzt dürfte es zu spät sein." Und begann von neuem, zuckend aus meinem rechten Arm in den linken zu fallen, während mir die Beine einschliefen.

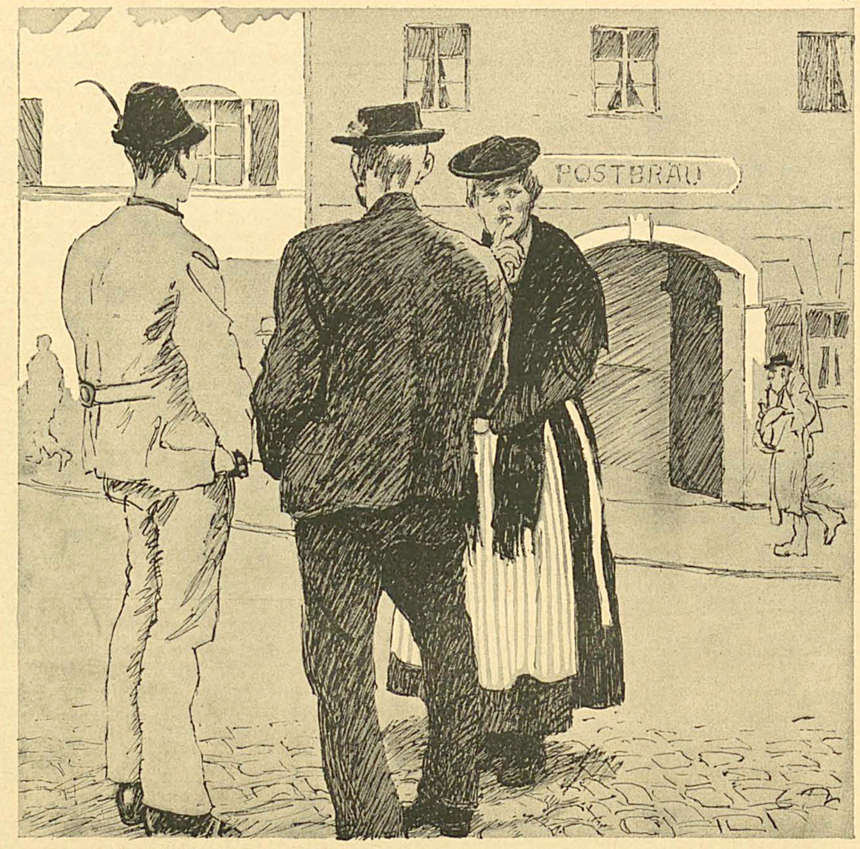
BLUMEN I *Von Georg Britting*

Wiesensalbei,
Milchstern und die Akelei
Kommen miteinander.
Frauenschuh und Täschelkraut,
Katzenpfötchen, Jägerbraut
Und der Türkenbund
Brechen nicht viel später
Aus dem schwarzen Grund.
Ob sie in dem Garten stehn,
Ob an Ackerrändern,
Gerne lassen sie sich sehn,
Lassen sie vom Winde drehn
Ihre Blütenräder
Und die Prunkgewänder wehn.

Sind sie auch bald abgetan —
Einmal war es hold!
Einmal blitzten sie wie Gold,
Weiß als wie der Schwan,
Röter als wie Mädchenblut,
Einmal standen sie in Glut,
Spürten sie, wie da sein tut,
Spürten, daß sie so gewollt,
Als Kaiserkron, als Fingerhut,
Hatten einen hohen Mut,
Zeigten Blütenrad und Stern
Ihm, der allen Sternen gut,
Selbst ja zwischen Sternen ruht,
Oben, ihrem Herrn.

Der Sohn - Il figlio

(E. Thöny)



„Schaug hi, Loisel, da drüb'n kommt die sell Resi, auf di du a Aug hast!"
„I? Wer hat dir denn dees g'sagt, Muatta? Da müaßt i ja glei dreiaugat sei'!"

"Guarda laggiù, Luigino, che viene Teresina, su cui tu haí già un occhio!„
"Io? Chi te l' ha poi detto, mamma? Allora dovrei avere insieme tre occhi!„

Doch trotz unseres pathetischen Seelenzustandes und der dramatischen Stellung meiner Arme hielt ich den Augenblick nicht für geeignet, Lavinia die wahre Ursache des Geschehens zu erklären. Ich begnügte mich, ihr zu antworten: „Das würde ich ihm nicht zutrauen, das glaube ich nicht." Lavina nahm mir das übel: „Du glaubst nie etwas." Sie versuchte nicht mehr, Beethoven zu spielen, und für einige Zeit lebte sie in einer tödlichen Niedergeschlagenheit, dann erholte sie sich zusehends. Es waren nur wenige Tage vergangen, und sie lebte wie früher, lachte und spielte, aber andere Komponisten, nur von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich und erhob die plötzlich schwermütig werdenden Augen zur weißen Maske empor und spielte für zwanzig Minuten voller Traurigkeit in Moll. Sie sprach nicht mehr zu mir über diese Angelegenheit. Nur einmal flüsterte sie unvermittelt: „Er will noch nicht. Ich fühle es. Es braucht noch seine Zeit."

Dann eines Morgens sah ich sie mit der entschiedenen Miene eines, der einen Entschluß gefaßt hat. Ich hegte in meinem Herzen einen instinktiven Verdacht. Während des ganzen Tages sagte sie nichts. Den Morgen darauf sprach sie. Ihr Gesichtsausdruck war noch ernster und vertiefter. Ihre Stirn war breiter geworden, ihre Augen größer und ruhiger. Sie sprach: „Ich habe es gefunden." — „Was?"

„Frage nicht, gib mir achthundert Lire."

Nachdem sie diese hatte, ging sie fort. Ich hatte nicht die blasseste Ahnung von ihren Plänen. Um zu fliehen sind achthundert Lire zu wenig. Um sich zu töten zu viel. Nach einer halben Stunde sah ich sie wiedereintreten, aufrecht und schicksalsbeschwert. Dann bemerkte ich, daß hinter ihr ein Gepäckträger mit einem großen Gegenstande kam. „Stellen Sie es dorthin."

Der Mann setzte den Gegenstand ab — unter die Maske von Beethoven — und ging fort. Ich fühlte mich erstarren von den Spitzen der Füße bis zu denen der Haare. Es krümmten sich mir die Fingernägel in den Taschen, in die ich sie zur Vorsicht vergraben hatte und mühsam drückte ich sie zusammen. Ein verschleiertes Rollen lief am Himmel entlang, näherte sich, und dann drang eine bleierne Wolke durchs Fenster ins Zimmer und schloß eine ovale Kuppel um uns vier: mich,

Lavinia, die Beethovenmaske und das Grammophon. Lavinia sagte zu mir:
„Er will nicht, daß ich seine Musik spiele. Aber ich kann nicht ohne seine Musik leben. Nun also. Vielleicht wird er mir nun verzeihen." Ich zitterte wie die Blätter einer Platane im Herbst.
Und jetzt bemerkte ich, daß Lavinia unter ihrem Arme einen viereckigen Umschlag hielt. Sie zog ihn hervor und schwang ihn mit einer dyonisischen Geste gegen die Decke.
„Nun also", wiederholte sie.
Und ich sorgte für keine Abhilfe. Ich versuchte nicht, dem Unaufhaltsamen die Stirn zu bieten. Erstarrt und vernichtet erwartete ich das Unvermeidliche.
Lavinia hob den Deckel des Apparates. Legte die Platte zurecht. Und dann mich anblickend verkündete sie: „Die Fünfte."
Sie wandte sich nach dem Grammophon, und ganz langsam — mir schien es ein Jahrtausend — senkte sie die Nadel auf den Rand der Platte.
Ich drückte mich mit aller Gewalt in meinem Sessel zusammen.
Die Platte begann ihr unterdrücktes grunzendes Kreisen.
Mit Händen und Fingern preßte ich Kiefern und Backenknochen. So fühlte ich mich gespannt und ausgewogen — und hatte Angst.
Aus dem kreisenden Grunzen der Platte lösten sich die ersten drei hämmernden Töne der Symphonie. Ich hörte meine Zähne knirschen.
Und auf einmal, beim Niederfallen des vierten Tones, erdröhnte ein riesenhafter Knall. Ich sah nichts mehr. Ich wurde von einem Wirbelwind ergriffen. Ich wurde hoch in den Himmel geschleudert in einem enormen Sturm von Kalk und Staub. Weit, weit in einer unbekannten Wiese fiel ich nieder. Ich hatte lange Mühe, bis ich meine Sinne und das Bewußtsein wiederfand. Das Zimmer, das Haus, vielleicht die ganze Stadt waren in die Luft geflogen. Ich und Lavinia waren in zwei verschiedene Ecken der Welt verschlagen, und ich habe sie noch nicht wiedergefunden.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

DER MICHL SCHLUIFEGGER WIRD MASSIERT

VON KARL SPRINGENSCHMID

„Aschtoria" las der Tragtierführer Michl Schluifegger, als das Batlon nach dem Marsch aus den Bunkern in die verdunkelte Gegend einrückte, die das neue Quartier war, und dann gar „Belfue" und „Palaze Hotel". „Mander," meinte da der Gewehrführer, der Kranzler Nick, der als Hausknecht und als Kitzbichler etwas von der Behergung verstand, „da schlafen mier heunt no zwoabettig mit fließendem Wasser!"

(Toni Bichl im Felde)



„... sooo und nach dem Säen die Erde leicht antreten!"

Und so geschah es wirklich, daß die Zwölfte, unsre Kompanie, vor dem „Kaiseradler" stehen blieb und daß der Urler Schorsch, der als Quartiermacher voraus war, die Namen ausschrie, als wären es Herrschaften und Kurgäste: Schluifegger und Schlacher ins Dreierzimmer, Kranewetter und Gragler ins Viererzimmer ..."
Oh, selbst ein Tiroler Gebirgsjäger und Ötztaler Holzknecht wird mit der Zeit ein nobler Mensch, wenn er so ein zweibettiges Leben führen kann und das Licht auf dem Nachtkastl hat und das fließende Wasser nebenbei, grad zum aufdrehn, und wenn er sich jeden Morgen in einem Trumm Spiegel sieht, größer als ein Stubenfenster daheim.
Aber so ist es: Wenn es dem Menschen einmal gut geht, gleich möcht er's besser haben. Und so streift der Michl Schluifegger am andern Tag nach dem Waffenappell in der Gegend herum und sucht, was es noch Besseres gibt.
„Heilbäder", liest er beim Kurhaus drüben und meint: „Du, Nick, so a Heilbad, sell war' epper nit schlecht!"
„Was willscht denn du heilen?" fragt der Kranzler Nick mißtrauisch.
„Oh, sell war' viel zu heilen an mir," meint der Schluifegger nachdenklich, „es ischt allerhand bei mir, was nit so ischt, wia es sein soll!"
Da schaut der Kranzler Nick an dem tirolischen Mannsbild auf und nieder und überlegt eine Weile. Dann sagt er ernst: „Guet, nacher gehn' mr uns halt heilen!"
Der Kranzler Nick redet schon zu dem Fräulein hinter das Zahlfensterl hinein, da stößt ihn der

Die Damenkapelle - L'orchestra delle dame

(R. Kriesch)



„Ich werfe dir den Krempel hin, Lizzi, wenn du weiterhin mit deinem sanftmütigen Getu Albrecht einzufangen versuchst!" ‚Vergiß aber nicht, Lu, daß von der Kritik ausdrücklich die wunderbare Harmonie von Geige und Cello gepriesen worden ist!"

"Io ti scaravento tutta la baracca addosso, Lizzi, se con le tue manierine non la smetti di voler accalappiare Alberto!„ — "Ma non dimenticare, Lisetta, che dalla critica è stata espressamente esaltata la meravigliosa armonia del violino e del violoncello!„

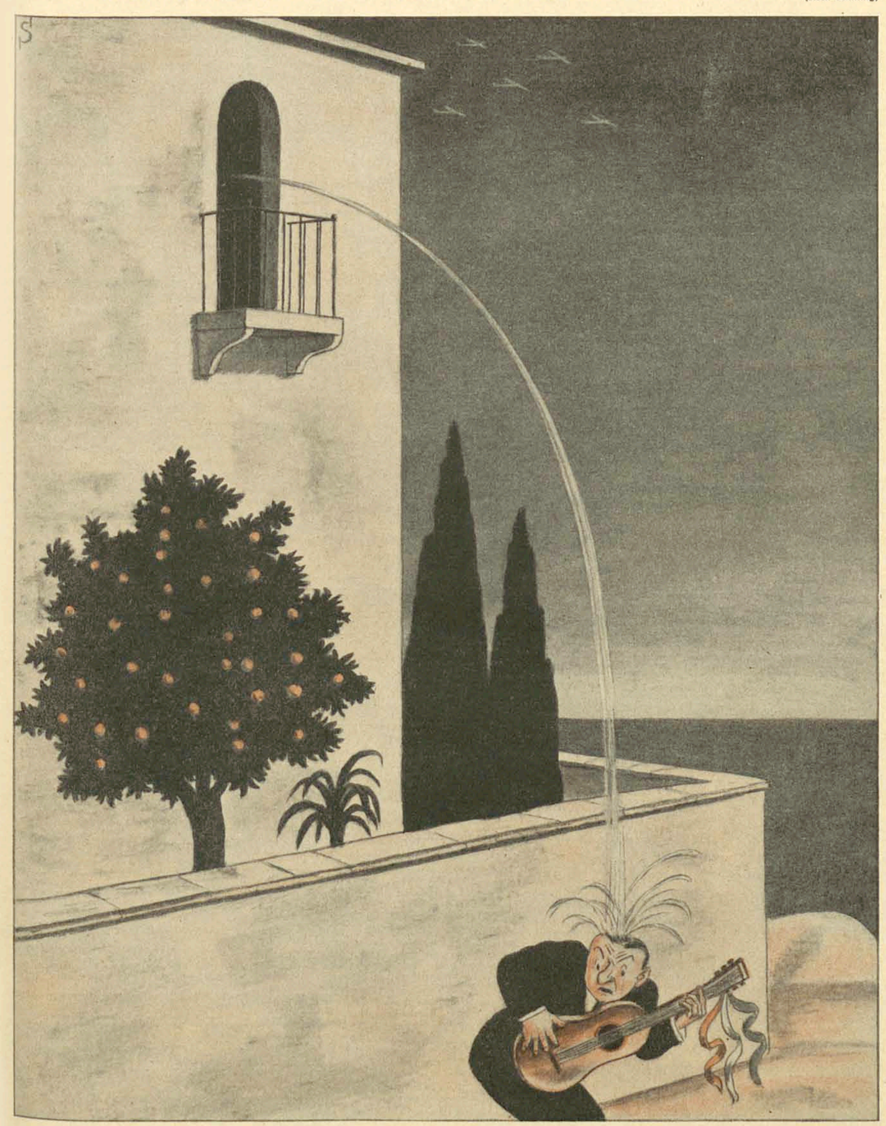
Schluifegger in den Seiten: „Nick, tue a Massage ah dazue?"
„Massage?" dreht sich der Nick herum, „fahlts bei dir schun so grob?" „Was soll den fahln?"
„Ja, woaßt du überhaupt, Schluifegger, was dös ischt, a Massage?"
„Na, sell woaß i nit, aber wegen dem Markl auf oder ab..."
„Tue, wiast magst, du Dolm, du massierter, mueßt ja allweil was Bessers haben," schreit der Kranzler Nick und sagt zu dem Fräulein hinterm Glas drein, „ein Heilbad mit und eines ohne Massage!"
Und so geht der Tragtierführer Michl Schluifegger aus Gurgl im hintersten Ötztal in das Bad mit der Massage. Oh, der Schluifegger!
Das ganze Maschingewehr, der Leutnant selber, alle, nach dem Baden fragen sie ihn: „Schluifegger, wia war's mit der Massage!"
Und der Schluifegger verdreht bloß die Augen, ganz selig, und schaut in die Luft, wo man schon das erste Frühjahr spürt, und schnalzt bloß mit der Zung.

„Derzähl, Schluifegger!" drängen sie alle in ihn. Doch der Schluifegger starrt nur schweigend in den Himmel. Er findet keine Sprach für das, was er erlebt hat. „Los, Schluifegger", klopft ihm der Leutnant aufmunternd auf die Schulter.
Da beginnt er mit einem tiefen Seufzer: „G'schwitzt hab i, Herr Leutnant, g'schwitzt in der Massage, wia no nia in mein Leben, bei der schwarsten Holzarbeit hab i nit so g'schwitzt..."
„G'schwitzt vom Massieren?" fragt der Leutnant.
„Na, Herr Leutnant, nit vom Massieren, vorher, g'schwitzt vor lauter Angst und halt so..."
Und langsam klaubt der Michl Schluifegger die Worte zusammen und erzählt:
„Alsdann i ziach aus, was is anhab und steig ins Bad, wia der Adam ins Paradies. Dös ischt die Kohlensäure, dö auf der Haut so kitzelt. Sell han i schun gwißt, daß dös sell Heilbad inwendig und auswendig gilt. So hab i zwischendurch allweil a Maul voll von dem Wasser gsoffen, wo i drein g'legen bin, damit die Heilung von alle Seiten zue kimmt.

Auf amol, wia i so im Limonadewasser lieg, klopfts und ehvor i no schreien kann, geht die Tür auf — Kreuzseiten, bin i derschrocken! — kimmt da a Weiberne gradwegs bei der Tür einer.
‚Nit', hab i gschrien, ‚i bin ja ganz nacket!'
‚Aber Sie haben doch Massage bestellt!' sagt sie zu mir und tuet dös sell Handtuech hin aufm Diwan. Jung war sie grad nit, aber schun no in die rechten Jahr und Weiberne ischt Weiberne.
Hinlegen hab i mi müessn und nacher hat sie halt ihr Gschäft angfangt mit dera Massage.
Oh, hab i gschwitzt, in mein Zustand, Mannsbild ischt Mannsbild.
‚I halt's nimmer aus!' hab i gschrien.
I bin in die Hosen gsprungen!
Ganz kaputt bin i no von dera Massage, Herr Leutnant!"
Und der Michl Schluifegger stöhnt tief von innen heraus und meint: „Guet, daß in die Bunker koa Massage gibt, Herr Leutnant, mitm Massieren wurd epper der Krieg verspielt, sonst aber nit!"
„Sonst aber nit", lacht der Leutnant.

Komm herab, o Madonna Italia - Scendi, o madonna Italia

(Erich Schilling)



Reynaud: „Jetzt versuch' ich 's nochmal mit dem alten Lied von der lateinischen Schwester!"

Reynaud — ora ritento l' antica canzone: "o sorella latina!„

DER HELLSEHER

VON HANS PETER JACOBSEN

Tante Betti ist nunmehr endgültig im Übersinnlichen gelandet. Woran, bei Licht besehen, ihr Schnupfen schuld ist. Dieser hatte nämlich die gute Tante Betti genötigt, in die Handtasche zu greifen, um das Schneuztüchlein hervorzuholen. Und dabei war, lautlos und unsichtbar, der Haustürschlüssel herausgefallen. Lautlos, da der Schnee ihn verschluckte; unsichtbar, weil es Abend war und weder Mond noch Straßenlampen leuchteten.
Tante Betti, geschneuzt habend, strebt sorglos ihrem Hause zu. Doch an der Haustür wird es offenbar, und kein dreimaliges Umkramen der Handtasche ändert ihr Geschick: Tante Betti steht vor verschlossener und unaufschließbarer Tür. Daß eine verschlossene Tür sich gemeinhin nur mit einem Schlüssel öffnen läßt, dies weiß Tante Betti sehr wohl. Aber sie hat neben so realen Erkenntnissen ihren Hang zum Übersinnlichen. Sie glaubt an die Zukunft im Kaffeesatz, an Geisterbeschwören mit und ohne Spiritus, an Hellsehen und jeden anderen Hokuspokus. Sie glaubt so fest an die Möglichkeit der unmöglichsten Wunder, daß sie nun erwartet, kräftiges Läuten der Hausglocke würde die Tür öffnen.
Darum drückt sie den Klingelknopf so anhaltend und energisch, wie es der irdischen Hälfte ihres Wesens entspricht. Bis ein höflicher junger Mann sie im Vorübergehen nach dem Sinn solchen Tuns befragt und auf ihren wortreichen Bericht erwidert, es erschiene ihm zweckdienlicher, den Schlüssel zu suchen. Wo sie ihn denn verloren haben könne? O, nicht weit, meint Tante Betti, denn sie sei ja nur eben — und überhaupt, nicht weit von ihrer Gartenpforte müsse er liegen.
Der junge Mann opfert seine Zündhölzer und seine Bügelfalte. Er kriecht, ein Streichholz nach dem andern entflammend, auf allen Vieren den verschneiten Weg entlang.
Tante Betti hingegen hält *ihre* Methode für richtiger. Sie glaubt nun einmal an die magnetischen Kraftströme, die ihren Körper durchpulsen. Und diese Kräfte werden den Schlüssel aus dem Schnee emporreißen, nicht wahr? Also geht sie, mit leicht gebeugten Knien, dem suchenden Jüngling nach. Dabei wedelt sie mit ausgestreckten Armen und gespreizten Fingern vor sich hin, in jeder Sekunde das Wunder des Anpralls von kaltem Eisen erhoffend.
Mißtöniges Flöten stört jedoch die Konzentration ihrer magnetischen Kräfte. Irgend jemand, der ihr und dem hilfreichen jungen Mann auf dem Wege entgegenkommt, pfeift sich im Dustern stillvergnügt und alkoholverstimmt einen Schlager.
Tante Betti ist empört. Sie ist noch empörter, als das Geflöte, ganz nahe schon, ruckhaft überspringt in jene Art von Flüchen, die einen Mangel an seelischem Gleichgewicht verraten. In diesem Fall wurde allerdings nur die Rückwand der Seele betroffen. Der bis dahin so fröhlich pfeifende Mann war nämlich auf etwas Hartes getreten, war ausgerutscht und hatte beim Niedersetzen die Hand zufällig auf das harte Etwas — auf einen Hausschlüssel, wie ihm schien — gestützt. Und hatte dann ebendiesen Schlüssel in die Manteltasche gesteckt und dabei die häßlichen Worte ausgestoßen.
Während nun das Fluchen sich in sanfteres Ächzen verlief, bemerkte der im Schnee sitzende Mann den im Schnee kriechenden Jüngling. Und sich besinnend auf die dem Stammtischheimkehrer eigene Nächstenliebe, fragt er schadenfroh und teilnahmsvoll: „Na, Männeken, ooch die Balance verloren?" „Nein, das nicht, aber einen Hausschlüssel!" ist die lakonische Antwort.
„Wat? 'n Hausschlüssel? Männeken, paß uff: ick kann zaubern!" Er brummelt vor sich hin, macht mit dem rechten Arm eine im Dunkeln kaum deutbare Bewegung — Tante Betti schwört, es sei ein kabbalistisches Geheimzeichen gewesen — und da —: „Siehste woll, Männeken, da ham Se Ihren Schlüssel!" Worauf er, die Schwerkraft des Grogs mannhaft überwindend, sich erhebt und schwankend weitertrollt. Und seine Spur ist verwischt. Der Schlüssel? Ja, es ist der ihre.
„Junger Mann," spricht sie im Ton der Siegerin, „wissen Sie auch, was das war? Das war ein Hellseher!! ... Sie wissen nicht, was ein Hellseher ist? Nun, der Herr dahinten, — das ist einer! Merken Sie sich das fürs Leben, junger Mann: es gibt viele Dinge, die man nicht sieht, wenn man nur so vor sich hinblickt."
Der gleichen Ansicht war — am nächsten Morgen — der freundliche Finder des Schlüssels, als er vor dem Spiegel stand. Da blickte auch er nicht nur so vor sich hin. Ein gewisses Schmerzgefühl veranlaßte ihn, seine Rückseite im Spiegel zu betrachten und dabei — seine hellseherischen Gaben nicht ahnend — einen grünblauen Fleck an einer unsichtbaren Rundung zu entdecken.

Ein Mensch / Von Eugen Roth

Ein Mensch — was er auch sei, beruflich —
Bekommt ein Schreiben, diesbezüglich,
Daß pünktlichst er am achten Mai
Um zehn Uhr auf dem Amte sei.
Dies Schreiben kriegt er schon im März
Und ach, es legt sich schwer aufs Herz.
Und näher, näher rückt das Ziel,
Vorüber wandelt der April.
Der Mensch kommt immer mehr in Not,
Zumal die Ladung grimmig droht
Ihn zu belegen mit Gebühren,
Ja, polizeilich vorzuführen.
Der Mensch, bisher noch völlig straflos,
Verbringt die letzten Nächte schlaflos.
So kommt denn der Termin herbei,
Denn morgen ist der achte Mai!
Um zu versäumen nicht die Frist,
Der Mensch um sechs schon munter ist.
Daß ganz gewiß ihm nichts geschähe,
Ging früh er in des Amtes Nähe —
Doch, wie er so die Stadt durchstreunte,
Sah er: es war bereits der neunte!

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

PECH GEHABT??

VON JOSEF ROBERT HARRER

„Pech gehabt!" sagte geringschätzig Olvarez, als der Vorsitzende das Urteil verkündet hatte. Und dieses Urteil lautete:

„Im Namen der Bundesrepublik wird der Angeklagte Olvarez, der des versuchten Kassenraubes überwiesen ist und der selbst zugeben mußte, daß er auf die Polizisten, zum Glück ohne Erfolg, geschossen hat, zum Tode verurteilt! Die Hinrichtung hat drei Stunden nach Verkündung des Urteils zu erfolgen!"

„Was haben Sie gesagt?" fuhr ihn der Vorsitzende an.

„Pech gehabt, Herr Richter!"

Weiter sagte er kein Wort. Dem Publikum, besonders den Frauen, lief es trotz der Hitze eiskalt über den Rücken. Selbst sein Verteidiger schüttelte den Kopf. Der Vorsitzende räusperte sich und sagte:

„Sie dürfen noch einen letzten Wunsch äußern! Für Essen und Trinken ist gesorgt. Sie können sich also, laut Gesetz, Musik wünschen, etwa ein Grammophon, oder einige lustige, aufheiternde Zeitschriften oder zur Gesellschaft eine Dame aus dem Hause zur Roten Ampel. Auch Schachspielen dürfen Sie, wenn Sie es wünschen. Unter den Gefängnisaufsehern wird sich ein Partner finden, der nicht zu spielstark ist, damit die Partie auch rechtzeitig fertig wird!"

Zu allem schüttelte Olvarez lächelnd den Kopf.

„Nun, was wünschen Sie sich denn? Eine Weltreise darf es natürlich nicht sein, außer mit dem Finger auf der Landkarte!"

„Sie haben leicht scherzen, Herr Gerichtshof!" meinte Olvarez. „Aber jeder Ihrer Scherze geht auf Kosten meiner drei kurzen Lebensstunden!"

„Nun, schnell Ihren Wunsch! Sonst müßte ich annehmen, daß Sie auf dieses Ihr letztes Recht Verzicht leisten!"

„Nein," rief laut Olvarez, „ich habe schon einen Wunsch! Da ich gut essen und trinken werde, bekomme ich nachher bestimmt wieder Magenschmerzen. Ja, ich spüre leider mit einer Regelmäßigkeit, die sonst nur die Astronomie und die Steuerbehörde kennt, genau eine Stunde und 17 Minuten nach dem letzten Bissen starke Magenschmerzen. Ich müßte also mit quälenden Schmerzen zur Hinrichtung gehen! Mein letzter Wunsch lautet also: Lassen Sie mir zum Essen auch ein wenig Speisesoda servieren!"

Dem hohen Gerichtshof und etlichen anderen Anwesenden stand der Mund offen. Allgemeines Kopfschütteln und Gemurmel.

Da meldete sich der Psychiater zum Wort.

„Hoher Gerichtshof, das bestätigt nur meine von der Staatsanwaltschaft zurückgewiesene Vermutung, daß der Angeklagte, den Sie dem Tode überantworten, nicht recht bei Sinnen ist! Ich beantrage eine Wiederaufrollung des Prozesses unter Hinzuziehung einiger anderer Spezialärzte! Nur ein Narr kann einen solchen lächerlichen letzten Wunsch haben!"

Der Vorsitzende blickte fragend den Staatsanwalt an. Dieser nickte.

„Angeklagter, das Urteil gilt nicht! Wir werden —" Da fuhr Olvarez auf:

„Wie? Ich soll nicht in zweidreiviertel Stunden hingerichtet werden? Und ich habe also keinen letzten Wunsch? Wenn ich keine Speisesoda bekomme, protestiere ich gegen eine Verschleppung!"

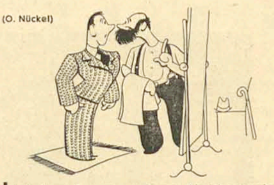
Kopfschüttelnd bewilligte ihm der Gerichtshof außer dem Gesetze Speisesoda.

Man sieht, manchmal befreit Speisesoda nicht nur von Magenschmerzen, sondern sogar von dem Tode. Und das Merkwürdige an der Geschichte ist, daß Olvarez gelogen hat; er trägt nämlich in sich den gesündesten Magen von ganz Mexiko. Und warum er dann auf den Trick mit der Speisesoda gekommen ist, fragt jetzt der Leser!

Ganz einfach! Olvarez hat eben diese meine Geschichte mit dem Speisesoda-Trick vorher gelesen!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich bekam einen neuen Anzug. Als ich zu meinem Schneider zur letzten Probe kam — — —

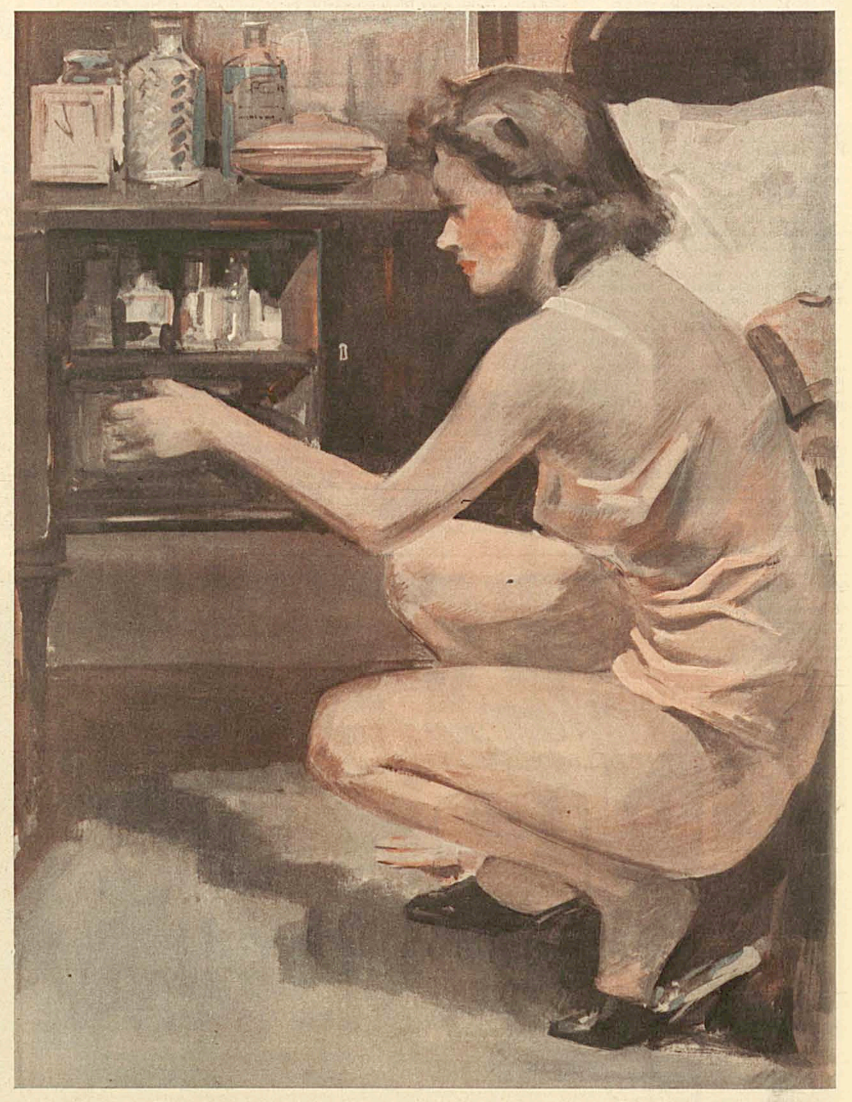
„Warum knistern denn die Schultern? Wie Papier?" „Das ist Papier." — „Papier?" Mein Schneider nickte: „Ich habe die Rechnung eingenäht — wenn Sie den Anzug bezahlt haben, trenne ich sie heraus."

„Sehgn S'," sagte dieser Tage Herr Oberdimpfler zu mir, „i muaß mi so viel giften, weil de Menschen alle mitanander ka Herz und ka G'fühl net habn tuan. Gestern zum Beispiel, da steht grad vor mein Stammkaffeehaus a klans Wagerl und kann net weiter. Alsdann, denk i mir, weil i mi mit de Roß auskenn, a klans Ruckerl beim Radl und das Fuhrwerk is wieder in Gang. Aber glauben S', daß an Menschen eingfallen wär, zu helfen? Da täuschen S' Ihnen. Dort gestanden san's wia de aufgmalten Türken, habn s' Maul aufgrissen und glurt, aber gholfen hat kaner net. Na, denk i mir, jetzt bin i nur neugierig, ob aner drunter is, der was mit guatem Beispiel vorangeht! Endlich, nach aner guaten halben Stund —" „Haben Sie geholfen!" sagte ich.

„Na", erwiderte der ob dieses Erlebnisses immer noch empörte Herr Oberdimpfler, „dazua hab i ka Zeit mehr ghabt. I bin in mei Stammkaffeehaus gangen, hab mir die Gschicht vom Fenster aus weiter angschaut und mein Teil über de Menschen denkt!"

Seine Strafe - La sua punizione

(K. Heiligenstaedt)



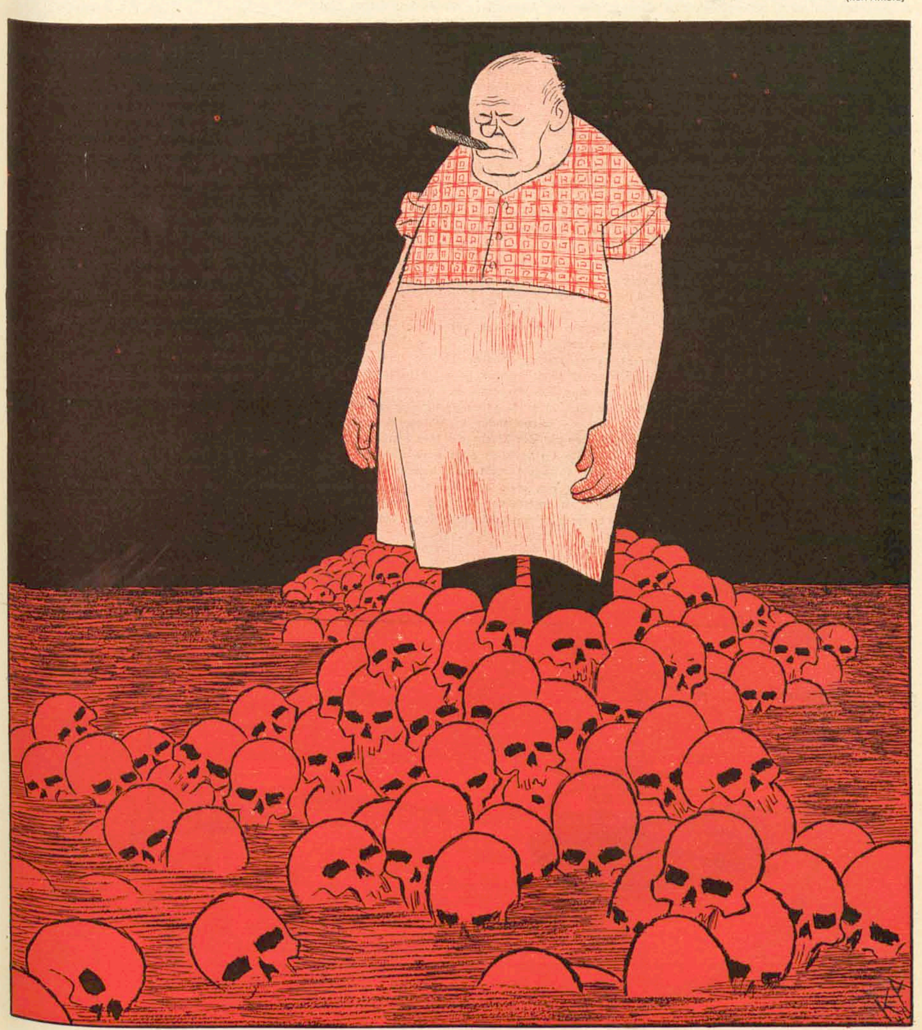
„So — jetzt habe ich das Warten satt — jetzt nehme ich ein Schlafpulver, das hat er davon, daß er schon wieder so spät heimkommt!"

"Ora sono stufa sul serio d'aspettare; adesso, prenderò un sonnifero; cosi gli sta bene!, col suo tornarsene a casa di nuovo sempre tardi!„

München, 19. Mai 1940
45. Jahrgang / Nummer 20
30 Pfennig
SIMPLICISSIMUS
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Churchill und die Neutralen - Churchill e i neutrali

(Karl Arnold)



„Für Englands Bedürfnisse sterben immer noch zu wenig Hillfsvölker!“
“Per i bisogni dell’Inghilterra muoiono ancor sempre troppo pochi popoli!„

KRACH NEBENAN

Wo ein Büro ist, da ist auch meist ein Büro nebenan. Büros leben eigentlich niemals einzeln. Es gibt sie in Rudeln und ganzen Stämmen. Sie treten wie Bakterien auf. Ich habe noch niemals ein Büro mutterseelenallein mitten im Waldesdickicht angetroffen. Das haben die Büros so an sich, und deshalb kann man auch von einem zum andern Büro gelegentlich etwas hören, sogar durch Doppeltüren hindurch. Doppeltüren dämpfen nur das normale Bürogeräusch, gegen außergewöhnliche Bürogeräusche sind sie nicht wirksam. Es gibt nämlich auch außergewöhnliche Bürogeräusche. Die normalen bestehen in Telefongesprächen, gedämpftem Parteienverkehr und Diktaten an die Sekretärin. Alles das dringt nicht heraus. Es würde auch kaum jemand interessieren, wenn es herausdränge. Sie ahnen gar nicht, wie wenig interessante Dinge hinter gepolsterten Doppeltüren vorgehen. Meist sind sie nur zur Repräsentation des Wichtigen vorhanden.

Ob nun mit oder ohne Doppeltüren, manchmal gibt das Büro nebenan Laut. Das wird von benachbarten Bürositzern nicht störend empfunden, sondern als eine ganz angenehme Unterbrechung. Nebenan gibt's Krach.

Woran merkt man das? Nun, die Herren nebenan sprechen angeregt, laut, sehr laut, immer lauter. Ohne Zweifel könnten sie sich alles auch leiser sagen, womöglich sogar zuflüstern. Es ist aber Sitte, wenn man dem andern mal seine Meinung sagt, nicht zu flüstern, sondern laut zu sprechen, noch lauter.

Wenn nur einer brüllt, empfindet der im Nebenbüro ein gelindes Mitleid mit dem, der nicht brüllt. Es ist anzunehmen, daß dann derjenige, der brüllt, der Vorgesetzte des andern ist. Ist er das aber nicht, dann wird die Sache sehr interessant. Vielleicht wird sie sogar zur Katastrophe. Auf jeden Fall werden die Folgen nicht ausbleiben.

Hier kann die Sache tragisch werden und ein Gruseln beschleicht den Herrn nebenan. Er freut sich, daß es Wände gibt. Jedenfalls wird er später nichts gehört haben.

Aber er hat, sage ich Ihnen. Amüsant wird es, wenn drüben beide brüllen. Es hat immer etwas, wenn gleichwertige Gegner einander anschreien. Die Partie bleibt dann gewöhnlich unentschieden. Im Laufe des Gebrülls wird erfahrungsgemäß einer den andern mit Donnerstimme fragen: „Was bilden Sie sich eigentlich ein?" Ich habe noch niemals gehört, und ich habe schon viel Krach nebenan gehört, daß diese Frage präzis beantwortet wird.

Im Verlauf des Stimmbänderwettstreits rufen sie einander zu: „Von Ihnen habe ich mir überhaupt nichts sagen zu lassen!" Ach, wie viele Möglichkeiten der Abwandlung dieses Satzinhaltes gibt es, bis zur Steigerung: „Mit Ihnen rede ich überhaupt nicht mehr!".

Sie können sich dann leicht davon überzeugen, daß er doch mit ihm redet, und wie! Es ist auch üblich, daß die Partner nicht abwechselnd brüllen, was die Verständigung erleichtern würde. Sie schreien gemeinsam, und der Einsatz der beiden klappt vorzüglich, als sei ein Dirigent vorhanden, der sein Orchester gut im Zug hat.

Die Begleitung wird durch Schläge mit der flachen Hand auf eine geeignete Unterlage oder durch Hiebe mit der geballten Faust auf die Schreibtischplatte hervorgerufen. Derjenige, der bei dieser Unterhaltung am Schreibtisch sitzt, ist im Vorteil, denn er hat das Schlagzeug näher bei der Hand, während der andere, der Stehende, sich erst einen geeigneten Resonanzboden suchen muß. Die Gewalt der Töne ist ja so maßgebend. Sehr gut machen sich auch auf den Tisch gehauene Aktenbündel, Bücher und dicke Manuskripte.

Von nebenan könnten Sie die Instrumentation genau unterscheiden. Es endet meist mit einem dröhnenden Paukenschlag, der durch das Zuwerfen einer Türe vorteilhaft erzeugt wird. Es ist ein feststehendes Brauchtum, daß man als Höhepunkt des Krachs die Türe zuschmeißt, man könnte sie natürlich auch leise schließen, aber das entspricht nicht den traditionellen Krachregeln, die, ohne aufgezeichnet zu sein, unverrückbar feststehen. Wenn das geschehen ist, herrscht nebenan feierliche Ruhe. Man wird am besten einige Zeit verstreichen lassen, ehe man dieses Büro nebenan betritt. Dabei wählt man lindernde, milde Worte. So ein Krach ist wie eine Geburt, und auch mit Wöchnerinnen geht man ja zart um.

Foitzick



(J. Hegenbarth)

Kollegen / Von Ratatöskr

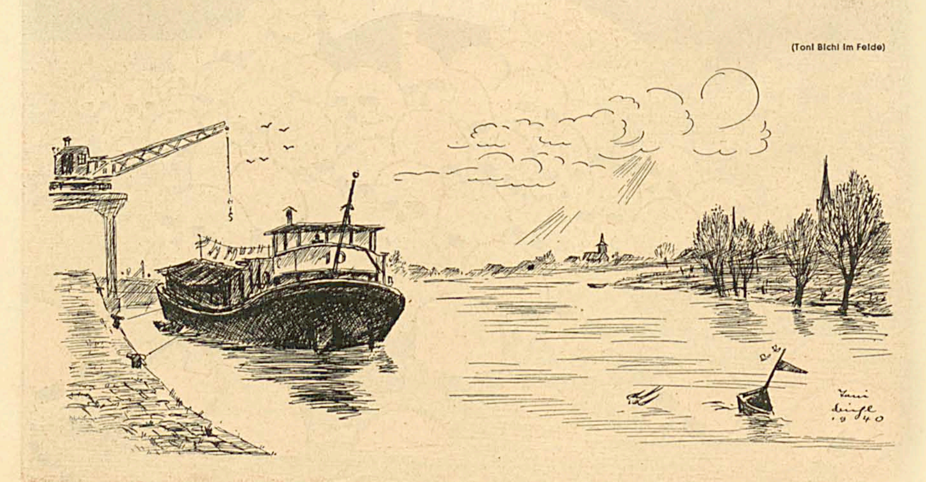
Ihr redet immer von den Vögeln,
die mit den linden Lüften segeln,
von Ast zu Ast lobsingend hüpfen
und zwitschernd durch die Büsche schlüpfen.

Betrachtet man sie aber länger,
so findet man, daß diese Sänger
(das Obige gern zugegeben)
doch nicht bloß von der Lyrik leben.

Im Gegenteil zeigt die Erfahrung:
maßgebend ist der Trieb nach Nahrung,
nach Körnern oder auch versteckten
Erdwürmern, Raupen und Insekten.

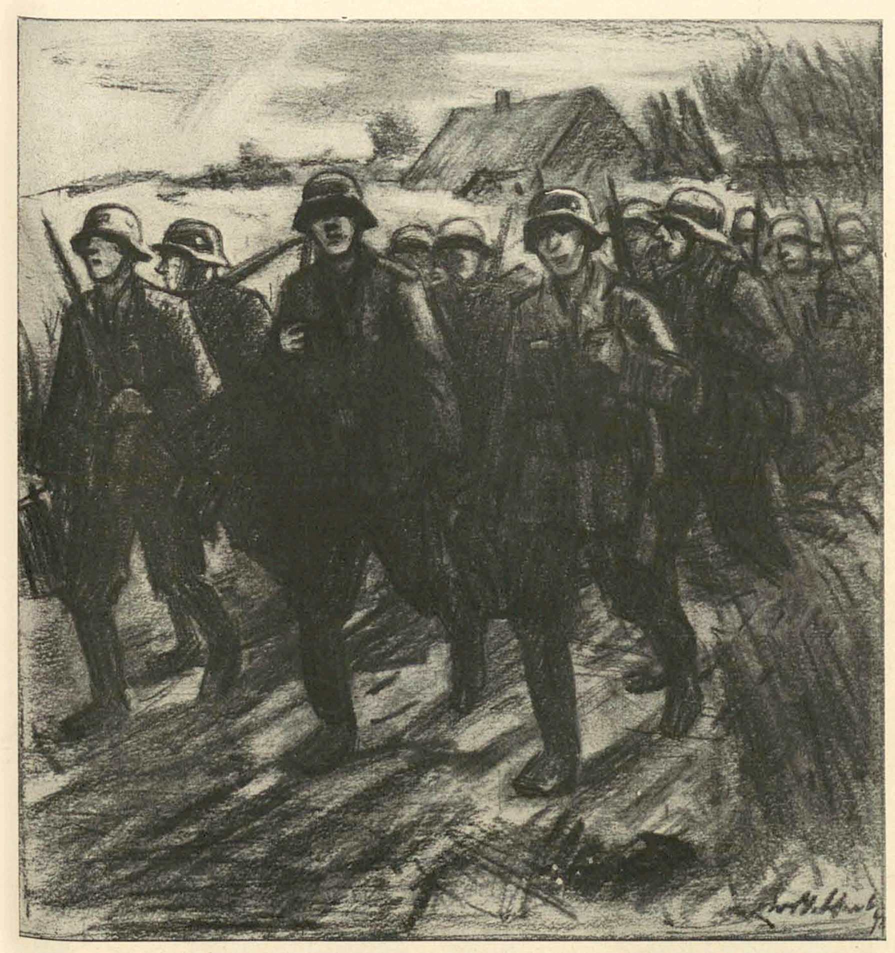
Wer möchte in Erwägung dessen
die armen Dichter schnöd vergessen
und ihnen Honorar versagen?
— Auch hier geht alles durch den Magen.

(Toni Bichl im Felde)



Der Wind, er tanzt im Felde

(Wilhelm Schulz)



Der Wind, er tanzt im Felde,
Und golden wogt das Korn,
Der Mohn, er glüht wie Feuer,
Das Korn kommt in die Scheuer,
Der Feldsoldat nach vorn.
Soldaten! Soldaten!
Geschnitten wird das Korn.

Und heute noch von Küssen
Brennt deine Lippe rot,
Wenn die Gewehre krachen,
Da gibt es nichts zu lachen,
Und manchen küßt der Tod.
Soldaten! Soldaten!
Wie heiß die Sonne loht!

Ja, himmelblau im Grase
Und schön im Morgenlicht
Blüht eine stille Blume
Gleich einem Heiligtume,
Sie heißt Vergißmeinnicht.
Soldaten! Soldaten!
Ja, die vergißt man nicht.

Und bleib ich vor dem Feinde,
Wisch dir die Tränen ab,
Und sprich: Er ist gefallen,
Der Liebste mir von allen,
Das Liebste, was ich hab.
Soldaten! Soldaten!
Drei Salven übers Grab!

Jedoch ich kehre wieder,
Der Krieg, der ist bald aus,
Die Lilien blühn im Garten,
Du kannst es kaum erwarten,
Du öffnest weit das Haus.
Soldaten! Soldaten!
Der Krieg, der ist bald aus!

Max Barthel.

Orakel - L'oracolo

(O. Gulbransson)



„Wir siegen — ein bißchen — ein wenig — oder gar nicht!"

"Vinciamo — un poco — un pochino — o per niente!„

Die Eingeschnappte - La offesa

(R. Kriesch)



„Ich kann ja wiedergehen, Emil, wenn ich dich, wie es scheint, doch nur beim Mittagsschlaf störe!"
„Wie du willst, Liebling, aber mach dann bitte die Tür recht leise hinter dir zu, sonst weckst du mich wieder!"
"Io posso di nuovo andarmene, Emilio, se ti disturbo soltanto, come sembra, nel tuo pisolino!„
"Come vuoi, cara; ma ti prego di chiudere poi leggermente la porta, se no mi svegli ancora!„

LAMPUS UND JOKU

VON SOYA

Vor ein paar Jahren machte der Kapitän Wellenschlag dem jungen Privatgelehrten Lampus einen Affen namens Joku zum Geschenk. Joku war ein Schimpanse von außergewöhnlichen Eigenschaften und Fähigkeiten. Nicht nur ähnelte er dem Menschen in Bezug auf Körperbau und Größe in geradezu verblüffender Weise — er war auch von einer Wißbegierde und Gelehrigkeit, um die so mancher der Herren der Schöpfung ihn hätte beneiden können. In erstaunlich kurzer Zeit lernte er, aufrecht gehen, das elektrische Licht anknipsen, manierlich mit Messer und Gabel essen, sich waschen und kämmen und dergleichen mehr.

Auch das Gefühlsleben dieses Affen war sehr ausgeprägt. Er liebte seinen Gebieter mit einer Intensität und Anhänglichkeit, wie sie bei den Menschen nur selten anzutreffen sind. Warme Zärtlichkeit blickte aus seinen Augen, und mehrmals am Tage ergriff er Lampus' Hand und streichelte sie. Keinen Abend ging er zu Bett, ehe er nicht seinem Herrn den Nacken gekrault und ihm dann die Bettdecke über die Ohren gezogen hatte.

Zu all diesen guten Eigenschaften Jokus kam noch seine prachtvolle Gesundheit hinzu. Allerdings tat der junge Privatgelehrte Lampus auch alles, um seinem Affen dieses kostbare Gut zu erhalten.

Lampus, der bisher Tag und Nacht über seinen Büchern gehockt hatte, lebte förmlich auf, seit Joku bei ihm war. Eines Tages bekam er den Einfall, dem Affen auch das Sprechen beizubringen. Er machte sich an diese Aufgabe mit einem Eifer und einer Ausdauer, wie sie nur bisweilen bei Künstlern, Gelehrten und Wahnsinnigen anzutreffen sind. Er bediente sich dabei zweier Eigenschaften des Affen: des Nachahmungs- und des Selbsterhaltungstriebes. Stundenlang sprach er ihm dieselben Worte und Sätze vor, bis das Tier allmählich selbst dazu überging, gewisse Laute auszustoßen, von denen Lampus dann die Fütterung abhängig machte.

Aus dem anfänglichen Lallen wurde dank Jokus Intelligenz allmählich richtiges deutliches Sprechen. Schließlich lernte er auch seine Worte zueinander in Beziehung zu setzen, so daß er nach vier Jahren imstande war, wie ein Mann gewöhnlichen Schlages zu reden — ja, sogar schwierige Worte wie „transzendental", „erkenntnistheoretisch", „Antinomie" usw. auszusprechen.

Daraufhin entschloß sich Lampus, den Affen auch noch lesen und schreiben zu lehren; wobei er übrigens auf die gleiche Weise vorging wie eine Lehrerin in den unteren Schulklassen. Auch rechnen lernte Joku. Überraschend schnell begriff er den Wert des Geldes. Mit unglaublicher Schamlosigkeit bettelte er bei Lampus' Bekannten, um dann wie ein Geizhals seine Schätze in der Matratze zu verstecken. Lampus ließ ihn eine Zeitlang kleinere Einkäufe erledigen, was er jedoch bald wieder aufgeben mußte, weil es Joku verblüffend verstand, gleich nachdem er bezahlt, das Geld wieder an sich zu bringen, ohne daß es der Verkäufer gewahr wurde.

Joku war schließlich so weit, daß er fließend seine Gedanken auszudrücken vermochte, und so erzählte er nun oft und viel von seinem Heimatlande und seiner früheren Lebenslage. Er verstand es, in einer Weise davon zu schwärmen, daß Lampus allmählich von einem seltsamen Heimweh ergriffen wurde, nicht anders, als wäre auch er in dem Wunderlande Afrika geboren. Und eines Tages verkündete Lampus Joku seinen Entschluß, mit ihm zusammen „heimzufahren". Worauf der Affe, der es zwar gelernt hatte, sich wie ein Mensch zu beherrschen, vor Freude auf den Kronleuchter hüpfte.

Acht Tage später befanden sich Lampus und Joku an Bord eines Passagierdampfers mit Kurs auf Paolo de Loanda. Von dort reisten sie nach Benguela, von wo aus sie in das Innere des Landes vordrangen, um zur Quelle des Cuvoflusses zu gelangen.

Die Reise tat Lampus gut. Die frische Luft und die viele Bewegung, die natürlichere Kost — alles trug dazu bei, Lampus' Körper in einen Gesundheitszustand zu versetzen, wie er ihn nie zuvor gekannt. Und auch die schöne Natur verfehlte ihren Einfluß nicht auf Gemüt und Seele. „O, was bin ich für ein Idiot gewesen!" rief Lampus aus. „Was ist alle Kunst und Wissenschaft gegen die natürliche Schönheit eines einfachen Blattes oder einer Vogelfeder!" Und mehr und mehr wurde es ihm bewußt, daß sein bisheriges Leben nur ein leerer Wahn gewesen, ein Zustand, in den er sich nicht wieder zurückversetzt wünschte.

Eines Morgens erhoben sich die beiden Reisegefährten noch vor Sonnenaufgang von ihrem Lager. Schon färbte ein schwaches Rot die Gipfel der fernen Bergriesen und verbreitete eine eigenartige Atmosphäre. Ringsum herrschte tiefe Stille,

(J. Hegenbarth)



die nur von dem Plätschern eines silberklaren Baches durchbrochen wurde. Plötzlich sagte Joku: „Wie irritierend doch diese Stille ist. Hätten wir bloß ein Radio mit!" Lampus aber lächelte nur und antwortete nicht.

Sie mochten eine halbe Stunde gewandert sein, da rief Joku aus: „Ich glaube, ich bin hier schon früher einmal gewesen!"

Sie standen auf einem hohen Felsplateau, das ihnen eine weite Aussicht bot. Zu ihren Füßen erstreckten sich unabsehbare Savannen und Urwälder, die von breiten Flüssen durchzogen wurden, und ganz in der Ferne schimmerte als silberner Streifen das Meer.

Lange blieben sie stumm in diesen Anblick versunken. Schließlich brach Joku mit einem Seufzer das Schweigen. „Hier ist es gar nicht so schön, wie ich es mir vorgestellt hatte", erklärte er.

Im gleichen Augenblick bemerkte er einen Schimpansen, der in dem Gipfel einer hohen Eiche saß und sie ängstlich anstarrte. „Hipp-hipp!" jubelte Joku. „Dort drüben wohnt ja mein Oheim!" Und er begann, sich vor Freude auf die Brust zu trommeln, wobei er gleichzeitig dumpf und langgezogen gröhlte: „O—o—o—o—o—o—o—o—o—o". Von drüben hallte die Antwort wider: „O—o—o—o—o—o—o—o—o—o".

Und auf einmal galoppierte Joku davon, während sich Lampus diskret im Hintergrund hielt, um das freudige Wiedersehen nicht zu stören.

Aber die Wiedersehensfreude schien gar nicht so groß zu sein; denn Joku blieb am Fuße des Baumes stehen, und der andere Schimpanse bemühte sich seinerseits nicht herunter.

Mit Tränen in den Augen kehrte Joku schließlich zurück. „Die anderen sind alle tot, — Vater, Mutter und die Geschwister. Einzig dieser Einfaltspinsel dort ist übriggeblieben. Übrigens ist es entsetzlich, mit seinen eigenen Angehörigen konfrontiert zu werden. Von einem solchen Abschaum an Häßlichkeit, Dummheit und Stupidität soll ich also abstammen!" Er schüttelte sich wie unter einer kalten Dusche. „Ich will weg, fort von hier!

Ich halte es hier nicht länger aus. Komm, laß uns sofort nach Hause reisen!"
Aber Lampus wiegte abwehrend den Kopf. Nie hatte er jemals so viel Glück und Wohlbehagen empfunden wie jetzt. Er breitete die Arme aus, schloß die Augen und raunte glückselig: „Verweile doch, — du bist so schön!"
Joku aber winselte indessen unaufhörlich: „Fahren wir nicht bald wieder nach Hause?"
Da drehte sich Lampus entschlossen um, wie einer, dem ein göttlicher Einfall gekommen ist. „Reise du allein zurück an meiner Stelle, — ich bleibe hier!"
Es dauerte geraume Zeit, ehe Joku begriff, was sein Herr, der Mensch, eigentlich beabsichtigte. „Ich ... an deiner Stelle?"
„Jawohl, du übernimmst meinen Namen, mein Haus, mein Geld, meine Bücher ... und läßt im übrigen die Welt in dem Glauben, daß du der junge und vermögende Herr Lampus seist."
„Ist das dein Ernst?" fragte Joku entzückt.
Statt jeder Antwort begann sich Lampus auf der Stelle auszukleiden. Mit jedem Kleidungsstück, das er ablegte, wurde ihm wohler.
Joku dagegen nahm die Sachen seines Herrn feierlich und andachtsvoll wie ein Museumskonservator in Empfang und kleidete sich an.
„Ganz wie ein Mensch!" rief Lampus bewundernd aus, als Joku fertig angezogen war. „Niemand wird jemals dahinterkommen, daß du kein Mensch, nicht der Robert Lampus bist. In der inneren Rocktische findest du Geld und Paß. Schütte nur ein wenig Kaffee über die Photographie, so wird das Signalement vortrefflich auf dich passen."
Joku holte die Brieftasche hervor und betrachtete mit der naiven Entzücktheit eines Konfirmanden das dicke Bündel Banknoten.
„So leb' denn wohl, Joku! Und vielen Dank für deine treue Freundschaft in all den langen Jahren!"
Sie reichten einander die Hände und gaben sich für einen Augenblick dem Schmerz des Abschieds hin. Aber dann meldete sich der Drang nach neuen Abenteuern, und Joku zog als erster die Hand zurück, wandte sich ab und stampfte mit geschwellter Brust von dannen. Mit einem Wohlbehagen eigener Art konstatierte er, wie ihn die Schuhe drückten, die Wickelgamaschen ihm das Blut in den Waden abschnürten, wie Schlüssel, Portemonnaie und Messer, Photoapparat und Feldstecher wie Mühlsteine auf ihm lasteten. Lampus aber, befreit von aller Last, lief zum nächsten Baum hin und arbeitete sich behende wie ein Affe in die Höhe. Dort machte er es sich auf einem Ast bequem und sah der Sonne zu, die hinter der fernen Bergkette aufging.
(Übertragung aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Es war kurz vor dem Kriege. In Stuttgart hatte der Polizeipräsident für das Stadtgebiet eine Luftschutzübung angesetzt, die den Einsatz aller beteiligten Stellen im Ernstfall erproben sollte. Alles klappte wie am Schnürchen. Die Sirenen gellten laut und fürchterlich, die Straßenbahnen standen still, im Nu waren alle Straßen menschenleer, die Zivilpersonen begaben sich vorschriftsmäßig in ihre Keller und nur die Männer der Polizei und des Luftschutzes führten auf der Straße die erforderliche Kontrolle durch.
Da — der Schutzmann traut seinen Augen kaum — mitten auf dem weiten Schloßplatz spaziert unbekümmert, aber sichtlich angenehm erregt, ein einsamer Zivilist auf und ab und besieht sich eingehend und voll Interesse das ungewohnte Schauspiel.
„Herr!" schreit der Hüter des Gesetzes und eilt mit blaurotem Kopf herbei, „Herr, was hent Sie hier zu suche? Wisset Sie net, daß mir Fliegeralarm habe?"
„Sell scho", antwortet der Gefragte freundlich, aber bestimmt, „ aber des geht mi nix an, i ben von Kirchheim!"

Asta Nielsen, die Dänin, spielte einst die Kameliendame im Schillertheater zu Hamburg. Die große Schauspielerin wurde nach der Vorstellung in eine der Harvestehuder Familien eingeladen. Man sprach davon, wie schön Asta das Sterben vorgeführt habe, selbst die Hausfrau fand es „wirklich ganz ordentlich". Als nun aber einer der anwesenden Herren das Gespräch auf die einzige sonstige intimere Verbindung Dänemarks mit Hamburg und Sterben lenkte und das weithin bekannte Ende König Christians des Unbekümmerten in einer freudigen Nebenstraße des Gänsemarktes heranzog, fand die Gastgeberin es weniger ordentlich, sehr besorgt, man könne die ausländische Ehrengästin verletzt haben. Und noch, als sie Frau Nielsen das Gästebuch reichte, entschuldigte sie sich ob der peinlichen Entgleisung, war aber nicht geringfügig erstaunt, als sie dann auf dänisch wie auch auf deutsch folgendes Bekenntnis der berühmten Mimin las: Ich halte es mit meinem König. Es lebt und stirbt sich gut in Hamburg.
Hans Leip

EIN BESONDERER TAG

VON BASTIAN MULLER

Am Nachmittag ging ein Gewitter nieder. Es kam von der See, zog von West her, blauschwarz, nahm den fernen Saum der See in sich auf, so daß der Horizont plötzlich hoch am Himmel eine goldrandige, wildzerrissene Linie war. Es überquerte die Nehrung südlich des Dorfes, über dem wandernden Sand. Die Hohe Düne stand weiß, völlig farblos vor dem dunklen Himmel. Auf dem Haff waren noch die hellen, grauen Segel der Aalfischer zu sehen. Aber dann lief eine Böe gegen die Wand an und wie auf ein Kommando fielen draußen die Segel und die Boote gingen in den Wind. Sie waren mit einem Mal nur winzige, liegende Kommas auf dem bleiernen, frisch gegossenen Wasser. Es gab Hagel, gelb und kaltblau. Für eine halbe Stunde verstummten die Schwalben unter dem Giebel. Das Licht der Blitze war rotviolett, der Donner seltsam niedrig über der Erde. Es wurde so dunkel, daß der Alkoven in der anderen Ecke der Stube nicht zu sehen war. Aber dann, ohne jeden dramatischen Höhepunkt, zog das Gewitter zum Festland hinüber und es wurde wieder hell. Unterdessen aber hatte sich die Sonne dem Untergang zugeneigt und es war die Stunde gekommen, in der die Schwere des Tages sich aufhebt zu reinem Leuchten. Wieder bliesen die Kinder auf den weinerlichen Blechflöten, mit der eine Schuhputzfirma seltsamerweise bei der barfüßigen Jugend werben wollte. Draußen auf dem Haff gingen die Segel hoch und standen nun schwarz vor der silbernen Kimm.

Ich sagte zu Marie, sie solle sich einen Mantel anziehen; es war draußen frisch geworden und ich wollte über die Nehrung zur See. Die Sandwege knirschten feucht unter dem Schuh. Als wir auf dem Scheitel der Dünen standen, über die kümmerlichen Krüppelkiefern schauten und zu beiden Seiten die großen Wasser sahen, im Osten das Haff und im Westen die See, da sagte ich zu Marie, sie solle sich heute alles sehr gut ansehen, und wenn es ginge, hier und da etwas merken. „Es soll heute ein ganz besonderer Tag sein", sagte ich, und als sie mich verwundert ansah, da wies ich auf die Sonne. Eben berührte sie den fernen, blassen Horizont der See. Blutrot wie eben nur das Leuchten ihres Unterganges sein kann, lief die große Scheibe an und zerfloß über die graue Dünung, die aus einer krausen See gegen den Strand lief, und entzündete die Schaumkronen, verfärbte den Wald zu einem schwarz und roten Schattenspiel, aus dem das helle Grün der Birken freundlich winkte.

„Ja, es ist besonders schön", sagte Marie. Ich lachte ein wenig, ganz heimlich in mich hinein, und dann stiegen wir den Weg hinab, durchquerten den Erlenwald und eine Fichtenschonung, und dann stapften wir über die Vordünen, auf denen noch immer Herden Stiefmütterchen blühten, und dann war das Rauschen der Brandung dicht vor uns.

„Welch ein Unsinn", dachte ich wieder — Marie mochte ich es nicht erzählen —, „daß die Leute die Nehrung den Süden des Nordens nennen." Wo war denn das Südliche? Wohl lag ein blauer Glanz an den Sonnentagen über dem Wasser, aber es hatte nichts vom satten Blau des Mittelmeeres. Und wo, ihr Leute, ist im Süden das satte Grün der Nehrungswälder? Wo sind die Rehe, die einen beim Gang über die sumpfigen Wege erschrecken? Ach, die Nehrung ist viel zu reich, als daß man einen Vergleich für sie suchen müßte. Sie liegt da zwischen Haff und See, eine eigene Welt, und das Festland ist weit, weit fort. Man sieht es irgendwo, nur zipfelweis im Osten. Und auf dem Festland ist keine große Stadt, keine Industrie, es ist kein Hinterland mit Badereisenden. Wer zur Nehrung will, muß eine lange Reise tun, dies gereicht ihr zum Segen.

Aber selbst an einem Tage wie diesem — nachher werde ich sagen, was es für ein besonderer Tag — da zehn Schiffe mit Fremden kamen, begegnete uns im Walde niemand, in den Dünen war kein Mensch zu sehen, das Wasser noch zu kalt zum Baden. Nur zwei Kähne wurden von Fischern gerudert, der eine fuhr aus, der andere kehrte heim. Ich habe einen ähnlichen Abend am Mittelmeer erlebt, ging auch dort, und deshalb mag ich es Marie nicht erzählen, mit einem Mädchen zur Stunde der sinkenden Sonne an den Strand. Wie anders aber war das. Die Luft war trocken, der Strand steinig. Keine Vogelstimme zu hören im tollen Süden. Nur die Schrotflinte eines Rentners, der irgendwo auf Gott weiß was für ein verirrtes Lebewesen schoß. Es war ein heißer Abend mit starkem Fischgeruch, und einem heißen Atem aus dem verlangenden Mund der Schwarzhaarigen. Und obwohl auf den kahlen Kalkhügeln der Wein reifte und silbern die Oliven in der Abendbrise zitterten, es war anders und weniger schön als hier.

Wo im Süden gibt es einen Birkenwald, hellstämmig, mit Gras, das noch nie die Schneide einer Sichel spürte, in dem Tiere einer versunkenen Welt weiden, Elche, groß wie Pferde und mit ihnen eng befreundet, denn — und wiederum, wo gibt es das im Süden —, die Fischer lassen ihre Pferde, sobald sie nicht zur Arbeit benötigt werden, in Freiheit laufen. Das ist der Geist der Nehrung, der wache Sinn für Freiheit. Die Männer leben zu zweien auf einem Boot und haben keine Sicherheit, keine Aussicht auf Wochenlohn und Rente, keine Aussicht auf Reichtum und Hände in den Schoß legen. Sie fischen ihr bescheidenes Brot vom Grund der See — die Flundern — und aus dem Süßwasser des Haffs. Auch die Kühe weiden im Walde und auf den Dünen, frei von Stachelzäunen und Fesseln.

Bei der Erinnerung an den unsinnigen Vergleich und den Süden hatte ich Marie neben mir einen Augenblick vergessen. Nun stieß sie mich an und flüsterte aufgeregt: „Da, da...!" Da hinten, auf dem hellen Sand stand eine Elchkuh mit ihrem Kalbe und witterte uns, und stellte die großen Ohren steif und trabte dann langsam in die Dünen zurück.

Wir gingen den Strand nordwärts und fanden noch, im Sinken der Dämmerung, ein winziges Stück Bernstein. Ich fand es, steckte es in die Tasche und als Marie es haben wollte, sagte ich: „Noch nicht." Da wurde sie unruhig. „Was hast du denn heute?" fragte sie und sah mich groß an. Und ich sagte noch einmal: „Noch nicht..."

Über die Ebene, die nördlich von Nidden sich über die Breite der Kurischen Nehrung zieht, kehrten wir zum Haff zurück. Hier war das Revier für Elche, und die Rehböcke jagten mit großem Gekrach durch das trockene Unterholz vor uns davon.

„Was willst du denn zum Abendbrot machen?" fragte ich.

„Wir haben doch heute morgen Aale vom Nachbarn gekauft, die wolltest du doch braten", erinnerte sie.

„Ach ja!" Es war gerade Aalzeit und ich hatte bereits gelernt, wie sie am besten schmeckten, im eigenen Fett gesotten, mit einem Schuß Weißwein an die Soße und... Na, es ist mein Rezept. Als wir, vor dem Dorfteil Purwin auf die noch unbewachsenen Dünen kamen, ging über dem Haff der Mond auf. Erst war es nur schön. Das Wasser war glatt geworden, ein letzter Dampfer stampfte mit gelben Lichtern und Blechmusik in den Abend hinaus. Aber dann kamen wir ins Dorf und ich war erregt und bange, ob es nun so war, wie es sein sollte.

Es war so. — Um die sanftgeschwungene Bucht standen dunkel die niedrigen Holzhäuser der Fischer. Gespenstig ragten die geschnitzten Giebelbretter in das fließende Milchlicht des Mondes. Die Luft war voll vom Duft des frischen Heues, das heute mit den Booten vom Festland herübergesegelt wurde und noch, gewitternaß, auf den Schiffen lag. Es gibt keinen Weg in Purwin. Man muß am Strande entlang gehen, zwischen den sandigen Gärten mit ihrem dürftigen Kartoffelgrün und den leckenden Wellen des Haffs. Man geht ganz dicht am Wasser, wo der Sand feucht und fest ist. So kommt es, daß rechts, ein wenig hoch, die warmen Lichter der Fenster glühen und so rechtschaffen, so glücklich ergeben auf das Wasser schauen und von dem Leben erzählen, das hinter ihren kleinen Scheiben sich abspielt, und daß links das Wasser ist, nächtlich weiß. Denn ein Nebel, ein feiner Dunst hatte sich über das Haff gelegt und das alte, vorjährige Schilf stand verloren zwischen Ufer und Mond. Es gab keinen Horizont um diese Stunde. Der Mond überschwemmte die Grenze und machte das Haff zum Himmel. Vor unseren Füßen begann er.

„Hast du heute morgen den Zug neugieriger Frauen gesehen?" fragte ich Marie.

„Die, die der Hochzeit folgten? Warum denkst du daran?" fragte sie.

„Ich stelle mir vor", sagte ich, und biß mir auf die Zunge.

„Was ist nun eigentlich heute los?" fragte Marie mit allem Nachdruck. „Du benimmst dich ja?!"

„Es ist Pfingsten", sagte ich, „oder hast du es vergessen? Und es ist ein besonderer Tag dazu, wenn es dir recht ist." Und dann wieder wußte ich nicht weiter. Ich dachte an die Menschen, die da hinter den roten Fenstern wohnen, die wir nun seit Wochen kennen. Ich hatte scharf zugeguckt. Sie lachen, sie arbeiten, manchmal ist abends am Haff ein verdächtiges Flüstern zu hören, ein Kichern, und ich habe ein junges Paar beobachtet, das Hand in Hand ging. Andern Tags erfuhr ich, daß sie über ein Jahr verheiratet sind. Und wir leben dahin und sind moderne Menschen und haben Eile in allem, bei der Arbeit und beim Vergnügen der Nacht und auf der Sommerreise und in der Liebe und in allem. Wir sind modern. Die Fischer fahren am Abend zum Fang aus und wenn sie Glück haben, kehren sie anderen Tags heim, und wenn sie kein Glück haben, dann kreuzen sie draußen eine halbe Woche lang, kochen in der Back liegend eine Suppe, rauchen ihre Pfeife, machen den Rücken krumm bei Regen, trocknen die zerrissenen Jacken im Wind. Und sie haben keine Eile, in allem nicht. Auch nicht mit dem Heiraten. Alles zu seiner Zeit. Aber dann wird es Hochzeit sein und der Schein der roten Lampe die ganze Nacht auf das Haff schimmern... Ich mußte daran denken.

„Wollen wir noch auf den Leuchtturm gehen?" sagte ich zur Marie. Sie war sehr ergeben. Auf dem Leuchtturm fingen wir Finken. Geblendet vom Strahlenkreuz verfingen sie sich im Schutznetz vor der mörderisch grellen, tausendfachen Linsenkuppel. Der Wächter, unser Nachbar, wird sie beim Grauen dem erlösenden Tageslicht wiedergeben. Wir sahen über das schwarzweiße, schmale Land zwischen zwei silbernen Wassern, dem Haff und der See. „Ich wollte dir heute sagen, Marie, daß bald, bald unsere Hochzeit sein wird..." Und dann gab ich ihr das winzige Stückchen Bernstein nur so hin.

Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch, der täglich, streng bemessen,
Zwei Semmeln in der Früh gegessen,
Kam aus der Ordnung eines Tages,
Indem er, Gott weiß, woran lag es,
Mit einem Brötchen nahm vorlieb,
So daß das andre übrig blieb.
Er mußte künftig sich entschließen,
Zuerst das alte zu genießen.
Doch reichte nur dem Pflichtgetreuen
Der Hunger nur zu einem neuen.
Vorüber war das Frühstücks-Glück:
Ein frisches Brot blieb stets zurück
Und saß als Zwang ihm schon im Nacken,
Verzehrt zu werden, altgebacken.
Doch endlich hat mit aller Kraft
Der Mensch sich mutig aufgerafft;
Er machte von dem Fluch sich frei:
Er aß sie nämlich alle drei!

Das sparsame Kostüm - Il vestito parco

(K. Heiligenstaedt)



„Siehst du, diesen Sonnenanzug habe ich mir selber aus zwei Taschentüchern gearbeitet!"
„Sehr geschickt — und dabei ist dir sicher noch eines davon zum Naseputzen übriggeblieben!"

"Vedi quest'abito d'estate? me lo son confezionato da me con due fazzoletti!„
"Che manine brave! e con ciò te n'è rimasto sicuramente ancora uno per il naso!„

Alle Jahre wieder! - Ogni anno di nuovo!

(Fr. Bilek)



„Gestern flog ein reizender Gast auf unseren Redaktionstisch: ‚Der erste Maikäfer!'"
"Ieri un vezzoso ospite volò sul nostro tavolo redazionale: 'Il primo maggiolino!„

Sechs Mann in einer Falle

Von Edmund Bickel

„... so sind also in den letzten drei Tagen vier unserer besten Leute einfach vom Erdboden verschwunden, als sie das Geheimnis der nächtlichen Schüsse aufklären wollten?" sagte Yotland Scard zu seinem Gegenüber. Dieser war seine letzte Hoffnung, der ganz große Detektiv, von dem man in den Verbrecherkellern nur ganz selten leise raunen hörte. Niemand wußte, wie er aussah, niemand, wie er hieß.

„Ja, vier Mann sind es auch nach meiner Berechnung gewesen. Erst zwei am letzten Dienstag, dann noch zwei am Mittwoch, darunter der gute dicke Bill Parker, der doch sonst mit allem fertig geworden ist, der hinter das Geheimnis der alten Mamsell kam, die in Wirklichkeit eine gewerbsmäßige Leichenschänderin war, und der auch den heimlichen Kaiser von Amerika entlarvt hat. Well, wie dem auch sei, ich bringe Ihnen die Leute zurück, tot oder lebendig. So long, Yotland!", war die Antwort. Er verschwand ohne jedes Geräusch. Noch lange saß der alte Chef sinnend an seinem Schreibtisch. Alt und verfallen sah er aus. „Die vier besten und jetzt der allerbeste ...", murmelte er vor sich hin. Dann vergrub er sein Gesicht in seinen Händen, als wollte er sich vor etwas Furchtbarem verbergen. Wie ein Schatten glitt der Unbekannte an einem Zaun entlang. Dahinter war ein Lagerplatz für Röhren, wie sie für Tiefbauzwecke gebraucht werden.

Also hatte er sich doch nicht getäuscht, als er vor einigen Tagen hier war. Als suchte er Arbeit, war er mit dem Magazinverwalter in ein Gespräch gekommen, ein älterer, rundlicher Mann, der in seiner Stube saß, während er sich sein Essen kochte. Bohnen mit Speck waren es gewesen. „Wissen Sie", hatte er zu dem Unbekannten gesagt, „unsereiner muß ja auch sparen." Ein harmloses Wort, so nebenbei hingeworfen, aber es war mehr dahinter. Die Lösung des Rätsels, wo die vier Mann verschwunden waren und auch das der nächtlichen Schüsse. Wie geschaffen war diese Gegend, um dunklen Absichten Unterschlupf zu bieten.

Zu hohen Stapeln getürmt lagen Röhren aller Art auf dem sich weithin ausdehnenden Platz. Ganz am Ende war das kleine Haus, in dem der Magazinverwalter wohnte. Mit dem stoßweise von Westen kommenden Wind fegte dünner Regen durch die Nacht. Da hörte der Unbekannte plötzlich wieder dumpfe Schüsse. Woher sie kamen, war schwer zu bestimmen. Unvermittelt wurde es wieder still. Wo mochten die Detektive sein? Er stand im Windschatten eines Röhrenstapels, das von einem breitrandigen dunklen Hut bedeckte schmale Gesicht gegen den Wind gewandt. Einen Augenblick leuchtete ein Mondstrahl darüber hin. Wie ein steinernes Raubtier sah er aus. Er tastete sich weiter durch das Dunkel, nach der Richtung zu dem Wohnhaus, das man von hier nur eben ahnen konnte. Um sich zurechtzufinden, ließ er sich auf ein dickes Zementrohr nieder und lauschte mit angehaltenem Atem. Der Stein fühlte sich irgendwie wärmer an, als er erwartet hatte. War er auf eine Spur geraten? Dieses Rohr lag genau in der Richtung zu dem Wohngebäude, war aber nicht an beiden Seiten offen, sondern nach der abgewandten zu mit einer Art von abgerundeten Kappe geschlossen. Mit einem katzenhaften Satz schnellte er sich nach dem offenen Ende, und kroch hinein. Nur wenige Meter, und er stieß an etwas Hartes. Es waren Schuhe, die sich bewegten, Beine. Er zog daran, stöhnende Laute drangen an sein Ohr. Das mußte Bill Parker sein, der letzte der Verschwundenen. Trotz seiner stahlharten Muskeln gelang es dem Unbekannten nur unter Aufbietung aller seiner Kräfte, den Mann vor sich in Richtung nach der Öffnung zu zerren. Parker war ein untersetzter dicker Mann. Nach einer Stunde hatte er ihn schließlich aus dem auch für ihn engen Rohr befreit. Bill Parker wankte vor Schwäche, daß er sich anlehnen mußte.

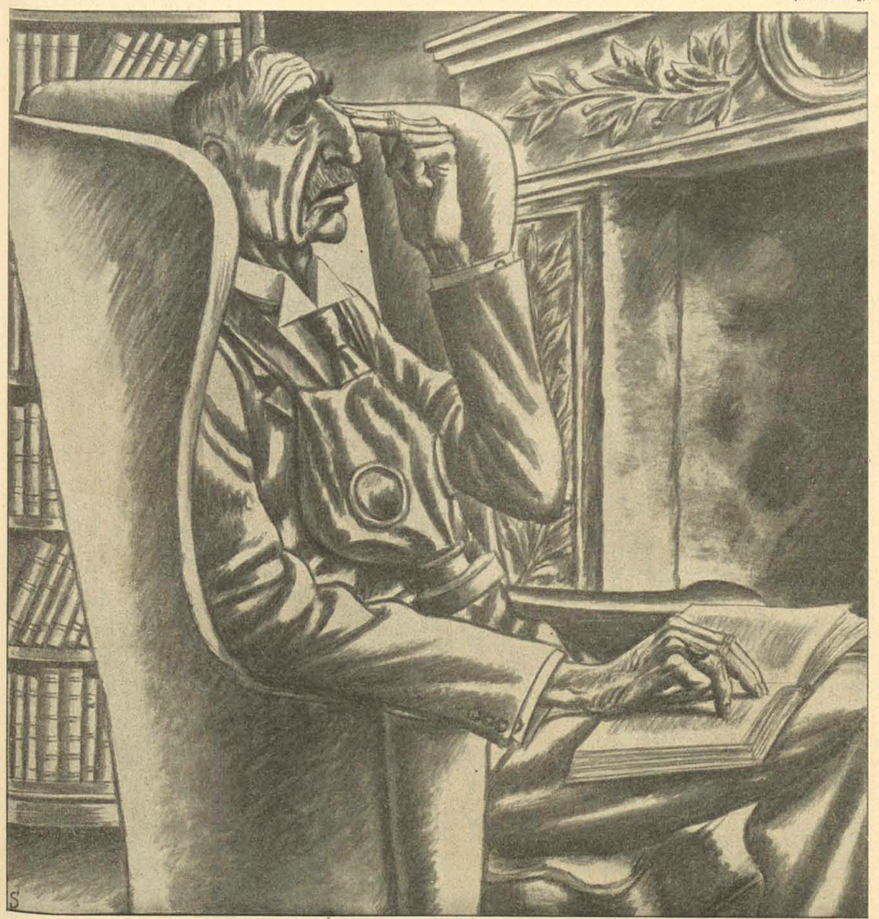
„Wo sind die anderen, Parker?" fragte er ihn.

„Die anderen", würgte der Detektiv mit heiserer Stimme Wort für Wort heraus, „die anderen, die

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Das Weißbuch - Il libro bianco

(Erich Schilling)



„Ich glaube, ich muß mir eine neue Brille anschaffen; das Lesen bereitet mir Schmerzen!"
"Credo che dovrò procurarmi un nuovo paio d'occhiali; a leggere, mi fa così male!„

sind auch da drinnen. Ich... ich... habe ihnen den Rückzug verstopft. Ich hörte die Schüsse und glaubte, hier den Eingang zu einem unterirdischen Gang gefunden zu haben."

„Nein", unterbrach ihn der Unbekannte, „das war nur der Widerhall, die kamen aus der Richtung des Wohnhauses."

„Ja", bestätigte Parker, „aber den anderen ist es ebenso gegangen wie mir. So krochen wir einer nach dem anderen in dieses verdammte Rohr, ich als letzter. Als ich wieder zurück wollte, da mußte ich zu meinem Schrecken feststellen, daß es nicht mehr ging. Es war mein Bauch, der sich hochgeschoben hatte, und ich wirkte wie der Kolben in einer Pumpe. Je weiter ich nach dem Ausgang kroch, desto mehr versperrte er mir den Rückzug."

Langsam kamen die nun auch heraus, da sie inzwischen frische Luft gemerkt hatten. Völlig ausgehungert, verdurstet und beinahe erstickt, lehnten sie sich an das Zementrohr, das ihrer aller Grab geworden wäre, wenn der Unbekannte sie nicht mit seinem unfehlbaren Spürsinn noch befreit hätte.

Der war bereits aus ihrer Mitte wieder verschwunden. Die Nacht hatte ihn verschluckt. Unweit des Verwalterhäuschens tauchte er hinter einem Stapel Röhren auf. Er hörte den dicken Mann schnarchen, so nahe hatte er sich herangeschlichen. Das Fenster stand auf. Dann — er duckte sich im gleichen Augenblick — hört er die dumpfen Schüsse wieder, einzelne, eine ganze Kette, noch einige, und wieder herrschte Stille.

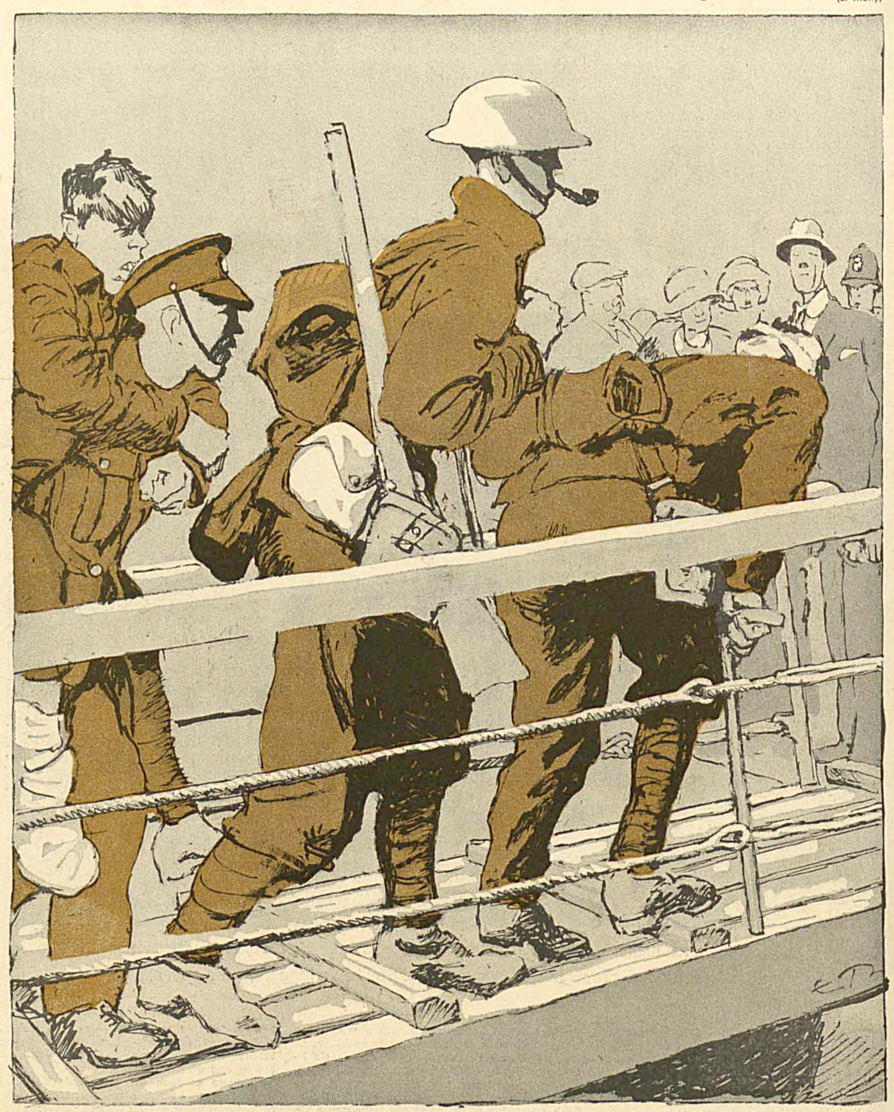
Jetzt hatte er auch das Geheimnis der nächtlichen Schüsse kennengelernt. Der dicke Verwalter hatte offenbar wieder Bohnen gegessen...

„Aber es heißt doch in dem Titel ‚Sechs Mann in einer Falle'", fragt der Leser hier mit Recht, „es waren aber doch nur fünf. Kann denn der Verfasser nicht bis sechs zählen?"

„Doch, lieber Leser", antworte ich ihm darauf, „Sie haben sich in Ihrer Bescheidenheit nicht mit zu den Männern gezählt, die in die Falle gegangen sind!"

Rückkehr von Norwegen - Ritorno dalla Norvegia

(E. Thöny)



„Mit einem wärmeren Kriegsschauplatz wären wir schon einverstanden, aber wie will 's der Churchill machen, daß dort keine Germans sind?"

"Con un campo di battaglia più caldo saremmo, sì, d'accordo; ma come farà Churchill che là non ci sia nessun 'German,?„

München, 26. Mai 1940
45. Jahrgang / Nummer 21

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

W. C.'s Ruhetag - Il settimo giorno di W. C.

(E. Thöny)



„Was glauben Sie, was Churchill die ganze Woche arbeitet?"
„Jaja, sechs Tage schwindelt er, am siebten ruht er sich aus und gibt einen Verlust bekannt!"
"Pensate un po' come Churchill lavora tutta la settimana!„
"Sì, sì: sei giorni mentisce, al settimo riposa e comunica una perdita!„

Vor dem Kino - Davanti al cinematografo

(R. Kriesch)



„Hast du eigentlich 'ne Ahnung, wovon der Film handelt, Lisa?" — „Wahrscheinlich um 'nen Ehemann auf Abwegen, weil so viele Mädchen auf dem Programm stehen!"

"Hai un' idea, Lisa, del film?„ — "Probabilmente si tratta d'un marito in cerca d'avventure, perchè ci sono tante ragazze in programma!„

Anfang und Ende

Die Woche fängt mit Montag an und hört mit Sonntag auf. Das hat sich gehalten von den Tagen der Welterschaffung an bis auf die Büro- und Arbeitszeit von heute. Der Sonntag war damals für den lieben Gott wie heute für Herrn Huber die Belohnung für geleistete Arbeit. Wir Herrn Hubers freuen uns auf den Sonntag, und vielleicht hat sich der liebe Gott auch auf den Sonntag gefreut, denn die Welt mit all ihren Erdteilen und Ozeanen und all ihrer äußeren Politik und der inneren, mit Kunst und Wissenschaft und Kommunalverwaltung und Steuernachlässen und Verkehrsordnungen und Hunderassen und allem, was im Konversationslexikon steht, zu schaffen, war gewiß keine Kleinigkeit, und es mußte viel vorausgesehen werden.
Jede Woche hat ein Ende, aber das Wochenende ist erst neueren Datums, und ich kann mich noch gut der Zeit entsinnen, wo die Woche nur so zu Ende ging, ohne ein ausgesprochenes Wochenende zu haben. Sie hörte einfach mit dem Sonntag als Entgelt für geleistete Schuhmacherei oder Weltpolitik oder Rübenanbau oder scharf nachgedachte Philosophie auf, war fertig, und keiner fragte den andern: „Was machen Sie zum Wochenende?" Es hat lange gedauert, bis man das Wochenende erfunden hat, obwohl es doch im allgemeinen Weltenplane vorausgesehen war.
Ehe man aufs Wochenende kam, konnte man auch nicht ans Wochenendhäuschen denken, und deshalb hat man dieses etwas unpraktische, immer reparaturbedürftige Häuschen nicht früher erfunden, konnte es gar nicht erfinden. Adam und Eva haben sowohl vor wie nach der Vertreibung aus dem Paradiese sich ohne Wochenendhäuschen behelfen müssen.
Diesen Mangel teilen mit den Ureltern heute noch eine ganz beträchtliche Zahl von aus dem Paradiese Vertriebenen. Wer kein eigenes richtiges Haus für alle sieben Tage der Woche besitzt, hat Sehnsucht nach den Wochenendhäuschen, um wenigstens im Kleinen die Sorgen des Haus- und Grundbesitzers kosten zu können, um auch mitzureden, wenn von Grundsteuern und Wasserzins und Kanalisation gesprochen wird.
Ich finde das Ende der Woche mit und ohne Häuschen sehr angenehm und je älter die Woche wird, desto sympathischer ist sie. Aber der Montag! Ich bin kein Freund vom Montag. Aller Wochenanfang ist schwer. Das war schon in der Schule so. In meiner Erinnerung begann jeder Montag mit Mathematik. Nun ist Mathematik sicher eine sehr wichtige Sache, aber für den nüchternen Montagsmagen sind mathematische Formeln das reine Gift. Ich habe noch heute das Gefühl, daß auch jetzt jeder Montag mit Mathematik beginnt und ich komme immer unpräpariert in die Klasse. Auf ein Wochenendhäuschen würde ich gerne verzichten, das was Not tut, ist ein Wochenanfangshäuschen, um dem Montag Glanz und Schimmer zu verleihen.

Foitzick

Churchill schrumpft - Churchill si raggrinza

(O. Gulbransson)



„Vorne paßt die Hose nicht und hinten ist sie zu weit, ich glaube, Mylord haben an Größe verloren!"

"Davanti, i calzoni non vanno; e di dietro sono troppo larghi. Io credo, Mylord, che Voi siate calato!„

Das Rendezvous - L'appuntamento

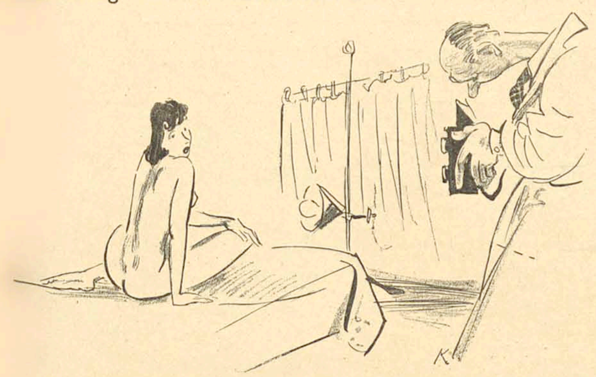
(K. Heiligenstaedt)



„Wenn ich bloß noch wüßte, in welchem Hemd er mich kennengelernt hat?"

"Se sapessi con quale camicia egli mi ha visto la prima volta!„





„Für mich sind natürlich nur künstlerische Gesichtspunkte maßgebend, Fräulein Fissinger!" — „Freili, Herr Ehrlich, wo doch der Kopf sowieso net draufkommt!"

"Naturalmente per me contano solo i punti di vista artistici.„ — "Certamente, signore, poichè la testa non c'entra affatto!„

DAS WUNSCHTRAUMKORSETT

VON KÄTE BIEL

Eines Tages flammte der wilde Wille, besser zu werden, in Ilsabe auf.

Dieser Einfall kam ihr nicht etwa bei der Lektüre irgendwelcher Morallehren, sondern beim Betrachten der Modehefte, und so bezog er sich denn auch weniger auf ethische, als auf ästhetische Bedingtheiten. (In ethischer Hinsicht hielt Ilsabe sich für gut genug. Jeder vernünftige Mensch tut das.)

Überall standen sie in den Auslagen der Korsettgeschäfte, spärlich bekleidet, tüll- und spitzenumrüscht, langwimprig und langbeinig, rosig keusch und abstaubbar: — waren sie nicht für jede Frau unablässige Mahnung, möglichst schmal in der Mitte zu sein, Büste und Hüften jedoch zugleich energisch und zart zu betonen? — Ilsabe wünschte, zu sein wie sie. (Natürlich mit Einschränkungen. Sie begehrte keineswegs, leiblich so kühl, hart und unbeweglich wie eine Schaufensterpuppe zu sein —, schon im Interesse Dieters ging das nicht an —; auch wollte sie weiterhin mit Wasser und Seife frei über ihre Haut verfügen, anstatt abgestaubt zu werden, und drittens widerstrebte es ihrem Feingefühl, sich ständig in der Berufstracht einer korsettwerbenden Auslagenfigur aufzuhalten, und so, nur mit etwas Tüllrüsche und einem Mieder bekleidet, Büroarbeit zu tun, Straßenbahn zu fahren und mit Dieter verlobt zu sein.) Aber es mußte ein großartiges Selbstbewußtsein verleihen, so formvollendet auszusehen, und deshalb äußerte Ilsabe den unschuldigen Wunsch nach einem Korsett.

„Unsinn!" sagte die gute Mutter und schüttelte den dauergewellten und sanft blondierten Kopf. „Wo du eine so gute Figur hast!"

Ilsabe schwieg. Im Innern ihrer Mädchenseele lebte der Wunsch verträumt weiter.

Einige Zeit später las sie die Übersetzung eines ihr von Dieter empfohlenen und vor vielen hundert Jahren in China geschriebenen Romans, ein wirklich interessantes Buch, in dem der Held, Herr Liang, auf abenteuerlichen Reisen sowohl Fräulein Jüking als auch Fräulein Jaosien aus schrecklichen Gefahren errettet und darauf vom Kaiser beide als Gattinnen zum Geschenk erhält, worauf die Damen einander zärtlich wie Schwestern zu lieben beginnen. Ilsabe überlegte seufzend, daß sie jemand, mit dem sie Dieter teilen sollte, wahrscheinlich nur mit größter Selbstüberwindung lieben würde. Für Dieter wäre in solcher Lage natürlich alles sehr schön. Er stünde zwar unter doppelten Pantoffeln, befand sich jedoch in einer strategisch günstigen Lage voller Ausweichmöglichkeiten. Keine Frau durfte schließlich die Erziehungsmaßnahmen übertreiben, denn Dieter konnte sich ja jeweils die freundlichste Stimmung und die freundlichsten Hände auswählen.

Ilsabe bedachte gerade grüblerisch, wie man Haushalt und Zusammenleben unter Berücksichtigung einer Mitgattin zweckmäßig organisiere, und je weiter sie nachsann, desto mehr freute es sie, daß Dieter und sie nicht vor tausend Jahren chinesische Staatsangehörige gewesen waren, — da läutete es an der Wohnungstür.

Draußen stand strahlend, als wäre sie die Frühlingssonne selbst, eine umfängliche Dame, beredsam und liebenswürdig. Sie hieß Frau Hamke und war die Vertreterin einer hochgeachteten Maßkorsettfabrik, und sie kam mit freundlichem Lächeln auf den Flur und breitete aus, was sie an Mustern bei sich hatte. Es leuchtete hellblau, rosa, mit Spitze, nur aus Spitze, es wogte in Seide, Satin und Atlas — eine erstklassige Kollektion. Ilsabe gefiel alles recht gut, aber als gehorsame Tochter erinnerte sie sich der Worte ihrer Mutter. „Danke. Ich brauche keins!"

Frau Hamke begann vom Wetter zu sprechen. Frau Hamke begann über Opernaufführungen zu sprechen, über Hundehalsbänder, über Küchenmöbel. Schließlich fragte sie, nach einem Blick auf Ilsabes ringgeschmückte Hand, auch nach dem Verlobten. Ilsabe lächelte und taute ein bißchen auf. „Und wann wollen Sie denn heiraten?" fragte Frau Hamke höflich. Ilsabe wurde etwas rot. „Oh — sehr bald ...", sagte sie.

Darauf fiel Frau Hamke auf die Knie. Sie tat das weniger deshalb, weil sie in Ilsabe eine Gottheit sah, als deshalb, weil sie Maß nehmen wollte.

„Wenn Sie unser Modell Nr. 7 wählen würden, müßten Sie wie ein Gedicht aussehen, gnädiges Fräulein!" sagte sie feierlich.

Dieter machte sich nichts aus Gedichten, dachte Ilsabe bedauernd. „Ich glaube, ich bin zu schlank für ein Korsett — —"

Frau Hamke breitete die Arme in einer schönen tänzerischen Geste weit aus. „Gerade junge und schlanke Damen sind besonders darauf angewiesen, ein Korsett zu tragen. Damit die Figur besser herauskommt! Bedenken Sie doch die Frühjahrsmode!"

„Meine Mutter meinte, nur wer etwas stärker ist, der müßte —"

Frau Hamke lächelte zustimmend. „Natürlich. Gerade etwas stärkere Damen sind natürlich besonders darauf angewiesen, ein Korsett zu tragen. Damit die Figur besser herauskommt! Bedenken Sie doch die Frühjahrsmode!" sagte sie geläufig und notierte Ilsabes geringen Hüftumfang. „Dieses Modell hier, reine Seide, edelste Paßform, vollkommenstes Material, unverwüstlicher Sitz —", und sie redete immer weiter. In ihr schien eine Platte abzulaufen.

Dabei kniete Frau Hamke ununterbrochen weiter. Ilsabe fühlte sich unbehaglich. (Man ist ja im allgemeinen immer entwaffnet, wenn einer vor einem kniet. Es bleibt einem dann nur noch die königliche Geste des Gewährens.) Vielleicht hatte Frau Hamke den leidenschaftlichen Schwur getan, sich nicht eher zu erheben, als bis man ihr einen Miederauftrag erteilt habe? Möglicherweise würde sie entschlossen weiterknien, selbst dann noch, wenn die Eltern abends heimkehrten und bedrückt auf die unnachgiebige Korsettvertreterin blickten, die sich als reichlich monumentaler Zimmerschmuck in ihrer Wohnung etabliert hatte. Der Vater würde befangen mit den Achseln zucken — ‚Ja, wenn meine Tochter kein Korsett kaufen will, Frau Hamke, ich brauche auch keins' —, und die Mutter würde der Knieenden mitleidig eine Tasse Tee und ein belegtes Brot bringen, aber gegen Mitternacht würde man Frau Hamke unter allen Umständen sich selbst überlassen und schlafen gehen. Wenn sie dann am anderen Morgen immer noch flehend auf dem Teppich hockte, — ja, dann würden die Eltern Ilsabe heftig beschwören, sofort ein Korsett zu bestellen, damit man endlich wieder Herr im Hause würde —

„Also dann, gnädiges Fräulein", sagte Frau Hamke fröhlich zu Ilsabe, die ihre Gedanken undiszipliniert schweifen ließ, „also dann nehmen Sie unser Modell 12! — Das kostet nur 52 Mark und ist das Schönste, was es überhaupt gibt! Sie werden eine bezaubernde Figur haben!"

„Ja!" antwortete Ilsabe laut und klar. Weshalb sollte sie sich kein Korsett kaufen? Weshalb sollte sie keine bezaubernde Figur haben?

Frau Hamke erhob sich leichtlich, rollte das Maßband ein und begann lächelnd das Bestellformular auszufüllen. „Ich lasse das Mieder dann nächste Woche schicken! Per Nachnahme!"

Ein Schauer flog jäh über Ilsabes Seele. Nächste Woche? — Aber da hatte sie ja noch gar kein Geld! Sie hatte Daunensteppdecken gekauft und in den nächsten zwei Monaten mußte sie einen Teppich bezahlen, und noch allerlei anderes —

„Ich ...", sagte sie zögernd, „ich brauche es aber noch nicht gleich ..." Sie spielte mit ihrem Armband. Sie war etwas verlegen.

Eine Pause entstand. Frau Hamke blickte ihre junge Kundin überrascht an. Ilsabe wurde langsam rot. „Ich brauche es erst im Mai!" stieß sie dann hastig hervor.

Plötzlich rann ein geduldiges verstehendes Lächeln um den Mund der Korsettvertreterin.

Alter Orgelmann

Von Ratatöskr

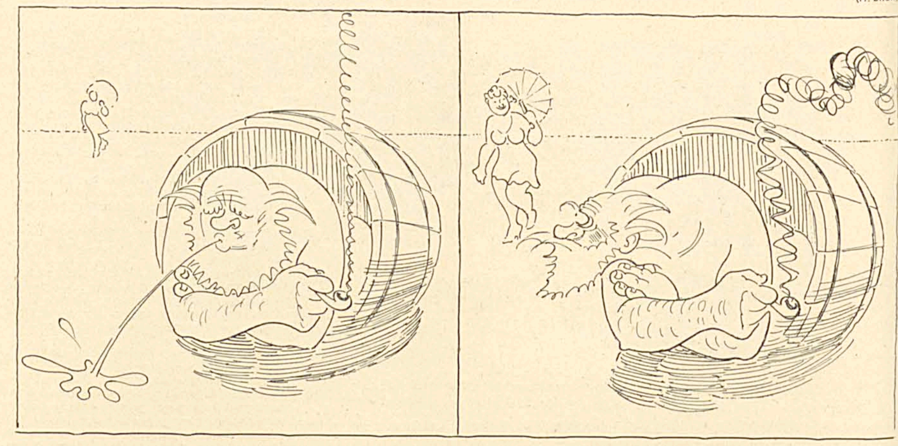
Drei wunderschöne Walzen
hab' ich bereit:
die erste dudelt schmalzen
von Lenz und Liebesseligkeit.

Die zweit' im Tänzelschritte
quiekst hopsassa.
Ein' Marsch spendiert die dritte,
voll Schwertgeklirr und Gloria.

Auf selbige drei Walzen
ist alles scharf.
Mir reicht's zum Suppensalzen.
Beim Publikum deckt's den Bedarf.

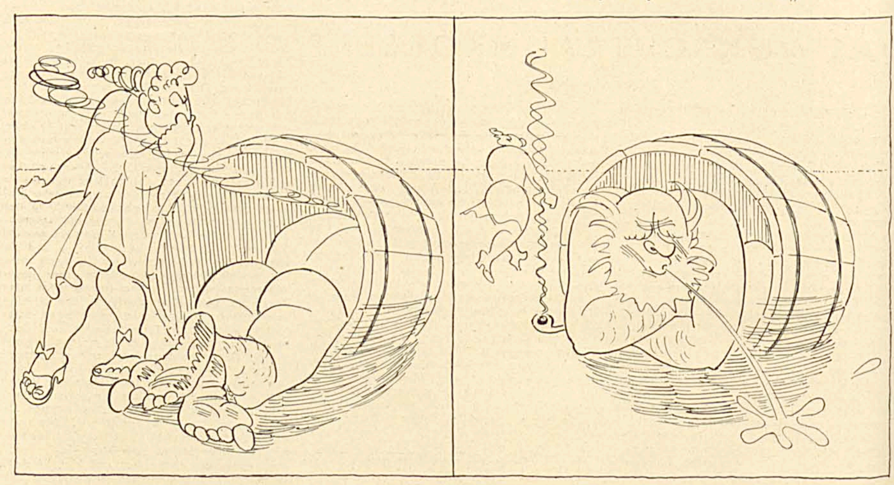
Neues vom Diogenes - Diogene sconosciuto

(Fr. Bilek)



„ — — — — — — "

„Oh je, oh je!" — "Ahimè!„



„Pfui!" — "Schifo!„

„ — — — — — — "

„Oh ...", sagte sie, „wie schön. — Ja, natürlich — das geht so in Ordnung, gnädiges Fräulein. Das Korsett wird im Mai geliefert!" Ihre Blicke verrieten Rührung, und Ilsabe freute sich, daß ihre augenblicklichen Geldschwierigkeiten so taktvoll begriffen worden waren.
Am nächsten Tag allerdings fühlte sie sich doch etwas überrumpelt. Zweiundfünfzig Mark für ein Korsett, und mochte es noch so entzückend sein, schien doch viel Geld. Trotzdem beeilte sie sich, die Summe so rasch wie möglich überzusparen, denn wenn man um allerlei irdischen Tands willen einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte, war dieser noch niemals ausgeblieben, um die vereinbarte Seele schließlich anzufordern. Auch die Miederfabrik würde auf ihrem Schein bestehen.
Monat um Monat verging. Eines Tages war es dann soweit. Das Paket kam. „Das Korsett, Mutti, das ich mir vor vier Monaten bestellt habe ..."
Ilsabe leuchtet vor Stolz und Erwartungsfreude. Bisher hatte sie — im Bestreben, einer Diskussion über Vorhandensein oder Nichtvorhandensein ihres gesunden Menschenverstandes auszuweichen — es vorgezogen, über Frau Hamkes Besuch zu schweigen.
„Du? — Ein Korsett? Was für eine Torheit!" sagte die Mutter kopfschüttelnd. „Und so teuer! — — Weshalb kommt das erst nach vier Monaten?"
Ilsabe löste die Verschnürung. „Ich habe der Vertreterin gesagt, daß ich es erst im Mai brauche! — Eher hatte ich doch kein Geld! — Oh, Mutti, du wirst staunen! — Es ist ganz entzückend und schrecklich elegant ..."
Sie hatte das Korsett vollends ausgewickelt. Schweigen dehnte sich plötzlich im Raum. Mutter und Tochter sahen sich wortlos an. Ilsabe war vor Enttäuschung blaß geworden.
Das, was da vor ihnen lag, das war ein gutes Korsett, sicher. Aber es wies nicht den winzigsten Hauch von Eleganz auf. Etwas ungeheuer solides ging von ihm aus, es tropfte vor Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit mit seinen energischen Zugschnüren und ausgedehnten Gummipartien. Sicher würde es, gefertigt aus erstklassigem und kräftig-

sten Satin und statt mit zarter koketter Spitze mit ledergesicherten Eckchen versehen, Generationen überdauern.
Ilsabe legte es halb benommen um ihre Mitte. Teils paßte es glänzend, teils paßte es überhaupt nicht. — Und das war nun ein Maßkorsett?
„Fürchterlich, Mutti!" sagte Ilsabe.
Die Mutter schwieg. Sie hatte einen merkwürdig abwesenden Blick. „Du hast dieser Frau Hamke gesagt, du brauchst es erst in vier Monaten?" fragte sie grüblerisch. „Aber du hast ihr natürlich nicht gesagt, daß du früher kein Geld hättest?"
Ilsabe hatte sich wieder gefaßt. „Nein. Das hat sie so erraten! Sie war furchtbar taktvoll, das muß man sagen. — Aber die Fabrik muß irgend etwas verwechselt haben. Dieses muß umgetauscht werden. Ich sende es gleich zurück!"
Die Mutter lächelte finster. „Auf keinen Fall!" sagte sie. „Dieses kannst du behalten! — Was willst du denn mit einem anderen Korsett? Das heißt doch, das Geld zum Fenster hinauswerfen!"
Und sie rollte das Korsett wieder in das Seidenpapier ein. In ihrem energischen Gebaren drückte sich der Wille aus, das unglückliche Ding nicht herzugeben.
„Aber Mutti!" rief Ilsabe verwirrt. „Ich möchte doch das elegante haben, das ich bestellt habe! — Dieses Monstrum kann ich niemals tragen!"
Die gute Mutter lächelte. Es war ein beleidigtes und doch triumphierendes Lächeln, zu gleichen Teilen gemischt aus Wut und Heiterkeit.
„Oh, das wirst du vermutlich schon einmal gebrauchen können — — in einem oder zwei Jahren..." Und, schon halb im Hinausgehen, setzte sie noch halblaut hinzu: „Aber das paßt mir eben nicht, daß diese Frau Hamke so einfach von meiner Tochter annimmt, daß sie — — — wo du doch überhaupt erst verlobt bist — —"
Ilsabe blickte verstört. „Ich verstehe dich überhaupt nicht..." murmelte sie erschüttert.
Die gute Mutetr lächelte sanft. „Das ist nämlich ein Umstandskorsett, Ilsabe!" sagte sie und verließ das Zimmer.

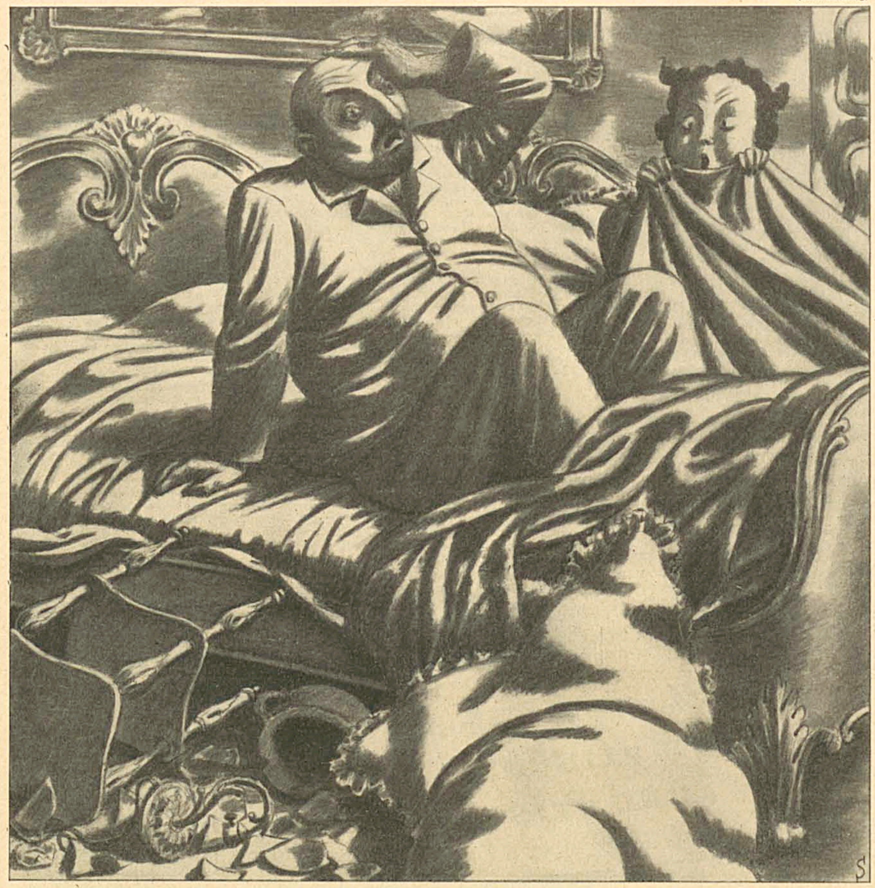
BÜHNENZAUBER

VON SILVESTER ERDÖSI

Zu seinem großen Glück durfte Peter Czutorka seit zwei Wochen und vier Tagen allabendlich durch den Bühneneingang des Theaters eintreten, denn in dieser fröhlichen bemalten Welt fand er sein Brot: er mußte bellen.
Das war folgendermaßen zustande gekommen: Als er an einem Wintervormittag mit leerem Magen umherstrich, wurde er von einem Herrn im Auto angerufen und beauftragt, einer jungen Künstlerin einen Strauß roter Rosen nebst einem Brief zu überbringen. Peter ließ sich das nicht zweimal sagen. Und mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen fand er inmitten bemalter Pappendeckelstücke und einer Menge bunter Leinwand die Künstlerin, die noch überaus jung war und mit einigen anderen Damen umherhüpfte, während ein Herr in Hemdärmeln am Klavier den Takt schlug. Czutorka wartete ein Weilchen, bis sie aufgehört hatten und überreichte dann der schönen Dame Strauß nebst Brief.
Er wäre fürs Leben gern hier geblieben. Eine wohlige Wärme durchströmte seine Glieder. Obwohl er schon das Pengöstück in der Tasche fühlte, vergaß er seinen Hunger inmitten all dieser Herrlichkeit. Er lungerte zwischen den Kulissen herum. Da herrschte reges Leben und Treiben: die Proben der großen Operette waren im Gange. Er sah zu, wie starke Männer in blauen Kitteln im Handumdrehen ein kleines Haus aus bemalter Leinwand aufstellten, dann ein Gärtchen und einen Zaun.
Er verbarg sich hinter ein paar Brettern und sah, wie ein eleganter Herr vorsichtig über diesen Zaun stieg. Im gleichen Augenblick jedoch rief eine Stimme „Halt!" und Peter hatte im Nu begriffen, daß hier ein Hund am Platze wäre oder wenigstens das Bellen eines Hundes, um den Dieb zu vertreiben. Hiemit bot sich für ihn die beste Gelegenheit, zu dem Herrn, der die Befehle erteilte, hinzugehen und ihm zu erklären, er, Peter Czutorka, könnte das besser als der größte Hund. So trat er denn vor den Regisseur hin, machte sich anheischig bestens zu bellen, nannte seinen Namen, erklärte, weshalb er hier wäre und legte sogleich eine Probe seines Könnens ab, so daß der Regisseur ihm auf die Schulter klopfte. Von diesem Tage an wurde er engagiert und erhielt eine Gage von zwei Pengö für den Abend.
Die Revue-Operette hatte einen großen Erfolg. Peter bellte nunmehr seit sechs Wochen Abend für Abend im zweiten Akt. Das waren schöne heitere Tage für den armen Burschen, Zeiten, in denen man sich sattessen konnte. Was war das für eine herrliche Welt, in die er da hineingeschneit war! Er hatte sich bald eingewöhnt und betrachtete sich als selbstverständlich mit dazugehörig. Es machte ihn direkt stolz, hinter den Kulissen zu stehen und auf einen Wink des Regisseurs hin auf die Bühne hinaus zu bellen. Er wurde instinktmäßig vom Rausch der Kunst ergriffen, obwohl ihm dieser Begriff fremd war. Sein schlichtes Herz schlug jedoch vor Freude höher, wenn er seine eigenen Töne vernahm, so naturgetreu wie von einem echten Dorfköter... Wau... wau... erklang es von der Bühne. Im ganzen Zuschauerraum ahnte niemand, daß der Alarm nicht von einem Hunde herrührte.
Jetzt strich er schon eine Stunde vor der Vorstellung beseligt zwischen den Kulissen umher und piff die Melodien der Operette vor sich hin, die ihm schon ganz geläufig waren. Da kam ihm plötzlich ein Bühnenarbeiter entgegen und meinte grinsend: „Na, lieber Freund Hund, du kannst auch dein Bündel schnüren! Von heute ab wird nicht mehr gebellt. Der Dackel der Primadonna wird deine Rolle übernehmen."
„Du lügst, du gemeiner Kerl", rief Peter. „Ich glaube dir kein Wort. Hier bin ich unentbehrlich.

Kriegshetzers Traum - Il sogno del guerrafondaio

(Erich Schilling)



„Mon Dieu, Marcel, bist du wahnsinnig!?" — „Oh, Liebling, du hast mich in meinem schönsten Traum gestört, ich zerschlug gerade Deutschland!"
"Mon Dieu, Marcello, sei in delirio?„ — "O cara, tu mi hai infranto il sogno più bello, stavo proprio schiacciando la Germania!„

Wo willst du denn einen Hund hernehmen, der auf Kommando bellt? Ein Hund ist eben nur ein Hund! Die brauchen einen Mann!"
„Das Reden wird dir nicht mehr viel helfen", erwiderte der Arbeiter im gleichgültigsten Ton. „Der Regisseur hat mich schon beauftragt. Die Primadonna wünscht ausdrücklich, daß ihr Dackel bellen soll. Ein kluges, dressiertes Tier, das jedes Wort versteht. Ich soll den Hund herbringen und wenn er auf Befehl nicht bellt, muß ich ihn zwicken."
Peter zitterte am ganzen Körper: Da konnte er ja von seiner Gage Abschied nehmen und zusehen, daß er weiterkam. Damit fing dann das Elend von vorne an... Der Bühnenarbeiter war schon längst fort. Der erste Aufzug hatte begonnen. Der arme Czutorka stand aller seiner Hoffnung beraubt wie festgewurzelt auf einem Fleck und rührte sich nicht von der Stelle. Er dachte daran, nach Aktschluß die Primadonna aufzusuchen und sie zu bitten, ihm doch das bißchen Brot nicht wegzunehmen. Er schämte sich jedoch. Die Dame war ständig von einer Schar eleganter Herren umgeben. Und es war erniedrigend, daß ihm ein Hund den Bissen vom Munde weggeschnappt hatte. So stand er denn hilflos da, als warte er auf ein Wunder, das alles wieder zum Besten wenden würde. Seine Szene kam. Der Bühnenarbeiter stand schon zwischen den Kulissen und hielt den Dackel an der Leine. Peter wollte es scheinen, als würde ihm der Hund ins Gesicht lachen, und der kurze Schwanz gemahnte ihn an einen spöttisch erhobenen Finger.
Der Dieb schlich schon an das Gatter heran. Jetzt sollte das Bellen ertönen. Der Bühnenarbeiter jedoch zwickte und zwackte den Hund vergeblich: der gab keinen Laut von sich.
Czutorka blickte das Tier verachtungsvoll und haßerfüllt an. Und außerstande, seinen gewaltigen Zorn zu meistern, wollte er ihm ausfahrend einen Fußtritt versetzen. Eben da aber schickte sich der Dieb an, über das Gatter zu setzen. Bei diesem Anblick vergaß Czutorka alles. Der alte Kunstrausch wurde wieder über ihn Herr: und aus seiner Kehle erscholl das rettende, wildwütende Bellen...

(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)

Im Mai

(Wilhelm Schulz)



Der Bildstock drauß' am Wegesrain,
Der kann nichts als verdammen:
Ein' arme Seele voller Pein
Zeigt er in Höllenflammen.

Solch' Menschenwerk, trotz Müh' und Kunst,
Im Wesen bleibt's geringe,
Wer es gemacht, hat keinen Dunst
Vom Schöpfer aller Dinge.

Ein Baum in heller Blütenpracht,
Umsummt von goldnen Immen,
Hat es viel besser in der Macht
Ein' arm' Seel' fromm zu stimmen!

Wilh. Schulz

Ein Fall von Zauberei

VON RUDOLF SCHNEIDER-SCHELDE

Carlo machte Krach im Badezimmer, wo er sich abends zuvor ausgezogen hatte, und schrie, seine Krawatte sei fort, und kam ohne Krawatte ins Wohnzimmer herüber, wo Nelly saß und mit dem Hut auf dem Kopf auf ihn wartete.

„Mach schon!" sagte Nelly.

„Es ist die mit den grünen Tupfen", sagte Carlo, „die Schleife, ich suche sie seit einer Viertelstunde; ich habe sie bestimmt heut nacht über die Stuhllehne gelegt, und jetzt ist sie fort."

„Nimm eine andre", sagte Nelly.

„Natürlich", sagte Carlo, „aber wo ist sie hingekommen, außer du hast sie weggeräumt, aber wohin, ich kapiere nicht, wo die Krawatte geblieben ist."

„Vielleicht ist sie 'runtergefallen", sagte Nelly.

„Wenn sie heruntergefallen wäre, müßte sie am Boden liegen", sagte Carlo, „aber sie liegt nirgends. Hast du sie nicht gesehen?" Nelly verneinte.

„Komisch", sagte Carlo, „ich werde die blaue nehmen, aber ich möchte doch wissen, wo sie hingekommen ist. Sie kann doch nicht verschwunden sein?"

„Vielleicht hast du sie verloren?" sagte Nelly.

Carlo lief hinaus und kam mit der blauen Krawatte zurück. „Eine Krawatte verliert man nicht", sagte er, „ich habe noch niemals gehört, daß ein Mann seine Krawatte verloren hätte." Er band die blaue Krawatte und besah sich dabei in der Scheibe eines Bildes.

„Also mach' schon", sagte Nelly, „wir kommen zu spät."

„Es ist ein glatter Fall von Zauberei", sagte Carlo, „ich kann mich beinah genau erinnern, daß ich sie hingelegt habe, wo ich sie immer hinlege, und jetzt, als ich sie nehmen wollte, war sie weg."

„Vielleicht hast du sie am Stammtisch vergessen?" sagte Nelly.

„Am Stammtisch?" sagte Carlo und machte große Augen. Es schien ihm etwas einzufallen. Er lachte und sagte schnell: „Du bist unbezahlbar, Nelly."

„Warst du nicht gestern am Stammtisch?"

„Also quatsch' nicht, Nelly", sagte Carlo, „man könnte meinen, daß jemand seine Krawatte am Stammtisch liegen läßt."

„Oh, Carlo", sagte Nelly. Sie stand auf und ging lächelnd an ihm vorbei. Er sah ihr mit runden Augen nach. „Es ist ein Fall von Zauberei", wiederholte Carlo auf der Straße, aber ein Kind sah, daß er keine Freude mehr dran hatte.

„Da ist der Bus", sagte Nelly und fing zu laufen an, und er lief hinterdrein, und sie erreichten den Autobus, als er schon abfahren wollte, aber der Fahrer war so nett und machte die Tür nochmal auf. Sie fuhren drei Haltestellen weit, und Leute stiegen aus und ein; und Carlo wurde in die Nähe der Tür gedrängt, von wo er ab und zu Blicke zu Nelly hinwarf. An der vierten Haltestelle stieg Fräulein Verhaaren ein, die Carlo und auch Carlos Frau kannte.

(Maçon)

M.

Fräulein Verhaaren war so reizend angezogen wie immer, mit einem Jackenkleid und einer rohseidnen Hemdbluse, ein bißchen männlich mit einem kleinen Filzhut, und zu der Bluse hatte sie eine Schleife mit grünen Tupfen an. Sie lächelte spitzbübisch und erwartungsvoll, als sie Carlo sah und wollte etwas sagen, aber Carlo starrte mit wilden Augen und zischte sie an: „Mach, daß du mit der verdammten Krawatte hier wegkommst!"

Fräulein Verhaaren warf einen blitzschnellen Blick ins Wageninnere und schwang sich mit einem eleganten Schwung von dem Autobus gerade im letzten Augenblick herunter, ehe die Wagentür zuschnappte. Sie ging sofort nach der anderen Richtung davon und Carlo sah ihr entgeistert nach. Dann blickte er sich vorsichtig nach Nelly um, die an ihrem Platz saß und geradeaus schaute. Er war nicht sicher, ob sie nicht etwas gemerkt hatte. Nach einer Weile sah sie ihn an, es war Nellys sauberer, großartiger Blick, und Carlo versuchte zu lächeln; aber er war wieder nicht sicher, ob sie nicht doch etwas gemerkt hatte.

Als sie ausstiegen, war Carlo behutsam wie jemand, der alle Taschen voll roher Eier hat, und niemand darf es wissen. Sie machten ihren Besuch bei Bekannten und kamen zu spät, und Nelly erklärte, sie kämen zu spät, weil sich bei ihnen ein Fall von Zauberei ereignet hätte.

„Eine Krawatte ist verschwunden", sagte Nelly.

„Wie — einfach in der Luft?" fragte der Hausherr.

„Nein, es war anders", sagte Nelly. „Zuerst lag sie auf einer Stuhllehne —. Sie lag doch auf der Stuhllehne, Carlo?" fragte Nelly.

„Vermutlich", sagte Carlo und sah nicht siegesgewiß aus.

„Oh, ich weiß", sagte der Hausherr, „und dann hat Carlo sie umgebunden und trotzdem weiter darnach gesucht."

„Nein, nicht ganz", sagte Nelly. „Carlo hat sie nicht umgebunden. Die Krawatte war weg, und Carlo mußte eine andere nehmen, und wir fuhren mit dem Bus hierher."

„Sehr hübsch", sagte der Hausherr, „ist das alles?"

Nelly sah Carlo an.

„Und was ist die Pointe?" fragte der Hausherr.

„Die Geschichte hat keine Pointe", sagte Carlo.

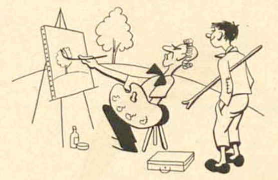
Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Ein Mensch / Von Eugen Roth

Ein Mensch, ans Leben sanft gekettet,
Wähnt jahrelang sich wohlgebettet
An guter Freunde treue Brust. –
Doch plötzlich wird es ihm bewußt,
Daß jene, die ihm manches schulden,
In Wirklichkeit ihn nur so dulden
Und daß nur er, als ein Trabant,
Den andern immer nachgerannt.
Der Mensch die Scheinwelt stolz zertrümmert –
Was jene andern kaum bekümmert.
Moral: 's ist leider den Planeten
Versagt, als Fixstern aufzutreten.

„Die Pointe ist das Verschwinden der Krawatte." Er versuchte zu lächeln.
„Oh", sagte der Hausherr, „aber bei richtiger Zauberei ist, glaube ich, die Pointe immer, daß die Gegenstände an unerwarteten Stellen wieder zum Vorschein kommen."
„Bei richtiger Zauberei", sagte Carlo, „verschwinden die Sachen für immer. Das andere ist Taschenspielerei."
„Aber so richtige Zauberei gibt es doch nicht", sagte der Hausherr. Er war etwas zäh. „Ich fände es viel hübscher, wenn die Krawatte irgendwo wieder aufgetaucht wäre."
„Ich nicht", sagte Nelly. „Fändest du es hübscher, Carlo?"
Carlo verneinte.
„Wieso?" fragte der Hausherr, „sagen wir zum Beispiel irgend jemand, bei dem man es gar nicht vermutet, hätte nun die Krawatte an."
„Blödsinn", sagte Carlo.
„Natürlich nicht die von Ihnen vermißte", fuhr der Hausherr unbeirrt fort, „sondern eine, die Sie auf den ersten Blick für die Ihre halten würden..."
„Na ja", sagte Carlo gelangweilt, „aber jetzt hören Sie schon endlich damit auf. Man könnte meinen, wir haben kein andres Thema als meine Krawatte."
Der Hausherr schwieg gekränkt.
Später, nachdem Nelly und Carlo sich verabschiedet hatten und wieder auf der Straße waren, sagte Nelly: „Ich finde, du hättest ruhig etwas höflicher zu ihm sein können, Carlo."
„Er ist ein alter Idiot", sagte Carlo, „mit seiner Krawatte."
„Ich finde, daß er das sehr nett gemacht hat mit der anderen Krawatte", sagte Nelly, „mit der Krawatte, die man nur auf den ersten Blick für die deine halten würde."
Carlo schwieg.
„Findest du nicht? Ich finde, du könntest ihm ruhig etwas dankbar sein."
Carlo schwieg.
„Ich finde, daß du ein alter Idiot bist", sagte Nelly.
„Leicht möglich", sagte Carlo.
Nelly lachte. „Warum hast du nur so nach der Krawatte herumgebrüllt?" fragte sie lachend, „hast du wirklich geglaubt, daß es ein Fall von Zauberei sein könnte?"
Carlo sagte nichts.
„Oh, Carlo", sagte Nelly. Sie lachte in sich hinein. Sie liefen schweigend eine Weile nebeneinander her, dann sagte Carlo: „Und es ist doch ein Fall von Zauberei."
Nelly sah ihn an.
„Ja?" fragte Carlo.
„Meinetwegen", sagte Nelly.
„Weißt du", sagte er, „du bist der Fall von Zauberei, Nelly, verstehst du?"
Sie sagte nichts. Sie blickte gradaus mit ihren tadellosen Augen und schritt neben ihm her und hob den Kopf etwas. Er kam sich klein und schäbig neben ihr vor, aber er war sehr froh, daß die Sache so gut abgelaufen war.

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Der Münchner Maler O. stammt aus einer oberbayerischen Bahnbeamtenfamilie. In den Sommerferien besucht er einmal wieder das elterliche Haus. Er geht mit Staffelei und Malzeug hinaus vors Tor und arbeitet. Während er so dasitzt, kommt der Aloisi, den der Herrgott nicht mit geistigen Gaben ausgestattet hat und der deshalb kurzweg der Dorfdepp genannt wird. Stumm schaut der Aloisi dem Maler bei der Arbeit zu. Nachdem er so seine drei Stunden aufmerksam das Bild betrachtet hat, öffnet er plötzlich den Mund und sagt: „Du O., hat dich denn dein Vater gar net bei der Bahn unterbringen können?"

*

Als ich vor einigen Tagen in vorgerückter Stunde nachts heimging, stürzte vor mir ein Mann aus einem kleinen Gasthaus. Dem Mann war offensichtlich hundemiserabel schlecht. Ich hörte gerade noch die ersten und einzigen Worte, die er nach seiner anstrengenden Tätigkeit hervorbrachte: „Kruzifix, meine Fleischmarken."

Mors britannica

(Karl Arnold)



„Neue Marionetten her! Polen, Finnland und Norwegen interessieren uns nicht mehr!“

“Avanti nuove marionette! La Polonia, la Finnlandia e la Norvegia non ci interessano più!„

München, 2. Juni 1940
45. Jahrgang / Nummer 22

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Belastungsprobe - Prova di peso

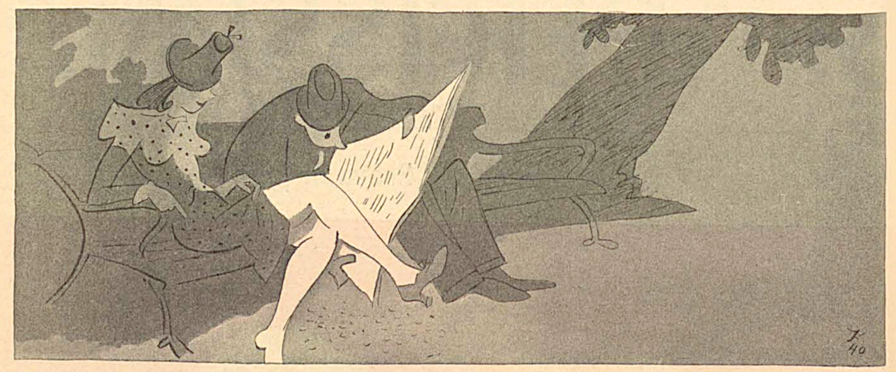
(O. Gulbransson)



„Warum so traurig, Marianne, drückt dich etwas?"
"Perchè sì triste, Marianna? Ti pesa qualche cosa?„

Die neuen Leuchtstrümpfe - Le nuove calze luccicanti

(R. Kriesch)



„Noch a bisserl näher mit dem rechten Haxerl, Fräulein, sonst kann ich den Leitartikel net lesen!"
"Accosti un pochino ancora, signorina, la gambuccia destra, altrimenti non posso ben leggere nell'articolo di fondo!„

Das herzige Bübchen

Vorhin fuhr ich mit einem Kinde in der Straßenbahn zusammen. Es war auch eine Mutter dabei, aber die Mutter spielte in diesem Falle keine Rolle. Alle Rollen spielte das Kind, ein netter Junge.

Er war von jener Sorte, die Horst, Peter oder Jürgen heißen. Jetzt haben sie diese Namen, vor einigen Jahrzehnten hießen sie Siegfried und dazwischen mal Karlheinz. Da der Junge erst vor ungefähr drei Jahren geboren wurde, war ihm der Siegfried erspart geblieben, und er mußte sich wohl mit dem nachdrücklich schlichten Peter begnügen.

Menschen haben in diesem Alter etwas Rührendes, wenigstens einige Zeit lang. Wir alle in der Straßenbahn ließen uns rühren. Das Rührende liegt wohl hauptsächlich daran, daß Leute in diesem Alter nicht wissen, worum es eigentlich in der Welt geht. Später wissen sie es zwar auch nicht, aber sie tun doch so. Kinder, wenn sie nicht zu wohlerzogen sind, tun nicht so.

Peter lief durch den Straßenbahnwagen, gab diesem die Hand und jenem, schnitt einen anderen offensichtlich und lachte begeistert über einen Mann mit einem großen Kropf.

Der Mann tat das Klügste, was man in diesem Falle tun kann, er gab dem Peter die Hand und bedankte sich für den Beifall. Da hatte auch er unser aller Herzen gewonnen.

Mir legte der Kleine sein fettes oder nasses Händchen auf die Hose und die Mutter kam herüber und sagte, er sei so überaus zutraulich. Ich habe es dem Peter nicht übelgenommen, weil er ein so netter Kerl war, obwohl ich noch nicht wußte, ob der Fleck vom Wasser oder vom Fett herrührte. Wenn der Peter zwanzig Jahre älter gewesen wäre, hätte ich dem frechen Kerl vielleicht eine hineingehauen wegen seiner plumpen und fetten Zutraulichkeit. Jawohl, dem selben Peter, und es hätte einen Pfundskrach gegeben und vielleicht sogar eine Beamtenbeleidigung, weil sich vermutlich der Schaffner hineingemischt hätte, pflichtgemäß.

Wenn ich so einen Peter sehe, muß ich immer denken, wie wird's mit dem in fünfzig Jahren sein? Vielleicht sitzt er dann hinter einem Schalter und man fürchtet sich vor ihm, vielleicht sitzt er hinter keinem Schalter, und man fürchtet sich doch vor ihm, oder er ist ein großer Gelehrter, oder ein Brückenbauer und Ingenieur, wie er in lebenstüchtigen Romanen vorkommt. Vielleicht ist er auch nur ein Mann mit einem großen Vollbart oder einer Glatze, der eine feuchte Zigarre zwischen den Lippen hält. Merkwürdig, dieser selbe herzige Peter mit einer naßgelutschten Zigarre!

Wenn sie so was der Mutter sagten!

Nein, das würde die Mama nicht vertragen. Kleinpeter mit Glatze und Zigarre, das süße Bübchen, der Liebling der ganzen Straßenbahn, dem sogar der Mann mit dem Kropf nichts übelnahm.

Und doch, aus manchem Peterle und Jürgen und Horst wird so einer. Ich hab's bei den Siegfrieden gesehen, und die Karlheinze rüsten sich grad zur Glatze, diese drolligen Schäker von damals.

Foitzick

Späte Einsicht

Von Ratatöskr

Einst war ich höflich und artig und fein,
von allerlei Rücksicht benommen,
und immer fiel ich wieder herein,
bin immer zu kurz gekommen.

Zu kurz beim Trunk, zu kurz beim Schmaus.
Ich säte, andere mähten.
Die Haare gingen mir langsam aus,
zusammen mit den Moneten.

Jetzt endlich, endlich schlag' ich Krach;
ich rechne, statt bieder zu „wähnen".
Die Haare wachsen mir wieder nach
und zwar, gottlob, auf den Zähnen.

EIN ECHTER LYRIKER

VON DIRKS PAULUM

Was ist ein Lyriker? Hans ist ein Lyriker!
Es ist zwar nicht gefragt: Wer ist ein Lyriker, aber ich bestehe darauf, Hans ist ein Lyriker, Hans ist gerade das, was ein Lyriker sein sollte, und gerade an Hans zeigt sich, was ein Lyriker ist. Also noch einmal:
Was ist ein Lyriker? Hans ist ein Lyriker. Ha, ein Lyriker, wie man ihn in Wirklichkeit nicht so leicht wieder findet. Denn Hans selbst findet man nicht. Er ist nicht erfunden. Er lebt. Aber man findet ihn nicht. Wie sich zeigen wird, wenn ich das Wesentliche von seiner Art zutage treten lasse.
Er stand schon im Mannesalter, als er seinem innersten Beruf äußerlich näherkam. Er lernte Zeitungsleute kennen, und sie sahen ihm seine große Tugend an, die eine lyrische Tugend ist und eine journalistische zugleich — denn auch die Schriftleiter sind in Arkadien geboren — man roch es fünf Meilen gegen den Wind oder man sah es durch jede Nacht und gegen jeden Sommertag strahlen, daß er begeisterungsfähig war. Darum bot man ihm eine Gelegenheit, man gab ihm eine Chance; man ließ ihn Kunstbetrachter spielen.
Warum ging es nicht? Hans war begeisterungsfähig, schön und gut! Er konnte auch schreiben, echt und lebendig, packend und klug. Aber es stellte sich heraus, daß die echte Begeisterung in seinen Besprechungen allzu spürbar wurde. Die Leser, auch der verantwortliche Schriftleiter, konnten so viel Begeisterung natürlich nicht nachempfinden, aber sie konnten sie auch schon nicht einmal glauben. Wenn auch nicht jeder die freudigen Bekenntnisse für abgefeimte Übertreibungen hielt, die eigentlich das Gegenteil dessen sagen sollten, was sie aussprachen — so war es auf die Dauer doch unmöglich, daß Hans seine Gaben kulturpolitisch ausmünzte.
Er heiratete dann, und seine Frau hatte etwas Geld. Er richtete sich als freier Schriftsteller ein, und es schien zuerst, als ob alles gutgehen würde. Seine Liebesgedichte — mit dem unverkennbaren Hauch der Echtheit und einer fesselnden Neigung zu den Dingen des Alltags — wurden gern gedruckt, und mir war gar nicht mehr bange um seine Zukunft. Dann aber zeigte sich, daß ihn die Liebe, die Ehe, endlich auch das Familienleben allzu sehr begeisterten. Allzu sehr? Nein! Seine Gedichte wurden besser, inniger, immer geladener von Wirklichkeit — aber Hans schrieb nur noch alle Vierteljahr eins. Er war hingerissen von der Gegenwart, er lebte das Leben,

Verkrüppelt - Storpiato

(Erich Schilling)



„Goddam, jetzt habe ich die englische Krankheit!"

"Goddam! Ora mi sono buscato il bel morbo inglese!„

anstatt es zu bedichten. Er überraschte seine Frau damit, daß er ihr den Kaffee ans Bett brachte; er freute sich kindisch, wenn er Türen anstreichen durfte, er kochte raffiniert, er liebte es, Plauderstunden einzurichten, zum ersten, zweiten, dritten Frühstück, zum Tee und dann erst am Abend! Er schlich sich auf Besorgungen. Er war ein rührender Vater. Er war Lehrer und Spielgefährte seiner Kinder. Und er war immer noch eifriger Liebediener seiner Frau, als die Blumensträußchen und Weinstündchen schon lange über ihre Verhältnisse gingen. Wer erbarmte sich seiner? Vater Staat erbarmte sich seiner! Vater Staat gab ihm ein Pöstchen, ein stilles Pöstchen in einem freundlichen Amt. Vater Staat hatte sich sagen lassen, daß diesem Mann geholfen werden müßte, damit er endlich, endlich dazu käme, Gedichte zu schreiben. Nun saß Hans in einem Archiv, wo ihn tagelang niemand störte. Nun hatte er keine Gelegenheit, sich tätig für das Leben zu begeistern, nun hätte er es doch aus der Ferne besingen und seiner Sehnsucht Ausdruck geben können! Denn achteinhalb Stunden Tag für Tag saß Hans in seinem Archiv, von Aktenhaufen umgeben, die eigentlich nur bewacht zu werden brauchten. Vater Staat hatte ihm unter fadenscheinigen Vorwänden auch eine Schreibmaschine und viel blütenweißes Papier hingestellt. Vor dem Fenster erstrahlten Baumkronen im Frühlingsglanz...

Hans staunte gerührt seine Lage an. Es war ein Märchen. Und langsam erwachte in ihm der Lyriker, langsam erwachte in ihm die Begeisterung. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, da fing Hans an, zu arbeiten. Aber er schrieb keine Gedichte: er stürzte sich kopfüber in die Akten, und er ist bis heute noch nicht wieder hervorgetaucht.

Straßen des Sieges - Le vie della vittoria

(E. Thöny)

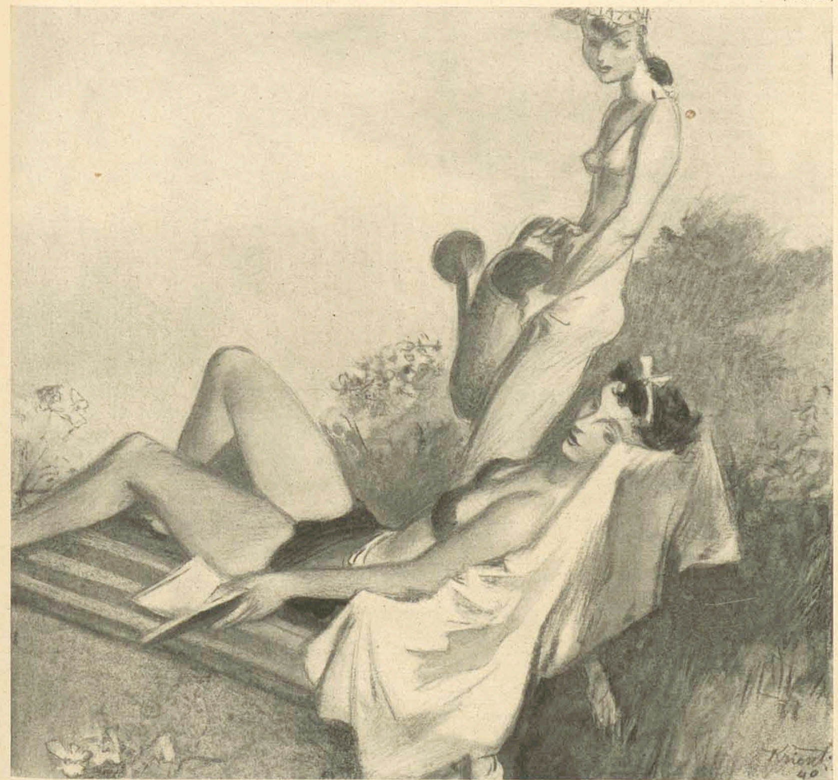


„Churchill hat recht! Wo kämen wir hin, wenn wir dem Vormarsch der Deutschen nicht einen so mutigen Rückzug entgegensetzen könnten?"

"Churchill ha ragione! Dove andremmo mai a finire se non potessimo opporre all'avanzata tedesca una sì coraggiosa ritirata?„

Die Faule - L'infingarda

(R. Kriesch)



„Wenn du mit Lesen fertig bist, Magda, könntest du mal etwas beim Gießen helfen!"
„Sei nicht so praktisch, Ellie, schließlich will man doch so eine Dichtung auch noch in sich ausklingen lassen!"
"Quando avrai finito di leggere, Lena, mi potrai pur aiutare ad annaffiare!„
"Ma che ragazza pratica sei tu, Eleonora! Alla fin fine si vuol pure che una tale poesia si smorzi anche in sè!„

DIENST AM KUNDEN

VON BRUNO WOLFGANG

„Hier ist der Kaffee, Herr von Biehl", lächelte die Verkäuferin und überreichte dem Herrn mit zierlichen Fingern das saubere Päckchen. „Diese Marke wird Ihnen schmecken. Ich hoffe, Sie werden an mich denken, wenn Sie morgen Ihren Kaffee nehmen."
„Und ob ich das werde! Hol dich der Teufel!" dachte Herr von Biehl. Laut aber sagte er: „Ich werde nicht verfehlen, Fräulein Lia."
„Vielleicht noch ein bißchen Konfekt? Das haben die Mädchen so gerne." Schon baumelte das goldene Schächtelchen einladend über der spiegelnden Marmorplatte. Fräulein Lia sah ihm voll in die Augen.
„Schlange!" knurrte er innerlich, aber er nahm und zahlte. Bei der Rückgabe des Kleingeldes glitten ihre Fingerspitzen über die seinen und verweilten, wie es schien, etwas länger als nötig.
„Was bedeutet das alles?" fragte er sich, als er auf die Straße hinaustrat. War das alles bloß moderne Verkaufstechnik? Oder war es doch mehr? Schon seit einiger Zeit fiel ihm auf, daß Fräulein Lia jedesmal errötete, wenn er den Laden betrat. Lächeln kann kontraktlich vorgeschrieben werden, aber Erröten... Er betrachtete sich im Spiegel des benachbarten Friseurladens. Warum eigentlich nicht? Er war elegant, gut gewachsen und rasiert, niemand konnte ihm seine Fünfundfünfzig ansehen. Und Bekannte hatten ihm versichert, daß der Herr über Vierzig bei jungen Damen durchaus nicht niedrig im Kurs stehe. Was hatte das Schicksal vor?
Im Zeitungskiosk sah er eine Broschüre: „Es gibt kein Alter mehr" um eine Mark. Und in der Buchhandlung betrachtete er sinnend einen Buchtitel: „Die Liebe höret nimmer auf" um zwei Mark fünfzig. Halb unbewußt fand er sich abends wieder bei Stiegler & Co. Er kaufte eine Flasche Ananaslikör. Ob Lia erröten werde? Ja, sie errötete. Und nun errötete er auch.
„Du bist wirklich recht aufmerksam in der letzten Zeit", sagte Frau Gertrud, als er ihr daheim die guten Dinge übergab. „Ja, meine Liebe", sagte er und küßte sie zerstreut auf die Stirne.
Der Entschluß war gefaßt. Herr von Biehl zog noch einmal aus, ein Dreimaster, der den geruhigen Hafen verläßt zur stürmischen Ozeanfahrt ins Land des Kaffees. Er tat, was möglich war, entfernte allzu aufdringliche weiße Haare und wählte lebemännische Krawatten. Fräulein Lia hatte ein feines Empfinden dafür und versäumte nie zu sagen: „Oh, Herr von Biehl, diese Krawatte hätte ich auch für Sie gewählt" oder „in diesem geschmackvollen Anzug werden Sie heute Eroberungen machen". Wenn dann Herr von Biehl, bereichert um ein Erröten, einige tiefe Blicke und mehrere Pakete Stiegler & Co. verließ, schwanden die letzten Zweifel und er schritt nun kühn auf das Ziel los. Er besaß sogar schon ein Photo von ihr. Was im Laden zu erreichen war, hatte er erreicht. Aber nun ging es nicht weiter. Entweder störten die anderen Kunden oder wenn keine da waren, das Personal, das voll Verehrung an den Lippen Seiner Majestät des Kunden hing.
Er wartete also den abendlichen Ladenschluß ab,

um dann so zu tun, als ob er ganz zufällig vorüberkäme und sich freue, Fräulein Lia ebenso zufällig zu begrüßen. Da ließ sich alles Nötige sagen. Er bezog bei der nahegelegenen Straßenbahnhaltestelle einen Beobachtungsposten und übte innerlich das freudige Erstaunen. Schon senkte sich die Dämmerung über die Straßen, Lampen glühten auf, es schlug acht. Pünktlich erschien Lia im dunklen Raum des Haustores. Leider kam sie nicht allein, sondern umgeben von dem ganzen Personal. Sie erwiderte seinen Gruß mit sichtlichem Bedauern. Dann bestieg sie mit mehreren Kollegen den Autobus.

Ging es nicht am Abend, dann ging es vielleicht am Morgen. Er wartete also am nächsten Tage früh an der Straßenecke. Lia kam pünktlich. Doch sie hatte es sehr eilig. Auch für die nächste Zeit konnte sie ihm wenig Hoffnung machen. Aber in etwa vierzehn Tagen dürfte es günstiger sein. Er möge nicht böse sein und doch wenigstens in den Laden kommen, auf ein paar Worte. Dann verschwand sie im Portal von Stiegler & Co.

War das ein Schritt vorwärts? Und ob. Herr von Biehl promenierte in gehobener Stimmung durch die Straßen. Abends brachte er seiner Frau außer Kaffee von der besten Sorte kandierte Früchte, feine Cakes und eine Flasche Himbeersaft. „Du verwöhnst mich aber jetzt, Ernst", sagte Frau Gertrud. „Wie wär's, wenn wir einige Tage nach Auhof verreisen würden, wo es immer so schön war?" Forschend spähte sie ihm ins Gesicht. Er zwang sich zu einem Lächeln und sagte: „Ach, wo denkst du hin. Ich bin viel zu sehr beschäftigt."

Die Zeit verging. Die Vorräte des Hauses Biehl an Kaffee und Süßigkeiten mehrten sich. Vierzehn Tage waren um, und als Herr von Biehl mahnenden Blickes aus der Hand Lias ein Pfund San Paolo Exquisit übernahm, flüsterte sie ihm zu: „Bitte, morgen beim Schillerdenkmal, fünf Uhr, pünktlich."

„Es ist erreicht!" dachte Herr von Biehl voll Dank an das Geschick. Er telefonierte seiner Frau, daß ihn heute abend eine dringende Sitzung wahrscheinlich länger festhalten werde. Dann legte er den letzten Schliff an sein Äußeres, kaufte einen Strauß roter Rosen und begann das Schillerdenkmal mit der gebotenen Unauffälligkeit zu umkreisen. Seine Phantasie arbeitete mit Vollgas. Er fühlte sich wie ein Gymnasiast in der Zeit der ersten Liebe. Unwillkürlich fiel ihm das Zitat ein: „Heute muß die Glocke werden."

Endlich kam Lia. Ganz pünktlich. Sie begrüßte ihn rasch und begann sogleich: „Ich habe Sie gebeten, hierher zu kommen, Herr von Biehl, um Ihnen zu danken und mich zu verabschieden. Ich reise morgen ab." „Oh!" machte er verblüfft. „Ich bin mit der Leitung unserer Filiale in Karlsbad betraut worden" — fuhr sie nicht ohne Stolz fort — und diesen Erfolg verdanke ich auch Ihnen, Herr von Biehl. Unsere Firma hat unter ihrem gesamten Personal ein Preisausschreiben veranstaltet, mit Preisen für jene Verkäufer, deren Verkaufstechnik die besten Erfolge erzielt. Sie waren so liebenswürdig, mich in meinen Bemühungen bestens zu unterstützen, so daß wir einen glänzenden Erfolg errungen haben. Ich bekam den ersten Preis und die Stelle in Karlsbad. Ich bin sehr glücklich und es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu danken."

„Bitte...bitte sehr..." stammelte er maßlos verwirrt. Sie reichte ihm die Hand und sah ihm tief in die Augen.

„Verzeihen Sie, ich muß leider schon gehen. Ich habe heute zweiunddreißig Gänge zu machen und erst neunzehn erledigt. Nochmals Dank. Und vielleicht auf Wiedersehen in Karlsbad. Und bitte, erhalten Sie Ihr Wohlwollen unserer Firma. Sie werden stets bestens bedient werden."

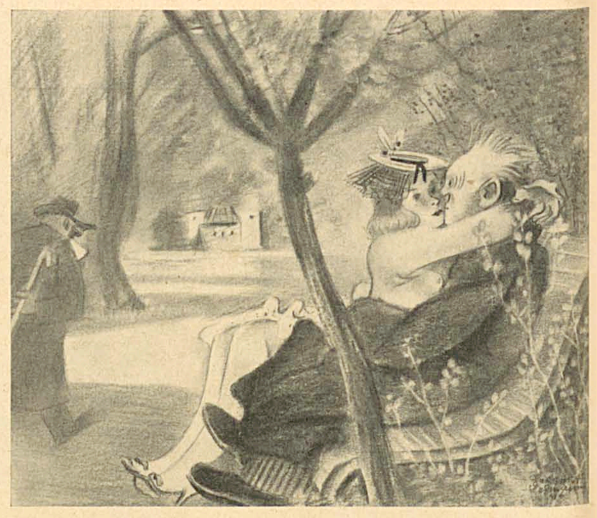
Er wußte nichts zu erwidern. Er fühlte, wie ihre feine Hand sich loslöste. Dann sah er sie die Straße überqueren und verschwinden. Unterwegs durchstrich sie etwas in einem kleinen Notizblock, vermutlich die Besorgung Nummer zwanzig."

„Du bringst mir Blumen?" sprach Frau Gertrud freudig erstaunt. „Ja, Liebste. Und wenn du willst, fahren wir morgen nach Auhof. Gute Nacht. Ich bin ein wenig müde."

Als es ganz dunkel war, trat er aus seinem Zimmer auf den kleinen Balkon hinaus, zerriß eine kleine Photographie und streute die winzigen Stückchen in den kühlen Nachtwind. Das gleiche taten an diesem Abend weitere einunddreißig Herren in jenen Jahren, die man die besten nennt, weil die guten vorüber sind.

Sein Ruf - Bella fama

(H. Lehmann)



„Warum will deine Mutter mich nicht als Schwiegersohn, Luischen?" — „Ach, sie meint du seist zu temperamentvoll für mich, und dabei kennt sie dich doch gar nicht!"

"Perchè, Luigina, tua madre non mi vuole per genero?„ — "Eh, pensa che tu abbia un troppo focoso temperamento per me e ... invece ella non ti conosce affatto!„

DER ANVERWANDTE

VON MICHAIL SOSTSCHENKO

Zwei volle Tage hatte Timofei Wassiljewitsch in der großen fremden Stadt vergeblich nach seinem Neffen Serjoga Wlassow gesucht. Erst am dritten Tag, kurz vor der Abreise, fand er ihn.

Timofei Wassiljewitsch war in die Straßenbahn eingestiegen, hatte sein Zehnerl hervorgeholt und es dem Schaffner geben wollen, doch was sahen da seine Augen? Das Gesicht des Schaffners, es kam ihm so merkwürdig bekannt vor. Timofei Wassiljewitsch schaute genauer hin. Wahrhaftig: das war ja Serjoga Wlassow höchstselbst als Straßenbahnschaffner.

„Nanu!" rief Timofei Wassiljewitsch aus. „Serjoga! Mensch, bist du's wirklich?"

Der Schaffner wurde verlegen, rückte ohne jeden Anlaß die Fahrscheinspule zurecht und sagte:

„Einen Augenblick, Onkel... Muß mal erst die Fahrscheine austeilen."

„Schon gut! Mach nur zu", sagte der Onkel hocherfreut. „Ich warte solange." Und zu den anderen Fahrgästen gewandt, erläuterte er lachend: „Das ist mein leiblicher Neffe Serjoga Wlassow, müssen Sie wissen. Der Sohn meines Bruders Pjotr... Ganze sieben Jahre habe ich ihn nicht mehr gesehen, den Hundling..."

Timofei Wassiljewitsch sah dem Neffen freudestrahlend nach und rief ihm zu:

„Seit zwei Tagen suche ich dich schon, alter Freund Serjoga. Habe schon die ganze Stadt nach dir durchstöbert. Aber jetzt habe ich dich endlich! Bist also Schaffner bei der Straßenbahn..."

„Ja, Straßenbahnschaffner", antwortete der Neffe kleinlaut.

Die neugierigen Mitfahrenden sahen sich nun den Neffen genauer an. Der Onkel lächelte glückselig, sein Blick ruhte liebevoll auf dem Neffen. Der Neffe indes war sichtlich verlegen, denn die Würde seiner dienstlichen Pflichterfüllung machte ihn befangen; er wußte nicht recht, was er sagen und wie er sich zu seinem Onkel verhalten sollte.

„So, so", hub der Onkel wieder an, „Schaffner bist du also. Bei der Straßenbahn..."

„Ja, Straßenbahnschaffner."

„Sieh mal an, was für ein seltsamer Zufall. Steige ich da ein, alter Freund Serjoga, und was sehen meine Augen? Das Gesicht des Schaffners kommt mir doch gar zu bekannt vor. Aber das ist er ja! Daß dich doch der... Na, bin ich froh! Bin ich zufrieden!"

Der Schaffner trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Dann sagte er unvermittelt:

„Ihr müßt zahlen, Onkel... Müßt einen Fahrschein lösen... Wie weit wollt Ihr denn fahren?..."

Der Onkel lachte beglückt auf und versetzte der ledernen Tasche des Schaffners einen Klaps.

„Ich tät ja zahlen! Bei Gott, ich tät es! Säß ich in einer anderen Linie oder hätte ich diesen Wagen hier übersprungen, so tät ich ja zahlen, und damit basta! Mein schönes Geld wäre dann dahin gewesen. Daß dich doch der... Jetzt aber will ich zum Bahnhof fahren, alter Freund Serjoga."

„Zwei Teilstrecken also", sagte der Schaffner trübselig mit abgewandtem Blick.

„Aber nein, was du nicht sagst!" staunte Timofei Wassiljewitsch. „Ist das dein voller Ernst?"

„Ihr müßt zahlen, Onkel", flüsterte der Schaffner. „Zwei Teilstrecken... Die umsonstige Fahrt ohne Schein ist nicht statthaft..."

Timofei Wassiljewitsch preßte gekränkt die Lippen zusammen und sah den Neffen gestreng an.

„Ja was fällt dir denn ein? Von deinem leiblichen Onkel willst du Bezahlung haben? Den Onkel willst du ausräubern?" Der Schaffner tat einen wehmütig gelangweilten Blick zum Fenster hinaus.

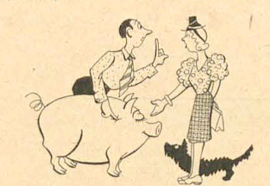
„Du willst mich ausplündern?" brauste der Onkel auf. „Sieben Jahre habe ich dich jetzt nicht mehr gesehen, du Hundling. Und da läßt du dir einfallen, Fahrgeld von mir zu fordern? Von deinem leiblichen Onkel? Brauchst gar nicht mit den Händen zu fuchteln. Vor deinen Händen habe ich

keine Angst, wenn du auch ein naher Anverwandter von mir bist. Laß also das Gefuchtel, spiel dich nicht so vor den Fahrgästen auf."
Timofei Wassiljewitsch drehte sein Zehnerl unentschlossen hin und her, steckte es dann wieder ein.
„Was soll denn das, liebe Mitbürger?" wandte sich Timofei Wassiljewitsch an die anderen Fahrgäste. „Von seinem leiblichen Onkel fordert er Geld. Zwei Teilstrecken, sagt er... Wie finden Sie das?"
„Ihr müßt zahlen", sagte der Neffe fast unter Tränen. „Ihr dürft mir das nicht übel nehmen, Genosse Onkel. Denn die Straßenbahn gehört ja nicht mir. Sie ist Staatseigentum. Gehört dem ganzen Volk."
„Dem ganzen Volk! Das geht mich doch nichts an. Deinem leiblichen Onkel könntest du doch einen Gefallen tun, du Hundling. Könntest doch sagen: ‚Steckt Euer schwerverdientes Zehnerl ruhig wieder ein, Onkel. Wohl bekomm Euch die Fahrt!' Die Straßenbahn tät davon nicht zerplatzen. Neulich bin ich in einem Eisenbahnzug gefahren... Der Zugführer war zwar kein Anverwandter von mir, aber er sagte doch: ‚Aber ich bitte Sie, Timofei Wassiljewitsch, gar nicht der Rede wert... Nehmen Sie ruhig Platz.' Und er brachte mich ohne Bezahlung bis an mein Ziel, obwohl er kein Anverwandter war... Nur ein Landsmann war er, der mich kannte. Was aber stellst du mit deinem leiblichen Onkel an?... Geld kriegst du von mir keins."
Der Schaffner strich sich mit dem Rockärmel über die Stirn, dann zog er plötzlich am Glockenstrang.
„Verlassen Sie den Wagen, Genosse Onkel", sagte der Neffe in amtlichem Ton.
Timofei Wassiljewitsch, der nun sah, daß die Dinge eine ernsthafte Wendung nahmen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Nochmals holte er sein Zehnerl hervor und — steckte es wieder um ein.
„Nein", sagte er, „das kann ich nicht tun. Ich kann dir Rotznase nichts zahlen. Dann steige ich schon lieber aus."
Timofei Wassiljewitsch erhob sich feierlich und schritt empört auf den Ausgang zu. Dann wandte er sich noch einmal um.
„Den Onkel!... Deinen leiblichen Onkel schmeißt du hinaus!" sagte er wütend. „Wart, du Rotznase... Wart, du Hundling... Dafür könnte ich dich erschießen lassen... Wo ich doch so gute Beziehungen zu hohen Stellen habe."
Timofei Wassiljewitsch schleuderte einen vernichtenden Blick auf den Neffen und stieg aus.

(Deutsch von Hans Ruoff)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich habe eine neue Sekretärin. Sie kommt direkt aus Hamburg und hat von ländlichen Dingen keine Ahnung. Gestern fand sie mich im Schweinestall, mit unserem guten, fetten Zweizentner beschäftigt. Ich erklärte ihr die künftigen Tafelgenüsse, deutete auf die Schinken, die Haxen, den Schweinskopf und die Speckseiten. Da fragte sie: „Und wo ist die Sülze, Herr Rösler?"

Ja, die Meckerei! Diese Meckerei! Und doch sind manchmal Gründe vorhanden, tiefere Gründe, psychologische Gründe möchte man beinahe sagen. Und besonders bei den Frauen ist es nicht Bösartigkeit, wenn sie doch einmal meckern.
Frau Grit, bitte, die nörgelt nicht, bekrittelt nichts und meckert auch nicht, weil sie überhaupt nur ein Gesprächsthema kennt — ihr Gewicht! Sie tut alles, ja sie ißt sogar nichts — um nur nicht auf der Waage des Lebendgewichtes hinaufzuschnellen.
Unlängst aber, ich traute meinen Ohren nicht, sagte sie zu mir:
„Ach, diese Lebensmittelrationierung! Wenn nur die schon ein Ende hätte! Es ist ja schrecklich! Ich bin außer mir! Ich finde keine Worte — eine Qual ist es —"
„Aber, aber, Frau Grit", meinte ich erstaunt, „wieso denn? Es genügt doch für jeden! Um so mehr muß es für Sie genügen! Sie leben doch seit je und je sozusagen von der Luft!"
„Ja früher!", erwiderte darauf Frau Grit voll schöner Konsequenz. „Früher... Aber jetzt!... Meine ganze Linie geht bei der Rationierung flöten! Oder glauben Sie, daß ich auch nur eine Lebensmittelmarke verfallen lasse!"

Das Nesthütchen - Il cappellino nido







(Fr. Bilek)

JEDEM SEINEN EIGENEN FRÜHLING...!

VON ERNST HOFERICHTER

Man weiß nie, von wannen er braust. Auf einmal ist er da...! Mitten unter uns. Wir spüren ihn im Säuseln des Windes ebenso, wie aus dem Blutreinigungstee, der auf dem Gasherd brodelt. Wir bekommen ihn, wie Kommerzienrat Meyers ihr neues Dienstmädchen, wie die Wally im dritten Stock ihr Kind oder wie der Maler im Atelier seinen Zahlungsbefehl.

Der Lenz ist da, ehe der Hahn am Ausguß zum drittenmal seinen Wasserrohrbruch kräht. Sogleich nach seiner Ankunft riecht es im Schlafzimmer nach Mottenkugeln, die Wände schwitzen wie Möbeltransporteure und das Gehirn ist mit Brettern vernagelt. Föhnwind weht durch die Nervendrähte, eine Blumenvase und drei Teller werden zerschlagen, die Hausmeisterin fällt über die Kellertreppe und das Zimmerfräulein über ihre eigene Tugend.

In den Auslagekästen der Papiergeschäfte erscheinen Ansichtskarten mit Blüten, Starenhäusern und kolorierter Sehnsucht. Da kann man sich seinen Frühling aussuchen und ihn dem schicken, der daran zu wenig hat.

*

Meine Freundin Franzi sieht den Frühling als jungen Gott über die Berge steigen. Seine Augen sind Vergißmeinnicht und in seinem lockigen Haar nisten die Dorfschwalben. Und wenn er lächelt, wird er zum Öldruck, der über ihrem Nachtkästchen hängen sollte.

Dieser Frühlingsgott hat es in ihrer Vorstellung immer eilig. Er springt und jagt dahin, als wollte er der letzten Trambahn nachlaufen. Er schnauft dazu, daß man den Atem aus seinen Nasenlöchern dampfen sieht.

„Schwitzt er auch...?" fragte ich bescheiden.

„Du hast eben keine Spur von Poesie im Leibe!" fauchte sie mich an und setzte hinzu: „Götter transpirieren nie! Und selbst, wenn sie es täten, so würde es sogleich zu Lyrik...!"

„So ein Gott möchte ich sein!" rief ich aus.

„Bilde dir ja nichts ein! Du besitzt nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihm! Denn dieser junge Gott, dieser göttliche Junge trägt weder Gummikrägen, noch schneuzt er sich in Papiertaschentücher...!" wurde sie persönlich. „Aber vielleicht habe ich die gleiche Schuhnummer?"

„Mit Einlegesohlen aus Kork...? Oh, mein Gott trägt überhaupt keine Schuhe! Barfüßig und auf Zehenspitzen türmt er mir entgegen, über Stock und Stein...!" rief sie aus.

Da sackte ich traurig zusammen und versuchte es nimmermehr, mich an der Konkurrenz mit Göttern zu messen...

*

Komisch, mir erschien der Frühling immer zuerst in Gestalt des Onkel Alois. Er kam zur Zeit der Kastanienblüte, trug eine moosgrüne Weste und roch nach Fichtennadelöl. Sein Taschentuch war geblumt wie die Beete des Hofgartens. Er war Asthmatiker und Naturfreund. Und so freute er sich am Dasein, daß dazu sogar seine Bronchien pfiffen. Im Frühjahr hatte Onkel Alois seine hohe Zeit. Da sammelte er für die Neuauflage seines Werkes zu besonderen Gerüchen besondere Anlässe. Ständig stand er im Kampfe mit den Autoren von „Was singt oder blüht denn da...?" Alois wollte auch für die Blinden und Tauben schreiben: „Sage mir, wie du riechst — und ich will dir sagen, wer du bist!" stand als Motto auf der ersten Seite seines Buches. Sein Werk wandte sich also weniger an Geist und Gemüt — als vielmehr an die Nase. Dies Buch ist sozusagen mit geschlossenen Augen, verstopften Ohren zu lesen. Es geht dem Dufte nach — dem Lenz entgegen. Stundenlang kann Onkel Alois mit herabgesenkten Augenlidern in einem öffentlichen Park stehen und darauf warten, bis ihm ein günstiger Luftzug den Duft einer soeben geöffneten Blüte entgegenweht.

So stand er eines lauen Abends in den Anlagen des Schillermonuments. Lange kniff er beide Augen zu. Endlich duftete es aus Südwest und der Onkel rief: „Ah, das ist meine geliebte Federnelke... Dianthus plumarius...!"

„Na, da täuscht Dich...! I bin d'Wally...! Und was is', Bubi...?" rief es ihm aus der Duftwolke frühlingsnah entgegen — —

*

In anderer Gestalt kam der Lenz zu meinem Hausherrn Josef Anzensberger. Nichts Böses ahnend, kam sein zwölfjähriger Anton von der Schule nach Hause. Sogleich fiel dem Vater die traurige Seelenstimmung seines Sohnes auf: „Was hast denn? Warum machst denn a solche Letschen hin...?"

„Vater, i soll an Aufsatz schreiben ‚Der Lenz ist da...!' und mir fallt nix ein...!"

„Werd'n ma glei hab'n... Da sitz dich aufs Kanapee hin und schreib...! Da schreibst also... zum Beispiel, net wahr, daß also — —"

„Ja, Vater, was soll i schreib'n...?"

„Wart nur! So wird's net pressier'n...! So schnell is der Lenz in Wirklichkeit aa net kemma...! — — Wia hoaßt der Titel glei wieder...?"

„Der Lenz ist da...!"

„Aha...! Dö G'schicht is ganz einfach...! Da genga ma bloß von dem Gedanken aus, daß quasi... daß, wenn der Lenz da is, net wahr, daß — — Was hast jetzt schon hing'schrieb'n...?"

„Nix, Vata...!"

„Ja, Kreuzteufi...! Du mußt ja mitschreib'n, was i dir sag...! Mir fallt all's so schnell ein, daß g'fehlt aa is... Stenographieren sollst halt kenna! Wennst d' nämli stenographieren kanntst, dann —"

„Vata, so sog mir halt vom Lenz a bisserl was...!"

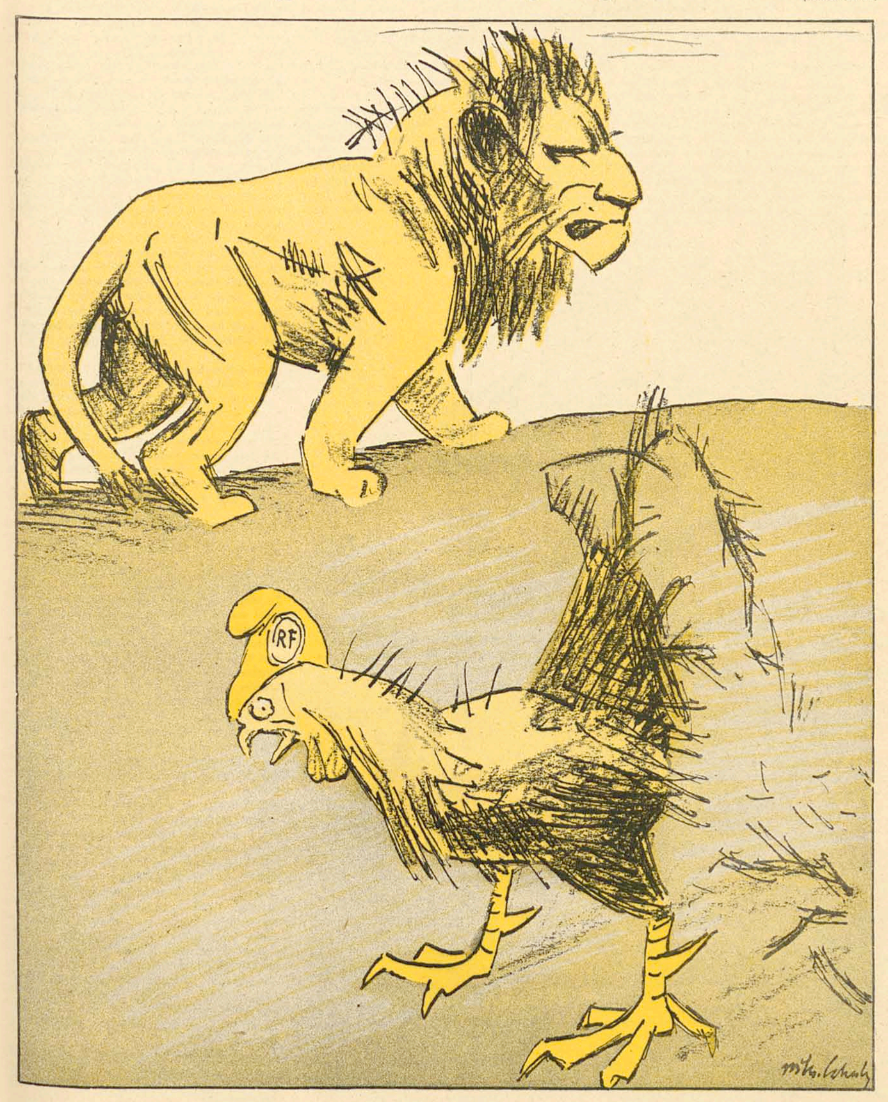
„Weilst nix kannst...! Zu meiner Zeit hat man in

Ein Mensch / Von Eugen Roth

Ein Mensch, der schon geraume Zeit
Geübt hat Treu und Redlichkeit
Glaubt gern (wir hätten's auch gedacht),
Daß Übung noch den Meister macht.
Jedoch bemerken wir betrübt
Der Mensch hat nicht genug geübt,
Um, jäh gestellt auf harte Probe
Sie zu bestehn mit großem Lobe.
Und kaum, daß er daneben tappt,
Hat ihn das Schicksal schon geschnappt
Und läßt sich gleich mit voller Wucht aus:
Der Mensch, der arme, kommt ins Zuchthaus.
Ein anderer Mensch, voll niedrer Schläue
Übt Lumperei anstatt der Treue
Und bringt es hier, aus eigner Kraft
Zu ungeahnter Meisterschaft.
Und siehe da, ihm geht nichts krumm:
Er läuft noch heute frei herum.

Der gallische Hahn - Il gallo gallico

(Wilhelm Schulz)



„Wieder habe ich für ihn von meinen schönen Federn verloren — alles für die Katz!"

"Ecco che per lui ci ho dinuovo perduto alcune delle mie belle penne! E tutto per niente!„

der Schul z'erst 's stenographieren g'lernt, dann hat jederzeit der Lenz komma kenna ...!"
„Vata, vielleicht fang ma z'erst mit'm Winter on, daß der jetzt aufg'hört hat ...?"
„Guat, wenn d' as du besser woaßt, wenn's nach dein'm eigensinniga Schädel geh' soll, dann schreib in Goddesnama also: ... Der Winter ist vorüber gegangen, er ist zuende, vorbei aus — — Hast d' mitg'schrieb'n?" „Ja ... Zuende, vorbei, aus!"
„Schön ...! Und nachdem der Winter vorüber is, was kommt dann ...? Was muaß dann pfeilgrad kemma?"
„Der Lenz ...! Dann ist der Lenz da, Vata!"
„Freilich ...! Man muaß nur a bisserl denka! Sein Hirnkasten anstrenga ...! Dann kommt oans nach dem andern, direkt spielerisch geht's dann dahin! Und vor allem g'hört a gewisse Phantasie dazua, verstehst mi, Toni, a Phantasie muaß der Mensch hab'n... Und net bloß im Frühling, sondern aa im Winter, wenn es schneit ...!"
„Also, Vata, sog ma no was ...!" „Wo sand ma jetzt stecka blieb'n ...?" „Im Lenz ... Er ist nun da ...!"
„Also ...! Was willst jetzt no wissen? Jetzt derfst dich schon selber aa a wenig anstrenga! Wenn i dir all's vorsag, dann merkts da Lehra, daß d' as net alloa g'macht hast ...!"
„Vata, nur a bisserl was sag ma no ...!"
„Na ...! Jetzt muaß a Ruah sei ...! Dö Hauptgedanken hab' i dir g'sagt ...! Dö Idee, dö sich sozusagen wie a roter Faden — —"
„Vata, bitt schön, noch a — —!"
„Mach mi net windi ...! Und quetsch mi net wia a Zitrona aus ...! Was? Dreiviertel acht Uhr is schon? I muaß ja an mein'm Stammtisch ...! Höchste Zeit hab i ...!"
Die Haustür flog ins Schloß. Kein Federgekritzel regte sich im Zimmer. Einsam saß der Toni auf dem Kanapee. Und nur auf dem Papier stand geschrieben, daß jemand anwesend war. Nämlich: „Der Lenz ist da ...!" — —

Historisches Kostüm - Costume storico

(Hanna Nagel)



„Was mach ich bloß, wenn die Garderobiere mir den Rock nicht rechtzeitig bringt?"
„Dann ziehst du auch das Leibchen aus und nennst den Tanz ‚Abendfrieden im Paradies!'"

"Ma cosa faccio io mai se la guardaroba non mi porta la gonnella a tempo?„
"Allora ti togli via anche il corpetto ed intitoli la danza 'Pace serale in Paradiso!,„

WOLLEN WIR WETTEN...

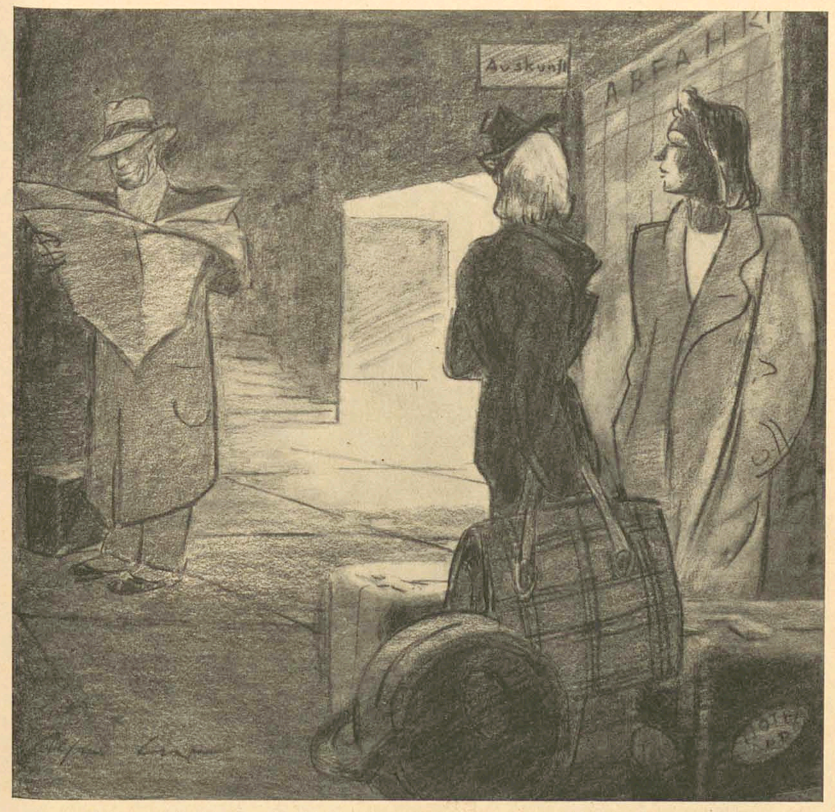
VON WERNER RIETIG

Mein Freund Steffen Bierhals ist von einer unseligen Wettlust befallen worden. „Wollen wir wetten?" pflegt er immerzu und bei allen Gelegenheiten zu sagen.
Neulich mittags, als wir gemeinsam die Leipziger Straße entlangspazierten und gerade die Wilhelmstraße überquerten, meinte er plötzlich: „Wollen wir darum wetten, wieviele Straßenlampen es bis zum Dönhofplatz gibt?"
„Nein", wehrte ich ab. „Wer Lust zum Wetten hat, der hat auch Lust zum Betrügen."
Aber Bierhals blieb hartnäckig. „Ach was", erklärte er, „wir wetten ja bloß um fünf Mark. Jeder von uns beiden nennt eine Zahl, und wer der tatsächlichen Zahl von Bogenlampen am nächsten kommt, der hat gewonnen."
„Und zu welchem Zweck?" fragte ich.
„Weil es Spaß macht und so spannend ist."
Na, und so wetteten wir beide, indem wir jeder eine Zahl nannten, trotteten gemütlich die Leipziger Straße entlang und zählten die Bogenlampen. Dank meiner Intelligenz war ich es, der der Zahl am nächsten kam, und Bierhals zückte das Portemonnaie und reichte mir ein Fünfmarkstück.
„Bitte schön, mein Lieber. Dafür mußt du mir aber eine Revanche bieten", erklärte er. „Und zwar wollen wir jetzt darum wetten, wieviele Streichhölzer deine Wirtin zu Hause in der Speisekammer liegen hat."
Ich muß gestehen, daß auch mich jetzt die Wettlust gepackt hatte, und ich nickte zustimmend.
„Diesmal setzen wir aber jeder zehn Mark", bestimmte Freund Bierhals weiterhin.
„Nein, bloß fünf Mark wie vorhin", widersprach ich.
Aber er gab nicht nach und sagte: „Die Einsätze müssen ständig gesteigert werden, das erhöht die Spannung."
Also wetteten wir jeder um zehn Mark, wieviele Streichhölzer meine Wirtin im Augenblick besaß. Zu Hause angelangt, war meine Wirtin natürlich nicht wenig entsetzt, als wir ihr die Speisekammer stürmten und alle erreichbaren Streichholzschachteln zusammenholten, deren Inhalt wir auf den Küchentisch schütteten, um sodann die Zündhölzchen Stück um Stück sorgfältig durchzuzählen. Wieder kam ich der Zahl am nächsten und gewann die zehn Mark.
„Ich habe heute ein bodenloses Pech", seufzte Freund Bierhals und setzte dabei eine trübselige Miene auf — dieser Gauner.
Ich, der gutmütige Esel, der ich immer bin, meinte: „Na, laß dir deswegen keinen Kahlkopf wachsen, Steffen. Ich habe das Geld gewonnen, ich lade dich daher zu einem ausgedehnten Dämmerschoppen mit Bockwurst und Salat ein."
Wir begaben uns in ein Aschinger-Restaurant. Es war inzwischen später Nachmittag geworden, und das Lokal begann sich zu füllen. Unter den Gästen fiel uns ein kleiner Mann mit Sülznase und Zwiebelbart auf, der begierig eine Erbssuppe schlürfte.
„Wollen wir um zwanzig Mark wetten", fing Bierhals sogleich wieder an, und seine Augen leuchteten, „daß dieser Mann entweder Lehmann, Müller, Meier oder Schulze heißt! Wenn nicht, hast du gewonnen, im anderen Falle ich."
„Abgemacht", erwiderte ich und trat an den Sülznasigen heran. „Verzeihung, mein Herr, sind Sie der Herr Lehmann?" fragte ich höflich.
„Bedaure", erwiderte dieser, „mein Name ist Schulze." —
„Du hast gewonnen!" sagte ich, als ich zu Bierhals an den Tisch zurückkehrte, und fragte erstaunt: „Wieso konntest du wissen, daß dieser Mann Schulze heißt?"
Doch da lachte Bierhals nur und sagte: „Weil ich ihn kenne." — Ich werde niemals wieder wetten!

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Ähnlichkeit - Somiglianza

(A. Lier)



„Schau mal dorthin, Angela, sieht der Mann nicht deinem Freund Kurt, dem Photographen, kolossal ähnlich?" — „Na ja, Kurt etwas unterbelichtet, sozusagen!"

"Guarda un po'laggiù, Angela, non ti pare che quell' uomo assomigli perfettamente al tuo amico Corrado, il fotografo?„ — "Eh sì, ma un Corrado in poca posa, per così dire!„

SPARSAMKEIT

VON HANS LEIP

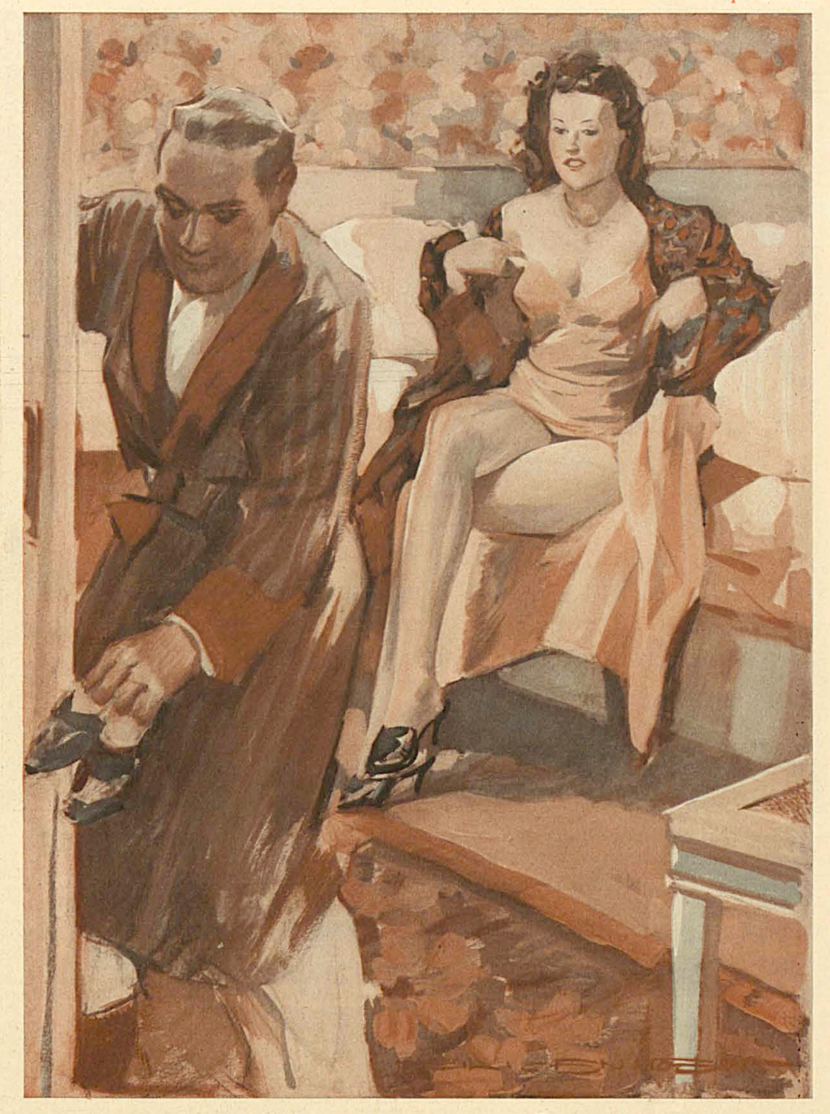
In einer Hamburger Schiffsreederei, die sehr zu rechnen verstand, war man auch sparsam mit den Händedrücken. Und die Kapitäne pflegten daher im Kontor, wenn sie in Gala zu einer Unterredung erschienen, die vorgeschriebenen weißen Handschuhe anzubehalten, anbetracht dessen, daß die Dinger sowieso schwer rauf und runter gingen. Als nun einst einer der Schiffsführer, von einer längeren ruhigen Reise heimgekehrt, auf der er entschieden zugenommen hatte, zum Bericht auf die Reederei eilen wollte und sich die obligaten Handschuhe überwürgte, da platzten diese in einigen Nähten, so daß die tropendunkle Pranke darunter schamlos hervorlugte. Ein anderes Paar war nicht zu beschaffen, Zeit war auch nicht, somit trat Käptn Kohrs, der sich, wie alle Seeleute, zu helfen wußte, seelenruhig an einen der Maaten heran, der die Hafenwache gerade mit „Pönen" ausfüllte und die Reling mit leuchtendem fetten Bleiweiß auf neu strich. „Denn tupf mir man mal rasch die dustern Stellen weg, Kludas!" sagte der Kapitän. Und Kludas tat, wie ihm geheißen und malte geschickt die ganzen Ungebührlichkeiten zu.

Im Kontor der Schiffahrtsgesellschaft nun war die Stimmung des Reedereigewaltigen den Tag ungewöhnlich aufgeräumt, sei es, daß es an dem guten Börsenfrühstück lag oder an günstiger Post aus Übersee, sei es, daß der Rapport des Kapitäns, der die ein wenig steif abstehende Haltung der so glänzend behandschuhten Flossen durch besondere Sachlichkeit und beschwingte Kürze auszugleichen suchte, Wohlgefallen erregte, ganz gleich, wie es auch kam, jedenfalls drückte der Direktor beim Abschied in völlig unerwarteter Herzlichkeit seinem Kapitän die Hand.

Ein paar Minuten später — der Kapitän war schon hinaus — begab sich der Direktor, die Bescherung merkend, ans Waschbecken. Sein Kompagnon kam gerade darüber zu, vernahm die merkwürdige Angelegenheit und äußerte kopfschüttelnd: „Das hätten wir sparen können, ich meine nicht die Herzlichkeit, die ist ja bei der nötigen Zurückhaltung immer mal angebracht... aber die Seife!"

Die Hochzeitsreise - Il viaggio di nozze

(K. Heiligenstaedt)



„Stell doch die Schuhe nicht so hastig vor die Tür, . . es braucht ja nicht alle Welt zu wissen, daß wir frisch verheiratet sind!"

"Evvia, non por le scarpe sì in fretta fuor della porta, chè già non tutti hanno a sapere che siamo sposi novelli!„

München, 9. Juni 1940
45. Jahrgang / Nummer 23

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Reynauds Schlachtfeld - Il campo di battaglia di Reynaud

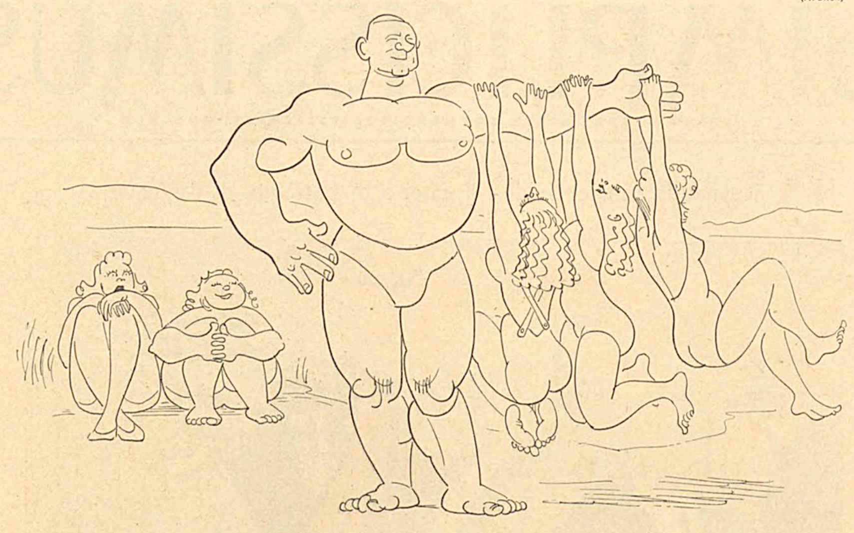
(E. Thöny)



„Messieurs, erzählen Sie mir nichts von den Schwierigkeiten des Schlachtfeldes; was glauben Sie, was ich in der Kammer zu kämpfen habe!"
"Signori, non parlatemi delle difficoltà del campo di battaglia; se sapeste quanto io ho a lottare nella Camera!„

Der starke Mann - L'uomo forte

(Fr. Bilek)



Wann kommt der große Augenblick?

Von Walter Foitzick

Wenn Sie einer sind, der zehn Schrankkoffer voll von Anzügen, Hemden, Schuhen und ähnlichen Dingen hat, so lesen Sie bitte das Folgende nicht, denn es geht Sie nichts an. Sie werden es ebensowenig verstehen wie ich das Wesen des Kontrapunktes in der Musik, obwohl dieses mir ein sehr musikverständiger Mann eine Stunde lang während eines Festmahls durchaus erklärt hat.
Nun habe ich aber festgestellt, daß die mit zehn Schrankkoffern und deren Füllung versehenen Menschen der kleinere Teil der Erdbewohner sind, also dürfte das hier Geschriebene allgemein verständlich sein.
Bei uns ist die Sache so: Eines Tages hat z. B. unsere Jacke eine kleine Stelle, mein Gott, so eine winzig kleine Stelle, oder auch eine größere Fläche, die anders aussieht als das Gebiet ringsherum.
Wir ignorieren erst mal diese Stelle in der Hoffnung, daß durch Nichtbeachtung diese winzige Stelle oder diese größere Fläche verschwindet.
Das tut sie aber nicht.
Sie bleibt, sie wächst.
Ach, sie fällt uns immer wieder auf, diese leicht schadhafte Stelle, diese etwas glänzende Fläche! Obwohl das Glänzende im Leben einen ganz guten Ruf hat, wird es, wenn es sich z. B. am Ärmel einer Jacke oder an der Rückseite eines Mantels vorfindet, nicht ausgesprochen Freude machen.
Wir treten vor den Spiegel, erst ganz nah, dann immer weiter, um Nah- und Fernwirkung der Stelle auszuprobieren. Wir drehen uns, wir wenden uns. Wir stellen mit Befriedigung fest, daß man es nicht genau sehen kann, z. B. auf fünf Meter Entfernung. Es gibt Anzüge für fünf Meter Entfernung, für zehn Meter und mehr, und dann gibt es auch noch Anzüge für einsame Inseln und für den Sommeraufenthalt im Waldesdickicht. Ich bin mit solchen Anzügen immer noch ganz gut ausgestattet, weil ich ein anhänglicher Mensch bin, und ich könnte noch eine hübsche Zeit in menschenleerer Waldesmitte mich aufhalten und wäre für diesen Zweck immer entsprechend angezogen.
Aber es gibt so wenig Waldesdickicht und soviel Zimmer und Trambahnen und ganz nett belebte Straßen, auf denen die Sitte andere Kleidung erfordert.
Wann ist eigentlich der Augenblick gekommen, in dem man einen Anzug nicht mehr tragen kann? Gestern hat man ihn noch getragen und heute auch, na, dann müßte man ihn doch morgen auch noch tragen können; und was morgen möglich ist, sollte übermorgen auch möglich sein und vielleicht sogar in den kommenden Wochen.
(Dem Manne mit den zehn Schrankkoffern läuft hierbei ein Schauer über irgend etwas, und der große Dichter Gabriele d'Annuncio wechselte täglich dreimal das Hemd, sonst kam er sich wie eine Drecksau vor.)
Also wann kommt der große Moment? Das hängt natürlich von den äußeren Umständen ab. Was rede ich da von äußeren Umständen? Klipp und klar: das hängt davon ab, ob man überhaupt einen anderen Anzug hat oder die Möglichkeit besitzt, sich einen andern zu beschaffen.
Wenn dieses der Fall ist, dann tritt der Moment ein, sobald ein uns zugetanes Wesen sagt: „Hör mal, in der Hose kann ich dich wirklich nicht mehr sehen!"
Ich sage Ihnen, wenn's nicht anders geht, wird das Wesen es können. Wenn es aber anders geht, werden Sie sich von der Hose trennen müssen, und die Jacke, in der Sie heute noch umherstolzierten, gehört morgen unter die Rubrik „Alte Kleider". Sie hat dann noch ein weit ausgedehntes Eigenleben, das zu verfolgen eine längere Abhandlung erforderte. Es könnte aber auch passieren, daß Sie das Stück nach einem Jahre wieder mal anziehen und jeder sagt: „Aha, ein neuer Anzug!" Dieses möchte Sie dazu veranlassen, den alten Anzug wieder zu rehabilitieren, bis wieder die geliebte Stimme hindernd eingreift und den Finger aus das etwas schadhafte Revers oder die spiegelnde Rückseite legt.
Wann Schuhe ausgedient haben, hängt viel, sehr viel von der Weltpolitik ab, und Kriegs- und Friedenszeiten scheiden sich da wesentlich voneinander. Doch ich will nicht in der kleinen Wunde links vorn an Ihrem Oberleder wühlen. Es gibt ja soviel trockene Tage im Jahr, und ich habe mich daran gewöhnt, solche Schuhe Sommerschuhe zu nennen. Was die Sohlen anbetrifft, so braucht man ja nicht mit übergeschlagenen Beinen zu sitzen. Das galt früher überhaupt als unschicklich.

Stilleben

Ein Totenschädel in der Stubenecke,
davor ein Blumenstrauß ...
Ja, blecke nur die Zähne her und schrecke,
verlass'nes Seelenhaus!

Die zärtlich-roten Herzchen und die blauen
Vergißmeinnicht im Krug,
jubeln sie nicht: O Tod, wo ist dein Grauen?
Sind sie nur Lug und Trug?

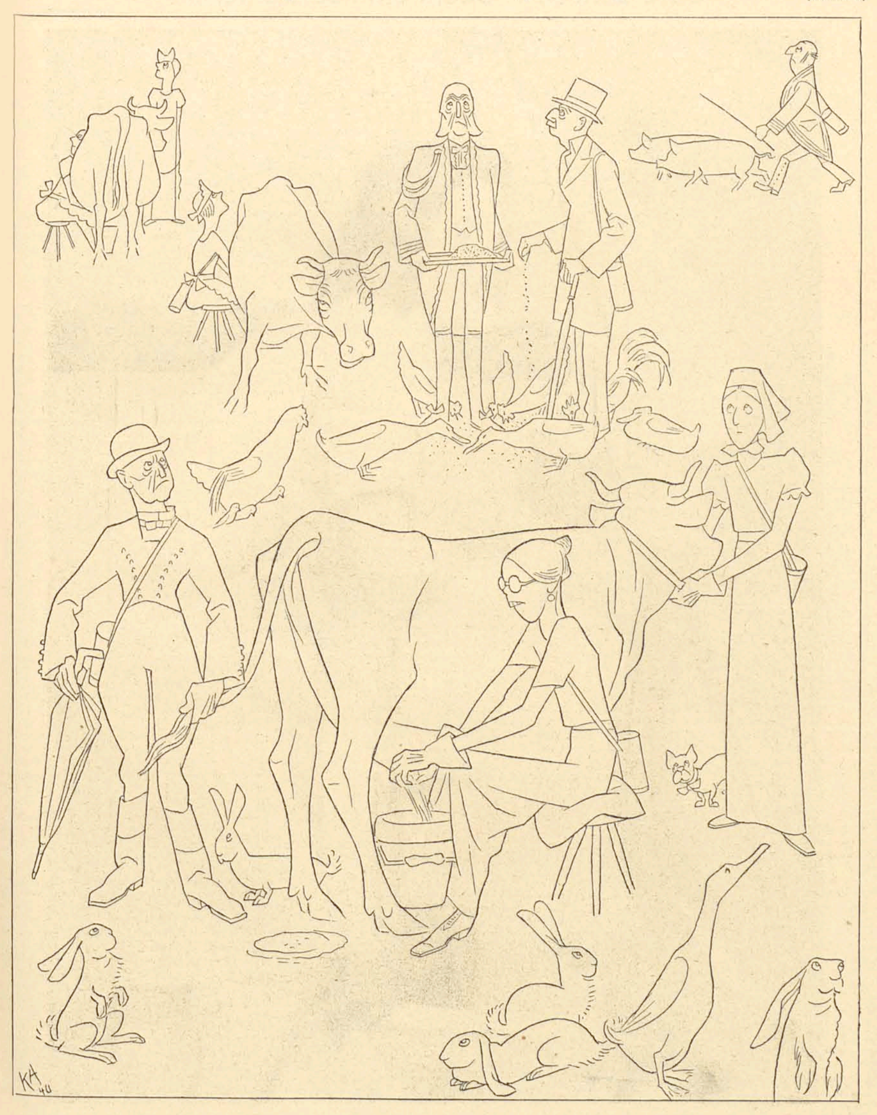
Sie welken, ja, wie Rosen, Klee und Flieder,
viel hunderttausendmal,
und kommen immer, immer, immer wieder,
viel hunderttausendmal.

Aus jeder Wiese summt, aus jeder Hecke
die Ewigkeit heraus ...
Ein Totenschädel in der Stubenecke,
davor ein Blumenstrauß ...

Dr. Owlglaß.

Auf englischem Rasen - Sul prato inglese

(Karl Arnold)



„Wer hätte das gedacht, daß man bei seiner Lordschaft noch mal buttern muß!"

"Chi avrebbe mai pensato che si dovesse una volta far il burro anche presso Sua Signoria!„

Gute Lehren - Buoni ammaestramenti

(K. Heiligenstaedt)



„Die man ganz sicher haben will, muß man schon ne Weile zappeln lassen!"

"Bisogna prima far sgambettare un pezzo sulla corda quelli che poi si vuole tener ben sicuri nell'amo!„

SCHAFFITZEL WIRD VATER

VON ERNST HANDSCHUCH

Der Professor an der Frauenklinik hatte die Geburt des Kindes für den Monat April vorausgesagt, was auch von Schaffitzels Frau gerne geglaubt wurde. Er selber jedoch schwor darauf, daß sein Sohn, — denn der Erdenbürger, der da kommen sollte, konnte nur ein Junge sein und nichts anderes —, im Wonnemonat Mai das Licht der Welt erblicke. Und den letzten schüchternen Einwand seiner Gattin pflegte er mit der grimmigen Feststellung abzuweisen, daß schließlich er der Vater sei und nicht der Professor.

Es war an einem Freitag und tatsächlich im Mai, Schaffitzel hatte im Geschäft alle Hände voll zu tun, als ihn seine Frau klagend anrief. Die Uhr zeigte stark auf sechs. Schaffitzel ließ alles liegen und stehen, flüsterte aufgeregt der Kassiererin etwas ins Ohr, worauf sich alle Verkäuferinnen bedeutungsvoll in die Seite stießen, und stürmte hinauf in die Wohnung.

Dort saß Lorchen, sein schwergeprüftes Lorchen, auf dem Ruhebett in der mittleren Stube und versuchte, ihren Egidius anzulächeln. Weil es ihr nur mühsam gelang, war das Lächeln um so rührender. Die Säuglingsschwester aber war eben dabei, die letzten Wäschestücke — wie lange schon lagen sie bereit! — in einen Koffer zu packen. Schaffitzel küßte seine Frau innig, wechselte eiligst seinen Rock und erklärte, daß er spätestens in fünf Minuten mit dem Wagen vor dem Hause stehe. Wenige Zeit danach war er denn auch wieder oben, und stolz konnte er die Schweißtropfen auf seiner Stirne als durch den rasenden Lauf zur Garage hervorgerufen deuten.

„Jetzt werden es die Leute gleich wissen, daß es soweit ist mit mir", meinte Lorchen und wurde gar ein wenig rot. Doch da lief auch schon ein schmerzliches Zucken über ihr Gesicht. Indes gelangten sie unauffälliger in den Wagen als sie sich es vorgestellt hatten, und wenn die Schwester nicht ihr Häubchen aufgesetzt hätte — aber so ist es nun einmal um die weibliche Eitelkeit bestellt — wäre es wohl kein Mensch gewahr geworden. Doch hatte es auch wieder sein Gutes damit; denn kein Schupo drohte dem Wagen verärgert nach, als er mit achtzig und mehr Kilometern durch die nachbarliche Großstadt und der Klinik entgegen brauste, die weit draußen im Südwesten liegt.

Die Oberschwester empfing die Ankommenden mit wichtiger Miene, geleitete sie in das Aufnahmezimmer und ging, den Professor holen.

„Hast du ihr Gesicht betrachtet, Lorchen? — Haha, das mußt du bloß verstehen. Das setzt sie nur auf, um die hohen Gebühren zu rechtfertigen", versuchte Schaffitzel zu scherzen. „Aber ich bin doch mächtig gerannt vorhin", und er trocknete die Schweißtropfen ab, die ihm erneut über die Stirne perlten. „Ich glaube es dir", lächelte Lorchen schwach über seine Lüge.

Der Professor trat ein, und sein Antlitz war noch um eine Spur ernster als das der Oberschwester. „Wir haben Sie bereits vor einer Woche erwartet, liebste Frau, und daß Sie es so auf die letzte Minute abzirkelten, war eigentlich ein wenig leichtsinnig. („Aha", dachte Schaffitzel, „also auch der hielt's mit den Gebühren, als er auf April tippte.") Doch nun sind Sie ja hier, und alles wird gut verlaufen. Nur keine Angst; denn schließlich wollen Sie ja noch mehr Kinder haben, nicht wahr?"

Das gute Lorchen, dem es zuckend über das Gesicht lief, nickte lächelnd. Dem Schaffitzel brannte eine giftige Bemerkung auf der Zunge, aber er beherrschte sich seiner Frau zuliebe. Dann mußten er und die Säuglingsschwester das Zimmer verlassen und draußen auf dem hohen, weiten und stillen Gang warten. Nach einer Viertelstunde, Egidius wischte noch immer Schweiß ab, der da von dem hurtigen Spurt nach der Garage herrühren sollte, erschien der Professor.

„Herr Schaffitzel", begann er feierlich und schob die Brille in die Stine, „ich glaube, daß Sie heute nacht noch Vater werden. Hoffentlich — und das Ergebnis der Untersuchung müßte sehr täuschen — verläuft alles glatt und gut. Sie können nun hier warten, aber wenn Sie über einen Fernsprecher verfügen, sind wir auch gerne bereit, Sie gleich nach der Geburt anzurufen und zu benachrichtigen."

Schaffitzel dachte an das Schweißbächlein, das ihm schier unaufhörlich über das Antlitz rieselte, und entschloß sich für den Anruf. Der Professor reichte ihm mit den besten Wünschen die Hand und bat ihn, sich gefaßt und rasch von seiner Frau zu verabschieden. Und es war gut, daß die Säuglingsschwester auch noch einmal in das Zimmer hereinkam, wo das geduldige Lorchen blaß und bleich bereits im Bette lag.

„Mach's gut, Sperling", sagte Schaffitzel kosend, drückte ihr beide Hände und gab ihr einen Kuß. „Und denk' daran, daß es ein Bub sein soll. — Hah, diese wahnsinnige Rennerei vorhin..." — „Ja, ja", bestätigte es das Lorchen und war derart matt, daß ihr ein Lächeln nicht mehr gelang. Kaum konnte sie noch den Arm zum Abschied bewegen. „Und denk' auch du daran, was du mir versprochen hast, und komme gleich, wenn das Kleine da ist, gelt?"

Nun galt es noch, bei der Oberin einige Förmlichkeiten zu erfüllen, und unter anderem wurde auch die Fernsprechnummer vermerkt.

„Sie sind also zu jeder Stunde zu erreichen, Herr Schaffitzel?" — „Aber ich bitte Sie, Oberschwester, ein Mann, ein Wort. Und in spätestens einer Viertelstunde fahre ich mit meinem Wagen vor." — „Fahren Sie vorsichtig, Herr Schaffitzel; denn Sie haben alsdann nicht nur eine Frau, sondern auch ein Kind, dem Sie doppelt Verantwortung schuldig sind."

Es war sieben Uhr, als er mit der Säuglingsschwester die Klinik verließ. „Liebes Mädchen", sagte er seufzend zu ihr, da sie in den Wagen stiegen, „man müßte die Kinder gescheiter im Warenhaus zu kaufen kriegen, und wenn es gar in meinem wäre." — „Ja", antwortete das noch junge Ding, in dem ein Schalk stak, „denn Sie schwitzen noch immer von dem Lauf zur Garage." Egidius blickte sie mißbilligend an. Gleich darauf indes mußte er herzhaft über seinen falschen Mannesstolz lachen. „Schwester", meinte er versöhnt, „Sie haben es erraten, und meine Frau und all die anderen wohl ebenfalls. Doch vielleicht war mein lächerliches Verhalten für die Ärmste eine kleine Genugtuung? — Aber Ihre Mutter wohnt doch hier. Wissen Sie, was? — Ich fahre Sie zu Ihrer Mutter, wo Sie den Abend und die Nacht verbringen können, und nehme Sie, wenn alles gut geht, dann morgen früh wieder mit nach Hause." Und die Schwester, die seither auch im Haushalt geholfen hatte, war gerne damit einverstanden.

Als Schaffitzel ins Geschäft zurückkam, es war kurz vor acht, traf er nur noch die Kassiererin an. Sie wollte die Kasse abrechnen, er jedoch winkte ab und hieß sie gehen. Sodann stellte er den Fernsprecher auf die Wohnung um und stieg die Treppen hinauf. Auf das Ruhebett in der mittleren Stube ließ er sich nieder, gerade an der Stelle, wo sein Lorchen vor kaum zwei Stunden gesessen hatte.

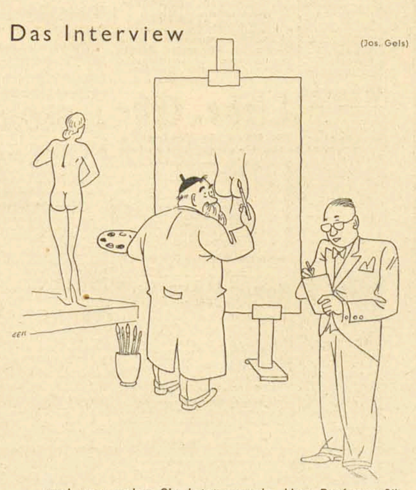
„So ist das Leben", begann er zu überlegen. „Vorhin saß sie noch hier, allein, völlig allein. Halt, doch nicht allein; denn... Oder vielleicht verlassener als je? — Himmel, daß man sich als Mann nimmermehr in eine Frau hineinzudenken vermag! Also, allein saß sie hier und verlassen, trotzdem die Säuglingsschwester, ich und noch ein Wesen bei ihr waren. Und jetzt, und jetzt? — Ja, jetzt liegt sie in der großen, kalten Klinik, bei Menschen, die, mögen sie auch noch so hilfsbereit sein, ihr doch fremd sind. Aber vielleicht ist der Kleine schon da, und dann? Oh, dann ist ja alles gut, und mehr als eine ganze Welt ist bei ihr. Oder?"

Doch da hielt es ihn nicht länger in der Stube. Er lief hinaus in die Küche, öffnete den Kühlschrank, holte den Dornkat-Krug hervor, und trank einen tüchtigen Schluck von dem köstlichen Branntwein. Aus dem einen Schluck wurde schließlich eine ganze Reihe. Weil ihm aber immer heißer wurde und nicht nur der Kragen enger, sondern mit einem Male gar die Wände auf ihn zurückten, blieb er auch nicht in der Küche. Er setzte den Krug entschlossen in den Schrank, schlug diesen zu, griff in der Diele seinen Hut und rannte, als säße der Teufel ihm höchstpersönlich im Nacken, die Treppe hinunter. Über die Straße hinweg ging's und hinein in die Kneipe „Zum Storchen". Hatte ihn sein Unterbewußtsein geführt? Denn dort erst fand er sich einigermaßen wieder zusammen.

Die Wirtin, die allein in der Gaststube war, machte ein Pferdchenspiel mit ihm, das sie ihn, weil sie ihn am späten Nachmittag zufällig hatte wegfahren sehen, in einem fort gewinnen ließ. Und das Kaiser-Friedrich-Tafelwasser, das er fast gierig trank, tat ihm wohl. Um halb zehn aber erschien sein Freund Adolf, der lange Adolf, mit dem er vor Jahren den „Bund der unentwegten Junggesellen" gegründet hatte. Adolf, der als einziger noch dem Bunde treu geblieben war, lächelte spitzbübisch und vielsagend, als er durch die Drehtür schritt. Denn auch er hatte Egidius mit Lorchen und der Schwester durch die Straßen fahren sehen. Gleich löste er die Wirtin ab, begann, auf Bub oder Mädel zu setzen und Steinhäger zu trinken. Und weil sich das Spiel mit einem Male nur noch für den langen Adolf und also für ein Mädchen entschied, ergab sich Schaffitzel willenlos in sein Schicksal. Es war kurz nach Mitternacht, als er fünfundzwanzig Flaschen Sekt zu spenden versprach, wenn das Kind ein Junge sei. Er schwankte bereits erheblich und umarmte gerührt den Freund und die übrigen Gäste, hatten sie ihn doch in diesen schweren Stunden nicht verlassen. Und es gelang der rednerischen Begabung, die er plötzlich entwickelte, sogar die Polizei zu beschwichtigen. Sie hatte gegen zwei Uhr Feierabend

Das Interview

(Jos. Gels)



„... und was malen Sie jetzt gerade, Herr Professor?"

bieten wollen. Nein, gegenüber einem bevölkerungspolitischen Ereignis, wie es hier bevorstand, mußte das Gesetz entschieden zurücktreten. Zwar ging es nicht an, daß sich die Beamten dem allgemeinen Umtrunk anschlossen, doch wenn der Sekt wirklich fällig werden sollte, ließ sich das ja nachholen. Und es durfte nur ein Junge sein, der da kam und nichts anderes.
Um vier Uhr legte der lange Adolf den restlos betrunkenen Schaffitzel ins Bett. „Armer Egidius", murmelte er, „hätte niemals gedacht, daß es dich derart packen könnte." Denn Schaffitzel hatte, bevor er in einen abgrundtiefen Schlaf gefallen war, bitterlich in seinen Armen geweint. Und Adolf verschwor sich, als er die Treppe hinunterwankte abermals, Junggeselle zu bleiben.
Es war halb elf Uhr vormittags, als Schaffitzel durch ein heftiges Läuten wach wurde. Zuerst glaubte er, es sei der Wecker und er griff nach dem unangenehmen Zeitmesser, um ihn abzustellen. Als es jedoch kurze Zeit danach wieder lärmte, erhob er sich mühsam, um nach der Vorplatztür zu gehen. Doch niemand stand davor.
„Diese verdammte Sauferei", stöhnte er, preßte die Hände an den Kopf, der noch reichlich benommen war, und wollte wieder ins Bett. Da schrillte der Fernsprecher dicht neben ihm. „Was will denn die Gesellschaft da unten?" schimpfte er und nahm die Hörmuschel ab. „Können die armseligen Kadetten auch nicht ein einziges Mal ohne mich auskommen?"
Wer indes trocken und sachlich über den Draht sprach, war niemand anderes als die Oberschwester der Frauenklinik. Sie redete von einem kräftigen Knaben, der gestern abend, Schlag zehn, angekommen sei. Mutter und Kind seien munter, wie überhaupt die Geburt sich ungemein rasch und glatt vollzogen habe. Sie beglückwünsche ihn. Leider sei er nun doch nicht zu erreichen gewesen, müsse sie betrübt feststellen; denn sie hätten sofort angeläutet. Auch in der Nacht noch und jetzt am Morgen hätten sie schon etliche Male vergeblich angerufen. Und die Tatsache, daß er bislang nicht geantwortet habe, sei die einzige Sorge und Kümmernis der jungen Mutter.
„Soso, jawohl, aha", lallte Schaffitzel, und wie sehr er sich auch bemühte, etwas anderes zu sagen, es gelang ihm nicht. Weshalb es denn auch nur begreiflich war, daß die Oberin gekränkt einhängte. Eine halbe Stunde später aber fuhr Egidius mit einer Mietdroschke nach der benachbarten Großstadt. Nun war er Vater eines Sohnes, so, wie er sich es gewünscht hatte. Mutter und Kind waren wohlauf, und Lorchen hatte nicht viel zu leiden brauchen. In seine Freude fiel jedoch ein dicker Wermutstropfen; denn das schlechte Gewissen über die hemmungslos durchzechte Nacht drückte ihn wie ein Zentnergewicht. Dabei wäre dies alles nicht nötig gewesen, wenn er nur zwei lumpige Stunden daheim ausgehalten hätte. Schon über zehn Minuten hielten sie vor der Klinik und der Kraftfahrer mußte ihm nicht weniger als dreimal sagen, daß sie am Ziel seien. — Ach, es war ihm, als habe *er* jetzt ein Kind zu gebären, da er schweren Schrittes die breiten Treppen hinaufstieg. Ein Kind in einer sehr harten Geburt.
Die Oberschwester empfing ihn äußerst zurückhaltend und der Professor ließ sein Befremden noch deutlicher durchblicken. Fast spöttisch sprach er von ausgezeichneten Nerven, die einen Mann trotz eines kurz bevorstehenden und so bedeutungsvollen Ereignisses derart fest und ausdauernd hatten schlafen lassen, daß er den Fernsprecher wiederholt nicht hörte. Egidius schluckte die bitteren Pillen still und stumm. Und allein die Zimmerschwester, die ihn wortlos zu seiner Frau führte, schien ihn zu verstehen.
Ja, da lag sein Lorchen vor ihm im Bett, blaß, bleich und mit vorwurfsvollen Augen. Und doch schimmerte das große Glück in ihnen.

Der textilisierte Frühling

Von Fred Endrikat

Die Erde prangt in buntgewirktem Kleide,
gleich einem Teppich liegt der Wiesenhang.
Ein Lüftchen weht so weich wie Samt und Seide,
der Nordwind webt etwas Kattun mit mang.
Der Frühling schenkt der Welt die schönsten Sachen,
es wächst der Stoff wohin der Frühling haucht.
Ja, ja, der gute Frühling der kann lachen,
dieweil er keine Kleiderkarte braucht.

„Ein Junge", stammelte Schaffitzel, zuckte plötzlich hilflos mit den Achseln und die blanken Tränen liefen ihm übers Gesicht. „Und ich, und ich..." Doch er konnte ihr nur noch die Hände küssen. Aber Lorchen lächelte schon wieder und sie brauchte sich jetzt nicht mehr dazu zu zwingen. „Ach, es war mir ja nur wegen dem Professor und den Schwestern so arg. Denn die Schweißtropfen gestern, Egidius, gelt, sie rührten wo anders her?"

Da küßte Schaffitzel sie auch auf den Mund, und damit war wohl alles wieder gut. Als aber die Oberschwester den Jungen hereinbrachte, einen langen schweren Burschen, der freilich etwas abwesend aus einem roten, faltigen und gequetschten Gesichtchen blickte, und auch der Professor hinzutrat, meinte Lorchen treuherzig, daß sie es von nun an mit zwei Jungen zu tun habe. Worauf auch die beiden Gestrengen verstehend und verzeihend lächelten.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Stehen ein paar Weiber in einem Grünzeugladen und tratschen.

„Alsdann", sagt die eine, mit einem Blick auf ihren Hund, „a G'frett is halt mit eahm! Wo er nur kann, wischt er aus'n Haus und kummt erst in der Fruah wieder ham!"

„Ah jo —", wirft die Grünzeughändlerin, die Kunden bedienend und mit halbem Ohr zuhörend, dazwischen. „Is e wahr... Bei mein ist akkarat a so... I wunder mi nur, daß Ihna net z'dumm wird."

„Net wahr!" sagt die Frau mit dem Hund. „Ihna is aa scho aufg'fallen... Aber jetzt is Mathäi am Letzten! Jetzt muaß de Luaderei a End haben... Jetzt laß i eahm kastrieren!"

Da starrt die Grünzeughändlerin die Hundebesitzerin an und sagt verdattert:

„Jeaß na, Frau Schwetz — glauben S' denn, daß sich Ihner Mann das g'fallen lassen wird?'

Vorigen Winter war ich bei Delikatessenhändlers eingeladen. Was nimmt man nicht alles für Einladungen an! Auf dem Heimweg sagte meine Frau: „Das kalte Buffett war einfach herrlich!"

Ich brummte:

„Wenn es nur das Buffett gewesen wäre! Aber die ganze Wohnung war kalt!"

DICHTERISCHE FREIHEIT

VON HILDE HERBST

Der Dichter nimmt mit liebevoller Gebärde den auf seinem Schreibtisch liegenden Marmorkopf in die Hände und betrachtet ihn sinnend. Die Gäste drängen sich um ihn und fragen neugierig: „Was ist das für ein Kunstwerk?"

Des Dichters Augen streicheln verträumt den Kopf. „Ich will es euch erzählen", sagt er leise. „Heiß und unbarmherzig strahlte die Sonne Ägyptens hernieder auf die Ruinen des großen Karnaktempels bei Euksor, der als Köstlichstes das Wunderwerk seines Säulensaals birgt. Stunden und Stunden war ich durch die weiten Räume gewandert, deren steinerne Bildwerke ernst und gebietend mit leeren Augen in die Unendlichkeit sehen, hatte mit behutsamen und andächtigen Händen die Reliefs gestreichelt, die vor dreitausend und mehr Jahren Künstler mit feinem Meißel in den Stein gruben zum unvergeßlichen Ruhm ihres Königs.

Ermattet von der Hitze, ermüdet vom Gehen in dem heißen Sand, vom Sehen der Kunstwerke, vom Erleben des Gewaltigen, ließ ich mich im Schatten einer Nische nieder. Ich streckte mich in den heißen Sand und sah empor zu den in den dunkelblauen Himmel ragenden Mauern und Säulen. Die Augen fielen mir zu — ich schlief ein. Im Traum vollendeten sich die Ruinen zum vollständigen Ganzen: an beiden Seiten säumte die Straße der Widder eine festfrohe Menschenmenge, die den feierlichen Zug des Königs zum

Versailles † - Versaglia †

(Erich Schilling)



Das zweite, noch furchtbarere Versailles-Ungeheuer, das Deutschland völlig vernichten sollte, wird auf dem westlichen Schlachtfeld den Tod finden!

Il secondo e ancor più terribile mostro di Versaglia che doveva annientare completamente la Germania, trovera la morte sul campo di battaglia occidentale!

Tempel erwarteten. Es nahten die Königspriester mit um die Schulter gelegtem Pantherfell, ihnen folgten die vielen anderen Priester und die große Zahl der Palastbeamten, angetan mit bunten, prunkvollen Gewändern und kostbarem Goldgeschmeide. Gesang brauste auf, die Hymne, im Marschtakt gesungen: ‚Es kommt der König, es kommt der Gott, hüte dich Erde', erklang. Erschauernd warf das Volk sich nieder in den Sand. Ich erwachte. Die Sonne stand tief im Westen. Mein Kopf schmerzte. Ich richtete mich auf, meine Hände stützten sich auf jene Stelle, da mein Kopf geruht hatte. Sie fühlten etwas Hartes, tasteten weiter — und gruben aus der Tiefe des Sandbodens diesen Marmorkopf. Er sicherlich hatte mir den Traum geschenkt — er hatte die Zeit seines Lebens erstehen lassen, diese vor viertausend Jahren ruhmreiche, glanzvolle Zeit eines mächtigen Volkes."

Aus dem Dunkel des Zimmers leuchtet weiß und mystisch der Marmorkopf. Das ergriffene Schweigen der Zuhörer lastet im Raum. Ganz hinten im Klubsessel zieht der Freund des Dichters schmunzelnd an seiner Zigarre. Seine Nachbarin neigt sich zu ihm und flüstert: „Sie waren doch mit dem Dichter zusammen in Ägypten — waren Sie an jenem Tage auch mit ihm im Karnaktempel?" Der Freund zieht noch einmal an seiner Zigarre und sagt: „Ja, wir sind damals den ganzen Vormittag in dem blödsinnigen Tempel herumgelaufen. Als wir zum Mittagessen ins Hotel zurückkehrten, stand ein dreckiger Araberjunge am Eingang und wollte uns ein garantiert echtes wertvolles Stück verkaufen, viertausend Jahre sei es alt, behauptete er. Der Wirt sah es sich an und urteilte lachend: ‚Eine ganz schlechte Nachahmung — keinen Pfennig wert!' Mein Freund, der Dichter, kaufte es dem Jungen für fünfzig Pfennig ab — es war jener Marmorkopf."

Gefahr im Anzug - Il pericolo s'avanza

(O. Gulbransson)



„Pierre, was machst du da?" — „Ich sehe nur nach, Herr Pfarrer, ob nicht so ein verdammter deutscher Fallschirmjäger dahinter steckt!"

"Pierre, che fai là?„ — "Guardo solo, signor parroco, se non vi si nasconda dietro un qualche maledetto paracadutista tedesco!„

Wache / Von Wilhelm Hammond-Norden (im Felde)

Ich schreite hin und her,
der Wind rauscht still und friedlich.
Ich trage mein Gewehr
und schreite unermüdlich.

Der Mond sieht friedlich aus.
Es schläft das kleine Städtchen.
Wer kommt da spät nach Haus?
Hoppla — ein hübsches Mädchen.

Ich bleibe pflichttreu und
ich schreite weiter, schreite . . .
Sie ist so jung und rund
von vorn und von der Seite.

Ihr Gang ist kerzengrad.
Ich lache. Sie ruft heiter:
„Huhu, gut' Nacht, Soldat!"
Dann geht sie eilig weiter.

Sie geht ins Haus hinein,
selbst noch von hinten lieblich.
Ich kann nicht hinterdrein,
und das ist sehr betrüblich.

Der Mond steht überm Haus
am wolkenlosen Himmel.
Ich glaub, er lacht mich aus,
der schabernack'sche Lümmel.

Doch wer zuletzt lacht, Mond,
der hat die beste Lache.
Ich weiß ja, wo sie wohnt,
und morgen, alter Mond,
da hab ich keine Wache!

Lieber Simplicissimus

Die Schönheitstänzerin mit der goldenen Maske trat im Odeon auf. Am zweiten Abend lud ich sie ein.

„Ich war schon gestern hier", sagte ich und um noch etwas zu sagen, fügte ich hinzu: „Ich habe die ganze Nacht von Ihnen geträumt."

Sie lächelte:

„Aber Sie hatten mein Gesicht doch gar nicht gesehen?"

Ich, ernsthaft:

„Vom Gesicht habe ich auch nicht geträumt, Fräulein."

*

Wir saßen andächtig in einem lyrischen Abend. Eine Dichterin las eigene Verse. Da ertönte plötzlich irgendwo aus dem Saal ein tiefer, allzu menschlicher Ton, kräftig brummend. Die Lyrikerin sah entsetzt vom Gedichtband auf und kreischte empört:

„Wo ist der freche Kerl??"

Eine gemütliche Männerstimme im Saal antwortete: „Wollen Sie ihn haschen, Fräulein?"

Durch die Blume - Per metafora

(R. Kriesch)



„Liebst du mich wirklich, Alfred?" — „Zum Donnerwetter, ja, aber jetzt kannst du mich gern haben!"
"Mi ami davvero, Alfredo?„ — "Sì, corpo del diavolo! Ma ora basta, mi secchi davvero!„

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

(Karl Arnold)



Der Löwe in Frankreich - Il leone in Francia

„Aber das ist doch kein Vernichtungskrieg mehr, wenn ich selbst vernichtet werden kann!"

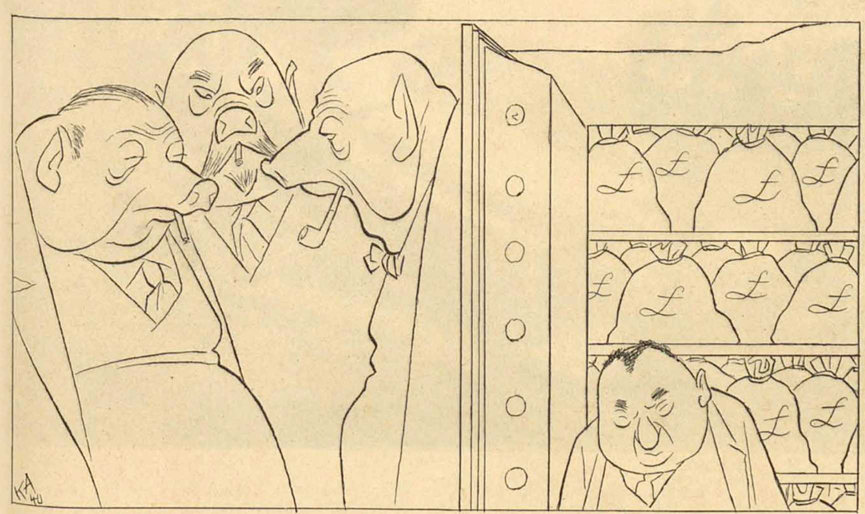
"Ma questa non è più una guerra di annientamento se io stesso rischio di venire annientato!„



Der Löwe auf seiner Insel - Il leone nella sua isola

„Goddam, bin ich der Robinson oder der Herr der Meere?"

"Goddam, sono io dunque il Robinson o il Signore dei Mari?„



Gestrige Northcliffs - Northcliffs di ieri

„Die alte französische Kriegstaktik hat versagt — aber unsere altbewährten Greuellügen ziehen leider auch nicht mehr!"

"La vecchia tattica francese ha fallito — ma anche le nostre ben provate menzogne di atrocità purtroppo non attirano più!„

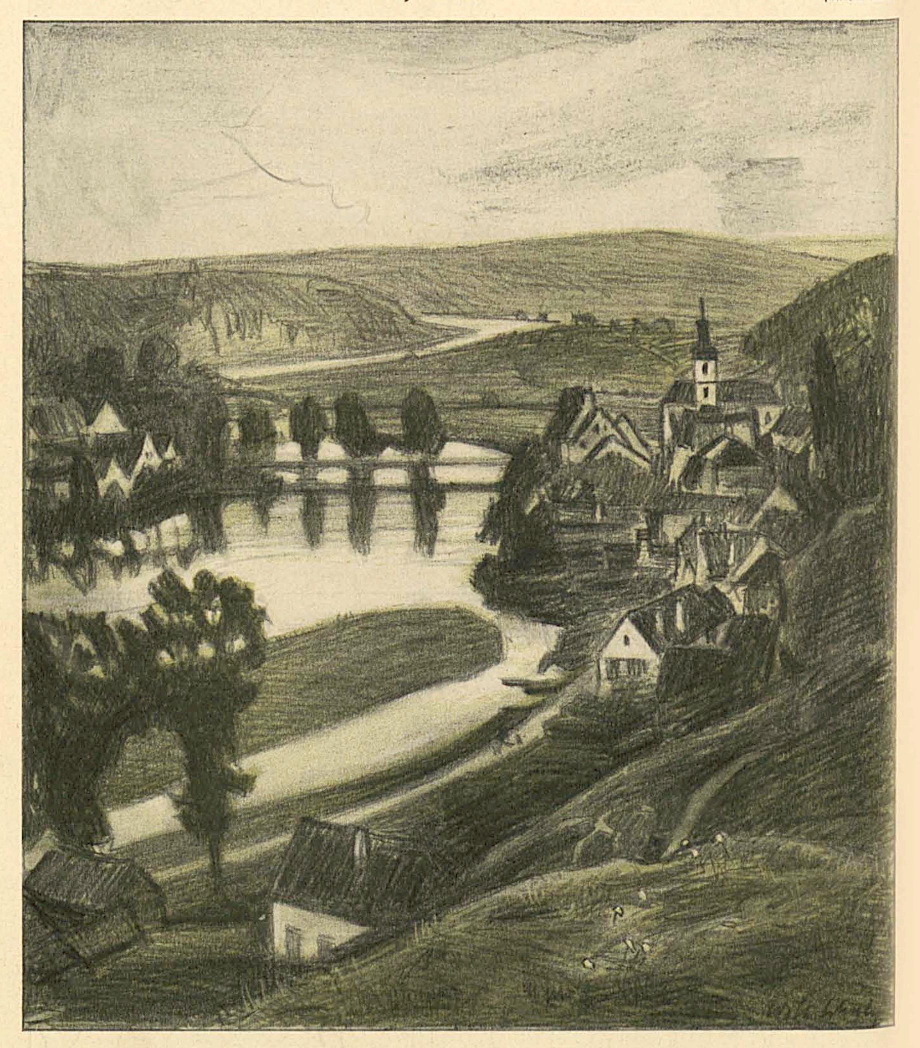
Zweifelhafte Reserven - Dubbie riserve

„Sollte unser schwerstes Geschütz auch versagen?"

"Che abbia a fallire anche il nostro più pesante cannone?„

Heimat

(Wilhelm Schulz)



O Heimat, o du schöne.
Wie hast du es so gut!
Es sind all' deine Söhne
Für dich voll Opfermut.

Es denkt dabei nicht einer
Wohl an sein eig'nes Glück,
Es ist darunter keiner,
Der geizig bleibt zurück.

Denk immer dran aufs neue,
Was so für dich geschieht,
Auf all' die Lieb' und Treue
Mach' dir ein Heldenlied.

Und laß es laut erschallen
In Berg' und Täler weit,
Daß es muß widerhallen
Für alle Ewigkeit.

Wilh. Schulz

München, 16. Juni 1940
45. Jahrgang / Nummer 24

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Definition - Definizione

(O. Gulbransson)



„Was ist ein Wunder, cher papa?“ — „Wenn wir heute noch an ein Wunder glauben!“
“Che cosa è un miracolo, cher papà?„ — “È quello di creder ancor oggi ad un miracolo!„



(J. Hegenbarth)

Der Idealist

Ein Jemand, seiner selbst gewiß
und masculini generis,
entzog sich dem Zusammenhange
mit dem, was andere bewegt,
und klomm allein und unentwegt
empor an jener glatten Stange,
die, dick mit Seife eingeschmiert,
ins Reich der Ideale führt
— um jeweils, nach gemess'nen Zeiten,
wie üblich wieder abzugleiten
hinunter auf den Kontinent,
wo breit das Mittelmaß sich dehnt,
wo linde Durchschnittslüfte fächeln
und Leute sind, die höhnisch lächeln.

Ihm selber, dem besagten Herrn,
lag jede Art von Lächeln fern.
Auch trieb's ihm nicht ins Blut die Galle.
Er rieb sich nur von Fall zu Falle
den Teil, wo er sich weh getan,
und fing erneut zu klettern an.

— Soll man ihn tadeln oder loben
von wegen dieses Drangs nach oben
und seiner blinden Konsequenz?...
Entscheidend ist hier die Tendenz.
Und hinter selbige zu kommen,
bleibt jedem Leser unbenommen.

Ratatösk r.

Klassischer Humor

Kennen Sie diese Art von Theaterstücken, die nicht gerade von den Klassikern erster Ordnung stammen, die wir uns an allen Schuhsohlen abgelaufen haben und über deren Liebesleben und ihre besonderen Beziehungen zur Dichtkunst wir aufs genaueste unterrichtet sind? Nun, die sind meist von älteren Spaniern oder Italienern geschrieben, von deren Existenz die Parkettbesucher erst auf diesem heute nicht mehr ungewöhnlichen Wege erfahren.

Ich nenne keine Namen.

Daß die Stücke literarisch wertvoll sind, kann jedes Kind daraus erkennen, daß sie von literarisch wertvollen Bühnen gegeben werden.

Also daran merkt man's, und außerdem heben es die Besprechungen hervor. Alle Welt spricht von ihrem köstlichen Humor.

Der köstliche Humor wird vor allem durch den Diener eines Herrn verkörpert. Dieser Herr ist mit einem Degen ausgestattet wie heute ein Herr mit einer Schreibmaschine. Er ist ein sehr edler Herr, aber der Diener ist nicht edel. Er wird deshalb von seinem Herrn des öftern als Tölpel bezeichnet, was man heute zu keinem Hausangestellten sagen würde. Der Diener ist sehr ausgelassen auf der Bühne, er lacht dröhnend und hatscht meist mit eingeknickten Knien umher, wie ich noch nie einen Hausangestellten habe laufen sehen. Beachten Sie wohl, in dieser gebückten Stellung gehen alle tölpelhaften Diener solcher Stücke.

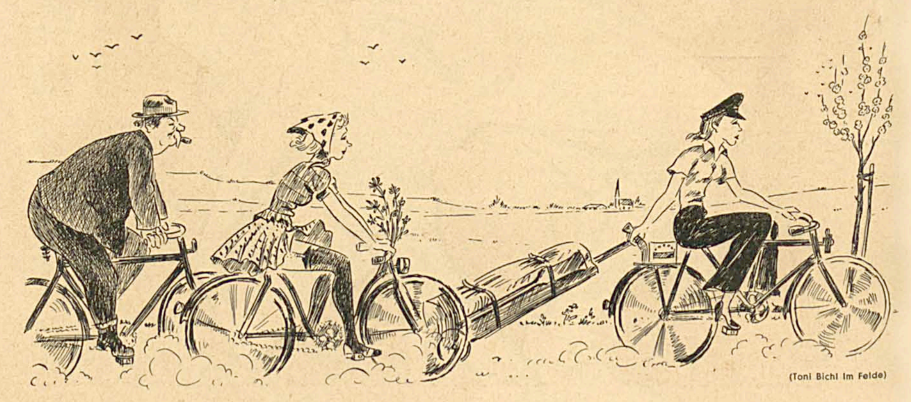
Die Gegenspielerin des Herrn mit dem Degen ist eine schöne Dame. Sie hat womöglich noch etwas Edleres als der Ritter. Zu ihr gehört immer eine ärmere Verwandte oder Magd, und diese Magd muß im Verlauf des Stückes öfter kleine Närrin genannt werden. Das habe ich zu meiner Köchin auch noch nie gesagt. Das Mägdlein trillert nur so von Harmlosigkeit und Durchtriebenheit.

Und nun will ich Ihnen auch sagen, wodurch das Stück weiter und zu Ende kommt. Das geschieht dadurch, daß auf der Bühne Hecken, Säulen und Marmorbänke verteilt sind, hinter denen sich die Personen verstecken, um die anderen auszuspionieren.

Das muß man genau wissen, denn dadurch unterscheidet sich die Kunst vom Leben. Im Leben wird kein Mensch auf die Idee kommen, sich hinter so einer Hecke oder hinter einer viel zu schmalen Säule zu verstecken, weil jeder genau weiß, daß er dort gesehen wird, namentlich, wenn er von diesem mangelhaften Versteck aus noch Bemerkungen macht.

Im Parkett aber sitzen ganz vorn Direktoren und Aufsichtsräte und gewichtige Leute aus Industrie und Handel und wissen genau, daß dieses klassischer Humor ist, über den jeder gebildete Mensch zu lächeln hat, weil es Kunsthumor ist.

Foitzick



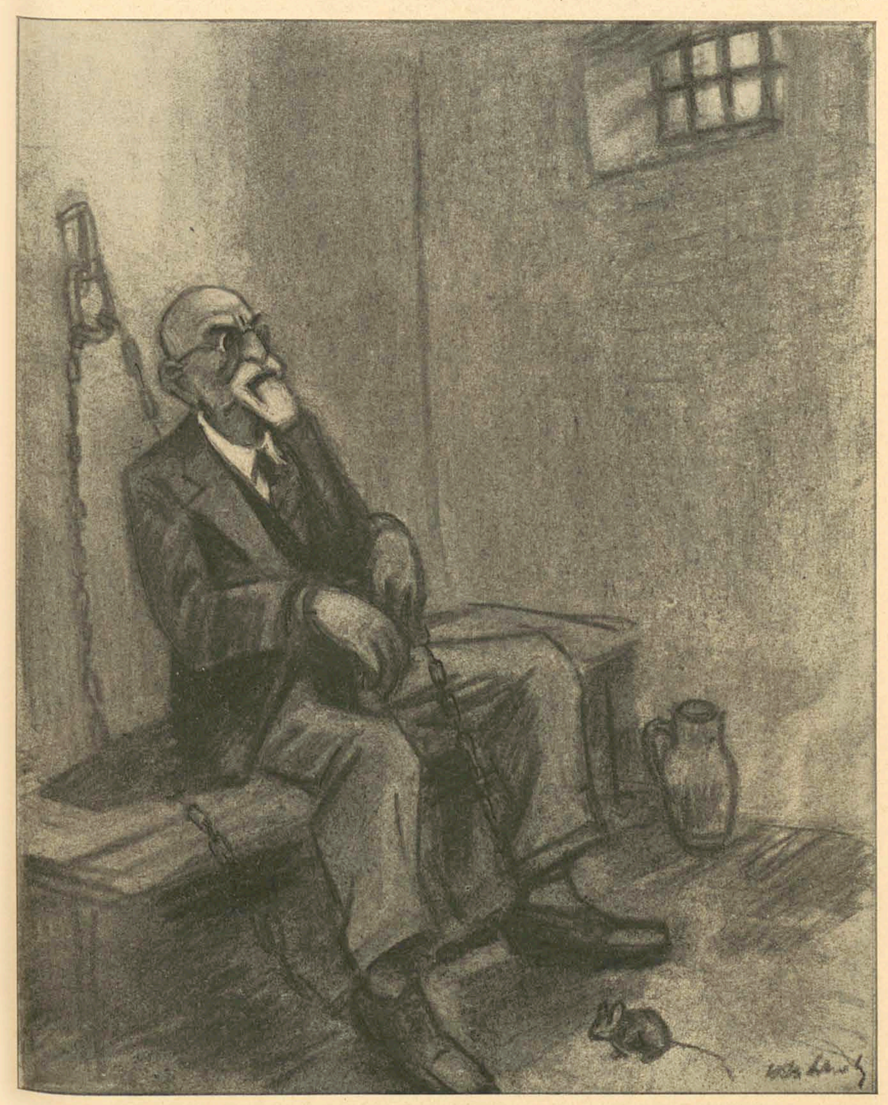
(Toni Bichl im Felde)

Der Wegkundige: „Wenn Sie uns schon den Weg zum See zeigen wollen, Herr, müssen S' aber vorausfahr'n!"
„Naa, naa — hint' is ma d' Aussicht lieber!"

Conoscitore della via: "Se volete mostrarci bene la via al lago, dovete pure precederci!„
"Ah, no no! A me è più cara la vista di dietro!„

Defaitist in Frankreich

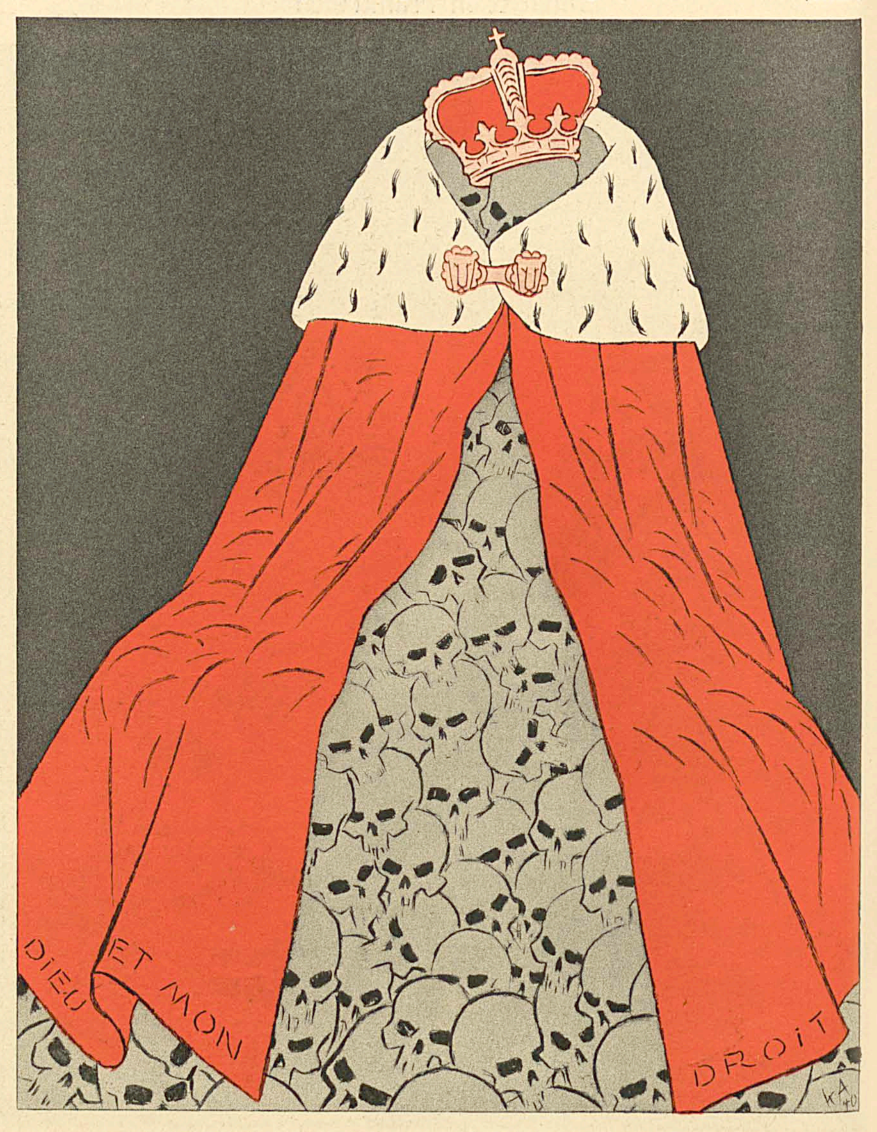
(Wilhelm Schulz)



„. . . und nur, weil ich in der Botanikstunde über den Mandelbaum gesprochen habe!"

Eine königliche Lüge - Una menzogna reale

(Karl Arnold)



„Das britische Weltreich freier Völker ist auf den Idealen der Freiheit, Gerechtigkeit und des Friedens gegründet!" (Georg VI., König von England)

"L'Impero mondiale britannico di popoli liberi è fondato sugli ideali di libertà, di giustizia e di pace!„ (Giorgio VI. Re d'Inghilterra)

Da lacht der Mond! - Ah, ride persino la luna!

(Fr. Bilek)



DER TRINKER

VON EZIO D'ERRICO

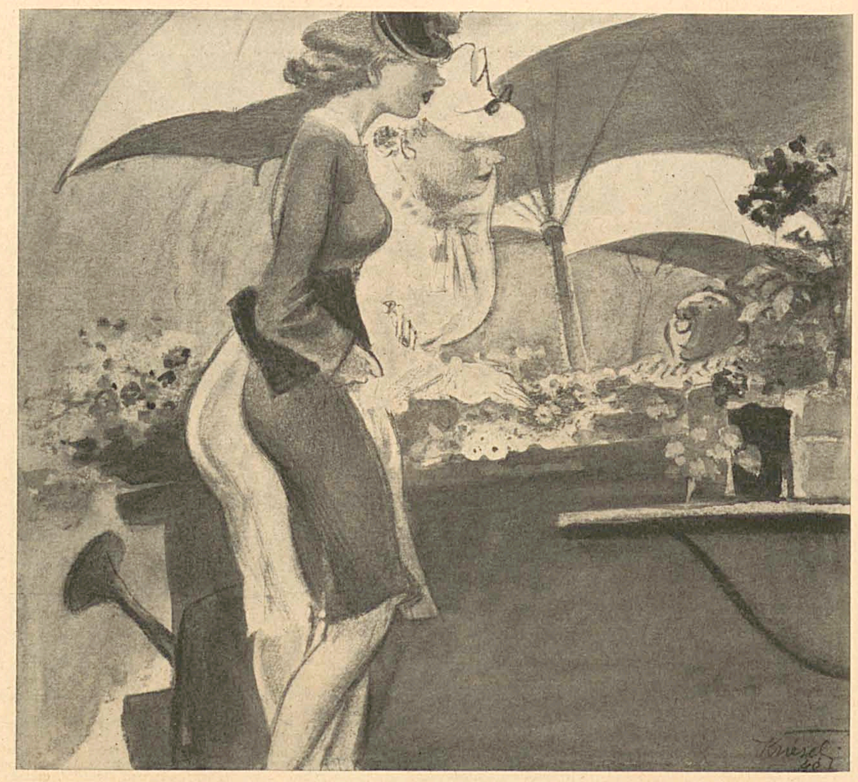
Der Trinker war ein dunkel gekleideter Mann in mittleren Jahren.
Er saß nur halb auf seinem Stuhl und stützte seinen Ellbogen auf den Tisch. Sein dickliches, blasses Gesicht mit dem kleinen, schwarzen Bärtchen hatte keinen bestimmten Ausdruck. Er blickte versunken in den Hintergrund der Wirtsstube, wo massive Schatten ins Kartenspiel vertieft waren. Wenn er sich umdrehen mußte, um sein Glas zu nehmen, warf er den weichen Blick mit einem solch schmerzlichen Überdruß zum Eingang, von wo das grüne Licht der Felder hereinkam, daß sich seine dicken Lippen vor Ekel kräuselten.
Kaum hatte er getrunken, drehte er sich wieder ins Dunkle und blieb unbeweglich sitzen.
Auf dem Tisch stand ein irdener Weinkrug von hartem, gipsigem Weiß und eine Gitarre. Jedesmal, wenn die Magd hinausging, um denen, die in der Pergola saßen, den Wein zu bringen, konnte man auf einem Zeitungsfetzen, der am Boden lag und vom Rocke der Magd gestreift wurde, die dicke Aufschrift lesen: „Wichtige Sitzung in der Kam . ."
Fliegen schwirrten still in der Mitte der Stube und führten einen Lufttanz auf, der wie von einer unsichtbaren Zone begrenzt schien. Vielleicht waren es den Menschen unverständliche heilige Riten, so wie die gesungene Messe den Mücken unverständlich ist . . . Dem Fremden, der in einer Ecke des Lokals saß, war auch der Trinker unverständlich, denn er selber hatte Kaffee getrunken . . . Immerhin betrachtet er den Trinker mit einer Neugierde, die er nicht einmal zu verbergen trachtete. Jetzt erhob er sich, ging zum Tisch und schlug ein wenig die Saiten der Gitarre an.
„Spielen Sie?"
Der Trinker, der sich langsam umgedreht hatte, um den Störenfried von unten bis oben zu betrachten, erwiderte ruhig: „Ich spielte früher . ."
Der andere wollte sich nicht geschlagen geben und nachdem er sich die Erlaubnis erfragt hatte, nahm er die Gitarre zur Hand und schlug ein paar Akkorde an. Verloren schlugen die Töne an die Wände, wie um sich mit einem leichten Summen wieder im Instrument zu verbergen.
Als der Spieler merkte, wie unnütz dies Hin und Her war, legte er die Gitarre nieder und nach einigem Gemurmel über Gitarresaiten und das Holz nahm er sich einen Stuhl und setzte sich.
„Ist er gut, der Weißwein?"
„Und wie gut!"
Eine Pause trat ein, unterbrochen vom klatschenden Aufschlagen der Karten, die die Kartenspieler auf den Tisch hieben.
„Ich würde mir auch ein Quart von dem bringen lassen . . . aber ich muß etwas dazu essen." . . .
Diesmal drehte sich der Trinker ganz zu dem ungebetenen Gast, um ihm ins Gesicht zu schauen.
„Den Weißen trinkt man nüchtern", dozierte er streng, Silbe für Silbe betonend.
Sein Blick war dabei hart geworden, wie der eines Lehrers vor dem stumpfen und verbohrten Schüler.
Der Fremde beugte schuldbewußt den Kopf und wandte sich übereifrig zur wiedereintretenden Magd:
„Einen halben Liter von dem da", und deutete auf den gipsweißen Krug.
Wie ihm der Wein gebracht wird, stürzt er in einem Zug ein Glas hinunter, aber wie er es auf den Tisch setzt, begegnen ihm die strengen Augen des Trinkers.
„Langsam, langsam . . ., langsam trinken . . . nicht wie die Pferde!"
So belehrt, fing der Neuankömmling langsam an, den Sinn der Dinge zu verstehen, von der Farbe des Trinkbechers angefangen bis zum Mückentanz. Er war ein Mann, der viel gelesen hatte, aber niemals hatte er ernstlich darüber nachgedacht, was eigentlich ein Trinker sei, ein Trinker, der eins ist mit seinen Gedanken, die wiederum ihrerseits eins sind mit dem Tisch, dem Glas, dem Weinkrug und der Gitarre, die da liegt, nicht damit man sie spielt, sondern bloß damit sie ein Ganzes bilden mit dem Ellbogen des Trinkers und dem Tisch . . .
Wie er so begann, dies alles zu verstehen, war es dem Mann, als lerne er aufs neue rechnen und begriffe endlich den Wert der Zehn. Während er in Ruhe und Schweigen trank, drangen die Ge-

Ein Mensch / Von Eugen Roth

Ein Mensch betrachtete einst näher
Die Fabel von dem Pharisäer,
Der Gott gedankt voll Heuchelei
Dafür, daß er kein Zöllner sei.
In allzuklugem Selbstbetrug
Der Mensch nun einen Salto schlug:
Gottlob, rief er in eitlem Sinn,
Daß ich kein Pharisäer bin!

Der Maßstab - La norma

(R. Kriesch)



„Warum sind denn die gefüllten Margeriten soviel teurer als die andern, Frau Sorgenfrei?“
„Tja, gnä' Frau, bei den Blumen ist's umgekehrt wie bei den Damen: je üppiger, desto kostbarer!“
“Perchè mai, signora Senzaffanni, le margherite doppie costano assai più delle altre?„
“Eh, signora, coi fiori la norma è inversa a quella delle signore: quanto più esuberanti, tanto più costosi!„

danken des Trinkers in ihn ein, so schien ihm, und seine eignen Gedanken übertrugen sich in den Schädel des Trinkers.

So erkannte er plötzlich des andern fahle Frau, die immer wie verrückt kleine, lächerliche Unterjäckchen strickt, erkannte dessen längst verschollenen Sohn, erkannte sein Gelüst zu stehlen und überließ ihm seinerseits seine eigenen Träume, seine Hoffnungen, seine Wünsche und Kämpfe.

Je stärker dies Ineinanderaufgehen wurde, um so mehr schrumpften die beiden am Tisch zusammen, die Köpfe zwischen den Händen und die Augen starr auf die Platte geheftet. Die Gegenstände ringsum wurden wesenlos und verloren sich im Dunkel des Raumes...

In dieser Leere waren ihre Seelen sich so ähnlich geworden, als ob das Leben des einen für immer das des andern geworden sei.

Der Fremde sah sich von der Wirtschaft in ein unbekanntes Haus verschlagen, wo auf altem Hausrat schmutzige Stickereien jeden Gegenstand bedeckten, mit ihren Fransen und Quasten in unendlichen Stunden des Schweigens gefertigt von einer jener Frauen, die, wo sie gehen und stehen, Stricknadeln mit sich herumtragen und Wollknäuel von widerwärtiger Farbe.

Der Trinker aber war in andere Häuser gedrungen und hörte an einem unbekannten Radio jene Dummheiten krächzen, die in allen Teilen der Welt das Leben so vieler begleiten...

Das Gelärme derer, die unter der Pergola mit der Magd scherzten, schien ihnen umgewandelt in flehende Bitten, in Liebesworte, in Begrüßungsformeln, in Sirenenrufe abgehender Schiffe. Der verschwommene weiße Weinkrug war zum Taschentuch geworden und das runde Schalloch der Gitarre zum Brunnenschacht, über den sich Liebende im Mondschein beugen...

Die zwei Trinker weinten nicht mehr und lachten nicht mehr; in ihnen strömten gleicherweise Leiden und Freuden ohne Ordnung und ohne Scham.

Von Zeit zu Zeit hörte man ein Wort, abgehackt und leise wie ein Bekenntnis, aber die wachsame Hand ging gleich auf die Suche nach dem Glas und ein kräftiger Schluck dämpfte schnell den störenden Klang.

„Eine Frau hat einmal...“

„Ich bin niedergekniet...“

„Wenn ich das schreiben würde, was ich fühle..“

„Mir haben sie unrecht getan...“

Unzusammenhängende, unnütze Klänge...

Die zwei Seelen hatten sich schon alles gesagt. Als sie sich torkelnd erhoben, war der Abend niedergesunken.

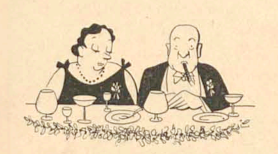
Kaum vor der Türe, trennten sie sich, aufs neue einander unbekannt, und schon eine Beute der Menge.

Und da die Gitarre auf dem Tisch liegen geblieben war, konnte niemand sagen, welcher von ihnen nach links und welcher nach rechts gegangen war...

(Aus dem Italienischen von Wally P. Schultz.)

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Gummers feiern silberne Hochzeit. Onkel Herbert hält die Tischrede: „... und so wünschen wir dem Jubelpaar noch weitere fünfundzwanzig Jahre Glück und Frieden!"
Murrt Gummer vor sich hin: „Wieso weitere?"

Ich muß oft noch an die Zeit um 1920 herum denken, wo man zu Eisenbahnreisen eine amtliche Bewilligung brauchte und die Dringlichkeit seiner Reise nachweisen mußte. Ich war damals gerade zum ersten Male verheiratet und meine junge Frau fuhr nach Franzensbad. Wir hatten verabredet, daß sie mir — wenn sie es vor Sehnsucht nicht mehr aushalten könnte! — eine Depesche schicken sollte mit dem Inhalt, mein Kommen sei dringend wegen Krankheit erforderlich, damit ich mit dieser Depesche einen Reiseausweis erhielt.
Ich wartete und wartete, jedoch die Depesche traf nicht ein. Kurz entschlossen drahtete ich selbst: „Vermute, dir geht es gesundheitlich nicht gut. Drahte sofort, ob es dir schlecht geht!" Am nächsten Tag traf die Antwort ein:
„Bin gesund und fühle mich wohl. Herzchen."

EIN IRRTUM

VON BASTIAN MÜLLER

„Warum willst du schon wieder fort?" fragte Filippo.
„Ich habe noch was vor", antwortete Antonin.
Da lachte Filippo. „Du hast ein unverschämtes Glück, weißt du das?"
Antonin zuckte die Schulter. Er tat so, als wisse er nichts von seinem Glück. Und doch stimmte es. Seit die alten Vuottos aus Argentinien zurückgekommen waren, seit also auch Antonin wieder auf der Insel lebte, die er als dreijähriges Auswandererkind verlassen hatte, hatte er eine Menge Glück bei den Frauen. Erst liefen ihm alle Inselmädchen nach, weil er ein so komisches, amerikanisches Italienisch sprach, und als dann die Damen aus Rom und aus dem Ausland kamen, hätte er jeden Abend eine haben können. „Weiß der Kuckuck, was sie alle an ihm finden?" fragte sich Filippo, als er dem Freund nachsah, wie er da zur Piazza ging. Filippo trank noch ein Glas und schlenderte dann zur Funiculare. Ganz zufällig sah er, daß es Philomena war, mit der es Antonin nun hatte.
Anderen Abends war es noch immer Philomena, und sogar noch nach einer Woche. „Bist du nun unter die Heiratskandidaten gegangen? Ich verstehe eigentlich nicht recht, daß sie wagt, jeden Abend mit dir hier vor aller Welt zusammenzutreffen. Schließlich ist sie hier gerade angekommen und müßte als junge Lehrerin etwas auf sich achten", sagte Filippo leichthin.
„Sie wird nicht mehr lange Lehrerin sein, überhaupt, diese hergebrachten Altweibersitten. Kann eine junge Frau nicht öffentlich mit einem Mann sprechen?" sagte Antonin ziemlich aufgebracht.
„Ich habe es satt. Ich geh wieder fort. Am liebsten ginge ich wieder nach drüben. Warum sind meine Alten auch heimgekehrt?"
„Sie sind doch hier zu Hause", sagte Filippo.
„Und schließlich haben sie zwanzig Jahre gespart, um nun ein kleines Haus und ihren Weinberg zu haben."
„Aber ich bin doch nicht alt und ich lebe doch nicht vom Sparpfennig", sagte Antonin ärgerlich.
„Philomena und ich wollen nach Tripolis. Ich will wieder eine Farm haben."
„Bravo", sagte Filippo. „Aber mit Philomena? Sie ist aus Bologna..., ich weiß nicht, die und eine Farm?" Antonin schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab.
Obwohl Filippo ein bißchen schwarz sah, was den Fall betraf, gedieh die Beziehung prächtig. Philomena mietete erst ein Zimmer im Hause der alten Vuottos. Dann verlobten sie sich. Und eines Tages sollte die Hochzeit sein. Danach wollte das Paar auswandern, nach Libyen. Ein unbebautes Land wartete auf sie. Antonin kam noch immer zur Postdampferzeit ins Timberio. „Du kommst also schon zum Essen", sagte er zu Filippo. Der nickte und überlegte, ob er sich in Neapel einen Frack leihen sollte. Immerhin war die Braut eine Lehrerin. Aber dann verwarf er es wieder, denn Antonin sagte: „Heute muß ich etwas früher gehen. Ich muß noch das Hochzeitsschaf schlachten."
„Du tust es selber?" fragte Filippo ein bißchen erstaunt.
„Denkst du, wir hätten drüben in der Wildnis einen Fleischerladen gehabt", fragte Antonin belustigt. „Nächstens werden wir auch wieder keinen haben."
„Meinst du in Libyen?" fragte Filippo.
„Ja, da unten. — Das Federvieh mußten drüben die Frauen schlachten. Was vier Beine hatte, war für uns Männer", sagte Antonin und versank ein bißchen in Erinnerungen.
„Ich könnte es nicht", sagte Filippo langsam.

Reisefertig - Pronti al viaggio

(Erich Schilling)



„Was nun, meine Herren? Vielleicht ist's das Sicherste für uns, wir machen alle zusammen eine Propagandareise nach Übersee!"

"Ebben, che fare ora, signori? Forse per noi lo scampo più sicuro è quello di intraprendere tutti insieme un viaggio di 'propaganda oltreoceanica!„

„Aber du mußt es ja können." Sie tranken noch einen. Bald würden sie sich ja nicht mehr sehen. Dann ging Antonin hinauf auf den Berg, wo Villino Vuotto lag und schlachtete das Hochzeitsschaf.
Am nächsten Abend, es war der letzte, und Antonin hatte gesagt, er käme bestimmt, sie wollten den Tag ein bißchen feiern, blieb Filippo allein im Timberio. Es war langweilig. Vom Campanile schlug es schon sechs. „Was denn bloß los ist, daß er nicht kommt?" fragte Filippo sich. Er setzte sich vor die Tür, wo sonst immer die Fremden saßen und das Leben auf der Piazza betrachteten. Lange war gar nichts Außergewöhnliches zu sehen. Dann kam Costanzo und trug zwei Koffer. Costanzo grüßte herüber und rief: „Antonin noch nicht da?" Dann war wieder nichts zu sehen auf dem Platz. Die Uhr am Campanile schlug dünn und alt. Die Limonengärten herauf kam das kurze Tuten vom Postdampfer. Da trippelte Philomena über den Platz. „Wo bleibt denn Antonin?" rief Filippo ihr zu. Philomena lief rot an und schaute steif vor sich hin. Sie hatte es eilig. Sie nahm die Funiculare zum Hafen. Wieder tutete die Reginia. Endlich nach einer halben Stunde kam Antonin. Er ging gleich hinten durch. „Einen Americano", bestellte er laut. Das war sein Spezialgetränk, verteufelt stark. „Aber was ist denn los?" fragte Filippo. „Wie siehst du denn bloß aus?"
„Wie Leute aussehen, die ein Mörder sind. Wie ein Schlachter, wie ..." Er trank und sagte wieder: „Los, Gigi, schenk ein!"
„Was nicht in Ordnung?" fragte Filippo ziemlich verdutzt. „Alles in Ordnung. Komm, trinken wir drauf. Aber mit der Hochzeit ist's nichts. Du hast recht, ich habe eine Menge Glück gehabt. Sie konnte nicht sehen, daß ich ein Schaf schlachtete, sie hat gezetert. Ach, was reden wir darüber. Komm morgen zum Essen. — Und diese Frau wollte mit mir nach Libyen ..."
„Aber wo ist sie denn nun?" fragte Filippo entsetzt. „Was weiß ich. Hörst du den Postdampfer? Dreimal. Da fährt sie hin."

Gespräch im Vormarsch - Colloquio nella marcia in avanti

(E. Thöny)



„Wir scheinen zu viel Tore geschossen zu haben, weil sich die englische ‚Fußballmannschaft' nicht mehr sehen läßt!"

"Sembra che abbiamo fatto troppi tiri in porta, poichè la squadra dei calciatori inglesi non si fa più vedere!„

DER KAPITÄN MIT DEM AUGE

VON WALTER ROTHENBURG

In Wirklichkeit hieß Kapitän Plinkeroog ganz anders. Im Heimatdorf an der Elbe aber, wo er nach langer Seefahrtszeit vor Anker gegangen war, nannte man ihn nur Plinkeroog.

Er hatte nämlich ein Augenleiden: er plinkerte mit dem linken Auge. Es war eigentlich weiter nichts als ein nervöses Zucken. Wer den Kapitän und sein Augenleiden kannte, wußte genau, daß dem Zwinkern keine besondere Bedeutung beizumessen war. Fremde aber, die zum erstenmal mit Plinkeroog zusammentrafen, glaubten, er wolle mit dem Augenplinkern etwas Besonderes andeuten. Wie zum Beispiel auf der Reeperbahn die kleinen Mädchen, wenn sie, an der Ecke stehend, den Männern mit dem Auge zuplinkern, als ob sie... ja, — als ob sie.

Es war ein ekliges Leiden für Plinkeroog. Der Kreisarzt konnte es nicht heilen. Er empfahl Plinkeroog, nach Hamburg zu fahren. Zu einem Spezialarzt. Das tat er eines Tages.

Plinkeroog löste sich eine Fahrkarte II. Klasse. Bei der Abfahrt saß er allein im Abteil. Er war froh darüber; denn stets hatte er Angst, daß er Leute in Verlegenheit brachte, wenn er mit dem Auge plinkerte. Auf der nächsten Station stieg dann eine Dame ein. Irgendwie freute sich Plinkeroog. Mit einer netten Unterhaltung würde die Zeit doch besser vergehen. Er dachte im Augenblick nicht an sein Auge. So fragte er ganz harmlos, ob die Dame auch nach Hamburg fahre. Dabei plinkerte er mit dem Auge...

Entrüstet sprang die Dame von ihrem Sitz auf und verbat sich solche Vertraulichkeit (von wegen dem Auge). Sie verließ empört das Abteil. Käpten Plinkeroog bekam einen Schreck: dieses verflixte Auge! Wenn das nur erst geheilt wäre.

Als der Schaffner kam und die Fahrkarten kontrollierte, fragte Plinkeroog — sein Auge plinkerte wieder dabei —, wann der Zug in Hamburg sei. Der Schaffner schmunzelte verständnisvoll und meinte: „Na — ein kleines, galantes Abenteuer in Aussicht? Ja, dann kann man die Zeit gar nicht abwarten, was? Um 18 Uhr sind wir da."

Plinkeroog wollte sich gerade den vertraulichen Ton verbitten, als ihm — zum Glück zur rechten Zeit — einfiel, daß sein Augenleiden schuld war. Um achtzehn Uhr traf der Zug pünktlich ein. Plinkeroog wollte so schnell wie nur möglich in ein Hotel. Nur weg von den Menschen! dachte er. Morgen früh zum Arzt und wieder ins Heimatdorf zurück. Das war ja eklig mit dem Auge.

Als Plinkeroog die Fahrkarte abgab, fragte er den Beamten ganz harmlos, wo die Taxi stünden. Der Beamte sah das plinkernde Auge und sagte: „Nanu?! Sie haben's aber eilig! Na, — die Taxi stehen an beiden Ausgangsseiten. Viel Vergnügen!"

Plinkeroog wurde wütend. Er stürmte mit seiner Handtasche durch die Bahnhofshalle. Den ersten Taxischoför fragte er: „Wissen Sie nicht ein kleines Hotel?"

„Klar!" sagte der, als er das zugekniffene Auge sah, und schmunzelte verständnisvoll. Er fuhr Plinkeroog in ein kleines ‚Hotel' in einer dunklen Nebenstraße.

Plinkeroog war schon alles gleichgültig. Er bezahlte die Taxi. Im sogenannten Hotel fragte er den Portier, ob er ein Zimmer haben könne.

Der Portier bemerkte das plinkernde Auge und sagte: „Natürlich, mein Herr. Zimmer acht. Zwei schöne Betten."

Plinkeroog korrigierte — und wieder plinkerte das verflixte Auge: „Nein, — keine Frau!"

„Was?" schrie der Portier. „Keine Frau? Nee, mein Herr, dann sind Sie hier verkehrt! Ihretwegen wollen wir nicht mit den Gesetzen in Konflikt kommen. Für alte Knaben Ihrer Sorte haben wir in unserem Haus keinen Platz — —"

Eine Viertelstunde später befand sich Plinkeroog in polizeilichem Gewahrsam. Er hatte dem Portier eine 'runtergehauen!

Der diensthabende Wachtmeister nahm den Tatbestand auf. Er fragte Plinkeroog nach den Personalien: „Wie alt sind Sie?"

Plinkeroog sagte — und wieder plinkerte das verflixte Auge: „65 Jahre."

„Nee... Alter", sagte der Wachtmeister, „auf der Polizei müssen Sie das richtige Alter angeben. Also los!"

Plinkeroog wurde es jetzt aber zu bunt. „Zum Donnerwetter!" schrie er, „ich bin 65 Jahre alt! Ich habe ein Augenleiden und —"

Der Wachtmeister unterbrach ihn: „Herr! Unterlassen Sie dieses Theater!"

Da nahm Plinkeroog die Sache mit Humor. Seelenruhig sagte er — und das Auge spielte ihm abermals einen Streich, es plinkerte wie toll —: „Gut, Wachtmeister, ich bin 18 Jahre alt."

Daraufhin wurde er eingesperrt. Man hielt ihn für ‚so einen' — oder für verrückt. Morgens wurde er aufs neue vernommen. Bei dieser Vernehmung ging dann auch alles gut. In seiner Zelle war Plinkeroog eine Idee gekommen. Er hielt sich beim Sprechen das linke Auge zu.

Der Spezialarzt heilte dann auch bald sein Leiden. Später aber, wenn Plinkeroog sich mal einen Scherz machen wollte, holte er sein altes Leiden wieder hervor. Dann fuhr er nach Hamburg und plinkerte vergnügt mit dem linken Auge in der Welt umher — — alle Menschen in Verlegenheit bringend!



(Fr. Bilek)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hahnenschrei / Von Georg Britting

Der Mai ist da —
Jäh will's dich erschrecken!
Du siehst's an den Hecken,
Die sich begrünen,
Sichstrecken der Äste.
Du siehst's am Wasser,
Das schneller fließt,
Du spürst es am Wind,
Der zu wehen beginnt
Wie vorher nie,
Und selbst dem Fisch fuhr es neu ins Geblüt —
So schießt er vorbei!
Du siehst es am Kirchturm, der anders glüht,
Du siehst's an der Wolke, die weiß hinzieht,
Am Löwenzahn, der am Straßenrand blüht,
Und hörst du nicht einen züngelnden Schrei?
Sang es der Hahn, dies feurige Lied?
Oder sang so der Mai?

SELBSTLOSE LIEBE

VON HANS KARL BRESLAUER

Herr Treppler wog das für die abwesende Gattin abgegebene Päckchen nachdenklich in der Hand. Was kann es enthalten, überlegte er; sicherlich irgendeine billige Dummheit, womit sich der junge Mann, der ihr in der letzten Zeit den Hof machte, beliebt machen will...

Und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, hatte er es auch schon neugierig geöffnet, schob die Brille auf die Stirne, führte die in einem Saffian-Etui liegende Perlenschnur an die kurzsichtigen Augen, fühlte etwas wie Hochachtung vor dem Spender dieser Kostbarkeit, zog ein Chagrin-Etui aus der Tasche und stellte Vergleiche an.

Die in dem Chagrin-Etui matt schillernde Perlenschnur war gewiß auch sehr kostbar, aber die Perlen des Mittelstückes ließen zu wünschen übrig. Und deshalb überlegte Herr Treppler, überlegte, verglich und überlegte wieder — und konnte nicht widerstehen...

„Leo", sagte Frau Annemarie, als sie am Spätnachmittag mit einem jungen Mann im Lesezimmer des Hotel Ritz saß, „ich bin dir ernstlich bös! Du wirst die Perlen dem Juwelier zurückgeben!"

Leo lächelte verlegen.

„Kind —"

„Ich ließ sie schätzen", unterbrach ihn Frau Annemarie, „und sie kosten ein Vermögen! Bitte, keine weiteren Erklärungen! Ich dulde diese Extravaganzen nicht! Ich liebe dich viel zu selbstlos! Du darfst dich für mich nicht ruinieren... Auf morgen, Leo, jetzt muß ich gehen!"

Als Herr Treppler am nächsten Morgen die Frühpost öffnete, starrte er wie versteinert auf die wenigen Zeilen eines Expreßbriefes.

Mein Herr!

Was fällt Ihnen ein, mir falsche Perlen zu schenken? Schämen Sie sich und betreten Sie nie mehr meine Schwelle!

Herr Treppler sprang auf und stürzte in das eheliche Schlafgemach.

„Annemarie", würgte er hervor, „— wo — wo sind die Perlen, die du gestern bekommen hast?"

„Ah — du spionierst?" sagte Frau Annemarie, die vor dem Spiegel stand. „Merke dir, ich lasse mir keinen Schmuck schenken, ich bin eine anständige Frau!"

„Ich — ich weiß —" beruhigte Herr Treppler die Gattin, „ich will nur wissen — wo die Perlen sind?"

„Zurückgeschickt!"

„Zurück —" Herr Treppler mußte sich setzen; wie sollte er sich da herauswursteln, ohne gestehen zu müssen?

„Annemarie", stotterte er, „sieh mal — ich wollte dich schon längst mit einer Perlenschnur überraschen! Und — und da ich sah, daß dir ein lumpiger Anbeter falsche Perlen schickte, habe ich sie gegen echte umgetauscht... Ich kann dich doch nicht mit falschen Perlen herumlaufen lassen!"

„Falsch?... Falsch, sagst du?" Frau Annemarie stürzte ans Telephon, drehte an der Wählscheibe herum und rief mit zitternder Stimme: „Hallo — dort Ritz?... Verbinden Sie mich mit Zimmer 235.. Was? Was sagen Sie?"

Frau Annemarie ließ den Hörer sinken und Herr Treppler fragte verstört:

„Nun — Annemarie — nun??"

Und Frau Annemarie erwiderte tonlos:

„Er — er ist noch gestern abends abgereist... Unbekannt wohin."

Mein Freund Johannes

Ich lernte Johannes kennen, als wir beide sechs Jahre alt waren. Er, oder wohl richtiger seine Eltern bewohnten eine Vorstadtvilla, die von einem mittelgroßen Garten umgeben war. An dem Tage, als wir in das Nachbarhaus einzogen, sah ich ihn zum ersten Male. Er kam an den Gartenzaun, der mein zukünftiges Reich von dem seinen trennte und begrüßte mich mit den Worten:

„Ich heiße Johannes. Ich schlage vor, daß wir gute Freunde werden."

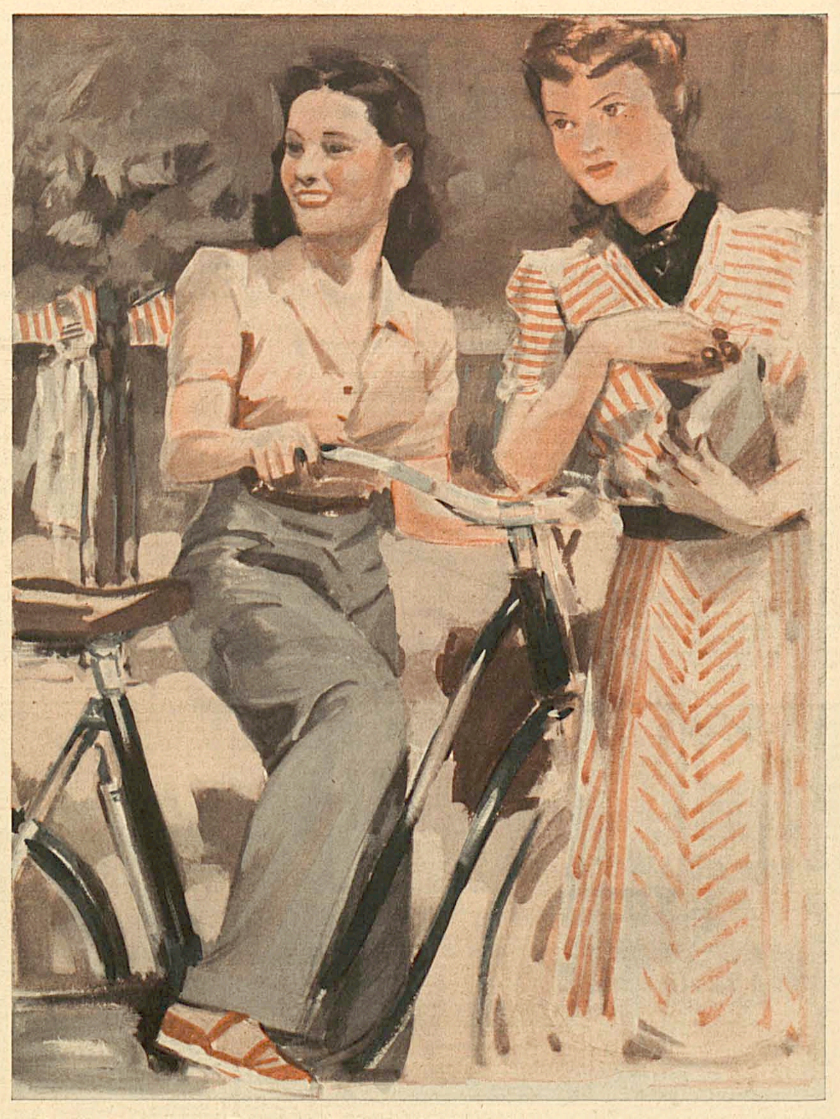
Dann bückte er sich, hob eine Handvoll Matsch auf und warf sie mir ins Gesicht.

Wir sind im Laufe der Jahre wirklich gute, sogar sehr gute Freunde geworden. Und das Zusammenleben mit ihm hat mir noch manches Erlebnis gebracht, das mich ähnlich verblüffte, wie das des ersten Tages unserer Bekanntschaft.

J. Bieger

Die Strenge - La severa

(K. Heiligenstaedt)



„Schau mal den kleinen Finken an, wie der sein Weibchen herumjagt und schopft!"
„Na ja, die übliche Methode der Männer, einen mit List und brutaler Gewalt dumm zu machen!"

"Guarda un po' quel fringuelluccio come caccia di qua e di là la sua femminuccia!„
"Eh be', è il solito metodo degli uomini di render scema una donna, con l' astuzia o con la brutale violenza!„

München, 23. Juni 1940
45. Jahrgang / Nummer 25

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die britische Lügenwaffe - L' arma britannica delle menzogne

(Erich Schilling)



W. C.: „Gott verflucht, Northcliff, die deutschen Waffen sind furchtbar, dagegen kämpfe ich selber mit unserer altbewährten Waffe vergebens!"

W. C.: "Maledizione! Northcliff, le armi tedesche sono terribili ed invano le controbatto io stesso colla nostra ben provata arma!„

HASSAN MEDIR, DER KAHLKOPF

VON JOSEF ROBERT HARRER

Im Orient genießen die Kahlköpfigen seit Jahrtausenden das größte Ansehen. Je weniger Haare ein Dichter auf dem Kopf hat, um so mehr werden seine Verse gefeiert, und wären sie auch fadenscheinig wie alte Spinnweben. Anderseits mag ein Philosoph die edelsten Gedanken ersinnen; wenn er sie dann einer lauschenden Menge vorträgt und dabei durch sein dichtes Haar fährt, wird sich die Menge enttäuscht abwenden. Gegen Sprichwörter der Jahrtausende kämpfen selbst die Götter vergebens.

Hassan Medir war ein moderner Orientale. Er hatte die Erziehung Europas genossen, er beherrschte fünf Sprachen in Wort und Schrift, er dachte modern und hatte auch einen modernen Beruf. Als Bankfachmann ersten Ranges hatte er seinem Lande zu großen wirtschaftlichen Erfolgen verholfen. Sein Name wurde unter denen genannt, auf die man stolz war. Seinen Aufstieg verdankte er vor allem dem günstigen Schicksal, das ihm, obwohl er erst knappe vierzig Jahre alt war, schon längst alle Kopfhaare genommen hatte. Einer zweiten Sonne gleich leuchtete seine Glatze. Wenn es ihm aus Laune eingefallen wäre, außerdem noch zu dichten oder zu komponieren, hätte er zweifellos große Erfolge gehabt; denn er hatte eine Glatze. Aber Hassan Medir war eine ernste, sachliche Natur; er ging ganz in seinem Berufe auf. So empfand er es als gerechten Lohn für seine Mühen, daß er auserwählt wurde, bei der größten Bankvereinigung Amerikas die Interessen seines Landes bei den wichtigen Besprechungen zu vertreten.

Er traf in Neuyork ein. Nichts an ihm verriet den Orientalen. Er war modern gekleidet; seine dunklere Hautfarbe ließ eher auf einen sonngebräunten Sportsmann schließen als auf einen Angehörigen des Volkes von Tausendundeine Nacht.

Bei seiner Ankunft wurde er von Landsleuten empfangen, die ihn in sein Hotel brachten. Der Abend vereinigte sie dann zu geselliger Unterhaltung. Man sprach von Land und Leuten in Amerika. Hier war alles ganz anders als drüben, wo es noch Derwische gab, die unter einer Palme hockten, sich die Glatze kratzten und für das süße Nichtstun blütenreiche Ausreden fanden, Ausreden, vor denen die Menge des Volkes in Ehrfurcht erschauerte. Nein, das gab es hier nicht, hier gab es nur Arbeit, wieder Arbeit, Schlauheit, um kein härteres Wort dafür zu sagen, und vor allem Mißtrauen, das keine Sekunde aussetzte! Wenn man sonst in der Welt keinem über den Weg traut, so traute man in Amerika keinem Menschen, auch wenn er keinen Schritt machte, besonders dann, wenn man gegen jemand aus irgendeinem oft lächerlichen Grunde voreingenommen war. Er werde es also bestimmt schwer haben, wenn er seine Besprechungen aufnahm.

„Gegen mich braucht man nicht voreingenommen sein!" sagte Hassan Medir lächelnd. „Vielleicht weil ich hier allen fremd bin?"

Man sah ihn merkwürdig an. Er verstand die Blicke nicht. Er fuhr sich mit einem seidenen Taschentuch über die Glatze und sagte:

„Ihr müßt deutlicher sein, Freunde! Warum mißtraut man mir?"

„Herr Medir, ist Ihnen an uns allen, die wir wie Sie Orientalen sind, nichts aufgefallen? Gar nichts?"

Er sah seine Landsleute an und schüttelte den Kopf.

„Nun, Sie werden es aus dem Grunde schwer in Amerika haben", sagte einer, „aus dem Grunde, der Ihnen drüben in unserer Heimat die Wege geebnet hat. Kurz, Sie sind ein Kahlkopf! Und das wird hier in Amerika Mißtrauen erregen. Moderne Ärzte haben in den Gefängnissen Amerikas Untersuchungen angestellt; sie sind zu dem Schlusse gekommen, daß Verbrecher, besonders Betrüger in Geldsachen, viel mehr zur Kahlheit neigen als Menschen, die in sich gefestigt sind!"

Nun erst fiel es Hassan Medir auf, daß alle anwesenden Landsleute dichten Haarwuchs hatten. Er war der einzige Kahlkopf unter allen.

„Was tue ich nun?" fragte er kopfschüttelnd.

„Dasselbe, was jeder zweite von uns tun mußte, als er nach Amerika kam! Sie werden sich eine Perücke kaufen müssen!"

DIE VERÄNDERUNG

Täglich fahre ich mit der Straßenbahn Nummer vierzehn. Ich fühle mich in dieser Linie wie zu Hause. Ich weiß im voraus, an welchen Haltestellen sie voll wird und an welchen Haltestellen wieder viele Fahrgäste aussteigen. Ich kenne die Ecken, an denen sie scharf in die Kurve geht und die stehenden Fahrgäste mir in den Schoß fallen wie reifes Obst. Ich höre Fragen und Rufe des Schaffners nicht mehr, sie sind mir gewohnte Geräusche geworden. Wenn ich den Leitartikel, die kleinen Nachrichten unter dem Strich und zwei Spalten vom Feuilleton gelesen habe, klappe ich meine Zeitung zu; denn nun bin ich am Ziel.

Vor einigen Tagen aber ist ein neuer Geist in meine Linie eingezogen. Ich hatte schon einen Teil des Aufsatzes gelesen, in dem alles noch einmal steht, was an anderer Stelle des Blattes auch steht, nur mit möglichst anderen Worten, da war es mir, als ob etwas Fremdes, etwas Ungewohntes im Wagen wäre.

Das Ungewöhnliche fiel mir auf. Eine angenehme Stimme klang durch das Rattern des Wagens, eine Stimme, wie man sie manchmal von Sekretärinnen des Chefs größerer Industrieunternehmungen hört, von denen man sich nochmal so gerne sagen läßt, daß der Generaldirektor im Augenblick in einer Sitzung sei und niemand wisse, wann die Sitzung beendet sein würde.

Die Stimme in dem Straßenbahnwagen sprach von keinem Generaldirektor und von keiner vermutlich nieendenden Sitzung. Die Stimme fragte nur, ob noch jemand ohne Fahrschein sei.

Ich kann Ihnen sagen, die Stimme war so einschmeichelnd, daß selbst die ausgekochtesten Schwarzfahrer, zumindesten die männlichen Geschlechtes, ihre Sehnsucht nach dem Erwerb eines Fahrscheines äußerten. Ja, ich glaube, es kamen sogar manche in Versuchung, sich noch einen zweiten Fahrschein zusätzlich zu lösen, nur um der reizenden Schaffnerin einen Gefallen zu tun. Aber wenn man's recht bedenkt, hätte sie davon gar nichts gehabt, denn die Trambahndirektion hätte nichts von der Umsatzsteigerung durch persönliche Kundenwerbung erfahren. Also ließen wir's.

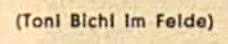
Wir alle verfolgten die Schaffnerin bei ihrem Dienstgang durch den Wagen, denn nur oben war sie Schaffnerin, unten hatte sie Beine, wie wir sie noch nie bei einem städtischen Trambahnbeamten gesehen hatten.

Ach wie schön ist es, wenn Beamte nach unten zu so verlaufen! Bei solchen Steuerbeamtinnen müßte das Zahlen zu einem Genuß werden. Ich weiß nicht, ob man Vorschläge in dieser Richtung machen sollte, es wären dann sozusagen zweischneidige Steuerbeamtinnen.

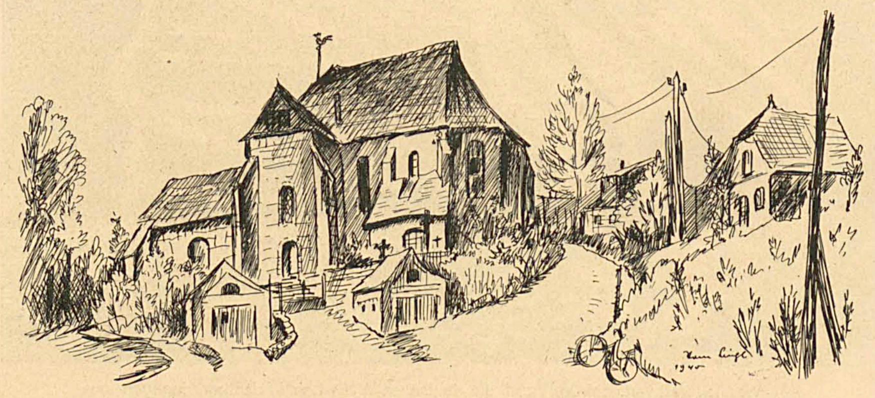
Als zwei Soldaten irgend etwas getan hatten, gab ihnen die Schaffnerin einen Klapps auf die Finger, einen freundlichen Klapps. Die Soldaten lachten, und die anderen Fahrgäste freuten sich auch. Jaja, so eine nette Schaffnerin darf das tun, was sich selbst der Herr Direktor der Straßenbahn nicht bei seinen Fahrgästen getrauen würde. Allerdings würde man dem Herrn Direktor auch nicht das tun, was die vergnügten Soldaten getan hatten.

Seit jenem Tage hat sich an meiner Straßenbahnfahrt einiges geändert. Ich erkenne das daran, daß ich während der Fahrt nur immer bis zur Hälfte des bewußten Artikels komme. Ich kann's verschmerzen.

Foitzick

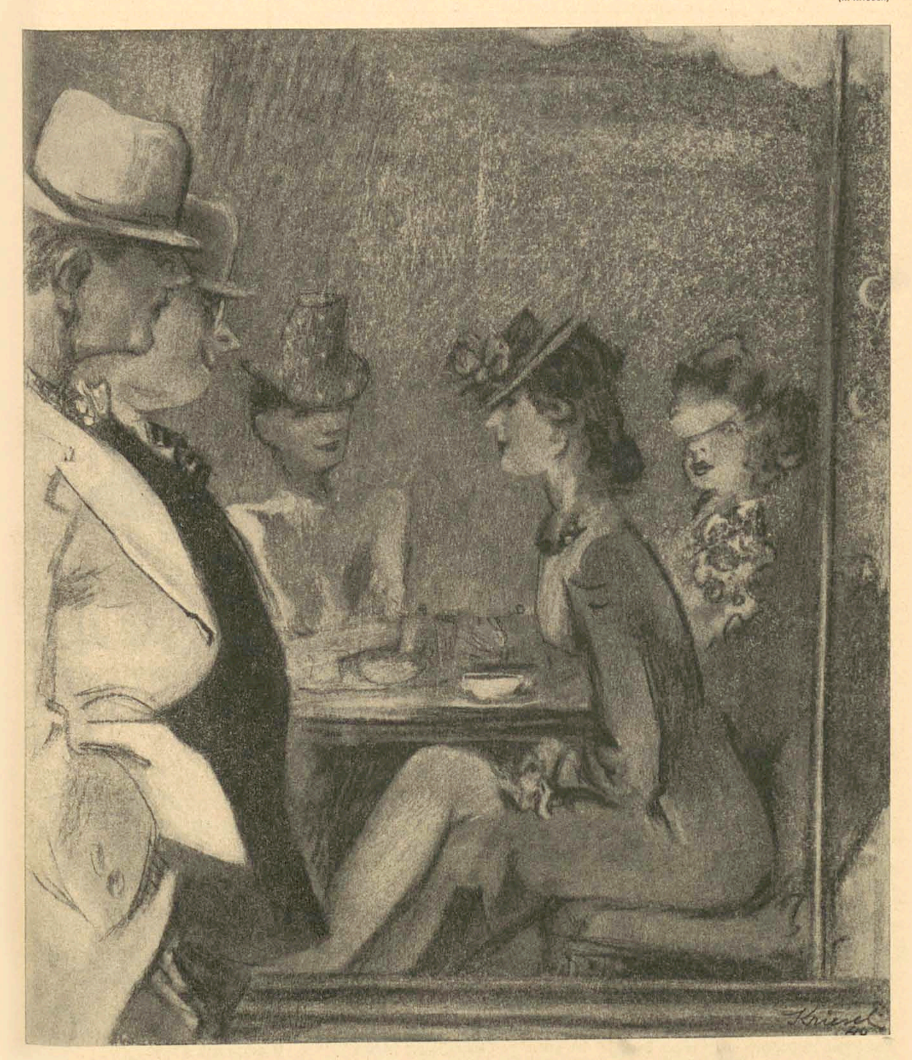


(Toni Bichl im Felde)



Durchs Fenster - Attraverso l' invetriata

(R. Kriesch)

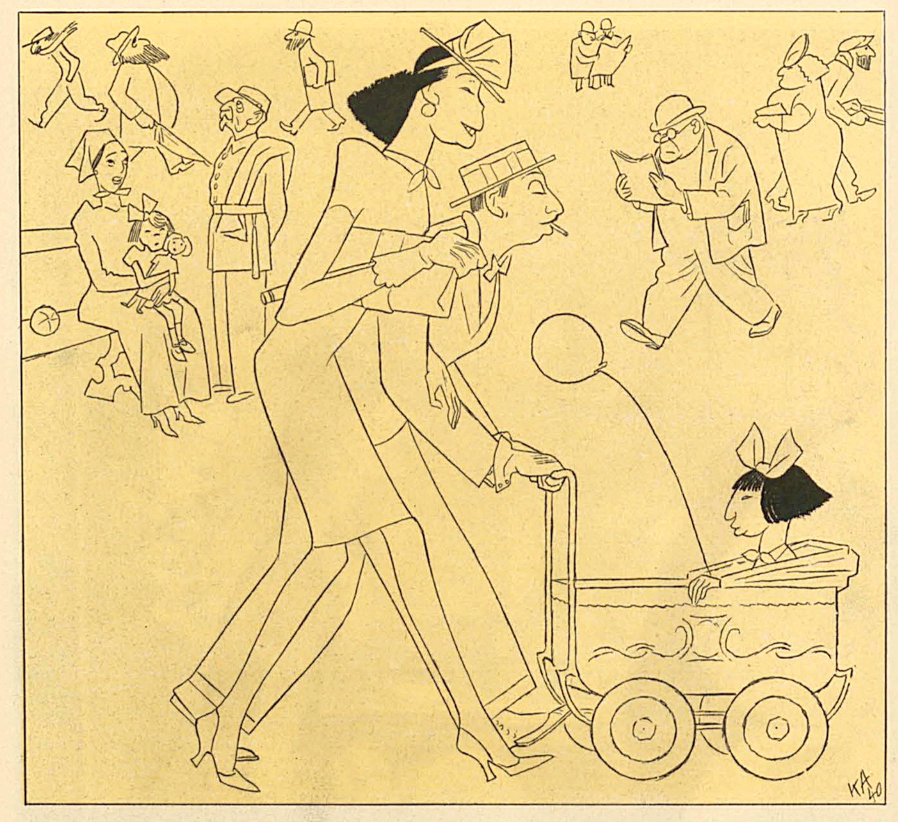


„Siehst du, Artur, das ist ein Symbol meines Lebens: alles Hübsche ist für mich hinter Glas!" — „Sei froh — dadurch hält es sich besser!"

"Vedi Arturo, il simbolo della mia vita è questo: per me tutto il bello sta dietro il vetro!„ — "Ma benissimo — in tal modo ci si mantiene meglio!„

Pariser Herrschaften - Signori parigini

(Karl Arnold)



„Sag', Marcell, was meinen die Deutschen eigentlich mit der Rassenfrage?"
"Dimmi, Marcello, che intendono in realtà i tedeschi colla questione di razza?„

Lilofee / Von Max Barthel

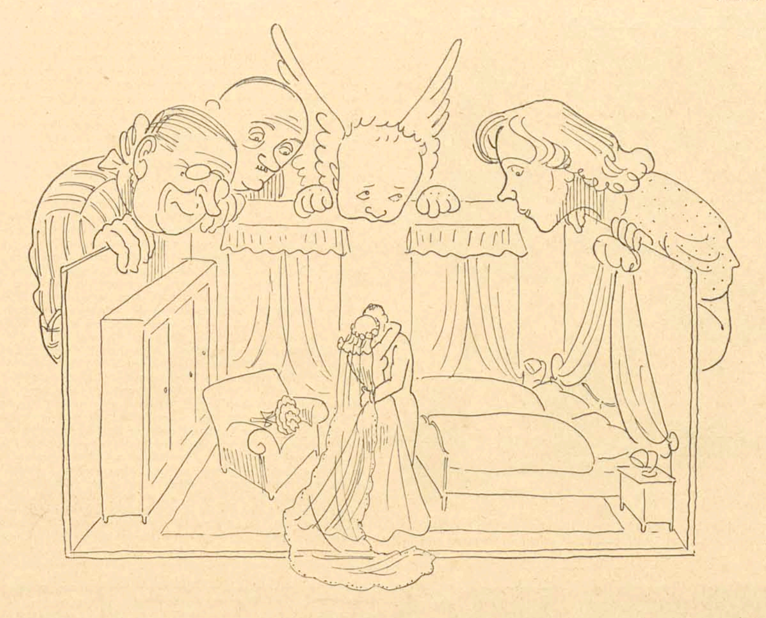
Ja, gestern auf dem Ozean,
Da kam zu uns der Klabautermann,
Oho, oho, oho!
Dem hingen die Muscheln nur so in den Bart,
Er wünschte uns eine glückliche Fahrt,
Oho, oho, oho!
Unser Schiff fährt zurück in den Hafen,
Es hat so manchen Sturm erlebt,
Lilofee!
Und im Hafen kann man beruhigt schlafen,
Weil sich das Land nicht senkt und hebt,
Lilofee!
Und wir kommen von der salzigen See,
Von der salzigen See!

Ja, gestern auf dem Ozean,
Da sprach mit uns der Klabautermann,
Oho, oho, oho!
Er sagte, die Mädchen, nah und fern,
Die hätten die Blauen Jungen so gern,
Oho, oho, oho!
Unser Schiff fährt zurück in den Hafen,
Es hat so manchen Sturm erlebt,
Lilofee!
Und im Hafen kann man beruhigt schlafen,
Weil sich das Land nicht senkt und hebt,
Lilofee!
Und wir kommen von der salzigen See,
Von der salzigen See!

Ja, gestern auf dem Ozean,
Da tat uns leid der Klabautermann,
Jawoll, jawoll, jawoll!
Der Alte, der Kalte, der bleibt auf der See,
Die Nix' ist sein Liebchen und keine Lilofee,
O weh, o weh, o weh!
Unser Schiff fährt zurück in den Hafen,
Es hat so manchen Sturm erlebt,
Lilofee!
Und im Hafen kann man beruhigt schlafen,
Weil sich das Land nicht senkt und hebt,
Lilofee!
Und wir kommen von der salzigen See,
Von der salzigen See!

Die Kiebitze - Le pavoncelle

(Fr. Bilek)



MEIN HUNDERTSTER GEBURTSTAG

VON EDMUND BICKEL

„Da war ich einmal in Texas unten", fing Professor John T. Little an. Er verzog keine Miene seines faltenreichen Gesichtes, so daß wir nicht wußten, was kam. Wir nannten ihn Professor, weil er unter anderem auch einmal Tanzunterricht gegeben hatte. „Der Autobus hielt vor einem Drug Store", fuhr er fort, „und der Fahrer sagte uns, wir sollten einmal hineingehen. Der Besitzer sei nämlich ein echter Siouxindianer. Vor mir ging eine ältere Dame durch die Tür. Sie sah sich im Laden um, schaute dem Mann hinter dem Bartisch ins Gesicht und fragte ihn: ‚Sagen Sie, sind Sie Indianer?' Das konnte man ihm zwar an seiner kupferfarbigen Haut und an der Adlernase ohnehin ansehen. ‚Ja, Madam, das bin ich', war seine Antwort. Etwas enttäuscht meinte sie: ‚Ach, ich dachte, die Indianer haben Federn.' Die Rothaut hinter den Gläsern erwiderte ganz ernsthaft: ‚Ja, das stimmt, aber wissen Sie, wir sind gerade in der Mauser!'"

Der Alte Mann und ich lachten und er sagte: „Den nehmen wir für morgen in den Unterhaltungsteil."

Der Alte Mann war Besitzer, Generaldirektor, Verleger und ich weiß nicht, was noch alles vom „Big Bluff County Independent". Es war eines der vielen tausend Tagesblättchen draußen im Busch. Wir hatten es wahrhaftig nicht leicht mit unseren Lesern. „Wir brauchen noch eine Sensation für morgen", mahnte mich der Alte Mann. Mich ließ er machen was ich wollte. Die Hauptsache war, möglichst viele knallige Überschriften.

„In diesem trostlosen Kaff ereignet sich einfach nichts", sagte ich zu ihm. „Eben deshalb müssen wir etwas bringen", bestand er darauf.

„Die letzte Woche war nicht übel. Da haben wir unseren Lesern den Augenzeugenbericht von dem Wolkenkratzereinsturz in Chikago mit prachtvollen Schreckensszenen berichtet, am Sonntag den entsetzlichen Vulkanausbruch in Südamerika mit Tausenden von Toten. Was kommt morgen?"

„Mir ist es gleich, was morgen kommt", antwortete ich ihm. „Ich weiß nur, was übermorgen kommt, und zwar sicher."

„Menschenskind, sei doch nicht so furchtbar kleinlich. So seid ihr Deutsche. Was liegt denn daran, wenn wir den Lesern am nächsten Tag mitteilen, die Geschichte sei nicht wahr. Erstens wissen die das schon und zweitens freuen sie sich, wenn sie es lesen ebenso wie wenn wir es dementieren, weil sie dann sagen können, wir haben wieder einmal recht gehabt! Also, was ist morgen fällig, Junge?"

„Der hundertste Geburtstag der ‚Ewigen Feuerkröte' bei den Chippewa-Indianern", schlug ich vor, weil ich dachte, wir könnten uns dann wenigstens ausnahmsweise einmal das Dementi ersparen.

„Fein", sagte der Alte Mann, „ich sehe, die Indianergeschichte von vorhin hat deinen müden Geist belebt. Aber sei in Zukunft mit den Anfragen aus dem Leserkreis etwas vorsichtiger. Da war gestern einer aus dem Busch da, der wollte es dir so machen wie es seinen Hühnern ging. ‚Ich habe bei euch angefragt', brüllte er mich an, ‚was das bedeutet: Jeden Morgen, wenn ich auf den Hof komme, liegt ein halbes Dutzend von meinen Hühnern mit dem Rücken am Boden und streckt steif und starr die Beine in die Luft. Und was hat mir der Kerl vom ‚Briefkasten' geantwortet: ‚Hühnerzüchter in Peeoria: ‚Ihre Hühner sind tot'."

„Das stimmt aber doch", grinste ich den Alten Mann an und machte mich nach dem Indianer-Reservat auf.

Wenigstens glaubte der Alte Mann das. Es hätte im übrigen gar keinen Sinn gehabt, die Ewige Feuerkröte auszufragen. Ich hatte schon früher einmal den Versuch gemacht. Die verwahrlosten Zelte der Chippewas waren damals in der Nähe eines Jahrmarktes aufgebaut. Schmierige Kinder hatten mich in ein Zelt geführt, wo wirklich ein uraltes Wesen hockte. Auf meine sämtlichen Fra-

Ein Mensch / Von Eugen Roth

Ein Mensch, der einen andern traf,
Geriet in Streit und sagte: „Schaf!"
Der andre sprach: „Es wär Ihr Glück,
Sie nähmen dieses Schaf zurück!"
Der Mensch jedoch erklärte: Nein,
Er säh' dazu den Grund nicht ein.
Das Schaf, dem einen nicht willkommen,
Vom andern nicht zurückgenommen,
Steht seitdem, herrenlos und dumm
Unglücklich in der Welt herum.

Großmut

(O. Herrmann)



„Du wirst doch auf das kleine Mädel nicht eifersüchtig sein, Olly?" - „Nee, dazu habe ich keinen Grund, Heini, dich gönnt man seiner schlimmsten Feindin!"

gen hatte ich nur immer eine Antwort bekommen, nämlich „Umph", womit ich zu jener Zeit noch nicht genügend Material für einen interessanten Bericht zu haben glaubte. Ich ging vergnügt in Johnnie Walkers Bar, die aus unbekannten Gründen „Zum freundlichen Chippewa" hieß. Dort traf ich den Professor zu einer geschäftlichen Besprechung. Diese bestand darin, daß er mir für einen Whisky drei Witze für den Unterhaltungsteil lieferte. Sein Gedächtnis war nicht minder erstaunlich wie seine Aufnahmefähigkeit für dieses Getränk, von dem er behauptete, es sei wie Brot; man würde es nämlich nie über bekommen. Außerdem konnte ich mit Recht behaupten, daß ich bei den Chippewas gewesen war, gleichgültig, ob ich an damals oder an dieses Mal dachte.

Am nächsten Morgen brachten wir den folgenden Bericht:

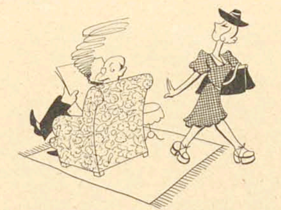
„100. Geburtstag der Ewigen Feuerkröte
Ältester Indianerhäuptling der ganzen Welt

In der vergangenen Nacht war unser Sonderberichterstatter Zeuge einer äußerst seltenen Feierlichkeit beim Stamm der Chippewa-Indianer. Er ist der einzige Weiße, der ihre schwierige und altertümliche Sprache fließend beherrscht und seit Jahren mit dem ehrwürdigen Häuptling Ewige Feuerkröte eng befreundet ist. Stundenlang dröhnte bereits seit Einbruch der Dämmerung das eintönige Brummen der uralten Zaubertrommeln, die niemand mehr vergißt, der sie einmal vernommen hat. Dann setzte das Absingen der religiösen Lieder ein, bis der Stamm seine noch immer unvergessenen Jagd- und Kriegstänze begann. Sie dauerten bis in den frühen Morgen, von reichlichen Mahlzeiten unterbrochen, bei denen Elche, Hunde und Biber sowie ungezählte Fische verzehrt wurden. Die Erinnerung an einstige Zeiten des Stammesruhmes der kriegerischen Chippewas mögen dem alten Häuptling Ewige Feuerkröte die Zunge gelöst haben, der sonst so schweigsam ist. Allerdings war wohl auch das eigenartige Feuerwasser daran schuld, das seit einiger Zeit bei den Indianern als Ersatz für den ihnen verbotenen Schnaps Eingang gefunden hat, eine Mischung aus gleichen Teilen Benzin und Milch, die eine Art Rauschzustand hervorruft. ‚Noch gut erinnert sich die Ewige Feuerkröte der Tage, als die Bleichgesichter aus dem Land kamen, wo die Sonne aufgeht', erzählte der uralte Häuptling. ‚Damals hat mein Vater Schwarzer Wolf noch manchen Skalp heimgebracht, bis er im Kampf gefallen ist. Seine Skalps habe ich später meistbietend an Museen gegen Feuerwasser vertauscht. Ich selbst ging als Reiter auf dem ungesattelten Mustang und Tomahawkwerfer zu einem Stamm von Bleichgesichtern, der sich Zirkus nannte, und fuhr mit ihm weit in der Welt herum, bis ich wieder zu den Meinen zurückkehrte. Aber noch immer wünsche ich mir, auch einige Skalps von Bleichgesichtern zu erringen. Leider habe ich zu spät erfahren, daß es unter euch auch noch Skalpjäger gibt. Nun ist es zu spät; sonst wäre ich wenigstens Friseur geworden'." Das war in großen Zügen der Inhalt unseres Leitartikels

im „Big Bluff County Independent", nur breiter ausgewalzt. Wenige Tage später erschien er an auffallender Stelle in großen Blättern. Aus Neuyork, San Franzisko, Chikago, Los Angeles und Philadelphia kamen Belegnummern und sogar Nachdruckhonorare, später aus vielen kleinen Orten in der Provinz. Manche hatten die Erinnerungen noch aus eigenen Archiven oder aus der Phantasie ergänzt. Einer hatte gleich einen Roman daraus gemacht, „Mit der Ewigen Feuerkröte auf dem Kriegspfad", alleinberechtigte Übersetzung aus dem Chippewa-Indianischen, wobei allerdings der gute Karl May literarisch skalpiert wurde. Auch Cooper hatte Haare lassen müssen. Ein anderer hatte den Bericht vollständig umgearbeitet und daraus eine Propaganda für das Sammeln von Briefmarken angefertigt. Sogar den schönen Namen hatte er nicht geschont. Mein Freund hieß auf einmal Feurige Dauerkröte. Vermutlich waren diese Bearbeitungen längst nicht alles. Ich könnte mir denken, daß sich das Thema genau so gut für eine ausgefallene Sekte, für Mineralwasserfabrikanten oder Freunde des Angelsports und besonders für Friseure eignete.
Alle waren zufrieden, einer unserer Leser ausgenommen. Der war uns schon öfter unangenehm aufgefallen. Er wollte folgende Fragen beantwortet haben: Wie kommt es, daß sich Ihr Berichterstatter mit dem Häuptling Ewige Feuerkröte unterhalten konnte, wenn dieser erstens stocktaub ist, zweitens kein Mann, sondern eine Frau, drittens noch lange nicht hundert Jahre alt ist und es viertens überhaupt keinen Chippewa-Indianer gibt, der Ewige Feuerkröte heißt??
Wissen Sie was der Alte Mann darauf geantwortet hat? Gar nichts. Er schmiß den Brief in den Papierkorb und sagte zu mir: „Wegen eines einzigen Haarspalters bringen wir kein Dementi. Das würde dem so passen. Weißt du übrigens, daß das ein Landsmann von dir ist? Er soll aus Deutschland rausgeflogen sein, weil er es da drüben nicht genau genug genommen hat. Und was bringen wir morgen?"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Pauline hatte es satt, gründlich satt.
Bis daher hatte es Pauline. Sagte sie und zeigte bis zum Hals.
„Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen!"
„Das ist mir schnuppe, meine Süße!"
„Nicht eine Minute bleibe ich länger!"
„Dann geh!" „Ich gehe auch!"
Pauline packte ihre sieben Sachen.
Paul schaute ihr gemütlich zu.
Pauline stülpte den Hut auf und ging zur Tür.
Da war es um Pauls Fassung geschehen.
Erschrocken sprang er auf. „Pauline!" „Und?"
„Nur noch einen letzten Liebesdienst!"
„Muß das sein?"
„Nach zwanzigjähriger Ehe, Pauline!"
„Was wünschst du?"
„Sag mir noch zum Abschied ein letztes Wort!"
„Welches?" „Wo ist die Tüte mit dem restlichen Bohnenkaffee?"

Wir betrachteten unsere Hüte. Meiner stammte aus dem Jahr 1923, Webers Hut war noch älter. Adolf Gondrell betrachtete Webers Hut lange und von allen Seiten. Dann fragte er: „Wieviel Fettmarken verlangen Sie für den Hut?"

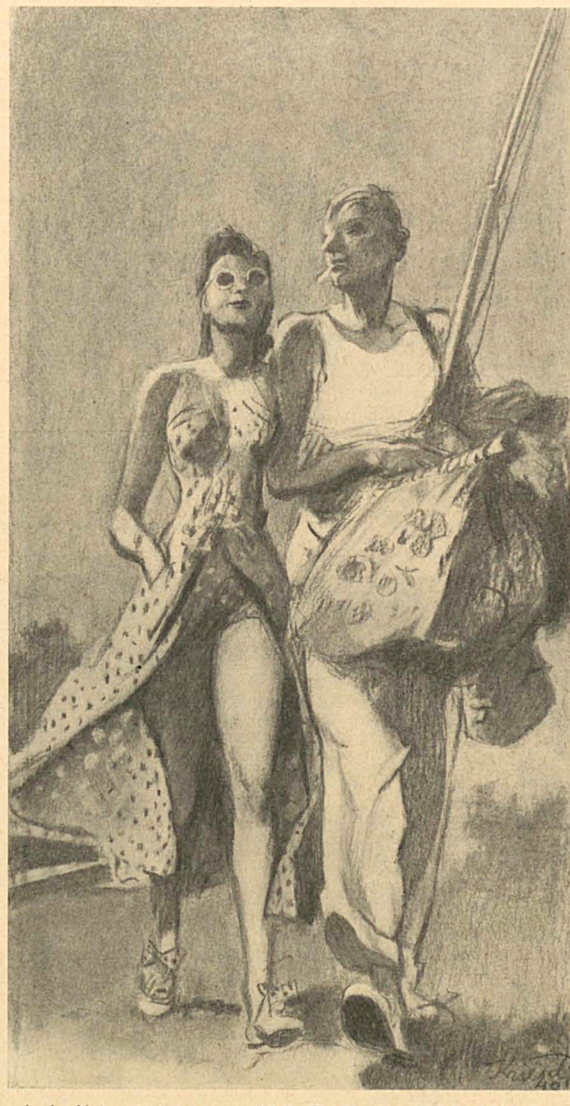
Herr Hollubeck, ich wohne nämlich mit Herrn Hollubeck im selben Haus und daher die Bekanntschaft, ist ein äußerst sittenstrenger Mensch.
„Wissen S'", sprach er mich dieser Tage auf der Treppe an, „wissen S', mir g'fallt das Frauenzimmer gar net, das was da drüben im 37er-Haus wohnt! Vorigen Herbst, da hat sie sich, wann s' schlafen gangen is, immer beim Licht auszogen! Und wia lang als braucht hat, bis daß sie sich ins Bett eini-draht hat! A ganze halbe Stund und noch länger hab i mich manchmal entrüsten müssen über die Person!"
„Na", meinte ich, „diese Entrüstung erspart Ihnen jetzt die Verdunklung!"
„Erspart?" Herr Hollubeck schüttelte den Kopf. „Sie, das is eine ganz Raffinierte! Jetzt'n, wo's warm is, jetzt ziagt sa sich beim offenen Fenster aus!"
„Ach nein", sagte ich, „fürchtet sie denn bei diesen strengen Verdunklungsvorschriften keinen Anstand mit der Polizei?"
„Das is ja eben!" Herr Hollubeck zitterte förmlich vor Entrüstung. „Das is ja das Raffinierte! Ganz im Finstern ziagt sie sich aus, de schamlose Person!"

Mein Freund Johannes

Es pfiff. Auf der Straße stand Johannes.
„Hast du ein langes Maßband?" rief er.
Ich bejahte.
„Bring es mit runter!" sagte Johannes.
Ich tat es.
„Was willst du damit, Johannes?" fragte ich.
„Ausmessen, welcher Briefkasten hier der nächste ist", sagte Johannes.
„Bist du so faul, Johannes?" — „Nein, aber ich habe ein Preisrätsel gelöst. Und darunter steht: ‚Die Lösung ist unfrankiert in den nächsten Briefkasten zu werfen'!" sagte Johannes. (J. Bieger)

Ihr Gepäck - Il bagaglio di lei

(R. Kriesch)



„In der Natur spürt man so recht die Größe seiner Liebe, nicht wahr, Günter!" — „Gewiß, Inge — und man trägt auch schwer daran!"
"Oh come si sente bene nella natura la grandezza dell' amore! Non è vero, Guntero?„ — "Certo, Inge, e se lo trascina anche bene seco!„

Wunder der Heilkunst

Von Günter Leß

Herr Riebsam, ein ehrbarer Handwerksmeister in M., einer Kleinstadt an der Elbe, litt seit Jahren an Magenbeschwerden, die zuweilen in abscheuliche Koliken ausarteten. Weiß Gott, was er hatte. Sein Arzt Dr. Barbusch, ein angesehener, von seinen Mitbürgern wohlgelittener Mann, konnte keine Symptome einer bestimmten Krankheit finden, obschon er das Innere seines Patienten mit allen Mitteln der Neuzeit durchstöbert hatte. Und da er ein wenig zur Homöopathie neigte, kurierte er ihn mit einer aus Kräutern bereiteten Tinktur, die er nach den strengen Regeln dieser Wissenschaft so weit mit Wasser verdünnte, daß sie weder nach Farbe noch nach Geruch oder Geschmack etwas anderes als Wasser zu sein schien. Nichtsdestoweniger schlug sie vortrefflich an und verschaffte dem Patienten merklich Erleichterung. Dr. Barbusch hatte wohl das Richtige damit getroffen; jedenfalls war Herr Riebsam mit der Behandlung zufrieden und pflegte, sobald ihn eine Kolik überfiel, unverzüglich zu Dr. Barbusch zu laufen und sich seine Medizin eingeben zu lassen, die der Arzt stets eigenhändig bereitete.

Eines Tages verreiste Dr. Barbusch für einige Zeit und das Unglück wollte, daß Herr Riebsam gerade während seiner Abwesenheit einen schmerzhaften Angriff des Übels erlitt. Er stürzte sogleich zu seinem Helfer, fand aber statt seiner einen jungen Fremden vor, einen Assistenzarzt aus der Provinzhauptstadt, der Dr. Barbusch vertrat. Der Leidende verlangte ungestüm nach seiner Medizin. Da er aber weder ihren Namen noch ihre Zusammensetzung kannte, zuckte der fremde Doktor nur die Achseln und erbot sich zu einer Untersuchung. Nein, damit war Herrn Riebsam nicht gedient; zu oft schon hatte er sich untersuchen lassen. Er wünschte nichts als das einzige Mittel, das ihm ausprobiertermaßen half.

Wie es denn ausgesehen, fragte der Ratlose seinen ungebärdigen Patienten, der mit wachsender Heftigkeit auf der gewohnten Medizin bestand.

„Wie klares Wasser", schnaubte Meister Riebsam. „Und es hatte etwas mit der 30. Potenz zu schaffen, wie Dr. Barbusch mir verriet."

„Aha!" sagte der junge Doktor, dem bei dieser Beschreibung ein kluger Einfall gekommen war, geistesgegenwärtig und klopfte sich, um seine Erleuchtung auf überzeugende Weise auszudrücken, mit dem Knöchel des Zeigefingers gegen die Stirn. Darauf verschwand er und kehrte nach gemessener Zeit mit einer Tinktur zurück, die, wie sein Patient entzückt bemerkte, jener des Dr. Barbusch zum Verwechseln ähnlich sah. (Er hatte sie sich einfach aus der Pumpe im Hof verschafft, sein Gewissen damit beschwichtigend, daß frisches Wasser unschädlich sei und eine geschickte Suggestion die 30. Potenz von dem Arkanum wohl ersetzen werde.)

„Hier, trinken Sie!" erklärte er mit feierlicher Würde. „Möge es seine Wirkung tun!" Und fügte vorsichtig hinzu: „Es wäre möglich, daß es sich um eine Spur von Ihrem gewohnten Mittel unterscheidet — aber keineswegs zu seinem Nachteil. Sie werden erleben, daß Ihre Schmerzen verschwinden, und zwar wie weggeblasen, noch ehe Sie wieder nach Hause gelangt sind."

Und so geschah es wahrhaftig. Als Herr Riebsam seine Werkstatt betrat, fühlte er sich völlig wiederhergestellt und dankte seinem Schöpfer wie dem klugen Doktor für die schnelle Genesung. Es begab sich jedoch, daß an eben dem Tage, an dem Dr. Barbusch zurückkehrte, auch die Kolik wiederkam. Ohne Säumen suchte der Geplagte seine gewohnte Zuflucht auf und traf dort zufällig noch beide Ärzte an. Er schüttelte dem Heimgekehrten die Hand und bat um sein Mittel, aber, wenn möglich das, was der Herr Vertreter bereitet. Es habe ihm vorzüglich getan.

Dr. Barbusch zog die Brauen hoch. „Was haben Sie ihm denn gegeben?" wandte er sich an den jungen Kollegen.

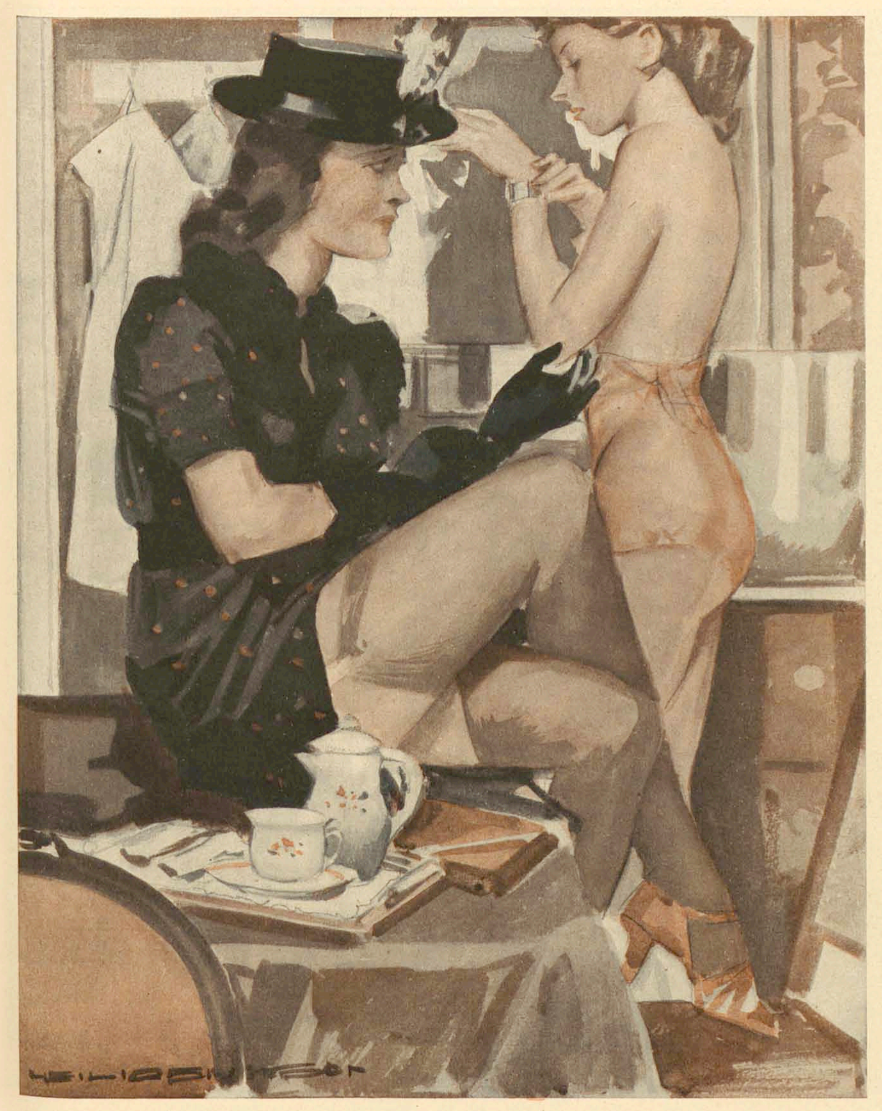
„Ein Glas Wasser", antwortete der errötend.

„Und was haben Sie hinzugefügt?"

„Nihil..." gestand der Arglistige verlegen, sich sicherheitshalber der Geheimsprache der Ärzte bedienend. Denn „nihil" ist lateinisch und heißt:

Versetzt - Lasciata in asso

(K. Heiligenstaedt)

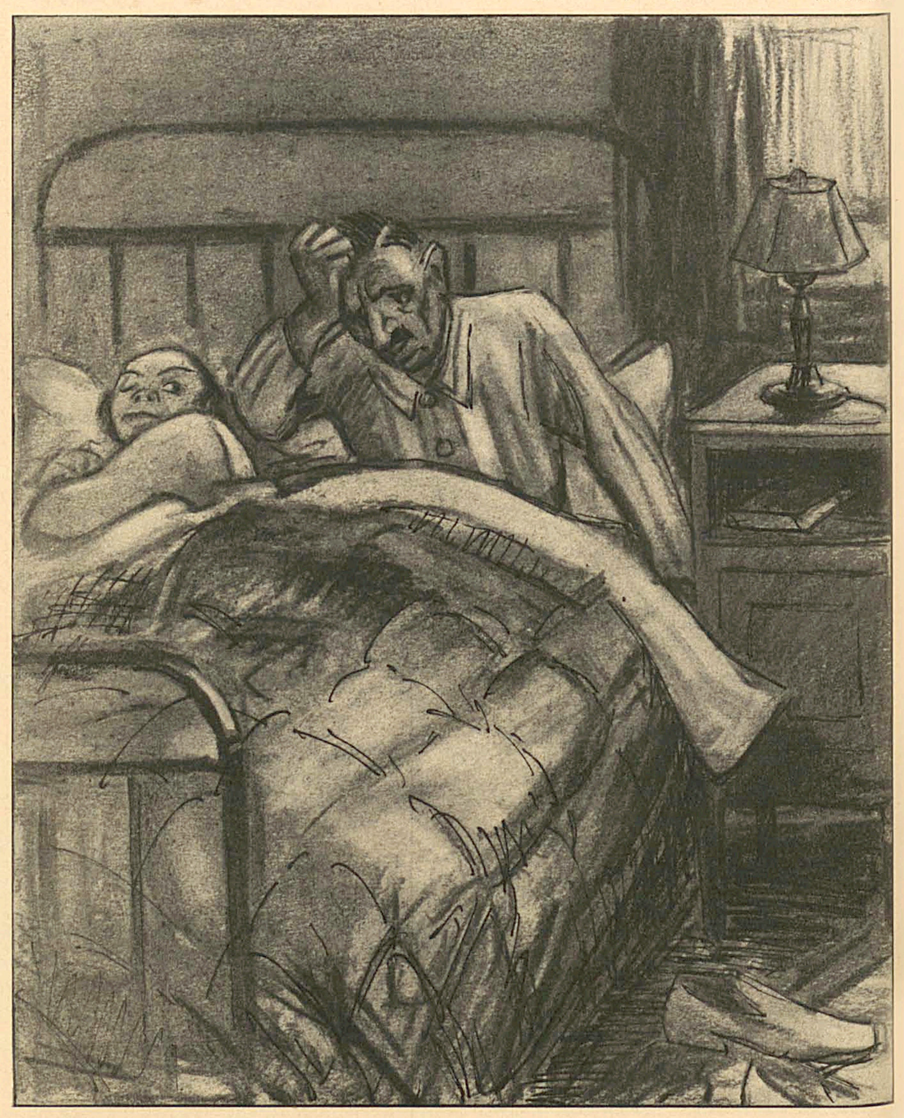


„Ich weine ihm keine Träne nach, aber meine Kuchenkarte hätte er mir zurückschicken können!“

“Io non ci piango affatto dietro; ma almeno egli avrebbe potuto rimandarmi la tessera delle paste!„

Der Traum des Parisers - Il sogno del parigino

(Wilhelm Schulz)



„Chérie, eben hat mir geträumt, ich müßte eilig verreisen!" — „Aber, Pierre! Du bist doch kein Minister!"

"Chérie, ho sognato or ora che dovrei partirmene lesto lesto!„ — "Ma, Pierre, tu non sei mica un ministro!„

nichts. „Ach so!" meinte Dr. Barbusch lächelnd und bat den jungen Kollegen, die „Tinktur" nochmals zu beschaffen.
Meister Riebsam hatte während dieses ärztlichen Kolloquiums die Ohren gespitzt, und es war ihm wirklich gelungen, den Namen der Medizin zu erlauschen. Er drehte sich etwas beiseite, zog wie von ungefähr seinen Taschenkalender und notierte sich ihn sogleich, damit er ihn nicht wieder vergesse. Dem Zufall dankbar, der ihn hinter das Geheimnis geführt, das die Doktoren aus ihren besten Mitteln zu machen pflegen, begab er sich nach Haus, nicht ohne daß die Schmerzen noch unterwegs, wie ausgelöscht, verschwanden. Es war eben doch ein vorzügliches Mittel, das dieser junge Stadtfuchs ihm gegeben, dieses Wasser mit Nihil, und er beschloß, in Zukunft dabei zu bleiben.
Einige Zeit darauf machte auch Herr Riebsam eine Reise, und in Z., wo er sich aufhielt, überfielen ihn von neuem seine Beschwerden. Kurz entschlossen begab er sich in die Apotheke und wollte ... o Gott, nun hatte er den Namen doch wieder vergessen. Nervös suchte er in seiner Jackentasche nach dem Taschenkalender. Aber der steckte wohl im Mantel, den er im Hotel gelassen hatte. So ein Pech!
„Können Sie sich nicht ungefähr des Namens entsinnen?" fragte der Apotheker seinen von Schmerzen gefolterten Kunden.
„Nil oder so ähnlich hieß es", erklärte Herr Riebsam. „Wissen Sie, Nil wie Nilpferd ..."
Der Apotheker schüttelte den Kopf. Er konnte sich nicht denken, was gemeint war. Es blieb dem Vergeßlichen nichts übrig, als ins Hotel zu eilen und seinen Taschenkalender zu holen. Atemlos stürzte er in die Apotheke zurück. „Nihil möchte ich, Nihil!" rief er, noch die Tür in der Hand. „Sagte ich Ihnen doch gleich, daß es wie Nil klinge."
„Ach so!" versetzte lächelnd der Weißmantel mit derselben Miene, die Dr. Barbusch gemacht, als sein junger Kollege ihm das Zaubermittel genannt hatte. Es mußte sich um etwas Allbekanntes, aber doch nicht Naheliegendes handeln, da niemand von selbst darauf kam.
„In welcher Form pflegen Sie denn ‚Nihil' zu nehmen?" erkundigte sich freundlich der Apotheker.
„Mit Wasser verdünnt", erklärte Herr Riebsam eifrig. Der andere nickte — es schien die angemessene Form zu sein — und verschwand in seinem Laboratorium.
Nachdem Meister Riebsam sich den Trank einverleibt, der ihm übrigens zu einem lächerlich niedrigen Preise abgelassen worden war, besserte sich sogleich sein Zustand, und seitdem vergaß er seinen Taschenkalender nie wieder, so oft er das Haus verließ.
Noch einige Jahre ließ er sich mit Nihil in Wasser behandeln, bis das hartnäckige Leiden gänzlich verschwand. Er verfehlte nicht, dem glücklichen Entdecker dieser Zauberbrühe einen Dankesbrief zu schreiben und pries den wunderbaren Erfolg darin in höchsten Tönen.
Hiermit, möchte man meinen, sei die Geschichte aus, die einen medizinischen Laien in ein etwas lächerliches Licht gesetzt. Tatsächlich aber hat sie eine Fortsetzung, die, voll ausgleichender Gerechtigkeit, eine gehörige Portion des erwähnten Lichts auch auf den Fachmann und Entdecker des Wundermittels wirft. Dieser nämlich, tief beeindruckt von dem Erfolge seiner kecken Improvisation bei einem doch anscheinend organischen Leiden, gelangte zu dem Schluß, daß dem Wasser aus der Pumpe des Dr. Barbusch eine besondere Heilkraft innegewohnt haben müsse. Er erinnerte sich der Wunderkuren, die von Prießnitz, von Kneipp und anderen mit Wasser allein vollführt worden waren und die der Vermutung von noch unbekannten Heileigenschaften des Wassers recht zu geben scheinen. Dabei hatten diese Männer das Wasser nur äußerlich angewandt. Wer weiß, vielleicht war sein Einfall, das Wasser einnehmen zu lassen, einer jener Geniestreiche, durch die unternehmende Persönlichkeiten nicht selten die langsame Entwicklung der Wissenschaft mit einem Ruck vorantreiben. Jedenfalls ließ er sich daraufhin von seinem Kollegen Dr. Barbusch einige Flaschen seines Pumpenwassers schicken. Er verwendete es — selbstredend mit Nihil — in vielen Fällen und es bewirkte die verblüffendsten Heilungen. Den Patienten war geholfen und der Entdecker des genialen Mittels, das er unter dem Namen „Aquahaust" vertrieb, wurde ein reicher Mann dabei.

Am Morgen / Von Dr. Owlglaß

Es regnete die ganze Nacht.
Das war ein Plätschern und Geraun'.
Nun ist die Sonne aufgewacht.
Der Rotdorn blüht am Gartenzaun.
Und die Grasmücke singt.

Mir hat so bang und schwer geträumt.
Die Toten saßen zu Gericht
mit eisig wägendem Gesicht
und murmelten: Versäumt! Versäumt!
... Aber die Grasmücke singt.

Hoch überm Zaun die Wolken flieh'n.
Der schlimme Wind hat sich gedreht.
So nimm denn, neuer Tag, mich hin,
es ist noch immer nicht zu spät ...
Und die Grasmücke singt.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 88 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Nationale Pflicht - Dovere nazionale



„Aber Mama, stör' doch nicht, Herriot hat gesagt, wir sollen unseren Brüdern vom Senegal jede denkbare Aufmerksamkeit bekunden!"

"Evvia, non sturbare, mamma! Herriot ha pur detto che dobbiamo prestare ai nostri fratelli di Senegal ogni possibile immaginabile attenzione!„

München, 30. Juni 1940
45. Jahrgang / Nummer 26

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Mariannes Revolutionskleid - L'abito rivoluzionario di Marianna (Erich Schilling)

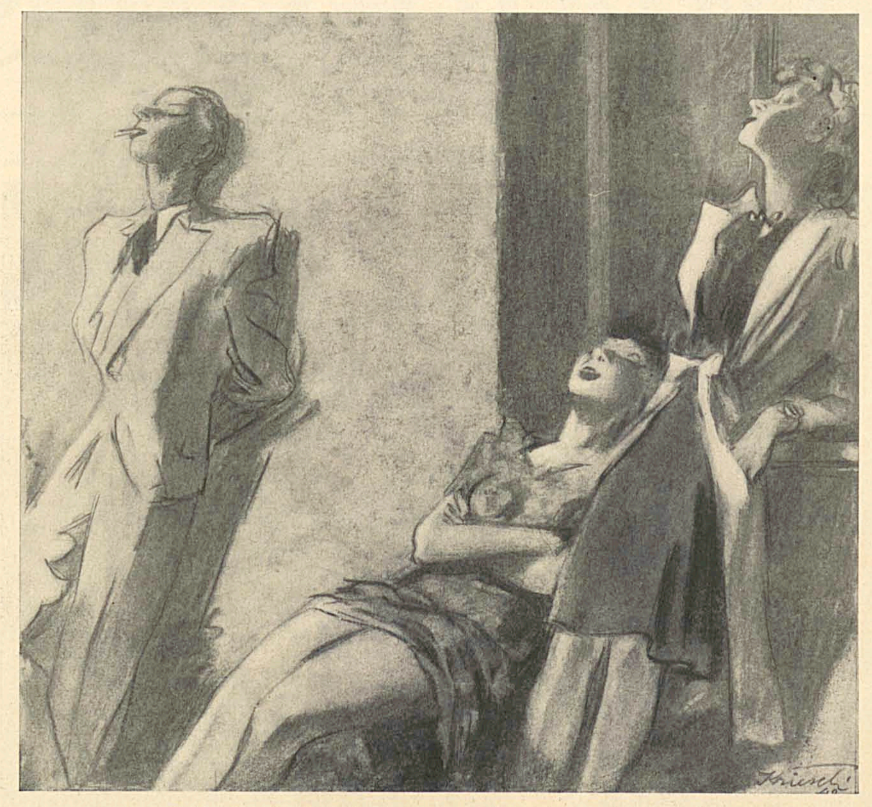


„Dieses alte Kostüm kleidet mich gar nicht schlecht — es wird ganz modern!“

"Questo vecchio costume non mi sta nient' affatto male; anzi adesso diventa modernissimo!„

Mittagspause - Siesta

(R. Kriesch)



„Toll heiß ist die Sonne heute, was Inge? Da wird man schön braun!"
„Ja, aber leider nicht da, wo mans am nötigsten hätte!"

"Oggi il sole è cocentissimo, non è vero, Inge? Così si diviene ben bruni!„
"Eh già, ma purtroppo non là dove più occorrerebbe!„

PHILOSOPHEN

Ich hatte einen Freund, der war Philosoph. Der dachte sich was und schrieb es dann auf Zettel. Wenn er genug Zettel beieinander hatte, machte er daraus ein Buch. Meistens aber schmiß er die Zettel wieder fort. Wenn er ein Buch fertig hatte, merkte er, daß es nicht ganz stimmte und daß man aus dem einen Kapitel eigentlich ein neues Buch machen müßte. So ging es weiter, er war halt ein Philosoph.

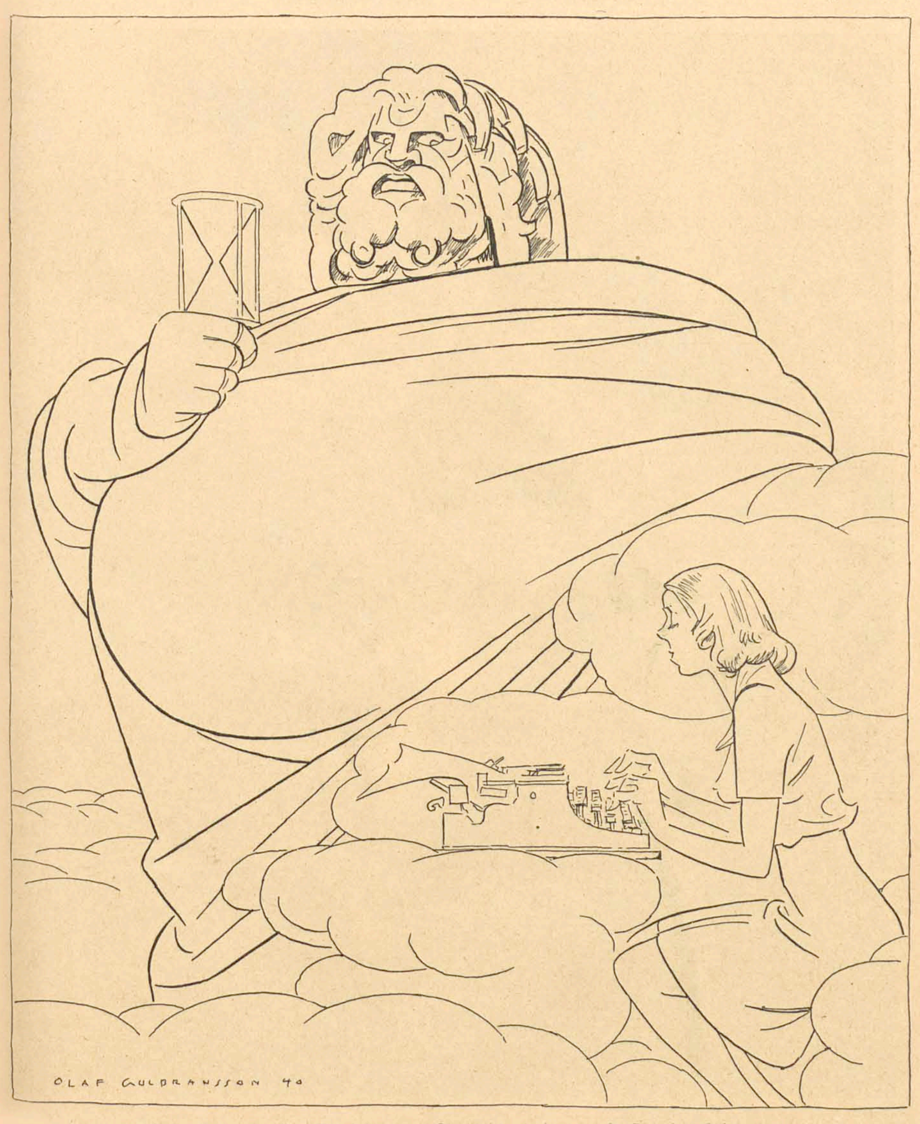
Der Mann verfügte gottlob über die notwendigen Mittel, um aus einzelnen Kapiteln sich immer wieder neue Bücher auszudenken. Das ist der einzige Philosoph, den ich persönlich kannte.

Andere Philosophen kenne ich nur aus Büchern. Die denken solange nach, bis alles stimmt und alles zusammenpaßt. Das dauert häufig sehr lange und die meisten sind nicht ganz ans Ende mit dem Nachdenken und mit dem Zusammenpassen gekommen. Das hat viele Vorteile, denn sonst hätten die Schüler und Nachfolger nichts zu tun. Diese ergänzen das System und setzen es fort. Es sind aber schon meistens angestellte Philosophen. Was ein richtiger Philosoph ist, darf eigentlich keine pensionsberechtigte Stellung haben, sondern er muß immer auf freier Wildbahn hin und her denken, vollkommen ohne Honorar. Deshalb hat es auch Philosophen gegeben, die in einer Tonne wohnten, weil sie das Geld für ein möbliertes Zimmer nicht aufbringen konnten.

Vielleicht sagen deshalb die Leute von einem, dem es recht dreckig geht und der nicht fortwährend jammert, er sei ein Philosoph. Wer überhaupt immer hübsch ruhig ist und nicht meckert, kommt leicht in den Geruch eines Philosophen. Das sind jene Philosophen, die nichts Gedrucktes von sich geben, und deshalb auch nicht in die Geschichte der Philosophie hineingeraten und zu Lehrzwecken unbrauchbar sind. Es sei denn, sie hinterlassen einen Propheten oder Schüler, der von ihren Lehren und Meinungen ein großes Gewese macht. So ist es sicher dem Sokrates gegangen. Der stand den ganzen Tag auf dem Wochenmarkt in Athen herum und diskutierte, bis die antike politische Polizei auf ihn aufmerksam wurde. Na, da war es natürlich bald mit ihm vorbei. Was er sagte, war gewiß nicht druckreif für die attischen Verleger, und Zeitungen mit Feuilletons gab's damals noch nicht. Foitzick

Der abgehetzte Chronos - L'aizzato Chronos

(O. Gulbransson)



„Schneller, schneller, Fräulein, wenn Sie nicht mindestens fünfhundert Silben in der Minute schreiben, kann ich Sie für diese Kriegschronik nicht gebrauchen!"

"Più presto, più presto, signorina! Se non scrivete almeno 500 sillabe al minuto, io non so che farmi di Voi per questa cronaca di guerra!„

Erinnerungen - Rimembranze

(R. Kriesch)

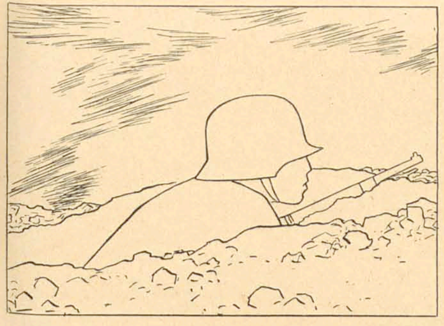


„Wenn ich hier durch die Gegend komme, erinnert mich alles an Fritz!"
„Ja, ja — sehr grün und sehr langweilig . . .!"

"Quando passo qui per questi dintorni tutto mi ricorda di Fritz !,,
"Sì, sì, ma in verdissima età e noiossimo !,,

Aus meinem Tagebuch - Dal mio Diario

(Karl Arnold)



Deutscher Kriegsberichterstatter
Corrispondente di guerra germanico



Feindlicher Kriegsgerüchterstatter
Reporter di frottole di guerra degli Alleati

SAMOS / VON WILHELM LUKAS KRISTL

Dreißig Tage lang genügte das Wort Samos, das, so möchte man meinen, märchenhaft sanft sich anhört und nach schwerem süßem Weine duftet, dreißig Tage lang genügte dieses Wort, um allmittäglich aufs neue den Frieden der Familie Putzinger zu stören. Den vierundzwanzigjährigen Sprößling des pensionierten Lokomotivführers Putzinger hatte ein Schulfreund eingeladen, Buchhalter bei einer Schiffsagentur, ihn auf Samos zu besuchen. Die Schiffskarte war nachgefolgt und der junge Ferdl war entschlossen, diesem Ruf in die Ferne zu folgen.

Nun stammte die Familie Putzinger aus Niederbayern. Dort sagt man nicht nur „vöi" statt viel und „wöi" statt will und „seghst" statt siehst, dort hat man auch die Neigung, eher weniger aus sich zu machen als mehr. Die alten Putzingers prahlten infolgedessen nicht in der Nachbarschaft damit, daß ihr Bub nach Samos fahre. Sie verheimlichten es wie eine Schande. Trotzdem erfuhr es die Nachbarschaft bald. Denn tagtäglich entbrannte ein neuer Streit in der Putzingerschen Wohnküche.

„'s Geld mit alle zwoa Händ nauswerfa, da hört se doch alles auf! Wennst so vöi übrigs Geld hast, reib oans ein. Laß d' Matratzen aufrichten, kauf a neus Kanapee. Nach Samos muaß er, nach Samos! I hab a oanzigs Mal in meinem Lebn an Samos trunka. Drei Tag lang hab i g'spiebn. Da aa no hinfahrn! Du hast no Zeit gnua zum Umananderroasn. Spar da was, daß d' a paar Kreuzer hast, bals d' nix vadeanst. 's Geld der Eisenbahn schenka", entrüstete sich der pensionierte Eisenbahner, „da Eisnbo und de Hotel. Aber kimm ma ja net, wennst amoi nix verdienst. Vo mir kriegst nix mehr. Dees mirkst da."

Vater Putzinger drehte sich um. Er konnte seinen Buben gar nicht mehr anschauen. Dieser hakte ein: „Vo mir kriegst nix mehr — was hast ma denn du scho gebn! Wia hast ma's denn damals mit dem Anzug g'macht?" „Mit was für an Anzug?" „Wia'r i nix verdient hab. Wia'r i arbeitslos war. Unser Zimmerherr hat ma beim Konfektionsgschäft fürs Geld guatsteh müassn, weil da eigne Vater net guat gstandn is."

„Iatzt hörts amoi 's Streiten auf", legte sich Frau Putzinger ins Mittel. „Ferdl, sehgst denn net, wia se der kranke Mann aufregt!"

„Jetzt waar er auf einmal der kranke Mann und darnach wirfst eahm wieder vor, daß er so bald in d' Pension ganga is."

„Dees is ganz was anders. Damals war er no net so schlecht beianand. Wenn er besser auf sei' G'sundheit g'schaut hätt..."

Mit diesem Vorwurf ärgerte sie den asthmaleidenden Vater Putzinger, dem gerade sie eine Aufregung ersparen wollte. Er sah seine Ehefrau giftig an, schluckte eine Erwiderung hinunter und gab dem Herrn Sohn heraus: „Was muaßt da denn du an Anzug kaufa, wennst koa Geld net hast! An Anzug kauf a ma, wenn i was verdien."

„Weilst Angst g'habt hast, daß d' 'n zoihn muaßt."

„Hab i 'n vielleicht net zoihn müaßn?"

„Wos? Du hast den Anzug zoiht? Das i net lach. Er hätt den Anzug zoiht." Ferdl grinste, während Mutter Putzinger hörbar seufzend in der Küche herumfuhr: Wenn nur gerade sie nicht mehr auf der Welt wäre; wie schön hätten es die gestorbenen Leut.

„So, wer hat denn nachher in dem Konfektionsgschäft die letzten zwanzg Mark zahlt? Der Herr Sohn is abdampft und hat an Alt'n die Schulden hinterlassen."

„Laßts doch iatzt endlich den Anzug geh", versuchte es abermals Frau Putzinger. „Der Anzug is scho längst zammz'rissen. Fangen die wieder mit derer oltn G'schicht o!"

„I hab ja vom Anzug nix g'sagt", entgegnete der Ferdl. „I hab ja bloß g'sagt, daß a ma in dem G'schäft net guatg'standn is."

„Net guatg'standn", wiederholte Vater Putzinger, „net guatg'standn! Aber zoihn hab i 'n doch müassn. Mir ham do net an Zimmerherrn deine Schuldn zoihn lassn kinna." „De lumpigen zwanzg Mark. Da möcht i aa no redn."

„Sso!", hob sich auch des Alten Stimme noch mehr, „lumpige zwanzg Mark!" Ein Hustenanfall unterbrach ihn.

„Wenns iatzt net aufhörts, geh i auf und davon", schrie jetzt Frau Putzinger. „A so plärrn — muaß ma se schama vor de Leut! Wega dem damischen Samos!" — „Mir schreien ja net, mir unterhaltn uns ja bloß", verteidigte sich der Ferdl. „Di hört ma scho in dritten Stock rauf, wennst unten zu da Haustür reinkimmst."

„I schrei net. I hab bloß a laute Stimm! Aber du schreist wia a Jochgeier, wennst o'fangst!"

„Hörts doch endlich euer Streiterei auf", keuchte Vater Putzinger. „I ko dees net o'hörn. Da muaß i geh. Oiwei dees Geplärr."

„Aber wennst du mit'm Dirnagl beim Bernlochner vorn im Wirtshaus singst", hielt ihm die Ehefrau gleich vor, „a so singst, daß ma's im ganzen Viertel hört, dees macht nix. Da hast koa Asthma. Da kannst recht guat schnaufa." Und einmal im Schwung, schwindelte sie gleich dazu: „Vorigs Mal hat di da Herr Spritzner g'hört, sagt a: Der Herr Putzinger ist aber gestern lustig gewesen. De Leut ham 's größte Mitleid mit dein'm Kranksein und du singst wia a Zeiserl. I hab me glei' a so scheniert."

„Geh, geh", wehrte der Alte ab. „Übrigens hab ich mir gar nix zu fürchten. Ich bin niemand was schuldig und hab mir von niemand Vorschriften machen zu lassen. Aaa net vom Herrn Inspektor Spritzner. Damit daß d' as woaßt. Aber da Spritzner hat ja gar nix g'sagt."

„Ja unser Muatter is a große Dichterin. Die erfind ganze Gespräche. Du und da Goethe, ihr zwoa." Vater und Sohn lachten.

„Vo mir aus. Heut in vier Wochen bin ich in Samos. Dann hör i und sehg i nix mehr." Der Ferdl verbarg nicht das Vergnügen, das ihm diese Gewißheit bereitete. Bei dem Wort Samos zuckte es sofort wieder in dem Gesicht des Alten. Er wollte schweigen. Es gelang ihm nicht.

„Samos! Ma sagt ja nix, daß ma in Urlaub fahrn möcht. Aber bis da nunter. Daß d' net gleich bis zu die Indianer fahrst. Oder auf'n Nordpol. Möcht wissen, wer sich das leisten kann. Dees konn se koa Bezirksamtmann net leistn."

„Mir waars ja net ums Geld!" Frau Putzinger stieß einen erneuten Seufzer aus. Und sie erinnerte bei der Gelegenheit den Alten gleich an die eigenen Jugendsünden. „Du derfst gar nix sagn. Du bist oiwai in dein Urlaub g'fahrn, ins Gebirg und überall hin, und hast dei junge Frau dahoam lassn. Nirgends hast mi du mitg'numma. Für zwoa, hats g'hoaßn, für zwoar reicht 's Geld net. Aber du alloa warst lauters Alleluja. Soll da Bua sei Geld braucha. Aber so weit furt! Übers Meer! Wo so vöi passiert mit die Schiff. I gangert ja auf koa Schiff net nauf und wenn i zoiht werad dafür. Bis zu dee Wöidn (Wilden) 'nein. Wo ma oan net schreib'n kon und nix, wenn heut was passieren dat. Mir gehts eh vor, daß da was passiert."

„Passieren tuat nix", war sich Vater Putzinger sicher, „bloß 's Geld bringt er o. Dees passiert." Dreißig Tage erschütterte Samos Frieden und Eintracht des Hauses, ja lag dreißig Tage wie ein Fluch über der Familie Putzinger. Am einunddreißigsten Tag kam ein Telegramm des Freundes, daß er nach Tokio versetzt worden sei.

Sommerbeschaulichkeit

Von Hellmut Draws-Tychsen

Ein Igel schläft im Sonnenkringel.
Pilze spielen Krocket.
Baches Wellengeklingel
Wie ein Backfisch lächelt kokett.

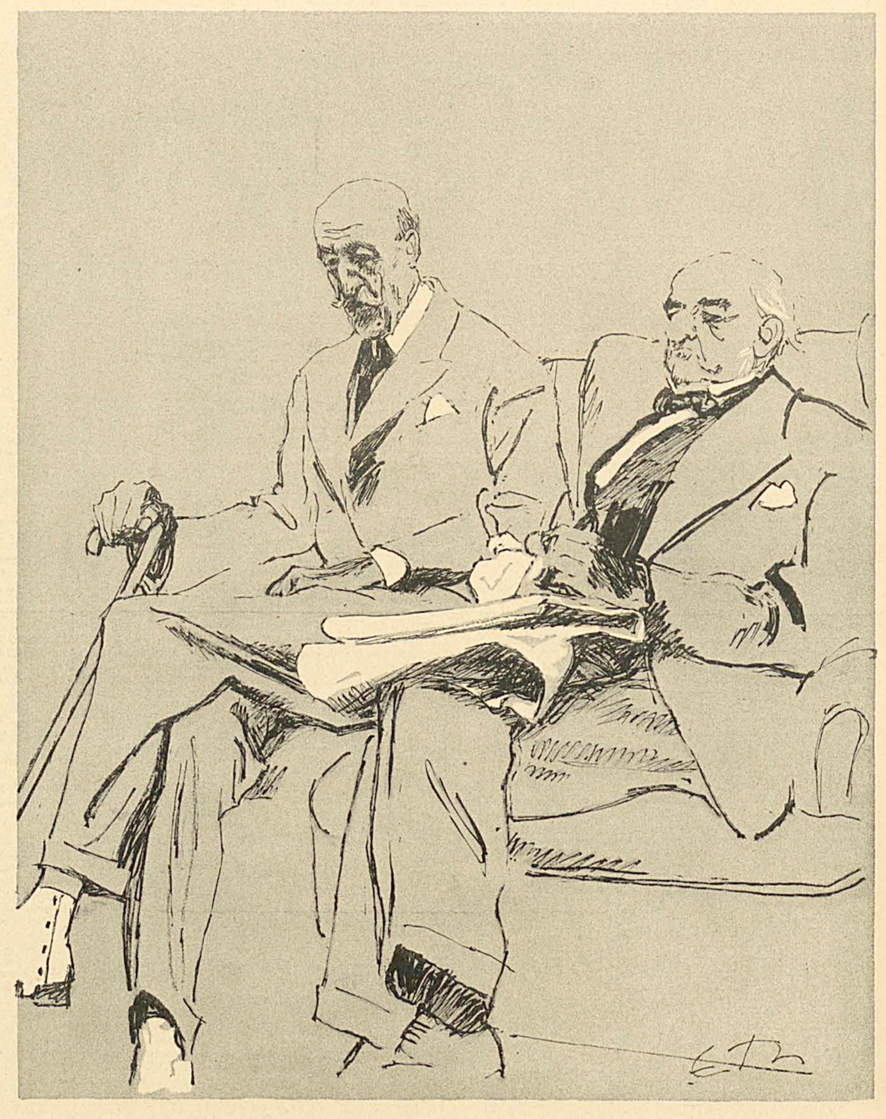
Am Waldsee flötet auf Birkenblättern
Der Wind leise Musik.
Töne in die Lüfte klettern,
Tanzen danach Gigue.

Zwei Mädelchen tun sich entkleiden.
Kein Blick die Schönen hemmt.
Ich sehe Höschen gleiß und kreiden.
Jetzt fällt das Hemd.

Wer ist die schönere von beiden?
— — — — — — — —

Society

(E. Thöny)



„Wenn man bedenkt, daß der Mensch erst beim Lord anfängt,
hat uns der Krieg bis jetzt doch recht wenig Opfer gekostet!"

"Se si pensa che l' uomo comincia col Lord, oh allora
la guerra ci costò fino ad oggi ben pochi sacrifici!,,

Löcher in den Strümpfen

Von Bruno Manuel

Karl, das einzige Kind meiner langjährigen Freunde, war ein kräftiger Knabe. Er konnte schon mit zehn einen halben Zentner in die Höhe heben.

Leider litt Karl an einem Fehler, den er von seinem Vater geerbt haben soll. Sein Vater behauptet zwar, er habe ihn von seiner Mutter. Jedenfalls mangelt Karl der Ordnungssinn. Seinem Vater angeblich auch.

Ein bißchen Unaufgeräumtheit ist ja ganz schön. Aber das Übel nahm bei Karl doch größeren Raum ein, als dies einem hoffnungsvollen jungen Mann zukommt. Karls Bücher hatten immer Eselsohren. Seine Hände waren niemals sauber. Seine Sachen nie am rechten Ort. Und den besten Anzug verwandelte er im Nu in ein Kleidungsstück geringeren Grades.

Es war unmöglich, das Kind zur Ordnung zu erziehen. Seine Mutter wendete viel Geduld an die Sache. Aber wo Karl hintrat, entstand ein Wirrsal. Karls Mutter rang auch wiederholt die Hände und betete zu Gott, auf daß er ihren erzieherischen Einfluß auf fruchtbaren Boden fallen lasse. Aber Karls Vater nahm das alles nicht so tragisch. Er wiegte sich in der Illusion, daß sich das später von selber lege.

„Bei mir hat es sich auch gelegt", behauptete er in seinem angeborenen Optimismus und meinte: „Laß ihn nur erst zum Militär kommen. Du sollst mal sehen, wie sie ihm da die Unordnung austreiben. Beim Militär haben sie schon ganz andere Sachen ausgetrieben."

Karl wuchs heran und wurde allmählich ein kleiner Herkules. Ordentlicher wurde er darum aber nicht. Mit neunzehn kam er zur Marine. Denn er war der geborene Vollmatrose. Karls Mutter atmete erleichtert auf, weil doch nun die Wehrpflicht eine sichtbare Wirkung an ihm auslösen würde. Auch Karl freute sich. Er sog das Seemannsleben durch alle Poren in sich ein. Und als er nach einem halben Jahr das erste Mal auf Urlaub kam, begrüßten ihn seine Eltern freudestrahlend.

„Na, nun erzähle mal, mein Junge. Wie ist es denn? Gefällt es dir? Bist du oft seekrank gewesen? Kriegen sie dich auch richtig satt? Und wie steht es mit der Ordnung? Du hältst doch deine Sachen jetzt schön sauber, nicht wahr?"

Karl sagte: „Natürlich! Ehrensache! Was denkst du sonst?"

Wie er aber abends ins Bett geht und die Schuhe auszieht und seine Mutter nochmal ins Zimmer kommt, um dem lieben Jungen „Gute Nacht" zu sagen, wurde sie grünbleich vor Entsetzen.

„Aber Karl! Was muß ich sehen? Ich bin ja direkt außer mir!" — „Was denn? Um Himmelswillen, Mutter, ist was passiert?"

„Du hast ja Löcher in den Strümpfen; und was für welche! Ist das wohl die Möglichkeit!"

Es waren Löcher, die jeder Beschreibung spotten. Karl tat, als wären sie nichts Besonderes. Nur als seine Mutter fragte, was wohl die Vorgesetzten dazu sagen und ob sie diese beispiellose Schlamperei schweigend mitansehen würden, bekam es Karl einen Augenblick mit der Verlegenheit.

Schließlich meinte er aber seelenvergnügt: „Was willst du eigentlich? Das muß doch so sein. Das ist nämlich Vorschrift." — „Du willst mich wohl für dumm halten, was? Löcher in den Strümpfen können doch nicht Vorschrift sein."

„Sind aber", bemerkte Karl und verzog keine Miene. „Bei der Marine ist das nun einmal so."

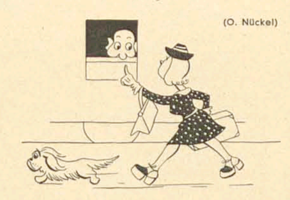
„Dann möchte ich mal wissen, weshalb."

Karl behauptete, es nicht verraten zu dürfen und redete sich auf ein militärisches Geheimnis heraus. Er machte dabei ganz große Pupillen, und seine Augen blinzelten, als sei es bei Todesstrafe verboten, darüber zu reden. Weshalb Karls Mutter den wunden Punkt auch nicht mehr berührte. Denn sie hatte vor militärischen Geheimnissen eine furchtbare Hochachtung.

Das war vergangenen Sommer.

Jetzt schreiben wir Mai. Und im Mai hat Karl Geburtstag. Karl bekam von Hause ein Eßpaket geschickt. Und außerdem drei Paar selbstgestrickte Strümpfe, so ganz dicke für Windstärke neun. Sie waren prachtvoll. Leider klaffte in jedem ein großes, kunstvoll umsäumtes Loch.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Ich fuhr von Wien nach München. In Linz hielt der Zug und ich schaute aus einem Fenster auf den Bahnsteig. Eine aufgeputzte, sehr auf vornehm frisierte Dame blieb vor dem Fenster stehen und fragte hoheitsvoll: „Ist bei Ihnen noch ein Platz frei?" Ich lächelte. „Schwerlich! Ich sitze nämlich auf dem Abort, Fräulein."

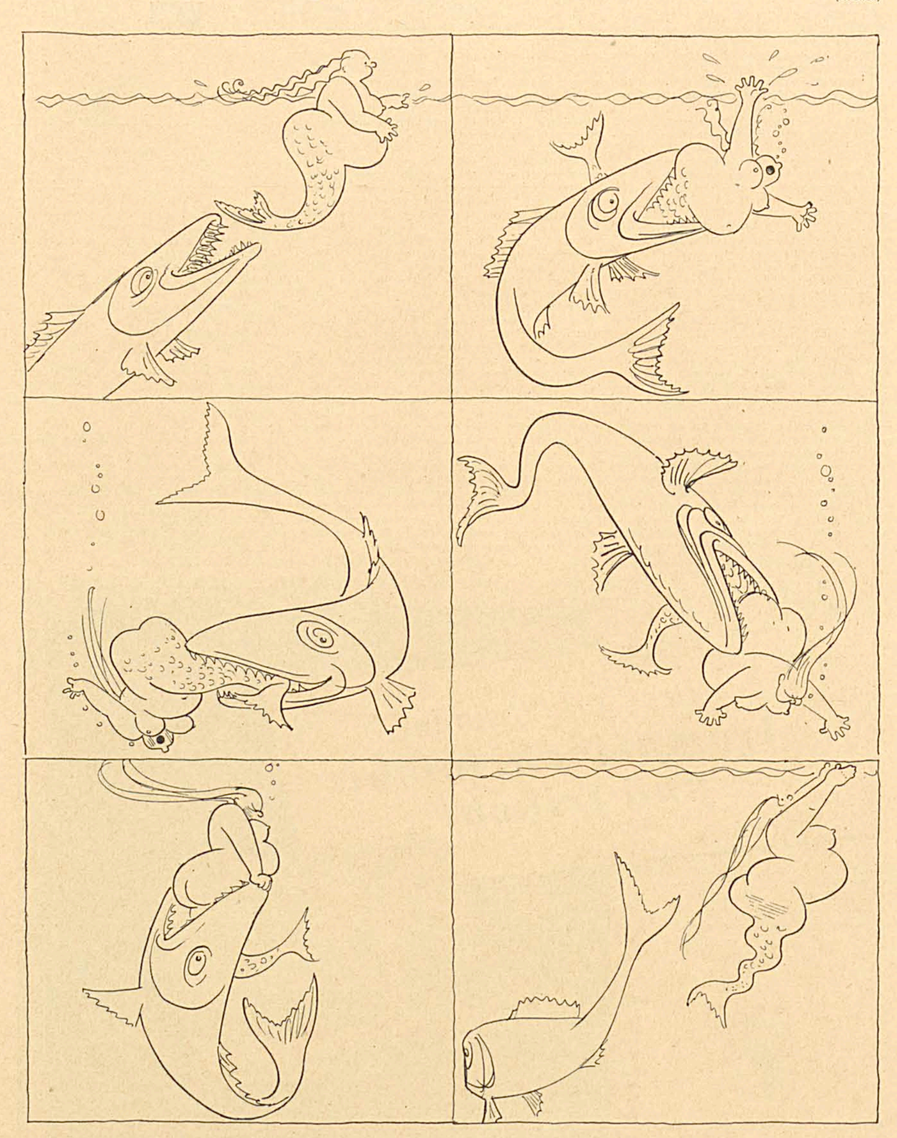
Wohin gehen Sie diesen Sommer?"
„Zur Kur nach Wörishofen."
„Sind Sie krank?"
„Nein. Aber ich muß Strümpfe sparen."

Unsere Christine ist gestern zwei Jahre alt geworden. Betrübt trank sie ihren Milchbecher leer und seufzte: „Die letzte Vollmilch für die nächsten achtundfünfzig Jahre!"

Ich ließ meine braunen Schuhe aus zweckmäßigen Gründen bei unserem Schuhmacher schwarz färben. Zehnmal mußte ich umsonst nachfragen, beim elften Mal riß mir die Geduld.
„Zum Teufel! Wie lange soll ich denn noch warten?", rief ich. Er brummte stereotyp, ohne Ansehen der Personen:
„Ja, was meinen S' denn, wie schwer i Sohlenleder hereinbekomme?"

Der gute Bissen - Il buon boccone

(Fr. Bilek)



Der ältere Herr - Il signore anziano

(K. Heiligenstaedt)



„Seitdem er weiß, daß ich verheiratet bin, schleppt er früh und spät mein Badezeug; er hatte nur Angst, daß ich mich mal erkenntlich zeigen könnte!"

"Da quando sa che sono sposata, egli non fa che trascinarsi dietro mattina e sera la mia roba da bagno; aveva solo paura ch' io mi potessi forse mostrare riconoscente!„

BESUCH BEI ONKEL PEPPI

VON ERNST HOFERICHTER

Es war mitten im Frühjahr. In den Wirtsgärten blühten die Kastanien. Durch die Straßen wehte warme Luft. Spritzwagen betauten den Asphalt. Auf den Anlagebänken sonnten sich Pensionisten. Und aus den Parterrefenstern roch es nach Mottenpulver.

Hinter dem Auslagfenster einer Blumenhandlung wucherten Treibhauspflanzen. Ein Rosenstrauß eilte dem Sommer voraus. So groß wie eine Sitzbadewanne war das Bukett, aus dem ein knallrotes Feuerwerk aus Knospen und Blumen schoß. Da ward mir meine Geliebte zum zweiten Gedanken. Ich malte es mir aus, wie ich ihr diesen Strauß auf die gesprungene Marmorplatte ihres Nachttischchens stellen würde. Im Widerschein dieser Rosenröte müßte das hübsch möblierte Zimmer wie die Rampe eines Vorstadttheaters aufleuchten...

Hinter diesem poetischen Bild erhob sich sogleich mit aller Tücke die Preislage. Sommerblumen lassen es sich etwas kosten, daß sie bereits im Frühjahr blühen. Dazu stellte ich abgreifend in meiner Westentasche fest, daß ich nur eine Barschaft von einer Mark und siebzig Pfennig besaß. Mit diesem Gelde ließ sich keine große Tat tun.

Daheim auf dem Schreibtisch lag das begonnene Romanwerk „Am Weibe zerschellt..." Die Arbeit war auf sechshundert Seiten berechnet.

Es war nicht ganz vollendet, denn es fehlten immerhin noch fünfhundertachtzig Blätter.

Mit solchen Überlegungen stand ich über dem Kellergitter des Blumenladens. Jeder Gedanke wurde mir zu einer Rose. Meine Gefühle färbten sich knallrot. Ich sah in der Auslage nur mehr kreisende Farben — und daß sich die gegenüberliegenden Häuser in der Fensterscheibe spiegelten.

Bei diesem Spiegelbild kam mir Onkel Peppi in den Sinn. Der besaß „ein Haus, mehrere Häuser..."

Er war Hausbesitzer und könnte sich ganze Berge solcher Rosen kaufen. Und schon wirbelte eine Kopfrechnung durch mein Gehirn: drei Miethäuser dividiert durch diesen Strauß ergibt...?

Ohne das Ende dieser Rechnung abzuwarten, befand ich mich bereits auf dem Weg zur Schillerstraße, um den Onkel anzupumpen. Meine Schritte wurden sozusagen beflügelt. Im Geiste stellte ich unentwegt die Blumen auf die gesprungene Marmorplatte. Ich kaufte mit meinem letzten Geld für den Onkel drei Virginias und für Tante Babette ein Fünftel Hustenbonbons. Denn das wußte ich schon aus meiner frühesten Jugend her, daß diese Dinge ihre Herzen weich und mild bereiten konnten.

„Nummer einhundertzwei, dritter Stock links..." Ich läutete. Meine Pulse vibrierten mit der Klingel um die Wette.

„Ja, wo kommst denn du her...?" öffnete die Tante. Auf dem Gange der Dreizimmerwohnung roch es nach Dampfnudeln und Vanillesauce. Der frischgewaschene Fußboden war auf dem Weg zur Küche mit Zeitungspapier belegt.

„Ja, was is denn dös...?" rief verwundert Onkel Peppi, der gerade die Stangerl des Vogelkäfigs mit dem Transchiermesser abschabte.

Ich durfte mich aufs Kanapee setzen. Gegenüber stand der Küchenkasten, in dem die Kaffeetassen in Reih und Glied geordnet waren.

Vor dieser Front stand ein Eierbecher und ein Gipszwerg, der die Aufschriften an den Tassen abzulesen schien. Da war in goldenen Lettern aufgemalt: „Gruß aus Tegernsee", daneben „Wohl bekomm's!" oder „Vergiß mich nicht!"

Der Onkel kratzte sich mit einem Stangerl, das halb geputzt war, hinter den Ohren: „Wie lang is jetzt dös her, daß wir uns nimmer g'sehg'n hab'n...?"

„Bei der Ida selig ihrerer Beerdigung...!" fiel die Tante ein.

„Stimmt...!" mußte ich zugeben und wurde damit an der Bastelei meiner Pumpformulierung unterbrochen.

„Dö hat's überstand'n, dö hat ausg'sorgt...! Aber unsereins, der muß noch Tag und Nacht — —"

„Aber erlaub' mal, Onkel, du hast doch keine Sorgen...!"

„So! Und wenn man drei Häuser hat, hört da Verdruß überhaupts net auf...! Sei nur froh, daß du nix hast...!" sprach er mir mitten ins Gemüt. Und im Augenblick konnte ich nicht entscheiden, ob Onkel Peppi nur eine Binsenweisheit von sich

Das Höhere / Von Ratatöskr

Eine Wasserüberflutung,
die sich jüngst bei uns begab,
stärkt aufs neue die Vermutung:
alles hängt von oben ab.

Hoffnungsträume werden Fratzen
und die Räder stehen still,
wenn die Regenwolken platzen,
wie der liebe Gott es will.

Ach, das beste Barometer
ist ein zweifelhaftes Ding.
Dies erfuhr schon mancher Peter,
der sich ohne Schirm erging.

O daß wir doch gläubiger wären
und nicht so vernunftversteift
in Betreff der höhern Sphären!
Gilt denn bloß, was man „begreift"?

Fühlt nicht jedes fromme Lieschen,
wenn es seine Beete gießt,
daß das Wachstum der Radieschen
quasi gottgegeben ist?

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

gegeben hatte — oder ob er hellsichtig war. Hörte er meine Gedanken gehen, vernahm er geradezu ihre nahen Tritte und wollte er ihnen vorbeugend begegnen?
„Da seid Ihr Künstler fein heraußen! Kommt der Tag, bringt's der Tag . . . ! Unsereins aber hat nur schlaflose Nächte, wälzt sich von einer Seite auf die andere . . .
Gestern is a Aktie g'stieg'n, heut fallt's wieder! Soll i dö Hypothek drauflassen oder awizahln?"
„Du hast's also auch nicht leicht, Onkel . . . ?" versuchte ich ihn in seinem Reichtum zu trösten.
„Leicht? Göi, Babett, wia oft steh ich mitten in der Nacht auf, setz mich ans Fensterbrett'l und stier voll Kümmerniß zu dö Stern aufi . . . ! Und frag mich: Was tust jetzt mit den zwanz'gtausend Mark, die du grad flüssig hast . . . ? Dös sind Fragen, mein Lieber . . . ! Und wenn du weder auf der Börse noch von dö Stern a solide Antwort kriegst . . . ? Höher geht's nimmer . . . !"
„Und, Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen!" warf ich kleinlaut ein.
„Hoff' ma's beste — aber dös Irdische, dö Immobilien, dö versteh'n koan G'spaß . . . !"
„Onkel, ich hab' dir ein paar Virginias mitgebracht! Und dir, Tante, einige Hustenzuckerl . . . !" lenkte ich ab.
„Geh, das braucht's doch net, daß du dein Geld . . . !" sprachen beide fast zweistimmig.
„Nur eine kleine Aufmerksamkeit, damit ihr — —" sagte ich bescheiden. Aber gerade diese Wortwendung schien den Onkel mißtrauisch gemacht zu haben. Jetzt hörte er meinen geheimen Wunsch nicht mehr gehen, nein — er sah mein Anliegen pfeilgerade auf sich losstürmen. Und an der verhaltenen Pause, die nun entstand, merkte ich — wie feinfühlig Onkel Peppi war.
„Du sollst kein Geld ausgeben . . . !" brach er das Schweigen und zündete sich meine Virginia an, wozu Tante die Tüte mit den Hustenbonbons öffnete. „ . . . und jeden Pfennig muß man heut zwoamal umdrehen. Und wennst d' mich auf'n Kopf stellst, so fliegt kein überflüssiges Markel heraus!" setzte er für alle Fälle hinzu.
„Und ich . . . ja, ich . . . wollte dich nur bitten, daß also . . . wenn es dir möglich wäre — — und wenn du — —?" kam ich ins Stottern.
Der Onkel blies Rauchwolken vor sich her, als wollte er sich dahinter auf eine Weile unsichtbar machen. Tante Babette schob geistesgegenwärtig schnell ein Zuckerl in den Mund, das ihr die Verpflichtung zu einer Antwort abnahm.
„Und sobald ich meinen Liebesroman beendet habe, würdest du auf Heller und Pfennig — —"
Der Onkel lächelte befreit. Das Wort „Roman", von mir als Bürgschaft gebraucht, gab ihm alle Freiheit zurück.
„Ja, mei'! Wenn man's richtig betracht't, so ist das ganze Leben ein Roman, ein Trauerspiel . . . ! Und's Geld spielt dabei allerweil die Hauptrolle! Und doch is es nur schnöd und eitel . . . ! Bei mir find'st koa flüssig's Markel. All's hat unsereins in seine Häuser 'neig'steckt — und jetzt steh i da, bettelarm! Göi, da schaugst . . . ?"
„Es is scho so . . . ! Und von dö Häuser können wir net 'runterbeißen . . . !" unterstrich die Tante quasi mit roter Tinte, was der Onkel gesprochen hatte.
„Ich sah nämlich Rosen, einen Riesenstrauß voll leuchtenden, eine Fanfare der Liebe . . . !" redete ich unbewußt vor mich hin.
„Ja, so was gibt's . . . ! Is net wahr, Babett, was wir schon alles g'sehen hab'n? Seit Jahr und Tag wär' mein Traum ein vernickelter Bierwärmer . . . ! Aber den Luxus kann sich einer net leisten, wenn er all's — —"
„Fünf oder höchstens zehn Mark kostet der Strauß . . . ! Und ins dämmerige Zimmer gestellt, könnte er wie ein Königreich, wie eine — —"
„Klar, daß sowas vorkommt . . . ! Aber stell dir vor, wenn so ein blitzsauberer heißer Bierwärmer in a eiskalte Maß hineinzischt, dös wär' schon a Freud. Aber, wie g'sagt, unsereins, der jeden Pfennig — —"
„Und sie sind mir zum Greifen nahe! Ich trage ihre Röte in mir . . . ! Ihre Knospen springen vor meinen Augen auf . . . ! Ja . . . Ich habe sie, ohne sie zu besitzen . . . ! Ich will sie meiner Geliebten mit Rotstift auf die zersprungene Marmorplatte zeichnen . . . ! Ich will den Frühling ins möblierte Zimmer zaubern . . . ! Und ich werde — — —"
„Natürli, ihr Künstla seid's allaweil fein heraußen! Ihr tuat's euch ganz leicht . . . Und mir sand alleweil die Deppen . . . !"
„ . . . Von unsere Häuser könna ma net 'runterbeißen . . . !" jammerte die Tante dazwischen.
„Und an vernickelten Bierwärmer kann i mir net in mein'n Maßkrug malen . . . !"
„Also, dann auf Wiedersehen . . . !" rief ich wie aus einem Traum, sprang vom Kanapee auf und lief den Weg über das aufgelegte Zeitungspapier zurück zur Haustüre.
„Jessas, daß i net vergiß . . . ! Wennst wieder amal kommst, so denk daran, daß mir im Hof drunten noch allaweil die Hennazucht hab'n . . . !"
„Ach ja, die Hühner . . . ! Ich erinnere mich . . . ! Wo der Onkel immer an das Gitter klopfte, — ‚Piep . . . piepiepp . . .' hineinsang und sie dann am Geburtstag auffraß . . . ?"
„Ja, dö Henna sand sei Freud noch allaweil . . . ! Und wennst a alt's Brot hast, denk dran und bring's mit . . . ! Da kannst dich bei ihm am meisten einschmeicheln . . . !" rief mir die Tante durchs Treppenhaus nach.
„Vergiß ja net . . . ! I werd mi dafür schon erkenntlich zoag'n . . !" setzte der Onkel noch hinzu.
„Piep . . . Piepiepp . . . !" flüsterte es in mir nach, als ich unten das Tor hinter mir zuschlug.
Frühlingsmittag lag auf den Straßen. Vor mir her wuchsen Rosen aus dem Pflaster, aus dem Rinnstein, aus den Kanaldeckeln. Mit den letzten paar Pfennigen kaufte ich einen Rotstift, stürmte die Bude meiner Freundin und malte zehnmarkgroß den knallroten Strauß auf die Marmorplatte. Und als nach Tagen in der Auslage des Blumenladens schon die Blätter welkten, leuchtete unser Strauß noch immer durchs möblierte Zimmer, durch viele Nächte.
Mitten im Frühling war's . . . ! Und im Sommer ging das Knospen und Blühen noch lange nicht zu Ende — —
Darüber hatte ich meinen Besuch bei Onkel Peppi samt dem Hühnerfutter doch noch in der Erinnerung behalten. Denn irgendwie blieb mir die Stunde doch — unvergeßlich.

Andere Zeiten - Altri tempi

(Wilhelm Schulz)



„Und da hab' ich amal am Münchner Oktoberfest zwanzig Pfennig Eintritt zahlt, daß ich sowas hab' sehen dürfen!"

"E dire che una volta pagai alle Ottobrate di Monaco venti quattrini d' ingresso per poter vedere di questa robaccia!„

...nchen, 7. Juli 1940
... Jahrgang / Nummer 27

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

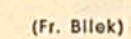
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der englische Löwe brüllt - Il leone inglese ruggisce



„Verlassen, verlassen, verlassen bin i . . .“ — “Abbandonato, abbandonato, abbandonato son io . . . „

Die zornige Harpyie - La furibonda arpia



(Fr. Bilek)



MEDIKAMENTE

VON WALTER FOITZICK

Hausapotheken gibt es viele Sorten, solche in noblen, polierten Kästen und Schränken, geziert mit einem roten Kreuz, auf daß man sie nicht mit der Speisekammer oder dem Schnapsschränkchen verwechsele, und solche, die nur der Eigentümer als Hausapotheke erkennt, bis herunter zu den zwei bis drei Pillenschachteln und Röhrchen, die im Nachtkastl ein ungeordnetes Dasein führen, und Erinnerungsstücke an Krankheiten sind.
Meine Hausapotheke ist ein Wandschränkchen im Badezimmer. Wer sich unterfängt, die Türe zu öffnen, dem springt der Inhalt freudig wie ein aufgestauter Wasserfall in einer Gebirgssommerfrische entgegen, und mit silberhellem Klang zerspringen die Flaschen auf dem Fliesenboden.
Deshalb öffnet auch sicherheitshalber niemand den Wandschrank, niemand aber getraut sich auch die Flaschen und Dosen und Schachteln fortzuwerfen. Man wird doch nicht das, wofür man sein gutes Geld ausgegeben hat, einfach in den Mülleimer schmeißen. Vielleicht kommt doch einmal die Zeit — oder es findet sich ein Fachmann, der das Unleserliche auf den Etiketten deuten kann und zum mindestens anzugeben vermag, was gegen den Kopf ist und was gegen weiter südlich liegende Körperteile.
Meiner Erfahrung nach sind die meisten Mittel gegen Kopfschmerzen und ein anderer ziemlich großer Prozentsatz gegen Heiserkeit. Es macht aber auch nicht sehr viel aus, wenn man die Schachteln und Röhrchen verwechselt.
Wenn ich wirklich Herr in meinem Hause wäre, würde ich eine privatpolizeiliche Verordnung erlassen, daß alle Medikamente aufgebraucht werden müssen. So krank ist schließlich auch während der Genesung jeder, daß ihm so ein bißchen Medizin nicht schadet.
Ich bin mit dieser Weltanschauung nicht durchgedrungen und deshalb sammeln sich Pillen, Salben und Flüssigkeiten immer wieder an. Erfahrungsgemäß befreit uns nur ein Wohnungsumzug von diesen heilbringenden Chemikalien.
So ein Schrank hat geradezu historischen Wert. In ihm stehen die Marksteine der Heilkunst. Glauben Sie ja nicht, daß man gegen Kopfschmerzen von 1930 mit denselben Mitteln vorging wie gegen solche von 1940. Der Fortschritt ist offensichtlich, denn die Mittel haben niemals versagt, wenn auch die Brummschädel eines Jahrzehntes von festlichen Gelegenheiten verschiedener Art herrühren. Es ist klar, daß man die Folgen eines Rüdesheimers, Jahrgang 1929, mit anderen Mitteln bekämpft als die Nachlassenschaft eines bulgarischen Rotweines, der 1939 reifte.
Oft habe ich mir vorgenommen, den Kampf gegen den Verderb in der Hausapotheke auf breiter Front vorzunehmen und der Reihe nach das überschüssige Heilgut zu konsumieren, aber im richtigen Augenblicke fehlte mir zu den vorhandenen Medikamenten die passende Krankheit, zumal sich auch von Logierbesuchen zurückgelassenen Pillen und Tropffläschchen vorfanden, von denen niemand wußte, welcher Körpergegend sie beigebracht werden sollten und wo ihre schnelle-Hilfe angesetzt werden konnte. Solche Nachlassenschaft zugereister Onkel und Tanten kann das Krankheitsbild ganzer Familien verwirren.
Beim Aufbrauchen von Hausapotheken achte man vor allen Dingen darauf, ob etwas äußerlich oder innerlich anzuwenden ist; dann kann wenig passieren. Ich habe schon blutstillende Mittel ohne Schaden zu nehmen gegen Migräne verwendet. Man ahnt gar nicht, wieviel Widerstandskraft ein gesunder Körper gegen Bestände von Hausapotheken aufbringt. Aber im Ernstfall rufe man den Arzt.

*

Mein Freund Johannes

Ich besuchte Johannes in seiner elterlichen Wohnung. Er war alleine und ließ sich gerade ein Bad einlaufen. „Aus Langeweile", sagte er, „aber es läuft sehr langsam. Da können wir erst noch einen trinken." Wir stiegen runter in den Weinkeller. Johannes entkorkte eine Flasche Schwedenpunsch. „Wer kein Glas hat, muß mit der Flasche vorlieb nehmen", murmelte er und tat einen tiefen Schluck. Ich blieb nicht zurück.
„Man soll, was man begonnen, auch fortsetzen." Hiermit nahm er wieder einen.
Ich schloß mich seiner Meinung in jeder Beziehung an, erinnerte aber an das einlaufende Bad. „Das hat gute Weile," sagte Johannes. „Erstmal müssen wir der Sache auf den Grund gehen." Wir taten es. Unsicher griff er nach einer zweiten Flasche. „Johannes", mahnte ich, „geh erst rauf und dreh das Bad ab!" — „Raufgehn? Wozu da raufgehn! Der Haupthahn ist ja hier unten", sagte Johannes, griff hinter sich und drehte.
Wir tranken dann noch eine Weile weiter. Als wir uns verabschiedeten, kam uns das Wasser die Treppe hinab entgegengelaufen.
„Demnach habe ich ja wohl die Gasleitung abgestellt", sagte Johannes. J. Bieger

NEGER! *Von Anton Schnack*

Ich habe geträumt, sie einmal am Kongo zu sehen
Mit Lanzen, getaucht in Schlangengift,
Die weißen Zähne blitzend, daß mir die Haut fror.

Auch von ihren Trommeln träumte ich
Und hörte das schwere rätselhafte Klopfen von Kral zu Kral,
Das die Antilopen aus dem Flußbusch verjagte.

Mit dem Mark der Pflanze Tebenguet brennen sie sich Narben ins Fleisch und sie lächeln dabei.

Ukinipenda — ntakunipenda (liebst du mich — so lieb ich dich) — zwitschern die Mombassa-Mädchen.
Der Häuptling der Baganda trug Sandalen aus Wasserbüffelleder,
Sie gingen wie ein kleines Boot durch's Gras,
Er schenkte sie mir; herrlich wie sie ornamentiert waren:
Rot-weiß-blau-schwarz!

Ich dachte, von Ar-ap Kenda, dem Medizinmann, verzaubert zu werden
Mit Feuergerüchen, Bauchtänzen, wirren Worten und Holzklang.
In den Krieg zog der Galuo-Krieger in gelber Paradetracht,
Sein Schild war in ein mythisches Licht getaucht,
Seine Augen leuchteten grausam vor Kampflust.

*

Ich sah den Ersten an einem kleinen Drehorgelkarren,
Er trug auf dem Kopf eine zerschlissene Mütze,
Sein Körper fror und die Kinder schrie'n: „Ein Mohr ... ein Mohr!"

Den Zweiten sah ich in einem Zirkus Feuer speien,
Er schüttete Petroleum in sich, zündete es an und spie eine Feuersäule.
Seine nackte Brust hatte wunderbare Muskeln.

Den Dritten hatte Frankreich, die Republik, zum Soldaten gemacht.
1918 stand er auf einer Rheinbrücke,
Grinsend und frech, Aussatz am weißen Leibe des trauernden Deutschlands.

Stille Wasser - Acqua cheta

(R. Kriesch)

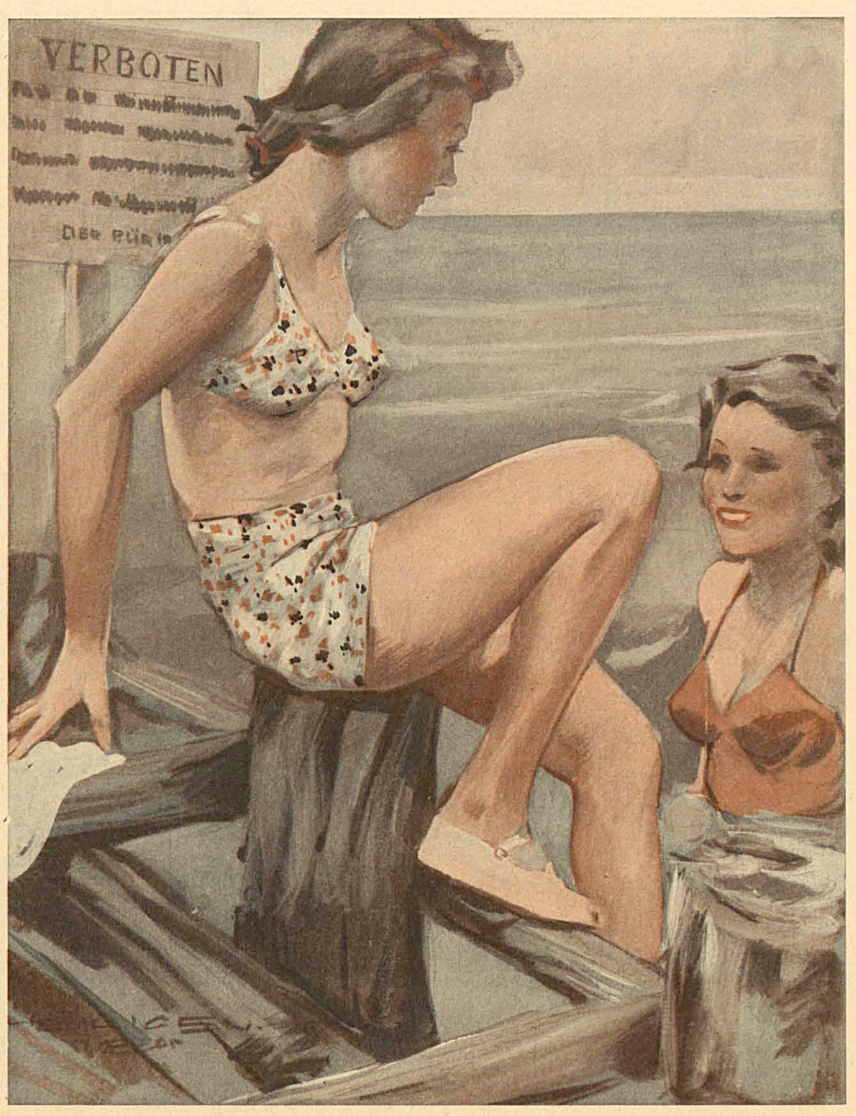


„Siehst du, ich rudere genau so gut wie dein Hans!“
„Na ja, sein Rudern hab' ich auch nicht vermißt!“

"Vedi, io remo precisamente sì bene come il tuo Hans!„
"Eh sì; ma il suo remare io non l' ho già rimpianto!„

Einsamer Strand - Spiaggia solitaria

(K. Heiligenstaedt)



„Achtzehn Punkte habe ich geopfert für den neuen Badeanzug, und jetzt sieht ihn kein Mensch!" — „Ja, hier hättest du dir glatt fünfzehn Punkte sparen können!"

"Ben diciotto punti di tessera, sai, ho sacrificato pel nuovo costume da bagno e adesso non c' è nessuno che me lo guardi!„ — "Già, già! Qui avresti potuto risparmiartene senz' altro quindici!„

Werbung - Reclame

(H. Lehmann)



„Stell' dich gerade hin, Inge — wir sollen ein Werbefoto für unsern Verschönerungsverein machen, nicht eins für 'ne Büstenhalterfirma ..."

"Mettiti là diritta, Inge! Dobbiamo fare una foto-reclame per la nostra Società d' Abbellimento e non per una ditta di reggipetto . . . „

EIN ORDNUNGSMENSCH

VON WILHELM GROSS

Oberbuchhalter Hansen war eines jener menschlichen Quadrate, die meist von ihren Mitmenschen mißverstanden werden. Er war kein Mann großer Leidenschaften und Vorurteile hegte er nur gegen das, was möglicherweise das Gleichgewicht seiner Lebensart zu stören vermochte.
Am Tage ein fleißiger und pflichterfüllter Angestellter, war er in seiner Freizeit ein ebenso eifriger Briefmarkensammler und an zwei Abenden der Woche ein nicht minder tüchtiger Bridgespieler. Im übrigen war sein Leben ein unbeschriebenes Blatt Papier, auf dem er eigenhändig eine schnurgerade Linie mit schnurgeradem Lineal vorgezeichnet hatte.
Philatelist war er, weil keine andere Freizeitbeschäftigung soviel Ordnung und Sorgfalt verlangt wie eine Briefmarkensammlung, und wohl auch, weil diese Liebhaberei eine recht lohnende und einträgliche ist, sofern man sie eben nicht nur aus purer Liebhaberei betreibt, sondern auch mit etwas kühler Berechnung. Das Bridgespiel aber pflegte er, weil es nicht ein Spiel des bloßen Zufalls ist, sondern eine Folge von genau durchdachten Berechnungen, die in einer ganz bestimmten Ordnung aufgestellt werden. Kurzum, Briefmarken und Bridge bildeten das Fundament für Hansens geistiges Dasein. Doch was sein physisches Leben anging, so war dieses nicht minder ausgeglichen.
Jeden Morgen präzis um halb acht sprang er aus dem Bett und nahm als erstes eine kalte Waschung vor, dann rasierte er sich — Sommer wie Winter — bei offenem Fenster und absolvierte sechs Minuten lang diverse Knie- und Armbeugen. Das alles gehörte zum Gesundheitssystem, das Hansen sich selbst zurechtgelegt hatte und das ihm eine Lebensdauer von mindestens neunzig Jahren garantieren sollte. Er aß und trank deshalb auch nicht im Übermaß und opferte obendrein je eine Woche der Sommer- und Weihnachtsferien der inneren Körperreinigung, die er jedes Jahr einmal vornahm. Er lag dann zu Bett und genoß nur jede zweite Stunde ein Glas abgekochten Zitronenwassers. Ein System, das sich bisher glänzend bewährt hatte. Nur ein einziges Mal hatte Hansen das Kontor neun Tage lang versäumen müssen. Und auch das war nicht einmal seine Schuld gewesen, er war von einem Radfahrer umgerissen worden, der auf der linken Seite fuhr. Natürlich hätte sich der Unfall vermeiden lassen, wäre Hansen gleichfalls nach der falschen Seite ausgewichen, aber eine solche Unkorrektheit zu begehen, war für ihn, den Ordnungsmenschen, undenkbar.
Wie jeder andere ordentliche Mensch war auch Hansen verheiratet. Doch seine Ehe war kinderlos geblieben. Das war auch gut so, denn Kinder bringen ja Unordnung ins Haus. Auch sonst sprach Hansen über das Maß des Notwendigsten hinaus niemals ein Wort zu seiner Frau. Worüber sollte er auch mit ihr reden? Kontor und Privatleben hielt er streng voneinander getrennt, und für Briefmarken bezeugte sie kein Interesse, Bridge dagegen galt ihr nur als ein Spiel, dessen Ausgang von der glücklichen Verteilung der Karten abhängig war. Sonst aber kochte Frau Hansen ein gutes Essen und hielt die Wohnung instand wie eine Puppenstube. So lebten die beiden mustergültig nebeneinander her, ohne sich jemals groß zu zanken.
Da begann eines Morgens an der Straßenbahnhaltestelle das Verhängnis über Hansen hereinzubrechen. Auch diesmal war es nicht seine persönliche Schuld, sondern die des Schaffners, der, ehe Hansen noch das Trittbrett bestiegen hatte, viel zu früh das Abfahrtssignal gab. Also mußte Hansen ein gutes Stück nebenherrennen, bis er von einigen hilfreichen Händen heraufgezogen wurde. Als er sich dann im Innern des Wagens niederließ, befand er sich in einem so abgehetzten Zustande, daß ihm die Luft knapp wurde und er plötzlich in Ohnmacht fiel.
Erst im Krankenhaus erlangte er das Bewußtsein wieder. Eine Krankenschwester saß an seinem Bett und sprach ihm ermunternd zu: „Es war nur ein Ohnmachtsanfall. Nun, das kann ja vorkommen, wenn man einen Herzfehler hat."
Herzfehler? Er ein fehlerhaftes Herz? Hansens Gesicht verfinsterte sich. „Mir fehlt nichts", erklärte er kategorisch. „Noch nie in meinem Leben bin ich krank gewesen." Er machte den Versuch, sich aufzurichten, da widersetzte sich die Krankenschwester: „Sie müssen noch ein bißchen liegen bleiben. Der Arzt kommt gleich wieder; Ihre Untersuchung ist noch nicht beendet."
Damit ging sie, und es kamen dann — nicht einer, nein — vier Ärzte. Einer von ihnen, offenbar der, der Hansen zuerst behandelt hatte, hielt seinen Kollegen einen langen Vortrag über eine ganz außergewöhnliche Feststellung, die er an seinem Patienten getroffen hatte. Hansen verstand nicht viel von den gelehrten Ausführungen, aber die anderen Ärzte bezeugten nun auf einmal gleichfalls ein verstärktes Interesse und meinten, dieser Fall stehe einzig da.
Daraufhin wurde Hansen geröntgt und das Erstaunen des Ärztekollegiums wurde immer größer. „Wissen Sie übrigens, daß Sie ein einmaliges Phänomen für die ärztliche Wissenschaft sind?" wandte sich der behandelnde Arzt schließlich zu Hansen. „Sie brauchen nicht ängstlich zu werden, denn das ist nicht weiter gefährlich. Ihr Herz hat nämlich eine verkehrte Lage und das kompliziert natürlich etwas Ihren Blutkreislauf. Aber im Grunde bedeutet das nichts weiter und Sie sind ja sonst gesund wie ein Pferd. Sozusagen eine Art Webefehler der Natur. Immerhin ist es erstaunlich, daß Sie bisher niemals Beschwerden gehabt haben."
Hansen erbleichte. Verkehrt gelegenes Herz und komplizierter Blutkreislauf? Der Arzt bemerkte die Veränderung in Hansens Gesicht und lachte beruhigend: "Sie brauchen sich gar keine Sorgen zu machen. Sie können 100 Jahre alt werden."
Hansen aber war weiterhin entsetzt.
„Ja, aber, Herr Doktor, läßt sich dem Übel nicht durch eine Operation abhelfen?" fragte er. „Auf die Dauer ist dieser Gedanke ja gar nicht zu ertragen..."
„Unmöglich, das läßt sich leider nicht machen. Und das ist ja im Grunde auch völlig gleichgültig. Sie besitzen eine Konstitution, um die Sie manch einer beneiden würde."
Alsdann bekam Hansen die Erlaubnis aufzustehen und nach Hause zu gehen; es fehle ihm ja nichts weiter, meinte der Arzt. Hansen war anderer Ansicht darüber, und von Stund an vollzog sich eine auffällige Veränderung mit ihm.
Vom nächsten Fernsprecher aus rief er sein Geschäft an und erklärte, daß er heute besonderer Umstände wegen am Erscheinen verhindert sei. Er konnte ja nicht sagen, daß er krank geworden, denn das war er ja in Wirklichkeit nicht; zudem wäre dies die letzte Entschuldigung gewesen, von der er Gebrauch gemacht hätte. Den ganzen

Warnung

Von Ratatöskr

Fall' nicht herein auf jeden Stuß,
halt' nicht für klug, was dämlich.
Sei möglichst reserviert. Zum Schluß
blamierst du dich sonst nämlich.

Wie geht es, wenn der Mensch sich irrt
und dementsprechend handelt?
Die Milch der frommen Denkart wird
in Drachengift verwandelt.

Dies aber ist, wie allbekannt,
ein zweifelhaftes Futter.
Der Weise quirlt mit kundiger Hand
sie zweckgemäß zu Butter.

Heimkehr der Flüchtlinge - Ritorno dei profughi

(Erich Schilling)



„Das hätte alles nicht zu kommen brauchen, wenn man alle Kriegshetzer gezwungen hätte, an der Front zu kämpfen!"

"Nulla di tutto ciò sarebbe avvenuto se tutti i guerrafondai fossero stati costretti a combattere loro stessi al fronte!„

Tag über schlenderte er ziel- und planlos durch die Stadt, setzte sich auf jede x-beliebige Bank wenn er müde war, trank ganz gegen seine Gewohnheit unzählige Tassen Kaffee in mehreren Kaffeehäusern und kehrte zum erstenmal in seinem Leben zu spät zum Mittagessen heim.
Seine Frau fragte nicht, was mit ihm geschehen war und er seinerseits vermochte sich nicht zu überwinden, es ihr selbst zu sagen. Also blieb es unausgesprochen. Wozu auch, sie würde ihn gewiß nicht verstanden haben. Denn wie kann ein Mensch weiterhin ordentlich und pünktlich sein, wenn er erfuhr, daß sein äußerlich so prächtig erscheinender Körper nur die gleißnerische Hülle eines inneren Chaos war. Und es gab auch keine Möglichkeit, da Ordnung hineinzubringen.
Hansen verfiel zusehends. Er, der einst so mustergültige Ordnungsmensch, wurde plötzlich unordentlich, ja liederlich — und allen, die ihn gekannt, war die Erschütterung seines sonst so streng geregelten Lebenswandels unverständlich.
Da blieb Hansen eines Morgens im Bett liegen. Er fühlte sich krank. Doch der Arzt konnte kein körperliches Leiden an ihm feststellen. Es seien gewiß die Nerven, meinte er.
Bald darauf ging Hansen zur ewigen Ruhe ein, still und sanft, wie seine Frau berichtete. Der Arzt schrieb in unleserlichen lateinischen Worten die Todesursache auf das Attest. Doch würde es sich Hansen selber ausgefertigt haben, so stünde gewiß darauf geschrieben: Unausrottbare Unordnung — mit einem dicken Strich darunter.
(Übertragung a. d. Dänischen von Werner Rietig.)

THESPISKARREN

VON ERNÖ SZEP

Ach Gott, hatte es die Schauspielertruppe in Cserepes schlecht! Dieses Jahr gab es zum erstenmal in der kleinen Stadt an der Theiß Theatervorstellungen. Der brave Direktor versuchte seit dem Herbst alles, um die gleichgültigen Leute von Cserepes ins Theater zu locken. Er suchte der Reihe nach alle Herren vom Magistrat, vom Bezirksgericht und von der Bank auf, betrat die Schwellen aller wohlhabenden Bürger und bat um edle Förderung der Kunst. Im Kaffeehaus schloß er sich jeder Kartenpartie regelmäßig als Kiebitz an. Nach der Vorstellung setzte er sich an die Stammtische, unterhielt die Tischrunde mit alten Schauspieleranekdoten oder neuen Budapester Witzen, solange der Alkohol ihre Aufmerksamkeit noch nicht erlahmen ließ. Er verteilte Freikarten an Lehrer, Schüler, an die Postmeisterin, den Oberkellner, an alle erdenklichen Leute, nur um den Theaterbesuch in Cserepes in Schwung zu bringen. Er führte allwöchentlich zwei der erfolgreichsten Budapester Stücke auf — aber alles war vergeblich, die Leute in Cserepes wollten nicht ins Theater gehen. Die Leute dort sind eben so. In den meisten Häusern legen sie sich jeden Abend um Schlag neun Uhr schlafen. Um halb acht setzen sie sich zum Abendessen, gerade wenn der Vorhang im Theater mit viel Geknarre aufgeht. Daß sie das Abendessen erst bis zum Schluß der Vorstellung verschieben oder daß sie etwa nach vornehmer Budapester Sitte nach der Vorstellung ins Restaurant gehen, das wird doch niemand im Ernst von den Leuten erwarten.

Ja, diese arme Schauspielertruppe! Der Liebhaber wurde in seiner Not schrecklich elegant, denn er mußte seine teuren Bühnenanzüge schon bei Tage anziehen. Er und auch die andern Schauspieler schlenderten gegen Mitternacht zumeist beschwipst nach Hause, denn hungrig wie sie waren, ließen sie sich im Gasthaus bei den Trinkkumpanen nieder, wo man sie herzlich aufnahm und ihnen Wein bis zum Überdruß einschenkte. Aber keinem fiel es jemals ein, die Schauspieler zu fragen, ob sie etwa noch nicht gegessen hätten. Sie mußten also vom Wein satt werden.

Oh, diese kurzberockten kleinen Schauspielerinnen mit dem kurzgeschorenen Haar und den rotgeschminkten Lippen! Sie lernten in Cserepes zum erstenmal das Schauspielerelend kennen. Wo waren die schönen Zeiten geblieben, in denen die Gutsbesitzer und Husarenoffiziere die lieblichen Künstlerinnen mit Blumen überschütteten und mit Champagner überschwemmten! Es gab keine Feste, keine Ferien mehr, es hieß immer nur lernen, proben, spielen, und in den kurzen Freizeiten zu Hause in den bescheidenen möblierten Zimmern sitzen, lesen, stricken oder mit den Kolleginnen — natürlich ohne Geld — Karten spielen. Im April war die Truppe schon so tief gesunken, daß die Vorstellung an manchen Abenden ausfallen mußte, nur weil ein einziger Zuschauer im Theater saß. An einem schönen Frühlingstag nun kam der Direktor mit einer Neuerung, die in einigen Provinztheatern schon eingeführt war: Zwei Personen auf eine Karte! Das Lokalblatt brachte eine Anzeige, und an den Mauern der Häuser von Cserepes verkündeten Plakate mit riesigen Lettern: „Ab heute zwei Personen auf eine Karte! Jede Karte berechtigt zwei Personen zum Eintritt. Dabei kostet auch die teuerste Karte nur 1 Pengö!" Ja, du liebes Cserepes, so billig hast du die Schauspielkunst noch nie genossen.

Am gleichen Abend schlenderte ein einsamer junger Mann am Theater vorbei. Er hieß Andres Makula und war beim Steueramt angestellt: sein Gehalt mochte nach Abzug aller Steuern etwa 90 Pengö betragen. Wie gut ich doch all diese jungen Leute vom Schlage des Andres Makula kenne! Den Hut tragen sie so lange, bis er ein Loch kriegt, die Krawatte binden sie von beiden Seiten, bis dieses mattgeblümte Seidengebinde ganz zerschliessen ist. Sie drehen sich Zigaretten aus einer Blechdose und harren jahrelang getreulich bei einer Rohrspitze aus, bis sie ganz schwarzgebrannt ist. Andres Makula geht nie ins Kaffeehaus, er besucht höchstens am Sonntagvormittag das Gasthaus zum „Schwarzen Stier", wenn es warm im Wirtsgarten ist und die Leute Kegel schieben. Er selbst nimmt aber am Spiel nicht teil, sondern schreibt nur die Würfe an die Schiefertafel. Dann und wann trinkt er zwischendurch ein Glas Bier. Und wenn ein Ball in Cserepes veranstaltet wird, dann ist Andres Makula der Mann, der mit einem zweiten Andres Makula bis zum Morgen draußen im Vorraum vor einem Tisch sitzt, denn sie beide sind die Kassierer.

Andres stand also vor dem Theater. Die Türe zur Vorhalle stand offen, an der Kasse saß der Direktor und neben ihm eine in goldstrotzenden Dolman gekleidete Dame, die Frau Direktor. Draußen an der Wand hing ein großer grüner Anschlag: Die Husarenbraut, Große Operette.

Andres blieb stehen und betrachtete das Plakat. Plötzlich zog er heftig an seiner Zigarette und atmete mit dem Rauch auch den Frühling in seine

Verzauberte Schenke

Von Georg Schwarz

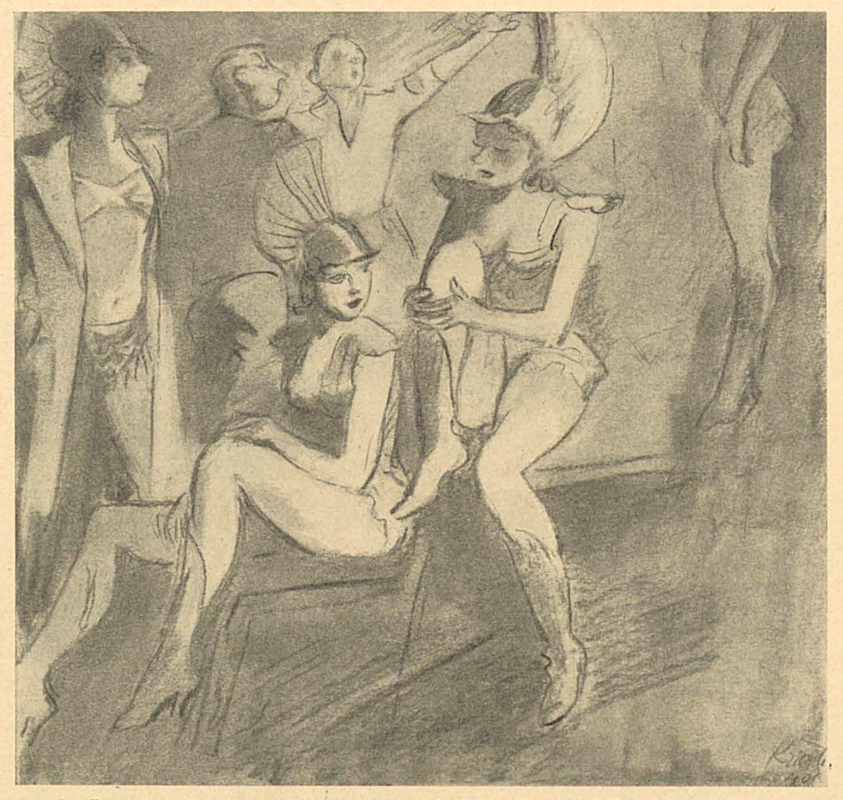
Schenke, uralte, vermummt
Unterm Weinlaub! Wie lang
Bist du, Einsame, verstummt,
Mit Becherklang und Gesang!

Rebe spann alles ein,
Auch in der Laube den Tisch.
Einer trank da den Wein,
Und einer aß da den Fisch.

Dankten sie dir mit Hohn,
Bis du verschlossen dich hast?
Oder hat dich zum Lohn
Verzaubert ein seliger Gast?

Kunstgeschichte - Storia d' arte

(R. Kriesch)



„'ne Renaissancerevue soll das werden – was ist das denn?" — „Ach, Renaissance, das war doch die Zeit, wo sich die Leute immer gegenseitig beim Abendessen vergiftet haben!"

"E ne deve venir fuori una Rivista-Rinascimento? Cosa è mai ciò?„ — "Ah, ah! Rinascimento, sai, era proprio quel tempo, in cui la gente si avvelenava sempre a vicenda, a cena!„

Lunge und sein Herz ein. Den Traum, den Rausch, das Glück des Lebens, alles was in einer Frühjahrdämmerung an einen herandrängt. Ja, ja, er war seit dem Herbst nicht mehr im Theater gewesen. Aber an diesem köstlich schönen Abend verlangte er etwas Wunderbares vom Schicksal. Er wollte den Märchenglanz auf der Bühne sehen, die Musik hören, schöne Künstlerinnen bewundern. Die Cserepeser fingen langsam an, ins Theater hineinzugehen, sollte nur er hier herumlungern? Ach Gott, wäre es schön, ins Theater zu gehen! Andres schloß sich rasch entschlossen an und ging zur Kasse: „Eine Karte für fünfzig." Die Husarenfrau erkundigte sich: „Sind Sie denn allein?" Und der Direktor rief dazwischen: „Sie haben das Recht, noch eine Person mitzubringen. Es steht ja hier angeschlagen." Und sie drückten ihm die beiden roten Eintrittskarten in die Hand. Andres ging hinaus, seine Zigarette war noch nicht zu Ende geraucht. Es begann zu dunkeln, auch Andres Seele umwölkte sich. Er wird nun allein im Theater sitzen. Wie gut sie es haben, die zu zweit sitzen, ein Mann neben einem Mädchen, ihre Schultern berühren sich, sie lächeln einander zu und halten sich die Hände im Dunkeln. Da blieb eben ein Mädchen vor dem Theater stehen, auch sie schaute hinein. Es war ein einfaches Mädchen, es trug einen bebänderten Hut, einen billigen Mantel und hatte eine bunte kleine Tasche in der Hand. Es stand da und schaute. Es sehnte sich wohl auch nach dem Theater. Es war gar nicht häßlich. Vielmehr ein schönes Mädchen. Wie sollte es auch nicht schön sein, wo es doch Frühling war. Andres trat einen Schritt vor und stieß mit dem Finger an den Hut: „Verzeihung, Fräulein, wenn Sie gestatten, möchte ich Ihnen eine Theaterkarte anbieten. Man kann nämlich zu zweit mit einer Karte hineingehen. Und ich... ich bin gegenwärtig allein." Das Mädchen öffnete etwas erschrocken den Mund, nahm sich aber dann zusammen und lächelte: „Ach, vielen Dank, das ist aber freundlich von Ihnen." „Wollen Sie also meine bescheidene Einladung annehmen?" Das Mädchen schüttelte den Kopf und wurde ernst: „Nein, danke, allein kann ich nicht ins Theater." „Aber Sie kommen doch mit mir, Fräulein, ich bin ja auch allein. Wir sind doch dann zu zweit." „Das darf ich aber leider nicht. Ich kann nur mit meinem Bräutigam gehen."
Andres ließ seine rechte Hand sinken, mit der er die Karte überreichen wollte. Er schwieg. Das Mädchen lächelte, nickte, wollte weitergehen. Aber da fing Andres wieder zu reden an: „Was ist denn Ihr Verlobter, Fräulein?" „Er ist Schneidergehilfe. Er verdient sehr wenig und deswegen können wir auch nicht heiraten. Guten Abend." „Warten Sie einen Augenblick, Fräulein! Haben Sie 's doch nicht so eilig. Bitte fassen Sie 's nicht als Beleidigung auf, sondern beehren Sie mich damit, daß Sie die beiden Karten annehmen. Es ist doch vor halb acht. Bitte holen Sie rasch Ihren Bräutigam und kommen Sie mit ihm zu zweit. Ich habe diese Operette schon einmal gesehen, aber bitte, nehmen Sie die Karte doch. Viel Vergnügen für den Abend!"
(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil.)

Götterdämmerung - Crepuscolo degli Dei

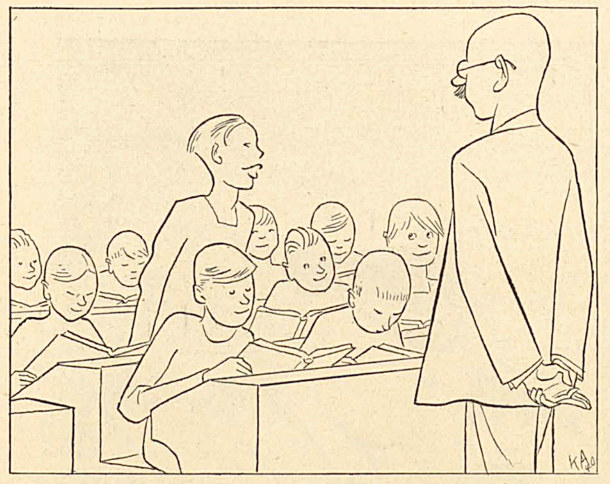
(E. Thöny)



„Wir haben uns doch verrechnet!"

"Ci siamo pur sbagliati nei conti!„

(Karl Arnold)



„Huber Franz, hast du keinen Atlas?" — „Ja, aber mein Vater hat ihn gestern am Stammtisch liegen lassen!"

"Ehi, Franz Huber, non hai un atlante?„ — "Sì, certo; ma mio padre se l' è scordato ieri sul tavolo riservato!„

KLEINER ZWISCHENFALL

VON WILHELM LUKAS KRISTL

Ja ja, farbig sind diese Hafenstädte am Mittelmeer, mit ihren verfallenen Kastells, lärmenden Fischmärkten und echt orientalischen Teppichen, und mit ihrem Völkergemisch. Und Häuser gibt es dort, deren Salons mit besonders tiefroten Matten und besonders blau und gold gemusterten Tapeten ausgestattet sind, und darin ein besonders intensiver Parfümduft von Plüschsofa zu Plüschsofa schwebt. Weil uns nun, meinen Freund Bimbo und mich, als Touristen ewig Durst und Wissensdurst plagten, so saßen wir eines Abends auch in so einem Salon. Die Madame des Hauses belächelte allerdings zweifelnd unsere Versicherung, wir seien ausschließlich deshalb gekommen, um Filme anzusehen, die sich selbst für die reifere Jugend nicht recht eignen.

Sie übergab uns einem gepuderten Jüngling in lilafarbenem Hemd, der die Finger mit den polierten Nägeln wie ein Mannequin spreizte und dazu den Popo schwenkte, aber letzteres weniger anmutig als ein Mannequin. Er geleitet die Gäste in den Keller des Hauses hinunter. In diesem Keller standen nun keine Kisten mit Briketts und Grobkohlen herum. Vielmehr prunkte er mit samtenem Rot: Gepolsterte Bänke ringsum und in der Mitte, und dort, wo eigentlich die Sauerkrautfässer stehen müssen, dort waren Logen eingebaut. Und über die Stirnwand des Raumes spannte sich eine weiße Leinwand.

Ein gedehntes „Ahaa" entfuhr uns beiden gleichzeitig. In diesem „Ahaa" widerhallte einer vielbändigen Sittengeschichte letztes Echo. Die beiden Ahaas huschten über die vielen, um diese Stunde noch verwaisten Plätze, und als sie zu

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

uns zurückkehrten, trafen sie uns um Jahrzehnte gereifter. Jeder von uns hatte das Gefühl, mit einem Schlag Lebemann geworden zu sein, und ich versäumte nicht, die Unterlippe lässig nach oben zu ziehen und mit den Fingern spielerisch auf die Banklehne zu trommeln.

Der Jüngling, der bereits in seinen Operateurkasten gekrochen war, tänzelte nochmals herbei. Ob ich mich nicht auf die gegenüberliegende Bank setzen wolle, flötete er, jenseits des schmalen Gangs; da sei die Sicht weitaus günstiger. Aber er vermochte uns nicht zu überzeugen, daß wir getrennt voneinander mehr sähen als gemeinsam. So gab er es auf und tat etwas anderes. Er rückte eine hohe, massive Holzwand heran und stellte sie in dem Gang gerade so an meiner Seite auf, daß ich zu den andern Bänken nicht mehr hinüberschauen konnte.

Nunmehr war's ein überraschtes „Ohoo", das uns entschlüpfte und an der hölzernen Wand zurückprallte; ein Ohoo, das alle Ahaas auflöste und in dem Nic Carter wieder auferstand. „Jetzt müssen wir Obacht geben, verstehst", warnte Bimbo. „Paß auf die Brieftasche auf!"

Auf der Leinwand rührte sich nichts. Dagegen glaubte ich hinten ein Rascheln und Raunen zu hören. Und als ich umsah, fing mein Blick etwas auf, was mich wie ein Florettstich traf, mich dermaßen schwächend, daß ich befürchtete, im Notfall nicht genug für meine Brieftasche kämpfen zu können. Was da die Treppe herabhuschte, war ein Mädchen, mit nichts weiter als mit einem blaßgrünen Seidenband bekleidet, das um die Hüften geschlungen und vorne zu einer breiten Schleife gebunden war.

„Oha!", stieß ich verblüfft hervor, ein kurzes „Oha", und überlegte blitzschnell, wie ich meine Unschuld so verteidigen könne, daß ich sie zugleich verlieren würde. Doch auf die Eva fiel ein Schatten. Und dieser Schatten verwandelte sich in eine männliche Gestalt. Und die männliche Gestalt verschwand mit dem Mädchen hinter der hölzernen Wand.

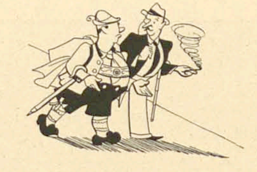
Jetzt begann die weiße Leinwand zu flimmern. Ein Zimmer ward sichtbar, ein Zimmer mit Stechpalme und geblumtem Ofenschirm. Dazu ein Sofa, auf dem eine Dame lag, die sich sichtlich langweilte. Glücklicherweise stellte sich bald ein junger Mann ein. Die Dame entpuppte sich als rechte Potiphar, während der junge Mann hingegen nicht lange in der Rolle des Joseph verharrte. Ganz im Gegenteil! Gar bald benahmen sich die beiden so, als seien weder Bimbo und ich, noch das Paar jenseits der Holzwand anwesend. Was dann genau geschehen ist, kann ich beim besten Willen nicht sagen. Ein donnernder Schlag — der Aufschrei eines weiblichen Wesens — dumpfe Nacht um mich herum. — — Ich lag unter der hölzernen Wand begraben.

Als ich wieder auf der Bank saß, brannten alle Kellerlichter. Der lilafarbene Jüngling zelebrierte mit seinen Händen. Bimbo untersuchte meine Hautabschürfungen. Eva mit der grünen Schleife besprengte mich mit Essenzen, während ihr männlicher Schatten unverständliche Entschuldigungen murmelte. Und schon war auch Madame zur Stelle und mit einem Male der ganze Raum voll Menschen und irgend jemand reichte mir ein Glas Kognak, indessen mein Kopf zu brummen begann, als seien darin zwei Baßgeiger am Werk.

Ich hatte keine rechte Lust mehr, mir noch anzusehen, was sich in dem Zimmer mit der Stechpalme und dem geblumten Ofenschirm weiterhin zugetragen haben mochte. Ich fand mich damit ab, mit einigen Bildungslücken den Ort zu verlassen.

„Aber eines habe ich noch in Erinnerung, Bimbo", dämmerte mir Stunden später, „die grüne Schleife war vollkommen in Ordnung." Und das hatte mich mehr beruhigt als die Aspirintabletten, ich weiß heute noch nicht recht wieso.

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Ibser aus Berlin fuhr ins Tirolerische.
Innsbruck hatte man ihm geraten.
Als Ibscher zurückkam —
„Ich weiß nicht, warum die Leute alle nach Innsbruck fahren — ich habe jedenfalls gar nichts ohne Marken bekommen!"

Sonntags wird in der Zeit von 1/2 12 bis 12 Uhr in der Thomaskirche eine Kantate von Bach aufgeführt, wobei der weltberühmte Thomaner-Chor und das nicht minder bekannte Gewandhausorchester mitwirken. Diese Aufführungen werden meistens durch den Rundfunk übertragen.
Kommen da eines schönen Sommersonntags zwei biedere Leipziger von ihrem Frühschoppen den Täubchenweg entlang. Vor einem Haus, aus dessen weit geöffneten Fenstern im Erdgeschoß ein Lautsprecher ertönt, bleiben die beiden lauschend stehen. Jubelnd erklingt mit voller Lautstärke der Schlußchor aus den „Meistersingern". Da zieht einer der Männer gemächlich seine Uhr aus der Tasche, nickt befriedigt und sagt im Weitergehen zu seinem Begleiter: „S' is de Gandade!"

Das Mädchen

(Wilhelm Schulz)



Es ist mein Schatz ein Feldsoldat,
An dem mein Herz blieb hangen,
Wie er so freudig, jung und grad,
Ist an die Front gegangen.

Was ist von Mut und Tapferkeit
Dort Tag um Tag zu melden!
Ich weiß, mein Schatz für alle Zeit
Gehört zu diesen Helden.

Was wollt ihr Blümlein in der Rund'
Mag keines von euch pflücken,
Erst wenn er wiederkehrt zur Stund',
Sollt ihr für ihn mich schmücken.

Wilhelm Schulz

München, 14. Juli 1940
45. Jahrgang / Nummer 28

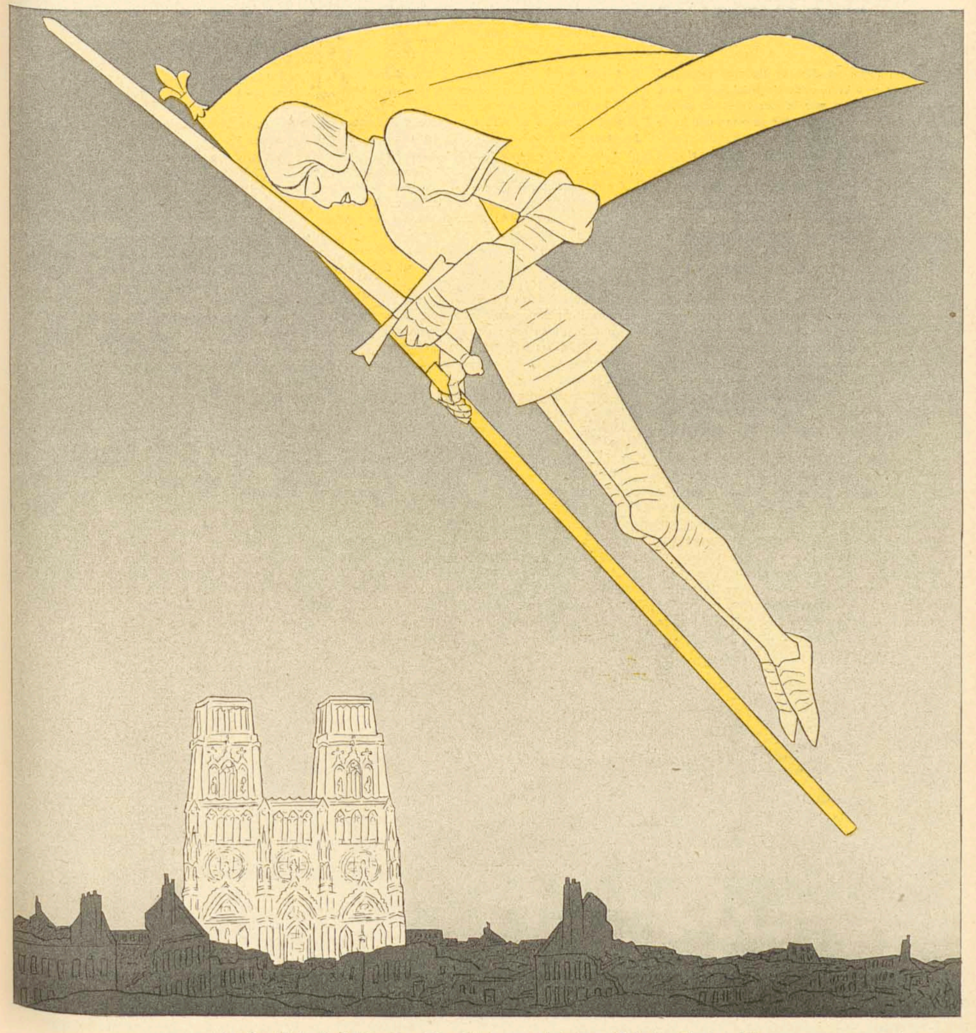
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Jeanne d' Arc

(Karl Arnold)



„Hoffentlich floß Frankreichs Blut zum letzten Mal für England!“

"È a sperare che la Francia abbia sparso per l' ultima volta il suo sangue per l' Inghilterra !,,

Zu Gottfried Kellers fünfzigstem Todestag (15. Juli)

Weiß noch, wie mich's durchfuhr
— das sind jetzt fünfzig Jahre;
ich saß im Abitur —:
Nun liegt er auf der Bahre!

Er, der mich junges Blut
mit Morgenglanz bedachte,
in dessen treuer Hut
ich zu mir selbst erwachte.

Die lieben Fensterlein,
nun waren sie verdunkelt.
Der alte Tröster Wein,
ihm hat er ausgefunkelt.

Wie lang ist das schon her,
viel gut' und böse Jahre!
Was sank nicht alles schwer
inzwischen auf die Bahre!

Noch immer steht die Welt...
Ob auch die Sterne sinken:
was unsre Wimper hält,
wir wollen's trinken, trinken!

Dr. Owlglaß

DAS MÄDCHEN MIT DEN GOLDLOCKEN

VON JOHN LOREN

Seit jenem Tage, an dem er sie zum erstenmal sah, trug er eine brennende Ungeduld im Herzen. Eines Mittags — es war in der Frühstückspause gewesen — war er ans Fenster getreten und hatte auf das Getriebe der Straße hinausgeschaut, wobei sein Blick auch die Fassade des gewaltigen Gebäudekomplexes der gegenüberliegenden Lebertranfabrik streifte. Und plötzlich hatte er sie hinter einem Fenster entdeckt, wo sie an einem Pult saß und arbeitete. ‚Das Mädchen mit den Goldlocken' nannte er sie enthusiastisch; denn es war ihr goldblondes Haar, das am meisten Eindruck auf ihn machte und ihn in heimlicher Liebe entbrennen ließ.

Auch in den nächsten Tagen stand er, so oft die Gelegenheit sich bot, am Fenster, starrte verzückt zu ihr hinüber und träumte glückselige Träume von gemeinsamen Mondscheinspaziergängen und Kinobesuchen. Des Abends ging er jetzt nicht mehr aus, sondern saß zu Hause, träumte versonnen vor sich hin und begann schwärmerische Verse zu machen, die dem Mädchen mit den Goldlocken und den blütenweißen Schultern gewidmet waren.

Aber was half es schon, daß er sich in schmerzlichen Betrachtungen verlor! Es mußte gehandelt und auf irgendeine Weise die Bekanntschaft mit der Angebeteten angebahnt werden. Er konnte sie ja bei Feierabend vor dem Tor der Fabrik abpassen oder ihr schreiben! Ihr schreiben? Wo er doch weder Namen noch Adresse von ihr kannte? Nein, am besten setzte er sich wohl mit ihr telephonisch in Verbindung. Also langte er rasch entschlossen nach dem Fernsprechbuch, suchte die Nummer der Lebertranfabrik heraus und griff nach dem Hörer. Er trat dabei ans Fenster, um den Erfolg seines Anrufes nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen. —

„Hallo!" meldete es sich am anderen Ende des Drahtes.

„Verzeihung", begann er ein wenig unsicher, „ich ... nein ... meine Schwester ... ist mit einer Dame befreundet, die bei Ihnen tätig ist, und sie hat mich gebeten, ihr etwas auszurichten. Aeh ... hm ... aber leider habe ich den Namen der jungen Dame vergessen ..."

„Ja, wenn Sie nicht einmal den Namen wissen, dann wird es schwer halten, denn bei uns sind viele junge Damen beschäftigt."

„Ja, ja, gewiß. Doch hat die Dame auffallend blondes Haar und sitzt, glaube ich, im 2. Stockwerk Ihres Büros am vierten Fenster von links."

„Ach so, da meinen Sie Frau Carlstedt. Einen Augenblick, bitte, ich werde sie sofort an den Apparat holen."

Und gleich darauf sah der junge Mann, wie das Mädchen mit den Goldlocken sich von seinem Pult erhob und durch die Tür zum Fernsprecher eilte.

„Hallo! Hier Frau Carlstedt", meldete sich eine glockenklare Stimme.

Doch der junge Mann hatte gebrochenen Herzens längst eingehängt.

Auch in den nächsten Wochen war er allabendlich zu Hause anzutreffen, wo er nunmehr schwermütige Verse über ein Mädchen mit Goldlocken schrieb, das er über alle Maßen verehrte, das ihm aber unerreichbar blieb, weil es mit einem anderen verheiratet war ...

In Wirklichkeit aber war Frau Carlstedt eine junge Witwe, die, knapp einen Monat verheiratet, ihren Mann verloren hatte, und die sich nun wieder nach männlicher Gesellschaft, abendlichen Spaziergängen, Theaterbesuchen und dergleichen zu sehnen begann.

Ein paar Tage nach dem mißlungenen Telephonanruf des jungen Mannes wollte es das Schicksal, daß die junge Witwe einen anderen kennenlernte, mit dem sie bald darauf sehr glücklich war.

(Übertrag. a. d. Schwedischen von Werner Rietig)

*

Mein Freund Johannes

Die Uhr zeigte 2 Uhr morgens.

Wir waren mit ein paar Freunden aus gewesen. Hatten ein paar Glas Bier getrunken. Vielleicht auch ein paar Schnäpse dazu. Nun waren wir alle sehr heiter und unternehmungslustig, hatten aber doch das Gefühl, daß ein Schluck Kaffee uns nicht direkt schaden würde.

„Kommt mit zu uns", sagte Johannes.

So zogen wir alle in die Villa seiner Eltern, begaben uns in die Küche, und Johannes braute einen soliden Kaffee.

Wir wollten nicht untätig zusehen, sondern machten uns daran, seine Arbeit musikalisch zu untermalen. Erst pfiffen wir leise, dann sangen wir, dann nahm einer zwei Kochtopfdeckel, dann der nächste einen Kochlöffel und eine Waschkumme, der dritte trompetete auf einem Trichter, der vierte nahm eine Mehltonne als Pauke und mir blieb nichts anderes übrig, als mit Messer und Gabel auf Flaschen und Gläser zu schlagen. Kurz es war ein herrlicher Höllenlärm.

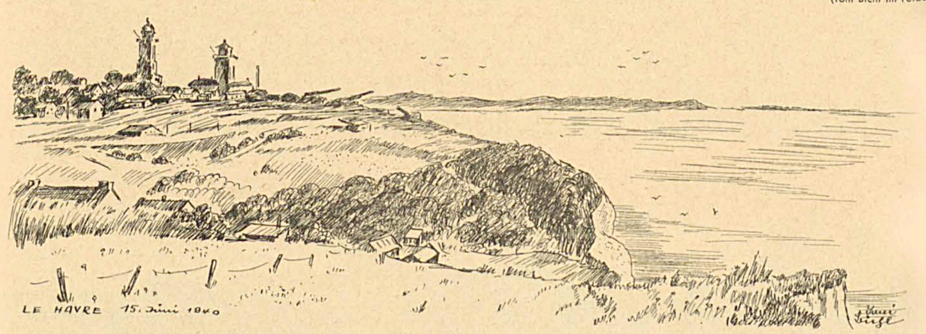
Nicht lange. Dann öffnete sich die Küchentür und die Frau des Hauses kam entsetzt herein.

„Aber Jungens, was macht ihr denn eigentlich!" rief sie. „Kaffee!" sagte Johannes.

J. Bieger

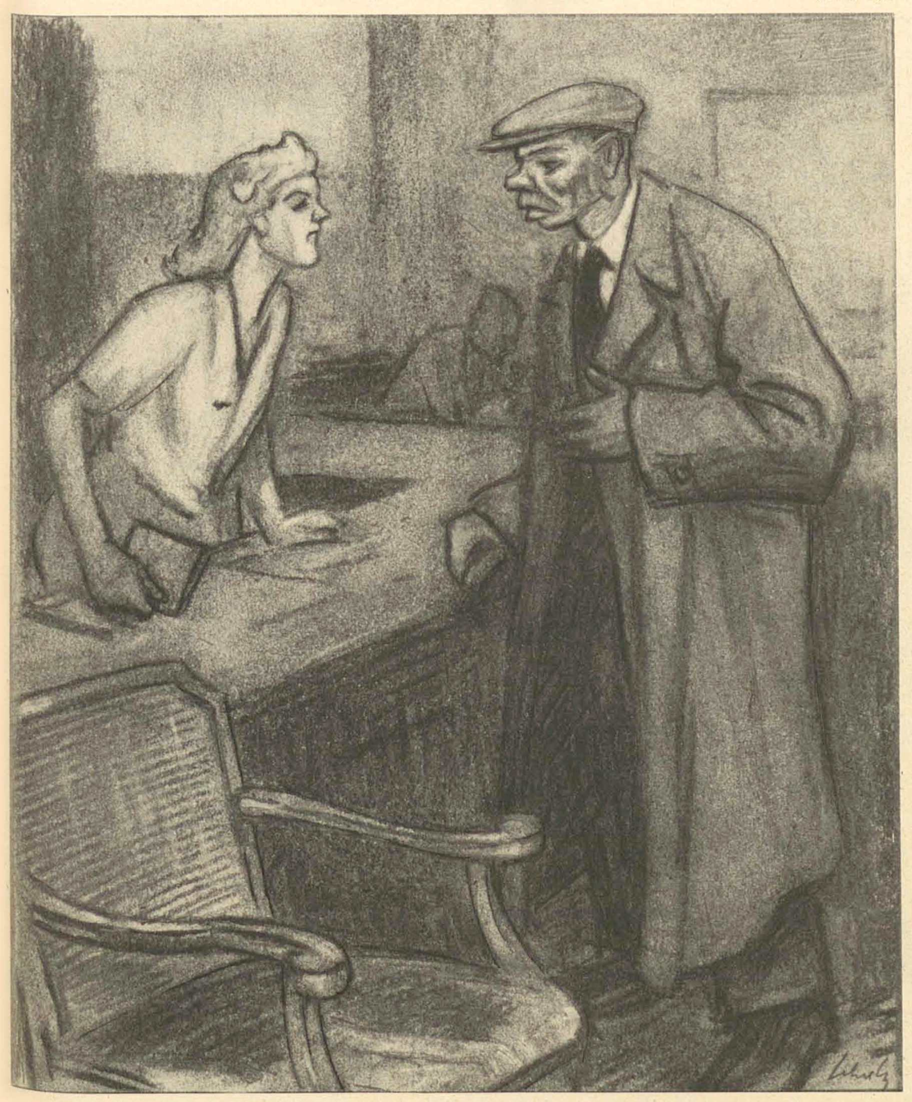
Le Havre

(Toni Bichl im Felde)



Der Optimist - L'ottimista

(Wilhelm Schulz)



„Können Sie mir an der Küste einen ruhigen Badeort empfehlen, nicht zu weit von London, wo ich mich einige Wochen erholen kann?"

"Potete Voi indicarmi una stazione balneare tranquilla sulla costa, non lontana da Londra, dove io possa in alcune settimane rimettermi in salute?„

Appell in der Hölle - Appello nell' Inferno

(O. Gulbransson)



„Merkt euch, einem Teufel hat vor nichts zu grausen! Wenn euch also einmal befohlen wird, Churchill zu holen, dann holt ihr ihn auch!“

"Badate bene che un diavolo non deve sentir ribrezzo per nulla! Se mai dunque avrete l' ordine di acchiappare Churchill, acchiappatelo pure!„

Der Ausflug - La gita

(R. Kriesch)



„Ja, Stöckelschuh und Seidenstrümpfe sind eben nicht das Richtige für eine Wanderung, Fräulein Erika!"
„Wer hätte auch denken können, daß Sie wirklich nur das Wandern im Sinn haben, Herr Ferdinand!"

"Eh già, signorina Erica, scarpette con tacchi alti e calze di seta non son fatte per una gita!„
"Ah sì! Ma chi mai avrebbe pensato che Voi, signor Ferdinando, non aveste in mente altro che la camminata?!„

DIE PFEIFE DES FREUNDES

VON BASTIAN MÜLLER

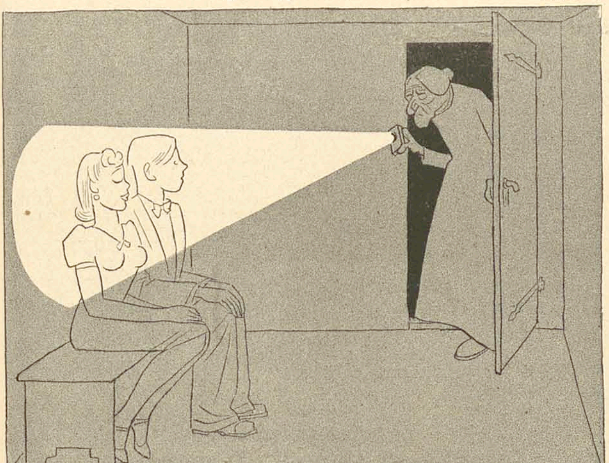
Bis zu einem bestimmten Tage hing sie am Pfeifenbrett in der Reihe „Für besondere Gelegenheiten", und zwar hatte sie den mittleren Platz inne, den Ehrenplatz unter den mattglänzenden, schwarzbraun und dunkelrötlich leuchtenden Köpfen. Es war ein ganz billiges Ding, wie sie in jedem Eckladen am Hafen für wenige Groschen zu haben sind. Die Ehre, in dieser Reihe zu hängen, kam nicht von ihrer Güte oder ihrer Seltenheit her. Was sie kostbar machte, war, daß sie eine „Pfeife des Gedenkens" war.
Der Schneidermeister Friedrichs, der Besitzer der ganzen Pfeifensammlung, pflegte jeden Sonntagnachmittag, um die Stunde, da der Tag vergeht, vor den Schrank zu treten und die Pfeife aus der Mitte zu nehmen, sie voll Tabak aus dem blaugrauen Steinkrug zu stopfen, ein Streichholz anzuzünden und einen durchaus billigen, nicht ferne gewachsenen Tabak anzuzünden. Und dann schaute er durch die Scheiben, oder im Sommer durch das offene Fenster, in den winzigen Vorgarten, wo ein paar kümmerliche Fliederbüsche schon seit Jahren nicht mehr geblüht hatten. Und es kamen die Erinnerungen an die ferne Zeit. Da hatte es zwei junge Männer gegeben, die in der gleichen Kompanie dienten. Zwei Schneider. Nicht sehr angesehen bei den anderen. Sie hatten unter ihrem Beruf gelitten.
Heute war das fast vergessen, aber damals in der schäumenden, stolzen Jugend, da hatte es die Burschen gekränkt, daß man „Meck-meck-meck" hinter ihnen her rief. Sie fühlten sich ausgestoßen. Sie hatten sich zusammengetan, arme Schneiderlein. „Meck-meck" und „Ziegenbart" wurden sie genannt. In ihrem Elend hatten sie in einem kleinen Laden zwei Pfeifen gekauft. Jeder rauchte seine Pfeife von diesem Tage an, und die kurzen Stunden, wenn der Urlaub die anderen zu den Mädchen lockte, waren ausgefüllt mit dem beißenden Qualm billigen Knasters. Obwohl die Soldatenjahre damals endlos schienen, waren sie nun wie ein Tag geworden. Am Ende der Zeit geschah damals die kleine Verschwörung, die es fertigbringen sollte, ein Stück knabenhafter, schwärmerischer Jugend zu einem ewigen Feuer zu entfachen, das noch im Alter glomm, tief unten beim Herzen, und warm war, so warm.
Am Ende der Dienstzeit sagte Ziegenbart zu Meck-meck: „Hier nimm!" Und er reichte dem Kameraden seine Pfeife, dieses billige, verschmorte Troststück stiller Stunden. „Ich werde reisen. Nun

bin ich frei." Und der Soldat Ziegenbart schiffte sich im Hafen der Stadt Hamburg ein als der Schneidergeselle Franz Meuser, zur Reise nach drüben, in die Vereinigten Staaten.
Meck-meck blieb zurück. Sehr betroffen. Und in letzter Minute, da er hilflos war in seiner plötzlichen Verlassenheit und aufgewühlt von der traurigen Unruhe des ausfahrenden Schiffes, drückte er dem Kameraden der zwei langen Jahre seine Pfeife in die Hand und murmelte etwas verschämt: „Denk mal an mich, wenn du sie rauchst." Und dann hatte die Sirene aufgeheult, lang und ohrenzerreißend dumpf. Mehr hatten sie sich nicht sagen können.
Aber der Schneidergeselle Franz Meuser schrieb von drüben: „Sitze da und schmöke deine Pfeife, und nun habe ich Arbeit in einer Schuhfabrik, wo ich wasserdichtes Futter nähe." Später schrieb er, er arbeite in einem Büro. Leider schrieb er nicht, als was. Aber zu nähen gab es da wohl kaum was. Friedrichs wurde ein bißchen betrübt, daß der andere der Nadel untreu geworden war. Er selber arbeitete sich zum Meister hoch, mit eigener Werkstatt und bester Kundschaft. Auf der Bank war ein winzig kleines Konto, das mühselig anwuchs mit den Jahren. Hingetragen wurde nur alle Vierteljahre etwas, und das war das Geld, das andere Handwerksmeister für Zigarren ausgeben. Friedrichs blieb bei der Pfeife. Seine Frau schenkte ihm zu Lebzeiten jedes Weihnachten eine, nun tat es seine Tochter, die mit dem Schullehrer verheiratet war.
Mit den Jahren waren die Briefe spärlicher geworden. Der Franz, dieser Amerikaner, hatte nicht mehr soviel zu berichten von Wundern und goldener Aussicht. Zu Weihnachten, unabänderlich wie der Kalender, kam nun ein Brief von drüben, und es stand nicht mehr darin, was der Bürogehilfe von ehedem, der inzwischen Gott weiß was alles gewesen war, in diesem Augenblick machte. Die Briefe wurden kurz und ungelenk. „Die Pfeife schmeckt noch!!!" stand darin, und die Ausrufungszeichen waren fast durch das Papier gedrückt. Schneidermeister Friedrichs antwortete mit seiner wundervollen Rechnungsschrift, die er im Meisterkursus gelernt hatte. „Es freut mich, daß es dir weiterhin nicht an Gesundheit mangelt. Und was die Pfeife angeht, noch glüht das Feuer. Ja, nun sind es nur noch zehn Jahre!" Und zum nächsten Neujahr schrieb Friedrichs: „Neun! Nur noch neun Jahre, alter Schwede!" Mit jedem Jahr wurden es weniger. Denn das hatten sie ausgemacht in den ersten Jahren ihrer Trennung, den sechzigsten Geburtstag wollten sie zusammen verleben, er lag ja nur vierzehn Tage auseinander. Und die zwei Wochen sollten die Krone ihres Daseins werden. Da sollten die alten Pfeifen nicht ausgehen, da wollten sie sich alles erzählen, vom langen, langsam gleitenden Leben.
Der Amerikaner Franz hatte geschrieben, in den ersten Jahren seiner abenteuerlichen goldenen Aussichten, daß Friedrichs ihn im sechzigsten Jahr holen, 'rüberkommen solle, sich die Vereinigten Staaten ansehen und helfen, die Kisten packen für die fröhliche, dampfende Heimkehr. Und dieser Plan war noch nicht verworfen worden.
Aber dann kam der Tag, der das Päckchen brachte. Die schmale Pappschachtel mit Empfehlung unbekannterweise, von unserem Verstorbenen der letzte Gruß und Wunsch, und die Pfeife. Sie war zerbissen, die Spitze mit Garn umwickelt und so merkwürdig kalt und feucht. Aber vielleicht war das nur von der Reise über die winterliche Atlantiksee.
„Der Tote äußerte in seiner letzten Stunde den Wunsch", schrieb ein fremder Mensch auf einem Hospitalbriefbogen, „wenn es die Lage des Jugendfreundes, des Mister Friedrichs, erlaube, möge er doch zur verabredeten Zeit kommen und seine Pfeife mitbringen und an da unten bezeichneter Stelle rauchen. Aber Kisten wären nun nicht zu packen", ließ der Tote bestellen.
Die unten bezeichnete Stelle war der Friedhof von Greenville, drüben im Süden der Staaten, wo ein Fremdling unter Fremden verschied.
Während der Lehrerschwiegersohn die fremde Sprache holpernd übersetzte und dazwischen murmelte: „Natürlich völliger Blödsinn, für so was nach Amerika zu reisen und sein Geld auszugeben", erkaltete im Munde des Schneidermeisters Friedrichs die Pfeife zum letzten Male und sie kam nicht mehr an ihren Platz, sie wurde in die billige Schachtel mit den seltsam fremden Marken gelegt zur traurig heruntergekommenen Bruderpfeife, und dann im mottensicheren Schrank, bei den teuren englischen Stoffen, verborgen, um da zu liegen, bis zu dem bestimmten Tag.
Noch fehlten zwei und ein halbes Jahr daran.

(C. M. Busch)

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)



„Wos macht's denn ihr im Keller?"
„Zweng der Fliegergefahr!"
„Is ja gar koa Alarm g'wesen."
„Halt probeweise."

"Che fate mai qui in cantina?„
"Pel pericolo degli aerei!„
"Ma se non ci fu nessun allarme?„
"Evvia! Soltanto per prova.„

Der Homo neandertalensis

Von Heinz Steguweit

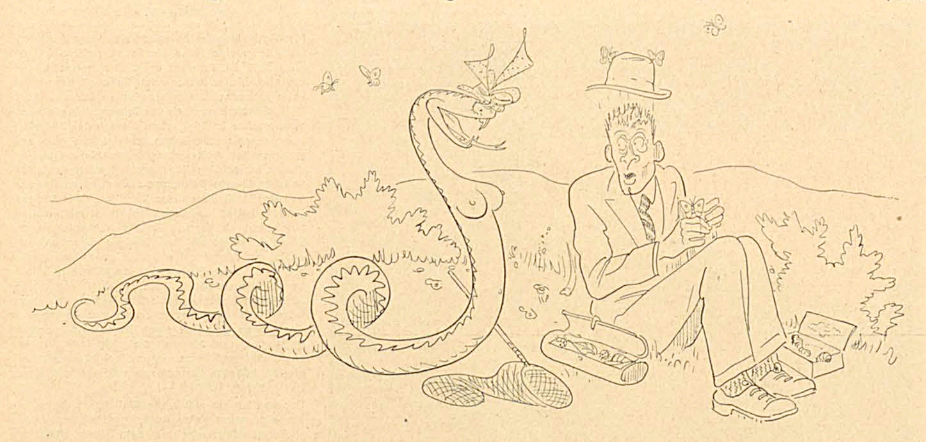
Für die historische Belegbarkeit dieser Anekdote halte ich meine Hand ins Feuer, sofern es nicht allzu heiß ist. Es geht um nichts andres als um die alte, bisher immer noch liebevoll ausgeplänkelte Nebenbuhlerschaft zwischen Düsseldorf und Köln. Geschah es doch vor Jahren, daß ein Altertumsforscher im idyllischen Neandertal bei Mettmann einen menschlichen Schädel fand, von dem man in aller Welt behaupten zu können meinte, dieses urmächtige Knochenstück wäre das nachweisbar älteste Dokument menschlichen Daseins. Von der Etsch bis an den Belt. Vom Ohio bis zum Godavari. Und da dieses Dokument mithin einen unschätzbaren Wert darstellte, reklamierten die Düsseldorfer es als ihr alleiniges Eigentum, weil es ja auf Düsseldorfer Boden gefunden worden sei. — Schon meldeten sich die Kölner als alleinberechtigte Besitzer. Denn, so hieß es im behördlichen Notenwechsel: Der Neandertalmensch wäre nach den Feststellungen der Forscher in der grünen Umgebung von Düsseldorf spazieren gegangen, und Herren, die sich lediglich des „Amüsemangs" wegen in und bei Düsseldorf aufhielten, könnten nur geborene Kölner sein. Drum: Her mit dem Schädel —!

Der Streit ruhte nicht, alle Welt nahm daran teil, bis ein neuer, ein noch gescheiterer Untersuchungsbefund der mit dem Neandertalschatz beschäftigten Gelehrten meldete, man habe soeben einwandfrei festgestellt, daß es noch nie einen dickeren Schädel gegeben habe!

Da zogen die beiden Städte ihre Anträge zurück, während der Fund ins Provinzialmuseum von Bonn kam — womit beileibe nichts gegen die Bonner gesagt sei!

Beim Schmetterlingsammeln - Nel raccogliere farfalle

(Fr. Bilek)



DIE BRÜHWÜRFELLÜGE

VON KÄTE BIEL

Wir gingen im Grünen spazieren. Es war eine intensive duftende Mondscheinnacht und die sanfte Parkerde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur mit Gras und Blumen, sondern auch mit Liebespaaren bestickt.

Einsam wie ein Gespenst wandelte im messingfarbenen Schein des Mondes ein Herr auf den Wegen. Obgleich er die Hände nicht sichtbarlich rang, sah man an seinem Gesichtsausdruck, daß er die Hände rang.

„Sehen Sie", sagte er plötzlich und kam aus seiner restlosen Vereinsamung heraus auf uns zu, „das sollte doch nicht sein, daß eine Ehe an einer Brühwürfellüge zugrunde geht?" — „Nein", sagten wir mitleidig zu dem Verstörten, „das sollte nicht sein!" „Mein Gott, es hat ja nicht mit der Soße begonnen", sagte der Herr hastig und melancholisch, „keine bisher glückliche Ehe beginnt eines Tages durch eine mißglückte Soße plötzlich unglücklich zu werden! Nein, angefangen hat es schon gestern abend, als wir noch zu meinem Kollegen fuhren und sich dann herausstellte, daß er gar nicht im Hause war. Weil wir durstig geworden waren, schlug ich meiner Frau vor, im Restaurant Phoenix noch ein Glas Wein zu trinken. Meine Frau war einverstanden, und als wir eine Weile dagesessen hatten, wollte sie — aber das ist ja einerlei, was sie wollte, Händewaschen heißt das — und sie wußte nicht, wo die entsprechende Gelegenheit war. Nun ist das Restaurant Phoenix ja keine Gaststätte, sondern ein ganzer Landstrich, bedeckt mit Hunderten von menschenumrandeten Tischen, und weil ich nicht wünschte, daß meine Frau wie ein ängstliches, aufgescheuchtes Vögelchen suchend im Lokal herumirrt, um schließlich befangen in der Telefonzelle zu landen, wo sie nichts anfangen kann (denn seit wann schafft die Reichspost Zellen zu kombinierter Benutzung, einerseits Telefon und anderseits Waschbecken?), deshalb sagte ich vorbeugend: ‚Liebling, du gehst erst geradeaus, dann links durch den Gang, dann einen halben Bogen wieder rechts, dann durch die breite Flügeltür und dann findest du hinter der Veranda, rechts vom Kuchenbüfett, die Damentoilette!' Else ging. Als sie wiederkam, war sie verstimmt. Sie blickte mich forschend an. Ich war ganz ahnungslos. Ich trank meinen Wein und wir fuhren mit der Straßenbahn zurück. Else schwieg noch immer. Erst als ich schon im Bett lag, sagte sie: ‚Die Waschgelegenheiten im Restaurant Phoenix sind derartig kompliziert versteckt, daß nur längere Erfahrung den Weg zu ihnen zu beschreiben vermag! Wieso weißt du da so gut Bescheid?' Ich nahm die Frage nicht wichtig. Ich sagte bloß, daß ich vor unserer Ehe einmal mit einem Bekannten dagewesen sei. Aber Else schüttelte den Kopf. ‚Das ist nicht die Wahrheit!' sagte sie ernst. ‚Nein, werde nicht zärtlich. Ich mag das gar nicht. Und jetzt überhaupt nicht, wo ich seelisch erst verarbeiten muß, daß du mich so belügst!' Ich weiß nicht, woher sie diesen düsteren psychologischen Prunk hat. Ihr gefällt es eben, so etwas zu sagen!" Der Herr, der uns beichtete, seufzte aus schwerem Herzen. „Heute morgen", fuhr er dann müde fort, „hatte ich alles wieder vergessen. Sonst hätte ich ihre wunde Seele natürlich nicht noch weiter mit der Soßenerörterung gereizt. Mittags, wissen Sie, hatten wir nämlich Reh. Der Beschaffenheit nach war es ein Stück von dem Bronzereh das in unserem Vorgarten steht, und ich machte scheußliche Witze darüber. ‚Aha, Liebling', sagte ich, ‚du hast etwas aus dem Gartenschmuck herausgeschnitten. Wenn man bedenkt, daß es sich bei diesem Rehrücken um eine Metallegierung handelt, ist das Fleisch eigentlich ganz weich!' Else sah mich bitter an, sie dachte immer noch an die Damentoilette im Restaurant Phoenix und war zu keinen Scherzen aufgelegt! Oh, hätte ich das doch geahnt! — Ich probierte also die Soße. Und da, ich weiß auch nicht, wie es kam, aber mir schien, als schmecke die Soße nach Suppenwürze! Nun kann ich dieses Zeug, wovon man ein paar Tropfen in irgendwelche Gerichte hineinversenkt, nicht leiden. Andere Leute lieben es, ich weiß, aber ich mag's nun mal nicht. ‚Du hast Suppenwürze genommen!' sagte ich düster. Else blickte eisig. ‚Niemals ist, seitdem wir verheiratet sind, ein Tropfen flüssiger Suppenwürze über die Schwelle unseres Heims gekommen! Ich nehme nur Brühwürfel zum Würzen, gegen die hast du ja nichts einzuwenden!' Ich kostete noch einmal. ‚Liebling, Elsekind, gib ruhig zu, du hast heute doch einige Tropfen drangetan! Es kommt ja nicht darauf an!'

‚Es ist nichts zuzugeben! Bitte, iß die Soße!' sagte Else ungeduldig. In mir aber, du lieber Gott, in mir stürmte der Geist vom Suppenkaspar des alten Bilderbuchdichters. ‚Nein, meine Soße ess' ich nicht! — Das ist nicht der charakteristische Brühwürfelgeschmack! Du belügst mich, Else!'

Meine Frau wurde weiß bis in die Lippen. ‚Ich belüge dich? — Ich habe das noch niemals getan! Aber du! Du tust das. Denkst du, ich fühle nicht, daß du das Restaurant Phoenix weit besser kennst, als du es zugibst? Und weil du selber lügst, beschuldigst du mich! Das ist die bekannte Taktik aller Feiglinge!' Sie lachte hart auf, o Gott, ihr Lachen liegt mir noch jetzt im Ohr. Dann ging sie auf den Flur, spiegelte sich, um zu sehen, ob die linke Strumpfnaht gerade saß, nahm Hut, Mantel und Handschuhe und verließ die Wohnung. Ich ging in die Küche, um einen Schluck Wasser zu trinken, denn ich hatte mich in eine gewisse Hitze hineingeredet. Oh, wäre ich doch nie in die Küche gegangen und hätte ich doch nie den Schrank geöffnet! Ich hatte das früher auch noch nie getan, denn Else liebt es nicht, wenn man in ihre Schränke hineinsieht, das ist Frauensache, sagt sie. — Hätte ich mir doch niemals ein Glas aus dem Schrank genommen . . ."

Der Herr brach mit einem Stöhnen ab. Er schwenkte verzweifelt ein bandumwickeltes Päckchen gegen die laue, blumenduftgesättigte Nachtluft. Wir sahen einander erschreckt an. Vielleicht enthielt das Päckchen die Waffe, mittels derer er gewillt war, seine Betrübnis auf immer zu enden? Exaltierte Leute, die nachts Fremde aufhalten, um ihnen in einer vom Alltag losgelösten Parkstimmung ehegefährdende Suppenwürfelkümmernisse zu beichten, sind aus dem Kreis vertrauenswürdiger Mitmenschen ausgeschieden. Ihnen ist wohl zuzutrauen, daß sie ein Anti-Lebensmittel genau so nett und ordentlich verpacken und verschnüren wie eine Näscherei.

„Hätte ich mir doch niemals das Trinkglas aus dem Schrank geholt! Denn dabei entdeckte ich halb verborgen hinter anderen Gefäßen etwas,

Ein Mann / Von Paula Sack

Wenn ein Mann dein ist,
weißt du, was Schwein ist.

Gehört er dir auch nicht ganz alleine,
beruhige dich, das hat heutzutage Keine.

Die Sache ist doch ganz erklärlich,
ein Mann ist eben unentbehrlich.

Kommt der Mann nicht zum Weib,
rückt es ihm selbst auf den Leib.

Niemand soll sagen, daß er kein Mann ist,
und wen kümmert's schon, daß er dein Mann ist!

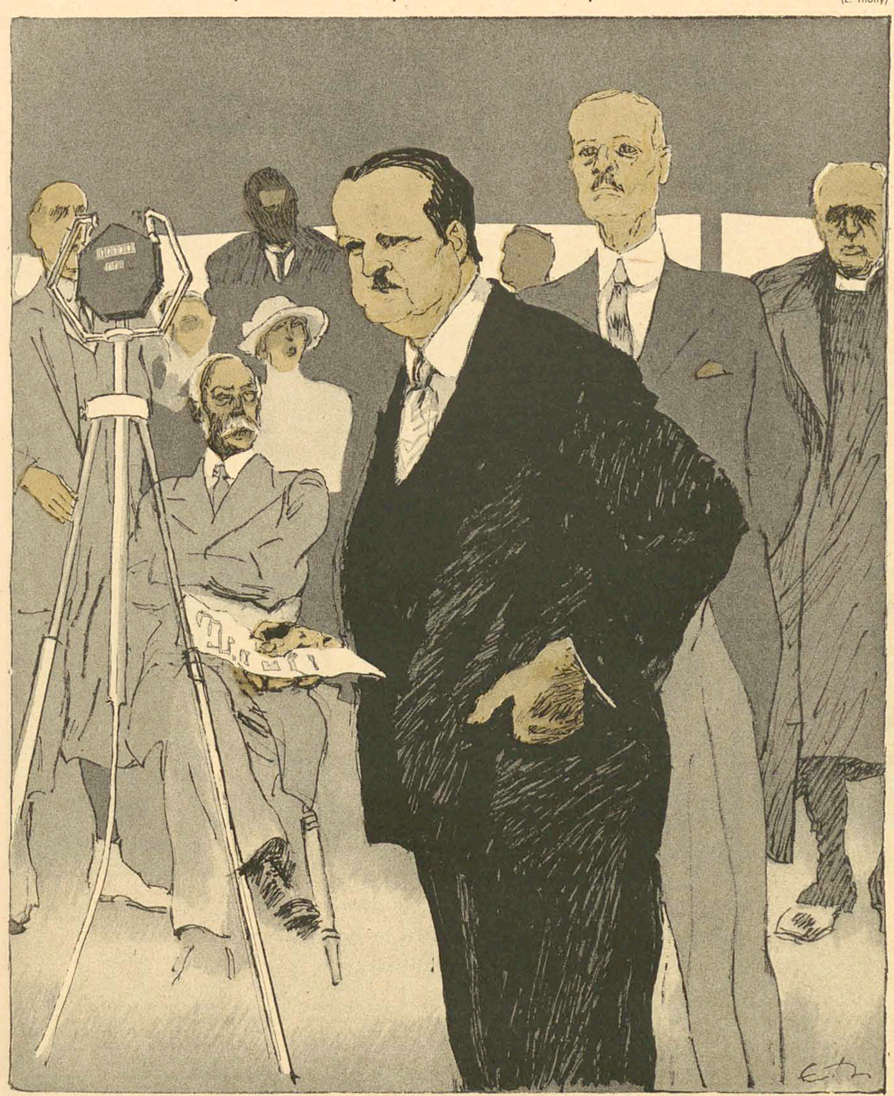
Ihn stört es nicht,
sie hört es nicht.

Wer sich dranhält,
kriegt, was ihm gefällt.

Trotzdem gibt es alte Jungfern auf der Welt.

Duff Cooper am Mikrophon - Duff Cooper al microfono

(E. Thöny)

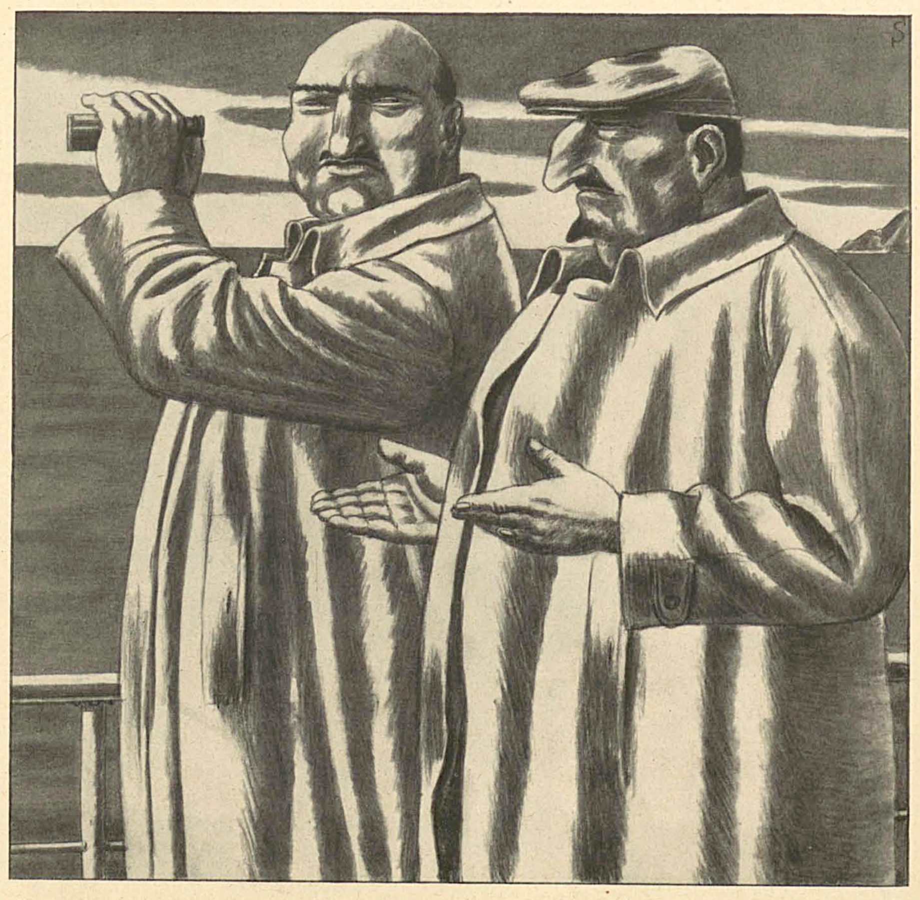


„Dank unserer genialen militärischen Führung ist es uns gelungen, die Front an die englische Küste zu verlegen und damit die Anmarschwege bedeutend zu verkürzen!"

"Mercè la nostra geniale strategia siamo pur riusciti a trasportare il fronte sulla costa inglese e così raccorciare di molto le vie d' avanzata!„

Frankreichs Kriegsmacher - Gli autori della guerra in Francia

(Erich Schilling)



„Was ist denn geschehen?" — „Gar nichts ist geschehen, denn unser Geld ist ja schon in Amerika!"

"Ma che è mai avvenuto?„ — "Nulla affatto è avvenuto, poichè il nostro danaro è già in America!„

das meine Wut hell auflodern ließ! Ich muß ja wohl von Sinnen gewesen sein, denn sonst hätte ich die Handlung, die ich dann beging, sicher nicht begangen! Aber ich glaubte in meiner Verbohrtheit, ich würde durch das, was ich tat, für den Rest meiner Ehe das Übergewicht erhalten." Der Herr seufzte gepreßt. „Oh, meine Else! Sehen Sie, ich war es ja, der sie belogen hatte! Ich kenne das Restaurant Phoenix vom letzten Jahr her, ich war mehrere Male dort gewesen, nein, nein, denken Sie nichts Schlimmes, ich war natürlich mit Kollegen da, aber Else mag nicht, daß ich während ihrer Sommerreise abends allein ausgehe. Sie möchte, daß ich auf dem Balkon sitze und lese. Sie ist schrecklich eifersüchtig, wissen Sie. Aus diesem Gesichtspunkt heraus muß man es auch verstehen, wenn sie in einer Weise über mich redet, die Leute, die uns nur oberflächlich kennen, für lieblos halten. Neulich war eine junge Dame bei uns zu Besuch und Else hat ihr sofort erzählt, als ich einen Augenblick hinausgegangen war, daß ich einen Bauchansatz und eine Neigung zu Senkfüßen habe und überhaupt ein sonderbarer Philosoph sei und sie nicht wüßte, wie ausgerechnet sie zu einem solchen Mann hätte kommen müssen. Natürlich würde ein Durchschnittsmensch das mißverstehen und denken, eine törichte, geschwätzige Frau! Aber ich kenne meine Else ja nun besser und weiß, welch eine geheime Angst ihren Verunglimpfungen zugrunde liegt. Sie liebt mich so, daß sie nicht will, daß eine andere mich etwa bemerkens- oder gar begehrenswert fände. Deshalb erzählt sie Fremden so offenherzig Dinge aus unserer Ehe, die mich in einem komischen oder lächerlichen Licht erscheinen lassen! — Ja, sie ist eine gute Frau, meine Else!"

Der Herr hatte zuletzt sanfter und gemäßigter gesprochen, und der Schein des Mondes beleuchtete sein etwas beruhigteres Gesicht. Dann aber überflutete wieder das gegenwärtige Leid die Seele unseres Unbekannten. „Oh, hätte ich das doch nie getan..."

„Was haben Sie denn eigentlich gemacht?" fragten wir und uns dämmerte Schreckliches, denn

wir bekamen Angst vor dieser fürchterlichen Selbstanklage.

Der Herr winkte ab. „Warten Sie nur! — Als ich heute aus dem Büro nach Haus kam, lag ein Zettel von Else, die inzwischen dagewesen und wieder fortgegangen war, auf dem Tisch. ‚Du weißt, daß ich Dich noch niemals belogen habe! Niemals ist ein Tropfen Suppenwürze in unserer Wohnung gewesen! — Aber ich verzeihe Dir!' Sehen Sie, als ich diese Zeilen las — ‚niemals' war übrigens jedesmal dick unterstrichen —, da bin ich wie ein gefangener Löwe auf und ab gegangen. Mein Groll war längst verflogen. Ich schämte mich von ganzem Herzen. Natürlich würde Else mich niemals belügen!"

Wir glaubten ihm das nun endlich. Und da wir es an der Zeit fanden, uns von ihm zu trennen, sagten wir eindringlich: „Sie sollten jetzt nach Hause gehen und Ihrer Frau sagen, daß Sie nie an ihrer Aufrichtigkeit gezweifelt haben. Und dann sollten Sie hübsch um Verzeihung bitten!"

Der Herr stieß etwas aus, das wie ein leidenschaftlicher Schluchzer klang. „Kann ich doch nicht!" rief er stöhnend. „Den Weg dazu habe ich mir ja selbst verbaut! Ich habe doch heute mittag, als Else fort war, die Flasche mit der Suppenwürze entdeckt und in der ersten Empörung ausgegossen!! Ich unglücklicher Mensch! Denn wie stehe ich nun morgen mittag vor Else da, wenn sie wieder heimlich ein paar Tropfen an das Essen tun will? — Hätte ich das Zeug doch bloß nicht fortgegossen! — In meiner Verzweiflung habe ich die Flasche eingepackt und bin auf die Straße gestürzt, aber alle Geschäfte sind längst geschlossen und morgen ist Sonntag! Was soll ich nun machen? — Sehen Sie, deshalb irre ich hier umher! Else will doch nun mal, daß ich denke, sie lügt nicht..."

Die Nacht ist dunkel und tief und voll von köstlichem Frieden. Aber neben uns geht ein Mann und trägt einsam seine Sorgen. Achtzig Gramm Suppenwürze würden seinen Hunger nach Eheglück stillen, aber niemand ist da, der sie ihm geben kann. Und so wird er dann in sein Heim und zu Else, der Liebevollen, zurückkehren, und das Verhängnis wird ihn noch heute oder spätestens morgen mittag mit weitgeöffneten Armen empfangen...

Bevor er sich von uns trennte, sah er uns herzerschütternd an: „Denn wie meine Frau sein wird, wenn sie weiß, daß ich weiß, daß sie mich doch belogen hat — ja, das weiß ich nicht..."

Holländische Sommerlandschaft

Von Hellmut Draws-Tychsen

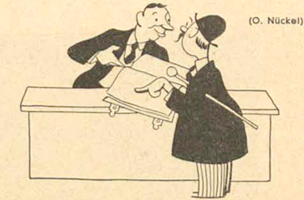
Durch breite üppig grüne Wiesen ging die Fahrt.
Dann tauchten, träumerisch verwinkelt,
Uralte Städtchen auf, ganz zauberzart,
Mit Silhouetten wie von Engeln gen den
Horizont gepinkelt.

Schwarzweiße Kühe grasten in gewaltiger Zahl;
Windmühlen ließen ihre Flügel rattern;
Dazwischen sprenkelte der Blumen Bacchanal
Unruhe und ein Tausend-Gänse-Schnattern

Floß heiter in die silberhelle Sommerluft;
Delft, Edam, Haarlem, Leiden grüßten...
Das Herz erkannte seines Sonntags Duft;
Es war, als ob die Wochentage büßten.

Und lichte Wälder wechselten mit dunkelen
Wiesen.
Nach Bratfisch und nach Kaffee roch es sehr;
Dann aber lag vor uns — so oft gepriesen —
Das weite reiche kühle blaue Meer.

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Baptist Lettenbichler hat eine alte, handgeschriebene Bibel zu verkaufen. Er bot sie Bibliophilen in der Zeitung an. Daraufhin kam einer, sie zu besehen. „Aber die Bibel ist ja schon ganz zerlesen!", rief er, „überall Fingerabdrücke und hier gar Tränenspuren!"

Baptist Lettenbichler lächelte milde.

„Das ist ja das Kostbare an ihr! Eine wirklich gebrauchte Bibel, in der ein frommer und gläubiger Mensch täglich las, die er jeden Abend zur Hand nahm, um seinem Gott näher zu sein."

Der Interessent schüttelte den Kopf:

„Nee, nee, das ist nischt für mich! Haben Sie keine alte Bibel von einem Atheisten?"

Sybelstraße. Mutter und Sohn. Der Sohn hat sich offenbar gegen mütterliche Vorwürfe zu verteidigen: „Ich weeß janich, watte willst?! Ick hab ihm doch det Bild vakooft. Du vaschtehst mir nich." „Ick vaschteh dir schon. Vakooft —? Wat heeßt vakooft? Der kommt janich wieda. Und wenna kommt, willa nischt zahlen. Und wenna zahlen will, drickt er dir noch runta. Und wenn er dir nich runtadrickt, hatta det Jeld nich. Und det nennst du vakooft?"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Rekorde - Record

(K. Heiligenstaedt)



„Trainieren Sie immer noch auf den Rekord im Rückenschwimmen?"
„Nein, ich hab' mich jetzt ganz auf Brust umgestellt!"

"Vi allenate ancor sempre pel record del — nuoto sul dorso?„
"No no! Adesso mi son buttata tutta al — nuoto a rana!„

München, 21. Juli 1940
45. Jahrgang / Nummer 29

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englische Ökonomie - Economia inglese

(E. Thöny)



„Auch unsere Flugzeugverluste sind nur günstig für uns — was ersparen wir dadurch an Benzin!"

"Anche le nostre perdite di aerei non sono state che favorevoli per noi. Quanto non risparmiamo con esse in benzina!„

Der Zuschauer - Lo spettatore

(R. Kriesch)



„Tolle Hitze is' in dem Kino!" — „Find' ich gar nicht, Erwin, aber dir wird schon heiß, wenn du mal siehst, was 'n richtiger Mann alles leistet!"

"Che caldo orribile in questo cinema!" — "Io non trovo affatto, Erwin; sei tu che sudi tutto nel vedere di quanto sia capace un vero uomo!,,

FLECKE / VON WALTER FOITZICK

In einem feinen Gasthaus, nein, ich sage in diesem Falle besser Restaurant, ist es still. Je leiser, desto feiner. Aber manchmal geschieht es doch, daß einer Laut gibt oder daß etwas laut wird.
Die Unterhaltung ist gedämpft und Kellner eilen bekanntlich lautlos zwischen den Tischen umher. Da tut es einen dumpfen Schlag oder es klirrt etwas hell. Wer das noch nicht gehört hat, hört gewiß, daß Stühle zurückgeschoben werden. Was ist geschehen? Es ist etwas umgefallen, ein Glas oder eine Schüssel kippte. Kellner bemühen sich wieder lautlos herbeizueilen. Zwar tun die Leute an den Nebentischen so, als bemerkten sie gar nichts. Sie bemerken aber trotzdem. Kleiner Unfall an Nebentischen ist immer sehr interessant.
Seien Sie überzeugt, an dem Unglückstisch sagt bestimmt einer: „Das macht keine Flecke." Derartige Behauptungen werden sogar von Tomatensauce und Erlauer Burgunder aufgestellt. Sie sollen beruhigend wirken. Irgend jemand streut auch Salz irgendwohin. Das muß eine atavistische Reflexbewegung sein, daß Flecke sozusagen gepökelt werden.
Die Dame erhebt sich. Es ist bestimmt eine Dame, die auf der Vorderseite von der hoffentlich nichtfleckenden Flüssigkeit beflossen wurde. Derartige Flüssigkeiten streben immer zu empfindlichen Stoffen hin, genau wie Zigarettenrauch immer zu Nichtrauchern hinzieht. Beisitzende Herren stehen auf und wissen nicht, was sie tun sollen, denn man wischt an einer feuchtgewordenen Dame nicht so mir nichts dir nichts herum.

Jemand ruft den Kellner, denn der Kellner hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Dame möglichst trockenzulegen.
Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß es keine Flecke gebe. Jeder weiß, daß es zum mindesten „Ringe" gibt. Wenn viel Flüssigkeit zutage beziehungsweise zur Dame getreten ist, hält die Betretene möglichst zierlich den Stoff von sich, damit er nicht anklatscht und ein Faltenwurf entsteht, wie er einer gewissen Epoche der altgriechischen Plastik eigen war, der man darnach den Namen gegeben hat.
Bei der Dame geht das nicht, aber beim Tischtuch schiebt der Kellner hilfreich Papierservietten unter den Stoff, damit das Flüssige aufgesogen wird. Hierbei fällt meist noch etwas um, wodurch sicher einer zu der Bemerkung veranlaßt wird, daß ein Unglück selten allein komme.
Die Dame ist inzwischen verschwunden, sagen wir mal in die Reinigungsanstalt. Dort wird viel mit lauwarmem Wasser gemacht, und die freundliche Helferin sagt: „So, jetzt sieht man's fast kaum mehr."
Da es feine Leute sind, spricht man am Tisch später nicht von dem kleinen Unfall, aber ich weiß, die Dame schaut doch immer wieder hin, ob schon die Ringe erschienen sind. Daß das Ledertäschchen Flecke hat, wird sie erst zu Hause bemerken.

Einem Grübler

Von Ratatöskr

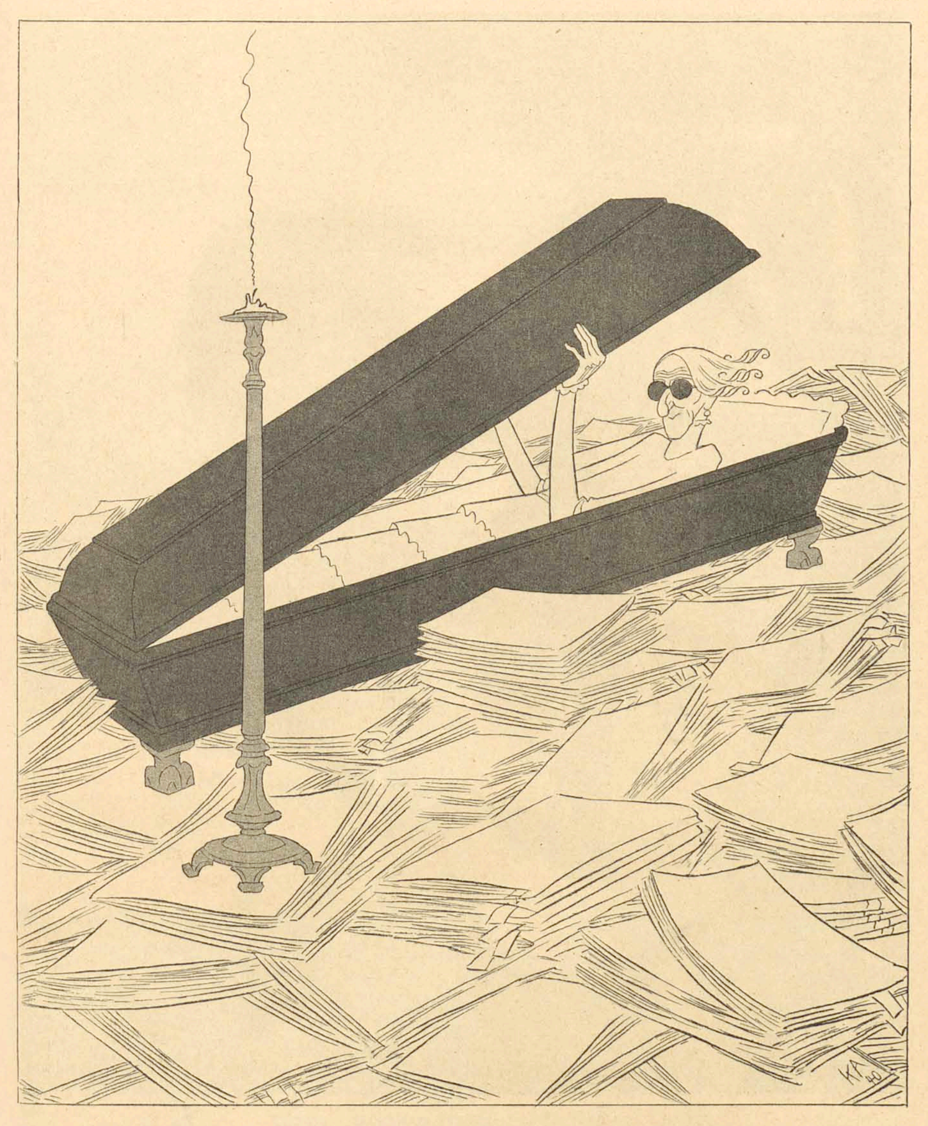
„Welchem Zwecke dient die Zecke?"
So und ähnlich fragen Sie.
Doch der Schleier, doch die Decke
hebt sich selten oder nie.

Manches ist und bleibt verschlossen,
was man nicht enträtseln kann.
Sei'n Sie darum nicht verdrossen.
Schließlich geht Sie's ja nichts an.

Wozu diese Sorgenkiepe,
die so schwer nach unten zieht?
Ach, wie vieles ist doch piepe,
wenn man sich's bei Licht besieht!

Genfer Liga † - Lega ginevrina †

(Karl Arnold)

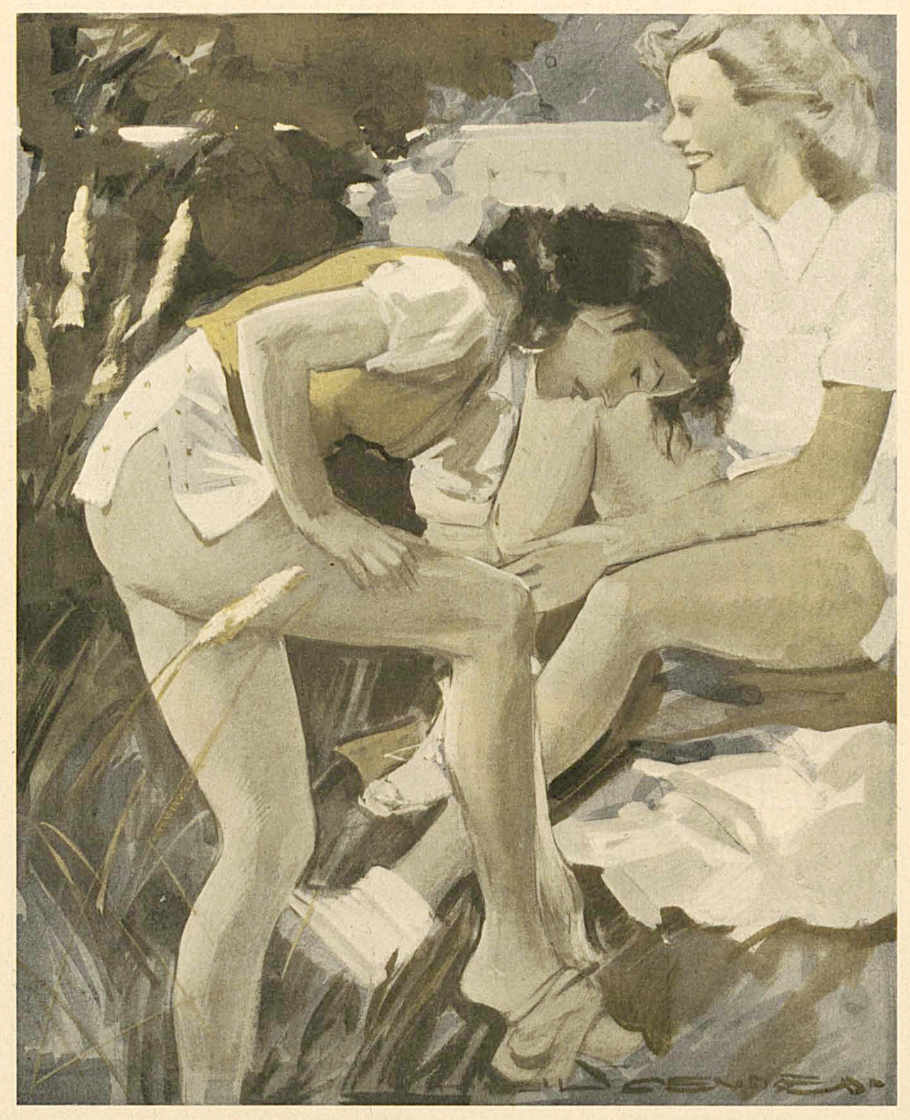


„Good night, bonne nuit, es ist nun wirklich Zeit, daß ich den Laden schließe!“

"Good night, bonne nuit! È ormai davvero tempo ch'io chiuda bottega!„

Ursachen - Cause

(K. Heiligenstaedt)



„Ich hab' mir beim Radeln lauter blaue Flecke geholt!"
„Ja, mein Bruder war schon als kleiner Bub immer so grob!"

"Pedaleggiando non mi presi che lividure!„
"Ah, sì! Mio fratello fu sempre, fin da ragazzino, un gran villano!„

Der Kanonier / *Von Anton Schnack*

Ein Bildnis stand auf der Kommode:
Franz Schnack, der Kanonier.
Der lohte und der drohte
In Mut und mit Kampfbegier.

Ihn umwölkten geheime Schwaden
Aus längst verbrummter Schlacht.
Das Gefluch der Geschützkameraden
Summte um seine martialische Pracht.

Schweißtropfen und Regengestöber
Hatten Spuren auf ihn verstreut,
Die Quartiere der Herbstmanöver
Hatten den kußlüsternen Mann erfreut.

In Würzburg war seine Kaserne,
In der heiteren Stadt am Main,
Franz hatte die Mädchen gerne
Und den Randersackerer Wein.

Er saß auf der holpernden Protze,
Vom Straßenstaub geschwärzt,
Ein Kerl wie aus einem Klotze,
Rauflustig, mutig, beherzt.

Der Mantel lag rundgewickelt
Um Schultern von eckiger Kraft;
Ein Messer stak griffvernickelt
Im gewichsten Stiefelschaft.

Auf dem Helm die bayrische Raupe,
Aus blauem Tuch die Montur;
Er küßte den Schatz in der Laube,
Als er Siebzig nach Frankreich fuhr.

Er blieb auf dem Felde der Ehre
Vor Sedan an der Maas
Im Bajonettsturm der Zuavengewehre.
Sein Bildnis kam unter Glas.

Und die Knaben im Hause bestaunten
Den Mann aus verschollenem Krieg:
Denn um ihn blitzten und raunten
Kanonendonner und Sieg.

DER GARTENZAUN

VON ELL WENDT

Herr Taddäus bewohnte in einer stillen Vorstadtstraße ein Einfamilienhaus. „In bester Wohnlage" hatte seinerzeit in der Zeitung gestanden, und Herrn Taddäus' Wahl war dadurch weitgehend beeinflußt worden. Dank seinem cholerischen Temperament war sein Dasein in Mietwohnungen bisher ziemlich turbulent verlaufen, und ein geruhsamer Lebensabend in bester Wohnlage war genau das, was er ersehnte.

Zunächst ließ sich alles ausgezeichnet an. Herr Taddäus sprach viel vom Segen eigenen Grund und Bodens, er bestellte seinen Garten mit Nutz- und Zierpflanzen und regierte uneingeschränkt über sein Eigentum, einschließlich Frau Taddäus und den Kanarienvogel Emil. Eines Mittags aber kam er in heller Aufregung nach Hause.

„Hast du es gesehen?" rief er seiner Frau schon an der Tür entgegen.

„Was denn?" fragte Frau Taddäus arglos.

„Quadflieg läßt seinen Gartenzaun anstreichen."

„Ja — und?"

„Ja — und?" äffte Herr Taddäus unhöflich nach und fuhr mit der Miene eines Großinquisitors fort: „Welche Farbe hat unser Zaun, wenn ich fragen darf?"

„Weiß", sagte Frau Taddäus gehorsam.

„Und die anderen in der Straße?"

Frau Taddäus dachte nach. Die anderen Gartenzäune, wenigstens soweit es sich um die Vorgärten handelte, waren ebenfalls weiß.

„Na also!" sagte Herr Taddäus. „Aber dieser Idiot läßt seinen Zaun grün anstreichen!"

Wenn er sich von dieser Mitteilung eine niederschmetternde Wirkung auf seine Frau versprochen hatte, sah er sich bitter enttäuscht. Mit den Vorbereitungen zum Mittagessen beschäftigt, brachte Frau Taddäus dem Gartenzaun des Nachbarn nicht mehr als ein lauwarmes Interesse entgegen.

„Warum regst du dich darüber auf?" fragte sie.

„Warum ich mich aufrege!" schrie Herr Taddäus so laut, daß der Kanarienvogel Emil ängstlich gegen die Stäbe seines Käfigs flatterte, „warum ich mich aufrege?!" Freudig ergriff er die Gelegenheit, die Schale seines Zorns über das Haupt seiner Frau zu ergießen. Er bezichtigte sie eines beklagenswerten Mangels an Geschmack und Kultur und noch manches anderen. „Da könnte ja jeder kommen", rief er aus und stand nicht an, einen grünen Gartenzaun inmitten von lauter weißen als ein Zeichen anarchistischer Gesinnung zu bezeichnen. Aber er werde es sich nicht bieten lassen, versicherte er, die Zeiten, in denen jeder machen könne, was er wolle, seien vorbei, Gott sei Dank! Dreißigjährige Erfahrung hatte Frau Taddäus belehrt, daß es das Beste war, Taddäus' Ausbrüche schweigend über sich ergehen zu lassen. So nahm sie ohne Widerspruch zur Kenntnis, daß Herr Taddäus Maßnahmen ergreifen und im äußersten Falle nicht davor zurückschrecken werde, den Instanzenweg zu beschreiten. „Wir werden schon sehen", schloß er herausfordernd und aufgebracht, weil niemand widersprach.

Gleich nach Tisch schritt er zur Tat. Er schrieb einen Brief an den Nachbarn, in dem er ihn in höflichen, aber unmißverständlichen Worten auf das Abwegige seines Tuns aufmerksam machte. Es sei nicht angängig, so schrieb er säuberlich auf einen Kanzleibogen, daß das Straßenbild durch den Eigenwillen eines einzelnen gestört werde, „Und bitte ich Sie, sich danach zu richten, andernfalls ich mich zu meinem Bedauern genötigt sehen würde, den Instanzenweg zu beschreiten."

Zwei Tage lang genoß Herr Taddäus das Hochgefühl eines Menschen, der Maßnahmen ergriffen hat. Dann kam die Antwort des Nachbarn, Herr Quadflieg schrieb, es gebe, soviel er wisse, kein Gesetz, das die Farbe von Gartenzäunen vorschreibe, so daß es ihm unbenommen bleibe, den seinen anzustreichen, wie es ihm beliebe. Womit er mit dem Ausdruck seiner vorzüglichen Hochachtung verbleibe usw.

Frau Taddäus fand, daß dagegen eigentlich nichts einzuwenden sei. Sie wagte aber nicht, es zu sagen, denn Herr Taddäus tat soeben einen heiligen Eid, er werde bis zum Reichsgerichtshof vorgehen, um das zu erlangen, was er für sein gutes Recht hielt.

„Schrei wenigstens nicht so", bat Frau Taddäus, „der Vogel ist schon ganz nervös." In der Tat saß Emil aufgeplustert mit ängstlichen Perlaugen in einer Ecke des Käfigs, und Frau Taddäus sah sich genötigt, ein Tuch über den Käfig zu breiten, um ihn notdürftig gegen Herrn Taddäus' Lärmentfaltung zu schützen.

Herr Taddäus jedoch beschritt den Instanzenweg. Er richtete Schreiben an mannigfache Behörden, die er in Sachen Gartenzaun für zuständig hielt. Vielleicht hätte er Chancen gehabt, wenn Herr Quadflieg auf den Einfall gekommen wäre, seinen Zaun zinnoberrot oder kobaltblau anzustreichen. Gegen grüne Gartenzäune aber besaß die Behörde keine Handhabe. Herr Taddäus verbrachte schlaflose Nächte. Herrn Quadfliegs Vorliebe für Grün wurde ihm zur fixen Idee. Er sprach von nichts anderem, Frau Taddäus und der Vogel Emil hatten schwere Tage. Sogar der Garten begann unter Herrn Taddäus' fixer Idee zu leiden. Im ungemähten Rasen wucherte Löwenzahn, und wenn Frau Taddäus sich nicht der Nutz- und Zierpflanzen angenommen hätte, wären sie elend zugrunde gegangen, während Herr Taddäus finstere Pläne zur Vernichtung des Gegners schmiedete. Einer davon war eine Protestnote mit den Unterschriften sämtlicher Straßenanwohner. Herr Taddäus ging mit der Liste von Haus zu Haus, und bei seiner Heimkehr mußten Frau Taddäus und Emil einen düsteren Monolog über menschliche Feigheit und Gleichgültigkeit über sich ergehen lassen. Niemand hatte sich bereit gefunden, seinen Namen unter das Schriftstück zu setzen. Aber Herr Taddäus gehörte nicht zu den Menschen, die sich durch Schwierigkeiten entmutigen lassen; sie entfachten im Gegenteil seinen Willen zu titanischer Größe. Nicht genug damit, daß er einen zweiten Brief an Herrn Quadflieg richtete, in dem sorgfältig jede Höflichkeitsfloskel vermieden wurde, er beriet sich mit einem Rechtsanwalt über die Aussichten eines Prozesses Taddäus contra Quadflieg, entwarf einen Schriftsatz nach dem anderen, und Frau Taddäus wußte ihn in seinem Element, denn obwohl er das Haus in bester Wohnlage erworben hatte, um einen geruhsamen Lebensabend zu verbringen, glich er einem Fisch auf dem Trockenen, wenn das Dasein ganz reibungslos verlief.

Als Herr Taddäus eines Tages von einem Besuch beim Rechtsanwalt zurückkehrte, fand er seine Frau in Tränen. Er erschrak. Da seine Gedanken Tag und Nacht um Herrn Quadflieg kreisten, glaubte er nicht anders, als daß alles Unheil von dieser Seite kommen müsse. Aber es stellte sich alsbald heraus, daß nicht Herr Quadflieg, sondern der Vogel Emil der Urheber von Frau Taddäus' Kummer war. Während sie seinen Käfig gesäubert hatte, war er entwischt und hatte das Weite gesucht. Einen Augenblick verschlug es Herrn Taddäus die Sprache. Dann fuhr er seine Frau an, warum sie das Fenster offen gelassen habe. Emil war ein Harzer Roller, er hatte ihn ihr zum Geburtstag geschenkt, und sie hingen beide mit der aufgespeicherten Liebe kinderloser Menschen an ihm. Frau Taddäus verteidigte sich, sie habe kein Fenster offen gelassen, es sei ihr ein Rätsel, wie der Vogel —. „Genug!" unterbrach Herr Taddäus herrisch. „Wir werden eine Annonce aufgeben." Froh, weil sein Tätigkeitsdrang ein neues Feld gefunden hatte, ging er an die Arbeit. Schon am nächsten Morgen prangte eine Anzeige in Fettdruck in der Zeitung: „Kanarienvogel, echter Harzer Roller, auf den Namen Emil hörend, entflogen. Gegen gute Belohnung abzugeben bei Taddäus, Blücherstraße 7."

„Ich fürchte, er wird nicht auf Emil hören", erwog Frau Taddäus pessimistisch beim Frühstück. „Man muß ihm ganz leise pfeifen, dann legt er das Köpfchen schief, und —"

Der Naturschwärmer

(Jos. Geis)

„Wundervoll — so am Busen der Natur zu ruhen!"

Der Kampf mit der Schlangengurke

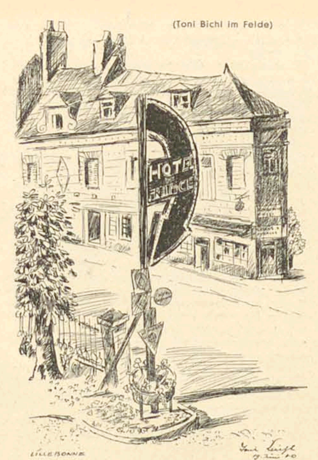
(Fr. Bilek)



La lotta col cetriuolo-serpe

„Setz du einmal ein ganz leises Pfeifen in die Zeitung", sagte Herr Taddäus böse. Sie hatten beide eine schlechte Nacht mit Angstträumen um Emil hinter sich.
Nach dem Frühstück begab sich Herr Taddäus in den Garten, um das Gras zu schneiden. Seit der Sache mit Quadfliegs Zaun war es das erste Mal, daß er im Garten nach dem Rechten sah, und er tat es in der stillen Hoffnung, Emil könne, von Heimweh getrieben, zurückgekehrt sein und sich im Strauchwerk verborgen halten. Leider war dem nicht so, und Herr Taddäus schob mißmutig den Rasenmäher hin und her, als eine Stimme in seiner Nähe ihn erschreckt auffahren ließ.
„Guten Morgen, Herr Nachbar", sagte die Stimme. Herr Taddäus glaubte zu träumen. Dort stand Herr Quadflieg, den er in seinem letzten Brief einen sturen Eigenbrötler genannt hatte, und entbot ihm einen guten Morgen!
„Ihr Kanari ist entflogen", fuhr Herr Quadflieg fort.
„Woher wissen Sie das?" fragte Herr Taddäus ziemlich töricht.
„Es steht in der Zeitung", sagte Herr Quadflieg. „Wenn ich geahnt hätte, daß es der Ihre ist, hätte ich ihn schon gestern herübergebracht."
„Sie haben — Emil ist bei Ihnen —" Herr Taddäus war aus dem Konzept gebracht wie noch nie in seinem 60jährigen Leben.
„Er saß auf unserem Birnbaum", erläuterte Herr Quadflieg bereitwillig, „es gelang meinem Buben, ihn zu erwischen."
„So, so'", brummte Herr Taddäus, hin und her gerissen zwischen der Freude über Emils Rettung und der starken Verwirrung darüber, daß er sie ausgerechnet Herrn Quadflieg zu verdanken hatte. Auf jeden Fall rief er seine Frau herbei. Eine innere Stimme sagte ihm, daß eine Verstärkung seiner Position auf keinen Fall schaden könne. Frau Taddäus erschien aufgescheucht am Fenster.
„Emil ist eingefangen worden", sagte Herr Taddäus mit einer unbestimmten Geste in Herrn Quadfliegs Richtung.
Frau Taddäus stieß einen Freudenschrei aus. Sie stürzte in den Garten und befand sich alsbald in lebhaftem Meinungsaustausch mit Herrn Quadflieg, während Herr Taddäus sehr uneins mit sich selbst abseits stand. Die ausgesetzte Belohnung lag ihm schwer auf dem Herzen. Es war ein Hohn des Schicksals! Ausgerechnet er sollte Herrn Quadflieg eine Belohnung zukommen lassen! Aber man mochte über Herrn Taddäus denken, wie man wollte, ein Mann, der sich lumpen ließ, war er nicht. So trat er näher und warf ein paar verlegene Worte, die Belohnung betreffend, in die Unterhaltung.
Herr Quadflieg wehrte mit Worten und Gebärden ab. „Aber ich bitte Sie!" rief er, und daß davon natürlich keine Rede sein könne! Schließlich schlug er einen gemeinsamen Abendschoppen zur Feier von Emils Rettung vor.
Es geschah selten genug in der Taddäusschen Ehe, daß Frau Taddäus einer Entscheidung ihres Gatten vorgriff. Diesmal tat sie es. Sie nannte es einen reizenden Vorschlag und versicherte an Herrn Taddäus' Statt, es werde ihm ein großes Vergnügen sein. Allen Einwänden unter vier Augen — und Herr Taddäus sparte nicht daran — begegnete sie mit dem Hinweis darauf, daß man allen Grund habe, Herrn Quadflieg dankbar

zu sein. „Auf keinen Fall darf er sein Bier selbst bezahlen", sagte sie beschwörend.
„Für wen hältst du mich eigentlich?" fragte Herr Taddäus herausfordernd. Dann griff er düster zu Stock und Hut und schlug die Tür hinter sich zu.
Es muß gesagt werden: an diesem Abend kam Herr Taddäus sehr spät nach Hause. Seine Frau erwachte davon, wie er einen Stuhl zu Fall brachte und nahm erstaunt zur Kenntnis, daß er darüber lachte, anstatt zu fluchen. Das ermutigte sie zu der Frage, ob es ein netter Abend gewesen sei. Ein netter Abend? Herr Taddäus saß auf dem Bettrand und suchte seine Gedanken zu sammeln. Soweit er sich erinnern konnte, war es zuerst ein bißchen frostig gewesen, aber dann hatten erhebliche Mengen Alkohols alsbald eine Atmosphäre mühelosen Einverständnisses und lärmender Herzlichkeit erzeugt.
„Ein toller Bursche, dieser Quadflieg", bemerkte Herr Taddäus versonnen.
„Wieso?" begehrte Frau Taddäus zu wissen.
Aber darüber konnte Herr Taddäus beim besten Willen keine Auskunft geben, zumindest heute abend nicht. Er war auf eine selige Weise der Wirklichkeit entrückt, und als Frau Taddäus sich vorsichtig erkundigte, ob vielleicht bei dieser Gelegenheit auch die leidige Angelegenheit mit dem Gartenzaun in Ordnung gekommen sei, mußte er sich besinnen, bevor er zu der erstaunlichen Entdeckung kam, daß vom Gartenzaun überhaupt nicht die Rede gewesen war.
Sonderbar, dachte Herr Taddäus, tief verwundert. Natürlich mußte es nachgeholt werden, gleich morgen früh, aber der Teufel mochte wissen, woran es lag, seine Gedanken an den grünen Gartenzaun hatten viel von ihrer Stoßkraft verloren.
„Nun?" fragte Frau Taddäus erwartungsvoll.
Herr Taddäus raffte sich zusammen. Es galt seinen Ruf eines unerbittlichen Willensmenschen!
„Geht in Ordnung", sagte er ehern, und Frau Taddäus war klug genug, sich mit dieser Antwort zufrieden zu geben.



(Toni Bichl im Felde)

Mein Freund Johannes

Ich wohnte einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen Johannes und seiner Frau bei. Es ging eine Weile hin und her, bis sie endlich begütigend ausrief: „Aber Johannes, darüber wollen wir uns doch nun wirklich nicht streiten!" „Gut, worüber also dann?" sagte Johannes. J. Bieger

Husch, husch, die Leiche!

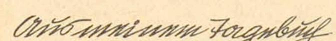
Von Dr. Hans Harbeck

Aschgrau und undurchdringlich hing der Nebel über der verrufenen Hafenstadt. Es war unmöglich, die eigene Hand zu sehen, geschweige denn die des Nachbars. Man hätte den Nebel mit einem Beil in rechteckige Stücke zerhacken und diese als Bouillonwürfelersatz in den Handel bringen können. Aber die brütende Stille erstickte alle merkantilen Anwandlungen im Kindeskeime. Mühsam flackerte eine Straßenlaterne vor einem düsteren, vernachlässigten, von Nebelschwaden umwitterten Hause. Ein winziges, schwaches Licht, wie von einer Kerze, bewegte sich hinter einem Fenster des zweiten Stockwerkes. Das Licht erlosch plötzlich und erschien nach einigen Augenblicken wieder in der Höhe des ersten Stockes. Dann verschwand es ganz.
Die bucklige Gestalt eines untersetzten Mannes huschte an dem Haus vorüber, mit verschwimmenden Konturen. Sie machte bei der Gaslaterne halt, blickte sich mit blutunterlaufenen Augen nach allen Seiten um, schlich lautlos weiter und zerrann, husch, husch, im Nebel.
Dann näherte sich eine zweite Gestalt in der Form eines nach der neuesten Mode angezogenen Mannes, dessen schlanke Linien im ungewissen Laternenlicht nur notdürftig zur Geltung kamen. Es war Walter Scott. Nicht der längst überwundene, wortreiche Romancier, sondern ein wortkarger Engländer gleichen Namens.
Er tastete sich, auf sein ausgeprägtes Fingerspitzengefühl bauend, vorwärts und prallte programmgemäß mit dem Laternenpfahl zusammen. Stöhnend rieb er sich die leicht lädierte Schädeldecke, indem seinen markanten Zahnreihen ein knapper Fluch entfuhr. Dann rief er mit gedämpftem Organ: „Büchsendonner! Büchsendonner! Wo zum Teufel bist du?" Aber keine Antwort erreichte seine bang vorgewölbten Ohrmuscheln.

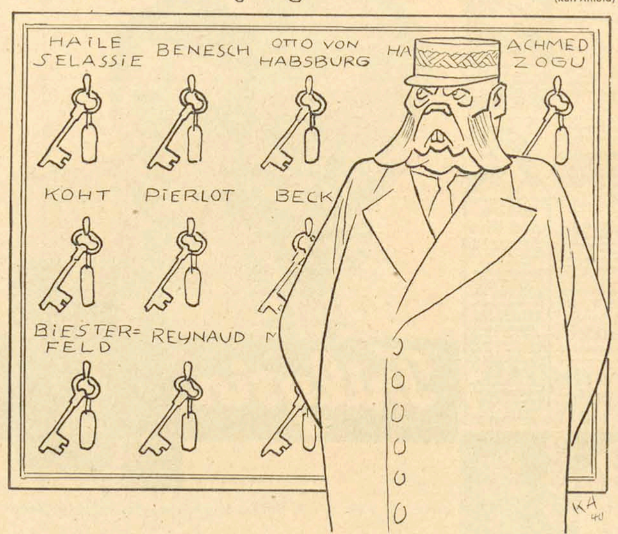




Er zündete ein Streichholz an — da huschte aus der dunklen Haustür eine noch dunklere Gestalt und stieß mit ihm zusammen. Es war die untersetzte Gestalt eines buckligen Mannes, der nach einigen flüchtig hingeworfenen Brocken der Entschuldigung im Nebel untertauchte.
Walter Scott stand wie eine Bildsäule.
Abermals wurde im Hause ein schwacher Kerzenschimmer sichtbar, verschwand und kam im zweiten Stock wieder zum Vorschein. In diesem Augenblick trat Alkibiades Büchsendonner, ein kraftstrotzender Hüne, auf den Plan und rief: „Walter! Walter!"
Eine von einem Streifschuß durch das linke Schulterblatt herrührende Narbe am rechten Oberschenkel gab seinem vierschrötigen, aber geistvollen Gesicht ein Aroma, das scharf nach Wildwest schmeckte. Trotzdem verhallte sein Ruf ohne Echo. Auch das Huschen des Lichtes erstarb, und tiefe Finsternis umhüllte den resigniert die Unterlippe fallen lassenden Athleten.
Plötzlich öffnete sich die Haustür, um einen vor Schreck kopflosen Menschen auszuspeien. Es war ein abgebauter Leichtmatrose, der unserm Alkibiades Büchsendonner gewissermaßen zwischen die Beine fiel.
„Ei potz", rief letzterer und zog den zappelnden Schiffahrtsbeflissenen mit einem einzigen Griff seiner eisernen Hand in die Höhe.
„Ich war es nicht", beteuerte dieser.
„Aber du bist es", donnerte Büchsendonner mit einem sardonischen Lächeln.
„Aber natürlich bin ich es", wimmerte der also Angedonnerte. „Was bist du? Wer bist du?"
„Ben bin ich!" — „Was heißt Ben?" — „Ich heiße Ben." — „Und wie weiter? Ben Akiba? Ben Hur?"
„Um Gottes willen, Herr. Schlechthin und schlechterdings Ben!"
„Ich will dir Glauben schenken", sagte der Hüne, wobei ein wohlwollender Zug über sein mit allen Wassern gewaschenes Antlitz glitt.
„Aber", fuhr er fort, „warum zitterst du am ganzen Leibe?"
„Wo sollte ich denn sonst zittern", entgegnete leichthin der Leichtmatrose.
„Scherze nicht mit mir, Fürwitziger. Warum zitterst du?" — „Wegen der Leiche." — „Wo?"
„Im Hause!"
Mit einem Ruck nahm Büchsendonner den kleinen Ben unter den Arm und eilte wie die Windsbraut in das Innere des Hauses.
Fledermäuse schwirrten dem ungleichen Paar um die Ohren. Spinngewebe wucherten wie Lianen. Ben schrumpfte vor Angst zusammen und jammerte wie ein Säugling.
Endlich betraten sie den Raum, der nach Bens Angaben die Leiche bergen mußte.
Bei Gott, da lag sie, und zwar in der untersetzten Gestalt des Buckligen. Büchsendonner untersuchte sie flüchtig und nickte mit dem Kopf.
Dann befahl er Ben, bei dem Toten zu wachen, und durchforschte die anstoßenden Lokalitäten. Inzwischen wurde auf dem Dach des Hauses ein kratzendes Geräusch hörbar.
Ben, der die mißliebige Leiche, nicht ohne ihr vorher einen Revolver aus der kalten Tasche zu ziehen, ins Nebenzimmer geschleift hatte, heftete sich an Büchsendonners Rockschöße, als plötzlich auf dem ungewöhnlichen Weg durch die Dachluke ein menschliches Lebewesen in den blitzschnell verdunkelten Raum sprang.
„Halt oder ich schieße!" rief der zur Unzeit mutig gewordene Ben; denn der unerwartete Eindringling war niemand anders als Therese, die schöne Geländesportlerin.
Immerhin konnte Büchsendonner nicht verhindern, daß Therese infolge eines ihr von Ben beigebrachten Kinnhakens in eine Ohnmacht fiel.
Als das schöne Mädchen die mit Recht erstaunten Augen aufschlug, hatten die beiden Männer das sehnliche Verlangen, ihm Trost zu spenden.
„Was tun?" sprach Ben.
„Wir zeigen ihr die Leiche", erwiderte der von einem Gedankenblitz durchzuckte Büchsendonner. Im Nu öffneten die beiden Sturmgesellen die Tür zum Nebenraum und gebärdeten sich, als ob sie dem eben erwachten Mädchen eine Weihnachtsbescherung bereiten wollten. Aber vergebens ließen sie ihre Pupillen kreisen. Die bucklige Leiche hatte, husch, husch, das Weite gesucht.



(Karl Arnold)



Hotel London: „Lauter Gäste, an denen nichts mehr zu verdienen ist!"

Hotel London: "Tutti ospiti, dai quali non c' è da guadagnar più nulla!„

Umwege des schönen Mannes

Von Jo Hanns Rösler

„Wir haben zu wenig Herz", sagte der fremde Mann, den ich erst vor zehn Minuten kennengelernt hatte und der mich so heftig in ein Gespräch verwickelte, daß ich ihm nicht mehr auskam, „wir sind wohl höflich und guterzogen, wir essen die Erbsen, so bequem es auch wäre — nicht mit dem Messer, wir schlagen nicht mit der Faust auf den Tisch, wenn wir unser Recht behaupten wollen. Aber denken wir auch ein wenig über die Menschen nach, mit denen wir Umgang pflegen? Stecken wir uns auch nur eine Minute in ihre Haut? Ich denke da beispielsweise an meine Frau —"
„Sie sind verheiratet?", unterbrach ich.
„Ja. Ja. Sehr." „Entschuldigen Sie!"
„Bitte!" antwortete der Fremde und fuhr in seiner Rede fort, „ich bin zu meiner Frau ein guter Mensch, ein wahres Herz, wie man so sagt. Ich lese ihr alle Wünsche von den Augen ab und gehe rechtzeitig aus dem Zimmer, wenn es für uns beide zu klein zu werden beginnt. Es hat keinen Sinn, sich mit seiner Frau zu streiten. Man zieht immer den Kürzeren, denn die Frau verwaltet nun einmal den häuslichen Frieden. Heute zum Beispiel —" „Sie verließen wieder einmal rechtzeitig das Zimmer?"
„Ja. Es war eine rein akademische Frage, über die wir uns nicht einig wurden", erwiderte der Mann lebhaft, „ich rufe jetzt Ihr Urteil zu Hilfe, wer von uns beiden im Recht ist und ob meine Theorie nicht viel für sich hat. Haben Sie noch fünf Minuten Zeit?"
Ich hatte sie. Der fremde Herr winkte dem Kellner und bestellte uns zwei Kirschwasser. Anscheinend war er also seines Standpunktes doch nicht ganz sicher.
„Ich muß weit ausgreifen", begann er, „als Napoleon auf die Insel Elba verbannt wurde, war ihm ein Haus für sich allein angewiesen, seine Offiziere bewohnten benachbarte Villen und das Hauspersonal war im weiten Umkreis untergebracht. Ja sogar sein Sekretär, dem er seine Memoiren diktierte und der die Korrekturfahnen der Neuauflage des Code civil lesen mußte, wohnte nicht im gleichen Hause. Seit jener Zeit hat sich viel verändert. Selbst in den besten Familien ißt heute die Ehefrau mit am Tisch, was vor siebzig Jahren noch als eine Ausnahme galt und als eine Liederlichkeit angesehen wurde. Der Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten. Der Begriff Familie und Hausstand hat sich vertieft, die Kinder waren nicht mehr die Äpfel, die vom Baum fielen, nein, der Vater saß von Mutter, Frau und Kindern umgeben am Tisch und dann — endlich! endlich! — kam man darauf, daß auch die Angestellten zur Familie gehörten. Heute ißt die Köchin am gleichen Tisch, heute sitzt neben den Kindern das Kindermädchen und auch für die Näherin wird nicht mehr gesondert gedeckt. Man steckt gemeinsam den Löffel in die Suppe und taucht ihn zusammen in die Kompottschale. Jetzt erst gehört ein Hausstand wirklich zusammen, jetzt erst ist es eine große wahre Gemeinschaft geworden und es ist schön, daß es so ist. Finden Sie nicht auch?" Ich fand es. Er bestellte zwei weitere Kirschwasser.
„Und nun bin ich in der Theorie vor meiner Frau weiter und anscheinend zu weit gegangen", fuhr er fort, „ich war der Meinung, daß man das Hausleben noch fester fügen könnte, wenn man sich nicht nur an einen Tisch setzt, sondern mit allen überhaupt immer zusammen ist. Ich habe einen Beruf, wo ich den ganzen Tag mit meinen Angestellten zusammen bin. Warum soll man sich dann überhaupt trennen? Warum nicht abends zusammenbleiben? Warum nicht dann gemeinsam baden und alle in einem Raum schlafen?"
„Baden und schlafen?", fragte ich erstaunt.
„Ja. Sehen Sie, wir haben keine Kinder. Wir sind ja auch erst drei Jahre verheiratet. Aber ich habe es mir sehr schön gedacht, wenn meine Frau und ich und meine zwanzig Angestellten alle in einem Raum, Bett neben Bett, schlafen. Das könnte dann jeden Abend noch sehr nett werden. Glauben Sie nicht auch?" Die Frage kam von selbst.
„Was sind Sie denn, daß Sie zwanzig Angestellte haben?" fragte ich. Er lächelte:
„Ballettmeister von zwanzig Ballettmädchen."

Der ewige Emigrant - L' eterno emigrante

(Wilhelm Schulz)

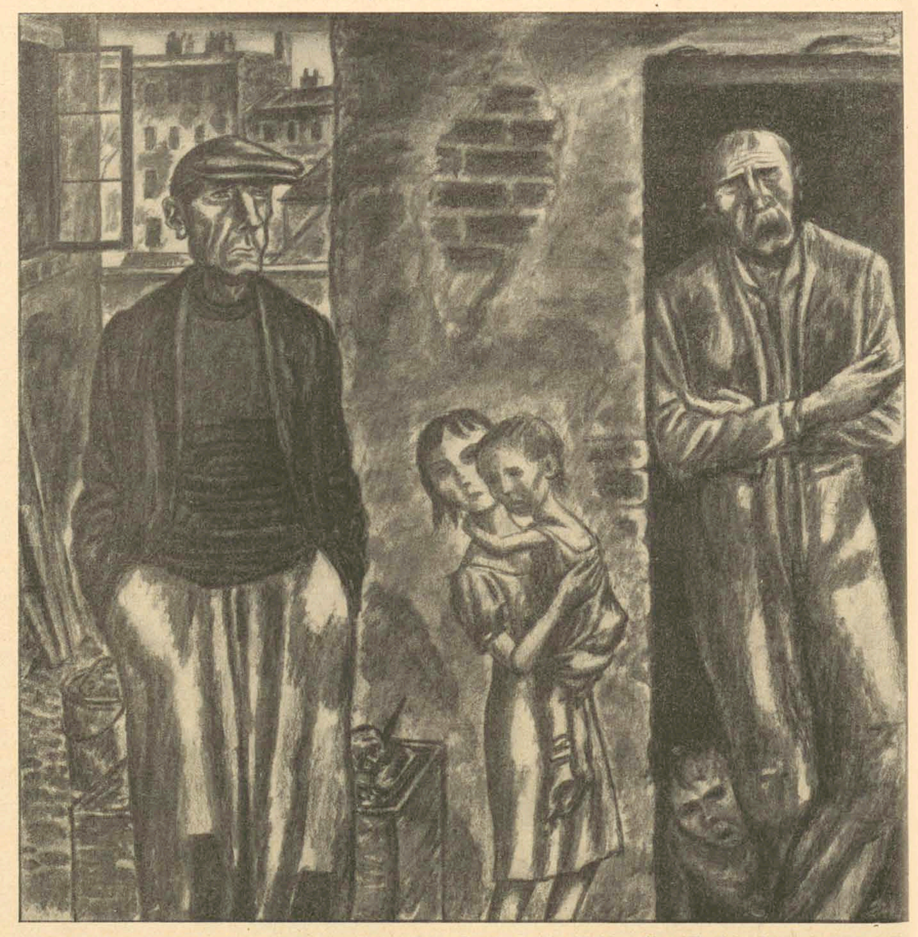


„Von Paris aus habe ich gegen Deutschland gehetzt, von London aus gegen Frankreich. Wo und gegen wen hetze ich jetzt?"

"Da Parigi ho aizzato contro la Germania, da Londra contro la Francia. E adesso . . . dove e contro chi aizzo?„

Im Londoner Elendsviertel - Nel quartiere londinese della miseria

(Erich Schilling)



„Weißt du, Jonny, mir geht es miserabel, und ich stecke tief im Dreck, aber das ist sicher, Churchill möchte ich auch nicht sein!"

"Sai, Jonny, a me la va malissimo, sono ingolfato nell' immondizie; ma pure, t' assicuro, io non vorrei essere Churchill!„

DIE SEELENWANDERUNG

VON MAGLEKILDE-PETERSEN

Er war geradezu stadtbekannt — der lange, dünne, rothaarige, einäugige, krummbeinige Olsen! Doch ich, der ich mit ihm seit frühester Jugend befreundet war, muß zu seinem Lobe sagen, daß er eine der gutmütigsten und menschenfreundlichsten Seelen war, die ich je gekannt habe. Abgesehen davon freilich, daß er sich gern schlug, bei jeder Gelegenheit, die sich bot; und bot sich keine, so verschaffte er sie sich eben.
Das Wunderlichste an Olsen aber war, daß er seine eigenen Ansichten hatte über Leben und Tod und vom Leben nach dem Tode. Er behauptete nämlich von sich, daß er schon einmal auf der Welt gewesen sei, und zwar als Kanarienvogel bei ein paar alten Jungfern, die ihn mit Salatblättern und Vogelsamen gefüttert hätten. Und er war der unerschütterlichen Überzeugung, daß er, stürbe er diesmal, die Gestalt eines alten Pferdes annehmen würde.
Eines Tages wurde Olsen krank, und eines Morgens wachte er nicht wieder auf.
So oft ich mich nun in der Folgezeit an meinen verstorbenen Freund erinnerte, drängte sich mir die Frage auf, ob nun wirklich ein altes Pferd aus ihm geworden wäre, und ich beguckte mir aufmerksam jeden alten Karrengaul, der auf der Straße an mir vorüberzog. Doch es war keiner darunter, der meinem Freunde Olsen ähnlich sah. Bis ich eines heißen Sommermittags, als ich den Kohlenmarkt überquerte, am Straßenrande ein altes, fuchsfarbenes Pferd erblickte, das vor ein Droschkenfuhrwerk gespannt war. Es nickte mir unaufhörlich mit dem Kopf zu, und ich sagte mir unwillkürlich: „Wer weiß, ob das nicht der Olsen ist!" Das Fell des Tieres stimmte nämlich mit dem roten Haar Olsens auffällig überein, wie Olsen, war auch das Pferd krummbeinig, und als ich obendrein entdeckte, daß es nur ein Auge hatte, bestand für mich kein Zweifel mehr: ich hatte meinen alten Freund Olsen vor mir.
Ich trat an ihn heran, streichelte ihn und fragte

freundlich: „Bist du es wirklich, Olsen?" Worauf er bejahend nickte und mit den Hinterbeinen ausschlug, als wollte er mir beweisen, daß er sich noch auf das Schlagen verstünde, und er legte dabei die Ohren zurück und grinste über das ganze Pferdegesicht.

„Tja, alter Freund", sagte ich, „mit Bier und Bockwurst, die du so gern gehabt, werde ich dir jetzt wenig nützen können. Aber ein gutes Stück Roggenbrot wirst du gewiß nicht verschmähen?" Olsen nickte.

Ich betrat einen Bäckerladen und kaufte ein großes Roggenbrot, das ich in Scheiben schneiden ließ, und begann den Gaul zu füttern.

Im selben Augenblick trat der Droschkenkutscher aus der Kneipe. Er kam auf mich zu und dankte mir vielmals. „Da gibt es gar nichts zu danken" erwiderte ich. „Soll man einem alten Freunde nicht einmal ein bißchen trockenes Brot gönnen? Sie müssen nämlich wissen, daß dieser Gaul hier ein alter Freund von mir ist und Olsen heißt."

„Was Sie nicht sagen, Herr, Olsen heißt das Pferd?"

„Jawohl, Olsen heißt es und erhielt bei seiner Geburt am 25. März 1863 die Vornamen Eduard, Emelius, Alfonso."

„Nee, das ist denn doch zu toll", rief der Kutscher erbost. „Ein bißchen klapperig war der Gaul ja schon immer, aber daß er so alt ist, habe ich denn doch nicht geahnt, als ich ihn drüben in Schweden kaufte."

„Also auch in Schweden bist du gewesen, du alter Zigeuner?" Ich drohe Olsen lächelnd mit dem Finger. „Gewiß hast du auch dort toll angegeben."

Olsen kniff das eine Auge, das er noch hatte, zu und blinzelte mich vielsagend mit dem anderen, das ihm fehlte, an. Er grinste dabei und nickte.

„Da, sehen Sie nur, wie er mir immerzu zunickt!" sagte ich daraufhin zu dem Droschkenkutscher.

„Glauben Sie mir, es ist wirklich mein alter Freund Olsen."

„Herr, wenn alle Pferde, die mit dem Kopfe nicken, Olsen heißen sollen, dann wären die Olsens ja eine große Familie! Zumal im Sommer, wenn die Fliegenplage am stärksten ist."

Ich aber gab mich nicht so leicht geschlagen und ereiferte mich weiterhin: „Nun, da gibt es noch eine ganze Reihe anderer Merkmale, die mir beweisen, daß es mein Freund Olsen ist. Wer von uns beiden kennt ihn schließlich besser als ich, der ich jahrelang mit ihm befreundet war."

„Nun ja, zugegeben! Ich besitze den Gaul ja erst seit vierzehn Tagen und muß sagen, ich wäre froh, wenn ich ihn erst wieder los wäre!"

Nach diesen Worten grüßte der Kutscher und schwang sich auf den Bock. Ich nickte Olsen freundlich zu, und er nickte so lange wieder, bis er um die nächste Straßenecke bog. Zwei Wochen darauf traf ich zufällig wieder mit dem Droschkenkutscher zusammen, und ich erkundigte mich natürlich sofort nach meinem Freund Olsen.

„Den habe ich draußen an eine Ziegelei verkauft. Ich konnte ihn nicht länger behalten, denn zuguterletzt wurde er ganz rappelköpfig. Ob er im Stall stand oder vor dem Wagen gespannt war — immerzu wollte er bloß schlagen."

„So, so, immerzu wollte er bloß schlagen. Ja, dann ist es bestimmt der Olsen. Nein, wie ihm das ähnlich sieht!" — „Zudem war der Gaul stinkend faul", fügte der Mann hinzu.

„Stinkend faul! Ja, das war der Olsen auch."

Ich reiste sofort zu der Ziegelei hinaus und kaufte mir Olsen zurück. Den letzten Sommer über ist er nun vor dem Göpel einer Dreschmaschine gelaufen; denn das Schlagen und Dreschen hat ihm ja stets Freude bereitet, und was tut man nicht alles für einen guten Freund!

(Übertragung aus dem Dänischen von W. Rietig)

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Haltestelle der Elektrischen am Kurfürstendamm. Unter vielen Menschen, zwei Bayern.

„A guate Viertelstund steh'n mir jetzt scho hier", meint der eine, „aber dann kommen g'wiß wieder drei bis vier Wägen hinteranand, warum dees?" Der andere: „Ja, woaßt dees net, die fürchten sich alloa, drum fahrn's im Konvoi!"

Ich kam in ein kleines Blumengeschäft in der Karlstraße. Dort herrschte Hochbetrieb. Die Blumenmädchen hatten alle Hände voll zu tun. Umfangreiche Blumenkörbe wurden aufgeputzt, prächtige Rosenstöcke bereitgestellt, mächtige Nelkensträuße gebunden. Und alles war bestellt und alles trug eine schöne, goldbedruckte Schleife „Herzlichen Glückwunsch!". Immer wieder stand ein anderer Name darunter.

„Nanu?" fragte ich über diese Verschwendung erstaunt, „wohl für das Jubiläum eines berühmten Mannes?" Die Blumenladnerin schüttelte den Kopf. „Na! Aber der Metzger unseres Bezirkes hat Namenstag."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Ultima ratio

(O. Gulbransson)



„England fragt gerade an, Herr Petrus, ob Sie nicht die Himmelsrichtungen über der Insel ändern können, damit sich die Deutschen nicht zurechtfinden?"

"Caro San Pietro, l' Inghilterra sta appunto chiedendo se Voi non potete mutare i punti cardinali sull 'isola, affinchè i Tedeschi non vi si raccapezzino più?„

München, 28. Juli 1940
45. Jahrgang / Nummer 30

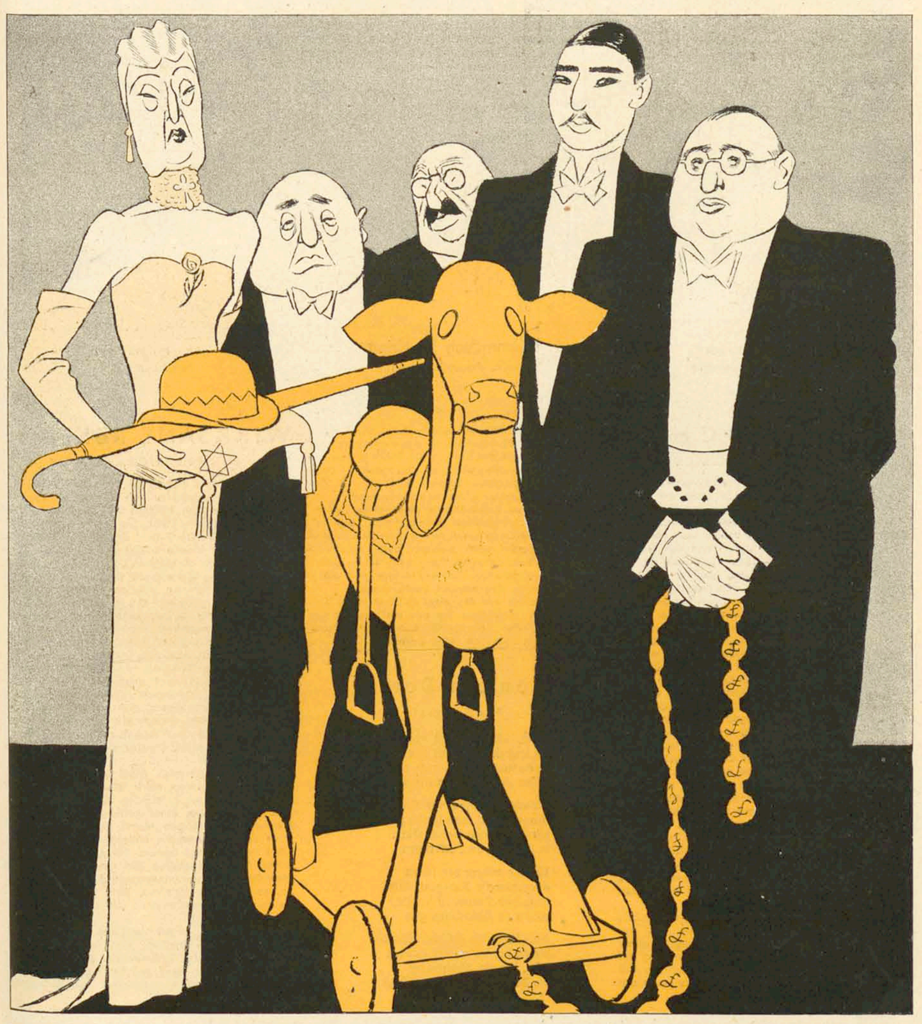
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Georg VI. König von Judäa - Giorgio VI. Re di Giudea

(Karl Arnold)

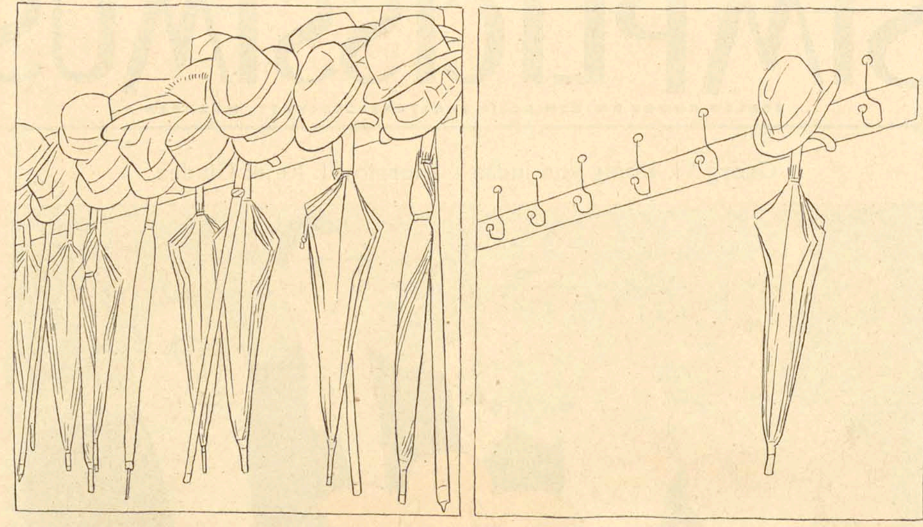


Eine Deputation überbringt den neuen Thron, das gesattelte Goldene Kalb, bei plötzlich eintretendem Ortswechsel leicht fahrbar.

Una deputazione porta il nuovo trono, il vitello d' oro con sella, facilmente trasportabile in caso d' improvviso cambiamento di luogo.

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)



An Vollmondtagen
Nei giorni di plenilunio

Stammtisch im Krieg
Tavolo riservato in guerra

An sonstigen Tagen
Negli altri giorni

MAL BESUCHEN

VON WALTER FOITZICK

Ich habe mich gerade von jemand verabschiedet. Als das Verabschieden fast zu Ende war, sagte der nette Mensch: „Besuchen Sie uns doch mal!" Und ich antwortete voller Freude: „Aber gerne, sehr gerne!" Dann kam der Schluß vom Abschied und wir gingen auseinander. Wenn der freundliche Herr darüber nachgedacht hat, weiß er, daß ich ihn nie besuchen werde, und ich weiß es sogar bestimmt, daß ich ihn nicht besuchen werde, trotz der sicherlich liebenswürdigen Aufforderung. Zum Teufel, „Besuchen Sie uns doch mal" heißt gar nichts. Man könnte genau so gut sagen: „Schicken Sie uns gelegentlich Ihre Todesanzeige." Wenn ich schon einen besuchen soll, muß er sagen: „Besuchen Sie uns am nächsten Freitag um Viertel vor neun, Sie werden bei mir Herrn Mayer treffen und die Sängerin Annette Korn d'Aneri, und es gibt Pfefferminztee oder vielleicht auch Pfälzer Weißwein und selbstgebackene Plätzchen." Sehen Sie, das ist etwas, da weiß ich, woran ich bin. Aber mit „Besuchen Sie uns doch mal" kann man keinen Hund hinter dem Ofen vorlocken oder irgendeinen andern in seine Wohnung.
Die würden schöne Augen machen, wenn ich eines Tages bei ihnen plötzlich klingelte und an der Korridortüre stünde und sagte: „So, da bin ich, ich sollte Sie doch mal besuchen." Es wäre denen gewiß nicht angenehm, denn man hätte keine Plätzchen gebacken und kein Pfälzer wäre im Hause und womöglich nur Pfefferminztee. Vielleicht hätten sie gerade etwas anderes vor und ausgerechnet sogar Gäste. Mich aber erwarteten sie bestimmt nicht.
Früher, da war die Sache ganz anders, so zur Zeit meiner Eltern. Da hat man sich niemals „mal" besucht oder eine derartige Aufforderung an einen gerichtet. Da fuhr man am Sonntag vormittag mit einem Einspänner herum oder ging auch zu Fuß und gab seine Karten ab. Auf der Karte stand der Name und wie man einen anzureden hatte. Nach schicklicher Zeit machten es die andern ebenso und gaben die Karte bei uns ab. Damit waren die diplomatischen Beziehungen hergestellt. Dazu wurde ein Gläschen Tokaier oder Cherry getrunken, und gesprochen wurde gerade soviel, daß man nichts Wesentliches voneinander erfuhr. Jetzt konnte eingeladen werden, und zwar mit Karte, aus der man ersah, wann man zu kommen hatte, und mehr oder weniger auch, was man vorgesetzt bekommen würde. Wenn man zu einem Teller Suppe geladen war, wußte man, daß damit ein handfestes Abendessen gemeint sei.
Sehr altmodisch war das, aber es hatte seine Vorteile. Hinter „Besuchen Sie uns mal" steckt gar nichts und hinter „Sehr gerne" ebensowenig, aber vielleicht hat das auch seine Vorteile.

Von der Poesie

Von Ratatöskr

Poesie läßt sich nicht normen.
Vielgestaltig sind die Formen,
wodadurch man Herzen rührt,
wenn man einen Drang verspürt.

Manche schaffen's mit Romanen.
Manche sieht man lyrisch zahnen;
häufig spinnen sie ihr Garn
in Gestalt von Zuckerharn.

Wieder andere verrichten
vorzugsweise Kurzgeschichten.
Auch das Drama ist beliebt,
weil's da Tantièmen gibt.

Allerdings die größten Chancen
bieten sich im großen ganzen
dem, der als Analphabet
im Geruch des Tiefsinns steht.

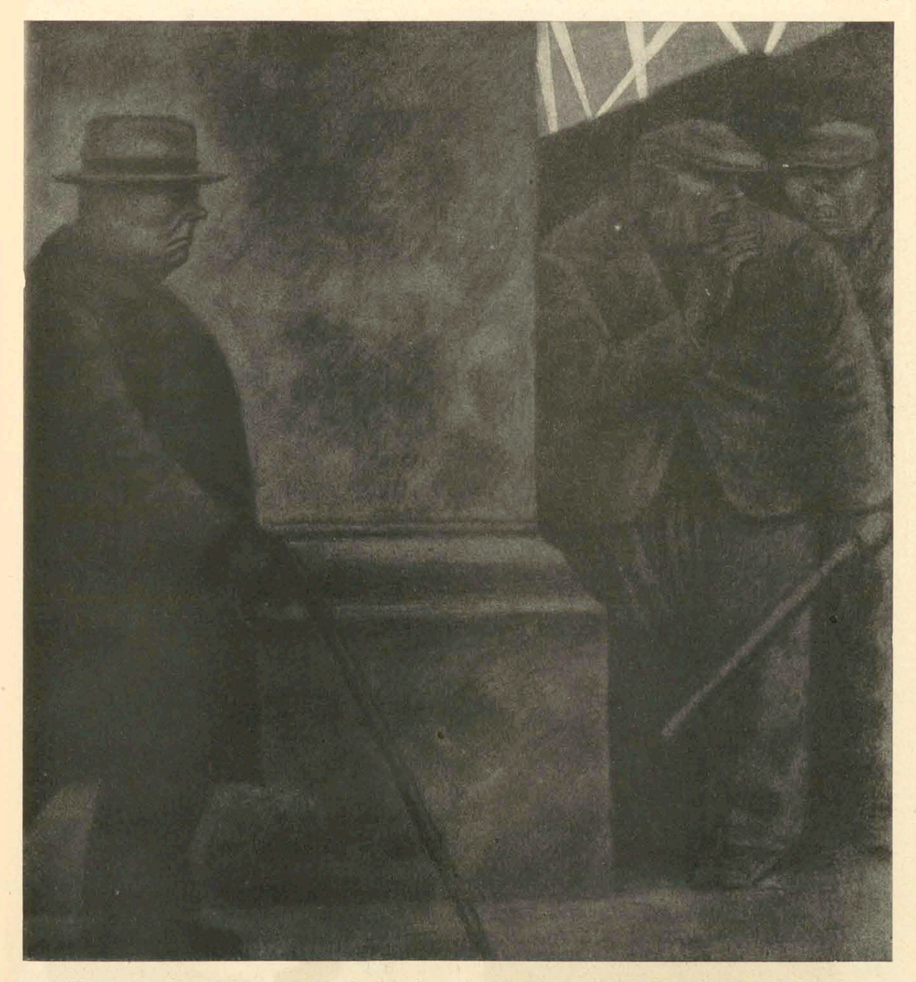
WIRKSAME REKLAME

VON FRIEDRICH KARINTHY

Reklameanzeigen haben es mir schon von jeher angetan. Ich gehöre zu den Leuten, die vor den Litfaßsäulen stehen bleiben und alles lesen, was auf den Plakaten steht. Sie üben einen nachgerade unwiderstehlichen Einfluß auf mich aus. Es würde sich für ein Reklamebüro lohnen, einen Versuch mit mir zu machen und mich anzustellen, um an mir die Wirkung der Reklame zu studieren.
An welchen ich am meisten Gefallen finde? Nun, ich muß gestehen: Ich liebe besonders jene, die etwas grob im Ton gehalten sind. Reklame, die einem schmeicheln will, kann ich nicht ausstehen. Ich vermag der Aufrichtigkeit einer Firma nicht zu trauen, die mir unbekannterweise ein solches Maß an Klugheit und Edelmut zugesteht, das zu der sofortigen Bestellung des Hühneraugenpflasters „Kleopatra" vonnöten ist. Es wird hier nämlich behauptet, daß ich als ein Mann von vollendetem Geschmack und nachhaltiger Klugheit es späterhin ohnehin einsehen werde, daß ich mit diesem Pflaster etwas Wunderbares erworben hätte.
Das ist nichts für mich. Mein empfindsames Gemüt bevorzugt weit mehr die militärische und mönchische Strenge, welche mir von einer Litfaßsäule oder aus einer Zeitung, wie aus einem Himmel der strengen Moral, mit dem heiligen Zorn eines Savonarola, entgegendonnert.
„Ihre Nerven sind kaputt. Sie sind ein menschliches Wrack. Bestellen Sie umgehend unseren elektrischen Vibrationsapparat ‚Büffelstier'."
Ja, so etwas gefällt mir. Ach, wie schön muß es doch sein, wenn man so aufrichtig und selbstbewußt sein darf!
Mein Handwerk — das Verfassen und Verkaufen von Büchern — bedient sich leider der ersterwähnten Art der Propaganda. Der Käufer und zukünftige Leser wird gelobt, man beruft sich auf seine besondere Intelligenz und Aufnahme-

Gangster in London - Gangster a Londra

(Erich Schilling)



„Stop, laß ihn in Ruhe, das ist einer von den unseren, das ist ja Churchill!"

"Stop, lasciaio in pace! È uno dei nostri, è Churchill!„

fähigkeit, die es schon im voraus verbürgen, daß ihm das angepriesene Buch auch gut gefallen wird. Und sogar diese Art der Propaganda ist dem Verleger vorbehalten; der Schriftsteller selbst hat keinerlei Recht, seine Ware anzupreisen. Man sagt, das sei geschmacklos. Der Verleger aber macht auf die ihm richtig dünkende Weise Reklame für das Buch. Wie herrlich wäre es, einmal eine Anzeige so herauszubringen, mit derselben Aufrichtigkeit und Wohlgemeintheit, wie es die schon erwähnten groben Firmen tun, die mir so sehr imponieren. Man könnte da etwa sagen: „Sie sind ein dämlicher, ungebildeter, geschmackloser Kerl. Ihre Ansichten über das Leben, über die Welt und über sich selbst sind ausgemachte Dummheiten und reiner Blödsinn. Kaufen Sie sich sofort und lesen Sie meinen neuesten Roman ‚Empfindsame Schwingungen', damit auch einmal etwas Vernünftiges und Schönes in Ihren Hohlschädel kommt." Das wäre doch fabelhaft!

(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)

Rechtfertigung für Oran - Giustificazione per Orano

(E. Thöny)



„Wenn wir auf die französischen Schiffe geschossen haben, als sie die Kessel nicht geheizt hatten, so taten wir dies aus Gründen der Menschlichkeit; wie leicht hätte es durch Kesselexplosion auch Tote geben können!“

"Se abbiamo sparato sulle navi francesi quando le caldaie non erano riscaldate, noi lo facemmo per ragioni d' umanità. Con che facilità non vi sarebbero stati dei morti anche in causa d' esplosione di caldaie!„

Das Lob - La lode

(R. Kriesch)



„Kommt ihr öfters hier an den See, Kinder?" — „O ja, Tante Agnes, es ist so schön einsam hier und man trifft immer jemand!"

"Venite spesso qui al lago, ragazze?„ — "Oh sì, zia Agnese; si sta così bene in questa solitudine e s' incontra sempre qualcuno!„

Mittel gegen Gartenameisen

Von Edmund Bickel

Am Tisch nebenan sitzen zwei Damen mittleren Alters. Man schreibt zwar so, aber im Umgang mit ihnen würde ich keineswegs so zu sagen wagen. Sie haben alles Mögliche mit vieler Mühe eingekauft. Nur lauter Sachen, die man notwendig braucht, wenn auch nicht sofort. Vielleicht später einmal. Handtaschen sind vollgepfropft, Pakete darangebunden, und die eine mit dem blau und rot geblümten Kleid hat es außerdem fertiggebracht, noch ein Netz ganz prall mit lauter nützlichen Sachen zu füllen. Frauen sind ja so praktisch, sagen sie selbst. Männer sind dagegen so unpraktisch. Das sagen sie auch selbst, die Frauen natürlich. Wer käme auch sonst darauf?! Und jetzt sitzen sie, von dem heißen Sommertag erschöpft, im Gartencafé, haben Durst und müssen einander sooo schrecklich viel erzählen. Sie haben zwar während der gemeinsamen Einkäufe stundenlang ohne Unterbrechung aufeinander eingeredet, aber das gilt nicht, weil sie es nicht gemerkt haben. Deshalb sind sie in das Gartencafé gekommen, um sich zu erfrischen und um sich endlich zu erzählen, was ihnen so am Herzen und auf der Zunge liegt. Dazu ist Gefrorenes so gut.

„Du, Ida, ich glaube, ich nehme doch Eis mit Früchten, weil ich das nie bekomme. Weißt du, es kostet zwar mehr, aber es sieht so nett aus. Mein Mann würde natürlich sagen, das sei Verschwendung, und ich könnte mir dafür ein ganzes Pfund Obst kaufen. Aber Männer verstehen ja so etwas überhaupt nicht, weißt du. Und außerdem haben sie keine Ahnung davon. Anstatt daß sie einem dankbar sind, weil man dann so etwas einmal zu Hause machen kann und damit eine Menge Geld spart. Man muß es doch wenigstens einmal gesehen haben. Darum esse ich immer Eis mit Früchten. Weil ich die Früchte so gern mag. Aber Karl sieht das nie ein, zumal der überhaupt kein Eis und keine Früchte anrührt. Dabei ist das so gesund. Für die Zähne soll es ja nicht gut sein und für den Magen auch nicht. Darum haben die Amerikaner auch so viele Magengeschichten. Das kommt nur vom Eisessen. Aber sonst ist es sogar sehr gesund."

Hier ging der geblümten Dame leider einen Augenblick lang der Faden oder die Luft aus, so daß die andere, grün und violett gestreifte, endlich auch zum Zug kam. Sie schaltete sofort die große Übersetzung ein. Da sie eine Oktave zu hoch eingestellt hatte, konnte ich leicht alles mithören, um es hier dann wieder zu erzählen.

„Weil du eben von dem Gefrorenen sprichst, da fällt mir ein, daß ich dir diese schreckliche Geschichte von Tante Klara noch nicht erzählt habe. Es hat zwar nichts damit zu tun. Weißt du, das ist die Tante von dem Vetter von Richard, der die geschiedene Frau von dem Komponisten geheiratet hat und die einen Kanarienvogel hat und der trinkt und hat die Gelbsucht. Und der ist an der ganzen Geschichte eigentlich schuld."

„Aber der Kanarienvogel trinkt doch nicht und ist doch nicht an der Heirat schuld?"

„Natürlich nicht. Der Komponist trinkt und der Kanarienvogel hat die Gelbsucht und der ist an der ganzen Geschichte schuld."

„An was für einer Geschichte denn?"

„An der Geschichte mit dem Ameisenbären."

„Gott, wie süß. Davon hast du ja noch kein Wort

gesagt. Du sprichst doch immer von dem Kanarienvogel." — „Weil du mich nicht ausreden läßt. Aber der Ameisenbär kommt erst später."
„Sind das die, aus denen man so hübsche Muffs macht, wie ich schon seit Jahren immer einen haben wollte?"
„Nein, das muß etwas anderes sein. Aber laß dir doch einmal erzählen. Du unterbrichst mich ja andauernd. Also der Kanarienvogel war krank und Tante Klara meinte, er hätte die Gelbsucht."
„Ich denke, du erzählst mir etwas von dem süßen Ameisenbären?" unterbrach Ida sofort wieder, die offenbar grundsätzlich an etwas anderes dachte.
„Ja, so warte doch, aber ich muß dir das von Anfang an erzählen. Also Tante Klara nahm den Kanarienvogel mit zu dem Mann, wo sie immer das Futter für ihn holte, und der meinte, der hätte gar nicht die Gelbsucht, im Gegenteil, er hätte die Bleichsucht und sei viel zu wenig gelb und dann gab er ihr etwas gegen die Gelbsucht, ich meine natürlich gegen die Bleichsucht. Ja, und dann kamen sie so ins Reden und der Mann fragte sie so nebenbei, ob sie nicht einen netten kleinen Ameisenbären haben wollte. Den hätte ein Kunde von ihm aus Amerika mitgebracht, aber der sei den ganzen Tag nicht zu Hause und da ist das Tierchen so einsam und langweilt sich. Er möchte ihn gern in Pflege geben, aber selbstverständlich nur in gute Hände. Natürlich war Tante Klara gleich bereit, das Tierchen zu nehmen, weil sie ja einen Garten hat und so ein gutes Herz und sie dachte auch, sie würde dann auch die Ameisen los, was ja auch so kam, und ihr Kanarienvogel hätte auf diese Weise etwas Gesellschaft. ‚Ja', sagte Tante Klara, ‚bringen Sie mir das Bärchen nur heute gegen Abend und dann nehme ich gleich noch für eine Mark Ameiseneier.'
Der Mann kam wirklich mit einer Kiste. Da war der kleine Ameisenbär drin. Tante Klara stieß einen Schrei aus, als er ihn herausließ; denn sie dachte, so ein Ameisenbär sei so etwas Ähnliches wie ein Theddybär, so wollig und klein, nur daß er eben Ameisen frißt. Das war aber etwas ganz anderes nämlich. Er war so groß wie ein Foxterrier, nur ganz flach und mit grauen Borsten. Und man wußte gar nicht, wo bei ihm hinten und vorne war, weil er an beiden Enden fast genau gleich aussieht, mit einem ganz spitzen Kopf wie eine Salatgurke. Eine lange, dunkle Zunge hatte er wie ein Regenwurm, aber viel länger. Damit lutscht er die Ameisen aus den Ritzen. Na, das war aber eine Enttäuschung für Tante Klara, wo sie sich doch so gefreut hatte. Aber nun war der kleine Ameisenbär eben schon da und er war doch ganz nett und fraß auch sofort die Ameiseneier für eine Mark auf. Der Mann meinte, es sei doch wohl besser, wenn ihm Tante Klara lieber Milch und Ei und rohes gehacktes Fleisch geben würde, weil das auf die Dauer doch billiger ist. Das fraß er auch brav auf, ringelte seine Zunge darin herum und lutschte seinen Teller sauber leer. Dann stieg er sofort in die Kohlenkiste, deckte sich mit seinem Schweif zu, der wie ein Kehrbesen aussieht, und da schlief er ein. Das war er nämlich von seinem Besitzer her so gewohnt.
Eine Weile ging es ja soweit ganz gut mit Ramonchen, wie er hieß; denn er war eigentlich ganz brav, zumal er noch nicht richtig ausgewachsen war. Er fraß aber auch tüchtig und wurde immer größer, so daß er kaum mehr in der Kohlenkiste Platz hatte. Für dauernd wollte Tante Klara ihn darum eigentlich auch nicht behalten, weil die Küche nicht besonders groß ist. Auch hatte Ramonchen Krallen an den Pfoten wie ein Adler, nur viel schlimmer. Ein Adler ist direkt ein Waisenkind dagegen. Eines Tages hatte Ramonchen die Bretter vom Fußboden herausgekratzt und Tante Klara schimpfte ihn tüchtig aus, weil er das nicht durfte. Da waren nämlich Ameisen in den Fugen, die aus dem Garten hereinkamen. Sie hatte nun doch genug von Ramonchen, und darum ging sie zu seinem Herrn und wollte ihm sagen, er sollte Ramonchen wieder zu sich nehmen. Aber der war nicht zu Hause, erfuhr sie dort. Er sei plötzlich abgereist, und die Leute, bei denen er wohnte, wußten nicht einmal, ob er nach Nordamerika oder nach Südamerika gefahren war. Das ist doch ein Unterschied, finde ich. Aber es gibt so Leute, die wissen rein gar nichts. Das fragt man doch. Aber der Mann hatte auch keine Manieren, weil man sagt, wo man hinfährt, wenn man abreist. Sonst hätte Tante Klara ihm wenigstens schreiben können. Das hätte zwar wahrscheinlich auch keinen Sinn gehabt. Wer weiß, der holte vielleicht noch mehr so Ameisenbären, um sie bei ihr umsonst in Pflege zu geben. Es gibt Leute, die einfach aufs Ausnützen ausgehen.
Tante Klara geht wieder heim und denkt nach, wie sie Ramonchen loswerden kann. Sie sagte sich ganz richtig, daß das gar nicht so einfach war. Es gäbe ja schon vielleicht Leute, die froh wären, wenn sie einen Ameisenbären so umsonst bekommen, aber finde die erst einmal! Ramonchen war nämlich schön langsam so groß wie ein Schäferhund und da wollte ihn sicher niemand mit seinen Krallen haben. Verkaufen konnte sie ihn auch nicht, weil er ihr ja überhaupt nicht gehörte. Sie wußte einfach keinen Ausweg.
Zu Hause angekommen, war sie ganz entsetzt, was Ramonchen inzwischen wieder angestellt hatte. Stelle dir vor, er war doch wieder auf sei-

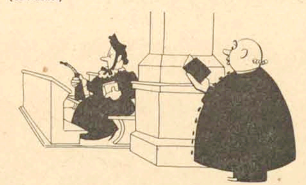
Kurze Antwort / *Von Georg Britting*

Warum ich von Liebe nicht singe?
So hat mich mancher gefragt.
Ich finde, die tiefsten Dinge
Bleiben besser ungesagt.

Ich red' von den Vogelschwingen,
Vom Blut am Himmel, wenn's tagt,
Und von dem Wild in den Schlingen,
Das jämmerlich klagt –
Und hab' ich da von den Dingen
Der Liebe nicht alles gesagt?

nen alten Geschmack verfallen und hatte den Türstock ganz unterwühlt, der zum Garten ging. Dann hatte er die Tür mit seinen Pfoten aufgerissen. Du hast keine Ahnung, was so ein Biest für eine Kraft hat. Und dann war Ramonchen in den Garten gegangen. Da hat er sich ganz sicher furchtbar gefreut, weil er endlich so viele Ameisen fand. Aber Tante Klara war ganz außer sich, wie er da gehaust hatte: Mit seinen schrecklichen Krallen hatte er sämtliche Beete mit Erdbeeren und Salat und Kohlrabi bereits umgegraben und die Rosensträucher und die ganzen Fuchsien herausgewühlt und die Bohnen lagen in der Gegend herum und Ramonchen sorgte dafür, daß alles gut durcheinander gemischt wurde. Er wühlte noch immer mit Feuereifer und ganz aufgeregt darin herum. Jetzt wollte ihn Tante Klara doch endlich einmal mit dem Ausklopfer tüchtig durchhauen, aber da wurde er ganz bitterböse und fauchte sie an, hob die Vorderpfote auf, und ritsch-ratsch riß er ihr blitzschnell das teuere dunkellila Seidenkleid von oben bis unten auseinander und grub gleich weiter. Weißt du, das ist so an der Taille gerafft und mit kleinen Abnähern an den Seiten. Sie hatte natürlich ihr bestes angezogen, weil sie doch einen Besuch machen wollte. In ihrer Aufregung rief sie uns an und fragte, was sie nur tun sollte. Mein Mann riet ihr, sie soll das Kleid einfach nähen lassen. Das sieht ihm ähnlich, so eine Antwort zu geben. Dabei weinte Tante Klara fast. ‚Na', meinte mein Mann, ‚laß doch das Mistvieh einfach am Abend aus dem Haus. Der bringt sich schon durch.' Das tat sie auch, aber Ramonchen kam nach ein paar Stunden wieder und kratzte so schrecklich an der Tür, daß sie ihn hereinlassen mußte. Er hing eben doch an Tante Klara. Am nächsten Morgen pflügte er gleich noch einmal den Garten gut um.
Ja, und nun zu dem Zweck meiner Geschichte: Weißt du niemand, der einen zahmen Ameisenbären in Pflege nimmt, am besten jemand, der einen Garten hat? Dafür ist er nämlich wirklich ausgezeichnet. Tante Klara hat jetzt keine einzige Ameise mehr im Garten."

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

In einer kleinen schwäbischen Dorfkirche sitzt im vormittäglichen Gottesdienst eine von auswärts zu Besuch weilende, etwas schwerhörige Frau, die sich ein Hörrohr mitgebracht hat und damit gelegentlich herumfuchtelt. Der Mesner läßt daher kein Auge von ihr, bis der Pfarrer die Kanzel erklimmt. Schließlich muß er weg, und ehe er in der Sakristei verschwindet, zischelt er ihr mit einem erbosten Blick auf das verdächtige Instrument zu: „Des sag i Ehne aber, wenn Se neibloaset, flieget Se 'naus!"

*

Mein Freund Gindlhuber hat Familienzuwachs bekommen.
Und zwar einen heißersehnten Jungen.
Dieserhalben machte sich meine Frau eines Tages auf, um für den Stammhalter des Hauses Gindlhuber ein kleines Geschenk zu kaufen.
„Liebes Fräulein", sagte sie zu der Verkäuferin des Babyausstattungsgeschäftes, „ich möchte ein recht hübsches Kinderhäubchen. Haben Sie so etwas?"
„Aber natürlich", erwiderte die Verkäuferin zuvorkommend, „das Allerneueste haben wir auf Lager. Darf ich fragen, wie alt das Baby ist?"
„Morgen wird es vier Wochen."
„Ach wie nett — vier Wochen ist das Putzelchen!" Die Verkäuferin zeigte eine Freude, als ob sie das Baby selbst bekommen hätte. „Und noch eine Frage, wegen der Farbe, nicht wahr. Ist es ein Buberl oder ein Mäderl?"
„Ein Buberl."
„Ein Buberl! Wie reizend!" rief die Verkäuferin begeistert. „Da wird aber der Herr Gemahl eine Freude gehabt haben!"
„Mein Mann", wurde mein Frau verlegen, „— nein — der ist ja nicht der Vater."
Einen winzigen Augenblick war die Verkäuferin sprachlos, dann sagte sie mitleidig:
„Oh — ist das aber peinlich!"

*

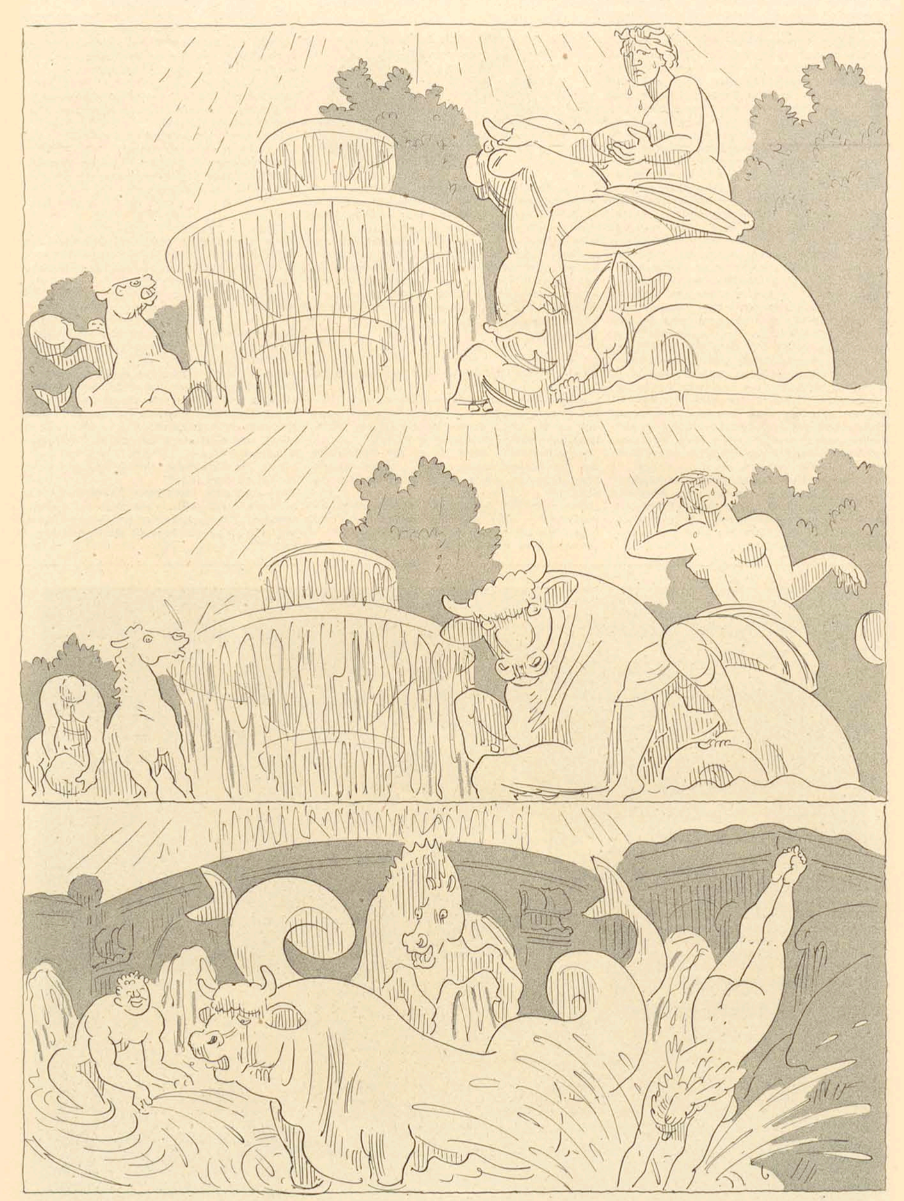
Zwei „mongdehne" Mädchen pilgern durch die Kantstraße. „— und weeßte, watta sacht? Nervees wär ick, sachta. Mensch, dem ha'ck aba valeicht eene jeklebt!"

*

Tante Emerentia kommt in die Stadt, um die Nichte zu besuchen, die sich der Kunst verschrieben hat.
Tante Emerentia schaut sich in der Wohnung um, findet alles recht gut und schön, wenn auch verschiedentlich anders, als sie es in ihrer ländlichen Einsamkeit gewohnt ist, nur im Badezimmer sagt sie mißtrauisch:
„Gretl, du wirst doch net am End leichtsinnig worden sein?"
„Aber, Tante", wundert sich Grete, „wie kommst du auf so eine Idee?"
„Na — ich mein halt." Tante Emerentia kann den Blick nicht von einem bestimmten Gegenstand loslösen. „Du wirst do net am End gar! ... Jetzt sag mir's — zu was hast dir ein Kinderbadwandl kauft?"

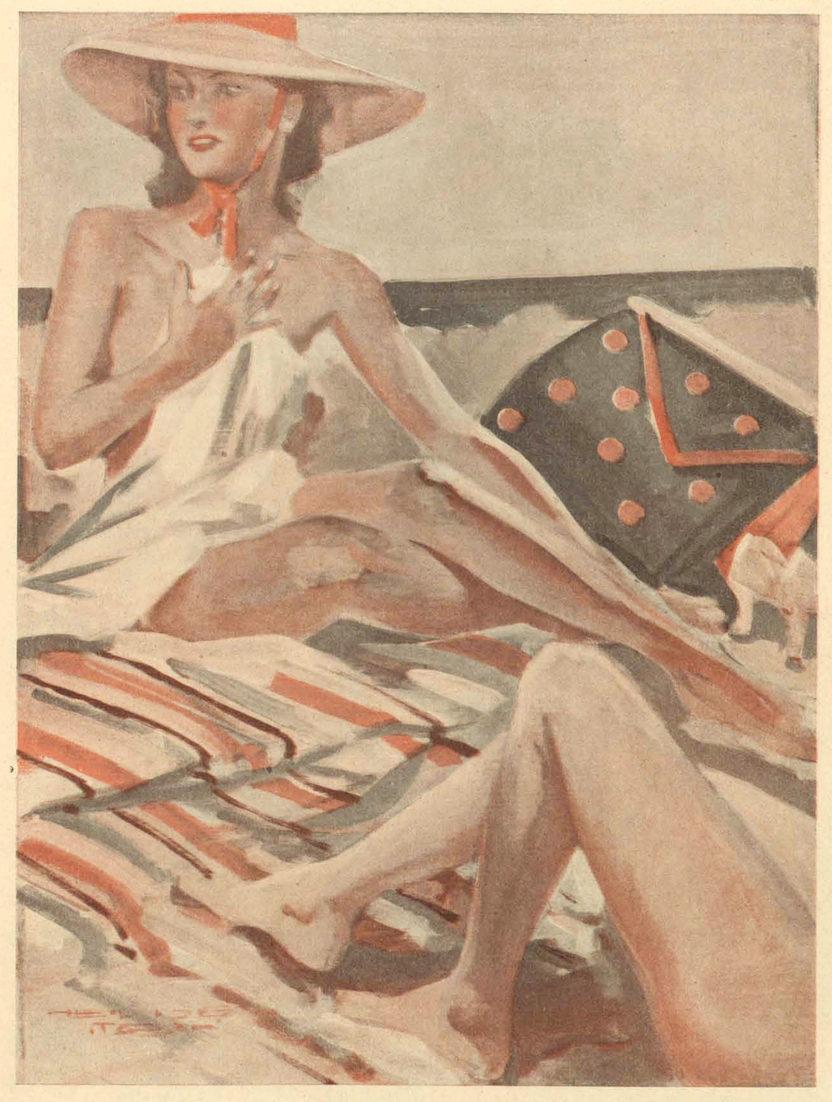
Der heiße Tag - Giorno caldissimo

(Fr. Bilek)



Sonnenbad - Bagno di sole

(K. Heiligenstaedt)

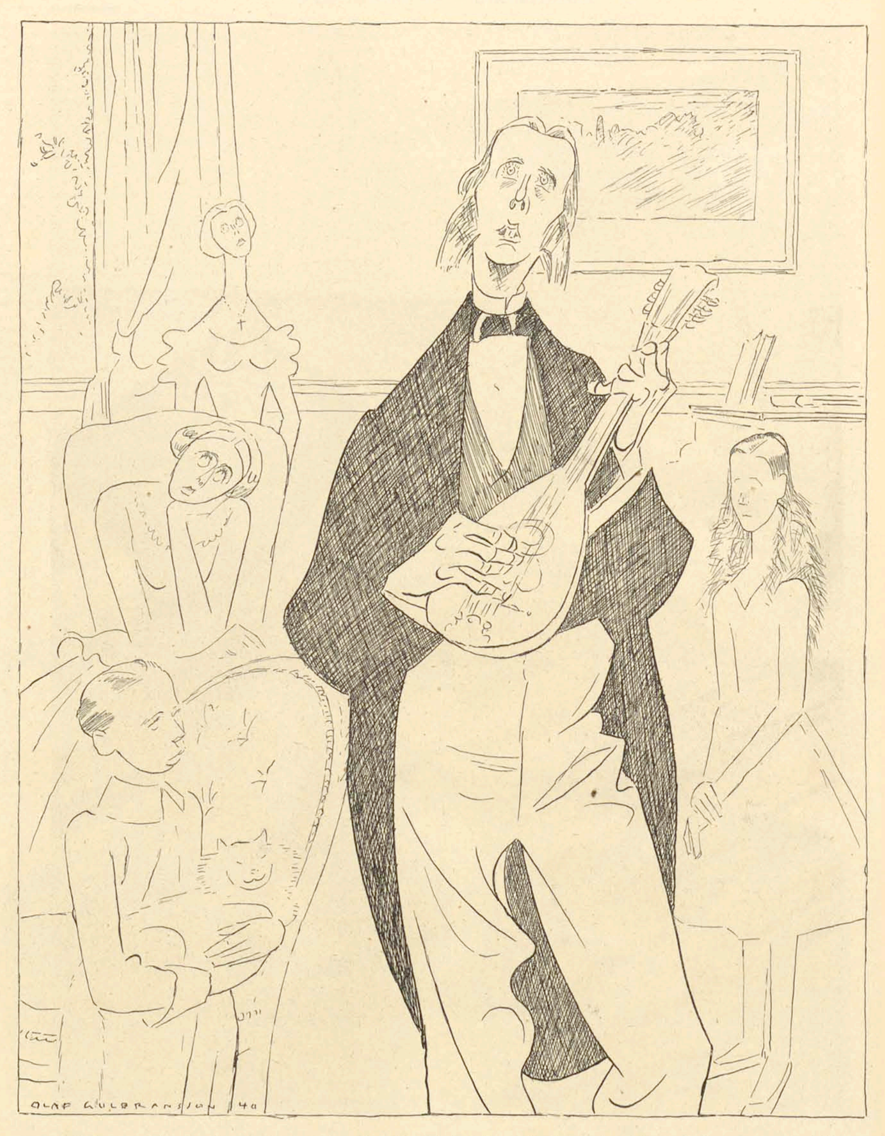


„Es kommt ein Flieger!“ — „Was sieht der schon aus drei- bis viertausend Meter Höhe?“ — „Er kommt ja zu Fuß!“

"Ah! . . . viene un aviatore!„ — "Ma che vede mai da tre a quattromila metri d' altezza?„ — "Viene a piedi!„

Englisches Hauskonzert - Concerto in famiglia inglese

(O. Gulbransson)



„Seit Papa sich vor der deutschen Invasion fürchtet, hat er ein herrliches Tremolo in seinem Spiel!"

"Da quando papà teme l' invasione tedesca, ha nel suo sonare un magnifico tremolo!„

DER LETZTE AUSWEG

VON JO HANNS RÖSLER

Mit dem guten Benehmen hapert es bei mir manchmal. Die Leute in der Straßenbahn sehen mich oft schief an, wenn ich vor einem älteren Fräulein nicht aufstehe, meinen Platz aber freundlich einem jungen Mann anbiete. Das ältere Fräulein war aber die Sitzkassierin im Kino Lichtblick und den jungen Mann kannte ich vom Haarschneiden, wo er den ganzen Tag seine Kunden stehend bedienen mußte. Ich nehme die Dinge, wie ich sie sehe, ohne zu überlegen, was die Ritter für diese Gelegenheiten in ihren Anstandsbüchern stehen haben.

Unter diesen Umständen kam ich natürlich mit dem jungen akademischen Buchhändler aus Mitteldeutschland, dessen Bekanntschaft ich dieser Tage machte, in kein gesellschaftliches Gleichgewicht. Er schien dauernd etwas an mir auszusetzen zu haben, ohne daß es ihm seine Erziehung erlaubt hätte, dies mir offen ins Gesicht zu sagen. Ja, er bemühte sich sogar, mich das Unpassende meines Tuns und seine Verwunderung darüber nicht merken zu lassen, so gut war er erzogen. Ich aber, ein Schalk, machte mir nun ein besonderes Vergnügen daraus, jetzt erst recht Ansichten zu äußern, vor denen selbst einem Mann mit einer einfacher tapezierten Kinderstube die Grausbirnen aufgestiegen wären. Es muß wohl schlimm in diesem steifen Jockel ausgesehen haben, als er sich endlich eines Tages entschloß, mir in Form persönlicher Erlebnisse, die er mir plastisch und mit einer unermüdlichen Geduld erzählte, ein gutes Benehmen beizubringen. Ich war ihm ein munterer Zuhörer und trieb ihn durch weitere Fragen in einen Hohlweg hinein, von dem ich wußte, daß es eine Sackgasse war, bei der er mich letzten Endes überrennen mußte, um wieder herauszukommen.

„Man kann Ihnen also getrost junge Damen aus den besten Familien anvertrauen", sagte ich nicht ohne Tücke, auf eine seiner vorhergegangenen Erzählungen anspielend. „Selbstverständlich! Ich werde stets und bei jeder Gelegenheit —"

„Waren Sie schon einmal an der See?", unterbrach ich. — „Gewiß." — „Segeln Sie?"

„Ich bin Mitglied eines Segelklubs."

„Um so besser", nickte ich zufrieden, „dann werden Sie meine Frage leichter verstehen, auf die ich keine Antwort weiß und auch keine Antwort in allen Büchern fand, die ich durchblätterte. Nehmen wir an, Sie segeln allein mit zwei jungen Damen auf hoher See. Das ist doch wohl gestattet?" Er dachte nach und antwortete:

„Ja, das ist gestattet, wenn ich den Eltern der jungen Dame bekannt bin und die Eltern mir die Damen zu einer Segelpartie anvertraut haben."

„So dachte ich mir die Situation auch", fuhr ich fröhlich fort, „nun sind Sie und die zwei jungen Damen, die Ihnen noch verhältnismäßig fremd sind, draußen auf hoher See und plötzlich setzt eine Flaute ein. Die Flaute darf das doch? Oder nicht? Doch das ist jetzt auch Nebensache. Die Flaute ist da, die Segel hängen schlaff herunter, das Boot rührt sich nicht von der Stelle und plötzlich verspüren Sie ein menschliches, wenn auch kein großes, so doch ein um so dringenderes Bedürfnis. Sie verstehen mich?" Er war kreidebleich geworden und starrte mich erschrocken an.

„Um Gottes willen! Wie kommen Sie auf diese Frage?" — „Es ist nur ein akademisches Beispiel. Das kann doch vorkommen?"

„Es ist vorgekommen!", stöhnte er verzweifelt, „mir selbst ist es geschehen. Es war vor vier Jahren auf dem Chiemsee. Noch dazu waren die beiden jungen Damen die Töchter eines sächsischen Konsistorialrates. Es war gräßlich! Die Flaute fiel ein, wir hatten keine Ruder an Bord, die beiden Fräuleins sahen mich schon mißtrauisch an, als hätte ich diese Flaute absichtlich herbeigeführt wie manche Herrenfahrer ihre Autopannen. Mir wurde immer unheimlicher zumute. Länger konnte ich es nicht mehr verheimlichen. Mit elementarer Gewalt drängte es mich zu einem Entschluß." — „Und? Und?", fragte ich vergnügt. Er atmete auf.

„Ich habe auch in dieser Situation den Anstand gewahrt", sagte er. Er lächelte, ganz groß.

„Ich habe das Boot zum Kentern gebracht und die beiden Fräuleins gerettet."

Ein Mensch / Von Eugen Roth

Ein Mensch kennt die Geschichte des
Schönrednerischen Damokles,
Den Dionys von Syrakus
Bestrafte so für seinen Schmus,
Daß er ihn reich zu Tisch gesetzt
Jedoch ein Messer, frisch gewetzt,
Aufhing an einem Pferdehaar
Um ihm zu zeigen die Gefahr,
In der, vom Tode überbaumelt,
Durchs Leben ein Genießer taumelt.
Wir loben Dionys, den Weisen,
Doch Damokles ist auch zu preisen:
War's auch nicht grade urgemütlich —
An Wein und Weib tat er sich gütlich.
Ein Roßhaar ist ein fester Strick
— Und daran hing ja sein Geschick —
Verglichen mit dem Schicksalsfädchen
Das — ohne Wein zumeist und Mädchen —
Heut schwertbelastet überschwebt
So ziemlich jeden, der da lebt,
Und daran frech die ganze Welt
Herumzupft, ob es wohl noch hält.
Der Mensch wär' darum jederzeit
Zum Tausch mit Damokles bereit.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Das reiche und das arme Kind - Il fanciullo ricco e quello povero

(Wilhelm Schulz)



„Leider kann ich dich nicht mitnehmen, Darling, aber tröste dich, ich werde dir aus Kanada eine herrliche Ansichtskarte schicken!"

"Purtroppo non posso prenderti con me, darling; ma consolati chè ti manderò una magnifica cartolina illustrata dal Canadà!„

München, 4. August 1940
45. Jahrgang / Nummer 31

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englisches Wiegenlied - „Ninna Nanna“ inglese

(Erich Schilling)

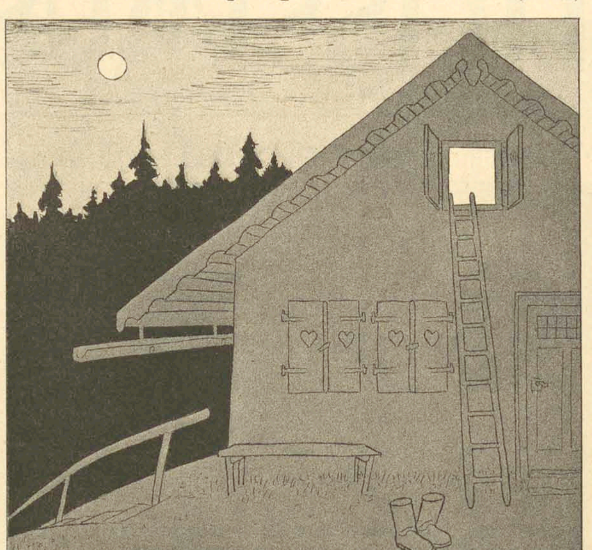


„Schlaf, Kindlein, schlaf,
Dein Vater ist ein Graf.
Wir fliegen jetzt nach Kanada,
Dein Vater, der ist auch bald da.
Schlaf, Kindlein, schlaf!“

“Dormi dormi, o pargolino,
Tuo babbo è conte e tu contino.
Or noi voliam nel Canadà,
Anche babbo presto da te sarà.
Dormi dormi, o pargolino!„

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)



Schorschl hat Urlaub — Giorgio ha vacanza

Mein Freund Johannes

An einem schönen Sommerabend besuchte ich Johannes und seine Frau. Wir plauderten ein Stündchen gemütlich auf dem Balkon. Plötzlich erhob sich Johannes.

„Ich muß doch mal nach dem Ofen sehen", sagte er und ging ins Zimmer. Erstaunt blickte ich ihm nach, sah ihn die Ofentür öffnen, sah ihn seine Geldtasche ziehen und hörte, wie er mit einem unterdrückten Fluch einige Münzen hineinwarf.

Dann kam er wieder heraus und knurrte: „Wieder zwanzig Pfennig verpulvert!"

Verblüfft sah ich ihn an und fragte:

„Sag mal, Johannes, ich verstehe nicht ganz —?"

„Ach", sagte Johannes, „das ist nur ein Versuch, mich abzuhärten. Damit es mir im Winter nicht gar so schwer fällt, alle paar Stunden für zwanzig Pfennig Feuerung in den Ofen zu schütten."

„Ah! Jetzt begreife ich! Und das Geld läßt du dann drin, so daß der Ofen gleichzeitig deine Sparkasse ist. Und im Herbst kaufst du dafür deinen Jahresbedarf an Kohlen!" stimmte ich bei.

Seine Frau lächelte.

„Man soll die Abhärtung nicht übertreiben", sagte Johannes dumpf. „Außerdem", setzte er mit freierer Stimme hinzu, „nimmt man ja auch im Winter hin und wieder den Ofen aus."

Johannes ging einsam durch den milden Maiabend. Der Flieder duftete, der Vollmond schien und die Nachtigallen sangen. Johannes geriet in eine sehnsüchtige Stimmung. Seine Frau aber war verreist.

Da kam ihm, übergossen von Mondlicht, ein offenbar sehr hübsches junges Mädchen entgegen. Einsam wie er, wohl auch ebenso sehnsüchtig.

Johannes zögerte. Dann faßte er Mut.

„Mein Fräulein" sprach er, „kennen wir uns vielleicht?"

Das Mädchen musterte ihn. Er machte einen guten Eindruck auf sie, der Mond schien, die Nachtigallen sangen. So gab sie zur Antwort: „Ich glaube ja." Es klang erwartungsvoll.

„Schade!" sagte Johannes. Und einsam weitergehend murmelte er: „Sehr schade! Aber dann ist es zu gefährlich."

J. Bieger

DIE NACHMITTAGSFLIEGE

VON WALTER FOITZICK

Ob die Nachmittagsfliege eine besondere Fliegengattung ist, weiß ich nicht, eine Persönlichkeit ist sie auf jeden Fall. Wollen Sie wissen, was eine Nachmittagsfliege ist, so brauchen Sie sich nur nach dem Mittagessen aufs Ohr zu legen, sagen wir mal aufs rechte Ohr, so wird sich nach kurzer Zeit die Nachmittagsfliege Ihres linken Ohres bedienen. Wenn Sie sie vorher noch nicht gehört haben, so werden Sie die Fliege bald spüren. Sie vertritt sich auf Ihrem Ohr ein wenig die Füße. Wenn sich jemand auf Ihrem linken Ohr die Füße vertritt, so kitzelt das. Wenn etwas am Ohr kitzelt, so schlägt man mit der Hand darnach.

Das hat meiner Erfahrung nach die Fliege nicht ungern; es macht ihr Bewegung und fördert ihren Blutkreislauf. Vielleicht braucht sie es zu ihrer Verdauung. Die Fliege erhebt sich von Ihrem sehr günstigen Startplatz, Ihrem Ohr oder Ihrer Nase, macht einige Kurven und Loopings und kommt als Sturzkampffliege immer wieder zu ihrem Abflugplatz zurück.

Sie ist sehr ausdauernd in diesem Spiel.

Was von Ihrem linken Ohr gilt, gilt ebenso von Ihrer Nase, von Ihrem rechten Ohr, Ihrer Stirn, dem Kinn und den geschlossenen Augenlidern. Fliegen wissen genau, was ihnen wohltut. Ich glaube, Fliegen sind sehr für warme Füße, und die Temperatur zwischen 36 und 37 Grad Celsius, die normalerweise Ihre Haut hat, ist den Nachmittagsfliegen gerade recht. Fliegen haben es nicht gerne fußkalt, die Haut um die Nase herum ist ihnen so etwas wie uns ein weicher Perserteppich. Da sitzt sie dann und macht gymnastische Bewegungen mit den Beinchen und ertüchtigt sich. Auch das verursacht einen Kitzel. Im großen Weltenplane haben die Nachmittagsfliegen vielleicht die Aufgabe, zu verhindern, daß die Menschen allzulange nach Tisch schlafen. So könnte einer glauben, der von aller Kreatur annimmt, sie müsse irgendwie nützlich sein. Ich glaube nicht recht daran, wie ich überhaupt der Meinung bin, daß es sehr viele Wesen gibt, die zu nichts nutze sind und denen es doch ganz vorzüglich geht.

In früheren Zeiten hat es gegen die Nachmittagsfliegen die Fliegenklappen gegeben, zum Beispiel solche mit Perlenstickerei. Fliegenklappen gehören jetzt nicht mehr zum Hausrat, obgleich die Fliegen sich erhalten haben. Ich glaube, die Klappen sind so in den siebziger Jahren abgekommen, wo sie den reichlichen Nippes unzuträglich werden konnten und der Hieb oft dem Goethe aus Biskuitporzellan oder dem Trauernden Mädchen oder dem neapolitanischen Lazaroni gefährlicher wurde als der Nachmittagsfliege.

Verwechseln Sie bitte die Fliegen nicht mit den Schnaken. Die Schnaken kommen in der Nacht und machen dabei ein hübsches singendes Geräusch. Während der Nacht schlafen vernünftigerweise die soliden Fliegen. Auf den Nachmittagsschlaf sind sie noch nicht gekommen und gerade während der ersten Nachmittagsstunden sind sie voller Lebenslust. Darin liegt das Problem. Wenn die Fliegen auch den Nachmittagsschlaf pflegen würden, würden sie auf diesem Gebiet überhaupt nicht stören. Es käme also darauf an, den Fliegen ein Schlafmittel zu geben oder sie langsam auf Nachmittagsschlaf zu züchten. Auf züchterischem Gebiet ist man ja jetzt sehr weit, und da müßte doch Aussicht bestehen, besonders schläfrige Fliegen miteinander zu kreuzen. Aber auf dieses naheliegende Mittel ist man in Züchterkreisen noch nicht gekommen.

Hochsommer

Von Ratatöskr

Gottlob, versorgt mal wieder wären
die Erd-, Him- und Johannisbeeren.
Es war ein heftiges Geriß,
bis man den Amseln sie entriß
und andern Vogelint'ressenten,
die Geist auf ihren Raub verschwenden.

Nun steh'n sie in der Küchenlade
und zwar in Form von Marmelade,
womit, wer der Genußsucht frönt,
im Winter dann sein Brot bekrönt.

*

Tja — und die Leute, welche dichten,
was tun sie mit den Geistesfrüchten,
die diese Sommerzeit entfachte
und nach und nach zur Reife brachte?

Sie werden gleichfalls eingeweckt,
das heißt gedruckt, sodann verlegt
und schließlich mit beredten Zungen
den Lesekundigen aufgedrungen,
damit, wer der Genußsucht frönt,
im Winter dann vor Wonne stöhnt.

Das Urteil - La sentenza

(R. Kriesch)



„Wie schmeckt denn dein Schnitzel?“ — „Wie meine Kollegin Fritzi als Naive: leicht überständig, zäh und von gestern!“

"Come trovi mai la tua costoletta?„ — "Eh, come la mia collega Fritzi, quando fa da ingenua: un po' troppo stagionata, dura e di ieri!„

Strandcafé - Caffè sulla spiaggia

(K. Heiligenstaedt)



„Der Wirt sieht's nicht gern, wenn Damen im Badeanzug auf die Terrasse kommen!" — „Der Wirt schon, aber die Wirtin nicht!"

"Il padrone non vede volentieri che le signore vengano sulla terrazza in costume da bagno!„ — "Il padrone già . . . ma non la padrona!„

MEINE STATUEN

VON MASSIMO BONTEMPELLI

Vor vielen Jahren erhielt ich in Neuyork von einem Gastfreund, einem Milliardär, eine Statue des Apollo zum Geschenk. Sie ist das Ebenbild des Apoll von Belvedere, und es ist sogar möglich, daß der meine der echte von Leochares ist und jener, der sich im Vatikan befindet, nur eine vollendete Kopie von ihm. Kurze Zeit darauf machte ich in San Franzisko die Bekanntschaft eines anderen Amerikaners, der mir, um nicht hinter seinem Landsmanne zurückzustehen, eine von ihren vierzehn Kindern umgebene Niobe schenkte. Bald danach machte ich den Gelegenheitskauf eines Kondottiere zu Pferde; vielleicht war er ein Verocchio. Viel später, ein oder zwei Jahre nach dem Weltkriege, beehrte mich der Bürgermeister einer norditalienischen Gemeinde aus Dankbarkeit dafür, daß ich ihm einige seiner Kinder aus dem Feuer gerettet hatte, mit einem großen Umberto I. zu Fuß, den zuständige örtliche Behörden an der Enthüllungsfeier verhindert hatten und der seither verborgen in einem Schuppen stehen mußte. Ich besitze auch einen ägyptischen Schreiber, der mir aus einer Erbschaft zufiel, und ein Lotteriegewinn verschaffte mir einen Gemsenjäger auf einem Felsen mit dem Gewehr in der Hand, von unbekanntem Schöpfer, aber sicherlich aus der Zeit nach 1880 stammend. Alle diese Statuen sind lebensgroß, außer dem Apoll und dem Umberto I., die überlebensgroß sind. Und da ich sie in meinem Zimmer aufbewahren muß, sind sie mir etwas im Wege.

Aus — ich weiß nicht welchem — Verhängnis sind meine Statuen alle aus Marmor, mit Ausnahme des ägyptischen Schreibers, der aus Granit ist, aber aus sehr hellem. Das Seltsame ist, daß sie mit der Zeit immer heller werden, und dieses läßt sie noch breitspuriger erscheinen.

Mein Zimmer ist ziemlich geräumig, aber diese Statuen haben ihm alle Proportionen genommen. Der Apoll überragt mit seinem Hals und Kopf die Höhe der Bücherregale. Jedesmal, wenn ich von meinem Schreibtische zum Ofen gehe, um Holz aufzulegen, vergesse ich die erhobenen Arme der Niobe und stoße mir daran den Kopf. Den Kondottiere zu Pferde habe ich vor das Klavier stellen müssen, und ich kann nun nicht mehr darauf spielen. Umberto I. erreicht mit seinem Federbusch die Decke und nimmt den ganzen Platz ein, den früher ein Kleiderschrank, der mir sicherlich nützlicher war, inne hatte.

Wenn man ins Zimmer tritt, trifft man zuerst auf den Gemsenjäger. Bringt mir der Briefträger einen eingeschriebenen Brief, hängt er stets, während ich ihm den Empfang quittiere, seine Mütze auf die Spitze des vom Jäger angelegten Gewehres. Seit ich die Statuen in meiner Wohnung habe, kommt fast kein Besucher mehr zu mir. Alle haben Angst. Obwohl sie bisher die Statuen nur am Tage gesehen haben.

Tagsüber, bei natürlichem Lichte, nehmen sie einen gesammelten und heuchlerischen Ausdruck an. Sie erscheinen sogar kleiner. Sie sind härter und geschlossener. Aber nachts sprengt ihr Wesen alle Fesseln. Ich glaube, daß sie tagsüber nichts sehen. Nachts, ja, da sehen sie. Aber es scheint mir, daß sie weder mich bemerken, noch die Dinge, die mich umgeben. Sie blicken immer rechts oder links an mir vorbei, an mir, der sie anschaut und sich bemüht, von ihnen gesehen zu werden. Sie betrachten. Sie betrachten andere Dinge, andere Personen, andere Leben. Man kann sich mit einem Baum unterhalten, mit einem Wasserfall, mit einem Sessel; aber wir können keine Zwiesprache mit Statuen pflegen. Deshalb erscheinen sie uns so unbeweglich. Ich aber glaube, daß sie des Nachts, wenn sie sehen, sich auch bewegen; aber ihre Bewegungen durchlaufen Dimensionen, die wir nicht kennen; daher der verlorene Ausdruck aller meiner Statuen während der Nacht.

Immerhin — ich spreche weiter von der Nacht — glaube ich, einigen Einfluß auf ihre Art, sich zu betragen, ausüben zu können, je nach dem Licht, das ich ihnen gewähre.

Wenn ich drei oder vier elektrische Lichter einschalte, die ich an verschiedenen Punkten des Zimmers habe, verdunkelt sich sofort der Raum von den Schatten meiner Statuen. Das Zimmer wird größer, aber nicht das allein; es strengt sich an, sie, die Schatten, aufzunehmen, aber sie fühlen sich dort unbequem. Sie steigen die Wände hinauf, sie beugen sich an der Decke entlang, sie schwellen auf und krümmen sich zu Bögen. Jeder möchte allein sein und wirft sich doch über die andern; sie überschneiden und verwickeln sich, sie trennen sich ab und rauben sich gegenseitig Weg und Freiheit. Dieses Zusammenleben riesenhafter Schatten verdichtet sich zu einem dumpfen Kampfe voller Geschlossenheit, so wie es wohl geschieht, wenn bei einem Verknäulen zweier großer Ringkämpfer in den dramatischsten Augenblicken ihres Kampfes die Unbeweglichkeit erreicht wird.

Seither gibt es in meinem Zimmer kein anderes Leben mehr, als das dieses enormen, verschlagenen Kampfes, der sich nie entscheiden wird, der den ganzen Raum erfüllt; daher bleibt auch für mich kaum Platz, und ich muß mich bald hier, bald dort zusammendrücken in die kurzen Zwischenräume, welche die Schatten mir lassen. Wenn ich aus irgendeinem Grunde von einem freien Plätzchen zum andern hinüberwechseln muß, fühle ich, obwohl ich springe oder so schnell wie möglich husche, ihre schwarze Berührung, die, wenn ich auch nur wenig zögerte, mich aufsaugen würde; sie hinterläßt mir auf dem Körper ein Gefühl von Sammet, das mich mit Schaudern erfüllt.

Indessen versuchen die Statuen, in denen diese Schatten ihre Wurzel haben, sich zu vergrößern, um mit ihnen zu wetteifern: die schwarze Masse des Klaviers verschwindet ganz hinter dem Pferd des Kondottiere aus dem fünfzehnten Jahrhundert, König Umberto I. wird noch steifer als sonst, und sein Federbusch preßt sich gegen die Decke; es scheint, als wollten sich die Arme der Niobe vorwärtsschieben, um das in Anschlag gebrachte Gewehr des Gemsenjägers zu berühren. Nur mein ägyptischer Kollege hat seine Proportionen behalten, aber seine Stirn hat er in noch stumpfsinnigere und hartnäckigere Falten gezogen. Der Umhang des Apollo ist eine riesenhafte weiße Fledermaus geworden.

In dieser Stunde strahlen die Gesichter aller Statuen wie von innen heraus, und sie genießen den dumpfen Kampf der Schatten mit einer Art erstaunter Befriedigung. Sie haben jetzt nichts Verschlagenes mehr, der Ausdruck ihrer Züge ist klar. Sie scheinen Leute, die nach einem Erstickungsanfall Atem geschöpft haben. Ihre Weißheit färbt sich von violetten Schattierungen, als stiege nächtens Blut an der Oberfläche ihrer Körper auf, das kaum am Lichte der Luft, dem Lichte der Lampen folgt. Die großen, ausgespannten Schatten scheinen unter dieser Freude zu leiden.

In einer Nacht, da sie mir mehr denn gewöhnlich zu leiden schienen, überschritt ich vorsichtig drei oder vier von ihnen, dann löschte ich entschlossen die Lichter und öffnete weit das Fenster.

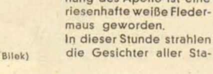
Plötzlich überfiel mich eine übermenschliche Kälte. Die Nacht war monderfüllt. Die Sternbilder waren vom Himmel gelöscht; nur an den äußersten Rändern zeigte sich hier und da ein blasser Stern, den niemand verjagt hatte. Das ganze Himmelsantlitz war blutleer. Eine tödliche Verwunderung durchlief die Weite und sank hernieder, um die einsamen Terrassen zu netzen. Eine unendliche Gleichförmigkeit ließ die Welt vergessen, den fühllosen weißen Staub, der von vergangenen Jahrtausenden auf die Erde gefallen war.

Ich wandte mich bestürzt, um in mein Zimmer zu blicken. Doch der Schauder wurde mit einem Schlage abgelöst von einer unsagbaren Angst, die ich in meinem Herzen aufquellen fühlte. Das Weiß des Mondes drückte auf das Weiß der Statuen, zeichnete ihre Formen nach, schmiegte sich um die Gesichter der Statuen, wie um von ihnen die Masken zu nehmen. Aber die Statuen fühlten sich lebendig, ein tödlicher Schrecken war ihnen aus dem Innern auf die Gesichter gestiegen, so daß alle im Begriff waren, sich zu winden und um Hilfe zu rufen, und sie konnten es doch nicht tun, wie einer, der auf dem Herzen schläft. Das währte einige Sekunden; dann begriff ich, daß diese Anstrengung meine Statuen sogleich in Bewegung setzen würde, daß sie im Begriff standen, die Hände zu rühren und zu reden. Darum schnitt ich verzweifelt ihren Schrecken und den meinen ab, indem ich in ein großes Gelächter ausbrach und sagte: „Nein, nein, genug davon, das wäre ja Blödsinn, Don Giovanni Tenorio, ein Kindermärchen, ein russisches Ballett, weg, weg" — und mit einem Ruck schloß ich die Fensterläden wieder ganz, so daß sich das Zimmer kopfüber in Finsternis und Schweigen stürzte. Unbeweglich, in eine Ecke gedrückt, verharrte ich.

Ich fühlte in diesem Dunkel die Gegenwart meiner Statuen. Es verstrichen noch einige Sekunden. Und die Dunkelheit schwoll von regelmäßigen, gleichförmigen Bewegungen an. Ich mühte mich vergeblich ab, sie zu ergreifen. Dann verstand ich: Meine Statuen atmeten. Ganz, ganz langsam atmeten sie wie das Meer, und all das Dunkel sammelte diese Atemzüge in einem leisen Herzschlag, der zu mir kam wie an einen Strand und jetzt auf mein Herz drückte, es zusammenpreßte, bis daß sich meine Sinne trübten.

Ich kam wieder zu mir, als die Stille vollständig und frei um mich war. Ein leuchtender Strahl kam durch einen Spalt des Fensterladens, schoß durch das Zimmer. Ich erhob mich, um den Fensterladen zu öffnen; die Sonne war aufgegangen. Meine Statuen hatten wieder ihre normalen Dimensionen angenommen und das ausdruckslose und verschlagene Aussehen des Tages.

Ich weiß nicht, wie diese Sache enden soll, wenn



(Fr. Bilek)

ich da keine Abhilfe schaffe. Ich bekenne, daß, wenn meine Statuen sich entschlössen, lebendig zu werden, mir das nicht unangenehm sein würde. (Ich wäre sehr neugierig zu sehen, ob dann auch das Gewehr des Jägers richtig geladen wäre.) Weil sie dann eines schönen Tages fortgehen würden. Alle lebenden Dinge gehen an einem bestimmten Augenblicke fort.
Aber ich rechne nicht zu sehr damit, daß sie lebendig werden, oder es müßte dazu noch wer weiß wieviel Zeit gehören, und ich kann es nunmehr nicht mehr lange aushalten mit dieser Bedrängnis und mit diesem Schrecken. Ich habe die Absicht, mich möglichst bald auf irgendeine Weise mich ihrer zu entledigen, dieser meiner Statuen.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

Beim Weine

Von Hermann Sendelbach

Mit Schwermut füllt die Nacht mein Glas,
Das erst voll gold'nen Weines war.
Gar manches, was ich lang vergaß
Und was ich einmal froh besaß,
Umflügelt nun mein graues Haar.

Mein graues Haar wird nicht mehr blond,
Ob ich auch sinne fort und fort.
Dort steigt herauf der alte Mond,
Und frag ich ihn: Hat sich's gelohnt?
So weiß auch er kein rechtes Wort.

Komm, Mädchen, schenk noch einmal ein!
Entfach das nahe, warme Licht!
Kredenze mir den edlen Wein
Und laß mich in der Huldnis sein
Von deinem jungen Angesicht!

DIE MAGD VON MÜNCHEN

VON FRITZ SEELIG

Wild klatscht der Regen auf Münchens Gassen, Straßen und Plätze. Ihr Schirm hat ein Loch; darum nimmt die Ulmeyer Kathi den Regenmantel ihres Herrn um, den sie ihm auf die Akademie bringen soll.
Eine wahre Bruthitze schlägt ihr entgegen, sowie sie die Tür zum Atelier des Barons Ramberg öffnet. Den unterdessen wieder über den Arm genommenen triefnassen Mantel vor die Brust haltend, steht sie unschlüssig in dem großen Raum, in dessen Mitte sie ihren Dienstgeber, den Herrn Kaulbach, mit einigen anderen Herren stehen sieht. Vorerst wird sie gar nicht bemerkt.
So vertieft sind die Herren in eine Unterhaltung, die in fremder Sprache geführt wird. Bis auf den einen Großen, Häßlichen kennt die Ulmeyer Kathi alle Anwesenden aus dem Kaulbach'schen Hause. Der eine ist der Herr Piloty, der Ungar, der zweite der Herr Foltz, der dritte, der soeben mit dem Fremden spricht, ist der Baron Ramberg. Derjenige, mit dem ihr Dienstherr soeben spricht und ihn auf deutsch etwas fragt, ist der Herr von Schwind. Ihn kennt die Kathi besonders gut. Den flinken, kleinen, grauen Herrn kann sie gut leiden. Nach Einladungen gibt er meist anständige Trinkgelder, und der Herr Kaulbach hat gesagt, daß der Herr von Schwind einer der berühmtesten deutschen Maler dieser Gegenwart von 1869 ist.
„Monsieur Courbet", wird der Fremde jetzt vom Baron Ramberg angesprochen.
Aha, ein Franzose! denkt die Kathi und schon spricht der Herr von Schwind weiter:
„Voilà un modèle!" Und er zeigt auf die Kathi, von der man nun endlich Notiz nimmt. Wie ein Stock steht sie unter den fachmännischen Blicken der sechs Männer und weiß mit sich nichts zu beginnen. Aber sie errötet nicht, weil sie keineswegs verlegen ist. Zu selbstsicher ist sie dazu, und Modell gestanden hat sie dem Herrn Kaulbach auch bereits des öfteren. Augenblicklich aber hat sie nicht die geringste Lust zum Aktstehen. Sie wird es wahrscheinlich überhaupt nie mehr tun, weil sie kündigen wird, wenn ihr der Herr Kaulbach heute nicht die fünfzig Gulden Lohnvorschuß gibt. Seit acht Tagen redet sie schon davon. Sie braucht im ganzen zweihundertfünfzig Gulden. Zweihundert hat sie während der vier Jahre, die sie beim Herrn Kaulbach schon dient, ersparen können. Also muß sie noch fünfzig Gulden haben, und zwar gleich. Für den Lois, der hier in München bei den Leibern dient. Sonst versteigern sie seinem Vater den Hof im Gadnischen. Zwar fällt der Hof dereinst dem älteren Bruder vom Lois zu; wenn sie das Anwesen aber versteigern, weil der Alte die Hypothekarzinsen nach dem elenden Hageljahr nicht bezahlen kann, wird man auch den Lois nie auszahlen und er wird sich auch nie die Schlosserei in Tutzing kaufen können. Und heiraten können sie dann auch nicht. So steht alles auf dem Spiel.
„Messieurs!" fängt jetzt der Franzose zu reden an. „Messieurs! Ein Künstler muß sich selbst überallhin mitnehmen können, sonst ist er eben kein denkender Künstler. Geben Sie mir ein lebendes Modell, und ich werde Ihnen beweisen, daß ich sogar hier, im fremden Land, noch malen kann, was ich der Gestaltung für wert erachte. Dabei verstehe ich im Grunde die Erscheinung eurer Frauen so wenig wie eure ganze Landschaft. Nur Extreme: sehr schöne Frauen oder solche, die man gar nicht sieht!"
„Na, unsere Weiber sind aber doch allerhand", bemerkt der gemütliche Foltz auf deutsch zu Ramberg.
„Voilà un modèle", wiederholt Schwind. „Hier haben Sie den fleischgewordenen Beweis für das Gegenteil, Monsieur Courbet, daß nämlich bei uns auch die Frauen schön sind, die man gar nicht

sieht!" Und er lächelt ein wenig ironisch und sieht die Kathi von neuem an.

„Magst?" richtet ihr Dienstgeber jetzt endlich das Wort an sein Hausmädchen und nimmt ihr den nassen Mantel aus der Hand.

„Was?" fragt sie, obwohl sie längst weiß, was sie soll.

„Modellstehen. Dem berühmten Herrn Courbet aus Paris." — „Na", sagt sie bockbeinig.

„Er sagt, ihr bayerischen Madeln habts a schlechte Figur..."

„Elle est très belle, cette Bavaroise blonde!" ruft Courbet, der doch so viel Deutsch verstanden hat. „Er glaubt' nicht", verdreht Kaulbach und lacht dazu.

Zweimal läßt sich die Kathi so etwas nicht sagen. Alle ihre Geldsorgen sind mit einem Schlag vergessen. Vor Malern ist sie nackt so gut wie angezogen. Nur daß sie nackt vielleicht noch schöner ist. Sind ohnedies lauter ältere Herren. Und grad dem Pariser, diesem eingebildeten, unsympathischen Lackl, wird sie schon zeigen, wie schön ein deutsches, ein bayrisches Mädel sein kann...

So entstand das Courbetsche Hauptwerk der „Schönen Münchnerin", der „Belle femme de Munich". Nur wenige Stunden brauchte der große Künstler dafür, und es war eines seiner reifsten Bilder.

Es ist ein Rückenakt, dessen Kopf auf dem rechten Arm ruht. Das Ganze in einer wellenförmigen Bewegung, die, in einer Anmut der Haltung und einer künstlerischen Geschlossenheit ohnegleichen, vom Rücken bis zu den Schenkeln verläuft. Das rechte Bein ist gestreckt, während das linke gehöhlt ist. Auf einem Stuhl schläft ein Hund, unweit von einem Lehnsessel, dessen roter Behang mit der Perlmutterweiße des Mädchenkörpers wirkungsvoll kontrastiert. Durch die kleinen, quadratischen Fensterscheiben grüßt eine reiche Herbstlandschaft herein...

Der große Franzose war längst weggegangen, die Kathi längst wieder in ihren Kleidern. Und immer noch standen die Künstler um das Bild, dessen Schöpfungsakt sie beigewohnt hatten, und schwiegen. Violette Abenddämmerung erfüllte bereits das große, hohe Gelaß. Irgendwie kam der Kathi diese ganze Szene unheimlich vor.

„Da gehen nun alle unsere jungen Leute nach Paris, um zu lernen", nahm endlich Moritz von Schwind das Wort. „Jeder von uns war schon einmal dort. Ich glaub' aber, der Courbet hat diesmal auch bei uns etwas dazugelernt. War's diese deutsche Landschaft draußen, waren wir's, war's unsere blonde Kathi hier — — wer weiß das! Es ist ja auch gleichgültig. Jedenfalls war's ein Ereignis."

„Dabei hab' ich sie schon hinausschmeißen wollen, so frech war sie die ganze letzte Zeit über", grinste Kaulbach.

„Tu's nicht, Freund! Jetzt hat sie dem Courbet zu neuem Lorbeer verholfen."

„Krieg ich jetzt amal meine 50 Gulden Vorschuß?" platzte die Kathi plötzlich mitten in die Begeisterung und die Heiterkeit der Maler hinein.

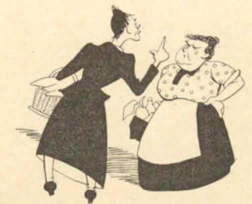
„Brauchst keinen Vorschuß; das schenken wir dir", entgegnete der noble Piloty, der stets ein Grandseigneur war, wenn er Geld hatte. „Jeder von uns gibt 10 Gulden. Dieses Bild da ist es wert!"

„Empfangen auf deutschem Boden und durch deutsche Menschen", ergänzte Schwind.

Noch am selben Abend aber schrieb die Kathi ihrem Lois in die Kaserne: Das Geld, das könne er sich morgen bei ihr holen. Und der Hof brauche in keinen fremden Besitz zu kommen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Frauen stritten sich vor dem Fleischerladen. Ich dachte an das Nibelungenlied.

„Der Streit der Königinnen!" rief ich.

Die eine fuhr auf mich zu.

„Wie bitte?"

„Ach, nur ein klassisches Zitat war fällig!"

Die Frau wandte sich befriedigt um:

„Stimmt! Aber ich wollte es ihr nicht direkt ins Gesicht sagen!"

Der Ehrgeiz ließ den Männergesangverein in H. nicht schlafen. Kein Musikstück war vor ihm sicher. Sogar an die Matthäuspassion von Bach trauten sie sich heran. Der Gesangsmeister, ein aus Wien Zugereister, war mit der letzten Probe sehr zufrieden.

„Gut is gangen, nix is gschehen!" rief er aus, „nur das nächstemal die Choräle ein bisserl fescher, meine Herren!"

Neulich ging ich die am Rande der Altstadt gelegene Blumenstraße aufwärts. Vor mir eine dralle Maid mit gefülltem Einkaufsnetz, hinter ihr ein bejahrter, behäbiger Schäferhund. Nachdenklich blieb er vor einem Mülleimer — hierzulande, in Stuttgart, Kutterfaß genannt — stehen und schickte sich höchst umständlich zur Ablage eines Häufchens an. Plötzlich kam ein Mann gegangen, Format Bierkutscher — der Bruchteil einer Schrecksekunde verstrich, und im schönsten Schwäbisch erklang's: „Du Herrgottsackermenter, du varreckter! Ausg'rechnet uff mei Kutterfaß!!" Dann, bedeutend weniger aufgebracht: „Noi, 's isch net meiner — du derfscht."

(R. Kriesch)



„Also für euren Geschmack da heraußen bin ich zu mager, was, Loisl? Aber keine Angst, Mama war auch überschlank als junges Mädchen!"
„No ja, aba es g'rat' net a jed's Kalbl akkurat nach der Kuah, Fräul'n Else!"

"Dunque pel vostro gusto qua fuori io sono troppo magra, non è vero, Luigi? Ma mia mamma era arcisnella da ragazzina!„ — "Eh già; ma non ogni vitella, signorina Elsa, segue proprio la tendenza della vacca!„

Liebe unter 30° im Schatten

Von Ernst Hoferichter

Durch eine falsche Telefonverbindung lernten sie sich kennen. Jedes sah am andern ergänzt, was am eigenen Leibe fehlte. Und so wurden Josef und Marie ein Liebespaar.
Damals war es tiefster Winter. Er wärmte seine gefrorenen Lippen an ihrem Mund und sie steckte die Hände in seine Manteltaschen. Im Januar schenkte sie ihm zum Geburtstag die Eisblumen, die an ihrem Fenster blühten. Er heizte den gußeisernen Ofen mit Zeitungspapier und Kartoffelschalen und sie tanzten um die leere Kohlenkiste einen Paso Doble. Und bis in die klirrende Nacht hinein sprachen sie vom kommenden Sommer und seinen Freuden. „Während einer Hitzewelle nehmen wir zusammen Urlaub...!" „Und wir fahren hinaus aufs Land, wo es am wärmsten ist!" „Bleierner Himmel, stechende Sonne..! Sonnenstich..!"
„Im Dauerlauf den Berg hinauf, wie Karpfen schnaufen, um die Wette transpirieren und..."
„Und aneinander zerschmelzen und zergehen!"
„Ja — und dann werden wir das große Glück erfinden — —!"
So verging der Winter, es wurde Frühling und es kam der Sommer. Und Josef und Marie nahmen Urlaub und fuhren zusammen auf der oberbayerischen Hochebene nach Süden zu.
Wie in einer Bratpfanne lag das Gebirgsdorf im Talkessel. Ein wolkenloser Himmel war seiden über die Idylle gespannt. Nur der spitze Kirchturm schien ein Loch in die blaue Ballonhülle des Firmaments zu stechen. Gleich Ofenschirmen standen die Bergwände ringsum aufgerichtet und hielten kühlende Lüfte ab.
Marie und Josef kamen am Mittag an und mieteten beim Oberwirt zwei winzige Zimmer auf südlicher Seite. Sie hatten ihre Koffer noch nicht ausgepackt, da sah er durchs Fenster, an einen sonnigen Hügel gelehnt, die erste Alm liegen. „Los, die wird heute noch erstiegen! Wir zwei, da oben — endlich allein...!"
Und schon gingen sie Arm in Arm die Dorfstraße entlang. In der hochsommerlichen Luft ringelten sich wie Wasserzeichen Schlangen durcheinander. Aus den Ställen roch es nach Bremsenöl. Hinterm Feuerwehrhaus bog der Weg ab, stieg an und auf. Zur Linken und zur Rechten lagen sonnenüberflutet Wiesen und Halden. Weitab standen die Wälder und schickten keinen Baum und Schatten auf die Wege.
An jeder Biegung küßte Josef seine Marie, um eine heimliche Gelegenheit zum Verschnaufen zu finden. Ihre Rede wurde immer wortloser.
„Noch eine kleine Stunde — und wir sind oben."
„Vom Fenster sah es näher aus..."
„Das war eben nur die Luftlinie..."
„Aber in einer Stunde — —" „Wenn's langt...?"

Die Unterwäsche des englischen Parlamentariers

La biancheria del parlamentario inglese

(Wilhelm Schulz)



„Ja, ja, man merkt's, daß er heute über die Gefahren des Faschismus gesprochen hat!“

"Già, già, si vede bene che egli oggi ha parlato dei pericoli del fascismo!„

Fragen, beschattet von Trauer

Von Anton Schnack

Wer rührt meine Knabentrommel jetzt?
Wer schießt mit dem großen Bogen?
Wer hat den Dolch, am Sandstein verwetzt?
Wohin ist der Speer geflogen?

Wer hat die Muschel aus dem Korallenozean?
Das Meer rauschte hohl aus dem Munde,
Und sang von Inseln und Feuervulkan
Und brachte von Robinson Kunde.

Wer streift mit dem Schmetterlingsnetz umher
Am Brombeer- und Distelhügel?
Den Faltern wurde kein Frühling mehr,
Unter den Fingern zerbrachen die Flügel.

Ich betrauere den gepreßten Wiesensalbei,
Im Herbariumheft sinnlos zerstäubt.
Ach, wäre wieder der Hirschkäfer frei,
Einst mit giftigem Aether betäubt.

Wer schmökt nun die Pfeife, aus Rohrwurzel
Die sich wiegte schwankend im Main? [gemacht,
Ich brannte sie an in einsamer Nacht
Und räucherte alles ein.

Wer hat nun die Bücher von Tod und Mord,
Die ich las, statt Griechisch zu lernen?
Wer stürmt an das Fenster mit finsterem Wort
Und rüttelt gleich mir an den Sternen?

„Glaub mir . . . !" — „Also — —" Sie gingen jetzt hintereinander. Sein winziger Schatten fiel auf ihre Fußspitzen. Hinter seinen Ohren sah sie Bäche rieseln. Jedes seiner Haare schwitzte für sich. In Maries Blusenausschnitt summten Stechfliegen . . . Nach gut zwei Stunden waren sie oben am Hügel und die Alm war geschlossen. Jetzt waren sie beide endlich allein, aber keines bemerkte durch Jubelruf diese Tatsache.

„Ich verdurste . . ." hauchte Josef vor sich hin.

„Und mir ist mein Lippenstift geschmolzen!" keuchte Marie.

„Wo ist eine schattige Bank?"

„Da . . . ! Aber sie steht in der Sonne!"

„Ich hab mir's da heroben, offen gesagt, kühler vorgestellt."

„Da müßten wir noch höher hinauf. Dort der Gipfel . . ."

„Ich gehe dir keinen Schritt mehr . . . ich falle um!"

„Dann leg' dich in meinen Arm!"

„Du schwimmst ja vor Nässe — —"

„Da, siehst du, unten hinter der Scheune liegt unser Wirtshaus . . ."

„Ich sehe nichts . . ."

„Weinst du?"

„Nein, ich schwitze . . . ! Alles tropft mir vor den Augen."

„Dann gehen wir wieder in unsere Stube hinunter. Da ist es kühler . . ."

„Ja! Du, da freue ich mich . . . ! Die Nacht wird herrlich . . . !"

Und sie gingen bergab durch geballte Hitze. Die Sonne lag wie eine Wärmflasche auf ihren Rücken. Aber sie freuten sich auf die kühle Stube und auf die prickelnde Nacht. — —

Die Wirtin hatte die Fenster der Zimmer geschlossen. Als Marie und Josef eintraten, kam ihnen die eingesperrte Luft als gestocktes Dampfbad entgegen.

„Fenster auf . . . !" riefen sie zweistimmig und jedes rannte an einen Flügel und riß ihn wie einen Eilbrief nach außen. Da kamen vom Stall herüber die Fliegen in Schwaden. Bald surrte und summte es in der engen Schlafstube, als ob an jeder Ecke eine Nähmaschine gedreht würde.

„Fenster zu . . . !" schrie Marie, während Josef mit seiner Badehose die Mücken zur Türe hinaus trieb. Dann setzten sie sich an den Rand des geblumten Bettes und sahen zur Decke hinauf, ob das stille Glück sich endlich von oben herabsenken würde.

„Da war es auf dem sonnigen Hügel doch kühler . . . !" verschnaufte sich Josef von der Fliegenjagd.

„Ja, in dieser Stube kocht die Luft!"

Josef kramte erschöpft in seinem Koffer und zog sein Reisethermometer hervor: „Da . . . ! Dreißig Grad sozusagen im Schatten . . ."

„Durch den Fußboden kommt es heiß herauf . . . Mich brennen meine Sohlen . . . !" rief Marie fassungslos.

Josef rief die Wirtin herein. Die sagte nur: „Dös glaab i schon, daß da herin auf d' Nacht wämer wird. Die Stub'n liegt nämli überm Backofen und morg'n gibt's a frisches Brot . . . Dös werd Eahna schmecka . . . !"

„Da wird also die ganze Nacht hindurch — —?"

„Freili, zum Brotbacha braucht ma a guate Hitz und, wia g'sagt, morgen zum Frühstück kriag'n S' . . ."

„Fenster auf . . . !" rief Josef und hielt schon den Griff in der Hand.

„Laß zu . . . ! Ich bitte dich . . . ! Die Fliegen kommen vom Stall . . . !"

„Dann lassen wir ein Fenster auf und das andere zu . . . !" „Ich bleibe nicht in dieser Stube . . . !"

„Ich hab' eine Idee . . . ! Siehst du da drüben im Freien die Kegelbahn? Nimm' deine Decke . . . !"

Josef nahm seine Marie bei der Hand, führte sie auf Zehenspitzen die dunkle Stiege hinab, durch Kohlrabibeete, an Schwertlilien vorbei, zwischen Bierfässern und Schweinetruhen — in die Kegelbahn. Sogleich riß er die Seegrasmatte von der Wand, bereitete aus dem linken und rechten Saunagel ein Kopfkissen, legte Stroh darüber und bettete darauf die Geliebte.

Obwohl zuweilen ein lauer Hauch durch die offene Kegelbahn kam, ließ die aufgesparte Wärme des Tages keinen Schlaf aufkommen.

„Mich brennt die Haut wie höllisches Feuer . . . !"

„Das ist nur der Sonnenstich . . . !"

„Oder sollte es hier unterm Stroh auch Ameisen geben . . . ?"

„Insektenpulver hast du nicht dabei . . . ?"

Josef schwieg und Marie fragte: „An was denkst du jetzt . . . ?"

„Ich erinnere mich an die orgiastischen Winternächte, an die selige Kälte, wo ich meine Lippen an deinem Mund erwärmte . . . !"

„Ich auch . . . ! Und ich freue mich auf diese göttliche Kälte. Jetzt sollten wir den kühlen eisernen Ofen zwischen uns liegen haben . . . !"

„Ja, das wäre herrlich . . . ! Und ich kann es nicht mehr erwarten, bis es . . .", lispelte Marie.

„. . . wieder Winter wird!" antwortete der erschöpfte Josef.

Dann schauten sie noch lange hinauf zu den eisgekühlten Sternen, die jenseits aller Hitzewellen sich im Nachtleben des Himmels ihre Liebesschwüre entgegenleuchteten — —

Institutsfreundinnen - Amiche d' Istituto

(Hölzler)



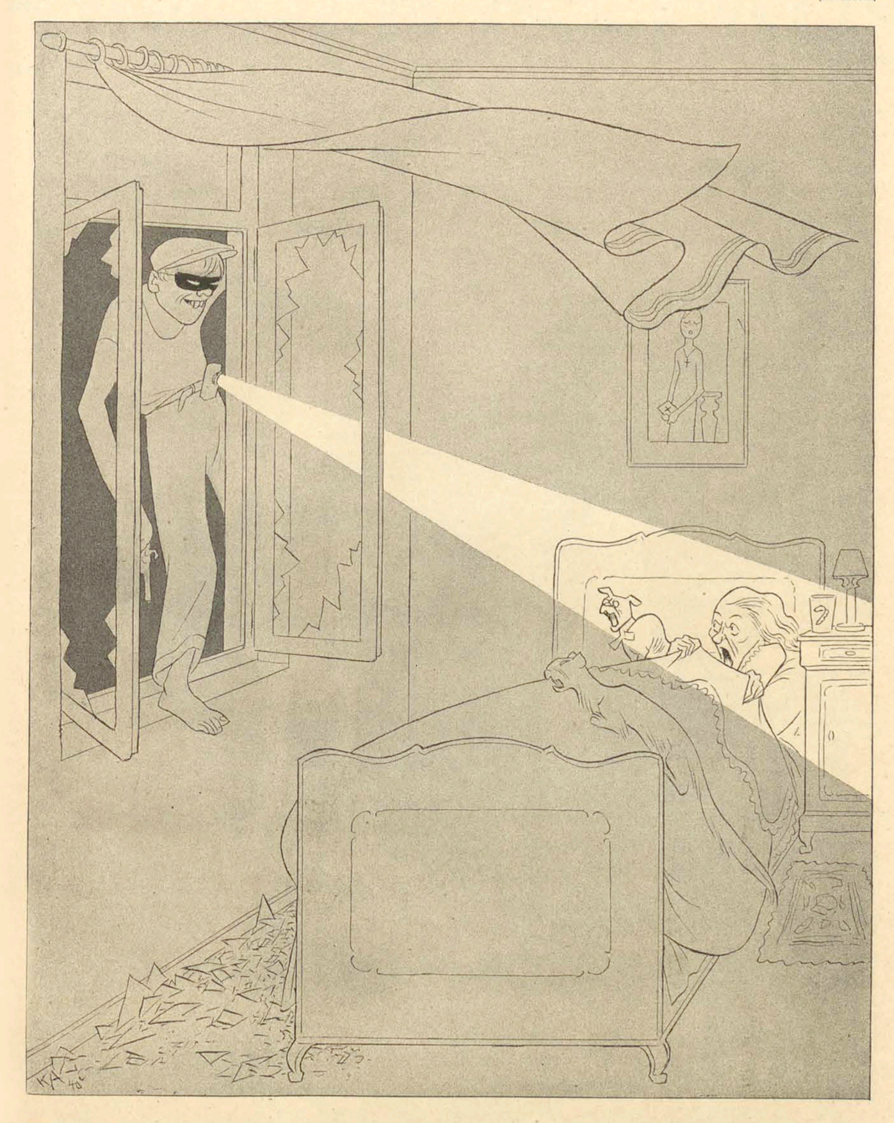
„Helene glaubt anscheinend wirklich, sie hätte sich in dreißig Jahren nicht verändert!" — „Na, abgesehen von den Runzeln ist sie immer noch so kindisch, vorlaut und schlecht angezogen wie damals!"

"Elena crede realmente, a quanto pare, di non essersi in trent' anni mutata per nulla!,,
"Eh sì, a parte le rughe, ella è ancor sempre infantile, saccente e malvestita come allora!,,

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6 gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

Beruhigung - Conforto

(Karl Arnold)



„Keine Angst, Lady, ich bin kein böser deutscher Fallschirmjäger, sondern ein braver englischer Einbrecher!"

"Nessuna paura, lady! Io non sono un cattivo paracadutista tedesco, ma un bravo scassinatore inglese!„

Besichtigung - Ispezione

(E. Thöny)



„Damned, die Kaninchen haben anscheinend unseren Golfplatz toll hergerichtet!"
„Verzeihung, Euer Lordschaft, das ist die Churchill-Linie!"

"Damned! I conigli hanno conciato orribilmente il nostro terreno del golf!„
"Scusate, Signoria! Questa è la linea 'Churchill,!„

München, 11. August 1940
45. Jahrgang / Nummer 32

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Am See

(R. Kriesch)



„Mein Mann verlangt auch im Urlaub, daß ich jeden Morgen um halb sieben mit ihm frühstücke!“
„Na, etwas muß man schließlich jedem Mann bieten und seien es auch bloß geschmierte Brötchen!“

Al lago: "Mio marito pretende che anche nelle vacanze io faccia ogni mattina, alle sei e mezzo, colazione con lui.„ — "Evvia, in fine bisogna pur offrire qualche cosa ad ogni marito, siano magari dei soli panini burrati!„

Sur la plage: „Même pendant les vacances, mon mari exige que je prenne chaque matin à 6 h 1/2 le petit déjeuner avec lui!“ — „Eh oui! il faut finalement offrir à chaque homme quelque chose, ne serait-ce que des tartines beurrées!“

Aus meinem Tagebuch (Karl Arnold)



Churchill übt im Floßsack mutigen Rückzug und siegreiches Verlassen Englands

Churchill . . . su sacco galleggiante si addestra per una coraggiosa ritirata e pel vittorioso abbandono dell' Inghilterra

Churchill s'exerce sur flotteur à une retraite courageuse et à quitter victorieusement l'Angleterre

DER FALSCHE RÜDIGER

VON OTTO VIOLAN

Knopp hatte einen Film gesehen. Einen entzückenden Film!

Er handelte von einem vermögenden Manne, der in der behaglichen Ruhe seines Reichtumes dahinlebte, bis eines rauhen Morgens das Schicksal in der Gestalt eines heruntergekommenen Menschen hart und grausam in sein Dasein eingriff. Der Fremde behauptete nämlich, gestützt auf ein Muttermal an seiner rechten Schulter, der eigentliche Erbe des Vermögens zu sein, das dem anderen nur durch einen Betrug zugefallen war. Als Kind wäre nämlich er, der Fremde, der einzige legitime Nachkomme des alten Mannheim (so hieß der reiche Mann) durch die Intrigen von Verwandten aus dem Hause entfernt und ein anderer Knabe an seiner Stelle den Eltern untergeschoben worden. Erschüttert durch die Gewalt dieser Argumente beugte sich der falsche Mannheim und trat dem heruntergekommenen Fremden Haus, Hof und Vermögen ab.

Nach diesem Film verbrachte Knopp eine schlaflose Nacht.

Am nächsten Morgen ließ er sich bei dem Inhaber des Bankhauses Rüdiger melden.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" wandte sich Herr Rüdiger in der liebenswürdigsten Weise an Knopp.

„Es handelt sich um unsere Mutter", erklärte dieser.

Herr Rüdiger sah den Besucher eine Weile verdutzt an. Dann drückte er dreimal sachte auf einen Taster unter der Kante seines Schreibtisches. Dreimal kurz war für den Diener im Vorraum das Signal: „Halten Sie sich bereit, Jürgens! In meinem Zimmer sitzt ein Verrückter! Entfernen Sie sich jetzt nicht! Wenn ich fünfmal kurz drücke, verständigen Sie das Überfallkommando und die Nervenklinik!"

„Um unsere Mutter?" wiederholte Rüdiger freundlich. „Inwieferne haben Sie und ich, wenn ich fragen darf, eine gemeinsame Mutter, Herr... Herr..." — der Bankier fingerte nach der Karte seines Besuchers — „... Herr Knopp?"

„Die Geschichte ist nicht so einfach erklärt", entgegnete Knopp. „Sie müssen mir schon gestatten, etwas weiter auszuholen!" Rüdiger gab unter dem Tisch ein kurzes Signal in den Vorraum. Der Klingelruf bedeutete: „Es ist bald so weit, Jürgens!" — „Bitte, holen Sie aus!" wandte er sich dann mit einem verbindlichen Lächeln an Knopp.

„Nach dem Tode seiner ersten Frau, die in Bad Nauheim an einer Mittelohrentzündung starb, heiratete der alte Rüdiger, der damals schon sehr schwach auf den Augen war, noch ein zweites Mal . . ."

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, Herr Knopp. Mein Vater, wenn Sie den meinen, sieht heute noch sehr gut! Und soviel mir bekannt ist, hat er nur ein einziges Mal geheiratet. Nämlich meine Mutter. Davon hatte er, wie es scheint, fürs Leben genug!"

Knopp lächelte über diesen Scherz. Milde und nachsichtig. Gleich darauf nahm sein Gesicht jedoch wieder den Ausdruck strengen Ernstes an. „Verzeihen Sie, wenn auch ich Ihre Bemerkung berichtige", sagte er, ruhig, aber entschieden. „Man hat Sie, wie ich sehe, falsch unterrichtet. Der alte Rüdiger war auf einem Auge so gut wie blind und auf dem anderen machte sich auch bereits der grüne Star bemerkbar. Ich glaube gern, daß Ihnen meine Mitteilungen überraschend kommen, bitte Sie aber dennoch, mich anzuhören. Der alte Rüdiger besaß aus seiner ersten Ehe — verstehen Sie mich wohl! — einen ungefähr siebenjährigen Sohn. Auch die Frau, mit der er sich zum zweiten Male verehelichte, hatte ein — allerdings illegitimes — Kind in gleichem Alter, das sie bisher — aus Gründen der Scham und weil es ein etwas zurückgebliebenes Geschöpf mit Sommersprossen und einem kleinen Höcker war — bei einer Heringsfischerfamilie aufziehen ließ. Hier strolchte der kleine Bursche, in einem sehr traurigen Zustand, wie Sie sich denken können, zwischen den Klippen der Felsenküste, an der die Ortschaft lag, herum und spielte mit verrosteten Sardinenbüchsen. Dieser Junge sind Sie, Herr Rüdiger!"

„Oh, — interessant!" entfuhr es den Lippen des Bankiers.

„Allerdings!" nickte Knopp. „Es kommt aber noch besser. Ihre Mutter, die zweite Frau Rüdigers, hatte den natürlichen Ehrgeiz, ihren verwahrlosten Sproß an die Stelle des rechtmäßigen Erben zu setzen und unterschob eines Tages den Knaben, den sie in meine Kleider steckte, dem Vater, während ich von einem Diener zu den Fischersleuten an die See gebracht wurde . . !"

„Und nun sind Sie, wenn ich Sie recht verstehe, Herr Knopp, gekommen, um Ihre Ansprüche auf das Bankhaus Rüdiger geltend zu machen?"

Knopp hatte sich erhoben.

„So ist es", erklärte er. Und nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit fuhr er fort: „Ein halbmondförmiges Muttermal auf der rechten Schulter ist der unbestreitbare Beweis, daß nicht Sie, sondern ich . . ."

„Einen Moment!" unterbrach ihn der Bankier. Er läutete dem Diener. Einmal lang. „Rufen Sie Herrn Sterneck!" befahl er dem eintretenden Jürgens. Fünf Minuten beklemmender Stille verrannen, während der Knopp, hochaufgerichtet und mit starren, glänzenden Augen vor Rüdiger stand.

„Herr Sterneck — hier ist Herr . . ."

„Rüdiger!" fiel ihm Knopp ins Wort.

„Ganz richtig, Herr Rüdiger!" lächelte der Bankier. „Herr Rüdiger übernimmt ab heute die Leitung unseres gesamten Betriebes. Ich bitte Sie, ihm Einblick in unsere Bilanz zu geben und ihm sofort unsere Steuerakte zum genauen Studium auszufolgen. Herr Rüdiger ist ein Mensch von geradezu unerhörter Phantasie und einer Sprachgewalt, die erschüttert. Ich bin überzeugt, daß er der einzige von uns ist, der imstande ist, dem Finanzamt klarzumachen, daß wir das heurige Geschäftsjahr nicht mit dem märchenhaften Gewinn abschlossen, den man sich dort von Abschluß zu Abschluß erträumt. Darf ich Sie bitten, Herr Knopp . . ."

*

Knopp sitzt in einem hellen, freundlichen Kontor — aber er lächelt nicht mehr. Knopp trägt nur mehr Maßanzüge aus bestem Tuch und speist bei Kempinsky am Kurfürstendamm — aber er sieht blaß und mitleiderregend aus.

Knopp rechnet von morgens bis abends und hat — von seinen vielen Besuchen beim Finanzamt — einen chronischen Kehlkopfkatarrh. Knopp ist ein gebrochener Mann.

Kosmetik

Von Ratatöskr

Die Wahrheit ist ein struppiges Kapitel,
das oft geniert.
Infolgedessen legt man sich ins Mittel,
indem man sie frisiert.

Mit Bürste, Kamm, Shampoon und
für wenig Geld [Dauerwellen,
gelingt's, ein holdes Wunschbild herzustellen,
das jedermann gefällt.

So säuselt sie süß duftend durch die Gassen,
als ob sie's wär'.
Sie kann sich seh'n, sie kann sich riechen lassen.
Kein Mensch durchschaut sie mehr.

Englischer Kindermund

(O. Gulbransson)



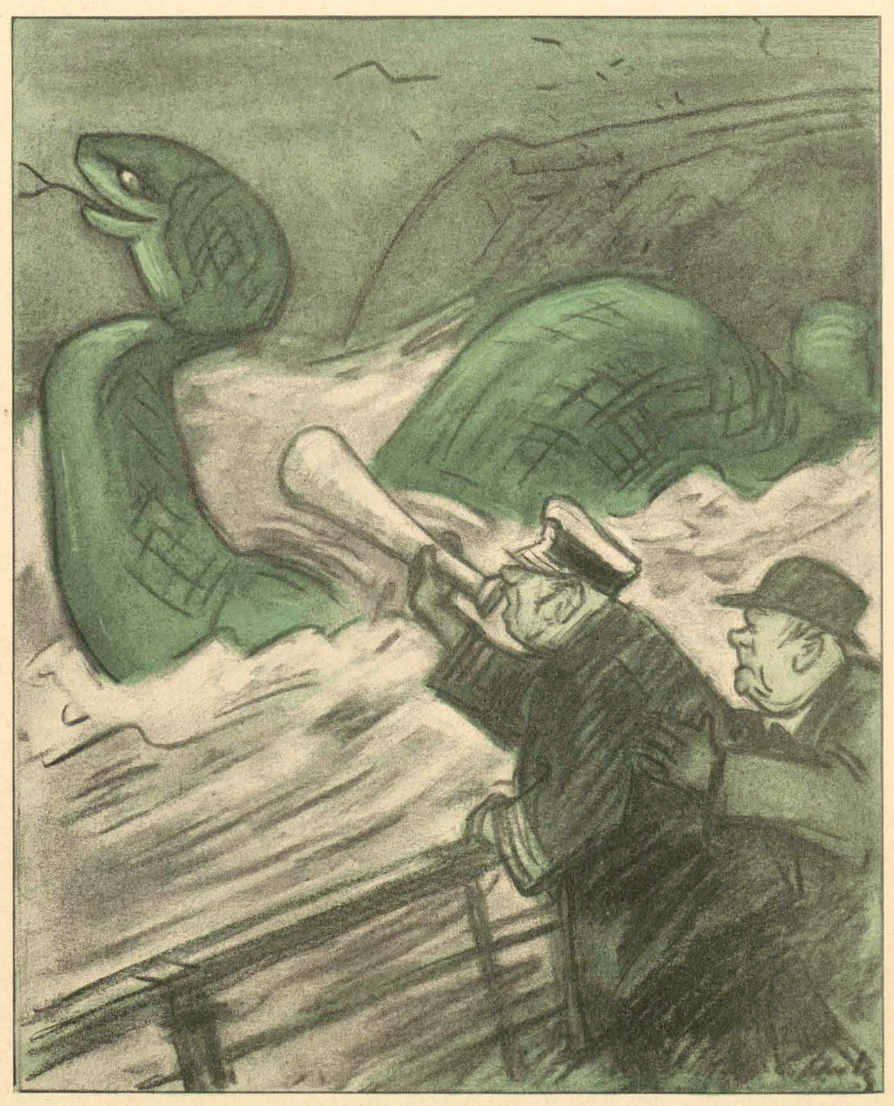
„Großvater, erzähl' uns ein Märchen, aber nicht immer wieder das von der Fünften Kolonne!"

Dalla bocca di figliuoli inglesi: "Nonno, raccontaci una favola, ma non sempre quella della quinta colonna!„

De la bouche de l'enfant anglais: „Grand-père, raconte-nous un conte, mais pas toujours celui de la 5e colonne!"

Die Seeschlange von Loch Ness

(Wilhelm Schulz)



„Sie werden nicht umhin können, Mylady, sich als Engländerin mit ganzer Kraft gegen die Deutschen zu wenden!"

La serpe marina di Loch Ness: "Voi non potrete far a meno, Mylady, come inglese, di non buttar Vi a tutta forza contro i Tedeschi!„

Le serpent de mer de Loch Ness: „Comme Anglaise, vous ne pourrez pas vous empêcher Milady, de vous tourner de toutes vos forces contre les Allemands."

Aus der Festung England

Dalla fortezza "Inghilterra„
De la forteresse anglaisse

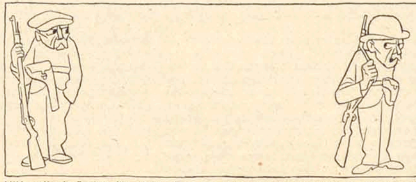
(Karl Arnold)



Leibheckenschützen S. M. des Königs von Judäa:
„Gott der Gerechte warum sollen wir schießen,
wo wir immer so gut konnten schießen lassen!"

Franchitiratori di Sua Maestà il Re di Giudea: "Giusto Iddio! Perchè dobbiamo tirare noi, se siamo riusciti sempre si bene a far tirare gli altri?„

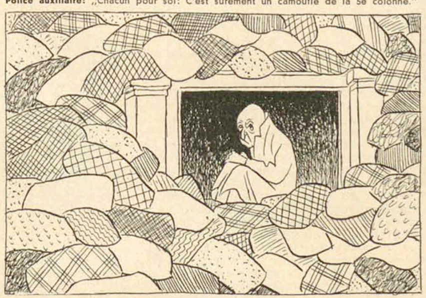
Francs-tireurs de la Garde de S. M. le Roi de Judée: „Dieu de bonté, pourquoi devons-nous tirer, quand nous pourrions si bien, comme toujours, laisser tirer."



Hilfspolizei: Jeder für sich: „Der ist sicher bloß getarnte 5. Kolonne!"

Polizia ausiliaria: Oguno fra sè: "Costui è certamente uno . . . ben truccato . . . della quinta colonna!„

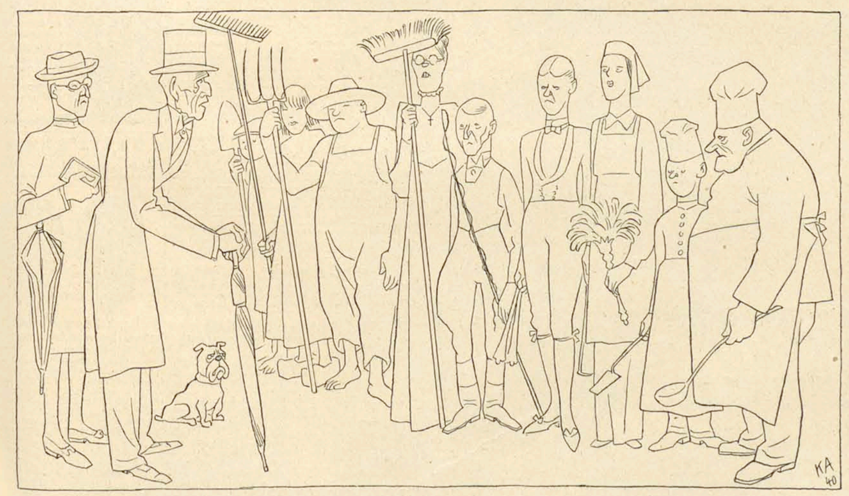
Police auxiliaire: „Chacun pour soi: C'est sûrement un camouflé de la 5e colonne."



Die Residenz des Lords:
„Hier kann nichts passieren, der Kamin ist feuerfest und
Sandsäcke aus englischen Stoffen sind bombensicher!"

La résidence du lord: „Il ne peut rien m'arriver, la cheminée est incombustible et ed i sacchi della sabbia sono di stoffe inglesi, resistenti alle bombe!„

La sésidence du lord: „Il ne peut rien m'arriver, la cheminée est incombustible et les sacs de sable en tissus anglais à l'épreuve des bombes."



Letzter Appell: „Von Polen nach Norwegen und über Holland, Belgien und Frankreich haben wir sie siegreich bis zu uns gejagt — nun aber muß jeder das Seine zur Vernichtung dieser Deutschen beitragen!"

Ultimo appello: "Dalla Polonia alla Norvegia ed attraverso l'Olanda, il Belgio e la Francia li abbiamo messi vittoriosamente in fuga fino a noi. Ora faccia ognuno tutto ciò che può, per contribuire all' annientamento di questi Tedeschi!„

Dernier appel: „De Pologne en Norvège et à travers la Hollande, la Belgique et la France, nous les avons victorieusement chassés jusque chez nous, mais maintenant chacun se doit de contribuer à l'anéantissement de ces Allemands."

DIE WUNDERTABLETTE

VON SOYA

Lieber Freund!

Du schreibst mir, Du seiest in letzter Zeit oft verstimmt und mißvergnügt und könntest, am Tage müde und matt, des Nachts den Schlaf nicht finden; auch machtest Du Dir Sorge um die Zukunft und littest zudem an kalten Füßen und schlechter Verdauung, was Dich in einen derartigen Zustand versetzt habe, daß Du Dich nicht mehr aus Deinem Lehnstuhl erheben könntest, selbst wenn feindliche Bomben auf das Dach Deines Hauses fielen. Nun, ich kenne diesen Zustand aus eigener Erfahrung leider nur allzu gut. Aber da ist mir neulich ein Mittel dagegen bekanntgeworden, und ich beeile mich, es Dir mitzuteilen — in der Hoffnung, daß es Dich wieder zu einem glücklichen und frohen Menschen machen möge.

Vorgestern war ich bei der Familie Papsö zum Mittagessen eingeladen, und bei dieser Gelegenheit fiel mir auf, daß alle Anwesenden sich ganz außergewöhnlich lebhaft benahmen. Papa Papsö, der sich sonst nach dem Mittagessen stets in die Sofaecke niederzulassen und wie ein Flußpferd zu gähnen pflegte, setzte mir angeregt den Wirtschaftsteil der Zeitung in allen Einzelheiten auseinander, und Mama Papsö, die immer eine trübsinnige und weinerliche Seele war, erzählte diesmal kleine ergötzliche Anekdoten und Witze, über die man sogar lachen konnte. Indessen Sohn Papsö, der mir bisher als der ungesittetste und lapsigste junge Mann des Landes galt, sich plötzlich äußerst zuvorkommend und liebenswürdig aufführte, mir im Verlaufe des Abends mehrmals Feuer reichte und sogar die Hände aus den Hosentaschen nahm, wenn er sich mit mir unterhielt. Während Tochter Papsö, die sonst vor Vornehmheit weder laut noch leise sprach, auf einmal reden konnte, als hätte sie die Kehle einer Lerche.

Kurzum, nachdem ich mich zunächst im stillen mächtig gewundert hatte, konnte ich nicht umhin, die Frage zu stellen, was sich denn Erfreuliches in der Familie ereignet hätte. Habe man vielleicht in der Lotterie gewonnen?

‚Nein, nein, nein', lachte alles übermütig. ‚Das nicht, aber wir nehmen jetzt jeden Morgen eine Wundertablette ein!'

‚Was nehmen Sie ein?' fragte ich verwundert.

‚Gott, kennen Sie denn noch nicht die neuen Wundertabletten?' riefen sie alle vier — und nachdem ich also meine Unwissenheit eingestanden hatte, bekam ich eine Erklärung serviert, die ich Dir hiermit wiedergeben möchte.

Die Wundertablette ist ein neues Geheimmedikament, das mit Sturmeseile seinen Siegeszug durch die ganze Welt angetreten hat. Seine chemische Zusammensetzung ist recht kompliziert und mir unverständlich, sein wissenschaftlicher Name für mich unaussprechbar — er würde im Druck mindestens sechs Spalten einer Zeitung füllen. Du erhältst das Medikament jedoch — ohne Rezept übrigens — auch unter der populären Bezeichnung ‚Wundertabletten Immerfroh' ausgehändigt. Es sind kleine, weiße Pillen von der winzigen Größe eines Stecknadelknopfes, und man nimmt deren eine oder zwei mit einem Glas Wasser bis spätestens 10 Uhr vormittags ein. Andernfalls, wird dieser Zeitpunkt überschritten, riskiert man nämlich, die ganze Nacht mit dem Kopfkissen Fangeball zu spielen — oder, wenn man verheiratet ist, es seinem Schlafgefährten vor Übermut an den Kopf zu werfen. Ähnlich wirkende Mittel kennen wir ja bereits ... vom Aquavit bis zum Fliegenpilz ... doch das Wunderbare an den Wundertabletten ist, daß sie im Gegensatz zu anderen Stimulantien keinerlei schädliche Wirkungen hinterlassen. Weder wird man von ihnen angeäthert und berauscht, noch verhängnisvoll optimistisch und leichtsinnig gestimmt. Auch wird man hinterher nicht von Katzenjammer gestört wie beim Alkohol. Die Tabletten sind, so viele man auch davon einnimmt, auf jeden Fall unschädlich. Es hat sich da übrigens kürzlich ein besonderer Fall mit einem Studenten ereignet. Der junge Mann war faul gewesen und hatte nun Sorge, daß er durchs Examen fallen würde. Daraufhin schluckte er 25 Wundertabletten, um Selbstmord zu verüben — mit dem Erfolg, daß er sich statt dessen zehn Tage und zehn Nächte hindurch ohne Unterbre-

Meine Stiefel

(Toni Bichl im Felde)



Wir marschieren in der Weltgeschichte! — — —
Wir traten den Staub in Ustrjzky —
in Samok, in Brzawzow und Szarzion.
Wir gingen mitsammen nach Sedan —
St. Quentin, Abbeville, Le Havre, Laval und Caen.
Wir sind die besten Freunde
und gehen zusammen, wer weiß, noch wo hin!

chung auf den Hosenboden setzte und büffelte, um schließlich sein Examen mit höchsten Auszeichnungen zu bestehen.
Hilfsbereit und liebenswürdig, wie die Papsös von jeher waren, boten sie mir sogleich eine Tablette an, damit ich mich selbst von der Wunderwirkung überzeugen konnte. Man holte ein Medizinröhrchen herbei und schüttete eine winzig kleine Pille heraus, die man sorgfältig in ein Blatt von Papsös Abreißkalender einwickelte.
Du wirst verstehen, daß ich sehr gespannt auf den Ausgang des Experimentes war, das ich am nächsten Morgen vorzunehmen gedachte. Obwohl ich sonst kein Freund von Pillen und Tabletten bin, denn ich habe stets Angst, daß mir so ein Ding in die falsche Kehle geraten könnte und ich elend ersticken müßte, oder daß es in der richtigen steckenbleiben und ich dann langsam verhungern könnte. Doch diesmal ging ich mit Freude an die Prozedur. Sie glückte mir denn auch ohne viel Überwindung, und ich setzte mich, um die Wirkung abzuwarten, in meinem Arbeitszimmer an den Schreibtisch.
Es verstrichen fünf Minuten, da richtete ich mich unwillkürlich auf und straffte meine Muskeln, alle Schlaffheit war verschwunden. Das Zaubermittel wirkte! Die Dösigkeit, die sonst mein müdes Haupt umflorte, verdunstete wie Nebel in der Sonne, und meine trüben, geröteten Augen sahen plötzlich aus, als hätte ich sie in kühlem, klaren Quellwasser gebadet. All meine Arbeitsunlust, meine Schwarzseherei und üble Laune usw. verwandelten sich mit einem Schlage in Tatenlust, fröhliche Diesseitigkeit und Wohlwollen. Kurzum, ich schrieb an jenem Tag, also gestern: 1 Novelle, 8 Briefe, 2 Akte eines neuen Dramas, und las: 1 Roman von 578 Seiten, 7 Zeitungen, 2 Bände einer dicken Weltgeschichte. — Ferner rupfte ich in meinem Garten das gesamte Unkraut aus und goß meine Blumentopfgewächse, 52 an der Zahl, und hängte auch eine Gartenschere, die seit anderthalb Monaten im Staub gelegen, ordnungsgemäß an ihren Nagel. — Schließlich hörte ich Radio: zweimal die neuesten Nachrichten, 3 Vorträge und 1 Hörspiel.
Du kannst Dir ausmalen, lieber Freund, mit welchem Stolz ich am Abend das Fazit des Tages zog.
Aber nun kommt das Allermerkwürdigste: als ich spät in der Nacht das Badezimmer betrat, sah ich auf dem Fensterbrett eine winzig kleine, weiße Tablette liegen. Es besteht kein Zweifel, es war die Wundertablette — ich mußte sie verloren haben, als ich sie am Morgen geschlossenen Auges aus dem Papier hatte schlucken wollen. — Im anliegenden Päckchen wirst Du besagte Pille vorfinden, die ich damit an Dich weiterverschenke. Du wirst begreifen, daß ich sie nur allerbestens empfehlen kann. Denn ist ihre Wirkung bereits so groß, ohne daß man sie eingenommen hat, wie stark muß sie erst dann wirken, wenn man sie geschluckt hat!

Dein ergebener
C. E. Soja.

(Übertragung aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Die Woge / *Von Georg von der Vring*

Spät aus dem Garten
Haucht eine Nelke.
Muß ich hier warten,
Bis sie verwelke?

Hebt sich im Flor der
Nelken ein Rauschen,
Neig ich mein Ohr, der
Woge zu lauschen,

Fort zu den Strömen
Drängt mein Gemüte,
Wo einst die schöne
Woge mir sprühte!

Ob am Gebälke
Uferhin
Immer mir rufe
Die Rauscherin,

Fort aus dem leisen
Duft einer Nelke
Zu ihr zu reisen,
Wo ich schon bin.

Lieber Simplicissimus

Das Theater in M. suchte neue junge Tänzerinnen für sein Ballett. Und da es ein Staatstheater ist, verlangte man bei den Gesuchen einen ausführlichen Lebenslauf. Ein Fräulein aus Dresden bewarb sich ebenfalls. Sie zählte, wie sie schrieb, fünfunddreißig Lenze. Der Intendant schickte das Gesuch zurück und schrieb darunter: „Ihr Lebenslauf ist mir zu lang — —"

Ich ging in Berlin über die Uhlandstraße.
Ein Herr grüßte mich. Ich kannte ihn nicht.
„Kennen wir uns?" fragte ich, stehenbleibend.
Und er: „Nee — ick hab mir vajrüßt!"

AN DIE BUCHHANDLUNG

„Senden Sie mir das Buch ‚Was jeder vor, in und nach (!) der Ehe wissen muß'."

„Ich wünsche einen Briefsteller für den Verkehr mit Behörden (keine Liebesbriefe!)."

„Ihre Sendung ist gut angekommen. Nur einen Witz, glaube ich, hat sich Ihr Bearbeiter dabei geleistet, weil er mir statt der ‚Reitvorschrift' nicht eine Vorschrift für die Wehrmacht, sondern eine humorvolle, aber sehr farbechte Skizze von R. G. Binding (‚Reitvorschrift für eine Geliebte') sandte. Das Buch ist aber ganz vorzüglich und ich bin Ihnen für diesen Irrtum eigentlich recht dankbar!"

Mein Freund Johannes

„Ja", sagte Johannes zu mir, „früher als Junge, da beschäftigte ich mich am liebsten mit meiner Eisenbahn. Das ist nun 20 Jahre her. Ich bin älter, reifer geworden, habe eine Frau und einen Sohn."
„Und womit beschäftigst du dich jetzt am liebsten, Johannes?" fragte ich.
„Mit der Eisenbahn meines Sohnes", sagte Johannes.
J. Bieger

BÄR UND DAME

VON KÄTE BIEL

Der Bär machte trotz seiner Monumentalität einen durchaus friedlichen Eindruck. Er saß mitten im Baum, auf einem Ast, von dem aus er nicht weiterkommen konnte, und blickte nach oben, dorthin, wo munter im Laub eine Dame wippte, die sich ein Vergnügen daraus machte, den Bären mittels eines langen Zweiges zu necken. Sie trug das Haar nach der Mode von 1890, und vielleicht bewirkte die Art ihrer Frisur, daß über ihrer Haltung und ihrem Tun der Ausdruck von etwas eisern Solidem lag. Sie blickte nicht frivol und gleisnerisch, sondern ärgerte das gutmütige Pelzgeschöpf mit jenem Ausdruck selbstverständlicher Pflichterfüllung, mit dem man Gemüse putzt oder Strümpfe stopft. Etwas ungeheuer Anständiges ging von ihr aus, und deshalb war es bedeutungslos, daß sie ihrem bärenneckenden Tun völlig ohne Kleider oblag.

Das Ganze war ein durch seine Lebenswahrheit beglückender Öldruck, einer von der Art, die man am liebsten an ganz sorgsam gewählten Plätzen unterbringt, beispielsweise in einem —

Oh, Klaus Tofeld hätte schon gewußt, wohin mit dieser herrlichen Schöpfung! Nur scheute er sich, es Sabine zu sagen. Außerdem wußte sie es vermutlich selbst. Aber Sabines Eltern wußten es nicht; sie hatten das Bild irgendwann einmal zum Geschenk erhalten und sich an den Anblick der sonderbaren Situation zwischen Bär und Dame gewöhnt. Im übrigen hatten sie auch keine Zeit gehabt, viel über Kunst nachzudenken, weil sie mit dem aufregenden und spannenden Tun beschäftigt gewesen waren, sich aus kleinen Anfängen herauszuarbeiten, weshalb Sabine, die einzige Tochter, nun ein recht begütertes Mädchen war, mit dem die Eltern ihre Pläne hatten, Pläne, in denen der bescheidene junge Bankangestellte Klaus Tofeld nicht im geringsten vorgesehen war.

Aus diesem Grunde konnte auch zwischen Sabine und Klaus über die ungemein natürlichen Dinge der Liebe kein Wort fallen. Sabine war neunzehn, von nachgiebiger Gemütsart ohne kämpferischen Einschlag, und Klaus sagte sich erbittert, es sei nicht gewissenhaft, das sanfte, zärtliche Geschöpf durch das Eingeständnis seiner Neigung in Konflikte mit den Eltern zu bringen.

Sabine hatte Geflügelzucht erlernt und war hinreißend in ihrer Sauberkeit und Blondheit, ihrer schönen Haut und ihrem reizenden, etwas schüchternen Lächeln. Es war berechtigt, daß die Eltern unter allen Leistungen ihres arbeitsamen Lebens Sabine als ihr gelungenstes Werk ansahen.

Mitunter kam Klaus in seiner Eigenschaft als Schriftführer einer Philatelistenvereinigung zu ihrem Vater, der eine in Fachkreisen rühmlich bekannte Briefmarkensammlung besaß. Wenn es der Zufall fügte, daß er Sabine zu Gesicht bekam, jubelte sein Herz. Er hätte Sabine immer nur anschauen mögen, obgleich er sich natürlich sagte, daß vom Ansehen weder jemand satt wird, noch sich damit die elementarsten Voraussetzungen zur Gründung einer Familie schaffen ließen. (Sabines Kücken entstanden auch nicht dadurch, daß das liebende Geflügel einander anblickte, aber es war selbstverständlich völlig ausgeschlossen, mit Sabine je über solche Grundprobleme des Seins zu reden.) Die Eltern hatten ihr bereits einen Mann ausgesucht, und die sanfte Blume Sabine würde sich fügen, und ihm blieb nichts nach, als seine armen Zähne zu strapazieren und wütend mit ihnen zu knirschen.

Eines Tages hatte er wieder mit Sabines Vater eine Weile über Briefmarken gesprochen, und dann hatte es sich so gefügt, daß er noch einen Augenblick mit Sabine allein blieb. Eigentlich wollte er nun doch von seiner Liebe reden, aber dann hörte er sich zu seiner eigenen Verwunderung über den Öldruck sprechen. „Eine wundervolle Schöpfung!"

„Finden Sie?" fragte Sabine erschreckt.

„Dieses prächtige, anmutige Werk", sagte Klaus versonnen, „das würde anderswo viel besser zur Geltung kommen ..."

Sabines leuchtende Augen blickten unsicher und erstaunt.

„Herrlich würde es sich dort ausnehmen, wo es hingehört", fuhr Klaus männlich fort, „— ja, sollte man diese köstliche Schöpfung nicht, kurz bevor ein Wagen der Städtischen Unratabfuhr kommt, sorgsam im Innern eines Mülleimers verstauen?"

Jetzt lächelte Sabine, und dieses Lächeln ließ in Klaus alle mühsam zum Schlaf gebrachten Wünsche wieder aufschwirren.

Als er schon im Bett lag, erkannte er plötzlich, daß die auf dem Öldruck „Bär und Dame" dargestellte Situation doch irgendwie derjenigen glich, die zwischen Sabine und ihm bestand. Er beschloß, ihr das gelegentlich einmal zu sagen. Noch in der gleichen Nacht führte er diesen Entschluß aus. Im Traum reiste er zu ihr, um wildbewegt und wie von Flügeln getragen, durch das Haus ihrer Eltern zu stürmen, wo sich ihm magisch alle Türen öffneten. Ohne sich um irgend etwas zu kümmern, riß er den Öldruck von der Wand. „Hier, Sabine!" rief er mit hallender Stimme, „das ist unsere Situation! Der Bär bin ich, und die Dame sind Sie!"

Sabine zuckte verletzt zusammen. „Nie hätte ich Ihnen eine solche Taktlosigkeit zugetraut, Herr Tofeld! Wie können Sie mich mit dieser Frau, die so abscheulich unvorteilhaft frisiert ist, vergleichen?" Und dann öffnete sich die Decke des Zimmers, und Sabine schwebte, von vielen Tausenden flaumiger gelber Kücken und blühenden Stauden kleidsam umrahmt, mitten in die blaue Sommerluft hinein.

Klaus begriff die in seinem Traum enthaltene Warnung. Natürlich konnte man das Mädchen nicht zu der muskulösen nackten Dame auf dem Bärenbild in Beziehung bringen. Er fand eine andere Lösung, Sabine auf den hintergründigen Sinn des Öldrucks aufmerksam zu machen, indem er liebevoll wunderschöne blaue Trauben und einen ebenso wunderschönen rostroten Fuchs malte. Als er damit fertig war, entsann er sich, Sabines Vater jetzt in einer wichtigen Briefmarken-Vereinsangelegenheit sofort aufsuchen zu müssen. Er richtete diesen Besuch so ein, daß er den Herrn, den er so dringend sprechen mußte, unmöglich antreffen konnte.

„Wie schade, Fräulein Sabine", sagte er bedauernd, „daß Ihr Herr Papa nicht anwesend ist — —"

„Sehr schade ...", antwortete Sabine und sah den jungen Mann erwartungsvoll an. „Es ist wohl etwas furchtbar Wichtiges?"

„Natürlich!" murmelte Klaus und lief rot an. Sie standen auf dem geräumigen Flur, eine breite Bahn von Sonnenschein fiel gerade auf den Öldruck, vom Garten her schwebte lauter Blumen- und Grasduft herein, während aus der Küche der Geruch leidenschaftlicher Gewürze drang, weil dort Heringssalat bereitet wurde.

Klaus zog hastig seine Malerei aus der Aktenmappe und hielt dann Fuchs und Trauben so über den Öldruck, daß Bär und Dame völlig verdeckt wurden. „Sehen Sie, Sabine", sagte er männlich, „so ist die Sache zwischen Ihnen und mir ..."

Und er hoffte, Sabine würde verstehen, daß das Bild den gleichen Sinn wie vorher hatte, jedoch nun weit anständiger und dem Ernst des Lebens und einer schwierigen Liebe angemessener erschien. (Außerdem auch noch viel allgemeinverständlicher, denn das Gleichnis vom Fuchs und den Trauben kennt ja schließlich jeder.)

„Sie begreifen sicher, was ich meine, Sabine", murmelte er gepreßt, „der Fuchs hier liebt die Trauben, heftig, glühend, er möchte sie haben, und er wird ihnen immer treu sein — — Sehen Sie doch, wie ergeben und rührend er nach oben blickt, ich habe mich wirklich bemüht, meine ganze Seele in seinen Augenausdruck hineinzulegen — —"

„Es ist ein hübscher Fuchs", sagte Sabine leise, „aber, bitte, was bedeutet das nun alles?"

Klaus sank innerlich etwas zusammen, so aufrecht und männlich seine Haltung äußerlich auch blieb. „Die Trauben, nach denen er sich so sehnt, sind bekanntlich zu weit entfernt vom Fuchs angeordnet... Es sind die äußeren Verhältnisse, Sabine — Und Sie sind doch erst in zwei Jahren mündig ..."

Sabine atmete tief auf. Sie hatte begriffen, daß dies eine Liebeserklärung gewesen war. Und da sie ein verständiges Mädchen war, machte sie es Klaus so leicht wie möglich, sie zu küssen. Wellen froher Zuversicht wogten durch den jungen Bankangestellten. „Aber, Liebste, wird es deinen Eltern auch recht sein?" fragte er nach einer Weile, atemlos vor Glück.

„Ich glaube nicht!" sagte Sabine aufrichtig, „aber das ist nun einerlei. Irgendwann muß ich ja doch einmal damit beginnen, meinen eigenen Willen durchzusetzen ..."

Obgleich Sabines nächste Angehörige erwartungsgemäß die Rolle der sich wild bäumenden Eltern spielten und viele Einsprüche vorbrachten, gaben sie schließlich bezwungen nach, und zwischen Klaus und Sabine entstand nun die Situation, mit der Liebesromane im allgemeinen zu schließen pflegen und mit der das Leben anfängt: sie heirateten.

Das Bild „Bär und Dame" mußte Klaus übrigens noch mit in Kauf nehmen. Sabine, die nunmehr überhaupt in allen Dingen sehr Willensgekräftigte, verlangte es so.

„Oh, Liebling", sagte Klaus betroffen, „den fürchterlichen Kitsch wollen wir doch nicht haben!"

Sabines lockerer weicher Haarschwall zitterte ein bißchen bei ihrem heftigen Kopfnicken. „Doch! Das Bild ist mir so teuer! Es war der Anlaß, daß du endlich aus dir herausgingst ..."

Worauf Klaus gerührt und stolz nachgab, und der Öldruck in der Wohnung des jungen Paares einen möglichst unauffälligen Platz erhielt.

Einige Jahre vergingen. So, wie alle Dinge und Wesen irgendeine Aufgabe auf dieser Welt zu erfüllen haben, so spielten Bär und Dame unentwegt ihr Spiel auf dem Öldruck, und Klaus und Sabine ihr Spiel in der Wirklichkeit, und sie taten das recht geschickt und waren ein glückliches Ehepaar. Klaus war strebsam und fleißig und hatte beruflich Erfolg, und Sabine leistete inzwischen auch das Ihre, und der kleine Dirk war ein reizendes Kind, das seine Eltern mit beträchtlichem Stolz erfüllte.

An den Öldruck dachte eigentlich niemand mehr. Klaus hatte zwar noch ein paarmal vorgeschlagen, das elende Machwerk endlich fortzutun. Sabine fühlte sich dann aber jedesmal in die Anfänge ihrer Liebe zurückversetzt, warf ihrem Mann heftig die Arme um den Hals und beteuerte leidenschaftlich, sich niemals von dem Bild trennen zu wollen, das ihr durch ihre Erinnerungen zu einem der köstlichsten Besitztümer geworden sei.

Als Dirk fast drei Jahre alt war, richtete sich eines Tages in seiner Kinderseele eine tiefe Zärtlichkeit für den ölgedruckten Bären ein. Er bebte vor

MITTAG / *VON GEORG BRITTING*

Die Glocken singen tieferen Tons
Zu Mittag. Und die Herde ruht.
Die Glut des Mohns
Schwillt her wie eine Flut

Von Feuer, wie ein feurig Meer.
Oh, daß die Scharen
Der Schmetterlinge nicht verbrennen,
Die Schiffen gleich, die Segel schräg gestellt,
Das Feuermeer befahren!

In dem Gestühl
Der Felsen sitzt der Hirt.
Er hütete die Welt.
Ihn schläferte die Schwüle ein.

Und nur der Wald ist schwarz und kühl,
Darin die Kröte haust
Am nassen Stein,
Im nassen Pfühl
Des Mooses zartgekraust.

Schlechte Ausbeute

(Ed. Baudrexel)



„Du Jlse, ich glaube in dem Wald hier müßte es Steinpilze geben!“ — „Na schön, auch was — obwohl ich ja der paar Schwammerl wegen nicht die ganze mondäne Strandausstattung mitgeschleppt habe!“

Cattivo profitto: "Credo, Elsa, che qui nel bosco devano esserci dei funghi porcini.„ — "Eh bene! Pur sempre qualche cosa ... sebbene io non abbia certo trascinato meco tutto questo corredo mondano da spiaggia solo per un pizzico di funghetti!„

Mauvais bénéfice: „Dis donc, Elise, il me semble qu'il doit y avoir des bolets dans cette forêt!" — „Peut-être, c'est déjà quelque chose! quoique je n'aie pas emporté avec moi tout mon trousseau de mondaine pour quelques champignons!"

Besitzgier. „Mein Bärchen!", und er ruhte nicht eher, bis sein Vater das Bild im Kinderzimmer an die Wand gehängt hatte. Als Klaus es einige Stunden später wieder fortnehmen wollte, begann Dirk erbärmlich zu schluchzen.

Klaus und Sabine entsannen sich ähnlicher Leidenschaften aus der eigenen Kinderzeit. „Irgendwann hat jeder von uns vorübergehend ein Ding besonders innig zu lieben begonnen. Bei mir war es ein Kaffeewärmer mit einer gestickten Katze darauf!" sagte Klaus, und Sabine besann sich auf eine riesige Chinavase, die sie monatelang sehr respektiert hatte, weil sie sie für den Wolf aus „Rotkäppchen" hielt.

Sie hatten deshalb keinerlei Bedenken, das Bild für vermutlich ein paar Wochen im Kinderzimmer hängen zu lassen. Der Öldruck wurde dann sogar mit in die Erziehung eingebaut, denn der braune Bär bedeutete für Dirk eine ungeheure Autorität. So ein Öldruckbär kann es ja nicht leiden, wenn Kinder ihren Spinat nicht essen wollen oder unnötiges Geschrei veranstalten und nicht schlafen wollen, und Dirk nahm sich jedesmal sehr zusammen und erfüllte die Wünsche des geliebten Freundes. Sonderbarerweise hielt er sich niemals damit auf, von dem menschlichen Wesen oben im Baum irgendwelche Kenntnis zu nehmen. Er sah die Dame nicht, ebensowenig wie er Wolken, Blätter und Blumen wahrnahm, die ja auch noch auf dem Öldruck versammelt waren.

Eines Tages kam Direktor Holzner, der Vorgesetzte des jungen Prokuristen Klaus Tofeld, auf Besuch. Klaus und Sabine freuten sich über die Beachtung, die ihrem Privatleben zuteil wurde, und Sabine führte anmutig des Hauses wichtigsten Inhalt, nämlich den keinen Dirk, vor, und Dirk und Herr Direktor Holzner machten aufeinander einen sehr guten Eindruck, und so kam es, daß der Besuch auch in das Kinderzimmer geführt wurde.

Dirk zog seinen neuen erwachsenen Freund zu dem Öldruck (in diesem Augenblick fiel es sowohl Sabine als auch Klaus brennend aufs Herz, daß das Bild ja eigentlich greulich und wenig anständig war). „Das ist Bärchen!" sagte er stolz. Direktor Holzner lächelte etwas mühsam. Der Öldruck im Kinderzimmer schien ihn aus mehreren Gründen zu überraschen. „Und was ist das?" fragte er unsicher und wies auf das Geranke der Blätter. Er erwartete, von dem Kleinen zu hören, daß dies ein Baum sei. Dirk indessen verstand die Richtung des Holznerschen Zeigefingers falsch. Er blickte einen Augenblick ratlos auf seine Mama, und vielleicht erkannte er in Sabines Lockenfrisur eine ferne Ähnlichkeit mit einer anderen Haartracht, denn über sein Gesicht zog ein Leuchten. Er war ein prächtiger kleiner Junge von drei Jahren, und er deutete stolz auf die muskulöse Dame und sagte vertrauensvoll: „Das ist Mutti!"

— Und, sonderbarerweise, mit diesem unschuldigen Ausruf aus Kindermund war das Schicksal des Öldrucks, trotz aller Erinnerungswerte, die er in sich barg, besiegelt. Noch am gleichen Abend trat er, sorgsam im Innern eines Mülleimers verstaut, wie Klaus dies vor fünf Jahren vorgeschlagen hatte, den Gang ins Leere an. „Immer kann man solchen Kitsch ja doch nicht aufbewahren!" sagte Sabine und warf den hübschen blonden Kopf stolz in den Nacken.

DELIA / VON BASTIAN MÜLLER

Luigi packte den kleinen Bastkorb aus, darin, in weißes Papier eingeschlagen, ein kleiner Kuchen lag. „Delia hat ihn gebacken!" flüsterte Baptist.

„Wer ist Delia?" fragte der Krankenwärter.

„Delia ..." Baptist mußte warten. Ihm fehlte der Atem zu dem Bericht. Er lag krank im Hospital in Neapel und dachte an das schwarzhaarige Mädchen. „Ich sah sie zum erstenmal, als ich die Via Tiberio hinanging", sagte er leise zu Luigi. „Sie trug einen Korb Feigen auf ihrem Kopf, wiegte sich leicht in den Hüften, ihre Bastsandalen berührten lautlos die Quadern der schmalen Gasse. Noch hatte ich nicht ihr Gesicht gesehen. Sie trat in Fillippos Lateria ein und ich folgte ihr, sah ihr weißes Gesicht, weiß wie die Blüten der Anemonen, und ihre Augen — schwarz. Ich sah sie nur für einen Augenblick, denn sie senkte die Lider, nahm die Milchkanne und ging hinaus.

Du weißt, wie das ist. Sie durfte nie auf der Straße bei mir stehen. Durfte nicht allein zum Corso auf die Piazza, abends, wenn der Dampfer von Napoli kommt und die Barke von Sorrent. Wir konnten uns nur selten ein paar Worte zuflüstern, trafen wir uns in der engen Via Tiberio. Dann wurde Vuotto, der Wollhändler, mein Freund. Die Ballen weißen Tuches stehen auf der Gasse; sie wurden das Versteck kleiner Zettel, auf die wir beschwörende Worte kritzelten. Und einige Male trat Delia in den Laden, Vuotto ging hinaus, hielt Wache an der Tür und wir waren für wenige Minuten allein. Ich frage dich, war das Liebe? Du weißt, ich bin ein Fremder hier, du weißt, ich wäre jetzt zu Hause, hielte mich nicht die Krankheit. Bei uns kann man abends ein Mädchen treffen; es ist nicht schwer. In meinem Land gibt es so etwas wie mit Delia gar nicht. Sag mal, Alter, glaubst du, daß es das ist, was sie mir so kostbar macht, das Unerreichbare? Kann man so ein Mädchen nicht gewinnen?"

„Wenn man sie heiratet", brummte der alte Luigi. Baptist schwieg. Heiraten ... Er drehte den Kopf, blinzelte zum braunen Kuchen auf dem Nachttisch, von dem ein süßer Duft ausging. Die Augen fielen ihm zu.

In der Nacht fuhr Baptist aus dem Schlaf. „Luigi", schrie er. Der Alte kam, faßte die Hand des Jungen. „Du sollst nicht an Delia denken", brummte der Wärter. „Du regst dich auf. Du hast Fieber."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

„Ach, Luigi, du hilfst dem anderen." — „Dem anderen?" — „Si. Sie wird von einem anderen geliebt, von Giorgio. Er darf sie im Hause der Eltern besuchen. Aber sie liebt ihn nicht, und er weiß, daß sie an mich denkt."
Der Alte hörte nicht mehr zu. Er sah im gelben Licht des Nachtlämpchens den unberührten Kuchen stehen, ließ die Hand des Kranken los, schritt um das Bett, faßte den Kuchen an. Er schüttelte den Kopf. Warum war er nicht gleich darauf gekommen. War er wirklich schon so alt, daß er die Geheimnisse der Jugend vergessen hatte? Er brach den Kuchen vorsichtig entzwei. Ja, es war so. Der Kuchen enthielt einen kleinen Brief, die ausgelaufene Tinte hatte ihn violett gefärbt, aber die Schrift war lesbar. Baptist hatte starr vor Staunen zugesehen. Von Delia.
Luigi rückte das Licht etwas näher und las vor. Seine Worte kamen stockend. Verdammt! So ein Liebesbrief konnte einem die Zunge lähmen, wenn da weiter nichts stand als: ... „Carissimo, Geliebter, ich muß dich sehen ... Weine! ... Sei umarmt ... Und noch einmal ... ich will nichts weiter als dein sein ..." Während der Alte mit seiner Brummstimme diese Honigworte las, weiteten sich Baptists Augen. „Si, nur Liebe will sie. Sie fragt nach sonst nichts. Ich kann ihr nichts weiter versprechen, aber Liebe ..." Der große Junge redete im Fieber.
Am Morgen beschlossen die Ärzte, ihn sobald es möglich war, nach Hause bringen zu lassen. Es würde das beste sein, ihn in seine Heimat zu schicken, nach Deutschland, unter Menschen, die ihn pflegen konnten während der langen Genesungszeit. Als Luigi das hörte, ging er zu Baptist und fragte: „Wo wohnt der andere?" — „In der Via Sopramonte."
Der Alte verließ Baptist, ging in das Zimmer der Wärter und setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in seine Hände und brütete vor sich hin. Die Worte der Ärzte summten in seinen Ohren. Nach Deutschland.
Und was wird aus dem Mädchen? Sie liebt ihn, den Fremden. Wenn jemand erfährt, daß sie heimlich Briefe schreibt, in Kuchen eingebacken, dann heiratet sie kein anständiger Signore mehr. Sie ist eine Süditalienerin, hat zu warten, bis jemand ins Haus ihrer Eltern kommt und um sie wirbt.
Der Alte war so betrübt, als ginge es um das Glück der eigenen Tochter. Dann dachte er wieder an Baptist, der nach ein paar Wochen, noch krank, in sein Land fuhr und nicht mehr wiederkehren würde wegen eines Mädchens. In seiner Heimat war es ja viel einfacher einen Schatz zu haben. Luigi nahm ein Stück Papier und schrieb, beseelt von dem Glauben an das Vergessen, ein paar Worte darauf, steckte es in einen Umschlag und trug den Brief hinunter in den Kasten neben dem Portal.
Am nächsten Morgen brachte der Postbote den Brief in die Via Sopramonte. Giorgio drehte ihn verwundert in den Händen, riß ihn auf, las. Der Atem stockte ihm. Eilig lief er den hellen Weg hinauf, zum Monte Telegrafo, wo Delia Trauben band. Als er keuchend vor ihr stand, wagte er es kaum, die Hand auszustrecken und Delia den Brief zu geben. Aber er mußte es ja, es stand deutlich darin. Der Wärter schrieb es. Das Mädchen mit dem Gesicht weiß wie Anemonen und den Augen geheimnisvoll wie mondlose Nacht, fingerte das Stückchen Papier auseinander. „Er ist tot", stand da. Ihre Augen waren blind. Giorgio flüsterte: „Poveretta! Ärmste!"
Sie standen beide starr unter dem hohen Laub des Weins, sie waren beide eins in ihrer Trauer um den Fremden. Zur selben Stunde dachte Luigi daran und murmelte vor sich hin: „... so das beste, für alle drei."

Traum von der Anna Pawlowa

(Fr. Bilek)

„... Anna heiß ich schon ..."

Das Wunder von Vichy

(Erich Schilling)



„Siehst du, Pierre, wir haben immer auf ein Wunder gewartet — nun haben wir es: unser demokratisches Parlament tut so, als ob es faschistisch wäre!"

Il miracolo di Vichy: "Vedi, Pierre, abbiamo sempre atteso un miracolo. Ebbene, ora l'abbiamo: Il nostro Parlamento democratico fa come se fosse fascista!„

Le miracle de Vichy: „Vois-tu Pierre, nous avons toujours attendu un miracle! Eh bien! nous l'avons: notre Parlement démocratique agit comme s'il était fascite."

München, 18. August 1940
45. Jahrgang / Nummer 33

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Weltbeherrscher John Bull

(Karl Arnold)



„Jim, tragen Sie den Globus hinaus, ich kann sowas nicht mehr sehen!"

John Bull, dominatore del mondo: "Jim, portate via il mappamondo; non posso più vedere una tal cosa!,,

John Bull, dominateur mondial: „Jim, enlevez cette mappemonde, je ne peux plus la voir!"

Amors Palette

(Fr. Bilek)



Tavolozza di Cupido — Palette de Cupidon

SOMMERPLÄNE

Bei andern mag es anders sein, aber bei mir und meinesgleichen ist es so. Ich weiß auch, daß meinesgleichen sehr viele sind.

Zuerst die andern, die gehen in den Urlaub und haben ganz bestimmte Pläne für den Urlaub. Sie werden den Hoch-Göll besteigen und die große und kleine Windhaube und eine Dampferfahrt auf dem See machen und Schloß Olgasruh besichtigen. Wir andern, oh wir haben auch ganz bestimmte Pläne für den Urlaub. Wir nehmen uns zum Beispiel vor, jeden Morgen um sechs Uhr aufzustehen und eine Stunde lang vor dem Frühstück irgend etwas Anstrengendes und Gesundes zu tun. Ich will es Ihnen gleich sagen, ich und meinesgleichen tun das auch anderthalb bis zweimal, um dann eines ganz vorzüglichen Morgenschlafes zu genesen. Wir machen immer wieder die Erfahrung, daß so ein sommerliches durchsonntes Schlafzimmer äußerst anregend ist, und das schwache Fleisch folgt diesen Anregungen gerne und freudig: wir schlafen in den herrlichen Sommermorgen hinein.

Natürlich, wir haben uns auch vorgenommen, mit den Hühnern oder wenigstens mit den munteren Bremsen, diesen tatfrohen und fühlbaren Insekten zu Bett zu gehen. Aber kein Mensch zwingt einen in der Freiheit der Ferien dazu, so früh in die Klappe zu kriechen. Haben wir nicht etwa Urlaub? Ich habe das in jahrelangen Sommerferien ausprobiert. Lockt nicht der junge Morgen, der erste Hahnenschrei, das betaute Gras und die herrlichen Stimmungen vor, bei und nach Sonnenaufgang? Sie locken, und ich folge ihnen doch nicht. Wenn ich dann trotzdem mal den bekannten Hahnenschrei und den jungen Morgen und einen fabelhaft inszenierten Sonnenaufgang erlebe, sage ich mir genau wie die andern: man sollte das viel öfter tun.

Und noch etwas: ich und meinesgleichen, wir beschweren regelmäßig unser Gepäck mit einigen besonders dicken Büchern von der Sorte, zu deren Lektüre man sonst nicht kommt. Es braucht ja nicht gerade Dantes Göttliche Komödie oder Kloppstocks Messias zu sein. Die Phantasie gaukelt einem vor: Du gehst mit diesem Buch zu der Bank am Waldesrand, dahin, wo der Blick über die Wiesen schweift, wo Bienen summen, Falter gaukeln und man nur ganz von ferne hört, wie sommerfrischende Mütter ihre Kinder durchdringend erziehen.

Es trifft alles ein. Die Bank ist da, das Gegaukel, der Blick, die fernmündliche Erziehung, und zu den summenden Bienen gesellen sich sogar noch die summenden Wespen. Aber ich bekenne, ich habe noch nie am Busen der Natur mehr als eine Seite gelesen.

Und doch, nehme ich die dicken Wälzer immer wieder mit, verlockt von poetischen Vorstellungen. Zum Donnerwetter, wer hat eigentlich den Schwindel aufgebracht, daß unsereins zwischen gaukelnden Faltern et cetera ruhig ein Buch lesen kann! Da lachen ja die Fluren.

Foitzick

Rezept / Von Ratatöskr

Kartoffeln, Rettich, rote Beeten
sind Individualitäten,
desgleichen Gurken und Tomaten.
Eins kann des andern wohl entraten.

Wie? Sollte es nicht doch gelingen,
aus diesen mannigfachen Dingen
zur höhern Einheit vorzudringen?
Des Stoffes Mehrerlei zu meistern,
ein Novum aus dem Viel zu kleistern?

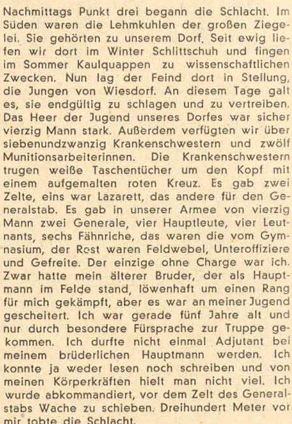
Mit Essig- und mit Ölkaraffen
läßt sich's, wenn man nur will, erschaffen,
mit Pfeffer, Salz und andern Würzen.
Und Senf mag dann den Knoten schürzen . . .

Salat benamst sich dies Gewese.

Die Wissenschaft nennt es Synthese.

DER KLEINE BRUDER

VON BASTIAN MULLER



Nachmittags Punkt drei begann die Schlacht. Im Süden waren die Lehmkuhlen der großen Ziegelei. Sie gehörten zu unserem Dorf. Seit ewig liefen wir dort im Winter Schlittschuh und fingen im Sommer Kaulquappen zu wissenschaftlichen Zwecken. Nun lag der Feind dort in Stellung, die Jungen von Wiesdorf. An diesem Tage galt es, sie endgültig zu schlagen und zu vertreiben. Das Heer der Jugend unseres Dorfes war sicher vierzig Mann stark. Außerdem verfügten wir über siebenundzwanzig Krankenschwestern und zwölf Munitionsarbeiterinnen. Die Krankenschwestern trugen weiße Taschentücher um den Kopf mit einem aufgemalten roten Kreuz. Es gab zwei Zelte, eins war Lazarett, das andere für den Generalstab. Es gab in unserer Armee von vierzig Mann zwei Generale, vier Hauptleute, vier Leutnants, sechs Fähnriche, das waren die vom Gymnasium, der Rest waren Feldwebel, Unteroffiziere und Gefreite. Der einzige ohne Charge war ich. Zwar hatte mein älterer Bruder, der als Hauptmann im Felde stand, löwenhaft um einen Rang für mich gekämpft, aber es war an meiner Jugend gescheitert. Ich war gerade fünf Jahre alt und nur durch besondere Fürsprache zur Truppe gekommen. Ich durfte nicht einmal Adjutant bei meinem brüderlichen Hauptmann werden. Ich konnte ja weder lesen noch schreiben und von meinen Körperkräften hielt man nicht viel. Ich wurde abkommandiert, vor dem Zelt des Generalstabs Wache zu schieben. Dreihundert Meter vor mir tobte die Schlacht.

Das Zelt war leer. Die Generale hatten sich an die Front begeben und schwangen wie alle anderen ihren Holzknüppel und warfen die nassen Lehmkugeln, von den Mädchen frisch geformt, in die feindlichen Stellungen. Ich stand recht verlassen da, in der Hand eine Kirmesknallpistole. Die Krankenschwestern zupften Scharpie und mischten den Himbeersaft. Auf meinem Posten war keine Ehre zu gewinnen.

Der Feind war übermächtig stark. Das Nachbardorf war viel größer. Als die Wiesdorfer einen Ausbruch machten, gewannen sie im ersten Ansturm unseren ganzen Raum. Es dauerte keine halbe Stunde, da packten die Krankenschwestern im Galopp ihr Zelt zusammen und flohen. Das Generalstabszelt und die gesamte Limonade blieben zurück. Der Feind schwärmte über die Felder und trieb unser stolzes Heer vor sich hin. Ich hörte das wilde Kriegsgeschrei mit heimlichem Bangen.

Man mußte mich ganz vergessen haben. Ich sah, wie unsere beiden Generale die Armee teilten und den Gegner in der Mitte durchbrechen ließen, um ihm irgendwann in den Rücken zu fallen. Ein schöner Plan, aber dabei war ich verloren. Als die Krankenschwestern schon eine Weile fort waren, wurde mir mein Posten unheimlich. Ich schlich ins Zelt, und fühlte mich da auch nicht sicher. Seitwärts kroch ich in ein Kleefeld. Zehn Schritte weit kam ich, da mußte ich mich hinlegen, denn der Feind stürmte gerade ein Lehmloch hinan. Ich lag und zitterte ein wenig. Der Feind besetzte das Stabszelt, fand den Himbeersaft und trank mit unverschämten Schlücken den Krankenwein. Dann stürmte er weiter, den Mädchen nach. Sie wollten wohl Gefangene machen. Nur die feindlichen Generale blieben zurück, drei an der Zahl. Sie krochen in das Zelt und rumorten schrecklich darin rum. Sie mußten den Tabak und die Pfeife gefunden haben, denn aus den Ritzen zog ein dünner, blauer Rauch. Ihre Stimmen waren halb so laut.

Langsam kroch ich durch den Klee. Als ich den Kopf hob, sah ich, wie eine Strecke weit fort unsere Leute wieder im Handgemenge mit dem Feind waren. Ich schlich zu den Lehmlöchern hin, dort war Deckung. Plötzlich fielen mir unsere Munitionsarbeiterinnen ein. Ich hatte sie nicht aus ihrem Loch fortlaufen sehen. Vorsichtig kroch ich zu ihnen hin. Sie saßen mäuschenstill hinter einer Lore und hatten die Schürzen über die Köpfe geschlagen. „Freund", sagte ich. Sie atmeten schwer und beschworen mich, in die Kuhle zu springen. „Wir können die feindlichen Generale fangen", flüsterte ich.

„O Gott, nein, sie werden uns kriegen", jammerten die Mädchen Da war ich ein Mann und ging

Emigrantenfreuden

(Erich Schilling)



„Duff Cooper sagt, Hamburg ist pulverisiert, freut mich! Duff Cooper sagt, Deutschland ist am Absterben, das freut mich riesig. Aber am meisten freut mich, daß ich morgen nach Kanada fliege!"

Gioie di emigranti: "Duff Cooper dice: Amburgo è polverizzata. Che piacere per me! Duff Cooper dice: La Germania sta per estinguersi. Che immenso piacere per me! Ma ancor maggior piacere volarmene domani nel Canadà!„

Joies d'émigrants: „Duff Cooper dit que Hambourg est pulvérisé: cela me réjouit! Duff Cooper dit que l'Allemagne agonise: cela me réjouit énormément. Mais ce qui me réjouit follement c'est que je file demain par avion au Canada!"

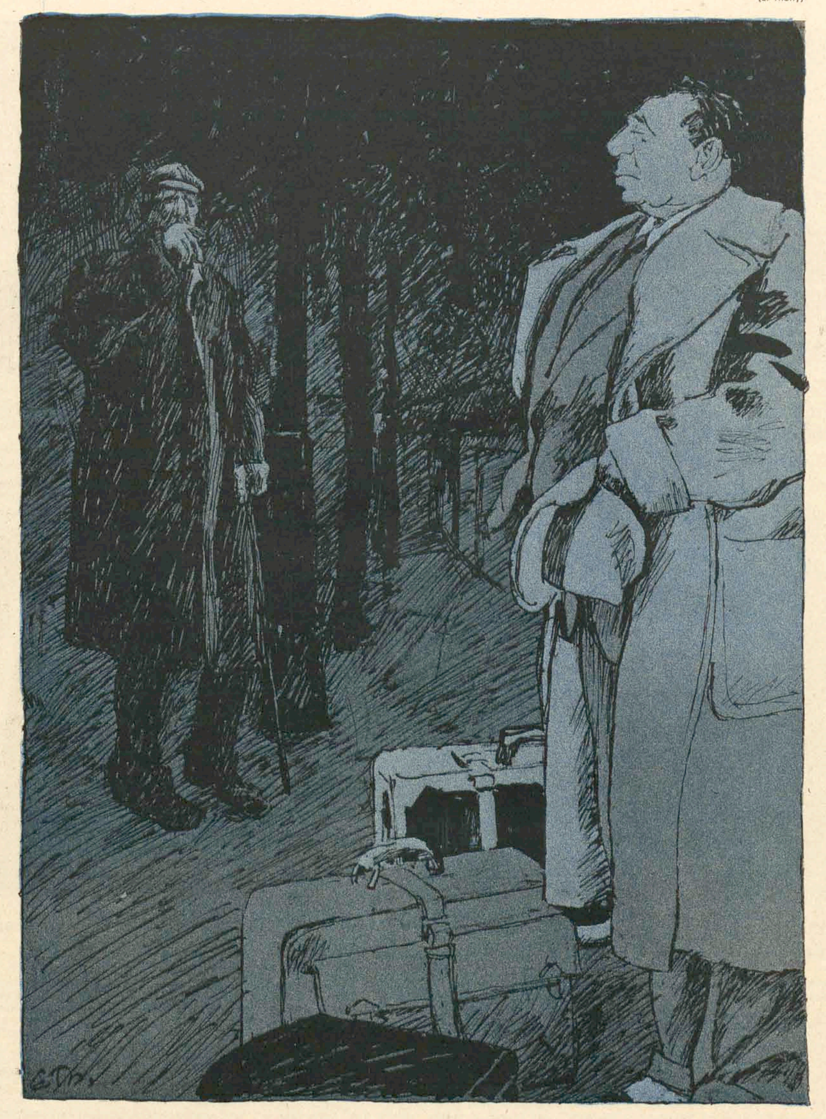
allein. Ich kroch auf allen Vieren am Rande des Klees dahin, erreichte mit klopfendem Herzen das Zelt, riß wie verrückt an einem Hering, drinnen entstand Tumult. Da warf ich mich mit meinem ganzen fünfjährigen Heldenmut gegen die schräge Zeltwand, der Mittelstab brach, die Sackleinwand fiel zusammen, unter mir wühlten drei vierzehnjährige Jungen. Mir fiel im letzten Augenblick die Pistole ein, die ich krampfhaft in der Hand hielt. Ich drückte ab, es war eine frische Rolle Pulverblatt-Munition darin. Schuß auf Schuß knallte. Ich schrie mit angsterfülltem Herzen hurra! Unter mir wälzten sich die Jungen und gewannen Luft. Plötzlich stieß eine Klinge durch die Leinwand und drang in meinen dicken Zeh. Ich schrie in Wut und Schmerz „Mörder!"

Da flitzten die Munitionsmädchen aus ihrem Loch und kamen mir zu Hilfe. Wie die Teufel rissen sie das Zelt auseinander und hatten die Generale bei den Haaren. Es war um sie geschehen. Siebzehn Mädchen waren zuviel. Sie wurden in das zerstörte Zelt gewickelt und verschnürt. Auf dem Kampfplatz lag ein langer Kürassiersäbel von Anno 70/71. Er war im Getümmel in meinen Zeh gefahren.

Wir gewannen die Schlacht, als die Wiesdorfer ihre Generale befreien wollten. Wir hatten im ganzen 18 Gefangene und drei Verwundete gemacht. Ich wurde auf einer Bahre heimgetragen und bekam sogar keine Prügel von meiner Mama. Als mein Bruder anderntags aus der Schule kam, überreichte er mir den höchsten Orden und redete mich mit Unteroffizier Müller an.

Englische Schauspieler fliehen nach Kanada

(E. Thöny)



„Was, Sie sagen, ich will mich drücken? Erlauben Sie mal, ich bin Erster Held!"

Attori inglesi fuggono nel Canadà: "Che dite mai... ch' io voglio svignarmela? Scusatemi, io sono Protagonista!„

Les acteurs anglais se sauvent au Canada: „Comment, vous dites que je veux m'esquiver? Permettez, je suis premier grand rôle!"

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)



C'est la Politique: „S'il vous plaît, monsieur Edouard, den Krieg hat Frankreich weder gewünscht noch gewollt — es hat ihn bloß erklärt."

C'est la Politique: "S'il vous plaît, monsieur Edouard, la Francia non ha voluto nè desiderato la guerra — l'ha soltanto dichiarata.,,

C'est la Politique: ,,Mais je vous en prie, monsieur Edouard: La France n'a ni désiré ni voulu la guerre, elle l'a seulement déclarée!"

DER ONKEL IM LEINSAMEN

VON EDMUND BICKEL

Im Schaufenster meines Milchgeschäftes steht eine bunt gescheckte Kuh mit etwas übertrieben plastischen Merkmalen einer solchen, dahinter ein Efeustock. Es ist natürlich nicht mein eigenes Milchgeschäft, sondern es gehört Frau Zitzelsberger und die Kuh ist nicht nur viel zu klein, um echt zu sein, sondern außerdem aus Gips. Aber sie erfüllt dennoch voll und ganz ihre volkswirtschaftliche Aufgabe: In vornehmer und unaufdringlicher Weise auf die „Milch- und Molkereiproduckten" hinzulenken, die es hier gibt. So steht nämlich auf der Fensterscheibe. Ich habe zwar schon einmal zu Frau Zitzelsberger gesagt, daß in dem einen Wort ein Rechtschreibe- und ein Grammatikfehler enthalten sei, der mich jedesmal stört, aber zweimal tue ich das nicht. Sie sagte mir damals mit einem Blick, den sie sonst wohl zur Tiefkühlung von Milch benutzt: „D' Hauptsach is, Sie san sonst g'sund!"

Gegen das ortspolizeilich verbotene Berühren von Semmeln sind diese durch ein kräftiges Eisengitter geschützt. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß diese interessante Schmiedearbeit zu einem Affenkäfig gehörte, der um die Zeit des Jugendstils frohere Tage erlebt hat. Man könnte aber dennoch die Finger durchstecken und das Brot anfassen. Das kann Frau Zitzelsberger von der anderen Seite einfacher. Ob sie das eigentlich darf? Im übrigen waltet sie selbst im Laden, außerdem Ruhe und Ordnung sowie peinliche Sauberkeit. Mit virtuoser Handbewegung schwingt sie die amtlich geeichten Gefäße. Warum Milch nicht auch längst so wie Benzin aus unfehlbaren Präzisionspumpen getankt wird, ist auch eine Frage, die ich noch nicht mit ihr erörtert habe. Es bot sich bis jetzt keine passende Gelegenheit dazu.

Auf keinen Fall dürfte sie heute da sein; denn Frau Zitzelsberger mußte wieder einmal Furchtbares, Aufwühlendes erlebt haben. So fuhrwerkte sie mit den Milchkübeln herum. Es klang fast wie unser bei den Fremden so beliebtes Glockenspiel. Diese glauben nämlich, es sei historisch, weil es so aussieht. Aber hier war keine Zeit zu verlieren. Hier hieß es nicht lange nachzudenken, sondern reden und vor allem reden zu lassen, nämlich Frau Zitzelsberger.

„Wenn S' net ärger in Ihr G'schirr 'neinhaun, dann wird das nie kaputt!" sagte ich mißbilligend zu ihr, um die mündliche Schleuse zu öffnen.

„Ja, gellns, d' Leut kenna Sie scho dablecka, aber warum unseroana a so in d' Wuat kimmt, dees wissen S' aa net. Glei dagarma kunnt i dees damische Luada, dees Rindviech, dees hirnbrandige!" leitete sie ein.

„Also einen Mann?" erkundigte ich mich. — „Naa, a Frau. Oder eigentli an Mo. Wia mas nimmt."

„Vielleicht ein Zwitter?' schlug ich vor.

„Ja, wos Sie glei moana. Naa, i hob' auf alle zwoa a solcherne Wuat, weil s' so damisch san, daß scho nimmer höher geht. Wissen S', es handelt sich um mei Tante, d' Lechnerin, die wo mid an Bierführa verheirat' is. Da tuat oan d' Wahl weh, der welcherne von die zwoa dümma is."

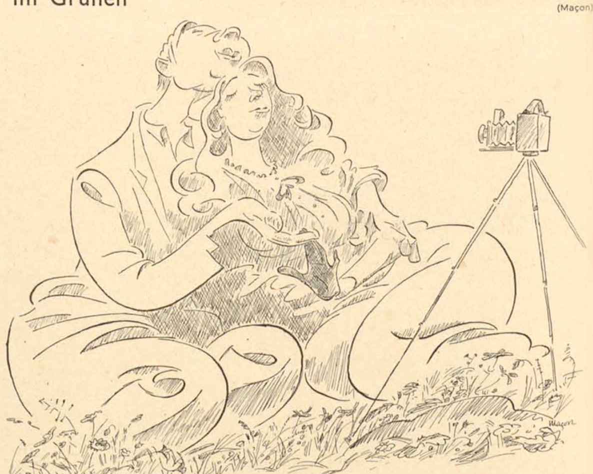
„Aber das is doch kein Grund zur Feindschaft".

„Is a koana, aber die Undankbarkeit von dene Menschn, dees is dees, wos mi a so wurmt. Ma erwart ja ned, daß sie si groß bedanka, aber so wos von Unvaschämtheit hab' i meiner Lebdag no ned erlebt. Also, daß i 's Eahna der Reih nach verzähl: D' Frau Tante kimmt vorige Wocha zu mir eina, an an Donnerstag wars, weil i grad 's Knödlbrod g'schnittn hab', und wuislt ma wieda amoi von ihrm Altn vor, daß er a so krank is. ‚I woaß scho', hab' i g'sagt, ‚wos an Onkl feit. Der sauft z'vui Bier. Von dem kummt'sl' sag i. Da hot mei Tante nadierli nix dawida sagn kinna, weils wohr is und weil sie mir selba g'sagt hat, daß da Onkl ned amoi in da Fruah an Kaffee mog. Der fangt glei mit a Maß Bier oh, aber frisch muaß sein, sonst hots wos! Und so schee staad hot ers an die Niern kriagt. Er sogt nadierli, es kimmt vo da Kältn am Bock drobn, aber mir konns ja wurscht sei. I streit mi da ned rum, wenn i woaß, daß ich recht hob. No, und jetzt hot mei Tante do g'wußt, daß i mi mid die Nadurheilmittel auskenn und a so lang hot s' scho in mi neito und ned hat s' auslaßn, bis i ihr wos gega d' Niern verrodn hob. Wissen S', da ham mir in Schrobnbrunn, wo i dahoam bin, a Wundadokterin g'habt. Zu dera san d' Leit von weither kemma, bis von Amerika, glei mit Zwoaspänna, ganz feine Herrschaftn mit vui Geld. Mein, dees is a scho lang her. D' Wundadokterin hot aba aa alles kuriern kinna. Bal goar nix mehr g'holfa hod, nacha hod s' d' Leit pfeilgrod bis an Krogn in Mist eingrobn lassen. Do is ois vaganga. Dee is aa scho lang g'storbn. An an selberg'machten Tee, hots g'hoaßn. Wia i a jungs Ding war, da war i bei ihr im Dienst, und da hob' i ihr nadierli alles Mögliche abspekuliert, wissen S' scho. ‚Also', sag' i zu meina Tante, ‚jiatz fahrst hoam und kaafst fürn Onkl a bißl an Leinsama, und den kochst eahm auf d' Nacht und den Absud, den gibst eahm zum Trinka, und nacha werd er scho wieda g'sund'. Dees is do deitli gnua, sollt ma moana? Dees vasteht doch a jeds Rindviech, moan i. Aber naa, mei Tante versteht dees no lang ned. Es gibt ebn Leut', die wo aa da dazua no z' deppat san, zum Beispui mei Tante. Wissen S' wos dee to hot? Ma sollts ja ned für menschenmögli haltn! Sie geht her und kaaft glei a Pfund Leinsama oder vielleicht wars aa no mehra, und kochtn im Waschhafa, weils koan gräßan ned g'habt hod. Sie hat si zwar scho denkt, daß' a bißl vui war, aber dafier huifts aa bessa. Guad g'moant hots es ja scho', aba ma derf aa do ned überdreim. Wos amoi z'vui is, dees is einfach z'vui, sog i. Also, der Leinsama geht auf und auf, es werd a solcherna Haufa Bapp, daß da Onkl wahrscheinli überhaupts zuabappt waar, bal er bloß an zehntn Deil davo g'numma hädd. Aba wia nacha d' Tante schee langsam g'sehgn hod, daß dees da Herr Gemahl nia ned ins Mäu nimmt, da hots leida as Denka oh'gfanga. Und wos duad sie? Weil da arme Onkl nix anders mog, als wia a Bier, hod sie si goarned traut, daß wos vom Einehma sogt, sondern hotn in sein Kammerl ins Bett g'legt und hod eahm aus dem ganzn Bapp a Mordsdrumm Wickl g'macht. Ma muaß grod stauna, wia sies nur ferti bracht ham, die zwoa. A hundsheiterne Arbad wars scho, hots zu mir g'sagt, weil der Bapp wia Gummi zum Ohglanga war. Ma hotn bald nimma von die Händ wegbracht. Wissen S', mei Onkl und mei Tante, die ham getrennte Schlafzimma. Ned daß' moana, weil dees modern is, sondern weil da guade Onkl a so greisli schnarcht, daß glei da Putz von da Deckn obafallt. No ja, er is ja aa vo Hachtlfing dahoam. Dees sogt ja alls. Also, da Onkl loßt si alles ganz brav g'falln und ruaßlt ei. Mei Tante is aa ganz z'friedn ins Bett ganga, denkt si nix bees und schlaft aa ei. Bis auf oamoi in da Fruah um a ra fünfe rum muaß' g'wesn sein. Da wachts von an Mordskrach auf, und heart an Onkl aber scho a so unbandi schimpfa und fluacha, als ob eahm as Bierfuhrwerk umg'falln waar. Zuaganga is' im Kammerl drin, hat s' g'sagt, daß sie si bereits ned neintraut hätt. Wias bloß an Spoit aufmacht, schreit er s' glei oh: ‚Ja, geh nur eina, du Rindviech, du saudumms, daß i da oane neihau. Dees hamma vo deina Millibantscharin, daß i ned aufsteh ko. I muaß in d' Brauerei und Bier ausfahrn, du Kruzifixsakra, du ganz misarabliga und überscheiniga. Huif ma do, Rosina, balst siehgst, daß i ned alloa ausn Bett außakimm, sinscht schmeiß i da 's Nachtkastl nauf auf dein saubläädn Kohlrabi!' Wos war bassiert? Mein g'scheide Tante hod den Leinsama-

bapp a wenig stark g'macht g'habt, daß ihrn Herrn Gemahl ganz oafach mit sein Nachthemmad ans Leintuach und 's Leintuach an d' Madratzn und die aa no an d' Bettstatt ohbappt hod, aber scho glei a so grindli, daß alle zwoa g'moant ham, da kimmt er als a Lewendiga nimma außa. Grod als wia a Photographie im Album is er drinna bappt. I hätts ja bloß sehgn wolln, die zwoa, wia sie si zammabutzt ham. Mein, wos de ananda alles g'hoaßn ham, dees muaß scho nimmer schee g'wesn sein. Z'erscht hod da Onkl umg'arbat wiar a Narrischa in da Zwangsjackn. ‚I daschlog d' Bettstatt', hot er blärrt, ‚und nacha kimmst du dro, du Leinsamabluadsau, du malafizische, und nacha daschlag i dei Wundadokterin midsamt ihre Millikibi! Baß nur auf, wann i außa kimm!' Wissen S', i bin eahm von jeher scho unsymbathisch g'wesn wega mein Millig'schäft. Aba ganz a so bläād wars do doch wieda ned, mei Tante. Sie hod oafach d' Tier zuag'haut, und hodn flacka lass'n in sein Voglloam. A Stund drauf, wias nochg'schaut hot, war er scho nimma ganz a so gemeingefährlich und so um siebne is da wuide Mo scho ganz zuatrauli wordn, weil er a so an grausama Durscht von da Aufregung und von seina Schreierei kriagt hod, daß er bald bläckt hädd, bals eahm koa Bier brocht hädd. No, nacha hots an Waschhofa voll warms Wassa gmacht und hodn aufg'woakt und sauba obg'waschn, bis er aus sein verbatztn Flohweiha außagraweln hot kenna. Alloa waar der glatt in sein Bett dahungat. Aber jiatza muaß i an dera ganz'n G'schicht schuid sein, und d' Matratzn soi i eahna a no zahln, moanas! An Dank erwart ma si ja a so ned von die Leit, aber dees Scheenste is, daß da Onkl trotzdem von dera Leinsamakur wieda g'sund wordn is. Von an Dank ko gar koa Red sei, im Geg'nteil, alle zwoa schimpfas üba mi, als obn i bersönli ins Bett neibappt hätt. Die solln no amoi zu mir um a Nadurheilmittl kemma! Nacha kriagns aba oans, daß z'friedn sand, dee Bluatsbande. Da gib i eahna den Tee, der wo da Wundadokterin aa in Himmi einig'holfa hat. Da kennas Gift drauf nehma!"

Im Grünen

(Maçon)



„Hörst du die Lerche ganz hoch oben, meine Gerda?"
„Naa — Klaus-Rüdiger, i hör nur a Weps!"

Nel verde: "Non senti, Gerda mia, l' allodola lassù, in alto, in- alto?„ — "Ma no, Klaus-Rüdiger, sento soltanto una vespa!„

Idylle champêtre: „Entends-tu l'alouette tout là-haut, ma Géraldine?" — „Non, Klaus-Rüdiger, je n'entends que le bourdonnement d'une guêpe."

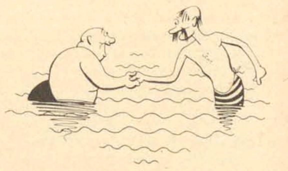
Charlotte – was ist das?

Von Hans Karl Breslauer

„Es handelt sich um meine Frau!" sagte Herr Zirnbichler zu dem jungen Mann, mit dem er im Kaffeehaus saß. „Meine Frau ist vor drei Tagen nach Wien gefahren, wo sie ihre Freundin Irene besucht, und von Wien fährt sie nach Salzburg. Da mir aber nun mein Freund Klausner gesagt hat, daß er für längere Zeit verreisen will —"
„Das ist verdächtig!" Der junge Mann legte die Stirne in Falten wie ein nachdenklicher Dackel. „Äußerst verdächtig sogar!"
„Eben dasselbe habe ich mir auch gesagt!" Herr Zirnbichler unterdrückte einen schweren Seufzer. „Man sagt sich so manches, wenn man in ein gewisses Alter kommt und eine junge Frau hat! Und deshalb sollen Sie meine Frau beobachten!"
„Nichts einfacher als das. Sie geben mir die Hoteladresse der Frau Gemahlin —"
„Die wird sie mir erst schreiben. Ich halte es für sicherer, wenn Sie meinen Freund Klausner nicht aus dem Auge lassen, und ihm nachfahren wohin er fährt —" — „Das geht allerdings auch!"
„Hier ist das Bild meiner Frau!" Herr Zirnbichler zog ein Photo aus der Brieftasche und der junge Mann sagte bewundernd:
„Bezaubernd! Eine pikante Brünette! Dieses Gesicht merkt man sich fürs Leben... Danke! Und wo kann ich Herrn Klausner sehen?"
„Er muß jeden Augenblick kommen. Ich habe ein Rendezvous mit ihm. Vielleicht setzen Sie sich, damit ihm nichts auffällt, an einen anderen Tisch, dann können Sie ihn ungestört beobachten. Und daß ich nicht vergesse, hier ist der besprochene Spesenvorschuß — und wenn Sie mehr Geld brauchen, depeschieren Sie mir!"
Zwei Tage später saß der junge Mann in demselben D-Zug, der Herrn Klausner nach Wien brachte, ließ eine Woche vergehen und kam endlich frisch und wohlgenährt wieder zurück.
„Verehrter Herr Zirnbichler", er drückte seinem Auftraggeber die Hand, „Ihr Verdacht war vollkommen unbegründet. Ihr Freund wurde in Wien von einer Blondine erwartet, mit der er sich jetzt amüsiert. Von der Frau Gemahlin war weit und breit keine Spur zu sehen! Sie gestatten, daß ich Ihnen meine Spesenrechnung überreiche... Und wenn Sie wieder einmal etwas benötigen sollten — die Detektei Smart ist immer bereit!"
Strahlend vor Freude holte Herr Zirnbichler nach endloser Strohwitwerzeit die Gattin von der Bahn ab, erfüllte ihr, das unangebrachte Mißtrauen drückte ihn schwer, tausend kleine und hundert größere längstgehegte Wünsche und fühlte sich im siebenten Himmel, als er eines Tages in Frau Charlottes Reiseköfferchen eine Photographie entdeckte.
„Charlotte", sagte er verdutzt, „wer ist das?"
„Ich!" lachte Frau Charlotte, „wer sollte es sonst sein?"
„Du — du —" stotterte Herr Zirnbichler versteinert, — „das ist ja schrecklich!"
„Nicht wahr?" wurde Frau Charlotte übermütig. „Ich sehe auf dem Photo wirklich abscheulich aus. Das war so eine verrückte Idee von Irene! Sie überredete mich zu diesem Unsinn, bevor ich nach Salzburg fuhr... Aber in Salzburg ließ ich mich doch wieder auf Schwarz zurückfärben — dieses Platinblond sah ja gottserbärmlich aus!"

Schicken Sie
den „SIMPLICISSIMUS"
- wenn Sie ihn gelesen haben -
an die Front!

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich bin ein paar Tage an der Ostsee gewesen. Das Schrecklichste, was mir dort passiert ist, war folgendes:
Ich bade. Alle Leute, die da um mich herumhüpfen, tragen Gummitiere im Arm, Seeschlangen, Nußknacker, Walfische oder Dinosaurier. Mitten im Wasser lerne ich den Bankier B. kennen. „Freut mich sehr", sage ich, „schönes Wetter heute, das Wasser ist fast zu warm, nicht wahr? Aber warum schleppen Sie da eigentlich immer so ein scheußliches Gummitier mit sich herum?" „Das ist kein Gummitier", sagt der Bankier, „das ist meine Frau!"

*

Ich lebte in einer kleinen Stadt und war mit dem Bahnhofsvorstand gut befreundet. Eines Tages begann er zu kränkeln und konnte die Ursache seines Leidens nicht finden.
„Wie steht es denn mit der Verdauung, Vorstand?", fragte ich. Er winkte ab:
„Da fehlt sich nichts — die ist seit Jahren so vortrefflich, daß meine Leute die Bahnzeit danach stellen!"

DER REGEN / VON ANTON SCHNACK

Es fiel der Regen auf die Bauernstraßen,
Nur so viel, daß ein Staub aufflog.
Und auf den Drähten kleine Vögel saßen,
Die Wolke war gering, die südwärts zog.
Die Sträucher, angefeuchtet, brauten bitter.
Es war ein Nachmittag der späten Schnitter.

Es schlug der Regen auf die trägen Flüsse,
Vom Windgewitter heulend überrannt.
Die Tropfen klatschten, dicke Wassernüsse,
Und malten einen Farbenbogen an den Himmelsrand.
Es war die Zeit der blauen Abendstunde,
Der Fischer zog die Angel aus dem tiefen Grunde.

Es klopfte Regen an behauchte Scheiben
Sein wildes Himmelswort:
Willst du im Zimmer der Versäumnis bleiben?
Willst du nicht blindlings fort?
Es gibt die Männer, die am Wirtstisch karten,
Es gibt Geliebte, die im Regen warten.

Es rann der Regen über das Gewirr der Dächer,
Wir saßen unter ihnen faul beim Lampenlicht
Und träumten halb gelangweilt in den Strahlenfächer,
Zu hören, was der große Regen spricht,
Und anderswo am Fenster, heimatferne,
Suchte die Weinende das Licht der unsichtbaren Sterne.

DIE SIRENE VON PARAGGI

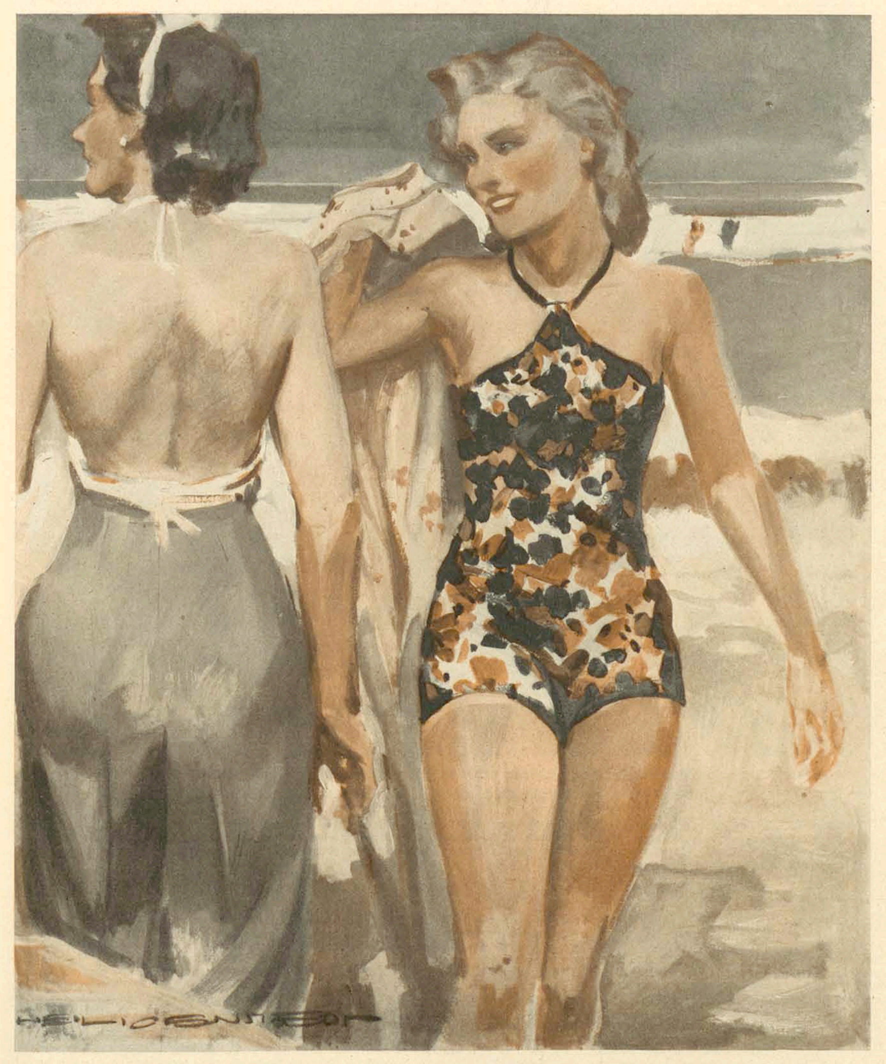
VON MASSIMO BONTEMPELLI

Heute morgen ist die Luft ein wenig kühl, das Meer ein wenig grau. Immerhin stehen am Strande von Paraggi die Damen und Herren im Badeanzug herum; aber niemand ist ins Wasser gegangen.
Auf offener See fährt ein weißer Kutter vorüber; er ist von der Landzunge von Caiega gekommen, und, scharf auf einer Seite liegend, hat er direkten Kurs nach links genommen. Plötzlich schießt aus der versteckten Bucht von Niasca ein kreischender Außenbordler hervor, spritzt mit seinem abgestutzten Schwanze das Wasser auf das heftigste nach allen Seiten, und in einem wahren Rausche von Schaum verschwindet er hinter dem Castello.
Das Wasser wird von neuem flau und etwas finster. Die Wasserfläche ist menschenleer. Über die Wasserfläche streicht ein Erschauern; auch die Herren und Damen am Strande erschauern. Seine Exzellenz kratzt sich den Bart; er hält Zirkel; er blickt zum Himmel und beklagt sich, weil es in seinem Hotel seit drei Tagen keine Fische gegeben hat.
„Auch nicht in den anderen, Exzellenz. Seit drei Tagen hat man keinen Fisch mehr gefangen. Die Fischer sind verzweifelt."
Die Gattin Seiner Exzellenz ist jung und hat einen feinen Hals. Sie neigt ihren Kopf ein wenig auf dem Halse und sagt mit süßer Stimme:
„Daniele hat mir erzählt, daß er gestern dort, nahe einem Felsenriff" (sie zeigt mit der Hand ungefähr nach der Seite, aus welcher der Seewind kommt) — „eine Sirene gesehen habe, die für einen Augenblick aus den Wellen auftauchte und sofort wieder verschwand. Wenn Sirenen kommen, fliehen die Fische."
„Das ist ein Glaube der antiken Völker", erklärte ein Professor des Zirkels. „Homer und Virgil erwähnen ihn nicht, aber in einem noch ungedruckten Kommentar zur Odyssee, den ich in einem Papyrus des Oxyrinkos entdeckt habe, ist klar gesagt, daß die Fischer in Zeiten schlechten Fischfanges die Flucht der Fische der Anwesenheit irgendeiner Sirene zuschreiben."
Seine Exzellenz zuckte die Schultern. Ein Jüngling sagte: „Hier haben wir die Sirenen", und zeigte auf die Damen im Kreise; aber er erntete keinen Dank von ihnen. Die Gattin Seiner Exzellenz blickt mit sehnsüchtigen Augen zum Himmel und denkt an Daniele, der die Sirene gesehen hat.
Inzwischen wurde der Himmel grauer als das Meer.
Jetzt erschien der Außenbordler wieder, der hinter dem Castello verschwunden war; er kam zurück, aber in viel langsamerer Fahrt. Er fuhr unter Wind am Kutter vorbei, der sich seewärts entfernte und sprunghaft und eilend nach der Spitze von Caiega fuhr. In unregelmäßigen Schlägen klopfte das flache Schiffsende auf das Wasser, das anhub, unruhig zu werden. Vom Motor kamen kleine, unruhige Geräusche, die in der traurigen Luft ermattet hinstarben.
Plötzlich sprang die Gattin Seiner Exzellenz mit einem Schrei auf. Kreideweiß streckte sie ihren weißen Arm nach der Mitte des Meeres zu und stammelte: „Da, da ist sie!"...
Alle am Strande Versammelten blickten auf sie, und dann blickten sie zur Mitte des Meeres.
Mitten in der schrägen Linie, die sich über das Meer von der Spitze der Landzunge von Caiega zur Spitze von Castello zieht, war aus dem Wasser ein Kopf aufgetaucht, der unbeweglich stehen blieb.
Es war ein Frauenhaupt, und es schaute ins Weite. Das Grau der Luft sowie die Bewegung kleiner, sie umgebender Wellen machten es schwer, sofort die Züge der einsamen und verwegenen Schwimmerin zu unterscheiden. Man sah wohl, daß sie blond war. Und daß ein fest gewundener Haarknoten von einem Netz gehalten wurde, das ihr auf den Hals herabhing. Sie blickte mit großen, erschrockenen Augen um sich, aber bewegte sich nicht von der Stelle.
„Die Sirene", murmelte die Gattin Seiner Exzellenz. — „Unsinn! Eine unvorsichtige Schwimmerin. Sie muß aus der Richtung Portofino gekommen sein."
„Kennt sie jemand?"
Jetzt schien die erstaunte Schwimmerin ein Geräusch zu ihrer Rechten zu hören. Wie herumgerissen drehte sie sich um gegen den Außenbordler, der seinerseits langsam näher kam. Für einen Augenblick tauchte eine nackte Schulter auf. Ihre großen Augen wurden noch erstaunter. Der Außenbordler kam ihr ganz nahe. Er schien sie gar nicht zu bemerken. Er war nahe daran, sie zu überfahren, und die Herren und Damen am Strand schrien, um sie zu warnen.
Sie aber blickte nur verwundert zum Strande und bewegte sich nicht.
Die Spitze des Außenbordlers erreichte ihren Hals; der Kopf der Frau verschwand; man unterschied in diesem Augenblick nicht, ob sie selbst untergetaucht war, oder ob er sie hinuntergedrückt hatte. Der Außenbordler setzte seinen Weg fort. Den Zuschauenden stockte vor Angst der Atem; es vergingen endlose Sekunden, verzweifelte Minuten.
Sogleich gingen Boote in See, und unter einem Himmel, der von Stunde zu Stunde schwärzer wurde, suchte man lange mit Loten das bewegte Wasser ab, — aber man fand nichts. Es wurde an alle benachbarten Badeorte telefoniert, aber nirgendwo vermißte man einen Badegast. Während des ganzen Restes dieses Tages sprachen die Badegäste von Paraggi von nichts anderem, als von dieser seltsamen Erscheinung, die Seine Exzellenz als „Kollektiv-Halluzination" festnagelte.
Die Gattin Seiner Exzellenz sowie fast alle Frauen und Mädchen am Strande von Paraggi hatten in dieser Nacht seltsame, wirre Träume — — —
Als man am nächsten Morgen erwachte, regnete es; alle Badegäste blieben in ihren Hotels, Pensionen oder Villen, um Bridge oder Ping-Pong zu spielen. Als man sich um zwölfeinhalb zu Tisch begab, hatte Seine Exzellenz eine Freude. Der Geschäftsführer näherte sich ihm und sagte: „Exzellenz, endlich haben wir Fisch!" Hinter ihm präsentierte der Kellner eine große Platte mit Stücken wundervollen, braungebratenen Fisches.
Der Geschäftsführer fuhr fort: „Sie haben ihn heute nacht draußen vor San Fruttuoso mit Harpunen gefangen. Ein Riesenfisch, anscheinend. Die eine Hälfte haben sie uns verkauft und die andere dem Splendid."
„Was für Fisch ist es?"
„Man weiß es nicht genau; es muß ein Fisch aus anderen Meeren sein, der sich zufällig durch irgendwelche Strömung hierher verirrt hat."
„Bringen Sie mir den Kopf", befahl Seine Exzellenz — „am Kopf erkenne ich jeden Fisch jeden Meeres."
„Der Kopf ist nicht mehr da. Die Fischer erzählten, daß sie mit der Harpune gerade den Kopf getroffen hätten, der dadurch zerstört wurde. Sie haben den Fisch schon in Stücke zerlegt angebracht."
Die Gattin Seiner Exzellenz ißt keinen Fisch.
Alle anderen finden ihn köstlich, mit einem angenehmen, fremdländischen Aroma. „Ein erstaunliches Aroma", erklärte Daniele, der zwei Tischchen entfernt von Seiner Exzellenz saß.
Am nächsten Tage waren Meer und Himmel wieder wunderschön, und in allen Hotels, Pensionen und Villen wurden allerfeinste gebackene Tintenfischchen serviert.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

Malschule (Hanna Nagel)

Beruhigend

(K. Helligenstaedt)



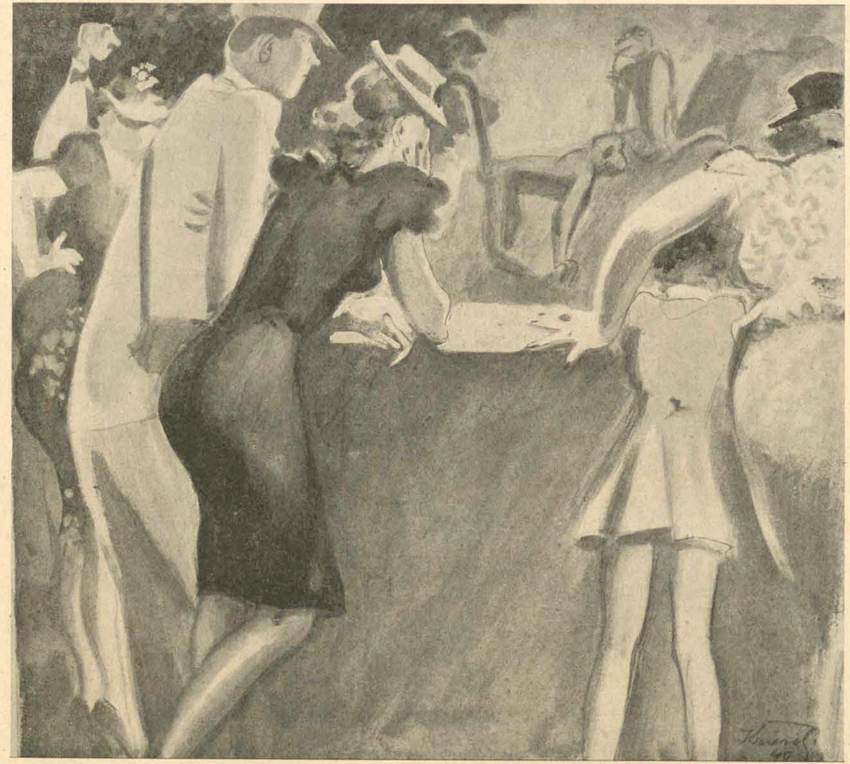
„Ihr Mann tobt ganz draußen mit meiner Freundin. Die ist eine gute Schwimmerin, da kann ihm nichts passieren . . .“

Tranquillizzante: "Vostro marito fa laggiù in fondo il diavolo a quattro colla mia amica. Ella è buona nuotatrice e a lui non può toccar nulla . . .!„

Rassurant: „Votre mari folâtre là-bas avec mon amie . . ., mais comme elle est bonne nageuse, il ne peut rien lui arriver . . . !"

Affenliebe

(R. Kriesch)



„Schau mal, Kurt, wie dieses Weibchen da drüben um den alten Affen rumtanzt und brüllt — die macht ihm ja eine richtige Szene!" — „Aber, Renate, so was pflegst du doch sonst eine ganz ruhige, freundliche Erklärung zu nennen!"

Amore di scimmie: "Guarda un po', Kurt, come quella scimmiottina danza ed urla attorno a quel vecchio scimmiotto! Essa gli fa certo una brutta scenata!„ — "Ma di solito, Renata, tu chiami ciò una calmissima e amorevole dichiarazione.„

Amour aveugle: „Vois donc Conrad, comme cette femelle tourne et crie autour du vieux singe — elle lui fait une véritable scène!" — „Mais Renée, d'ordinaire tu appelles celà une explication amicale et tranquille!!"

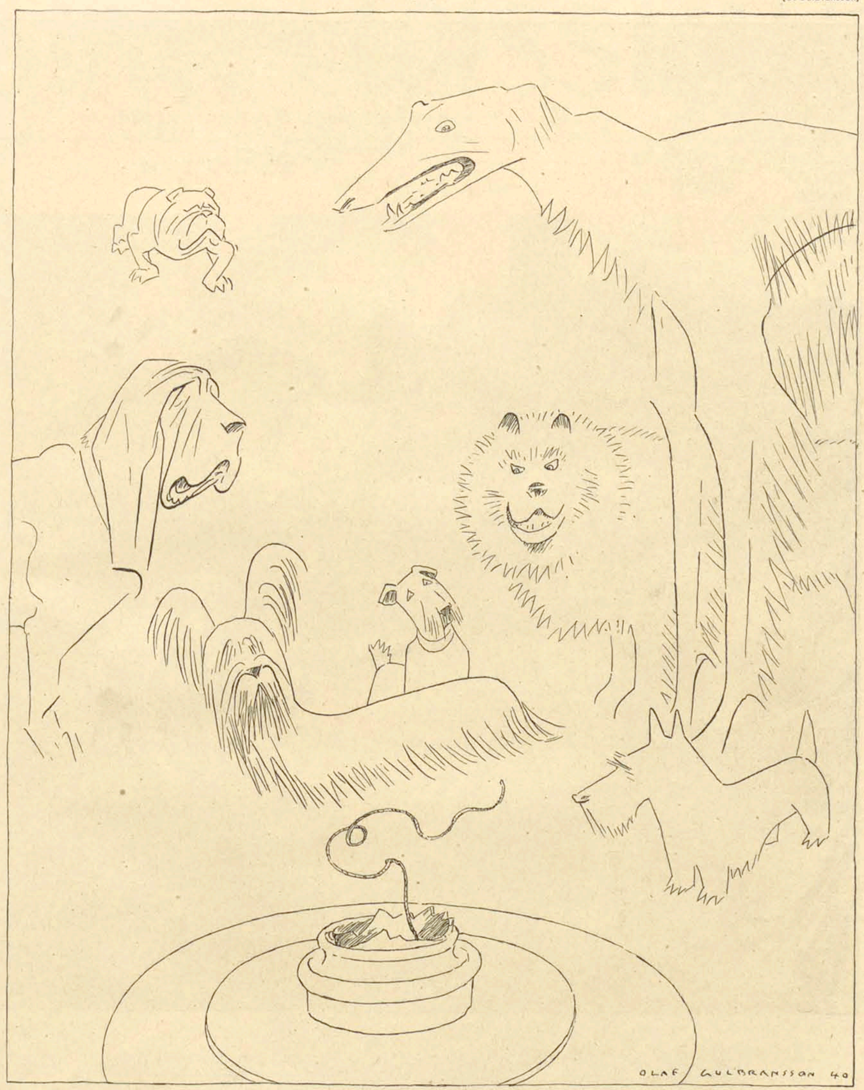
MEIN FREUND JOHANNES

Johannes und ich brauchten ein Zelt. Und zwar sofort. Es sollte 20.— Mark kosten. Wir hatten nur 10.— Mark. Eine Weile grübelten wir, was da zu machen sei. Dann hatte Johannes eine Idee.
„Komm, wir gehen zu Martin", sagte er.
Zweifelnd ging ich mit. Ich wußte, daß Martin grundsätzlich nichts verpumpte, wenn er das auch nie direkt sagte, sondern immer Ausreden erfand. Wir trafen ihn in seinem Garten. Ich fand es ungeschickt, daß Johannes gleich anfing:
„Sag mal, Martin, könntest du mir für eine Woche 10.— Mark leihen?"
„Ich habe leider im Augenblick gar kein Geld bei mir", sagte Martin bedauernd. „Sonst natürlich gerne." „Da könnte ich Abhilfe schaffen", sagte Johannes. „Hier, ich leihe dir 10.— Mark."
Erstaunt nahm Martin das Geld. — „Und nun?"
„Nun kannst du mir ja 10.— Mark leihen, nicht wahr?" sagte Johannes lachend und nahm ihm den Schein wieder ab.
„Daß du immer Witze machen mußt!" rief Martin und lachte erlöst mit.
Johannes schüttelte ihm die Hand.
„Also besten Dank und auf Wiedersehen. Wir kommen nachher nochmal vorbei." —
„Und nun, Johannes?" fragte ich. „Ich verstehe nicht ganz. Es sind doch immer noch nicht mehr als 10.— Mark!"
„Warte bis nachher!" sagte Johannes ruhig und fing an, von anderen Dingen zu reden.
Zwei Stunden später waren wir wieder bei Martin.
„Na", begrüßte der uns, „was habt ihr euch nun wieder für einen Spaß ausgedacht?"
„Einen Spaß eigentlich nicht", sagte Johannes. „Ich wollte dich bitten, mir die 10.— Mark wiederzugeben, die ich dir erst geliehen habe."
Martin war einen Augenblick sprachlos. Dann lachte er los: „Das ist wirklich ein Spaß!"
„Kein Spaß, Martin. Tiefer Ernst. Ich brauche das Geld dringend", sagte Johannes. So ruhig und unbetont, daß Martin das Lachen verging.
„Aber zum Teufel, ich hab dir dann doch auch 10.— Mark geliehen! Das gleicht sich doch aus!" schimpfte er.
„Ich bat dich, sie mir für eine Woche zu leihen. Dem hast du nicht widersprochen. Für die Rückgabe der 10.— Mark, die ich dir lieh, haben wir keinen Termin abgemacht. Ich nahm an, daß du Ehrenmann genug wärest, sie mir wiederzugeben, sobald ich sie verlange", sagte Johannes freundlich. — — Eine Stunde später haben wir dann das Zelt gekauft. Zu Martins Ehre sei gesagt, daß er zur Einweihungsfeier kam und sogar zwei Flaschen Wein mitbrachte. (J. Bieger)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Eisenmangel in London

(O. Gulbransson)



„Du sag mal, Gipsy, hier war doch gestern noch so ein schöner Laternenpfahl! Sollten unsere Herren Angst vor Laternen bekommen haben?“

Mancanza di ferro a Londra: "Dimmi un po', Gipsy, non c'era qui ieri un bel palo di ferro con lanterna? Che i nostri padroni abbiano forse preso paura delle lanterne?„

Pénurie de fer à Londres: „Dis donc Gipsy, il y avait pourtant ici, hier encore, un superbe bec de gaz? Est-ce que nos maîtres craindraient la lumière maintenant?"

Ernte

(Wilhelm Schulz)



Hat noch der Feind drauß' in der Welt
Sich nicht vor uns verzogen,
Ist doch die Heimat gut gestellt,
Man sieht das Kornfeld wogen.
Wächst überall uns zu das Brot,
Wer denkt da viel an Sorg und Not?

Und breitet ihren gold'nen Schal
Die Mutter Sonne wieder
Vom Himmel hoch hinab ins Tal,
Ertönen frohe Lieder.
Da kommt ein schöner Erntetag,
Deß' alt und jung sich freuen mag!

Wilh. Schulz

München, 25. August 1940
45. Jahrgang / Nummer 34

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die wahre Liebe

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn er jetzt noch nichts merkt . . , ich habe den ganzen Brief mit dem roten Farbband geschrieben . . !"

Il vero amore: "Che non s'accorga nemmeno adesso di nulla!?... Ho scritto l'intera lettera col nastro rosso...!„

Le véritable amour: „S'il ne s'en aperçoit pas cette fois...! J'ai écrit toute la lettre au ruban rouge!"

DER STAMMKUNDE

Erstens: Ich bin Stammkunde bei Herrn Weinigl. Wenn man Stammkunde bei Herrn Weinigl ist, braucht man nicht zu sagen, was man haben will. Man kommt in den Laden, grüßt und stellt sich einfach hin. Sobald man dran ist, greift Herr Weinigl unter den Ladentisch und holt die Schachtel mit den Stammzigaretten hervor. Man reicht ihm das Geld hinüber, und Herr Weinigl dreht an der Ladenkasse bis es klingelt. Man grüßt wieder und geht. Herr Weinigl könnte gewiß auch hinter sich greifen in das Regal, wo dieselben Zigaretten stehen. Aber nein, das tut er nicht. Der Stammkunde kann verlangen, daß seine Zigaretten unter dem Ladentisch hervorgeholt werden. Das hat etwas Geheimnisvolles, etwas von Bevorzugung. Es hat etwas Bodenständiges, Stammkunde zu sein, mit Erdgeruch hätte ich fast gesagt, wenn der Laden des Herrn Weinigl nicht auf dem Asphalt stünde.

Zweitens: Ich habe gewaltigen Respekt vor Polizisten. Ich habe diesen Respekt von Kindheit an, denn ich habe immer gemeint, wenn ich eine Fensterscheibe eingeschmissen hatte, so würde das jeder Polizist merken und gleich zur Verhaftung schreiten. Früher habe ich mal in einem Hause gewohnt, in dem auch ein Polizist wohnte. Einmal traf ich den Schutzmann auf der Treppe, in einer Hausjoppe. Ich hatte mir nie gedacht, daß Polizisten manchmal eine Hausjoppe anhaben könnten, auch nicht, wenn sie Bier holen. Sie werden fragen, was das Erstens mit dem Zweitens zu tun hat. Nun, erstens hat Erstens und Zweitens häufig nichts miteinander zu tun, und zweitens hat es in diesem Falle sehr viel miteinander zu tun, denn als ich heute morgen in meinen Zigarettenladen kam, stand dort ein Polizist hinter dem Ladentisch. Was Sie jetzt denken, ist nicht. Der Polizist war Herr Weinigl selbst, der zur Hilfspolizei eingezogen war und gerade Urlaub hatte. Ich grüßte natürlich strammer als sonst. Ich kann nur Gutes von Herrn Weinigl berichten, er holte mir die Zigaretten wieder unter dem Ladentisch hervor. Mit erhobenem Haupte verließ ich das Geschäft. Ich bin jetzt Stammkunde bei einem Polizisten und das kann nicht jeder von sich sagen. Foitzick

Ferien / Von Ratatöskr

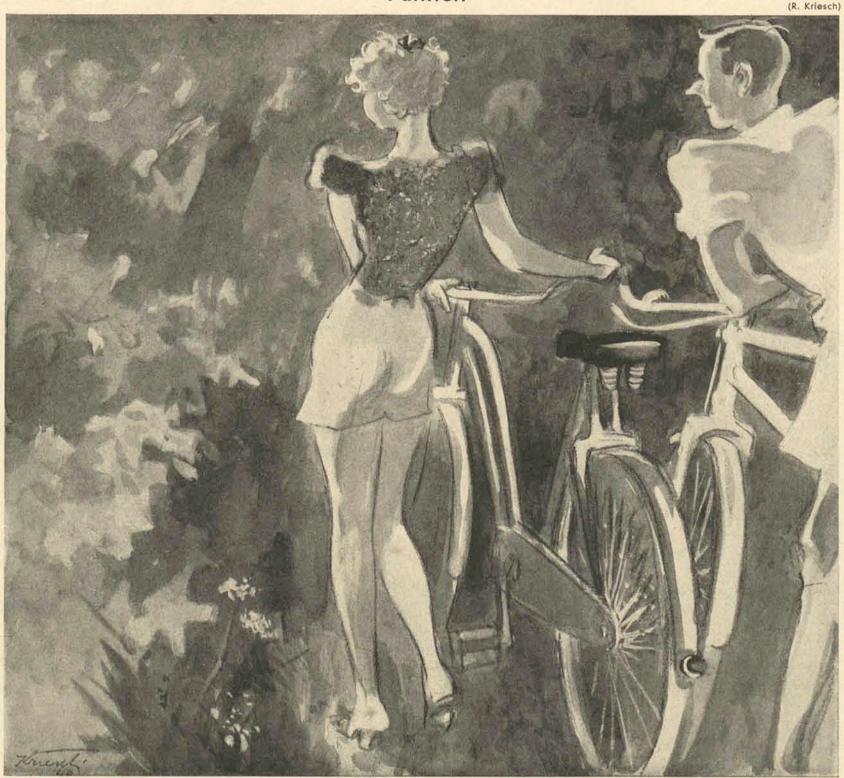
Aus einer schattenkühlen Stube
ins sommerliche Land zu sehn,
in einer alten Kieselgrube
nach wunderlichen Steinen spähn,

am Fluß, weit draußen in den Auen,
wo niemand promenierend spukt,
den Schmetterlingen nachzuschauen,
dem Wasser, das da rinnt und gluckt ...

wie tut das wohl! — Vom vielen Lesen,
vom vielen Hören ward man dumm.
Als Mensch beginnt man zu genesen
und löst sich sanft vom Publikum.

Pannen

(R. Kriesch)



„Ich glaube, wir haben uns verfahren, hier kommen wir nicht so bald raus!"
„Komisch - in diesem Wald pflegte Werners Auto immer 'nen Vergaserbrand zu kriegen!"

Panne: "Credo che ci siamo smarriti; non usciremo sì presto fuori di qua!„ — "Strano! Proprio in questo bosco l'automobile di Werner prendeva di solito fuoco al carburatore!„

Panne: „Je crois que nous nous sommes trompés de chemin; de là nous ne sortirons pas de sitôt!" — „C'est drôle! C'est toujours dans cette forêt que l'auto de Werner avait des retours de flamme au carburateur!"

Duff Coopers Erfolg

(E. Thöny)



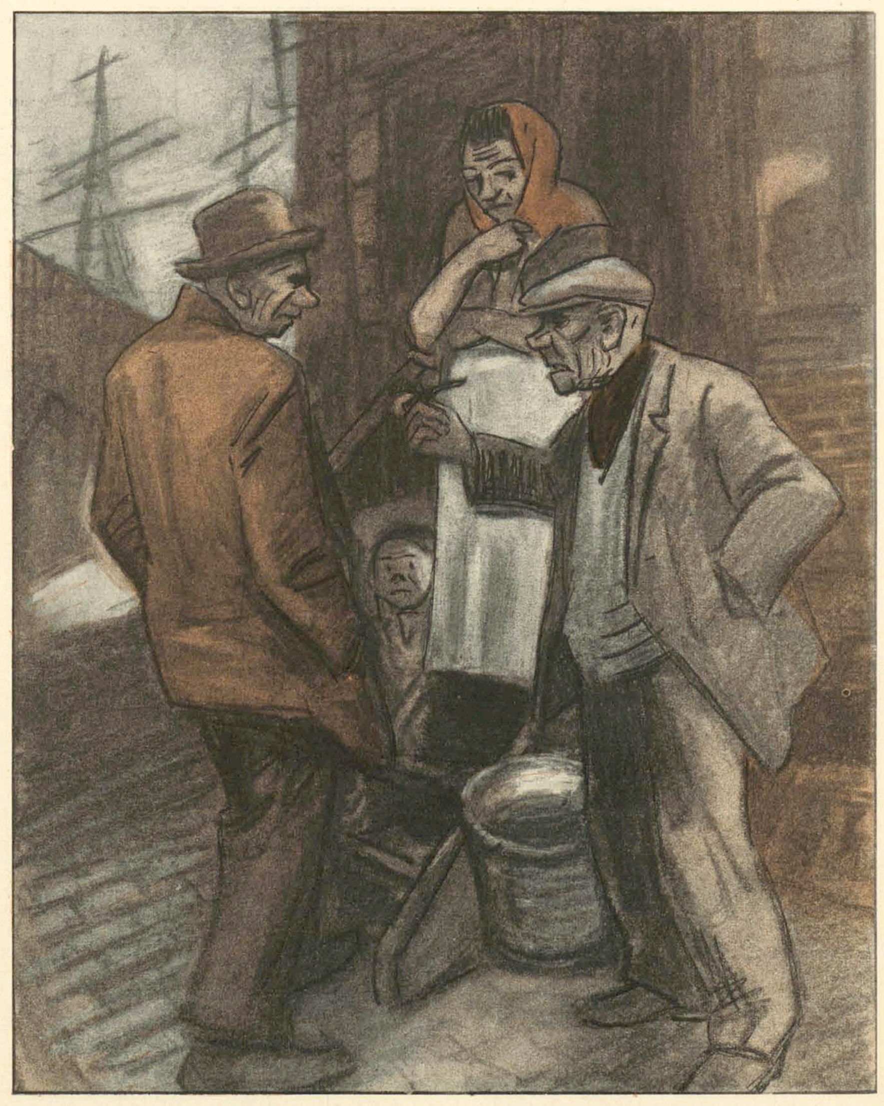
„Endlich ist es soweit, daß das Volk das Gegenteil unserer Berichte glaubt. Wir könnten also von jetzt ab ruhig die Wahrheit berichten!"

Il successo di Duff Cooper: "Finalmente si è giunti a tanto che il popolo crede il contrario dei nostri bollettini. Potremmo quindi d' ora innanzi riferire tranquillamente la verità.„

Les succès de Duff Cooper: „Enfin, nous avons réussi! Le peuple croit le contraire de ce que nous publions. Donc dès aujourd'hui, nous pouvons tranquillement dire la vérité!"

In den Slums von London

(Wilhelm Schulz)



„Kinder, ich sage euch, es steht schlecht um England, der reiche Hausherr hat heute meinen Gruß erwidert!"

Negli slums di Londra: "Ragazzi, ve lo dico io, all' Inghilterra la va male; il ricco padrone di casa oggi ha ricambiato al mio saluto!„

Dans les bas-fonds de Londres: „Eh bien! Mes enfants, ça va mal en Angleterre; aujourd'hui notre riche propriétaire m'a rendu mon salut!"

Die Rache der Lady

(O. Gulbransson)



„Ich wünschte nur, daß der blonde Bursche aus Garmisch hier landen müßte, der mich vor zwei Jahren so hat abblitzen lassen!“

La vendetta della Lady: "Desidererei soltanto che dovesse approdare qui quel biondo giovinotto di Garmisch che due anni fa mi lasciava con un palmo di naso!,,

La vengeance de Milady: „Tout ce que je désire, c'est que le blond de Garmisch qui m'a si bien éconduit il y a deux ans, soit obligé d'atterrir ici!"

Feldzug gegen die Fliegen

Von Dr. Hans Harbeck

Jahrelang lebte ich als tumber Tier- und Menschenfreund dahin. Meine garantiert friedfertige Gemütsart wurde teils bewundert, teils belächelt. Kam ein Bettler an meine Tür, so halbierte ich nach dem rührenden Beispiel der Legende meinen Rock und gab die bessere Hälfte dem Bedürftigen. Verabfolgte einer meiner Feinde mir einen Backenstreich, so hielt ich ihm die andere Backe hin und war bitter enttäuscht, wenn der verblüffte Widersacher von dem zweiten Streich Abstand nahm. Nie hätte ich es übers Herz gebracht, einer Fliege ein Haar zu krümmen. Mein Wahlspruch war: Fliegen und fliegen lassen!

Mit tiefem Befremden hörte ich die Geschichte von dem Schauspieler und Ritter Possart. Als dieser einst in der Rolle des Cäsar hinter den Kulissen auf sein Stichwort wartete, setzte sich unvermutet eine Fliege auf seine Römernase. Völlig fassungslos und im Innersten entsetzt, herrschte der gewaltige Mime das Tierchen an: „Nanu, wohl verrückt geworden?!" Ich verstehe solchen Hochmut nicht. Der Gott, der Fliegen wachsen ließ, der wollte keinen Kastengeist.

*

Im Sommer freilich nahm die Zutraulichkeit meiner geflügelten Freunde abenteuerliche Formen an. Ich wohnte in einem Milieu, dem Kuhställe und Düngerhaufen ihren charakteristischen Stempel aufdrückten. Die ganze Landschaft war in ein Aroma gebettet, das darnach angetan war, die Fliegen zu einem Höchstmaß von Lebensbejahung zu begeistern.

In eine Wolke von summenden Fliegen gehüllt, schritt ich mühsam fürbaß. Wohl machte ich den Versuch, meine allzu zärtlichen Begleiter sanft abzuschütteln. Es nützte nichts. Die munteren Wesen hatten mich durchschaut.

Bis ins Schlafzimmer folgte mir ein besonders hartnäckiger Trupp als unerwünschte Leibgarde. Vergebens zog ich wie Onkel Nolte die karierte Decke über den Kopf. Ich fand keine Ruhe. Das ohrenbetäubende Konzert der Plagegeister hielt mich wach.

Obwohl der Tierfreund in mir sich sträubte, sann ich auf Abwehrmaßnahmen. Nach einigen mißlungenen Experimenten heckte ich ein verblüffend wirkungsvolles Verfahren aus.

Hatte sich eine Fliege an der Zimmerwand angesiedelt, so nahm ich ein leeres Wasserglas, pirschte mich auf unhörbaren Sohlen heran und stülpte das Glas auf das ahnungslose Tier. Nun schob ich eine Ansichtspostkarte zwischen Wand und Glas, und die Fliege befand sich in einem transportablen Käfig.

Ein Angehöriger eines wilden Volksstammes hätte die arme Gefangene ausgehungert oder mit ein paar wuchtigen Keulenschlägen zur Strecke gebracht. Nicht so ich. Behutsam trug ich das Glas nach draußen, entfernte die Karte und schenkte der Fliege die Freiheit beziehungsweise der Freiheit die Fliege.

Wieder im Zimmer angelangt, setzte ich die friedliche Jagd fort. Stundenlang pirschte ich mich heran, fing, ging in den Garten und öffnete das Glas. Eine Fliege nach der andern wurde an die Nachtluft befördert, ohne daß sich die Zahl meiner lästigen Mitbewohner verringerte.

Ich kam mir wie Schillers Taucher vor, der immer wieder in den gräßlichen Schlund hinabgeschickt wird. Mir schwante Fürchterliches.

Und eines Tages entdeckte ich, daß sich die jeweils von mir befreite Fliege, teils aus übergroßer Anhänglichkeit, teils aus Hinterlist, an meine Rockschöße geheftet hatte und solchermaßen mit mir in das Zimmer zurückgekehrt war.

*

Meine Beziehungen zu dem munteren Fliegenvölkchen traten in ein kritisches Stadium, als ich

Der Tag verklingt

Von Fritz Christoph

Noch einmal beugt die Magd sich zu der Erde
und legt die Garbe, sich an ihr zu kühlen,
des Tages letzte Arbeit, an die Brüste.
Als ob sie nächtlich danach darben müßte,
läßt sie das Brot den warmen Herzschlag fühlen
und trägt die Last dem Bauer ans Gefährte.

Dann nimmt der Abend sanft das Lied der Lerche
aus blauer Höhe. Und durch das Getürme
läßt einmal noch die Stadt herüber grüßen.
Indes die Berge schon ins Dunkle fließen,
jagt oben noch ein Rudel loser Stürme
die weißen Wolken heimwärts in die Pferche.

Nun kommt die Glocke mit metallnem Schwingen,
die Bauern vor dem Dorfe zu begrüßen,
das harte Poltern in den engen Gassen
mit ihrem Tönen mildernd zu umfassen.
Und wenn sich dann die breiten Tore schließen,
läßt sie den Tag an ihrer Brust verklingen.

EMPFEHLT DEN SIMPLICISSIMUS

aus Zeitschriften und Zeitungen erfuhr, daß meine harmlos summenden Stubengenossen mit den Bakterien unter einer Decke steckten. Man machte mir klar, daß die Fliege nur deshalb so eifrig ihre Flügel putzt, weil sie unter der Last der an ihr haftenden Krankheitserreger zusammenzubrechen droht. Es sei, so versicherten die Sprachröhren der öffentlichen Meinung, dringend am Platze und an der Zeit, zu einem Kreuzzug gegen die Fliegen aufzurufen!

Ich ließ mich nicht vergebens rufen. Wie einst Tartarin den afrikanischen Löwen auf den Leib rückte, so machte ich gegen die europäischen Stubenfliegen mobil. Ich stellte mich vor den Spiegel und übte furchterregende Grimassen. Ich zitterte vor mir selbst.

Als gewohnheitsmäßiger Kinobesucher kannte ich Tom Mix und fertigte mir daher aus Bindfäden ein Lasso an, mit dem ich die Fliegen aus dem Hinterhalt zu erlegen hoffte. Nachdem bei diesen kriegerischen Veranstaltungen mein halbes Mobiliar in die Brüche gegangen war, wendete ich andere Methoden an.

Ich machte von meinem Handstock Gebrauch, bis er zersplitterte, und feuerte mit einem von Gustav Adolf abgelegten Karabiner ganze Salven ab, bis die Zimmerwände nur noch aus Löchern bestanden. Der Erfolg war bescheiden.

Schließlich sagte ich mir, daß man die Waffe dem zu jagenden Wild anpassen müsse, und benutzte herrenlose Stecknadeln als Wurfgeschosse. Auf einen subtilen Klotz gehört ein subtiler Keil!

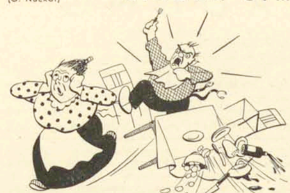
Ich griff die Fliegen mit meinen Miniaturlanzen kunstgerecht an. Es war ein artistischer Genuß, mich dabei zu beobachten. Nie traf jemand mit größerer Sicherheit vorbei.

Und dennoch konnte ich harter Mann einen Volltreffer buchen.

Als der Direktor Bullerich mein Zimmer betrat, um mir die bevorstehende Uraufführung meiner Pantomime „Die letzte Fliege" anzukündigen, fiel er, von einer meiner Lanzen versehentlich durchbohrt, tot auf den Fußboden. Der schnell herbeigerufene Arzt konstatierte einen Blattschuß.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich wohnte zur Untermiete in Halberstadt. Aus dem Eßzimmer meiner Hausleute drang um die Mittagsstunde ein Mordslärm. Der Mann schrie. Die Frau heulte. Erschrocken eilte ich hinüber. Ich öffnete kaum die Tür, da flog mir ein Stück Braten mitten ins Gesicht. Die Soße lief mir direkt in den Mund. Der Hausherr kam sofort auf mich zu: „Entschuldigen Sie bitte, Herr Rösler — aber kosten Sie selbst, habe ich nicht recht?"

*

Die entzückende junge Frau, die erst heute mit dem netten jungen Mann im Seehotel abgestiegen ist, muß — du liebe Zeit, auch das muß sein — und weil sie auf dem Rückweg durch endlose nächtliche Korridore bei dem Gelaß des Hausdieners vorbeikommt, der inmitten unzähliger reinigungsbedürftiger Schuhpaare sitzt, sagt sie, um den Gedanken daran nicht aufkommen zu lassen, daß sie irgendwo gewesen ist, verlegen: „Ach — ich habe vergessen — ich glaube nämlich, meine Schuhbänder sind nicht ganz in Ordnung — vielleicht sind Sie so freundlich —"

„San's de do?" Der Hausdiener fischt ein Paar Schühlein aus dem Haufen. „... Jo? No, de Schuachbandeln san no ganz guat!" Und vertraut mit den tausend Nöten der Hotelgäste, setzt er verschmitzt hinzu: „Do auf der Sohlen steht de Zimmernummer! Zimmer 127 haben S'! Jawohl ... Es is halt a Kreiz, wann man net z'ruckfinden tuat in sei Zimmer, und daß ma in Portier fragt, das is halt schenant, wann ma in Namen vom Herrn Gemahl net kennt, net wahr jo, Fräul'n? ... Aber vor mir brauchen S' Ihnen net zu schenieren, i hab für so was immer a Verständnis g'habt ... Guate Nacht!"

*

Braungeschminkt und beturbant dreht der Mann, der zu den Sehenswürdigkeiten des Wiener Praters gehört, das Rad seiner Horoskopmaschine und sagt zu einem Herrn, der mit Gattin auf den Schicksalsspruch der Sterne wartet:

„Wann san S' geboren, mein Herr?"

„Am fuchzehnten Feber siemasiebzg!"

Der Inder legt die Stirne in nachdenkliche Falten.

„Feberkind! ... Aha ... Da sagt der Quadrant, der im Haus der Sonne steht und mit der Venus eine Konnexion hat, daß Ihnere Glücksmonate der Mai, der Juli und der Dezember sein tuan! Hüten S' Ihnen vor Personen, de was im November geboren san, solchene Skorpioner, de bringen Ihnen nur Unglück und Verdruß!"

„Jessas na —!" ruft der Herr verzweifelt und schaut seine weit übergewichtige bessere Hälfte an, — „was? Alte, hast es g'hört? Oh, du mein, warum hat's denn solchene Erfindungen net damals geben — wia i dich kennen g'lernt hab!?"

*

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes lernte Skilaufen. Das heißt, er schnallte sich auf die Bretter, begab sich zu einem Abhang, den nicht einmal ein Fahrrad ohne Nachhilfe hinabgerollt wäre, stieß sich mit beiden Stöcken ab, fiel — niemand weiß wie und warum — hin und brach sich ein Bein. „Das hätte leicht schief gehen können", sagte Johannes.

DIE EINLADUNG

VON TITOMANLIO MANZELLA

Ich erreichte Lussino um 7 Uhr früh und gedachte um zehn Uhr die Reise fortzusetzen, um am nächsten Tag zu Hause bei meinen Eltern zu sein, die ich lange nicht gesehen hatte.
Jedoch mein Bruder, der am Bahnhof war, sagte nach einem kräftigen Händedruck: „Du bist verrückt! Nach mehrjähriger Abwesenheit willst du uns mit drei Stunden Aufenthalt abspeisen?" Zu Hause begrüßte mich meine Schwägerin und meinte: „Die freudige Gelegenheit deiner Ankunft nehme ich wahr, um ein Mittagessen zu geben; aber eines, das sich sehen lassen kann und zu dem ich die Signora Pungigli einlade... diese schreckliche Person!"
Und die Frau meines Bruders öffnete mir hierauf ihre ganze Seele und unterrichtete mich über den stillen Kampf zwischen den verschiedenen Familien der hier ansässigen Beamten, der in dem Provinzstädtchen riesige Dimensionen angenommen hatte.
„Lieber Schwager, du kannst dir keine Vorstellung von den Menschen machen, in deren Mitte wir zu leben gezwungen sind: schlecht, bösartig, neidisch, heuchlerisch, hohl! Die Pungigli ist der typische Ausdruck dieses Kreises. Und wir Höherstehenden sind so weit herabgewürdigt, mit einer Pungigli verkehren zu müssen; mit so einer anmaßenden Person, die sich Wunder was auf die paar Kröten Mitgift einbildet, die ihr Vater durch lauter Wucher zusammengerafft hat! Ihr Vater, der Bankier! Und was für einer! Ein Geldverleiher! Stell' dir vor, daß die Signora, wenn sie von ihm spricht, sagt: ‚Mein Vater, der Bankdirektor!' Zum Kuckuck! Vielleicht spielt sie auf die Bank ihres Großvaters, des Stiefelputzers, an? Hahaha! Und denke dir nur... einen ‚Jour fix' hat sie eingeführt, den Freitag, als Empfangstag für ihre intimen Freunde, die einen Nachmittag in ihrem Hause verbringen wollen! Da gibt es dann Tee, den sie nicht einmal zuzubereiten versteht! Mehr als einer ihrer Gäste hat sich dort den Magen verdorben. Der Tee, den sie anbietet — richtiger Tee wirkt doch zusammenziehend, nicht wahr? — ihr Tee verursacht Durchfall. Wie erklärst du mir dieses Phänomen?" Ich konnte es ihr nicht erklären, weil meine Schwägerin mir gar keine Zeit dazu ließ, so viel hatte sie mir noch zu sagen.
„Vor drei Wochen hatten Pungiglis uns zu Tisch eingeladen in der Hoffnung, uns unterzukriegen oder wenigstens zu verblüffen. Leider ist es bei uns Sitte, eine Einladung innerhalb desselben Monats zu erwidern." Meine Schwägerin machte eine seltsame Pause, die mir den Mut zum Reden nahm.
„Der Monat geht zu Ende", begann sie in verändertem Ton wieder. „Heute haben wir den 24., und die Einladung am 29. oder 30. geben, sähe gerade so aus, als ob wir den Tag der Gehaltsauszahlung abwarten müßten. Morgen muß ich unbedingt (meine Schwägerin unterstrich dieses Wort mit einer Grimasse) den Pungiglis die Einladung zurückgeben."
„Um jeden Preis, meine Liebe!" fügte mein Bruder mit tragischer Miene, die wie bei einer griechischen Maske die Falten hervortreten ließ, hinzu. Dann fragte er, mit einem verzweifelten Blick auf mich, mit heiserer Stimme: „Hast du 50 Lire?"
Ohne besonderes Rechnen nötig zu haben, antwortete ich mit einem verlegenen Lächeln:
„Ich habe nur diesen Hunderter... der letzte der Mohikaner..."
„Gib ihn mir!" keuchte mein Bruder mit geschlossenen Augen und tastete nervös mit der Hand danach. „Ich will ihnen eine Lektion geben, diesen Haifischen, dieser hochnäsigen Bagage!"
„Du wirst mir aber wieder etwas zurückzahlen?" meinte ich schüchtern. „Du verstehst... während der Reise..."
„Sei ganz ruhig! Hab' keine Bedenken!" beeilte sich mein Bruder zu erwidern und griff dreist nach der Banknote, die ich ihm zögernd hinhielt.
„Herrlich!" jauchzte meine Schwägerin, den blauen Lappen in der Hand schwenkend. Eiligst begab sie sich in die Küche, wo ein bäuerliches, grantiges Wesen werkte, das von meinen Verwandten mittels weißem Häubchen und Schürzchen, welche Zierde dem Trampel einen leidenden und beleidigten Ausdruck verlieh, in ein modernes Kammerkätzchen umgemodelt war. Das Mädchen nahm die Liste der zu machenden Einkäufe, steckte die 100 Lire in die Tasche und machte sich mit einem enormen Marktkorb und einigen Einkaufstaschen bewaffnet auf den Weg. Schwer beladen mit allen erdenklichen Gottesgaben kehrte es zurück.
Unterdessen sauste meine Schwägerin mit Töchtern durch das Haus, schuf Ordnung, traf Vorbereitungen, schmückte die Räume. Das Nesthäkchen, das elfjährige Wunderkind, plagte sich inzwischen am Klavier in der xten Wiederholung des „Glühwürmchen". Bei unserm Abendspaziergang stellte meine Schwägerin mich der Signora Pungigli vor und genoß das Glück, dieselbe für den nächsten Tag einladen zu können.
„Sie werden Gelegenheit haben, teure Signora, mit meinem Schwager, der direkt aus Deutschland kommt, einige deutsche Worte zu wechseln."
Zu mir gewandt, flötete meine Schwägerin: „Die Signora ist nicht nur meine beste, sondern auch meine klügste und vornehmste Freundin."
Kaum hatte sich die Pungigli empfohlen, zischte sie böse: „Dumme, eingebildete Gans!"...

— — —

...„Noch ein Glas Portwein?" drängte mein Bruder schmachtenden Auges Signora Pungigli, die Zeichen einer leichten Verwirrtheit gab, und schenkte ihr Chianti aus einer Flasche ein, die noch die alte Portwein-Etikette trug.
„Köstlich, dieser Kaffee!" lobte halblaut der Gatte Pungigli, zu meiner Schwägerin geneigt, nachdem er drei- oder viermal den Löffel abgeleckt hatte.
„Wünschen Sie noch welchen?" fragte meine Schwägerin dienstbeflissen, während sie einen raschen Blick mit meinem Bruder wechselte. Sofort begann dieser kopfüber und mit Eifer ein lokalpolitisches Gespräch, während die Magd Tassen, Kaffeekanne und Zuckerdose abräumte.
Doch Signora Pungigli in ihrer unendlichen Bosheit erriet die heimliche Absicht, die kleine List, und konnte nicht umhin, sich zu rächen. Angeregt vom reichlich genossenen Alkohol, sozusagen ein wenig beschwipst, meinte sie mit schelmischem Lächeln: „Welch ein Hochgenuß wäre jetzt noch eine der herrlichen Rieseneisportionen, die Giallonardi ‚Schaumberg 900' nennt!"
Mein Bruder brach in herzliches Gelächter aus, in das seine Frau mit einstimmte: „Auch ich hätte größte Lust dazu! Nur schade, daß Giallonardi die Eisdiele geschlossen hat; sie scheint bankrott zu sein." „Gestern hat er sie wieder geöffnet", ertönte verhängnisvoll Herrn Pungiglis Baß.
„Ja, dann...", sagte meine Schwägerin, und mit einem Schlag war das Rot ihrer Wangen, das sie so hübsch verjüngte, erblaßt; „wo ist Giovanna?"
„Da bin ich!" rief die blöde Gans, lächelnd und aufgeweckt, wie sie niemals in ihrer ganzen Dienstbotenkarriere gewesen war.
„Bravo!" sagte Signora Pungigli und wandte das Gesicht mit aufmunternden Blicken dem Mädchen zu. Diesen Augenblick benützte meine Schwägerin, ihrem Mann zuzublinzeln, der wiederum mich mit angstvoll flehenden Blicken bombardierte, die in der Luft wie ebensoviele SOS-Rufe vibrierten.
Ich dachte an die schönen 50 Lire, die wohl zusammengefaltet im Grunde einer geheimen Abteilung meiner Brieftasche ruhten und schon längst für ein Paar feine, warme Pantoffel für meine alte Mutter bestimmt waren; dann sagte ich mit Gebärde und Haltung eines Millionärs:
„Erlaubt ihr, daß ich der illustren Gesellschaft das Schaumeis offeriere?"
Giovanna wurde fortgeschickt. Der Schaumeisberg kam auf den Tisch. Der Erfolg des Gastmahls war gerettet, Signora Pungigli und Gatte wurden von mir, meinem Bruder und meiner Schwägerin bis an das Haustor begleitet.
Unterwegs berechnete ich im stillen: die Signora, ihr Mann, mein Bruder, meine Schwägerin, das Dienstmädchen, meine Nichten, der Neffe — insgesamt acht! 8 mal 2.50 macht soviel wie 4 mal 5 = 20; 50 Lire weniger 20 sind 30; 30 Lire sind also noch geblieben... Wer wird sie mir zurückgeben? Würde ich den Mut haben, sie zu verlangen?
Beim Abendessen, das die Reste des Banketts üppig gestalteten, hatte ich nicht den Mut, die

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)

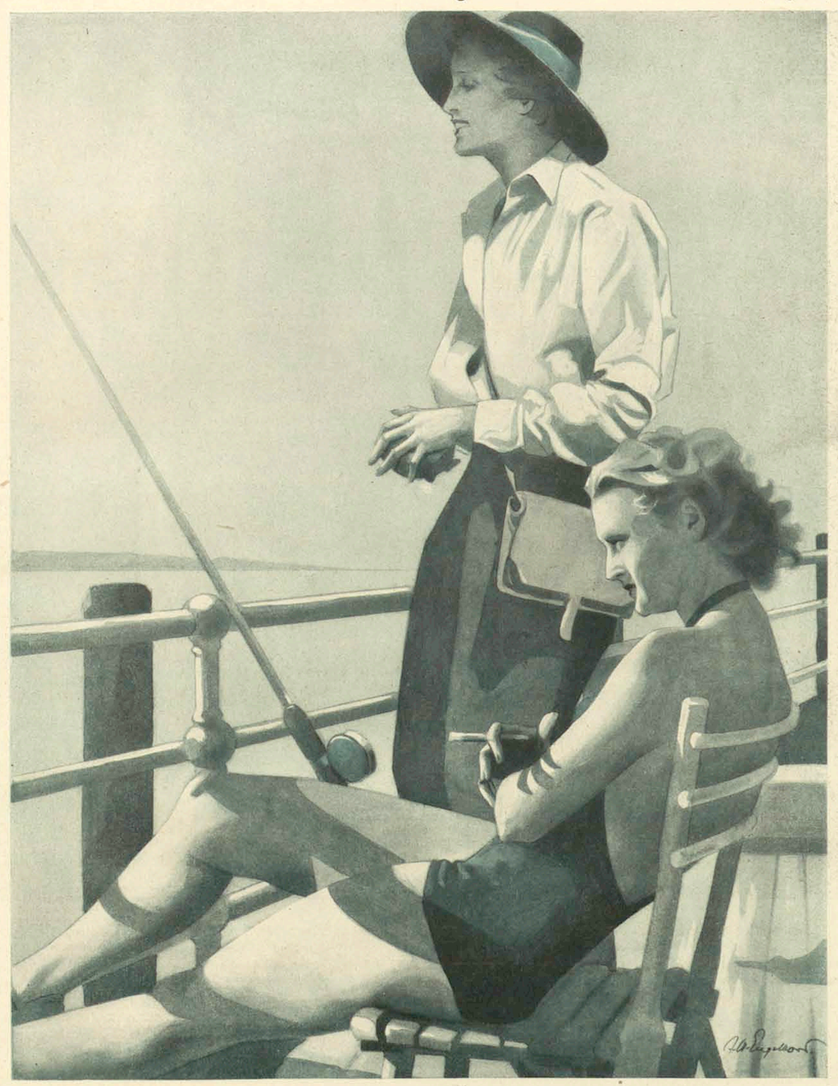
Pfund gefallen: Der englischen Plutokratie mitten ins Herz.

Sterlina caduta: In mezzo al cuore della plutocrazia inglese.

La chute de la livre: ...atteint en plein coeur la plutocratie anglaise.

Heiße Tage

(A. Engelhardt)



„Hast du den merkwürdigen Ton gerade gehört? Das war der Liebesruf eines Rehbocks!“ — „Aha, also auch während der Badesaison!“

Giorni torridi: "Non hai sentito proprio adesso lo strano tono? Era il grido d'amore d'un capriolo!„ — "Aha! Dunque anche durante la stagione dei bagni!„

Journées chaudes: „As-tu entendu ce drôle de cri? C'était l'appel d'un chevreuil amoureux!" — „Tiens! Aussi pendant la saison balnéaire!"

Im Londoner Zoo

(Erich Schilling)



„Er mußte wegen Futtermangel erschossen werden; auch er starb für die Rettung der Zivilisation!"

Nel Giardino Zoologico: "Ah, dovette venir ucciso per mancanza di foraggio; anch' esso morì per la salvezza della civilizzazione!,,

Au jardin des plantes de Londres: „On a dû le tuer faute de nourriture; lui aussi est mort pour sauver la civilisation!"

Freude meiner Schwägerin zu verderben, die, ausgelassen Chianti schlürfend, ihren Gatten mit Zärtlichkeit nachäffte: — Darf ich Ihnen noch ein Glas Portwein einschenken? —
Am nächsten Morgen beschloß ich, um 10 Uhr abzureisen. Bevor ich noch die sorgfältig vorbereitete Bitte um Rückgabe des restlichen Geldes, die mich fast den Schlaf der ganzen Nacht gekostet hatte, anbringen konnte, rief mein Bruder verzweifelt: „Wie mache ich es nur, dir jetzt die 30 Lire zu geben...? Wir müssen doch essen und meinen Gehalt bekomme ich erst übermorgen!" „Verbittere dir den Tag nicht, Schatz!" sagte meine durchtriebene Schwägerin stirnrunzelnd. „Dein Bruder wird schon noch einige Lirchen auf der Seite haben. Zuerst hatte er nur 100 und inzwischen sind es 150 geworden! Wer weiß, wenn wir ihm die Brieftasche durchsuchten... Übrigens wäre es keine Überraschung; er ist immer ein Lügner gewesen, mein teurer Herr Schwager... Lügner unter Umschreibung." Und mein Bruder? — — —
Als er mich an die Bahn begleitete und ich ihn um ein Paket Zigaretten „Macedonia extra" bat, flüsterte er mir mit geneigtem Kopf, wie um seine väterlich bekümmerte Miene zu verbergen, ins Ohr: „Ich rauche die gewöhnlichen Macedonia zu zwei Lire das Päckchen; du beanspruchst die feine Marke... Du bist immer ein wenig Egoist gewesen, ja ja, ein Egoist! Leugne es nicht!" Ich leugnete es nicht.

SCHLÜSSEL UND SCHICKSALE

VON PAUL WESTERGAARD

Ich besuchte ihn eines Tages in der Abendstunde. Er trug einen langen Bart, der mich unwillkürlich an Weihnachtsbaumwatte erinnerte, über die eine Tasse starken Kamillentees gegossen worden ist. Er zeigte mir seine Sammlung. Ich interessiere mich nämlich für Sammlungen und kenne viele Sammler. Wohlgemerkt, keine gewöhnlichen Sammler, die es auf Briefmarken, Vogeleier oder Ziegelsteine abgesehen haben, nein, sondern wirklich oiriginelle Männer dieser Liebhaberei. Mein neuer Bekannter sammelte Schlüssel, und er hatte in seinem Hause ein Zimmer, dessen vier Wände über und über mit Schlüsseln aller Art behängt waren. Kleine Schlüssel, große Schlüssel, Kellerschlüssel, Geldschrankschlüssel, Wohnungs- und Haustürschlüssel... Und das Merkwürdigste dabei war, daß es sich ausschließlich um gestohlene Schlüssel handelte, die er eigenhändig und höchstpersönlich erbeutet hatte. Viele Jahre geduldiger Dieberei hingen also an den Wänden dieser Stube, und an jedem der Schlüssel war ein Zettel befestigt, auf dem eine Nummer geschrieben stand. Er hatte nämlich eine umfangreiche Kartothek über jedes einzelne Stück seiner Sammlung angelegt, mit deren Hilfe er sofort feststellen konnte, wann er sich diesen oder jenen Schlüssel angeeignet hatte und zu welchem Schrank oder welcher Schublade oder Haustür er eigentlich gehörte.

„Jenen Schlüssel dort — Nr. 136 —", erklärte er stolz, „habe ich am 8. Mai 1912 aus dem Dom zu Drontheim gestohlen. Und diesen hier — Nr. 416 — habe ich in einem unbewachten Augenblick aus der Gittertür, die in das Innere der unterirdischen Gewölbe der Bank von England führt, abgezogen. Es war das übrigens ein sehr kompliziertes Schloß, und man mußte das gesamte Gitter einreißen, um ein neues Schloß einzusetzen. Die Affäre erregte seinerzeit überall in England großes Aufsehen, und ‚Daily News' schrieb unter anderem: ‚Skandalöse Zustände in der Bank von England. Es ist ein großes Risiko, seine Wertpapiere dort aufzubewahren.' — 25 Beamten der Bank wurde bei diesem Anlaß wegen grober Fahrlässigkeit und Mangel an Zuverlässigkeit die Stellung gekündigt. Zwei von ihnen begingen Selbstmord — der eine ertränkte sich in der Themse und der andere erhängte sich im Hydepark —, während drei als Schuhputzer, Straßenfeger und Lumpensammler endeten. Vier weitere fielen der öffentlichen Wohlfahrt zur Last und gerieten ins Armenhaus. Recht interessant, nicht wahr?

Und diesen Schlüssel hier", — mein Freund, der Sammler, nahm einen kleinen Patentschlüssel in die Hand — „diesen Schlüssel, der die Katalognummer 341 trägt, stahl ich am Abend des 16. Oktober 1918 aus der Manteltasche eines Mannes, der mit der Straßenbahnlinie 17 fuhr. Ich kannte ihn. Er war Grossist in Lametta und Christbaumschmuck, hieß Valtoft und wohnte am Silbermarkt. Auch wußte ich, daß er in großen Geldschwierigkeiten war. Am nächsten Tag rief ich ihn telephonisch in seinem Büro an, um mich zu vergewissern, ob er sich dort aufhielt. Alsdann begab ich mich zum Silbermarkt und verschaffte mir mit dem gestohlenen Patentschlüssel Einlaß in seine Wohnung. Im Wohnzimmer fand ich eine junge, hübsche Frau vor, die am Klavier saß und mit einem jungen Manne mit feurigem Blick und kühner Haarfrisur vierhändig musizierte. Bei meinem Anblick stießen sie einen wilden Schrei aus. Doch ich sagte: ‚Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau, ich bin nur gekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Gatte nach Südamerika abgereist ist. Hierzulande wurde ihm der Boden zu heiß.' Die junge Frau geriet darob außer sich vor Freude, fiel dem jungen Mann stürmisch um den Hals und rief: ‚Endlich, endlich, Gustav!' — Mein nächster Gang galt dem Ehemann. Ich suchte ihn in seinem Büro auf.

‚Mein Herr', redete ich ihn an, ‚ich weiß, daß Sie in großen Geldschwierigkeiten stecken.' Und als er seufzend nickte, fuhr ich fort: ‚Sie sollten reisen, weit, weit fort von hier.' Herr Valtoft seufzte abermals und sagte: ‚Das einzige, was mich zurückhält, ist meine junge Frau, sie hängt so an mir.' — ‚Ihre Frau liebt Sie nicht', erwiderte ich. ‚Während Sie sich hier im Kontor plagen, sitzt sie zu Hause und spielt Klavier mit einem abenteuerlichen, jungen Mann.' — Valtoft sprang auf. ‚Ist das wahr?' rief er aus. Und als ich stumm nickte, fuhr er fort: ‚Ja, aber wohin soll ich denn reisen?' — ‚Nach Südamerika', riet ich ihm. — Noch am selben Abend bestieg Herr Valtoft den Zug nach Hamburg und fuhr von dort mit dem nächsten Dampfer nach Südamerika. Dort angelangt, verheiratete er sich mit der einzigen Tochter eines Kaffeekönigs, und jedes Jahr am 17. Oktober schickt er mir nun in dankbarer Erinnerung einen Scheck über 1000 Dollar. An diesem Tage empfange ich auch immer einen schönen Blumenstrauß von seiner ersten Frau, die jetzt glücklich mit dem feurigen jungen Manne verheiratet ist. Ja, ja, auch Schlüssel haben zuweilen ihre Romantik und spielen in die Menschenschicksale hinein..."

Als ich an jenem Abend von dem interessanten Besuch nach Hause kam, konnte ich meinen Hausschlüssel nicht finden und ich mußte mich so lange in den Rinnstein setzen und frieren, bis meine Haushälterin, Frau Magelund, gegen Mitternacht nach Hause kam und mir aufschloß.

Mein sonderbarer Freund aber hatte seine Sammlung um ein neues, wertvolles Stück bereichert.

(Übertragung aus dem Dänischen von W. Rietig)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Revue

(L. Ehrenberger)



„Daß euch der Auftritt immer so anstrengt — ich finde ihn besonders schön!"
„Du bist ja auch Schönheitstänzerin, Lilly, und wir müssen tanzen!"

Rivista: "Che tanto vi affatichi sempre la scena — lo trovo particolarmente bello!„ — "Eh già, tu sei anche la danzatrice della bellezza, Lilly, e noi dobbiamo danzare!„

Revue: „Que l'entrée en scène vous fatigue toujours autant . . . ! Moi, je la trouve particulièrement belle." — „Oui, mais toi Lilly, tu es beauté esthétique, tandis que nous, nous devons danser!"

München, 1. September 1940
45. Jahrgang / Nummer 35

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Hamlet Churchill

(O. Gulbransson)



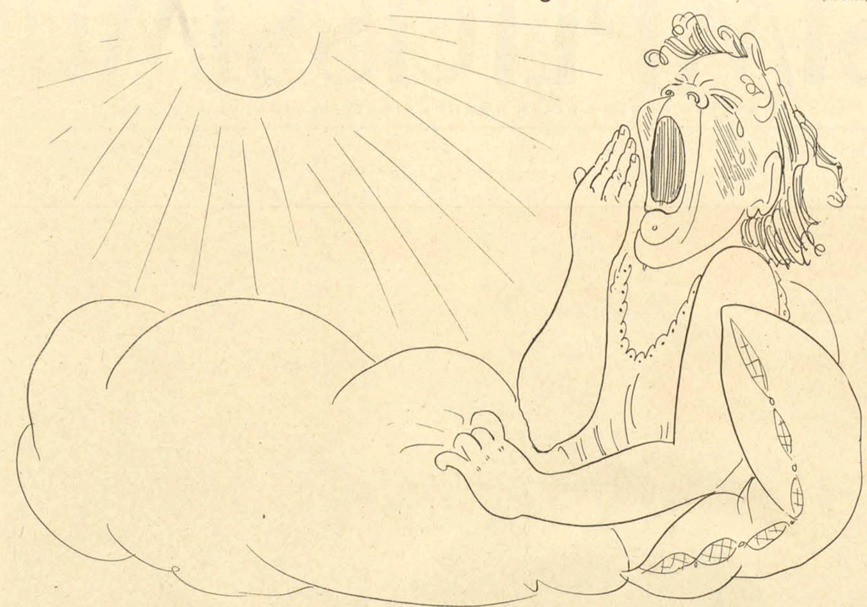
„Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage!"

Amleto Churchill: "Essere o non essere . . .! È questa adesso la questione!„

Churchill Hamlet: „Etre ou ne pas être, là est la question actuelle!"

Eos, die Göttin der Morgenröte

(Fr. Bilek)



Eos, la Dea dell' aurora

Éos, la déesse des aurores

DER ANFALL / VON WALTER FOITZICK

Der Herr war einige Tage verreist gewesen, nun steigt er die Treppe zu seiner Wohnung hinauf, steckt den Schlüssel ins Schlüsselloch und dreht ihn herum. Die Tür geht auf. Alles funktioniert ausgezeichnet. Wenn der Schlüssel so vorzüglich geht, weiß man, daß im Innern der Wohnung alles in Ordnung ist. Niemand ist drin gewesen, keiner hat den versilberten Schöpflöffel gestohlen oder die Schuhe mit den schadhaften Sohlen. Es ist ein beruhigendes Gefühl, die Wohnung so hermetisch abgeschlossen zu finden, genau so, wie man sie verlassen hat.
Da fällt dem Herrn noch zur rechten Zeit ein, daß das mit dem hermetischen Abschluß ein Unsinn ist. Jede Wohnung hat einen Spalt, durch den die Außenwelt eindringen kann: den Spalt am Briefkasten.
Sehr hastig öffnet der Herr den Briefkasten an der Tür. Da sprudelt es ihm auch schon entgegen: Briefe, Postkarten, Rechnungen, Drucksachen, all die Briefschaften des täglichen Bedarfs und Verdrusses.
Hastig fingert er in den Papieren herum, als suche er etwas Bestimmtes. Da ist das Bestimmte auch schon: ein Fensterbrief, so ein Brief, durch dessen Umschlag man an einer Stelle hindurchsehen kann. Was man da sieht, ist eigentlich nicht erschreckend, es ist der Name und die Anschrift. Aber man weiß aus Erfahrung, viele Fensterbriefe haben es in sich, namentlich wenn man durch das Fenster noch Teile eines Amtsstempels erkennt.
So ein Brief ist es, den der Herr in seinen nun leicht zitternden Fingern hält. Einen dieser Finger benutzt er, um ihn seitwärts in den Verschluß zu stecken und ihn dann roh aufzureißen, was dem Umschlag kein schönes Aussehen verleiht und jedem Kriminalisten zeigt, daß hier nervös aufgerissen wurde.
Es wirkt auf den Herrn nicht besonders beruhigend, daß neben dem Amtsstempel jetzt das schlichte Wort Finanzamt sichtbar wird, obwohl der Herr immer gehört hat, daß die Herren vom Finanzamt zu den höflichsten gehören. Höchst sonderbar, daß also das Wort Finanzamt nicht lindernd wirkt, nicht wahr?
Noch in Hut und Mantel eilt der Herr mit dem Schreiben ans Fenster. Ruhig Blut, sagt er sich, es soll noch Schlimmeres geben. Sein Blick fällt auf eine Seite mit viel gedrucktem Text und einigen geschriebenen Zahlen. Ach, er weiß schon, so etwas wird er nie verstehen, trotz reichlich genossener Schulbildung inklusive vieler griechischer unregelmäßiger Verben und mathematischer Gleichungen mit einer Fülle von Unbekannten, deren Geheimnisse aufzudecken nie seinem Bedürfnis entsprach.
Da ist noch eine Seite mit etwas Geschriebenem. Er liest: „Nach Abzug der von Ihnen angegebenen Werbungskosten fällt eine Steuer nicht an." Sein erster Gedanke ist: wer fällt wen nicht an?
Die Sache scheint nicht allzu unangenehm zu sein, denkt er dann, aber er ist leidgeprüft, deshalb kommen ihm Zweifel; vielleicht ist das nur eine Wunschvorstellung von ihm.
Was tun? Nun, der Herr besitzt eine größere Bibliothek mit allerlei gelehrten Büchern. Welches könnte man fragen? Ach, natürlich da stehen ja die Wörterbücher der deutschen Sprache, die werden Klarheit geben.
Er sucht unter „Anfall". Er erfährt, daß Anfall gleichbedeutend mit Überfall oder Angriff ist. Hm, so etwas kann hier wohl kaum gemeint sein. Dann teilt ihm das Buch mit, daß man das Wort Anfall bei plötzlichem Auftreten von Krankheit oder sogar von Heiterkeit gebraucht.
Der Herr denkt sich, das Buch sollte lieber keine solchen Witze über die Steuerbehörde machen, lieber nicht!
Auch von Erbschaft ist aus Anlaß von Anfall die Rede. Donnerwetter, sollte etwa ...?
Der Herr schlägt ein anderes Lexikon auf, und da findet er bei dem Wörtchen anfallen die lapidaren Sätze zu seinem Gebrauch: „Räuber haben ihn im Walde angefallen" und „der Hund fällt alle Leute an". Von Steuern findet er nichts. Dem Herrn wird angst und bange bei solcher Lektüre und er schließt schnell das Buch. Vielleicht ist es nicht mehr tragbar. Aber er will die Wahrheit, so ruft er einen erfahrenen Freund an und erfährt nun zuverlässig, daß er keine Steuern weiter zu zahlen braucht. Da legt er Hut und Mantel ab und fühlt sich teils wie neugeboren, teils wie dem Leben wiedergeschenkt.

Rückblick / Von Ratatöskr

Wie schön ist ein Garten mit Beeten und Hecken!
Nur leider hatten wir heuer Schnecken,
behauste und nackte, unermessen,
die haben uns alles weggefressen.

Auch anderswie hat das Ding einen Haken.
Wir hatten nämlich außerdem Schnaken.
Und sind wir einmal im Freien gesessen,
dann wurden wir selber fast aufgefressen.

Über Schnicken und Schnocken –
um 's offen zu sagen –
hatten wir allerdings nicht zu klagen,
weil diese Sorten von bösen Tieren
bis dato gottlob noch nicht existieren.

Gebratene Schnucken herentgegen
kämen uns jederzeit sehr gelegen ...
Gott möge es ihnen in Gnaden verzeihen,
daß sie nur in der Lüneburger Heide gedeihen!

Gutes Geschäft in London

(Erich Schilling)



„Sally, ich kann dir sagen, die Nazi schreiben wirklich gut; ich habe mit dem Flugblatthandel hintenrum fast zweihundert Pfund verdient!"

Buon affare in Londra: „Sally, ti posso dire che i Nazi scrivono davvero bene. Con lo spaccio clandestino di fogli volanti ho guadagnato quasi 200 sterline!„

Bonnes affaires à Londres: „Sally, je dois te dire que les Nazis écrivent vraiment bien. Avec le commerce clandestin des feuilles volantes, j'ai gagné presque 200 livres!"

Feingemacht! / Von Dirks Paulun

Es war ein festlicher Anlaß. Da lohnte es sich schon, den Kamm unter Wasser zu halten und für ein Stündchen das leichtere Handtuch des Hauses um die feuchtgestrählten Haare zu schlingen. Locken mögen schön sein, aber seitlich hinter den Ohren dürfen sie bei Männern nicht allzu üppig hervorquellen.

Der Anlaß war gar so festlich. Es lohnte sich, die abgeschabten Kanten der Jacke mit dem Füll einzufärben. Kunststopfen wäre zwar teurer, aber doch längst nicht so unmerklich.

Es galt, die Teilnahme an einer geradezu außerordentlichen Feier. Es lohnte sich immerhin, die unteren Ränder der Hosenrohre zu scheren. Selbst bei guten Stoßlitzen können Fransen entstehen. Fransen sind keine Schande. Fransen beweisen gar nichts. Vielmehr sie beweisen, daß ihr Inhaber seine Hosen verschwenderisch wie ein junger Fürst tief auf Schuh und Hosen herabhängen läßt. Und sind sie erst abgeschoren, dann braucht man überhaupt nicht mehr von Fransen zu reden.

Wir reden auch nicht breit von weiteren Kleinigkeiten, wie Fleckevertreiben, Nagelpflege, Manschettenumdrehen; wir müssen nur erwähnen, daß all das Zeit kostet, daß es allerhöchste Zeit wurde, aus dem Haus zu kommen.

Blind raffte er Hut und Mantel und Hausschlüssel an sich, die Kölnischwasserflasche aus der Schreibtischlade und gab einen guten Schuß ins frische Taschentuch. Es war das letzte saubere, und es war schlimm genug. Aber was für ein Glück, daß er sich nicht auch noch Hemdbrust, Hände und Wangen — mit Tinte parfümiert hatte.

Die Braut

(K. Heiligenstaedt)



„Mein Zukünftiger hat absolut keinen Sinn für die Segelei,
er wird wohl 'ne Wiege aus dem Kahn machen lassen!"

La fidanzata: "Il mio futuro sposo non ha alcun senso pel veleggiare; egli certo farà fare del battello una culla!„

La fiancée: „Mon futur n'a absolument aucune disposition pour la voile, il fera sûrement faire un berceau de ce canot!"

DER TOTE KATER

VON REINHARD KOESTER

Zwölf Jahre lang hatte ein schwarzer Kater der Witwe Wilke ihren ebenfalls vor zwölf Jahren verstorbenen Lebensgefährten ersetzt, und sie hatte mit ihm viel weniger Mühe und Sorgen gehabt, zumal sie vorsorglich an ihm jenen chirurgischen Eingriff hatte vornehmen lassen, der ihn eigentlich des Rechtes beraubte, sich weiterhin Kater zu nennen. So streunte er nicht nächtelang herum, wie dies ihr Seliger zu tun beliebt hatte, und stand auch sonst als Zimmergenosse in gutem Geruch. Man kann sich also den Schmerz der Witwe Wilke vorstellen, als sie ihren ‚Kati' tot auf dem Sofa fand. Sie ließ den langen Spankorb, in dem sich zehn Pfund Johannisbeeren zum Einmachen befanden, fallen und weinte bitterlich. Aber auch als sie sich wieder gefaßt hatte, lehnte sie die Zumutung, den geliebten Leichnam den üblichen Weg toter Tiere gehen zu lassen und ihn sachkundiger Verwertung zuzuführen, entrüstet ab, denn sie wollte sich nicht der Möglichkeit aussetzen, später beim Anlecken einer Briefmarke mit ihm in eine sozusagen transzendentale Berührung zu kommen. Für so zart besaitete Tierliebhaberinnen gibt es in Berlin einen Hunde- und Katzenfriedhof, auf dem man sich ein richtiges Grab für seinen toten Liebling erwerben kann. Obwohl die Witwe Wilke sonst nicht verschwenderisch war, scheute sie die Kosten nicht, und sargte ihren ‚Kati' sogar in den Spankorb ein, ungeachtet sie dafür in der Obsthandlung ein Pfand von RM. 1.50 hinterlegt hatte. Dann bedeckte sie ihn mit Tannenzweigen und einigen Stiefmütterchen aus dem Blumenkasten am Balkon, deckte dickes Packpapier darüber und verschnürte den Korb säuberlich.

Als sie an die Haltestelle der Straßenbahn kam, war diese wie üblich eben abgefahren, und die nächste war überfüllt. Fast eine Stunde lang mußte die Arme im dichten Gedränge stehen, bis der Wagen sich zu leeren begann und sie schließlich als eine der letzten ausstieg. Es war ein drückend heißer Tag — kein Wunder, daß ihr manchmal die Augen zugefallen waren. Nun griff sie nach ihrem Sargkorb, den sie hinter sich gestellt hatte, und schritt wehmütig dem Tierfriedhof zu. Ein alter freundlicher Wärter führte sie zu der kleinen Grube und löste die Verschnürung des Korbes. Die Witwe Wilke wollte dagegen Einspruch erheben, aber der Wärter belehrte sie, daß es seine Pflicht sei, das Behältnis zu öffnen, um sich zu überzeugen, ob es nicht etwa die Leiche eines unerwünscht zur Welt gekommenen Menschleins wäre. Und dann starrten vier Augen in maßlosem Erstaunen in den Korb — die Witwe Wilke schrie auf und war einer Ohnmacht nahe —: statt des toten Katers lag eine Tüte mit herrlich duftendem Kaffee im Korb, sicherlich an zwei Pfund, und daneben eine ebenso schwere Speckseite! Da auch in einem viel mißtrauischeren Menschen wie diesem freundlichen alten Wärter kaum der Verdacht aufkommen konnte, die Witwe Wilke sei willens gewesen, hier Kaffee und Speck verscharren zu lassen, blieb nur die naheliegende Erklärung, daß sie den Korb in der dichtbesetzten Straßenbahn mit einem anderen vertauscht hatte. Nun muß gesagt werden, daß die Witwe Wilke nächst ihrem verstorbenen ‚Kati' nichts so liebte, wie einen kräftigen Bohnenkaffee und Bratkartoffeln in Speck. Außerdem würde sich der jetzige Besitzer des toten Katers auch auf eine Zeitungsanzeige hin nicht zu melden wagen, da er diesen in Kriegszeiten hochbegehrten Warenbestand sicherlich nicht einwandfrei erworben hatte. Schmerzbewegt entfernte sich die Witwe Wilke — und schmerzbewegt schaute der freundliche Wärter ihr nach, denn er hatte gehofft, daß sie ihm einen Teil des Schatzes abgeben würde . . .

Um dieselbe Zeit schritt ein etwas wohlbeleibter Herr von etwa fünfzig Jahren einem hübschen kleinen Landhaus in Lichterfelde zu. Trotz seines rötlich angehauchten Gesichtes sah er angegriffen und übernächtig aus, wie er überhaupt einen etwas verlegenen und verängstigten Eindruck machte. Das erscheint begreiflich, wenn man erfährt, daß Herr Klingebiel diese Nacht nicht zu Hause bei seiner Gattin verbracht hatte — angeblich, weil er die letzte Bahn infolge wichtiger geschäftlicher Besprechungen verpaßt hatte. Vor seinem Hause stockte er einen Augenblick, dann aber warf er einen triumphierenden Blick auf den länglichen Spankorb in seiner Hand und ging, ein sicheres, unschuldiges Lächeln aufsetzend, ins Haus. „Riech mal daran!" sagte er geheimnisvoll zu seiner Frau, die ihn mit mißtrauisch-forschenden Blicken empfing. Das tat sie, aber das von Herrn Klingebiel erwartete selige Lächeln blieb aus. Kurz darauf sammelten sich neugierig aufhorchende Leute vor dem friedlichen Landhaus, denn man hörte Laute höchster Erregung aus unverkennbar weiblichem Munde. Und dann flog in hohem Bogen ein schwarzer Gegenstand aus dem Fenster, der sich als ein toter Kater entpuppte.

Wie gut, daß die Witwe Wilke dies Schauspiel nicht erleben mußte — — —

Sommermärchen

Von Gottfried Kölwel

Das ist schon wirklich wunderlich,
kein Steig führt in das Feld,
wo mitten der Holunder sich
zur Rose dicht gesellt.

Ist's nur ein bunter Riesenstrauß,
vom Sommer hingestellt,
zu teilen Duft und Schönheit aus
weit übers junge Feld?

Mir scheint, daß der Holunderbusch
in seinem weißen Schwarm
recht tüchtig und recht minniglich
vergibt den grünen Arm.

Die Rose tut zwar scheu und still,
doch drängt sie sich auch hin,
sie blüht, weil es der Sommer will,
sie hat sonst nichts im Sinn.

So stehen sie im Sommerlicht,
ihr Wort ist nichts als Duft,
sie achten rings die Felder nicht
und nichts, was ringsum ruft.

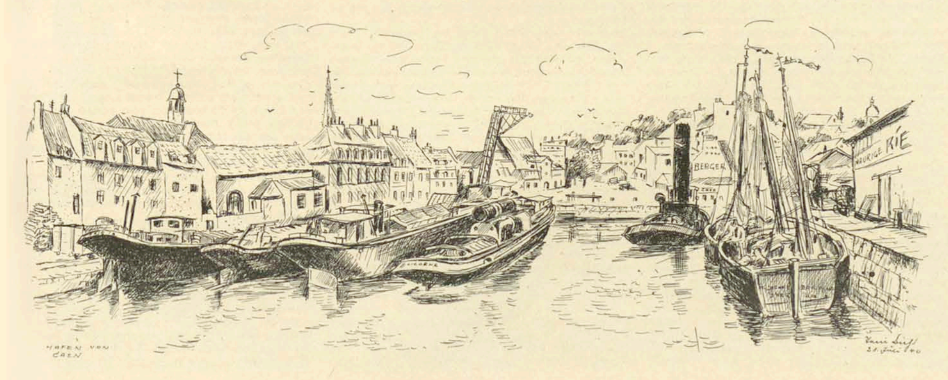
Der Häher sägt, die Elster schreit,
es klopft der Specht im Wald,
der schwarze Rabe prophezeit
des Wetters Allgewalt.

Doch Hollerbusch und Rosenstrauch
verbleiben minniglich,
denn was gibt größre Stärke auch
als Glaube nur an sich.

Mag kommen, was da kommen mag;
solang der Sommer glüht,
gepriesen sei der goldne Tag,
das Herz der Erde blüht.

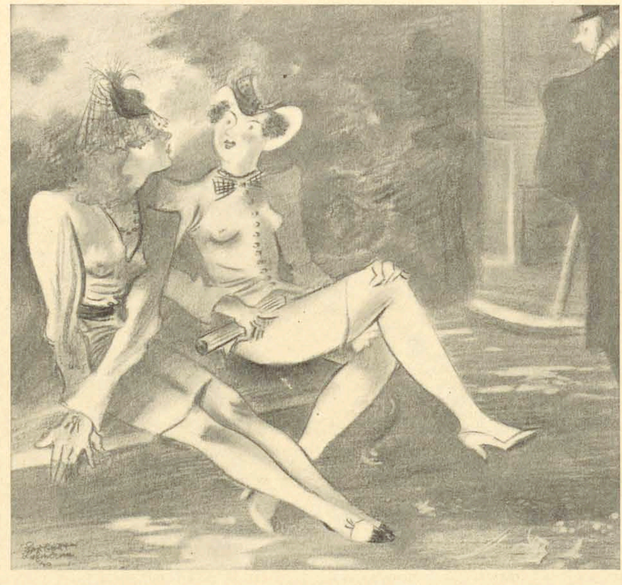
Im Hafen von Caen — Nel porto di Caen — Dans le port de Caen

(Toni Bichl im Felde)



Großmut

(H. Lehmann)



„Sag mal, Grete, bist du mir eigentlich gar nicht mehr böse, daß ich dir seinerzeit Oskar weggeschnappt habe?" — „Nein, wirklich nicht — ich gönne dich ihm!"

Generosità d' animo: "Dimmi un po', Grete, non sei davvero più arrabbiata con me per averti io allora rubato via Oscar?" — "Oh, assolutamente no! Anzi ch' egli ti goda pure!,,

Générosité: „Dis-moi, Marguerite, n'es-tu vraiment plus fâchée de ce que je t'ai enlevé en son temps Oscar?" — „Non, absolument pas, je te l'accorde volontiers!"

Interview mit mir selbst

Von Hans Riebau

Eine Zeitschrift schrieb mir, ob ich nicht Interviews machen könne, kurze, nette Unterredungen mit irgendwem. Ich schrieb zurück, Interviews wären nicht modern, und das sei gut so.

Die Zeitschrift antwortete, das wäre gar nicht gut so. Ob ich nicht ein Interview liefern könne?

Ich schrieb, nein, es sei doch gut so. Niemand wolle wissen, was der Filmstar Lucipuzi zum Frühstück esse, und ob der Industrielle Klotzig immer noch Münzen aus der dritten Dynastie sammle.

Darauf die Zeitschrift: Ich habe nicht richtig verstanden. Menschen aus dem Alltagsleben soll ich befragen, keine Film- und Industrie-Stars. Also Schlosser, Buchhalter, Architekten, Schriftsteller. Ob ich nicht ein Interview liefern könne?

Angesichts dieser Hartnäckigkeit gab ich den nutzlosen Widerstand auf, ging ins Schlafzimmer, nahm den Rasierspiegel, bot mir eine Zigarre an und interviewte mich selbst.

„Was", rief ich (denn ich wußte, wie man so etwas macht), „was haben Sie augenblicklich unter der Feder?" — „Ein Interview", antwortete ich. Ich guckte mich verständnislos an. „Ein Interview?" „Jawohl", nickte ich. „Wollen Sie sonst noch etwas wissen?"

Ich wurde ein wenig verlegen. Gegen Grobheit bin ich schon immer hilflos gewesen. „Je nun", sagte ich schließlich, „Sie schreiben im allgemeinen lustige Geschichten und keine ernsthaften Interviews. Also haben Sie viel Humor?" — „Keine Ahnung", sagte ich, „wie soll ich das wissen?" Nunmehr nagelte ich mich fest. „Sie wissen nicht, ob Sie Humor haben, und dann geben Sie vor, humoristische Geschichten schreiben zu können?"

Ich aber war nicht aus der Fassung zu bringen. „Wenn ich wüßte, daß ich Humor hätte", lächelte ich, „hätte ich keinen!"

„Hm, hm", nickte ich und machte mir eine Notiz, „der erste Satz, der zu gebrauchen ist. Aber da Sie so lustige Sachen schreiben, sind Sie doch wenigstens ein Optimist?"

Ich beobachtete mich mit messerscharfem Spott. „Natürlich", sagte ich dann, „mein Optimismus geht sogar so weit, daß ich hoffte, nie — interviewt zu werden. Aber wahrscheinlich bin ich zu berühmt."

Ich merkte den Spott nicht. „Im Gegenteil", rief ich, „Sie sind keineswegs berühmt, und ich interviewe lediglich das tägliche Leben, den namenlosen Schlosser, den namenlosen Steuersekretär, den namenlosen Schriftsteller." Ich blickte mich finster an und begann, an meiner Unterlippe zu nagen. Namenlos? Was wollte der freche Kerl von mir? Wäre es nicht besser, das Interview abzubrechen? Ich brach es ab. „Hat mich sehr gefreut", sagte ich, „aber ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Sie müssen sicher heute noch viele namenlose grüne Heringshändler, automatische Dampfturbinenpolierer und schnell keimende Kartoffelverteiler ausfragen."

War das nicht gesagt? Ich verstand den Wink sofort, lächelte dünn und erhob mich. „So ist es", nickte ich und gab mir die Hand. „Hat mich sehr gefreut." „Ganz meinerseits."

Eine Minute später trat ich zum Fenster, blickte auf die Straße und wartete, bis ich unten aus der Haustür trat. Aber vergeblich. Niemand trat. Sollte ich noch ein anderes Interview im Hause haben, womöglich gar im dritten Stock bei den namenlosen Kindergärtnerinnen? Ich runzelte die Stirn, schlich mich hinauf zu den drei blonden Kindergärtnerinnen und natürlich — da war ich!

MUT MUSS MAN HABEN!

VON ERIK STOCKMARR

Ich habe immer eine Vorliebe für Träumereien gehabt. In der Nacht träume ich niemals, das kann ja jeder Mensch tun, am Tage aber gehe ich immer herum und träume. Das macht mir viel Spaß. Was ich am liebsten träume, ist, daß ich eine ganz andere Person bin, z. B. ein Held. Ich könnte dasselbe tun wie ein kleiner Knabe, der im Kino saß und einen Cowboy-Film sah, und als der Cowboy zum Schluß mit seiner Geliebten über die Prärie ritt, sprang der Knabe auf und schrie: „Das bin ich! Das bin ich!"

So ist es auch mit mir. — Oft träume ich, daß ich ein berühmter Filmschauspieler bin, der von Hunderten von schönen Frauen umgeben ist. So etwas amüsiert mich! In meinen Träumen bin ich gewöhnlich in sehr dramatische Situationen verwickelt, und ich habe immer große Erfolge. Immer werde ich mit Jubel und Begeisterung empfangen. Ich bin aber viel zu bescheiden, um über meine zahlreichen Heldentaten zu sprechen. Das soll man nicht tun. Ich mag nicht, wenn Menschen prahlen und wichtig tun.

Die Frau, der ich am meisten in meinen Träumen begegne, ist die Garbo. Sie liebt mich. Wenn ich ins Kino gehe, um einen Garbo-Film zu sehen, entdeckt sie mich sofort unten im Saal. Ich glaube, sie spielt auch besser, wenn ich dabei bin. Wenn der Film dann zu Ende ist, kann ich sie kaum los werden. Dann sitze ich stundenlang und rede mit ihr, um ihr zu erklären, daß ich sie nicht heiraten kann, weil ich sie nicht liebe. Das ist doch sehr einfach. Sie kann es aber nicht verstehen.

„Warum liebst du mich nicht, mein Liebling?" fragt sie, und wischt die Tränen von den Augen weg.

Ach Gott, die Frauen! Das ist wirklich eine beschwerliche Erfindung!

„Na, höre mal", sage ich und zünde eine Zigarette an, „warum sollte ich dich eigentlich lieben?"

Vorgestern habe ich sie wieder getroffen, die Garbo. Sie hatte einen Revolver mitgenommen und wollte mich erschießen, weil ich sie nicht heiraten wollte:

„Bitte schön", sagte ich und blieb ruhig stehen. Ich sah ihr fest und unerschrocken in die Augen, worauf sie den Revolver weglegte. Und dann weinte sie wie ein Kind. Ja, man muß Mut haben, das ist die Sache; falls man in derartigen Situationen nervös wird, dann ist es vorbei.

Was ich auch sehr gerne träume, ist, daß ich hier in einem Kopenhagener Gerichtssaal vor einem Richter stehe. Der Richter kann mich mit Gefängnis strafen, falls er will, und eben dieser Umstand macht mich ganz besonders mutig. Weil er so große Macht besitzt, bringt er mich direkt in Versuchung, alle möglichen Verbrechen, die ich gar nicht gemacht habe, zu gestehen, gerade weil ich ihm zeigen will, daß ich keine Angst habe. Es macht mir deshalb sehr viel Spaß, in der Phantasie mit so einem Richter zu sprechen. Ich habe mich oft über die mutigen Antworten, die ich ihm geben kann, amüsiert. Hören Sie mal zu:

Der Richter fragt mich:

„Sie sind am 25. Juni um 11½ Uhr über den Rathausplatz geradelt und hatten Ihr Licht nicht angezündet. Ist das richtig?"

„Ja, das stimmt, Herr Richter", sage ich. „Ich mußte mich ein bißchen beeilen, weil ich Viertel vor Zwölf am Rathausplatz sein mußte, um einen kleinen Mord dort zu erledigen, und deshalb habe ich das Licht vergessen anzuzünden."

„Einen Mord!" ruft der Richter und verliert seine Brille vor Überraschung.

„Ja, einen Mord! Einen Bekannten von mir, einen Schneider, wollte ich gerne ermorden und zwar ziemlich schnell. Ein ganz netter Kerl übrigens, der Schneider."

„Sie haben einen Schneider ermordet?" ruft der Richter erstaunt und sieht mich ein bißchen verwirrt an.

„Ganz richtig", sage ich und schenke mir ein Glas Wasser aus der Karaffe des Richters ein. „Und doch — ganz richtig ist es nicht, ich erinnere mich jetzt daran, daß ich auch seine Frau ermordet habe und, am selben Tag, auch einen Pikkolo, das sind drei. Bitte, Herr Richter, wollen Sie auch ein Glas Wasser haben?" Der Richter verliert wieder seine Brille: „Das ist ja furchtbar",

schreit er, „so etwas habe ich noch nie gehört!“ „Ach so“, sage ich und nehme seine Brille vom Boden auf, „ich habe mich ja auch etwas verrechnet, Herr Richter, denn ein Pikkolo ist ja nur ein halber Mensch, dann sind es nur zweieinhalb. Ich bitte Sie, diesen Fehler zu entschuldigen.“
Ja, so kann ich lange sitzen und träumen. Es amüsiert mich, den Leuten zu zeigen, welch ein mutiger Kerl ich bin.

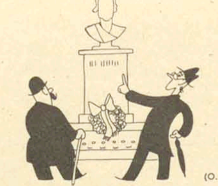
*

MEIN FREUND JOHANNES

In seiner Jugend war Johannes nicht gerade ein Muster der Reinlichkeit. Seine Haare standen immer wirr und ungekämmt zu Berge, seine Finger, deren Spitzen vom vielen Zigarettenrauchen gelb waren, schimmerten meistens grau.
Um ihm einen kleinen Wink zu geben und erzieherisch auf ihn einzuwirken, schenkte ich ihm zu seinem 18. Geburtstag einen Kamm, ein Stück bester Feinseife und eine Meerschaumpfeife.
Am nächsten Tage besuchte ich ihn wieder. Vom Gartentor aus sah ich ihn auf seinem Balkon sitzen. Mit der Feinseife und der kostbaren Meerschaumpfeife machte er Seifenblasen, und während er ihrem Fluge zusah, blies er auf dem Kamm ein munteres Lied.

J. Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Überraschend fand ich in einem kleinen Dorf ein Denkmal auf dem Kirchplatz. Es war eine Bronzebüste auf hohem Sockel. Der Lehrer, bei dem ich wohnte, erklärte:
„Das ist unser Bürgermeister!“
„Nanu? Er hat ja eine verblüffende Ähnlichkeit mit Goethe!“
Der Schulmeister lächelte:
„Im Vertrauen — die Büste ist auch Goethe — wir haben sie billig erworben und nur einen anderen Namen darunter gesetzt —“

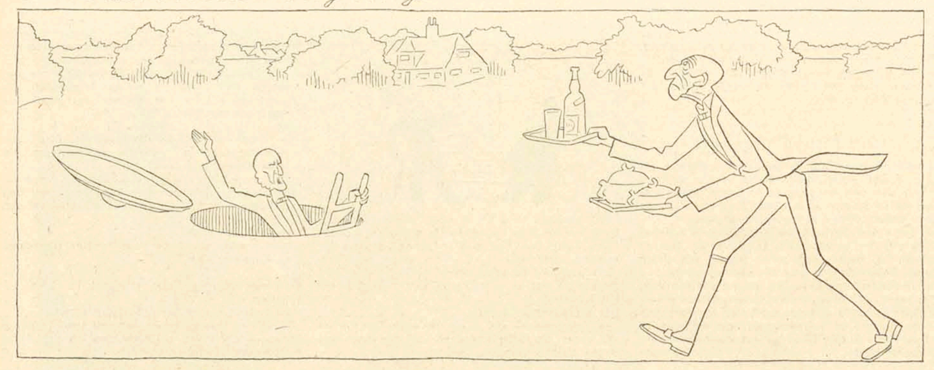
Auf unserer Entbindungsstation bekommt jedes Neugeborene sofort nach der Geburt ein Namensschildchen ums Handgelenk gebunden.
Es ist Besuchszeit und zwei kleine Mädchen betrachten eingehend ihr neues Brüderchen. Da flüstert die Große der Kleinen zu: „Kuck, da hängt noch der Preis.“

Sie saßen im trauten Familienkreis. Frau Konsistorialrat erzählte von ihrer Sommerreise. Sie war in Bayern gewesen.
„Ich kam an den Königssee — aber ich habe nur den vorderen Teil des Sees bei Berchtesgaden gesehen — jetzt zieht es mich mächtig an den hinteren —“
Der Vater brummte:
„Dann wollen wir lieber das Fenster zumachen, Frau Konsistorialrat.“

Klarissa hat der liebe Herrgott im Zorn erschaffen.
Heute stand sie in ihrem Schlafstübchen.
„Da soll es Frauen geben, die mit zwei Männern leben — ich wüßte gar nicht, wo ich das dritte Nachtkastel hinstellen sollte!“

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)



Im englischen Park: „Hallo! Hierher servieren! Seine Lordschaft nehmen den Lunch wieder in den unteren Räumen!"

Nel parco inglese: "Ehi là, servite qui! Sua Signoria prende dinuovo il lunch nei locali di sotto.,,

Dans le parc anglais: „Hallo! Servez ici! Sa Seigneurie prend de nouveau le lunch dans les sous-sols!"

EIN KLEINER SCHERZ

VON GERT LYNCH

Der Graphologe Meyer-Lombroso hatte Ferien nötig. Überarbeitet, hochgradig nervös und mit tiefliegenden Augen kam er in das entlegene Dorf, wo er ein Zimmer mit voller Pension mietete. In den ersten Tagen ruhte er meist im Liegestuhl in der Sonnenecke des Wirtsgarten. Als ihm das zu langweilig wurde, unternahm er kleine Ausflüge in die Umgebung. Da entschloß er sich, auch einmal eine Tageswanderung durchzuführen. Ausgerüstet mit Bergstöck, Rucksack und Proviant brach er eines schönen Morgens beim Hahnenschrei auf, um seinen ersten Berg zu besteigen. Ein frischer Blast wehte, und am blauen Himmel standen einige weiße Strähnen, schütter und harmlos. Nach längerem Anmarsch begann der Aufstieg, der mit dicken roten Klecksen markiert war und keine Schwierigkeiten bereitete. Meyer-Lombroso genoß den Ausblick und lagerte sich im Schatten des Buschwerks zu einer ausgiebigen Rast, wobei er einschlummerte. Als er wieder erwachte, war es schon Abend. Der Himmel hatte sich leicht bedeckt. Aus dem Wetterwinkel quollen düstere Wolken. Meyer-Lombroso überlegte, daß er viel Zeit gewänne, wenn er den Serpentinenweg mied und geradlinig die Halde hinabstieß. Kurz entschlossen drang er in den Bestand ein und arbeitete sich durch das Knieholz. Dann ging es über Geröll und Brombeergestrüpp in ein Fichtendickicht hinein.

Als Meyer-Lombroso drei Stunden später wieder herausfand, wußte er, daß er sich verlaufen hatte. Statt auf die Talstraße, kam er auf einen Feldweg, der zu einem einzelnen Hof führte. Meyer-Lombroso strich sich die Schweißtropfen aus dem Gesicht und ging in den Einödhof, um nach dem Wege zu fragen.

Sein Erscheinen erregte das besondere Mißfallen des Kettenhundes. Auch der Bauer selbst, der Hundsrucker Michel, schätzte diesen Fremden nicht recht geheuer ein.

„Ich komme vom Gebirge her", erklärte Meyer-Lombroso, auf den Hügel deutend, „und habe mich verlaufen. Bitte, sagen Sie mir, wie ich zur Talstraße komme." — Der Michel wies den Feldweg entlang und sagte kurz angebunden: „Immer der Nase nach." — „Danke", sagte Meyer-Lombroso, inbegriff seinen Weg fortzusetzen. Da schlug ihm die Neugier ein Schnippchen. „Was ist denn das?", fragte er halblaut, indem er ein geknülltes, mit Schriftzeichen bedecktes Papier aufhob und glättete. Fürwahr ein köstlicher Fund! Der Graphologe schwelgte. Ausgerechnet auf dieser Kuhbläke, wo man es am wenigsten vermutete, entdeckte er den für seine Schriftensammlung gesuchten Typ. „Wissen Sie, was das ist!?", trumpfte er voller Sammlerglück auf und vergaß, wo er war. Michel blieb abwartend. Seine Bedenken wuchsen. Ludwig, des Bauern Sohn, kam aus dem Hintergrund und pflanzte sich neben dem Vater auf. Meyer-Lombroso bemerkte es kaum. „Das ist", fuhr er halb im Selbstgespräch fort, „der unvermischte maskuline langwellige Spannungs-Außentyp! Die Schrift hat jambischen Rhythmus, latente Spannungen und langen Atem!" — Vater und Sohn sahen sich schweigend an. Der Graphologe fühlte sich nun doch zu einer Erklärung veranlaßt: „Ich habe den Mann, der diesen Brief schrieb, nie gesehen, und doch steht er leibhaftig vor mir: Ein großer Mensch mit langen Armen und Beinen und einem mächtigen Brustkasten. Beim Gehen neigt er sich leicht nach vorn. Sein Mienenspiel verfügt über wenig Register. Seine Stimme dröhnt, er spricht unakzentuiert, sein Ton liegt flach." — Der Michel zwinkerte vielsagend den Sohn an. Dieser nickte und tippte mit dem Finger heimlich zur Stirn. — „Die Bewegungen des Mannes sind selbstsicher. Seine Handteller sehen sich an. Der Schritt ist zügig, seine Gesundheit unverwüstlich. Im Alter jedoch besteht eine Neigung für Rheuma und Hirngespinste. Von Gemüts wegen lau. Keinerlei Emotion. Treu aus Schwerfälligkeit. Wennschon Nebenfrauen, dann unter seinem Niveau."

Der Michel gab einen Wink, worauf Ludwig unauffällig im Stall verschwand.

„Ferner besteht eine realistische Ader und ein Gedächtnis für Kleinigkeiten. In seiner Art liegt System. Die Ziele sind weit gesteckt und werden zäh und rücksichtslos verfolgt. ‚Als Verbrecher liegt ihm die Gewalttat. Im Seelischen reagiert er reizinadäquat. Unter- und Oberbewußtsein sind voneinander getrennt. Das Obergewissen ist leicht zu beruhigen. Das wäre wohl das Hervorstechende. Finden Sie, daß das Profil stimmt?"

„Durchaus rechtwinklig!", grinste der Bauer, der weder vom Bestehen einer Graphologie noch von der Person des Briefschreibers die leiseste Ahnung hatte. In dem Papier, das der Fremde wie eine Reichsbanknote behandelte, waren Stumpen eingewickelt gewesen. — „Sie gestatten doch, daß ich das Schriftstück behalte?" — Michel gestattete es mit Vergnügen. Er habe noch mehr solcher Briefe in der Futterlade, versicherte er, und der Herr möge sich die schönsten heraussuchen. Damit öffnete er die Stalltür und ließ den Fremden eintreten. Das Folgende spielte sich schnell ab. Ludwig, der bereits lauerte, stürzte sich von vorn auf den Graphologen, Michel von hinten. Es kam zu keiner Gegenwehr. Sie nahmen dem Fassungslosen die Zündhölzer und das Taschenmesser ab und sperrten ihn in den leeren, vergitterten Schweinestall, den der gutmütige Ludwig vorher mit frischem Stroh versehen hatte. Der Gefangene war keines Wortes mächtig. Sein einziger Gedanke war: Ich bin unter die Räuber gefallen. Doch wie er feststellte, hatten sie ihm Barschaft und Uhr belassen. Als man ihm eine Schüssel Milch in den Trog stellte und einen Ranft Brot dazugab, fragte er sich unter dem Alpdruck der Angst, ob er bei Kannibalen sei und wie ein Borstentier gemästet und dann geschlachtet werden sollte. „Wollen Sie endlich erklären ...", schrie er den Bauern an. „Schön brav sein", entgegnete dieser in einem Ton, wie man ihn Unmündigen gegenüber anschlägt, verließ den Stall und verriegelte ihn. „So", sagte er draußen zu seinem Sohn, „das wäre also heuer der zweite, den wir wieder auffingen. Schwing dich aufs Rad, Ludwig, und melde es in der Heilanstalt." Und Ludwig, eines guten Trinkgeldes gewiß, machte sich auf den Weg.

Indessen, mit dem Trinkgeld wurde es diesmal nichts. Die Insassen der Heilanstalt waren vollzählig. Die Hundsruckerleute beratschlagten, was nun zu tun sei. Schließlich wurde Meyer-Lombroso aus dem Stall in die Stube geholt, wo man ihm Eier und selbstgeräucherten Schinken auftischte und so lange zuredete, bis er aß. Das Ganze sei nur ein kleiner Scherz gewesen, sagten sie immer wieder, bis er, der Landfremde, es halbwegs zu glauben begann. Ludwig begleitete ihn dann bis zur Talstraße, wo er nicht mehr fehlgehen konnte. „Nichts für ungut", sagte er beim Abschied, „es war wirklich ein kleiner Scherz." — „Wir wollen es gut sein lassen", erwiderte Meyer-Lombroso, „aber ich war darauf nicht vorbereitet." Er hat nie erfahren, wie sich die Dinge verhielten.

Tod des Bacchus

Von Remigius Netzer

Bacchus ist tot, zwischen gelben Reben
Streckt er die breiten Glieder. —
In den Himmeln hängen die Lieder
Aus seinem tanzenden Leben.

Und die Tiger schlafen nun müd
An seinen Seiten ein;
Aller wirrer und jauchzender Reihn
Ist nun verstummt und versprüht.

Und leis weht der Wind voller Klagen
Das rote Weinlaub vom Hang,
Um unter der Blätter Schwang
Den Todtrunkenen zu begraben.

Zwischen dem Rebengold: Bacchus ist tot! —
Alle Träume verflachen,
Und die Frauen lachen
Und steigen in unser Boot.

Alarm in London

(Wilhelm Schulz)



„Wo ist hier der nächste Luftschutzraum?" — „Für Sie in Whitechapel! Hier befinden sich nur die Schutzräume der Society!"

Allarme a Londra: "Dov' è qui il prossimo rifugio antiaereo?„ — "Per Voi in Whitechapel! Qui vi sono soltanto i ricoveri antiaerei della Society!„

Alarme à Londres: „Où est le prochain abri contre avion?" — „Pour vous, à Whitechapel. Ici ne se trouvent que ceux pour la haute société!"

Der Zipfel

(R. Kriesch)



„Ich weiß nicht, ich bringe den Saum nicht grade — immer schnappt es hinten hoch!"
„Um Gotteswillen — wo sollte ich denn da so zugenommen haben?"

Il lembo: "Non so... non arrivo a metter diritto l'orlo; esso mi scappa sempre in su, di dietro!„ — "Dio mio!... Dove mai dovrei essermi ingrossata così?!„

Le bout: „Je n'y comprends rien, je n'arrive pas à faire l'ourlet droit — ça se relève toujours par derrière!" — „Bonté divine, où aurais-je pris de l'embonpoint de ce côté-là?"

MEIN FREUND JOHANNES

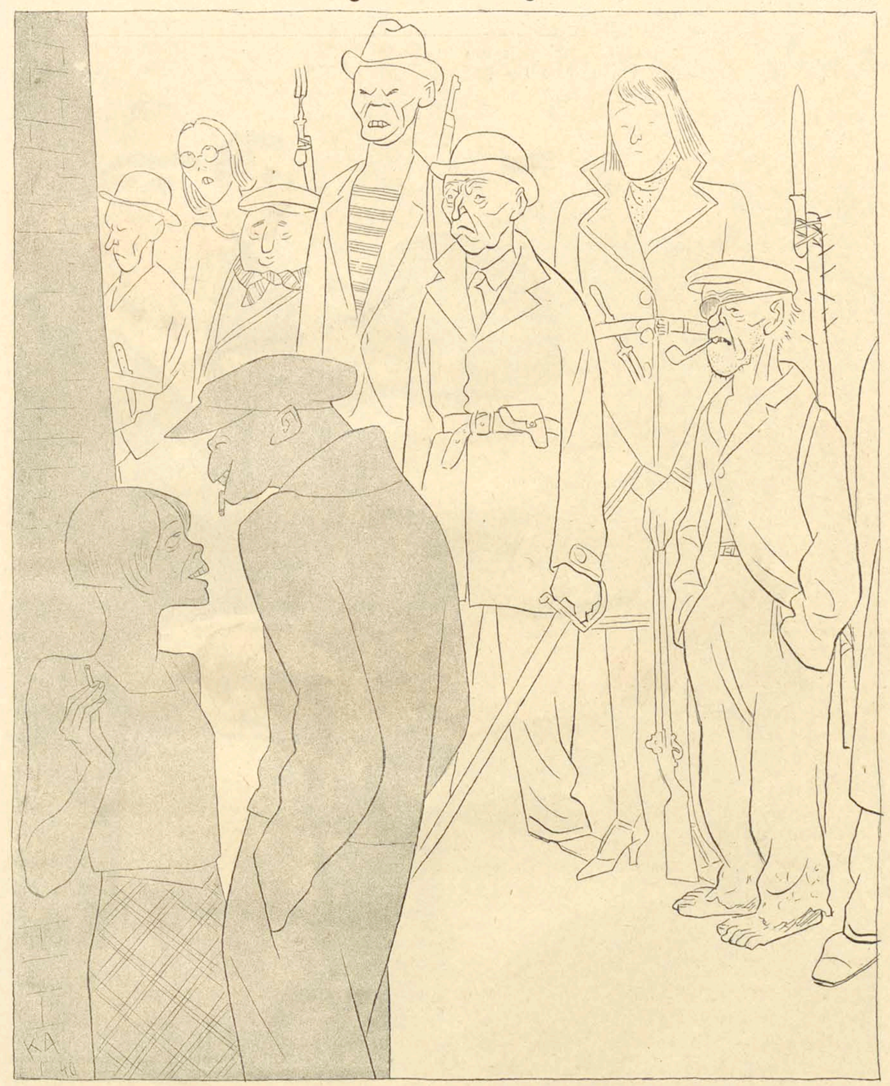
Ich besuchte Johannes. Er war damit beschäftigt, ein Stück Wurst in seinen Regenmantel zu nähen.
„Du irrst dich, Johannes!" sagte ich.
„Nein", sagte Johannes. — Ich überlegte.
„Was tust du denn da, Johannes?" fragte ich.
„Ich nähe ein Stück Wurst in meinen Mantel", sagte Johannes.
„Das sehe ich. Aber es wird dir Fettflecken in deine Hosen machen, Johannes", gab ich zu bedenken.
„Nein", sagte Johannes, „denn ich werde den Mantel nur über dem Arm tragen."
„Und was soll das Ganze, Johannes?" fragte ich.
„Der Mantel ist alt!" sagte Johannes.
„Ist die Wurst auch alt, Johannes?" fragte ich vorlaut. — „Nein", sagte Johannes.
„Erkläre dich, Johannes", bat ich.
„Der Mantel ist alt. Ich brauche einen neuen", sagte Johannes.
„Kaufe ihn dir, Johannes", schlug ich vor.
Er mißachtete mich.
„Ich habe kein Geld", sagte er. „Aber mein Nachbar hat Geld. Und hat einen Hund. Der Hund frißt gerne Wurst. Es wird ihm nichts ausmachen, ein Stück Regenmantel mitzufressen."

J. Bieger

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Englische Kreuzzügler

(Karl Arnold)



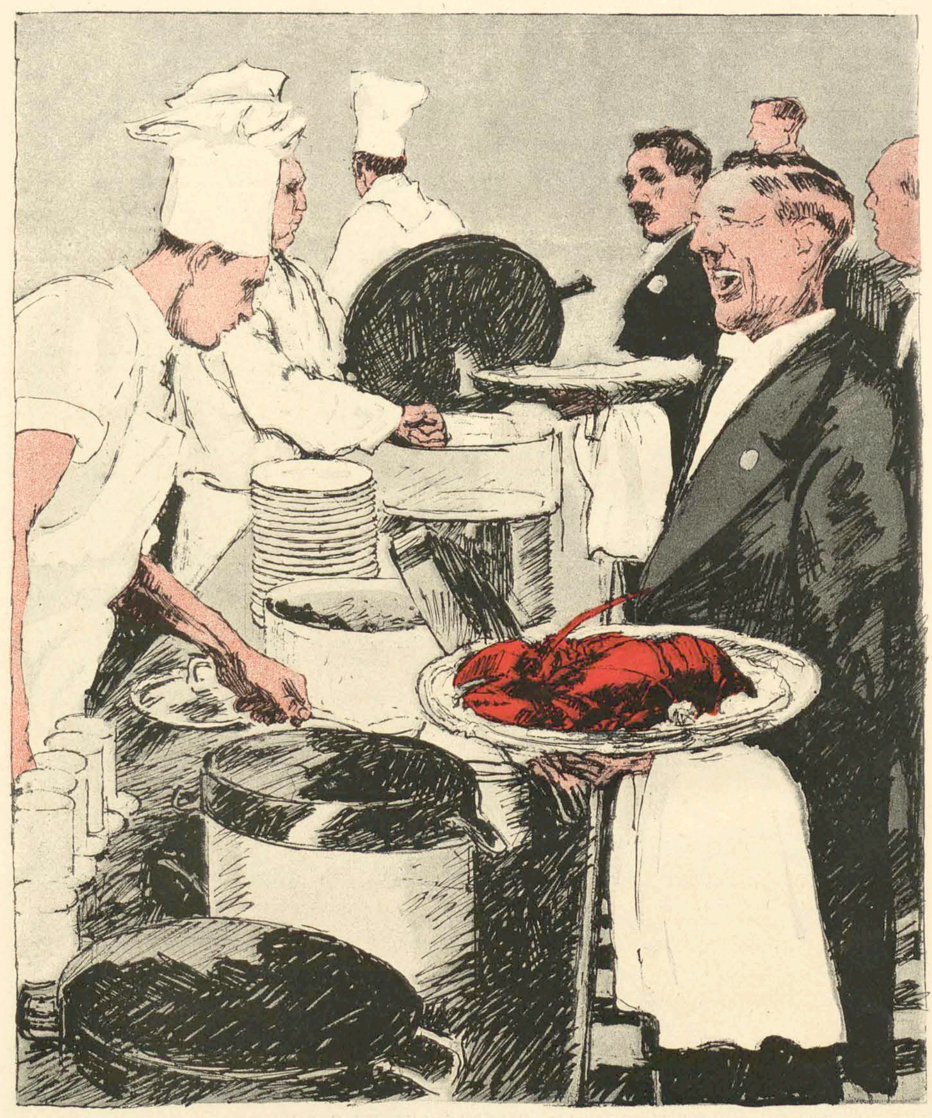
„Ja, Jim, wie kommst du hierher, du hattest doch lebenslänglich Zuchthaus!“ — „England braucht Fachleute, ich bin jetzt Lehrer der Fortbildungsschule für den Heckenschützenkrieg!“

I crociati inglesi: "Oh là, Jim, come vieni tu qui? Non fosti pur condannato all' ergastolo a vita?„ — "L'Inghilterra abbisogna di gente del mestiere. Adesso io faccio l'istruttore nella Scuola di Perfezionamento di Guerra per i Franchitiratori.„

Petits croisés anglais: „Mais Jim! que fais-tu ici? tu étais pourtant condamné aux travaux forcés à perpétuité!" — „L'Angleterre a besoin de spécialistes, je suis maintenant maître de l'école de perfectionnement pour francs-tireurs!"

Hochbetrieb im Hotel Ritz

(E. Thöny)



„Drei Portionen Hammelkoteletts für unseren Verbündeten Achmed Zogu, er hat seine Armee zum Dinner nach London eingeladen!"

Gran movimento in Hotel Ritz: "3 porzioni di costoletta di montone pel nostro alleato Achmed Zogu, egli ha invitato a pranzo a Londra la sua armata!„

Coup de feu à l'hôtel Ritz: „3 côtelettes de mouton pour notre allié Achmed Zogu... il a invité à dîner son armée à Londres!"

München, 8. September 1940
45. Jahrgang / Nummer 36

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Hunger und die Zeit

(Karl Arnold)



„Du hast uns wieder gegen Deutschland gerufen, John Bull, diesmal aber bleiben wir bei Dir!"

La Fame ed il Tempo: "Tu ci hai chiamato dinuovo contro la Germania, John Bull; ma questa volta noi restiamo presso di te!„

La famine et le temps: „Tu nous as de nouveau appelés contre l'Allemagne, John Bull, mais cette fois nous restons chez toi!"

Aus meinem Tagebuch



(Karl Arnold)

Reuters „Siegesbotschaft"

Flieg Vogel flieg
und melde einen Sieg,
denn wieder ist in Engelland
ein Flugzeughafen abgebrannt.

„Messaggio di vittoria" della Reuter: Vola, uccello, vola
e la vittoria annuncia:
un altro aeroporto
in Albione si bruciò

„Reuter annonce une victoire"
Vole, canard, vole, d'une victoire soit le messager, car de nouveau en Albion, un port d'avions est incendié.

EIN JUNGER MANN IN ITALIEN

VON BASTIAN MULLER

Wir lernten uns kennen durch ein gemeinsames Mißgeschick. Ich nahm in Mailand den Zug nach Rom. Soweit ich mich auf die Sache verstand, sollten wir die Strecke über Florenz fahren. Kaum hatten wir aber die Stadt hinter uns, tat ein erfahrener Reisender einen fürchterlichen Fluch. Daraus verstanden wir anderen im Abteil, daß die Reise über Bologna ginge. Es mußte etwas Schreckliches bedeuten, denn alle stimmten heftig in die Verwünschungen auf die Eisenbahn ein. Es war meine erste italienische Reise, ich schwieg daher. Das aber erregte die Verwunderung meines Gegenüber. „Ausländer?" fragte sie kurz.

„Ja, mia bella Signorina!" — Bevor ich meine Reise antrat, hatte ich eifrig die Sitten des Landes studiert und gelernt, daß man ausgewählt höflich zu den Damen sein müsse. Besonders das Rühmen der Schönheit gehöre zur Pflicht des Mannes. Leider lehrte mich dieselbe Beschreibung des göttlichen Italiens, daß es ein Verbrechen sei, sich den Damen zu nähern. Eine noch so versteckte Liebeserklärung verpflichte zur Ehe. Ich sah mich daher vor, denn schließlich wollte ich in Rom studieren und keinen Hausstand gründen. Daran dachte ich mit allen Kräften, als mich die bella Signorina huldvoll anlächelte. Sie entpuppte sich als ein Fräulein mit einer unbefriedbaren Neugier. Woher ich komme, wohin ich wolle? „Roma?" wiederholte sie mit südlichem Schmelz und sagte mit seltsamem Nachdruck, daß auch sie nach Roma fahre. Sie erkundigte sich nach meinem Alter, meinen Geldverhältnissen, ob die Eltern noch lebten, ob die Geschwister verheiratet seien. Zu allem lächelte sie ganz verführerisch. Mir wurde das Ganze ein wenig verdächtig. Hatte ich am Ende schon zuviel gesagt mit meinem ‚Mia bella Signorina'?"

Ich sollte erfahren, warum die Mitreisenden alle so gotteslästerlich geflucht hatten. In Bologna blieb der Zug für drei Stunden stehen. Warum, konnte niemand ergründen. Traubenhändler empfingen uns. Portiers von Stundenhotels. Sandwichkarren veranstalteten ein Rennen. Mir zur Seite war die bella Signorina. Was man machen solle, mitten in der Nacht, für drei Stunden? wollte sie wissen. Ich sei ja fremd im Lande, beteuerte ich, und wisse nicht, was eine Dame zur Nachtzeit unternehmen könne.

Sie nannte mich poveretto, obwohl sie sich über meine Geldverhältnisse informiert hatte.

Ob ich müde sei? Nein, nicht so sehr. Ich sah mit Schrecken einen Hotelportier auf uns zustürmen. „Va bene", sagte sie. „Ich will Ihnen ein bißchen die Stadt zeigen."

Ich weiß nun nicht, ob Bologna ein Abkommen mit der Eisenbahn hat, damit die Romreisenden die Nachtbars füllen, oder die Nachtbars offen sind, weil die Eisenbahn nicht weiterfährt. Ganz in der Nähe des Bahnhofes fanden wir Tanzpaläste, Venedische Bars, Dancinghouses. „Sag nichts von Liebe", schwor ich mir. Vorsichtig erkundigte ich mich nach ihrer Familie, ein Mißtrauen hatte mich befallen. Ihren Vater betitelte sie mit Professor, ihren Bruder mit Doktor. „Wenn das man stimmt, mein Fräulein!" Sie tanzte so verdächtig hingebungsvoll und gewandt. „Na, na", sagte ich mir. Aber am Halse trug sie ein echtes Rubinkreuz. Sie schleckte Eiscreme trotz der Jahreszeit, und dann trank sie mit erstaunlichem Durst von meinem Wein.

Ich beging ein Verbrechen. Aus ihrer Handtasche lugte ein Brief. Ich zog ihn ein wenig weiter heraus, so daß er auf die Erde fiel, und ich die Anschrift lesen konnte. Zu meinem Schrecken stimmte alles, was sie gesagt hatte. Sie wohnte in Mailand in einem Palazzo! „Verzeihen Sie, ein Brief fiel aus Ihrer Tasche", sagte ich.

„Von meinem Bruder", sagte sie, „er ist in Rom."

... die italienischen Damen leben noch ganz in der strengen, hergebrachten Weise. Der junge Mann, der ihr seine Liebe gesteht, bekundet damit seine ernsthafte Absicht. Meist wird dies über eine nahe Verwandte vermittelt... Dieser Satz lag mir wieder auf der Seele. Ich hütete mich sehr und war heilfroh, als es Zeit wurde, sich wieder auf den Bahnhof zu begeben.

Ich wurde kühl und nur höflich.

Wo ich in Rom zu wohnen gedächte? fragte mich meine Dame. Ich wüßte es nicht. Ob sie mir... Ich winkte ab. Ich erklärte ihr umständlich, daß es die größte Freude für mich bedeute, in einem fremden Lande alles selber zu entdecken, Wohnung, Stammcafé, Bekannte. Ich wurde eisig. Wir näherten uns dem Morgen und Rom.

Als wir dort ankamen sah sie mich strahlend an und hatte die Lippen erwartungsvoll geöffnet. Ich gähnte unterdrückt. Dann waren wir da. Ihr Bruder holte sie ab. Sie wollte mich gerade bekannt machen, da hatte sich ein Gepäckträger, Gott segne ihn, meiner Koffer bemächtigt und ich rannte ihm nach. Aufatmend dankte ich allen Heiligen, daß ich der Ehe entronnen war. Ich hörte nur noch einmal ihre werbende Stimme: „Hallo Signore!" Aber wer entrinnt denn seinem Schicksal? Am dritten Tage traf ich sie bei den Thermen. Sie war mit ihrem Bruder zusammen.

„Dachte ich es mir doch", sagte sie, „erster Tag St. Petrus, zweiter Tag Palatinus, dritter Tag die Thermen. Darf ich meinen Bruder vorstellen? Luigi..." Man muß höflich zu den Damen sein, fiel mir schweren Herzens ein. Am Abend aßen wir zusammen.

Später erzählte ich ihr alles. Sie lachte sehr. „Mein Gott, Dio mio, welch komisches Buch! Ich möchte, daß Sie mir etwas Deutsch beibringen. Was heißt zum Beispiel in Ihrer Sprache: Tutto il mio cuore é tuo?" — „Dein ist mein ganzes Herz, mia bella Signorina, oder: ich liebe dich."

Das Gesetz der Schlange

Manchmal wird der Mensch zur Schlange. Ich spreche hier nicht von seinem Charakter, indem es von der Schlange heißt, sie sei hinterlistig, giftig und heimtückisch, obwohl die Schlange sicher nur hungrig ist. Also zu so einer Schlange wird der Mensch vielleicht nur manchmal, aber nicht in meinem Fall. Mein Fall ist die Schlange, die der Mensch steht. Er steht sie meist vor einem Schalter, vielleicht vor dem Schalter eines Amtes.

Das ist das erste Gesetz: Die höchsten Ämter haben die kleinsten Schlangen.

Vorher ist man nur ein Mensch, im Augenblick aber, wo man Schlange steht, erwacht in jedem Menschen das Schlangengliedgefühl. Der Kopf ist am Schalter, der Schwanz im All. Jedes Mitglied der Schlangengemeinschaft hat die Chance, einmal Kopf zu werden.

Die Schlangengemeinschaft hält wie Pech und Schwefel zusammen. Jeder wacht über die innere Ordnung, auf daß kein Riß entstehe, keine Beule auswachse und kein Fremdkörper seitwärts eindringe. Der Schlachtruf ist: Hinten anstellen! Selten sind Menschen so einig wie in einer Schlange. Ohne Kommando ertönt oft gleichzeitig der Ruf: „Saustall!" oder „unerhört". Das tritt ein, wenn sich der Kopf am Schalter häuslich einrichtet und dort über Gebühr verweilt. Die Länge der „Gebühr" bestimmt die Schlange aus einer inneren Stimme heraus, und sie ist leicht geneigt, von dem da vorn zu glauben, er hielte sich aus purer Lustbarkeit länger am Schalter auf als es notwendig ist. Das denkt man aber nur so lange, wie man Schwanz ist. Vom Schwanz zum Kopf nimmt die Gereiftheit des Urteils zu, und der am zweiten und dritten und vierten Platz meckert gar nicht mehr. Diese fühlen sich schon mit dem Kopf solidarisch, so nahe der Himmelstür bzw. der Schalterklappe. Die Schlange ist am Schwanz nervöser als am Kopf.

Sie pflanzt sich durch Schwanzansatz fort und stößt immer wieder erledigte Kopfglieder ab. Im Augenblick, wo ein Kopfglied abgefertigt ist, verliert es jedes Interesse an der Schlange, als habe es niemals zu dieser länglichen Vereinigung gehört als nützliches Glied einer Gemeinschaft zur Erlangung einer Fahrkarte, einer Briefmarke, einer Auskunft oder einer Bescheinigung.

Wenn sich die Klappe aber plötzlich schließt, dann wird die Schlange wirklich giftig. Foitzick

Im September / Von Ratatöskr

Im September, wenn es kühler wird,
wenn dir's ums Gemüte schwüler wird,
weil die Vegetation sich färbt
und damit bekundet, daß sie sterbt —

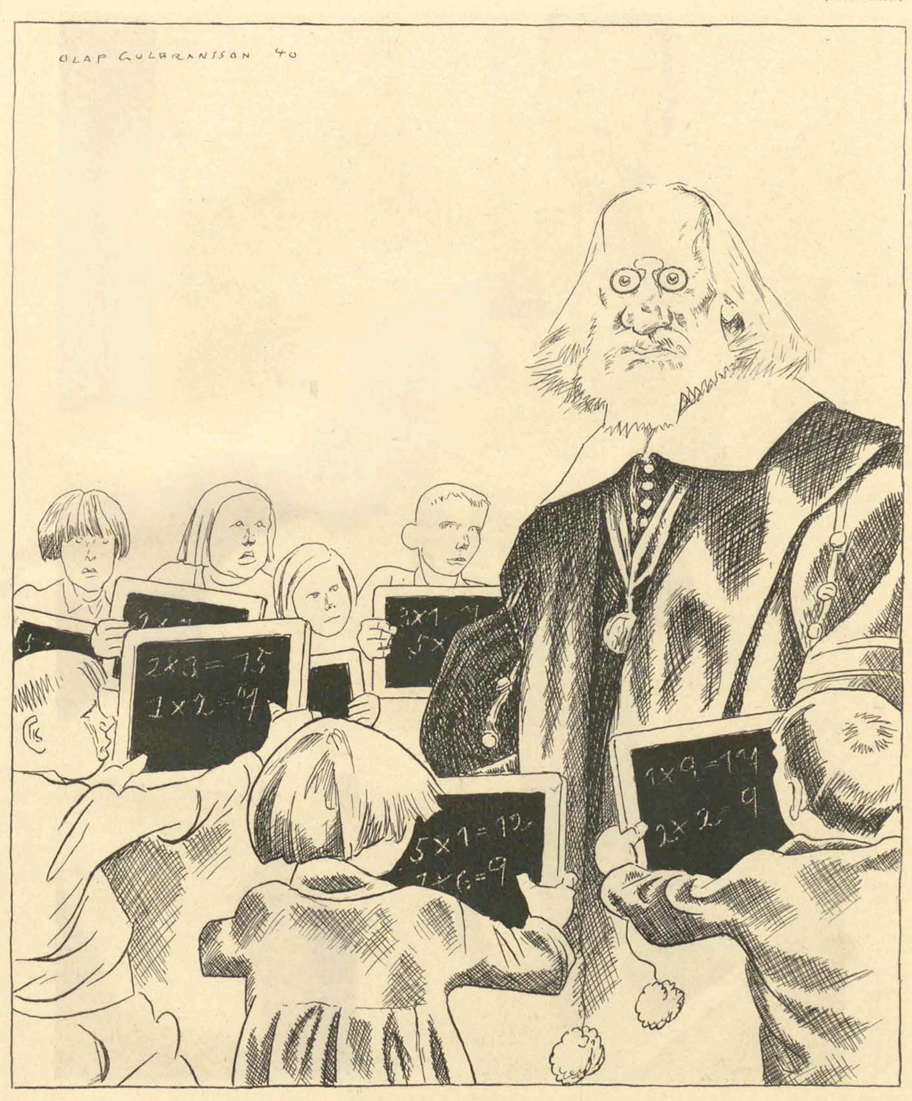
im September also wird es Zeit,
daß man, ehbevor es stürmt und schneit,
ehbevor man unvermutet friert,
seine Unterwäsche revidiert.

Auch ein Blick ins Kellerloch hinein
dürfte zweckgemäß und ratsam sein.
Denn so lautet ein Naturgesetz:
Willst du Wärme, kaufe dir Briketts.

Nur, wenn man mit Punkten sparsam war,
reicht's ein neues Unterhosenpaar.
Und (in zweifelloser Konsequenz):
nur, wenn man beliefert wurde, brennt's.

Nach Adam Riese

(O. Gulbransson)



„Nein, nein, meine Kinder, ihr rechnet ja englisch,
zwei mal zwei ist nach mir immer noch vier!"

Secondo Adam Riese: "No no, ragazzi miei; così Voi contate alla maniera inglese! Secondo me: due via due fanno ancor sempre quattro!„

D'après Adam Riese: „Non, non, mes enfants, vous comptez à la manière anglaise! Selon moi deux fois deux font toujours quatre!"

Das Kompliment

(K. Heiligenstaedt)



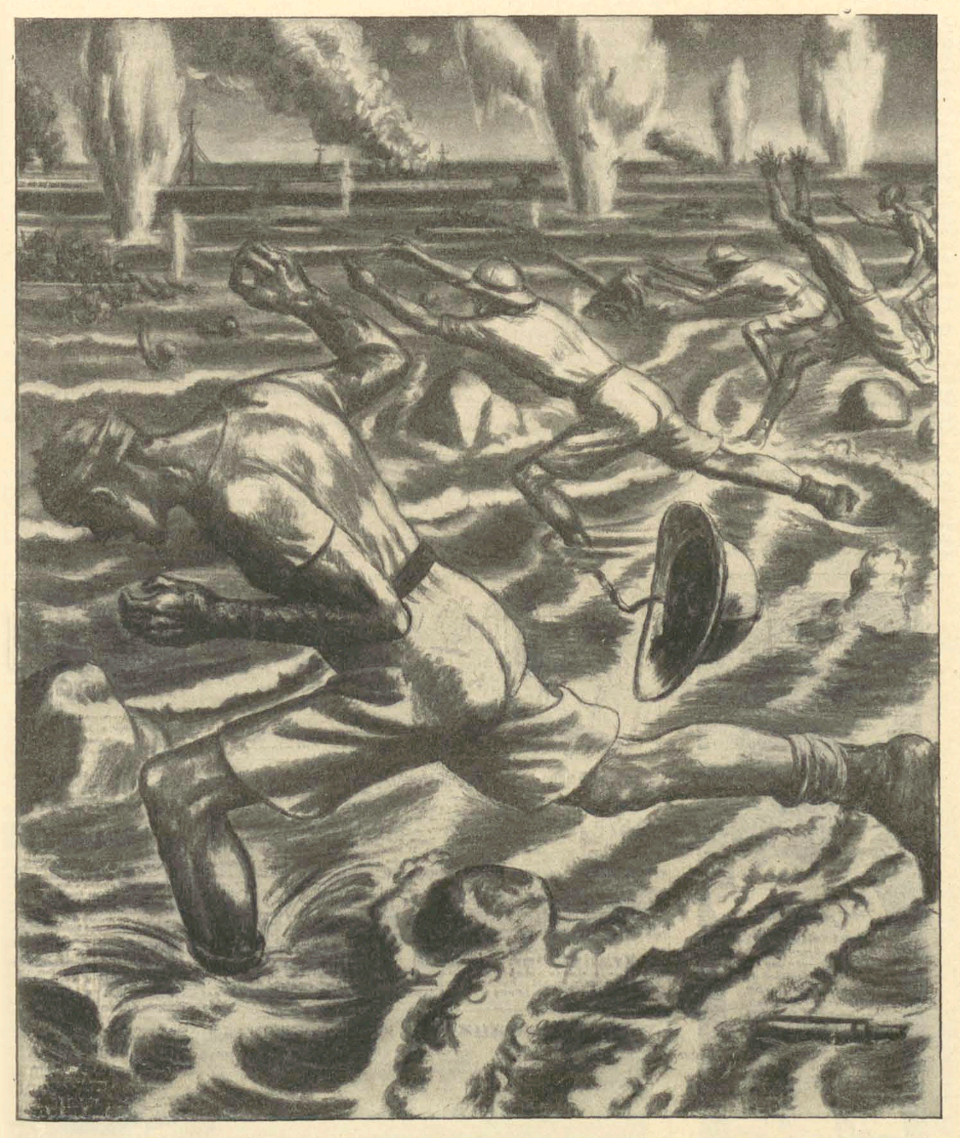
„... als Junggeselle wärst du bestimmt nicht in so einem Hotel abgestiegen ...!"
„Nein, ... auch mit dir nicht, Schatz!"

Il complimento: "... da scapolo non saresti certo sceso in un tale albergo...!„ — "Oh no... nemmeno con te, tesoro!„

Le compliment: „...comme célibataire, tu ne serais sûrement jamais descendu dans un tel hôtel...!" — „Non... avec toi non plus, ma chérie!"

Narvik, Dünkirchen, Berbera

(Erich Schilling)



„Gelernt ist gelernt, solche siegreiche Rückzüge soll uns mal einer nachmachen!"

Narvik, Dünkirchen, Berbera: "L'abbiamo imparato bene noi! Che provi qualcun altro ad imitarci in tali vittoriose ritirate!„

Narvik, Dunkerque, Berbera: „Ce qui est appris est appris; que quelqu'un essaie un peu de contrefaire nos si victorieuses retraites!"

Ein gräßlicher Mensch

Von Hänsjürgen Weidlich

Es war nachts. Der Zug war gerammelt voll. Trotzdem öffneten sich seine Türen und nahmen neue Reisende auf. Mit zwei schweren Koffern stieg die Tänzerin ein. Sie blickte den Gang hinunter: dichtgedrängt standen die Menschen in ihm, manche flüsterten miteinander, manche sahen schweigend hinaus in die Nacht. Jetzt hörte man das Schnauben der Lokomotive — langsam glitt der Zug aus der Station. Nun klopften seine Räder über Weichen und Kreuzungen, nun klopften sie schon nur noch über die Zwischenräume zwischen den Schienen. Poch ... poch ... schneller — bis das Klopfen gleichmäßig blieb.
„Setzen Sie sich!" sagte eine Stimme.
Die Tänzerin horchte auf. Ihr hatte die Stimme gegolten.
„Sie sollen sich setzen. Sie sind müde."
Ein Mann hatte ihre Koffer in den Gang gestellt und bedeutete ihr jetzt mit einer Geste, sich auf den breitesten der Koffer zu setzen. So müde war die Tänzerin, daß sie das alles erst jetzt bemerkte.
„Danke schön!" sagte sie, „— aber ich habe erst noch zu tun!"
„Sie müssen sich ausruhen."
Die Tänzerin schüttelte den Kopf. „Ich muß erst meine Requisiten wieder in Ordnung bringen. Ich muß meinen Ball flicken — man hat ihn mir heute abend mit einer Nadel zerstochen. Zur Erinnerung!"
„Artistin?"
Die Tänzerin nickte. Sie öffnete den breiten Koffer und holte den Ball und Flickzeug hervor.
„Setzen Sie sich und schlafen Sie. Ich werde Ihnen den Ball flicken."
Sie lächelte und setzte sich dankbar. Bald war sie eingeschlafen.
Als sie erwachte, lag der Ball fertig geflickt neben ihr, und unter ihm, am Kofferschloß festgesteckt, lag ein Zettel: „Wenn Sie mich brauchen, schreiben Sie. Ich komme." Darunter stand eine Adresse.
Komischer Kauz — dachte die Tänzerin und lächelte wieder, aber es war mehr ein dankbares als ein verwundertes Lächeln; dann schlief sie wieder ein und war zu müde, darüber nachzudenken, wo der Mann wohl geblieben war.
Vormittags kam sie in die Stadt ihres neuen Engagements an: sie suchte sich ein Zimmer, badete, aß Mittag, dann mußte sie schon zur Probe, und gleich im Anschluß daran war die erste Vorstellung.
So ging ihr Leben seit Monaten, seit Jahren, immer Arbeit, von einem Engagement ins andere, nie Ruhe — und sie sehnte sich nach Ruhe: sie war die ständige Unrast jetzt müde.
Diese Müdigkeit zeigte sich auch in ihren Tänzen: sie gefielen nicht, der Beifall war schwach, der Direktor unzufrieden. Noch schwerer wurde ihr nun ihre Arbeit.
In ihrer Verzweiflung schrieb sie an jene Adresse: der Ball müßte wieder geflickt werden.
Schon am übernächsten Tag kam der Mann. Er war die Nacht durchgefahren, trank mit ihr Kaffee, Mittag aßen sie zusammen, am Nachmittag saß er in der Vorstellung und lächelte ihr zu. Sie vergaß ihre Müdigkeit, tanzte unbefangen — das ganze Haus applaudierte.
„Ich bin in **jeder** Vorstellung", sagte nachher der Mann, „denken sie daran." Dann fuhr er wieder ab.
Wieder führte eine weite Reise die Tänzerin in ihr darauffolgendes Engagement. Übermüdet stand sie am Nachmittag auf der Bühne. Da fühlte sie aus dem Publikum einen Blick. Sie sah das Gesicht des Mannes: er lächelte ihr zu. Wiederum vergaß sie die Müdigkeit — der Beifall prasselte.
Nach der Vorstellung aßen sie Abendbrot.
„So geht das nicht weiter", sagte der Mann. „Sie müssen ausspannen."
„Aber ich habe gerade ein Angebot für die nächsten vierzehn Tage! Und im Anschluß daran bin ich für dreieinhalb Monate besetzt!"
„Dann schlagen Sie dies Angebot ab!"
„Wer sind Sie eigentlich?"
„Ich habe auf dem Lande zwei Jagdzimmer. Dorthin fahren Sie; dort ist es besser für Sie als in einem Kurort. Kein Mensch wird Sie stören. Nehmen Sie Ihre Mutter mit, damit Sie nicht ganz allein sind." — „Und Sie?"
„Wenn es Ihnen recht ist, werde ich Sie an den Sonntagen besuchen."

DAHLIEN

Von Remigius Netzer

Dahlien entlegener Gärten
Rote und gelbe Schar,
Füllende Grüne beschwerten
Dolden mit blühendem Haar.

Dicht an der Gärten Gezäune
Ranken die Blumen empor,
Über der Beete Bräune
Wiegt sich ihr bunter Chor.

Über der Wege Enge
Neigt sich der Blüten Gewicht,
Reigen auf schwankem Gestänge,
Tanz in des Sommers Licht.

Und in dem Brunnenbecken
In gespiegelter Schau
Schwimmen die farbigen Hecken
Tief vor dem hohen Blau.

Dahlien entlegener Gärten
Roter und gelber Gesang,
Füllende Grüne beschwerten
Sie mit duftendem Klang.

Die Tänzerin schrieb ihrer Mutter. Sie fuhren gemeinsam aufs Land. „Wer ist denn dieser Mensch überhaupt?" fragte die Mutter.
„Irgendein Mensch", sagte die Tänzerin und hob ihre Schultern.
„Aber wir können doch nicht Gast irgendeines Menschen sein!" ereiferte sich die Mutter.
„Dieses —, ja."
„Nun, ich werde ihn ja hoffentlich kennenlernen."
Die Tänzerin nickte.
Die Zimmer waren primitiv, es gab keine Wasserleitung, nur eine Pumpe; die Mutter war empört. „Eine Zumutung!" schimpfte sie. Aber die Tänzerin fühlte sich wohl, sie fühlte sich geborgen, und schon innerhalb weniger Tage war ihre Müdigkeit gewichen, sie erholte sich.
Am Sonntag kam der Mann. Wie immer sprach er nur kurze Sätze und seine Antworten waren knapp.
„Ein gräßlicher Mensch!" sagte die Mutter. „Der tut ja nur den Mund auf, um zu befehlen! Und du gehorchst ihm aufs Wort! Du bist doch sonst immer selbständig gewesen, hast getan, was du wolltest, selbst mir hast du niemals gehorcht!"
Das ist richtig, dachte die Tänzerin, er befiehlt mir. Wie komme ich nur dazu, ihm zu gehorchen? Was fällt ihm ein?
„Ich bleibe nicht länger!" sagte die Mutter. „Ich ertrage es nicht, daß du diesem Menschen wie ein Hund parierst!"
„Du bist ungerecht — er hat mir viel geholfen!"
„Trotzdem: ich reise ab. Und du, Kind, reist mit mir!"
„Nein", sagte die Tänzerin, „ich bleibe noch hier bis zum Sonntag. Dann kommt er wieder. Und dann sage ich ihm, daß ich dir nachreisen will."
Verstimmt fuhr die Mutter ab.
Die Tänzerin blieb allein. Sie machte Spaziergänge, lag in der Sonne, pumpte Wasser, spaltete Holz... und ihre Kraft wuchs.
Am Sonntag kam der Mann. „Ihre Mutter ist abgereist?" — „Ja." — Er nickte.
„Warum nicken Sie?"
„Sie haben noch fünf Tage Zeit. Fahren Sie ihr nach. Ihre Mutter braucht sie. Und Sie selbst sind jetzt gut erholt."
Die Tänzerin biß sich auf die Lippen. „Müssen Sie eigentlich immer befehlen?"
„Befehlen?"
„Solange ich Sie kenne — nie tun Sie etwas anderes!"
„Ach —?!" Er sah sie ehrlich verwundert an.
„Lassen Sie mich jetzt in Frieden!"
„Ich tue nichts anderes", sagte er.
Dann brachte er sie, wie sie es wollte, zur Bahn. Als der Zug aus der Halle fuhr, lief er neben dem Abteilfenster her und rief ihr zu: „Mutter grüßen!"
Die Tänzerin lächelte. Es war ein frohes Lächeln. Dann schämte sie sich mit einem Mal.
Fünf Tage später trat sie ihr neues Engagement an. Aber obwohl sie sich gesund und kräftig fühlte, hatte sie Hemmungen. Sie fühlte sich allein. Als sie die Bühne betrat, fühlte sie einen Blick: der Mann saß im Publikum und lächelte ihr zu.

Schicken Sie den „SIMPLICISSIMUS" - wenn Sie ihn gelesen haben - an die Front!

Nach der Vorstellung sagte er zu ihr: „Ich bin nur gekommen, um — wenn nötig — Ihren Ball wieder zu flicken."
„Es ist aber nicht nötig!" sagte sie, und dann fügte sie leise hinzu: „Jetzt nicht mehr."
Er nickte.
„Ach, das wußten Sie wohl natürlich auch schon wieder!?" — „Kommen Sie!" sagte er. „Feiern!"

MEIN FREUND JOHANNES

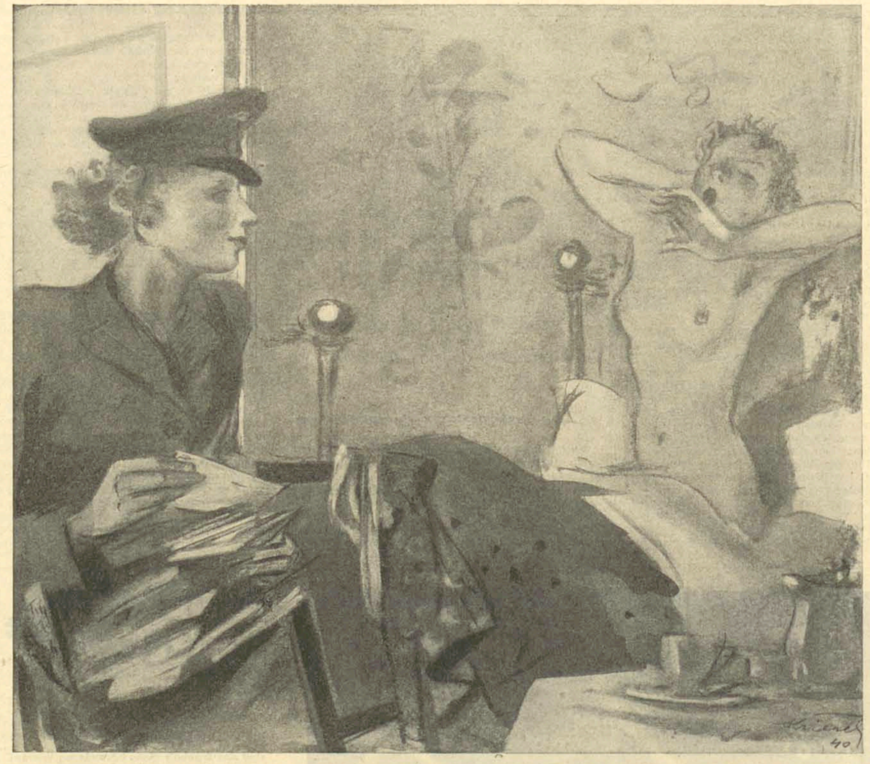
Wir waren furchtbar wütend. Martin kochte förmlich. Er schüttelte seine geballten Fäuste, die immerhin geeignet waren, einem mittelklassigen Schwergewichtler Achtung einzuflößen.
„Wenn ich den Kerl erwische, der uns verraten hat! Den verhaue ich derartig, daß er noch nach seinem Tode an mich denkt", schimpfte er.
Aber einstweilen bestand wenig Aussicht, ihn zu erwischen. Das erhitzte uns aber nur noch mehr.
„Es ist ein Jammer; nun habe ich mal so eine herrliche Wut, und nun kann ich sie nicht austoben", steigerte sich Martin.
„Ja", knurrte ich, „es wäre wirklich schade darum. Wir werden einfach den nächsten, den wir treffen, drannehmen."
Schimpfend und brummend zogen wir weiter, um unsere Wut trauernd, die so ungenutzt vergehen sollte.
Nachdenklich ging Johannes neben uns her.
„Freunde", sagte er still, „ihr wartet umsonst. Wir werden niemanden finden. Nehmt mit mir vorlieb."

Wir wollten über das Wochenende an die See. Wenn wir auch den ersten Stock unseres Hauses an einen alleinstehenden Herrn vermietet hatten, wollten wir doch gerne, daß auch im Erdgeschoß jemand über Nacht einhütete.
Johannes übernahm das bereitwillig. Sorgfältig verschloß er abends die Haustür, vergaß aber leider den Eingang vom Garten in die Veranda.
Der Nachtwächter stellte es fest. Auf sein Rufen und Klingeln antwortete niemand. Da beschloß er, der Sache auf den Grund zu gehen. Mit seiner Laterne durchwandelte er die Zimmer, bis er endlich den schlafenden Johannes fand. Mühsam machte er diesem klar, wer er wäre und weshalb er käme. Endlich verstand Johannes.
„Ja", sagte er, „ich bin hier nur Gast. Da gehen Sie man mal eine Treppe höher", drehte sich um und schlief weiter.

J. Bieger

Die Zustellung

(R. Kriesch)



„I hätt' eine Nachnahme für'n Herrn Kratzer — wohnt der nimmer hier?"
„Nein, Frau Postbotin — oder glauben S' ich wär's?"

La consegna: "Avrei un assegno pel signor Kratzer. Non abita più qui?„ — "No, cara postina!... O credete ch'io sia lui!„

La notification: „J'ai un remboursement pour monsieur Kratzer. - N'habite-t-il plus ici?" - „Non, Madame la postière... ou bien croyez-vous que je le sois?"

Die oberbayerische Sibylle

Von Ernst Hoferichter

Wie auf eine Ansichtskarte geknipst, so lag die Pension ‚Almenrausch' in sanfter Höhe über dem Kurort.

Rund um das Tal spielten die Berge Ringelreihen und die Spazierwege des Verschönerungsvereins waren als weiße Heftfäden in die grüne Seide der Wiesen und Weiden gelegt.

Wenn in der Pension am Morgen sich der erste Sonnenstrahl auf die ‚Hausordnung' legte, erschien Fräulein Ilonka am Frühstückstisch. Ihr Blick fiel zuerst auf jene Stelle neben der zusammengerollten Serviette, wo der erwartete Brief liegen sollte, der wiederum nicht eingetroffen war. Seit Tagen ersehnte sie sich diese Nachricht, von der sie schon die Größe des Briefumschlages und die Farbe des Papiers voraus erlebte.

„Ich schreibe Ihnen sofort...!" hörte sie immer wieder die Worte, die vor acht Tagen durchs Waggonfenster ihr nachgerufen wurden. Ilonka lernte ihn im Speisewagen kennen. In kaum zwei Stunden kannte sie sein Gesicht auswendig. Seine Oberlippe glich der beleuchteten Rampe einer Opernbühne. Und jedes seiner Worte wurde zur Arie. Sie saß vor ihm wie in der dritten Parkettreihe. Wenn er lächelte war es, als würden Gefühle in Hauptrollen auftreten. Ja, und neben dem rechten Nasenflügel erblickte sie noch ein winziges Haar, das beim Rasieren vergessen wurde...

Jetzt, während sie die Zuckerstücke in die Tasse fallen ließ, sah sie alles wieder — wie durch eine Lupe. „... schreibe Ihnen sofort" fiel mit dem Zucker in den Tee und löste sich auf, erschien wieder beim Öffnen des Honigglases, ließ sich aufs Brot streichen und in einzelne Buchstaben zerschmolz der Satz auf ihrer Zunge.

Hinter der Glastüre kamen die Schritte des Doktor Josef Saumweber über den Kokosläufer. Drei Meter voraus ging sein unverbindliches Augenblinzeln. Dann nahm er an der entlegensten Ecke des Tisches Platz und rückte das Messer in einen rechten Winkel zum Löffel. Er wohnte seit drei Tagen in der Pension und hatte gegen Fräulein Ilonka bereits fünf Partien im Schachspiel gewonnen. Eine nähere Zuneigung stand nicht im Programm seines Urlaubes.

Daß er Junggeselle sei und es auch weiterhin bleiben wollte, das kam als einzige Offenbarung aus seinem Innern. Nur in einer übermütigen Stunde bekannte er noch, daß er vom Hausbrot besonders die Eckstücke und in der Musik vor allem La Paloma, die Taube, liebe.

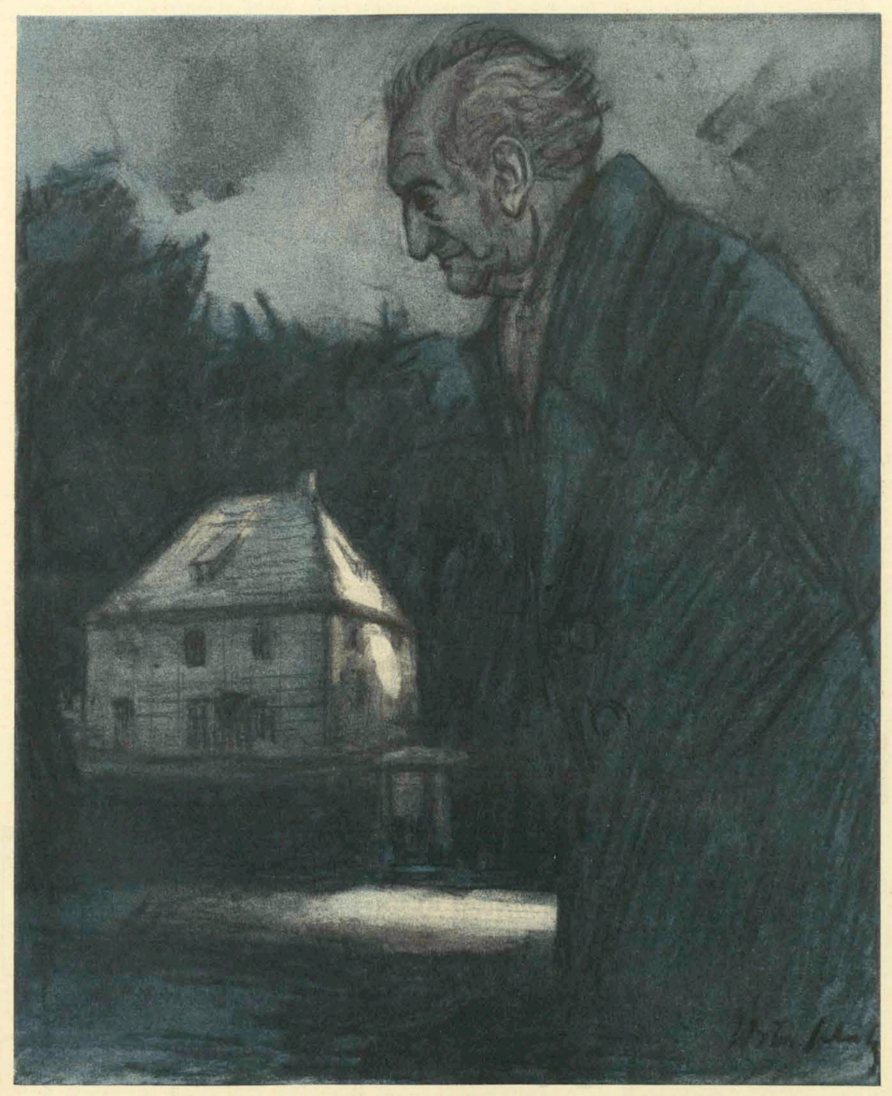
Lange hörte man heute zwischen den beiden nur eine Tasse leise anklingen, das Kuchenmesser über den Glasteller ritzen und vom Tal herauf die Räder eines Milchfuhrwerkes rattern.

„Nun könnte wieder eine Partie steigen...?" brach der Doktor das Schweigen wie eine Semmel entzwei.

„Vielen Dank...! Jetzt möchte ich nicht spielen...

Goethe an Churchill

(Wilhelm Schulz)



„Du kannst im Großen nichts erreichen
Und fängst es nun im Kleinen an!"

Goethe a Churchill: "Non riuscendo ad ottener nulla in grande, ti provi ora a farlo in piccolo!„

Goethe à Churchill: „Tu n'arrives à rien dans les grandes choses, tu t'en prends donc aux petites!"

ich habe nämlich etwas sehr Komisches vor —"
„Wollen Sie die Franz-Josef-Quelle austrinken oder im Bergsee die gußeiserne Nixe streicheln oder . . . ?"
„Nein, Sie werden lachen . . . Ich gehe jetzt zu einer Kartenfrau!"
„Aber wieso und warum? Im Musikzimmer liegen doch genügend Ansichtskarten auf. Darf ich Ihnen . . . ?"
„Ach wo . . . ! Ich gehe zu einer Wahrsagerin, zu einer Frau, die aus Karten die Zukunft schlägt und — — —"
„Aber Fräulein Ilonka, das ist ja ein himmelschreiender Unsinn, ein abgrundtiefer Schwindel, ein grenzenloser Betrug . . . ! Ich werde Sie davon abhalten und mit allen Mitteln . . ."
„Bitte, unsere Pensionsinhaberin geht seit Jahren zu dieser Hellseherin und sagte mir: es stimmt alles bis auf den i-Punkt und es trifft haargenau ein, wie . . ."
„Aber Fräulein Ilonka, — so denken Sie doch nur eine Minute streng wissenschaftlich und — —"
„Hören Sie mir mit Ihrer strengen Wissenschaft auf! Und noch etwas: Allein hinzugehen, finde ich so lächerlich. Doktor, Sie müssen dabei sein . . !"
„Um Gottes willen, um keinen Preis der Welt werde ich . . !"
„Wenn Sie mich begleiten, werde ich heute abend drei Partien mehr spielen . . !"
„Drei Partien mehr . . ? Nein . . . oder ja . . . aber nur bis an die Türe dieser Gaunerin . . !"
„Gehen wir aber sofort! Ich bin gespannt wie eine Laute . . !"
Auf dem Wiesenweg, der sich wie eine Gewissenserforschung ins Tal schlängelt, sah man zwei helle Punkte langsam abwärts gleiten.
Ilonka streichelte im Gehen die Köpfe der Margueriten und der Doktor redete auf sie ein: „Ja, jetzt frage ich Sie nochmals, was wollen Sie denn von diesem Weibe da unten wissen . . ?"
Hinter Holunderbüschen stand klein, wie ein Bahnwärterhaus, das Anwesen der Sibylle. An der Türe war ein veraltetes Plakat eines Waschpulvers befestigt. Sonnenblumen wuchsen bis zum Schindeldach empor. Als Ilonka den Türgriff in die Hand nahm, versuchte sich der Doktor zu verabschieden: „So — und jetzt kehr' ich um . . ! Stellen Sie sich bloß vor: wenn mich einer meiner Mitarbeiter des naturwissenschaftlichen Instituts vor der Behausung dieses Hexenweibes sehen würde? Ich wäre für alle Zeiten — —"
„Jetzt müssen Sie auch noch mit hereinkommen! Nur sozusagen als stiller Beobachter, als — — —"
„Nein, diesen Humor besitze ich nicht. Als wissenschaftlich eingestellter Mensch kann ich nicht —"
Aber Fräulein Ilonka nahm den Doktor beim Arm und schon zog sie ihn zur offenen Tür herein. Zwei ländliche Dienstmädchen verließen soeben die enge Stube, aus der es nach Vogelfutter, gerösteten Kartoffeln und sauren Gurken roch. Am Fensterbrett stand ein Aquarium mit Goldfischen. Kanarienvögel flogen frei im Zimmer herum.
Über dem Sofa waren Papierrosen über vergilbte Familienphotographien gesteckt. Auf einer Holzwandtafel war zu lesen: „Tritt ein, bring Glück herein!"

Oberbayerisch

Von Georg Britting

Neben der Hauswand,
Im Sand,
Wächst mancherlei:
Grünes Gras, und die Wegwurz,
Und die brennende Nessel ist auch dabei.

In der Küche der kupferne Kessel blitzt,
Wirft ein Blinken heraus,
Und es riecht gut
Nach gesottener Milch,
Und die Schwalbe flitzt
In das kühle Haus
Und fürchtet nicht
Das Kindergeschrei —
Sie füttert ja selber die eigene Brut.

Auf dem Dache thront,
Aus Holz geschnitzt,
Ein Gemsenkopfpaar
Im schwindenden Licht.

Bald kommt der Mond
Aus dem Wald hervor,
Und der Bauer schiebt selber den Riegel vors Tor:
Daß kein andrer es tut
Ist sein Hausherrenrecht!

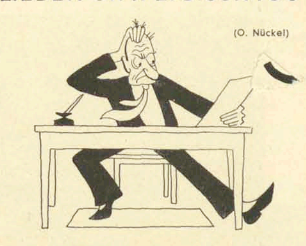
Nun strählt sich die Magd das störrige Haar
Vor dem Spiegel.
Sie tut's für den Knecht.
Sie flicht sich zwei lange Zöpfe und lacht:
In der finsteren Nacht,
Wie soll er die Schönheit erkennen!

Aus der abgedunkelten Ofenecke erklang die Stimme: „Ah, dö Herrschaften kommen zu mir? Bittschön, so nehmen S' doch Platz am Kanapee . . !"
Jetzt konnte man erst die Sibylle in Umrissen erblicken. Da sie eher einer alten Bäuerin als einer verwilderten Zigeunerin glich, fiel sogleich ein Stück Magie von ihr ab.
Der Doktor transpirierte mit seiner Hornbrille um die Wette. Aber schon war in seine Verlegenheit eine Portion Neugierde eingeflossen. „Da bin ich nun wirklich gespannt . . ." dache er und sah auf den Tisch, wo die ausgelegten Spielkarten sozusagen noch warm vom Schicksal der beiden Dienstmädchen ausgebreitet waren.
„Also . . . und das Fräulein setzt sich jetzt zu mir her und hebt dreimal die Karten ab! Was Sie nämlich wissen wollen, dös weiß i' schon jetzt . . !"
Ilonka sah hilflos zur Decke hinauf, wo sich soeben ein Kanari auf der Petroleumlampe niedergelassen hatte.
Nun legte die Magierin die Karten aus: „Aha . . ! Über den grünen Weg kommt Ihnen die Lieb' ins Haus . . . Ein besserer Herr, ein feiner Charakter denkt gerade an Sie . . !"
Innerlich bewegt, legte Ilonka ein Bein über das andere und stellte vor Verblüffung eine kleine Weile das Atmen ein.
Der Speisewagen fuhr durch die kleine Stube. In der Seelenkurve klirrten die Gläser. Am Fensterbrett wuchs aus dem Aquarium die vorüberflitzende Landschaft hervor . . .
„So — und jetzt horch' ich, was mir meine Dämonen über den bewußten Herrn sag'n . . !" sprach das Weib, legte ihr linkes Ohr über das Herzas und redete weiter: „Ja — ich fühl es, i hör es genau . . . Mein goldener Hausgeist spricht zu mir — —"
„Bitte, was hören Sie . . ! Sagen Sie mir alles . . !" hauchte Ilonka.
„. . . Ja, ich hör' den Geist soeben sagen, daß der betreffende Herr die ernstesten Absichten hat . . . So, so . . . jawohl . . . denkt seit einiger Zeit Tag und Nacht an die Dame . . . was . . ? — — Dieser Herr befindet sich soeben ganz nahe . . . wie . . ?"
„Wo ist er jetzt . . ?" springt Fräulein Ilonka vom Stuhl auf.
In diesem Augenblick kochte am Herd die Nudelsuppe über . . . Die Kartenfrau sprang auf und blies besänftigend einige Male in den brodelnden Topf. Zurück an den Tisch lief sie auf Zehenspitzen, damit der Dämon nicht verscheucht werden sollte . . .
„Goldener Geist . . ! Jetzt red . . ! Wa—as? Ich verstehe nix . . . Ah . . ! Der betreffende Herr sitzt hier auf'm Kanapee . . ? — — —"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Ilonkas tomatenroter Kopf entzündete das Haupt des Doktors zu gleicher Röte. Ihre Blicke wagten sich vor Peinlichkeit nicht zu begegnen. Ilonka spielte verlegen mit ihrem Opalring und wäre am liebsten durch den Bretterboden der Stube versunken. Der Doktor in der Sofaecke fühlte sich als Luftballon bis zum Zerplatzen aufgeblasen. Sein Inwendiges wurde zu einem Fahrstuhl, der abwechselnd vom Kellergeschoß zur höchsten Etage emporschoß und wieder herabfiel. Kälte und Hitze fuhren durch sein Blut Karussell. Auf seiner Zunge lag es wie Gummiarabikum.
Die Sibylle sprach weiter: „... Wie beliebt..? Was hör ich noch..? Ja, freilich, das hab' ich mir doch gleich gedacht..! Ja, ja..! Da is noch wer im Spiel..!"
„Ja, das stimmt..!" rief Ilonka hemmungslos dazwischen und setzte hinzu: „Der Herr von damals, der — —"
„Jawohl, stimmt alles, was ich sag... der Herr von damals" wurde die Sibylle jetzt erst sicher, „warf Anker, hakte ein", und redete weiter: „... Der Dämon verkündet mir soeben, daß dieser abwesende Herr nichts Gutes im Sinne hat... Wie..? Soso... ein Luftikus, ein sogenannter Abenteurer, der — —"
„Und mich ganz vergessen hat..?" fragte Ilonka zitternd dazwischen.
„Ja, ja..! Er liegt schon einer anderen Dame im Arm — — —"
„... der Schuft..! Und mir hat er versprochen, durchs offene Waggonfenster rief er mir noch nach, daß — —" weinte Ilonka vor Wut in ihr Taschentuch hinein.
„... Was sagst du noch..? Aha..! Die Dame soll Gott danken, daß sie nix mehr von ihm hört... Aber der, der wo jetzt gerade auf dem Kanapee sitzt, der — — —"
Ilonka sah durch die Kristalle ihrer Tränen mit glasigem Blick auf die Sofaecke hin. Der Doktor vermochte seinen Blick nicht mehr zurückzunehmen — und so trafen sich ihre Augenpaare mitten in der Stube. Einen Augenblick hörte man nur mehr, wie ein Vogel über Zeitungspapier hüpfte. Ilonka erhob sich wie im Traum. Die Wände des Zimmers wechselten die Farbe. Aber helles Rosa herrschte vor, als der Doktor sie in seinen Arm nahm, schnell noch etwas Geld der Alten in die Hand drückte und die Türe sich ins Freie öffnete. Noch, als sie durch die Mittagswiesen den Berg hinauf gingen, tanzte der Fußboden der magischen Stube unter ihren Schritten mit. Vor ihrem Blick lief ein brodelnder Topf in den heißen Mittag des Hochsommers über.
Sie sprachen kein Wort. In der Veranda der Pension waren die Gäste schon beim Dessert angelangt. Als die beiden das Durcheinander der Stimmen hörten, drehten sie wie auf ein fernes Kommando ab und bogen in den Garten ein. Schweigen antwortete auf Schweigen. Fast senkrecht stand die Sonne am Himmel. Als der Doktor plötzlich bemerkte, daß er auf ihren Schatten getreten war, sagte er, unbeholfen „Verzeihung..!" benützte die kleine Loslösung, rannte auf sein Zimmer, kam mit dem Schachspiel zurück — und verlor dreimal hintereinander.
Nach dem vierten Zug des nächsten Spieles packte Ilonka das Brett und warf es in weitem Bogen über die Gartenbank. Stolz flog die Königin übers Rosenbeet...
Und jetzt, da nichts mehr zwischen ihnen lag, fanden und fingen sich ihre Hände wie Bälle. Ilonka brachte hervor: „Und was sagen Sie jetzt? War alles Schwindel..?"
„Ja..! Aber zuweilen muß erst ein kleiner Hokuspokus Ereignis werden, bevor ein großes Wunder geschehen kann..! Und jetzt sprechen wir nichts mehr über Schach und Magie... Hast du gehört?"
Rundum glühte der oberbayerische Mittag in den Nachmittag hinüber und am Abend beleuchtete ein später Strahl tief unten das Haus der Sibylle im Holunderbusch.
„Ja, ihre Magie hat uns zusammengeschwindelt..!" sagte sie.
„Und uns auseinanderzuzaubern, vermag kein Dämon der Welt..!" antwortete er.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Ich hatte eine Vormundschaft übernommen. Zum Besitz meines Mündels gehörte ein kleiner Hof mit achtzehn Tagwerk Wiesen. Tag und Nacht hatte ich nichts anderes zu tun, als Fragebögen auszufüllen, Listen aufzustellen, zu rechnen und zu schreiben, auf dem Bezirksgericht stundenlang zu warten und jeden Tag ein neues, umfangreiches Schriftstück zu beantworten.
Endlich war es geschafft. So hoffte ich wenigstens. Ich irrte mich. Ein Schreiben des Vormundschaftgerichts traf ein, warum ich die vorhandenen fünf Eintagsküken nicht unter den Vermögenswerten des Mündels angeführt hatte. Ich antwortete: „Die fünf Eintagsküken hat vor dem Ableben der Henne der Herr zu sich genommen, da er nicht wollte, daß sie unter die Vormundschaft des hiesigen Bezirksgerichtes fallen."

*

Der Schriftsteller gab die Schriftstellerei auf.
„Ich werde jetzt Sprachen lernen."
„Trefflich! Trefflich!"
„Mit welcher Sprache soll ich beginnen?"
„Mit Deutsch, lieber Max, mit Deutsch!"

Predigt im Hyde-Park

(E. Thöny)



„Der Ochse frißt Gras, aus dem Ochsen wird Beefsteak, wir ersparen uns also den Umweg über den Ochsen, wenn wir gleich Gras essen und damit England retten!"

Predica nel "Hyde-Park„: "Il bue mangia l' erba e del bue si fa la bistecca. Dunque, se noi lasciamo da parte il bue e mangiamo senz' altro l' erba, salviamo con ciò l' Inghilterra!„

Sermon au Hyde-Park: „. . . Le boeuf broute l'herbe, du boeuf on fait des biftecks; donc, si nous mangeons de suite l'herbe, nous nous épargnons ce détour et nous sauvons l'Angleterre!"

München, 15. September 1940
45. Jahrgang / Nummer 37

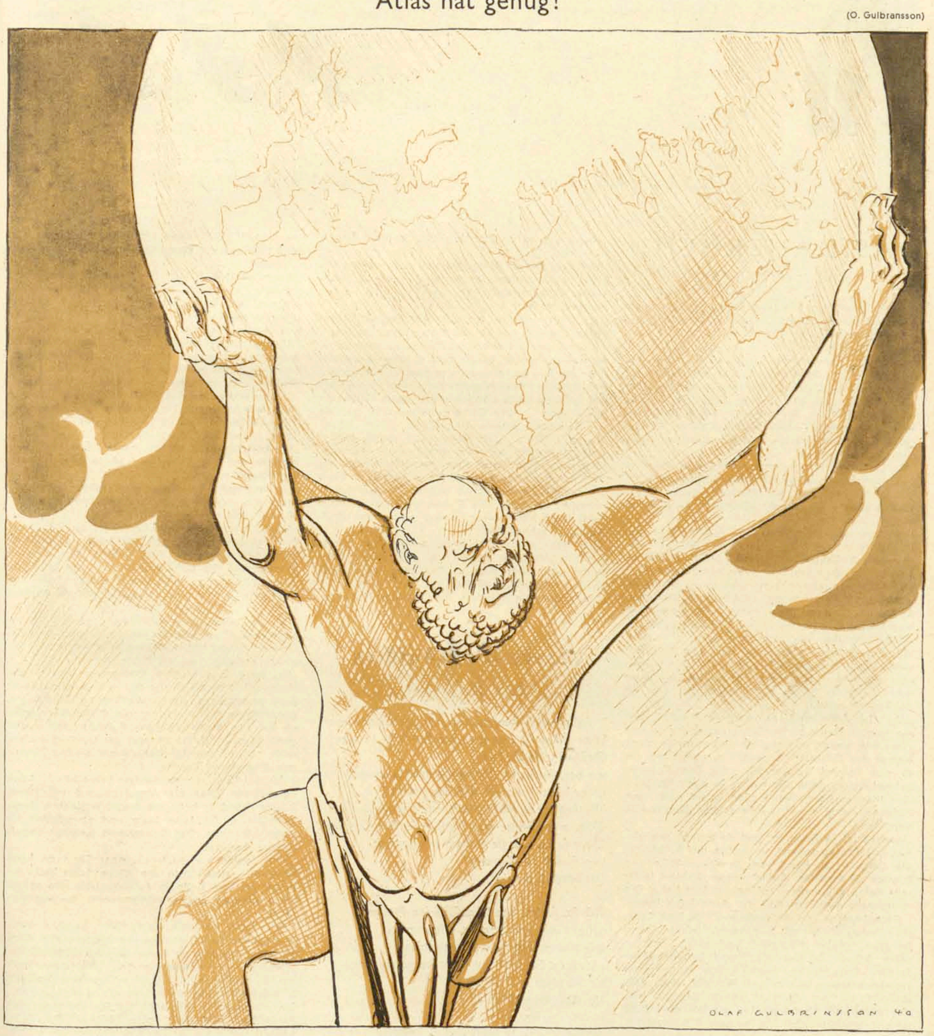
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Atlas hat genug!

(O. Gulbransson)



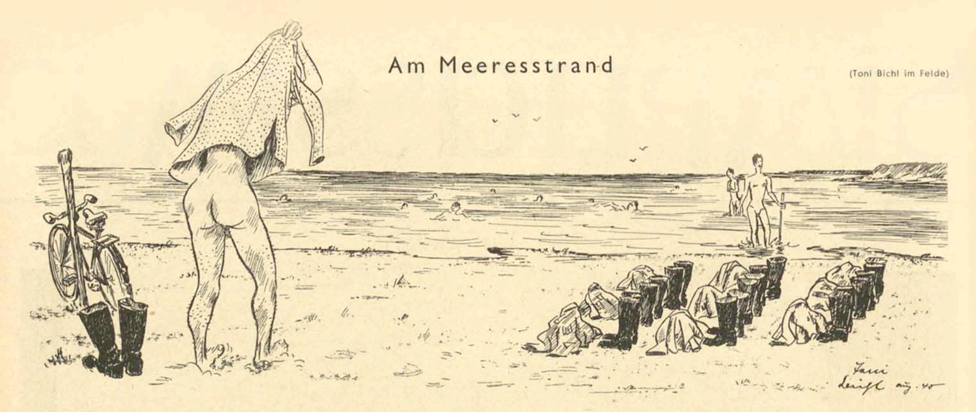
„Vierhundert Jahre lang trage ich schon die Erdkugel mit den Flecken der englischen Krankheit. Jetzt lasse ich sie chemisch reinigen!“

Atlante ne ha abbastanza: "Son già quattrocento anni che porto il globo terraqueo colle macchie del morbo inglese. Adesso lo faccio pulire chimicamente!„

Atlas en a assez: „Depuis quatre cents ans déjà, je porte le monde entaché de la maladie anglaise! Cette fois, je le laisse nettoyer chimiquement!"

Am Meeresstrand

(Toni Bichl im Felde)



Sulla spiaggia del mare — Au bord de la mer

DAS DAUERHEMD

VON EDMUND BICKEL

„Genau heute vor vierzehn Tagen ist der neue Herr bei uns eingetreten, und immer hat er noch das gleiche Hemd an. Ob denn das nicht waschbar ist?" sagte der Lehrling und putzte sich mit der langen Papierschere umständlich und liebevoll die Nägel; denn er hatte vor, am Abend mit seiner zukünftigen Braut ins Kino zu gehen.

„Ja, das ist mir auch schon aufgefallen", bestätigte die dicke Stenotypistin seine Beobachtung. „Ich kann so etwas nicht verstehen. Länger als drei Tage würde ich kein Hemd tragen. Weil das unhygienisch ist."

„Na, Sie", fuhr ihr die dünne Kollegin dazwischen, „an Ihrer Stelle würde ich mich doch etwas vorsichtiger ausdrücken, wo Sie doch neulich selbst erzählt haben, Sie tragen überhaupt kein Hemd wegen Ihrer Figur."

Das hatte wieder einmal die Achillesferse getroffen. Die rundliche Dame an der Schreibmaschine bekam einen dunkelroten Kopf, sei es aus Scham über die Preisgabe eines unbedacht geäußerten Toilettegeheimnisses, sei es aus Ärger, und beschloß, noch am gleichen Abend eine Schachtel „Skelettin" zu nehmen. Das entfernte laut Reklame unter Garantie und ohne jede Einschränkung der Mahlzeiten alles unschöne und überflüssige Fett in kürzester Frist und ohne Berufsstörung. Ihrer überall reichlichen Fülle wegen trug sie schon kein Hemd. Aber daß der neue Herr seines so lange nicht wechselte, war ihr doch nicht recht.

„Aber ich finde auch, es reicht jetzt bald", gab die magere Dame an der Schreibmaschine zu und klapperte weiter, während sie sich vornahm, doch einmal das Präparat „Busento" zu versuchen, um zu den Formen zu kommen, die ihre Kollegin zu viel hatte; denn sie wollte ja auch heiraten. Und Männer beurteilen Frauen leider nach dem Äußeren, wozu sie das Innere der Handflächen benutzen.

„Morgen ist ja Badetag, und da wollen wir einmal am Montag sehen", versuchte der Buchhalter die Gemüter zu beruhigen. Er liebte Ruhe und Frieden über alles. Seinetwegen konnte jeder sein Hemd anbehalten, solange er Lust hatte. Die Hauptsache war ihm, daß der Abschluß stimmte.

Ganz harmlos und nichtsahnend kam Herr Baum am Montag wieder mit dem beanstandeten Hemd ins Büro, grüßte freundlich und setzte sich an seine Arbeit. Es war ein Hemd in gedeckten Farben. Das Muster bestand aus lauter ganz kleinen braunen und gelben Würfeln, eine praktische Farbe, auf der man keinen Schmutz sah.

„Der zieht sein Hemd an, bis wir ihm ein neues stiften!' empörte sich die magere Stenotypistin, als Herr Baum aus dem Zimmer gegangen war. „Man sollte es endlich dem Chef sagen!" hetzte die dicke.

„Vielleicht hat er seine Wäsche nicht rechtzeitig bekommen", versuchte der mild gesinnte Buchhalter zu beschwichtigen, weil er sonst beim Rechnen gestört war.

Herr Baum führte so gut wie keine Privatgespräche und bot so überhaupt keine Gelegenheit, mit ihm auf das Hauptthema zu kommen.

Am Freitag dieser Woche gab es eine Sensation, die dem Buchhalter ernstliche Sorgen wegen der Abstimmung des Monatsabschlusses bereitete. Der Lehrling hatte nämlich Herrn Baum in Gesellschaft einer jungen Dame gesehen und trug da ein sauberes weißes Hemd mit einem feinen blauen Streifen. „Ich habe ganz genau hingesehen", bestand der Lehrling auf seiner Beobachtung. Aber Herr Baum kam trotzdem wieder mit dem braun und gelb gewürfelten Hemd ins Büro. Die beiden Damen waren in ihrer Entrüstung ausnahmsweise einig. Die Dünne wollte sich sofort beim Chef beschweren, wurde aber dann doch davon zurückgehalten.

„Das geht einfach nicht so weiter mit dieser Rücksichtslosigkeit gegen uns. Es riecht jetzt schon nach alter Wäsche. Das kann ich einfach nicht vertragen", ereiferte sie sich.

„Sie müssen ja nahe an ihm mit der Nase gewesen sein", stellte die Dicke fest, „ich habe bis jetzt nichts davon gemerkt und würde das sofort riechen!"

„Wenn er das Hemd vier Wochen anhat, beschwere ich mich beim Chef", kündigte die magere Schreibmaschinendame an und hackte giftig in die Tasten.

Mit jedem Tag der fünften Woche wuchs die Erbitterung der beiden Damen. Der Buchhalter wünschte sich nichts anderes mehr, als an Herrn Baum ein neues Hemd zu sehen, um in Ruhe seine Zahlenreihen rechnen zu können. Nicht auszudenken, wenn der Abschluß nicht stimmte.

„Nun, wie vertragen Sie sich denn mit dem neuen Arbeitskollegen?" erkundigte sich der Chef plötzlich auf dem Weg durch das Büro.

„Wir kommen recht gut mit Herrn Baum aus", antwortete der Buchhalter und ahnte bereits, was nun folgen mußte.

„Ja, vertragen kann man sich schon mit ihm", sagte die dicke Schreibmaschinendame gedehnt.

„Aber?" forschte der Chef.

„Aber", fuhr die andere fort, froh, endlich ihren Groll abladen zu können, „er trägt das gleiche Hemd seit mindestens fünf Wochen. Das ist eine Schweinerei, die sich nicht gehört. Und eine Ungezogenheit ist es außerdem!" Ganz rot war sie angelaufen, damit der Chef es auch richtig merken sollte.

„Hm, hm. Das ist ja allerdings merkwürdig — merkwürdig", bestätigte der und ging in sein Zimmer. Offensichtlich dachte er schon wieder an etwas anderes, das wichtiger war.

„So, jetzt sagt er ihm wenigstens einmal die Meinung!" freute sich die Dünne und schrieb voll Stolz weiter. Der Buchhalter rechnete und bewegte geräuschlos seine Lippen, die Dicke überlegte, ob sie sich einen Kleiderstoff kaufen sollte, der geblümt oder kariert ist, und der Lehrling dachte nach, wie er den Kinobesuch mit dreißig Pfennigen finanzieren konnte.

Auch der Chef sann an seinem Schreibtisch. Aber keineswegs über die Angelegenheit mit Herrn Brauns Hemd. Er hatte sie längst vergessen. Dann verreiste er für zehn Tage und so wurden es sieben Wochen. Das Dauerhemd war ein regelrechter Skandal.

„Jetzt fehlen nur noch ein paar Tage an zwei Monaten", registrierte die dicke Schreibmaschinistin, um ihre Kollegin aufzustacheln. Sie selbst hätte niemals etwas unternommen. Ihr lag das nicht.

„Herr Baum hat sein Hemd jetzt beinahe zwei Monate am Leib!" zischte die Magere den Chef an, als er gerade an ihr vorbeiging. Sonst nichts.

„Tatsächlich?" antwortete der. „Na, dann muß ich ihn doch einmal darauf aufmerksam machen. Er möchte nachher einmal zu mir hereinkommen." Sie starrten alle gespannt die Tür an, sogar der Buchhalter unterbrach seine Tätigkeit. Der Lehrjunge horchte an der Tür. Was gesprochen wurde,

Leere Weinflaschen

Von Ratatöskr

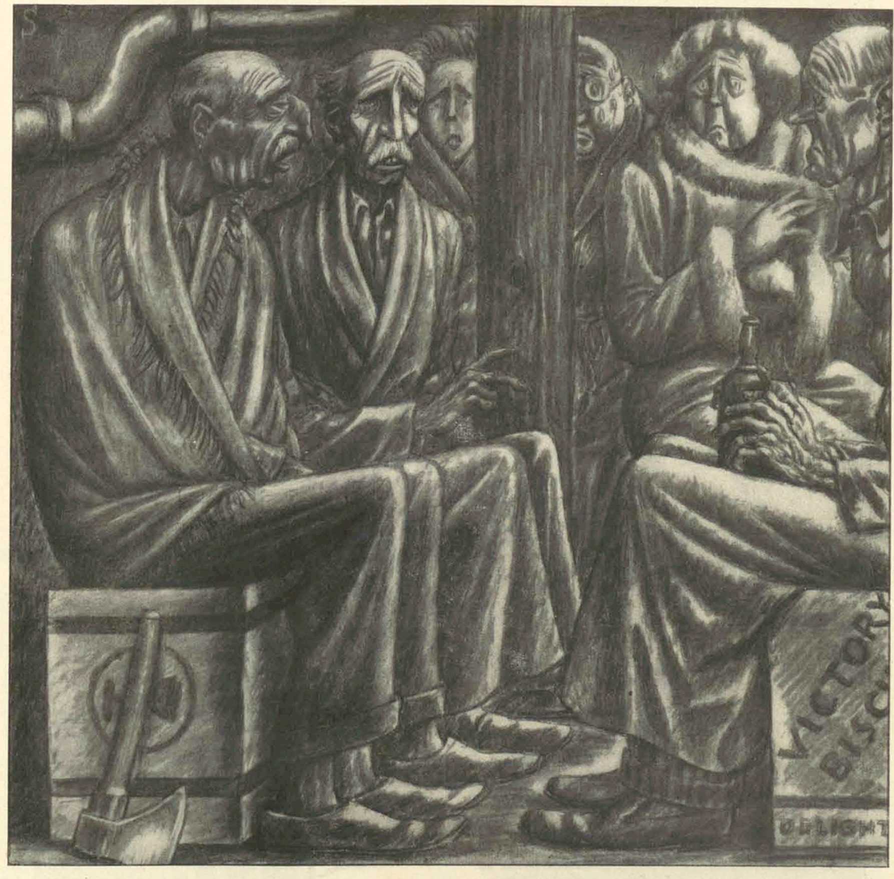
Die Flaschen sind leer und man kriegt keinen Neuen.
Was sollen sie jetzt statt des Rebsafts betreuen?
Geschnitzelte Bohnen,
wo verschmitzelte Vitamine drin wohnen?
Oder blauschwarzes Heidelbeermus?
(Explodiert es, gibt's Flecken und andern Verdruß.)
Oder was könnte man sonst drein verpfropfen?
Oder soll'n wir sie einfach verklopfen,
pro Stück 10 Pfennig?
Ist herzlich wenig!

Ach ja, so hat der Mensch seine Sorgen,
gestern wie heute, heute wie morgen.
Die kämen alle nicht hergehunken,
hätt'st du die Flaschen nicht leergetrunken,
die Flaschen voll Most,
die Flaschen voll Trost . . .

Herrjeh, da ist ja noch eine . . . prost!

Im tiefen Keller

(Erich Schilling)



„Boys, singen wir doch ein lustiges Lied bis der Angriff zu Ende ist!"
„Sehr gut, James, es müßte dann aber mindestens zweihundertfünfzig Strophen haben!"

Nella profonda cantina: "Boys, cantiamo pure una canzone allegra finchè sarà finito l'attacco.„ — "Benissimo, James; ma essa dovrebbe allora avere almeno 250 strofe.„

Dans le refuge antiaérien: „Allons boys, entonnons donc une chanson gaie jusqu'à la fin de l'alarme!" — „Tu as raison James, mais il faudrait qu'elle ait au moins 250 strophes!"

konnte er aber auch nicht hören. Nur einmal lachte der Chef laut auf. Das kam selten vor.
Dann erschien Herr Baum wieder und setzte sich an seinen Platz, als sei gar nichts geschehen. Gebannt vor Erwartung sahen sie ihn an. Plötzlich wandte er sich um und sagte:
„Wissen Sie, was der Chef von mir wollte? Er drückte erst eine Weile herum, und ich konnte mir gar nicht denken, was er hatte. Dann erkundigte er sich plötzlich bei mir: ‚Warum haben Sie eigentlich noch immer das gleiche Hemd an wie vor zwei Monaten?' Erst wußte ich gar nicht, wie er das meinte. Aber dann fiel mir ein, wie er darauf gekommen sein mochte, und ich erklärte ihm das. Darum hat er dann so gelacht."
Worauf sich Herr Baum wieder seiner Arbeit zuwandte.
„Und was haben Sie denn zu ihm gesagt?" wollte die dünne Stenotypistin endlich wissen, ehe sie vor Neugierde starb.
„Ich habe ihm geantwortet, ich hätte von der Sorte ein ganzes Dutzend Hemden, die ich einmal als Gelegenheitskauf bekommen habe. Fürs Büro sind sie doch gut genug."
„Das hätten Sie doch gleich sagen können!" mischte sich die Dicke in das Gespräch.
„Warum denn?" grinste Herr Baum. „Ich habe Sie ja auch nicht gefragt, was Sie für ein Hemd anhaben."
Da wurde die dicke Schreibmaschinendame bis hinter die Ohren rot, und alle lachten sie schadenfroh aus, weil sie wußten, sie hatte überhaupt kein Hemd an.

Begrüßung in London

(E. Thöny)



„Good evening, da bin ich wieder, in Somali war's mir zu warm!"
„Na, Junge, du wirst dich wundern, wie heiß es jetzt bei uns hergeht!"

Benvenuto a Londra: "Good evening! Sono dinuovo qui; nella Somalia faceva troppo caldo per me!„ — "Eh, giovanotto mio, ti meraviglierai di sentire quanto si bruci adesso qui da noi!„

Salutations à Londres: „Good evening, je suis de nouveau là, il faisait trop chaud en Somalie!" — „Eh bien mon garçon, tu t'étonneras de voir combien ça chauffe maintenant chez nous!"

DAS DORF OHNE MÄNNER

VON BRUNO WOLFGANG

Im Frühling des Jahres 1918 entstiegen in einer kleinen Station drei Männer dem Nachtzuge, der von Samara an der Wolga gegen Orenburg fuhr. Jeder trug einen mächtigen Sack auf dem Rücken und ihre Kleidung sah einigermaßen räubermäßig aus. Sie waren jedoch nicht Landstreicher, sondern kriegsgefangene österreichische Offiziere, die aus einem Transportzug entsprungen waren und nun einen Weg in die Heimat suchten. Sie hofften, sich irgendwie zur Grenze durchzuschlagen, die damals weit östlich von Warschau mitten durch Polen lief. Für Offiziere war Rußland ein heißer Boden und sie hatten lebhaftes Interesse daran, als Offiziere nicht erkannt zu werden. Der Älteste, ein glatzköpfiger Landsturmhauptmann, trug einen langen, außergewöhnlich schäbigen dunklen Mantel, der aus einem Offiziersmantel mit roher Gewalt zu einem Zivilmantel umgenäht worden war, darunter einen abgetragenen Anzug aus billigem Stoff; der Zweite, ein Reserveleutnant, sonst eleganter Jurist und Tennisspieler aus Wien, wesentlich jünger als der erste, sah nicht viel besser aus, und der Dritte, ein Fähnrich aus Ungarn, trug irgendeinen haarigen und borstigen asiatisch-europäischen Mantel, in dem er klein und rundlich wie ein Igel aussah. Alle drei hatten riesige Kappen mit langen Schirmen, die fast das halbe Gesicht verdeckten. Wilde Bartstoppeln im Gesicht vervollständigten das abenteuerliche Bild.

In den mächtigen Bündeln trugen sie alle ihre Habseligkeiten, die sie in dreijähriger Gefangenschaft angesammelt hatten und nun zu verkaufen gedachten, um Geld für die Weiterreise zu gewinnen. Über endlose grüne Flächen gingen sie einer Wagenspur nach. Allmählich ging die Sonne auf. Die leichten Nebel zerteilten sich, auf den Gräsern hingen kühle Tautropfen und drüben am Horizont tauchten kleine verschlafene Häuser zwischen Bäumen und Sträuchern auf. Nach zwei Stunden erreichten sie ein ziemlich großes Dorf, das wie ausgestorben schien. Die breite Dorfstraße war vollkommen menschenleer, weder Kinder spielten auf der Straße, noch sah jemand aus einem Fenster. In eines der ersten Häuser traten sie vorsichtig ein.

In einer niedrigen Stube wusch eine kräftige Bäuerin Wäsche. Eine uralte Großmutter lag klein und runzlig wie ein gebratener Apfel auf der Ofenbank. Die Frau warf einen raschen Blick auf die Eintretenden, unterbrach aber ihre Arbeit nicht. Ob man Milch bekommen könnte?

„Möglich." — „Und Brot?"

„Brot? Nicht ein Stückchen. Wir haben selbst nicht einmal genug für die Kinder."

„Nun, etwas Brot haben wir noch. Gib also die Milch." Die Bäuerin brachte Milch. Dann wischte sie sich die Hände an den Röcken ab und begann das Gespräch:

„Ihr wollt eure Sachen um Brot verkaufen, he?"

„Nicht um Brot, um Geld." — „Seid Juden, he?"

„Gott bewahre. Wir sind gute Christen wie ihr."

„Nun, Geld könnt ihr bei uns bekommen. Was habt ihr?"

„Schuhe, Handtücher, Leintücher, schöne Stoffe, blaue Uniformen aus feinem Tuch für eure Männer." — „Oh, Männer gibt's keine bei uns."

In der Tat gab es in dem großen Dorfe nur Frauen, Mädchen, Kinder und einige Greise. Alle wehrhaften Männer hielt der Umsturz und der Bürgerkrieg noch fest. Notdürftig bestellten die Frauen die Felder, warteten das Vieh und harrten sehnsüchtig ihrer Männer. Das Auftauchen dreier fremder Männer bedeutete natürlich für das Dorf ein großes Ereignis. Und schon schlüpfte durch die rasch geöffnete Tür die Nachbarin Anißja herein. Sie hatte in der Eile ein schönes geblumtes Tuch um die Schultern geworfen. Drall, gespannt und pausbäckig wie ein roter Apfel drohte sie buchstäblich vor Neugierde zu platzen. Sie war rasch gelaufen und blieb keuchend in der Mitte des Zimmers stehen, blickte die drei Männer an und lachte. Die Kriegsgefangenen lachten ebenfalls. „Seid Juden, he?" fragte Anißja.

„Gott sei vor, wir wollen nur schöne Dinge christlich verkaufen", erwiderte der Hauptmann, der als einziger russisch sprach. „Wo gibt es einen Gasthof, wo wir übernachten könnten?" — „Gibt es nicht. Ihr könnt bei uns übernachten. Hier im Nebenzimmer", erwiderte die Hausfrau. „Ihr könnt auch etwas Stroh haben."

„Nein, sie sollen bei mir übernachten. Ich habe Heu", rief Anißja.

„Heute bei mir, morgen bei dir", rief die andere streitlustig zurück, und beide lachten.

„Also kommt nachmittag zu mir", fuhr Anißja fort, „ich bin reich, ich habe ein großes Zimmer. Die Weiber werden zu mir kommen, und da könnt ihr eure Sachen verkaufen, he?"

Die Kriegsgefangenen waren gern einverstanden. Die Hausfrau brachte nun Tee und Brot, es gab ein gemütliches Plauderstündchen. Dann empfahl sich die Nachbarin eilig und die drei hielten Kriegsrat. Es war immerhin unvorsichtig, Aufsehen zu erregen. Andererseits bestand die Möglichkeit, alles mit einem Schlage zu verkaufen und so Zeit zu gewinnen. Das Gefühl, wieder Mensch zu sein und als solcher geschätzt zu werden, überwand jedes Schwanken. Der Leutnant schlug sogar vor, sich zu rasieren. Er wurde jedoch von dem Hauptmann und dem Fähnrich, welche die schwer errungenen Bartstoppeln nicht preisgeben wollten, überstimmt.

Als sie nachmittags die große, warm geheizte Bauernstube Anißjas betraten, waren bereits etwa zwanzig Bäuerinnen versammelt, alle im schönsten Sonntagsstaat, und durch die Türe drängten sich immer noch neue Besucherinnen herein, junge und alte, schöne und häßliche. Anißja trug eine prächtige, eng anliegende Jacke aus schwarzem Samt. Ein großes, starkes Weib, eine stattliche Vierzigerin, begrüßte die Ankömmlinge dröhnend mit einem kraftvollen Witzwort, das wohl an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, da alle anwesenden Weiber teils mit schamhaftem Kichern, teils mit breitem Lachen auf die drei Männer hinüberguckten. Diese waren bald von den Weibern dicht umringt, die sie mit rasch hervorgesprudelten Fragen überschütteten. Ob der Krieg bald aus sein werde, ob Berlin eine große Stadt sei, ob die Mädchen drüben auch schön seien. Die Fragen waren zumeist an die beiden Jüngeren gerichtet, die kein Wort Russisch verstanden und hilfeflehend auf den Hauptmann blickten, der wieder nicht wußte, wer gefragt hatte und wem er zuerst antworten sollte. Er erhob also die Hand und rief: „Verkaufen möchten wir!" — „Verkaufen will er, sagt der Alte", übersetzte seine schneidige Altersgenossin ins bäuerliche Russisch.

„Erst trinken wir Tee", mengte sich Anißja ein. Sie hatte den schönsten Samowar des Dorfes und eine große Menge knusprigen Backwerks stand bereit. Während des Teetrinkens flogen die Blicke hin und her und jeder hatte bald eine gefunden, die ihm besonders gefiel. Der Fähnrich hatte ein Auge auf eine Junge, Blasse, mit großen schwarzen Augen und braunem Haar. Der Leutnant bevorzugte sichtlich ein schlankes, lebhaftes Mädchen von hellen und frischen Farben. Er sah sie so bewundernd an, daß sie ihn lachend mit kokettem Blick etwas fragte.

„Was hat sie gesagt?" rief der Leutnant erregt und zupfte den Hauptmann am Ärmel. Der konnte ihm aber nicht sogleich antworten, weil ihn der Fähnrich beim andern Ärmel zerrte und hastig flüsterte: „Sag dieser Braunen dort, daß ich ein Ungar bin . . . ein feuriger Ungar —" fügte er hinzu.

„Ich weiß nicht, was ‚feurig' auf russisch heißt", erwiderte der Hauptmann, während der Leutnant



Soziales aus England: Handgewebte Stoffe für Gentlemen und Heimarbeiter für handgewebte Stoffe

Aspetti sociali in Inghilterra: Stoffe tessute a mano per gentlemens; lavoranti per stoffe tessute a mano.

Sociologie anglaise: Etoffes tissées à la main pour gentlemen et ouvriers à domicile pour étoffes tissées à la main.

immer drängender zupfte: „Was hat sie gesagt?" Zuerst wurde der Wissensdurst des Leutnants befriedigt. Sie hatte gefragt: „Gefalle ich dir?"
„Sag ihr: Ja!" schrie der Leutnant und nickte heftig mit dem Kopfe.
„Ja!" brüllte der Hauptmann russisch hinüber und wandte sich der Braunen zu: „Er ist ein Ungar" — und da er nicht wußte, was feurig heißt, fügte er hinzu: „Ein schöner Ungar."
„Nein, nicht schön!" lachte die andere mit weißen Zähnen. „Was hat sie gesagt?" zischte der Ungar.
„Sag ihr, ich liebe sie!" flehte der Leutnant.
In der Front machte die kräftige Vierzigerin einen Sturmangriff und schrie: „He, du Alter! Wir zwei möchten wohl zusammenpassen. Wie? Komm nur, sollst es gut bei mir haben!"
Nicht ohne Wehmut buchte der Hauptmann diesen herbstlichen Erfolg. Die hübschen, drallen, runden Mädchen und Frauen schienen ihn gar nicht zu sehen. Die vier letzten Jahre hatten den trügerischen Schein der Jugend ausgetilgt. Das spärliche Haar war weiß und grau, tiefe Falten saßen auf Stirn und Wangen. Er stand dieser frischen, unbekümmerten Jugend schon lange fern, doch er wußte es erst jetzt.
Er hatte übrigens keine Zeit, an sein Glück zu denken. Er war als Dolmetsch überreich beschäftigt. Die Bündel wurden aufgeschnürt und ihnen entstiegen ungeahnte Herrlichkeiten, blaue, grüne und graue Uniformstücke, Stiefel mit Sporen, Ledergamaschen, Leintücher, Handtücher, Busentücher, schwarze und weiße Schleier, die als Moskitonetze gedient hatten, Zinnteller, Eßbestecke und vieles andere. Das lebhafte persönliche Interesse hinderte die Bäuerinnen nicht, wacker zu handeln und um jede Kopeke zu feilschen. Anißja kämpfte mit ihrem ganzen Temperament um billige Preise, und das schlanke Mädchen drückte den Leutnant bei einem Leintuch schonungslos von drei Rubeln auf einen Rubel zwanzig hinunter.
Allmählich verschwand die Ware, die Säcke leerten sich und schließlich gingen die Säcke selbst noch um je zehn Kopeken ab. Nach dem Geschäft kam wieder Tee. Der Ernst verflog und die Stimmung hob sich wieder ins Romantische. Es ging wieder ein Fragen und Antworten los, so daß der Hauptmann schon zu schwitzen begann. Plötzlich fragte eine: „Ist einer von euch Arzt?" — „Nein", erwiderte der Hauptmann wahrheitsgemäß.
„Wir glauben es nicht!" rief es zurück. In der Tat, sie wollten es nicht glauben. Sie drängten, baten und flehten: „Sagt die Wahrheit! Seid nicht hartherzig!"
Der Hauptmann schwankte, der Leutnant nagte an der Unterlippe. Die Blasse, Braune mit den schwarzen Augen flehte am beweglichsten. Da sprang der kleine Fähnrich kurz entschlossen vor und sagte: „Ich Doktor, jawohl!"
Durch diese rasche Doktorpromotion hatte er sich die Volksgunst sofort erobert. Die Braune näherte sich ihm vertrauensvoll. Der Doktor strich sich ernsthaft das stachlige Kinn. Dann wandte er sich an den Hauptmann: „Sag ihr, ich muß sie untersuchen."
Der Hauptmann übersetzte es. Das Mädchen zierte sich ein wenig und nestelte an ihrem Halstuch, dann ließ sie sich auf der Ofenbank nieder. Der Doktor fühlte ihr den Puls, behorchte den Herzschlag, überzeugte sich, ob die Rippen vollzählig an der richtigen Stelle säßen und streichelte die glühenden Wangen der Patientin. Ihre Blicke wanderten unruhig zwischen dem Doktor und dem Dolmetsch hin und her. Dieser verkündete schließlich auf Geheiß des Doktors: „Vollkommen gesund. Alle Beschwerden werden nach der Heirat verschwinden."
Die Patientin lächelte beglückt und von allen Seiten ertönten Stimmen: „Aufschreiben! Aufschreiben!"
Es half nichts, der Doktor mußte auch ein Rezept schreiben. So schrieb er denn: „Aqua destillata avec un peu de gorgonzola. Dr. Eisenbart." Ähnliche Rezepte hatte er noch mehrere zu schreiben, bis alle Patientinnen erledigt waren und glückstrahlend den segenbringenden Zettel im kräftigen Busen verwahrten. — Da meldete sich eine schüchterne Stimme: „Könnt ihr auch wahrsagen?" Höchste Spannung. Diesmal rettete der Leutnant die Lage. „Selbstverständlich!" lächelte er selbstbewußt. Sofort wischten sich dreißig Hände an Jacken, Schürzen und Unterröcken ab und streckten sich dem Propheten entgegen. Er war kein schlechter Wahrsager. Er verkündete nur Gutes, gemischt mit einer erträglichen Dosis kleiner Unannehmlichkeiten. Anißja hielt als Letzte ihre kleine, kräftige Hand hin und fragte, ob sie Kinder haben werde. Ihr folgten dann noch die meisten anderen mit der gleichen Frage. Der Leutnant wahrsagte ihr vier Kinder und verteilte an die anderen nach ungefährem Augenmaß noch etwa hundert Kinder, was allgemeines Entzücken hervorrief.
So endete der Nachmittag zur allgemeinen Zufriedenheit, die Kriegsgefangenen hatten Geld, die Weiber billige Ware und noch billigere Hoffnungen. Die Wanderer hätten nun das Dorf verlassen können. Aber das war nicht so leicht. Am nächsten Abend gab es Kuchen bei Nastja, übermorgen bei Sinaida, dann noch bei Warwara, Wassilissa und Akulina. So verging eine ganze Woche. Die Propheten hatten sich längst rasiert und lebten prächtig. Das Gerücht flog über die weite Ebene hin. Und schon setzten sich in Oluchowka, Boloty, Serpuchow, Nischnaja und Gussaki sonntäglich geputzte Weiber, junge, alte und uralte, in Bewegung, um ihre Schmerzen zu heilen und die Zahl ihrer künftigen Kinder zu erfahren. Da wurde den Propheten der Boden zu heiß. Sie wollten ja nur in die Heimat zurück, weiter nichts. Während eines Morgens von Oluchowka her das erste Bataillon wißbegieriger Weiber in das Dorf einzog, machten sich die drei auf der entgegengesetzten Seite aus dem Staube. Einige Wochen später landeten sie glücklich in Wien und Budapest. Ob und wann sich ihre Prophezeiungen bezüglich des Kindersegens in dem gastlichen Dorfe erfüllten, haben sie nie erfahren.

Quintus, dir fehlen die Ideen!

Von Hans Karl Breslauer

Am fünfzehnten jeden Monats fährt Mr. Quintus Streeps, Erzeuger des in allen Kulturstaaten patentierten Sicherheitsschlosses „Securitas", aus geschäftlichen Gründen natürlich, nach Philadelphia.

Und weil Mr. Streeps sparsam ist, hat er sich in Philadelphia eine nette Jahreswohnung gemietet, die weniger kostet, als ein Appartement in einem seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Hotel, die Tür zu dieser Wohnung mit einem Securitas-Schloß, diesem Dorn in den Augen aller Gauner der Staaten, gesichert, und kann, wenn er in Neuyork ist, ruhig schlafen.

Eines Tages stand Mr. Streeps, wie gewöhnlich, wenn er von Philadelphia abreiste, frühmorgens auf, um den ersten Zug nach Neuyork zu erreichen, verschloß, wie er es immer machte, die Korridortür, versorgte den Schlüssel in der Hosentasche und ging sechsunddreißig Stunden später im häuslichen Hafen vor Anker.

Als er tags darauf mit seiner besseren Hälfte beim Frühstück saß und eben einer Sardine den Schwanz abbiß, rückte Frau Streeps, die in der Morgenzeitung blätterte, den Kneifer auf der spitzen, rötlich angehauchten Nasenspitze zurecht und sagte:

„Quintus, höre, was hier steht: Ein glänzender Reklametrick! Ungeheures Aufsehen erregte es in Philadelphia, als vorgestern um die Mittagsstunde aus dem Fenster eines in der verkehrsreichsten Straße liegenden Hauses eine Dame laut um Hilfe rief. Wie sich herausstellte, hatte die Dame den Schlüssel zur Korridortür verlegt und da auch der herbeigerufene Schlosser nicht öffnen konnte, mußte die Feuerwehr ausrücken, um die Gefangene zu befreien. Wenige Minuten später ging der Name des sich so trefflich bewährenden Sicherheitsschlosses unter der zahlreichen Zuschauermenge von Mund zu Mund, und als der Wochenschaureporter der World-Film den Abtransport der aus ihrer unfreiwilligen Haft erlösten reizenden jungen Dame über die acht Stockwerke hohe Feuerwehrleiter filmte, setzte lauter Beifall ein. Heute amüsiert sich ganz Philadelphia über den gelungenen Reklametrick."

Frau Streeps sah den Gatten über den Kneifer hinweg vorwurfsvoll an.

„Quintus — auf so eine naheliegende Reklame kommst du natürlich nicht, dazu fehlen dir die Ideen!"

„Ich —" stotterte Mr. Streeps, „— ich mache ja auch Reklame."

„Deine Reklame! Du bist und bleibst ein Stümper! Du solltest dir ein Beispiel daran nehmen, wie tüchtig die Konkurrenz ist!" Frau Streeps rümpfte die rötliche Nasenspitze, las, halblaut vor sich hinmurmelnd weiter, und fuhr plötzlich auf: „Quintus, was soll das heißen?"

„Was, mein Engel?"

„Das hier — das!" Frau Streeps las mit bebender Stimme: „Daß es sich um einen Reklametrick handelt, geht daraus hervor, daß die Wohnung, aus der die entzückende junge Dame unter so schwierigen Umständen herausgeholt werden mußte — sie zeigt übrigens in der Philadelphia-Revue als zweite von rechts jeden Abend ihre schönen Beine —, schon seit einem Jahr von dem Erzeuger des Sicherheitsschlosses Securitas gemietet ist!"

*

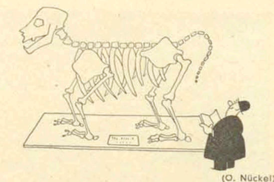
MEIN FREUND JOHANNES

Ich wollte den schönen Abend durch einen langen Spaziergang ausnutzen. Ich war kaum hundert Schritte vom Hause fort, als ich Johannes traf. Er begrüßte mich freudig und fragte, was ich vorhätte.

„Ich will ein Stündchen spazierengehen, Johannes", gab ich zur Antwort.

„Da komme ich mit. Ich hab nämlich auch Durst", sagte Johannes. J. Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Wammerl ging durch das naturhistorische Museum. Vor den Riesengerippen der vorsintflutlichen Ungeheuer blieb er stehen.

„Dös wär a Hausschlachtung für zwa Personen gewesen!", seufzte er.

Ich hatte vor Jahren die Inszenierung einer meiner kleinen Revuen selbst übernommen. Unter den Darstellern war auch eine reizende junge Schauspielerin, bei der Talent und Schönheit sich die Waage hielten. Bei den Proben fragte sie nach jedem Satz: „War ich gut, Johannes?"

Ich lobte sie, ich lobte sie so lange, bis wir in eine zärtliche Umarmung gerieten. Kaum hatte sie ihre großen, blauen Augen aufgeschlagen, fragte sie schüchtern: „War ich gut, Johannes?"

Ich gab ein Gesuch ein. Der Mann ließ mich kommen. Ich mußte zwei Stunden fahren, drei Stunden warten. Endlich war es so weit.

„Ist mein Gesuch bewilligt?", fragte ich.

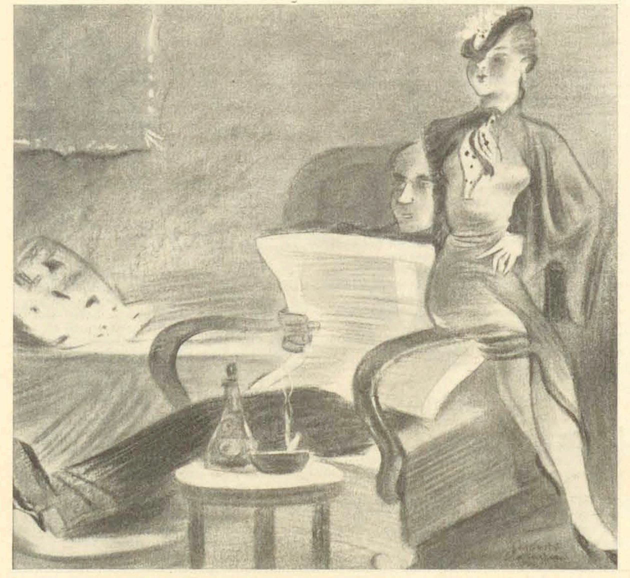
„Es ist noch gar nicht geprüft. Ich habe es liegen lassen, weil ein Komma fehlt."

„Aber das hätten Sie doch selbst hineinmachen können!", rief ich verärgert.

Er schüttelte den Kopf: „Ha no! Dös geht net! Des muß die gleiche Handschrift sein!"

Familienkrach

(H. Lehmann)



„Egon, es ist dir wohl gleichgültig, daß deine Schwester mich eine ‚Person' genannt hat?"
„Ganz im Gegenteil — ich wage gar nicht zu fragen, was du ihr darauf geantwortet hast!"

Scenata in famiglia: "Egon, è per te già affatto indifferente che tua sorella m' abbia chiamato una 'donnaccia,?!,, — "Oh tutto al contrario; io non oso nemmeno di chiedere cosa tu le abbia a ciò risposto.,,

Scène de famille: „Egon, tu n'es pas choqué de ce que ta soeur m'ait appelée «créature»?" — „Tout au contraire, je n'ose pas te demander ce que tu lui as répondu à ce moment!"

EIN SELTSAMER FALL / VON RUDOLF SCHNEIDER-SCHELDE

Eines Abends, nachdem Herr Dr. Pfau in einer heiteren Gesellschaft etwas viel getrunken hatte, verstieg er sich zu der kühnen Behauptung, daß ihm noch niemals ein Patient die Rechnung schuldig geblieben sei. Herr Dr. Pfau war wegen seiner Gutmütigkeit bekannt und erntete Gelächter.

„Mit Ausnahme meiner Tante", sagte Herr Philippi, ein junger Mann mit rötlichem Haarschopf und etwas ungebügelten Hosen, von dem sonst nicht viel Rühmenswertes zu berichten ist.

„Auch Ihre Tante wird bezahlen", ereiferte sich Herr Dr. Pfau mit weinfunkelnden Augen und bot eine Wette an, daß Frau Prosen, Herrn Philippis Tante, ihre Schulden bezahlen und obendrein noch einen glühenden Dankbrief an ihn, Herrn Dr. Pfau, schreiben werde.

Herr Philippi hielt die Wette und fügte hinzu, daß das Gegenteil eintreten werde, Frau Prosen werde ihre Schulden nicht bezahlen und Herr Dr. Pfau werde den glühenden Dankbrief schreiben. Die ganze Tafelrunde lachte, Herr Dr. Pfau schlug auf den Tisch, und man wettete um einen fröhlichen Abend, den der Verlierer ausgeben mußte. Damit war die Sache zunächst erledigt.

Einige Zeit später erschien Herr Philippi in der Sprechstunde bei Herrn Dr. Pfau, der seine Augen in sanftem Glanz auf ihn richtete, als er erfuhr, es handle sich diesmal um eine ernste Sache.

„Es dreht sich wieder einmal um meine Tante, Frau Prosen", sagte Herr Philippi mit Leichenbittermiene, „und diesmal steht es schlimm. Die Ärmste schläft zwar jede Nacht wie ein Murmeltier, aber sie wacht morgens vollkommen zerschlagen auf, da sie die ganze Nacht geträumt hat, sie habe kein Auge zugetan. Stellen Sie sich vor: Während sie schläft, träumt sie, daß sie sich schlaflos hin und her wälze, jede Stunde schlagen höre, alles Erdenkliche versuche, um endlich einschlafen zu können, so daß sie allmorgendlich wie gerädert aufwacht, nicht nur nicht gestärkt, sondern um jede Wirkung des erfrischenden Schlafs gebracht und in dem festen Glauben, sie habe kein Auge zugetan."

„Hm", sagte Herr Dr. Pfau. Er dachte flüchtig an die drei Rechnungen, die ihm Frau Prosen schuldig war. An die Wette, die er abgeschlossen hatte, dachte er im Augenblick nicht.

„Würden Sie wohl kommen und sich meine Tante ansehen?" sagte Herr Philippi mit bittendem Lächeln, „die arme alte Frau ist so schwach geworden, daß sie kaum mehr aufstehen kann, und man muß etwas dagegen tun."

Herr Dr. Pfau dachte jetzt eine Sekunde lang an die Wette und suchte zu überlegen, ob hier eine Schlinge für ihn verborgen sein konnte, aber dann siegte das wissenschaftliche Interesse in ihm, und da die Sprechstunde zu Ende und kein Patient mehr da war, ging er gleich mit.

Als die Herren bei Frau Prosen eintraten, lag die alte Dame tatsächlich im Bett. Sie sah wie das Leben selber aus. Sie erzählte, was ihr fehle, sie konnte eben nicht mehr schlafen. Sie beschrieb anschaulich, was sie alles unternahm, um Schlaf zu finden, sie zählte bis tausend, dachte an wogende Kornfelder, aber nichts half, wenn der Morgen kam, lag sie zu Tod ermattet da und hatte kein Auge zugetan.

Herr Dr. Pfau stellte fest, daß sie außerordentlich munter war. Herr Philippi murmelte etwas von Überreizung des Nervensystems. Dann ließ sich Herr Dr. Pfau einen silbernen Löffel geben und hypnotisierte Frau Prosen damit. Er ließ sie den blitzenden Löffel anstarren, bis ihr die Augen zufielen. „Sie fühlen sich müder und müder werden", leierte er dazu und sah sie sanftmütig an, „Ihre Lider werden von Sekunde zu Sekunde schwerer, sie können sie kaum mehr offenhalten." Es ging ganz leicht.

Herr Philippi stand bewundernd daneben und sparte nicht mit Ausdrücken der Hochachtung vor Herrn Dr. Pfaus ärztlicher Kunst. „Sie schläft bereits, Herr Pfau", sagte er, „was aber jetzt?"

„Pst!" machte Herr Dr. Pfau und dann befahl er Frau Prosen, von nun an zu schlafen, ohne zu träumen. „Sie werden fest und traumlos schlafen", leierte er mild, „Nacht für Nacht bis zum Morgen und nichts mehr träumen, Sie können gar nicht träumen."

„Fabelhaft", sagte Herr Philippi, „und das wirkt?"

„Das genügt", sagte Herr Dr. Pfau, und dann machte er einen geschäftlichen Geniestreich. Er fragte, ob er den Besuch zu den früheren Rechnungen schreiben solle — oder — — —?

„Oh", sagte Herr Philippi ziemlich kleinlaut, „nach diesem Erfolg jetzt bin ich überzeugt, daß meine Tante schnellstens alles erledigen und Ihnen sehr dankbar sein wird."

Herr Dr. Pfau ging befriedigt nach Hause.

Seine Behandlung schlug jedoch zwar an, aber sie schlug nicht durch. Eine Woche später war Herr Philippi wieder bei ihm und sagte, es gehe Frau Prosen leider gar nicht gut, sie liege morgens ganz apathisch da und behaupte, sie wisse nicht, was die Nacht über mit ihr geschehen sei, sie sei offenbar wie tot gewesen und könne sich an nichts, und wenn auch noch so dunkel an gar nichts erinnern. Der Zustand sei grauenhaft. Herr Philippi sagte, daß es ihm peinlich sei, Herrn Dr. Pfau nochmals bemühen zu müssen, und irgendetwas an der Suggestion könne nicht in Ordnung gewesen sein. Vielleicht, deutete Herr Philippi an, sei es falsch gewesen, der Tante traumlosen Schlaf zu befehlen, etwas Hübsches, Harmloses, Guttuendes zu träumen hätte man ihr vielleicht lassen sollen. — „Was meinen Sie, Herr Pfau", schloß er mit einem gewinnenden Lächeln, „meine arme Tante schläft zwar auch jetzt die ganze Nacht wie ein Stein, aber eben vielleicht zu sehr wie ein Stein, sie kann sich am Morgen nicht einmal daran erinnern, daß sie geschlafen hat."

„Hm", sagte Herr Dr. Pfau wieder, und dann ging er wieder mit. Frau Prosen lag wie das erstemal munter wie Quecksilber im Bett und klagte und schilderte jammernd ihren Zustand und fügte hinzu, sie fühle sich wie aus dem Leben verbannt, seit sie nichts mehr träume.

Herr Dr. Pfau, dem diese Äußerung gefiel, weil er sie poetisch fand, dachte eine Weile nach, dann ließ er sich wieder den silbernen Löffel holen, hypnotisierte Frau Prosen wieder und befahl ihr diesmal, daß sie schlafen werde und, während sie die Nächte hindurch schlafe, träumen werde, daß sie herrlich schlafe. Er war sehr stolz auf diesen therapeutischen Einfall, den auch Herr Philippi lobte, und vergaß infolgedessen von den Rechnungen zu reden.

Indessen, auch diesmal blieb der Behandlung ein durchschlagender Erfolg versagt, wie sich nach einer weiteren Woche herausstellte. Herr Philippi kam zum drittenmal, etwas umflort und mit düster drohender Haarfrisur und meldete bitter: „Es ist wieder nichts, Herr Pfau. Ich weiß nicht, wie ich sagen soll, denn ich möchte weder Ihnen noch meiner Tante unrecht tun, aber obwohl die bedauernswerte alte Dame auch jetzt die ganzen Nächte hindurch schläft wie ein Sack, behauptet sie am Morgen unter Tränen, sie habe die ganze Nacht zwar geträumt, daß sie schlafe, aber was seien Träume? Schäume, nicht wahr, weder Wahrheit noch Wirklichkeit, das fühle sie am ganzen Leib, an dem ihr jedes einzelne Glied weh tue, und das ganze Leben sei ihr nur noch Last und Qual. — Und mir auch, Herr Pfau", schloß Herr Philippi.

Herr Dr. Pfau sagte diesmal nicht hm, sondern blickte stumm und etwas verstört mit seinen gutmütigen Augen an Herrn Philippi vorbei. Aber dann hatte er doch noch einen Einfall und sagte von sich aus, er wolle Frau Prosen noch einmal aufsuchen und ihr suggerieren, daß das, was sie nachts träume, Wahrheit und Wirklichkeit sei.

„Eine famose Idee", sagte Herr Philippi erleichtert, „nur — bestehen keine Bedenken gegen

Schönheiten

(K. Heiligenstaedt)



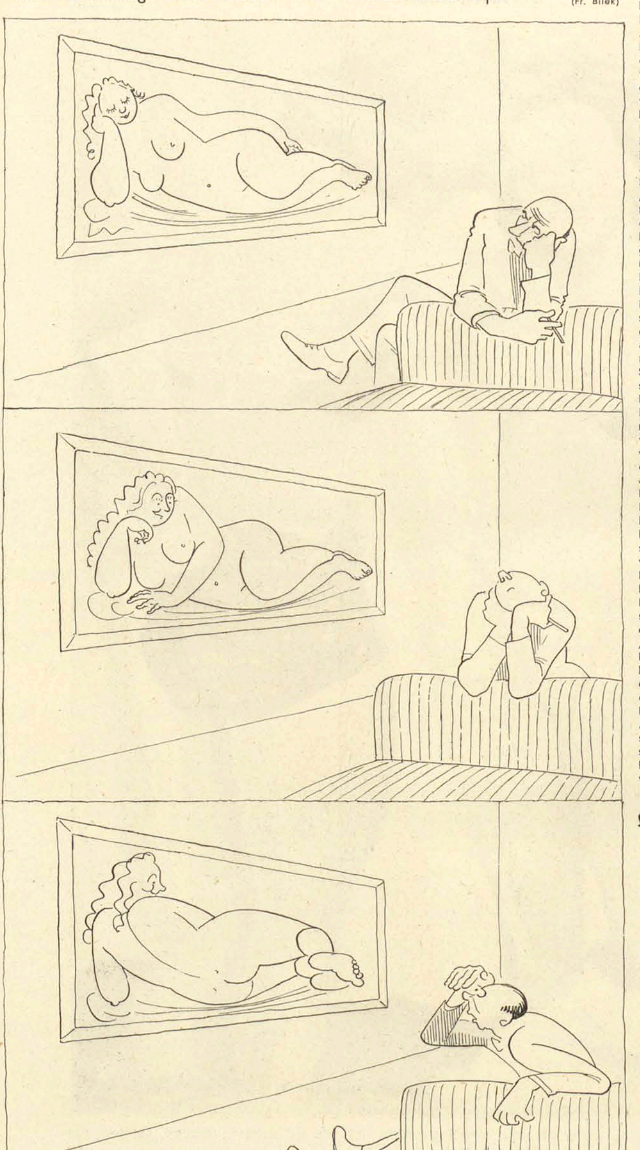
„Ich verstehe eigentlich Grete nicht, wenn sie sagt, eine Frau dürfe sich nie auf äußere Vorzüge, sondern nur auf ihren Geist verlassen!" — „Ich versteh's auch nicht, Christa — wo Geist doch so viel schwerer zu zeigen ist!"

Bellezze: "In realtà io non comprendo la Rita quand'ella dice che una donna non deve mai contare sui pregi esteriori, ma solo sul proprio spirito.„ — "E nemmeno io la comprendo, Cristina, anche perchè è assai più difficile far mostra di spirito.„

Beautés: „A vrai dire, je ne comprends pas Marguerite, quand elle dit qu'une femme ne devrait jamais se fier aux avantages extérieurs, mais à son esprit seulement!" — „Je ne comprends pas non plus, Christa, quand on songe combien l'esprit est plus difficile à montrer!"

Kunstbetrachtung - Osservazione d' arte - Méditation artistique

(Fr. Bilek)



eine solche Suggestion, kann kein Irrtum oder können keine unliebsamen Verwechslungen dabei herauskommen?"

Aber Herr Dr. Pfau beruhigte ihn und von ärztlicher Fürsorge erfüllt machte er sich sofort auf den Weg zu Frau Prosen und gab ihr nach Anwendung des Verfahrens mit dem silbernen Löffel den posthypnotischen Befehl, zu erkennen, daß, was sie geträumt habe, wahr und wirklich sei.

Der Erfolg übertraf sogar die Erwartungen. Herr Philippi kam zwar nicht zu Herrn Dr. Pfau, um es ihm mitzuteilen, aber er kam auch nicht mehr, um ihn zu holen. Herr Dr. Pfau erfuhr jedoch davon, als er eines Tages Herrn Philippi zufällig auf der Straße traf.

„Ja", sagte Herr Philippi erfreut, „es ist ein großer Erfolg, Herr Pfau, den Sie da für sich buchen dürfen, Sie sind geradezu ein Zauberer gewesen. Meine liebe Tante ist überglücklich, sie ist jetzt ganz in Ordnung und des Dankes Ihnen gegenüber voll. Denken Sie, Sie spielen in dem Seelenleben der alten Dame infolge Ihrer wunderbaren Kur jetzt eine so große Rolle, daß sie sogar von Ihnen träumt, vermutlich weil Sie doch der Traumsuggesteur gewesen sind, und neulich nun hat die gute liebe Tante geträumt, sie habe Ihnen aus Dankbarkeit für jetzt und auch für Ihre früheren Bemühungen eine in der Tat sehr ansehnliche Summe überwiesen, eine so runde Summe, daß sie nun gewissermaßen auf den Ausdruck Ihrer Freude darüber wartet. — Tja", sagte Herr Philippi lebhaft, „so ist es, Herr Pfau, Sie sind ja nun mal nicht ganz ohne Schuld, wenn Frau Prosen das, was sie träumt, für pure Wahrheit hält, und es wäre wirklich nett von Ihnen, wenn Sie ihr mit ein paar hübschen Zeilen bestätigen wollten, daß alles zwischen Ihnen und ihr zu Ihrer lebhaften Freude und Zufriedenheit jetzt in Ordnung ist. Ich weiß, was Sie sagen wollen", sagte Herr Philippi und winkte lächelnd ab, obwohl Herr Dr. Pfau gar nichts zu äußern versucht hatte, „aber schließlich wird ein derartiger Brief von Ihnen wohl nötig sein, um nicht den Erfolg der Kur in Frage zu stellen, denn die Tante fragt schon häufig darnach, und außerdem, mein lieber Herr Pfau", Herr Philippi klopfte Herrn Dr. Pfau leutselig auf die Schulter, „ist das Ganze ja mehr eine Formsache."

„Hm", sagte Herr Dr. Pfau nun doch, sonst nichts.

Einige Wochen später, als Herr Dr. Pfau eine heitere Gesellschaft um sich versammelt sah, die er zu einem fröhlichen Abend eingeladen hatte, den er ausgab, erzählte er die Geschichte dieser Heilung selbst, und während seine gutmütigen Augen mit sanftem Glanz ins Weite leuchteten, sagte er zum Schluß: „Trotz allem war es ein seltsamer Fall, ein Fall, ohne dessen Zustandekommen Herr Philippi seine Wette niemals gewonnen hätte."

*

Mohn im Regen / Von Gottfried Kölwe

Wie jedes Jahr im Garten
zu Knospen schwillt der Mohn,
voll bebendem Erwarten
steht er seit Wochen schon.

Geheimnisvolles Treiben
ersehnt ein goldnes Land,
nichts will im Dunkel bleiben,
wenn sich die Hoffnung spannt.

Daß doch die Sonne käme,
die tief ins Dunkel bricht,
die Blindheit von ihm nähme,
ihn öffnete zum Licht.

Doch alles süße Hoffen,
es kommt und es zerfällt,
jäh steht das Auge offen
vor einer grauen Welt.

Die Regentropfen netzen
den Strauch wie Tränen schwer,
die Blüte liegt zu Fetzen
verstreut am Weg umher.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: i. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Zeitvertreib

(R. Kriesch)



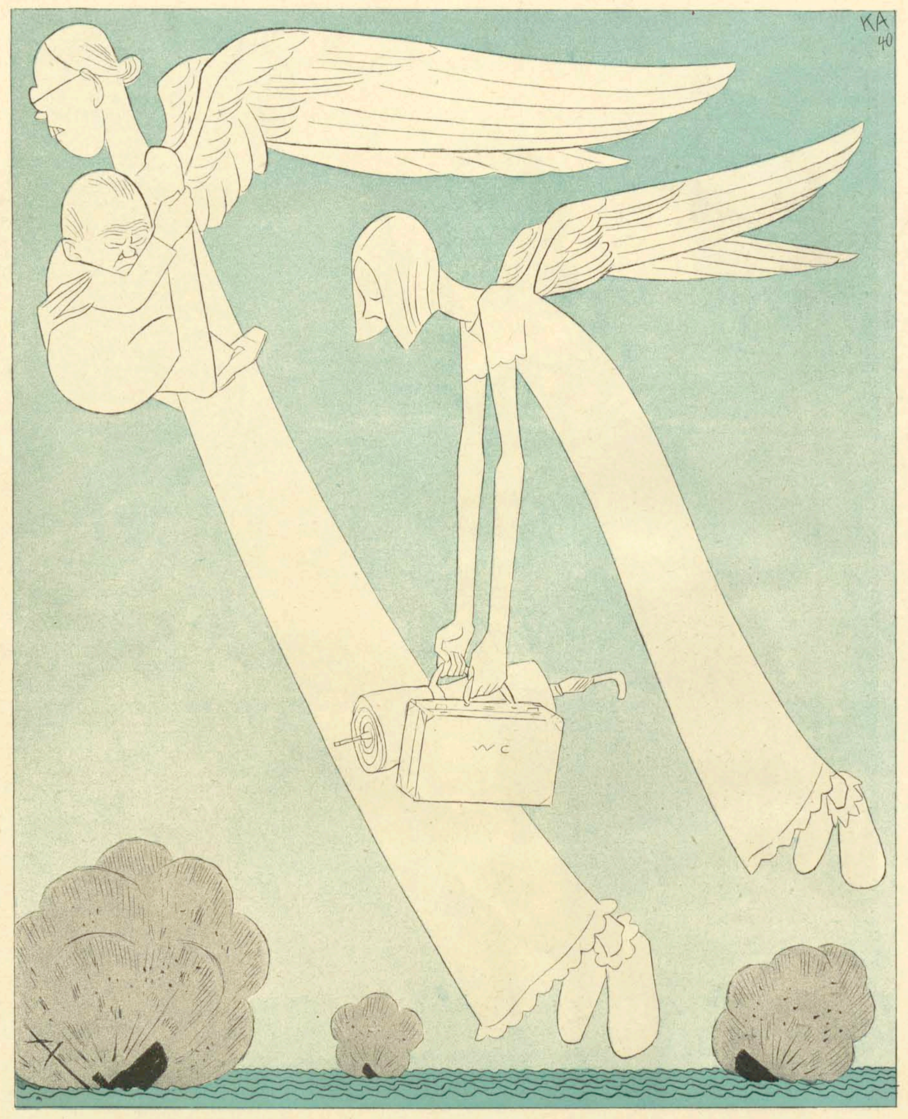
„Fräulein Theres, der Herr Schödel wart' seit zehn Minuten im Salon und is schon ganz grantig!"
„Geh, zeigen S' ihm doch die Bilder von Ihrem Seligen, Frau Berger, daß er a bisserl lustiger wird!"

Passatempo: "Signorina Teresa, il signor Schröder attende da dieci minuti in salotto ed è già assai seccato.„ — "Evvia, signora Berger, mostrategli intanto i ritratti del vostro caro defunto, chè così si rallegrerà un pochino.„

Passe-temps: „Mademoiselle Thérèse! Monsieur Schröder attend déjà depuis dix minutes au salon et est très contrarié!" — „Mais, madame Berger, montrez-lui donc les photos de votre mari défunt pour le divertir un peu!"

Hoffnung auf ein letztes Wunder

(Karl Arnold)



„Eines Tages schickt der englische Liebesgott einen englischen Engel, um den tapferen Räumungsstrategen Churchill selbst nach Übersee zu räumen!“

Speranza in un ultimo miracolo: "Un giorno il buon Dio d'Inghilterra invia un angelo inglese, a cacciarne via il valoroso stratega degli sgomberi, Churchill ... ed a spedire pur lui oltremare.„

Espoir d'un dernier miracle: „Un jour le bon Dieu anglais enverra un de ses anges, pour évacuer outre-mer le courageux stratège d'évacuation Churchill lui-même!"

München, 22. September 1940
45. Jahrgang / Nummer 38

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Londoner Nächte

(E. Thöny)



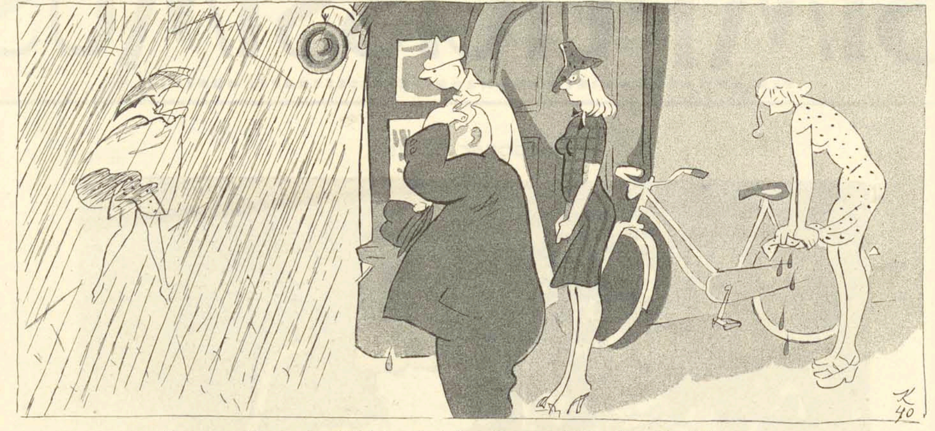
„Policeman, verhaften Sie diesen Mann, er muß von der fünften Kolonne sein, er hat mir soeben lächelnd gute Nacht gewünscht!"

Notti londinesi: "Policeman, arrestate costui! Egli deve esser uno della quinta colonna, perchè or ora m' ha augurato la buona notte sorridendo!„

Particulièrement suspect: „Policeman, arrêtez cet homme, il doit être de la cinquième colonne, il vient de me souhaiter en souriant une bonne nuit!"

Im Wolkenbruch

(R. Kriesch)



„Warum geht nur das Mädchen bei dem Regen nicht unters Dach?"
„Ja mei, Fräulein — oben hat's halt ein' Schirm und unten hübsche Wadeln!"

Durante il nubifragio: "Perchè mai quella ragazza non si mette al coperto con questo acquazzone?„ — "Eh, Dio mio, signorina ... sopra ella ha già un ombrello e sotto dei bei polpacci!„

Pluie torrentielle: „Pourquoi cette jeune fille ne va-t-elle pas se mettre à l'abri?" — „Ma foi, mademoiselle, c'est bien simple: en haut, elle a un parapluie et en bas de beaux mollets!"

Jene entzückende Dame . . .

Von Josef Robert Harrer

Zu spät hatte ich entdeckt, daß ich kein Geld besaß. Nun hatte ich es ungemein eilig. Eiliger haben es nicht die schnellen Huris in Allahs Paradies, wenn sie den Auftrag erhalten, sich schnell in das Wartezimmer des Himmels zu begeben und dort den eben angekommenen Wüstensöhnen die Zeit bis zur endgültigen Aufnahme in das Paradies zu vertreiben. In meiner Eile dachte ich natürlich nicht an diesen etwas ausgefallenen Vergleich. Aber der Vergleich stimmte doch; denn ich stieß vor der Oper mit einem Mädchen zusammen, das mir mit der Schnelligkeit der obengenannten Huris entgegenlief. Nicht länger als ein, zwei Sekunden preßten sich unsere Körper aneinander wie die Puffer zweier Eisenbahnwaggons, wenn schnell abgebremst wird. Ein, zwei Sekunden sind keine lange Zeit; aber ein, zwei Sekunden am Körper eines jungen, schlanken Mädchens zu ruhen, vermag diesen ein, zwei Sekunden etwas wie zeitlose Dauer zu verleihen. Erst nachträglich kostet man den Reiz eines so kurzen Zufalles aus; denn zuerst ist man überrascht, dann stottert man, wie ich, seine Entschuldigung, und wenn das Mädchen wortlos und mit einem finsteren Blick, wie in meinem Fall, davoneilt, kommt man erst zur bedauerlichen Feststellung, daß man eigentlich diese seltene Gelegenheit zu netteren Worten hätte benützen sollen und nicht nur zum üblichen, nichtssagenden „Verzeihen Sie!"...
Meine Phantasie stammt nicht von Schnecken ab. Das bewies sich, als ich beim Weitereilen das kleine Erlebnis ausmalte, als ich mir vorstellte, was für herrliche Aussichten auf noch herrlichere Stunden sich ergeben hätten, wenn ich den Zufall geschickt wie ein Casanova redivivus ausgenützt hätte. Meine Phantasie hatte es jetzt noch eiliger als ich selbst. Die Folge war, daß ich vor dem Bankhaus, wo ich Geld abheben wollte, ankam, als eben gesperrt wurde. Die Bank hatte auch morgen offen, bis dahin borgte mir Hans Karl Geld und die Verzögerung der zwei Sekunden, der zwei Ewigkeiten beim Zusammenstoß mit dem schönen Mädchen, war wert, daß ich jetzt zu spät kam. Ich winkte Hans Karl zu, als ich ins Café Mozart trat.
„Ich erkenne dich nicht wieder!" sagte er erstaunt, als ich neben ihm Platz nahm. „Du blickst so glücklich! Hast du einen Haupttreffer gemacht?"
„Nein! Im Gegenteil! Kannst du mir bis morgen Geld borgen? Ich kam leider erst zur Bank, als schon gesperrt war."
„Und das erfreut dich so?" fragte Hans Karl kopfschüttelnd.
„Bleib nur ruhig sitzen, lieber Freund! Ich bin nicht wahnsinnig geworden! Ach, wenn du wüßtest! Da, sieh dir deinen Freund nur gut an! Da ist vor einundzwanzig Minuten ein schlankes Mädchen, ein Sportmädel — — —"
Mit blühenden Worten schilderte ich Hans Karl mein Erlebnis vor der Oper. Mein Freund hörte geduldig zu. „Armer Narr!" brummte er dann.
„Neidig, Hans Karl?" fragte ich. „Ja ich beneide dich um deine naive Begeisterungsfähigkeit!"
„Hans Karl, du tust mir unrecht! Fühle dich doch in meine Lage! Ich laufe wie ein prämiierter Windhund, um Geld abzuheben, Geld, die schnöde Verkörperung des Materiellen! Und da schenkt mir der Zufall die Nähe der holden Weiblichkeit, die Verkörperung des Edlen, des Schönen, des Ewigseienden! Muß man da nicht glücklich sein?"
Hans Karl lächelte noch mitleidiger, als er fragte: „Und wie sah diese Zusammenstoß-Venus aus?"
„Wie sie aussah? Wunderbar! Ein orangerotes Kleid mit einem grünen exotischen Blumenmuster, ein grüner moderner Hut, rote Haare, ein blasses, interessantes Gesicht, große flackernde Augen und ein Körper von einer noch nie gefühlten Schlankheit! Ach, ein Sportmädel, sage ich dir, Hans Karl! Der Typ, der mich begeistert! Ich muß dieses Wesen wiedersehen!"
„Jetzt spricht er gar altgriechisch!" unterbrach mich stöhnend mein Freund.
„Ich weiß, was ich versuche! Ich gebe in alle Zeitungen ein Inserat: Jene entzückende Dame im orangeroten Kleid mit dem grünen Blumenmuster, die gestern gegen achtzehn Uhr vor der Oper mit einem Herrn zusammenprallte, wird dringendst gebeten..." — „Gut", sagte Hans Karl, „tu das! Aber jetzt Schluß damit!" — „Sofort! Nur eines noch! Die Inserate kosten Geld und ich —"
„Ich verstehe! Das Geld borge ich dir! Da, bitte!"
Ich eilte sofort zu den Zeitungen. Gegen Mehrgebühr gelang es mir, das Inserat noch in einigen Blättern unterzubringen, so daß es am nächsten Morgen erscheinen konnte. Nachts träumte ich, wie noch niemand auf der Welt geträumt hat.
Am frühen Morgen war mein erstes, rasch eine Zeitung zu holen. Ich mußte mich überzeugen, ob mein Inserat erschienen war. Ich schlug die Zeitung auf. Da sah ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen meine entzückende Dame von gestern abgebildet und zwar Arm in Arm mit einem eleganten, mürrisch blickenden Herrn. Darunter stand zu lesen:
„Die entzückende Dame, die Sie hier sehen, ist niemand anderer als unser Meisterdetektiv Johannes Zoth, dem es gestern gelungen ist, in dieser reizenden Verkleidung den daneben abgebildeten Gentlemenverbrecher Bobby Cooperlin zu fassen! Ja, sogar gewiegte und erfahrene Meister des zweifelhaften Faches gehen auf den Leim der holden Weiblichkeit!"

Fund im Brotkasten

Von Ratatöskr

Was wohl steckt in dem Papiere?
Emsig löse ich den Zwirn...
Wenn ich richtig kalkuliere,
scheint mir das ein Kalbsgehirn.

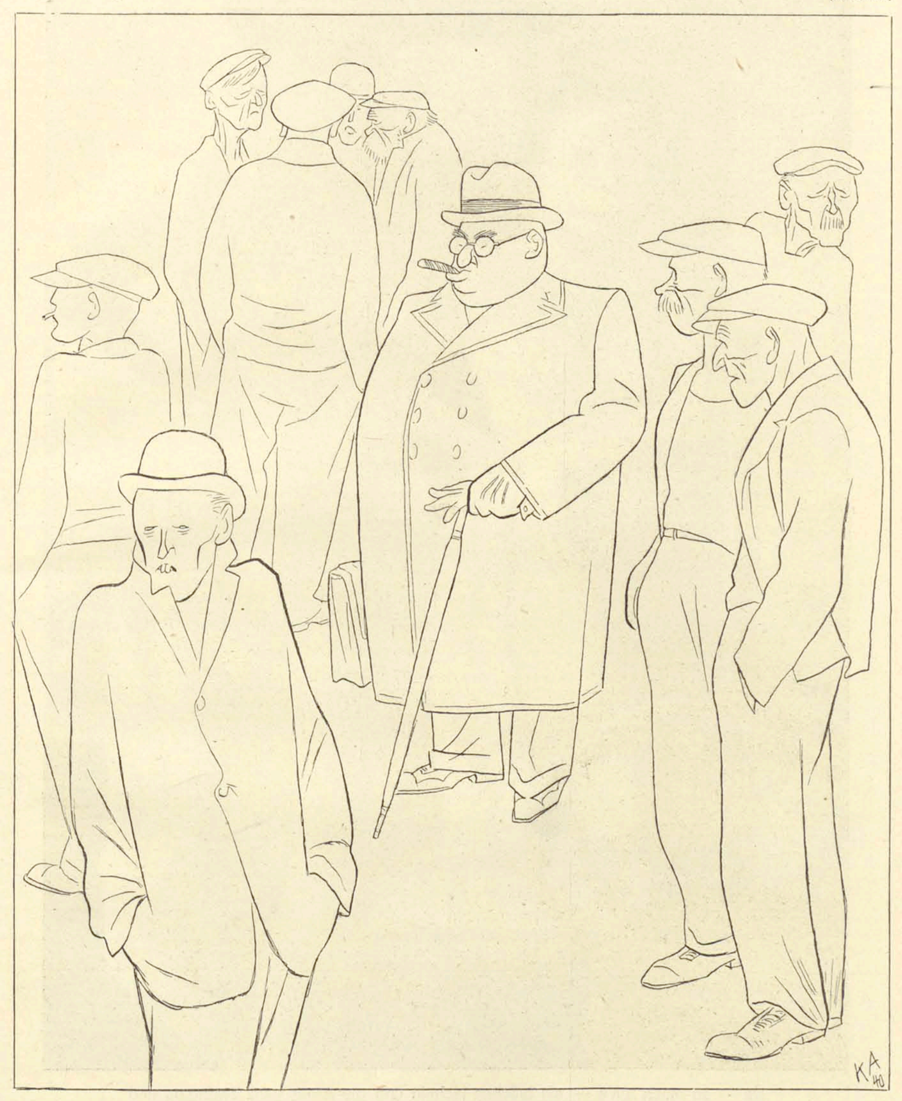
Schön... Auf Wiener Art bereitet
und mit einem Ei garniert,
schmeckt dergleichen gut und gleitet
sanft nach unten wie geschmiert.

Aber, frag' ich, wer denn hat es
in den Kasten mir gesteckt?
Ist's ein Weihgeschenk, ein glattes?
Wurde anderes bezweckt?

Huldigte man meinem Magen?
Oder. — na, erlauben Sie! —
handelt sich's hier sozusagen
etwa gar um Ironie?

Englische Solidarität

(Karl Arnold)



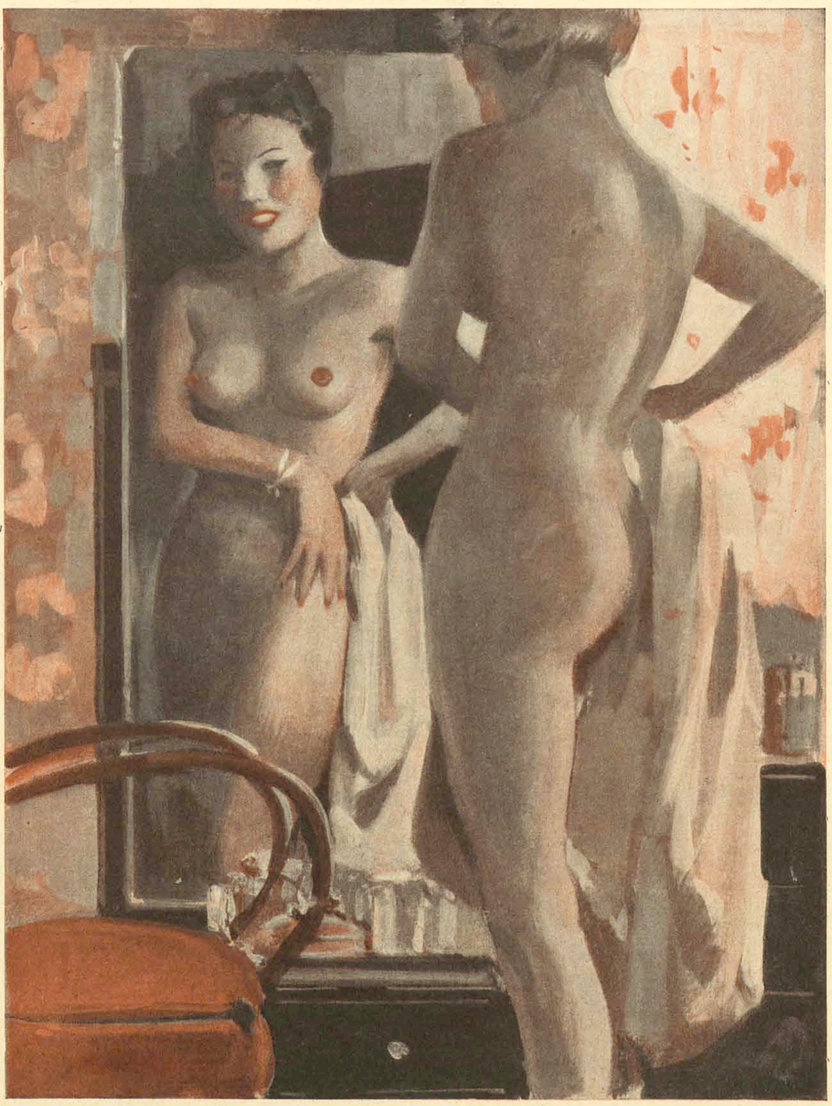
„Was will denn der dicke Gentleman hier unter uns Arbeitslosen?"
„Er ist auch arbeitslos, die Börsengeschäfte liegen still!"

Solidarietà inglese: "Che vuole mai questo grasso gentleman qui fra noi disoccupati?„ — "È disoccupato anche lui; v' è gran ristagno alla Borsa!„

Solidarité anglaise: „Que fait ce gros gentleman parmi nous, chômeurs?" — „Il est aussi sans travail, les affaires de bourse chôment!"

Probe

(K. Heiligenstaedt)



„Ja — so mach ich's — ein bißchen lächeln und die Arme ganz zwanglos und dann sage ich: ‚Es war sehr lieb, gnädige Frau, mich zum Tee einzuladen' . . ."

Prova: "Ebbene, io faccio così ... sorrido un pochino, tengo le braccia in posa naturalissima e poi dico: 'Quanto foste gentile, signora, d' invitarmi al tè, ...!„

Répétition: „Oui, je ferai ainsi — un léger sourire et les bras nonchalemment au corps et je dirai: c'était très aimable à vous, chère madame, de m'inviter à votre thé ...!"

AUF FAHRT

VON ERNST HANDSCHUCH

Der Fluß, den sie nun seit Tagen schon befahren, ist die Mosel. Ihr Wasser ist schnellfließend, von gelblichgrüner Farbe und kräuselt sich eben unter einem aufkommenden Wind. Die beiden Paddelboote fahren an das Ufer.

Paul, der Lenker des einen, will im Dörfchen, das sich engbrüstig an rebenbewachsene Hügel schmiegt, Nahrung und Wasser holen für den Mittag, wo sie flußabwärts an einer schattigen Stelle rasten werden. Es gelingt ihm noch, sein Fahrzeug vor der Strömung an die breite Pritsche der Fähre zu bringen. Leicht und kraftvoll schwingt er sich an Land, während Marie, seine Frau, das Boot mit dem Paddel festhält. Das andere Boot aber, das einzig mit einem Manne besetzt ist, wird vom Strom erfaßt und in drehenden Bewegungen von den Laufbrettern weggeführt. Sein Insasse paddelt zurück und macht es an einem Fischerkahn, der rechts von der Pritsche verankert liegt, fest. Von dieser Stelle aus sieht er, der mit Namen Matthias heißt, nur noch den Kopf Mariens, ein schmales, scharfgeschnittenes Haupt, an dem die starken, ein wenig wulstigen Lippen auffallen. Das braune Haar ist im Scheitel zurückgekämmt. Unbewegt und ruhig sitzt die junge Frau im Boot. Mit der linken Hand hält sie sich an den Planken des Steges fest.

Paul ist mit einer Kanne und einem Brotbeutel unter dem Arm in frohen Sprüngen zum Dorf gelaufen.

Die Landschaft ist stetig, sanft und schlicht. Das Wasser des Flusses ist weich. Matthias hat sich über den Rand seines Fahrzeuges geneigt und eine Hand in den Fluß getaucht. Die Winzer steigen aus den Weinbergen nieder, Männer und Frauen, und das Fährboot, dessen Fahrt langsam und bedächtig ist, bringt sie an das andere Ufer. Paul bleibt lange fort. Sehr lange bleibt er aus. Matthias, dem die Hand im Wasser kalt geworden ist, löst die Leine vom Fischerkahn und schickt sich an, mit dem Strom treibend, weiterzufahren bis zu jenem weich sich schwingenden Berghang, der sich vor den Fluß stellt und ihn in einem lieblich geschwungenen Bogen abdrängt. Er ist mit sich allein. Die süße Milde der Landschaft hat ihn in ein seliges Träumen eingelullt. Gemächlich treibt er zum jenseitigen Ufer hin, als ihn mit einem Male der Zuruf Mariens trifft. Sie hat seinen Namen gerufen, sonst nichts. Die Sonne ist nahe ihrem höchsten Stande, und das Wasser gleißt wie ein Spiegel unter ihren Strahlen. Das Fährboot liegt drüben weit ab und still. Gerade hat es das Gefährt eines wandernden Korbhändlers an das andere Ufer gebracht. Die Menschen sind plötzlich aus der Landschaft herausgenommen, und allein ein Angler, der einige zehn Meter vom Stege entfernt steht, ist geblieben. Matthias hat scharf zu fahren, um an das Boot zu gelangen, in dem Marie sitzt. Jetzt hat er es erreicht und daran festgemacht. Er streckt sich und legt sich faul zurück.

Eine Woche bereits paddelt er mit Paul und Marie den Fluß hinab. Nachts schläft er mit Paul auf Stroh, während für Marie ein Bett im Gasthaus gesucht wird. Die milde, schlichte Landschaft hat die drei Menschen eingetaucht in einen wunschlos zufriedenen Zustand. Nichts steht zwischen ihnen.

Marie und Matthias ruhen stumm in ihren Booten. Matthias, der seinen Blick Marie zuwendet, sieht, wie ihre Lippen zucken, er schaut, wie ihre schmale, lange Hand zittert. Es wird ihm heiß, und Unruhe befällt ihn. Warum auch ist der Fluß, sind die Ufer, die Berge und die Hänge so still?

„Marie?" fragte er, „Marie, ist dir nicht wohl?"

Die Gefragte wendet ihr Gesicht zu ihm hin, schüttelt leise das Haupt und blickt ihn aus ihren braunen Augen groß und traurig an. Sie fährt mit ihren Fingern durch das Wasser und faßt Matthias' Hand, die auf dem Bootsrand liegt, und drückt sie wie im Krampf.

„Hast du nur dies zu fragen, Matthias?"

Ihm aber ist mit einem Male, als säße er in flüssigem Feuer und nicht in der kühlen Haut seines Faltbootes. Der Fluß ist ein reißendes Band, die Hänge stehen drohend auf, und die sanften Linien der Berge, die den Wein tragen, verwandeln sich in zackige Ränder. Matthias ist hilflos.

Der Angler, der noch immer auf seinem alten Platz wartet, hat einen Fang getan. Von neuem wirft er die Schnur. Das Fährboot liegt unbewegt am jenseitigen Ufer. Im Dorfausgang zeigt sich niemand.

„Ich bin so allein", sagt Marie nach einer Weile. „Ich bin immer allein. Auch mit Paul. Warum wohl muß ich allein sein, Matthias?"

Und jetzt kommt Paul aus den Häuserzeilen geschritten. Er schwingt den Brotbeutel. Er schwingt auch die Kanne. Er ist froh. Er lacht, und in seinem verbrannten, dunklen Gesicht blitzen die Zähne. Fluß, Hang und Berg sind wieder sanft und schlicht geworden. Die Luft zittert über der Spritzdecke, mit welcher der zweite und unbemannte Sitz in Matthias' Boot bespannt ist. Müde und versunken paddelt Matthias hinter Paul her.

Noch einen Tag haben sie bis zum Rhein zu fahren. Die Nacht nur liegt dazwischen. Still und dunkel ist es im Ort. Marie ist schon längst zu Bett gegangen, und auf Paul und Matthias wartet das Stroh im Schober. Beide sitzen in einer Straußwirtschaft bei jungem, spritzigem Wein, wie ihn der Berg über dem Fluß hervorbrachte. Sie sind die einzigen Gäste in der kleinen Stube. Der etwas schwerhörige Wirt, ein Winzer, schläft in einer Ecke.

Paul ist betrunken. Er, der sonst verschlossen und allein zu Spott und Hohn aufgelegt ist, spricht erregt und viel.

„Weißt du auch, warum ich heute mittag im Dorf da unten so lange ausblieb?"

Matthias zuckte die Achseln.

„Ich will es dir sagen. Ich hatte meine Einkäufe besorgt und war schon auf dem Weg zu den Booten, als mir einfiel, daß wir ja auch Wasser brauchten. Kurz entschlossen ging ich daher in das nächste Bauernhaus und fragte um Wasser. Es war niemand in dem großen, weiten Haus als ein jämmerlich verkrüppeltes Mädchen. So klein war sie."

Paul zeigt zum Ansatz seiner Brust.

„Ihr Gesicht war so groß wie meine Hand. Sie goß mir Wasser in die Kanne und sah mich dabei mit großen, traurigen Augen an. Weißt du, da kam es plötzlich über mich. Was und wie es mich überfiel, kann ich dir nicht sagen. Ich legte meinen Arm um sie und küßte sie. Sie umschlang mich heftig. Und ich mußte sie noch mehr küssen. Da machte sie sich los und sagte leise: ‚Meine Leute können jeden Augenblick aus dem Wingert kommen.' Als ich ihr die Hand gab und die Wasserkanne nahm, sagte sie noch leiser: ‚Wenn du wiederkommst . . .' Und ihre Augen waren größer und trauriger als zuvor. So, nun weißt du es, warum ich solange ausblieb und mich betrinke. Kannst du es verstehen, Matthias, dieses arme, bucklige Mädchen, voller Sehnsucht nach ein bißchen Liebe und so völlig verlassen? Ich war hilflos, Matthias, hilflos wie es wohl nur ein Mensch sein kann."

Im Gasthof schlief Marie. Paul lag neben Matthias im Stroh. Flußaufwärts schlief das verkrüppelte Mädchen. Und alle waren sie allein und einsamer denn je.

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)



Festungskommandant Churchill: „Die Überlegenheit in der Luft ist auf englischer Seite!"

Churchill comandante di fortezza: "La superiorità nell' aria è dalla parte inglese!„

Churchill, commandant de forteresse: „La supériorité aérienne est du côté anglais!"

DAS EWIG WEIBLICHE

VON HEINZ STEGUWEIT

Sie saßen am Kamin, streckten die Beine und ließen sich den Fackeltanz der Flammen ein Vergnügen sein; auf der Matte aber schnarchte Hektor, der riesige Schäferhund, hingelümmelt und mit tiefem Genuß. Wer tagsüber mit mancher Plage focht, dem durfte der Abend behaglich verklingen, man zog dann eine Summe, segnete das Andenken dessen, was vorüberging und trank auf das Wohl jenes andern, was hinter der Dämmerung näherkam.

„Wir sind wieder einen Tag älter", seufzte Erwin.

„Wer diesen Tag vertrödelte, hat seinen Ärger, wer ihn nutzte, genieße den Frieden", antwortete Magnus, der Freund und Gastgeber der Stunde. Sonst aber wußte keiner der beiden, warum man kargte mit dem Geplauder: an früheren Abenden war das Spiel des Feuers immer eine Lockung gewesen, die züngelnde Glut zauberte Bilder ins uferlose Reich der Phantasie, man sprach von Dantes Inferno, vom Doktor Faust und dem Hexenwahn schnöder Inquisitoren; heute stockte der leidenschaftliche Strom des Gesprächs, der Kamin entbehrte des Fluidums, den Flammen und ihrem sprühenden Sternenregen mangelte jede Magie, obwohl es kalt war vor dem Fenster und zu Häupten des Schornsteins ein klirrender Wind die Funken zur Höhe sog.

„Mich friert, Erwin. Soll ich einen Glühwein brauen?"

„Bist du krank? Oder überarbeitet, Magnus?"

„Nein. Mir ist nur, als stünde etwas zwischen uns. Mein Haus war immer deine Zuflucht nach allem Wirrwarr des täglichen Daseins; wir sind seit Jahren unzertrennlich, keiner wagte einen Entschluß ohne den Rat des andern, kurz: mich friert. Heute zum erstenmal. Suche die Schuld nicht bei mir: Ich habe mich auf den Abend gefreut wie immer, du aber brachtest seltsame Kühle mit, fast einen unsichtbaren Mantel, in dem du etwas verbirgst...!"

Erwin zog die gestreckten Beine wieder an, das Feuer sank, die brennenden Knüppel rutschten, ein Geknister begleitete den Vorgang solchen Sturzes. Eigentlich war Magnus zu loben, da er mit scheuem, beinahe eifersüchtigem Gefühl das veränderte Klima der Seelen empfand. Gewiß, er hatte recht. Allerdings, der Abend gedieh nicht so mollig, sogar Hektor grunzte auf der Matte, richtete sich gähnend auf und duckte den Kopf über die Pfoten, argwöhnisch und lauernd, der treue Genoß seines Herrn.

Die Freunde verstummten abermals. Und Magnus dachte: Es fehlt etwas. Auch das Feuer spürt es wohl, warum schrak es mürbe zusammen? Was hatte man alles im Bild seiner Lohe gefunden, jahrelang, immer wieder: Die Schmiede des Hephästos und den sengenden Schlund jenes Drachens, den Siegfried erschlug. Den Untergang Pompejis, auch Trojas Fall und Brunhildens mythische Verklärung. Ach, der Reigen ergänzte sich ohne Ende, wer wußte heißere Geschichten zu entzünden als die unruhvolle Zunge der Flammen: In ihnen verzog Johannes Hus sein Gesicht, Napoleon ritt aus Moskaus Toren, Nero lächelte über Rom und General Mélac triumphierte in Heidelberg...

Heute abend war des Feuers Macht gelähmt. Es erzählte nicht mehr, es verschwieg etwas. Und Erwin — der sich schuldig fühlte — mußte, umzingelt von der Anklage des Freundes, endlich bekennen: „Wir haben viel in der Vergangenheit geschwelgt, lieber Magnus. Vielleicht zu viel. Laß uns endlich von der Zukunft reden."

„Was soll das heißen —?"

Erwin beugt sich vor, als müsse er einen Anlauf nehmen: „Unsere Abende dürften seltener werden, lieber Magnus."

„Verstehe ich nicht. Wir wollten zusammenhalten."

„Gut. Aber die Zukunft? Ich möchte heiraten. Zürnst du darum?"

Magnus stand auf. So ruppig zwar, daß Hektor mit gleicher Hast auf die Beine sprang und den Kopf an des Herrn Wade schmiegte.

„Du bist heimtückisch, Erwin. Warum hast du's nicht eher gesagt?"

„Es sollte ein Geheimnis sein. Liebe ist im Anfang immer ein Geheimnis!" — „Ich rate dir ab."

„Zu spät, lieber Magnus. Ich wählte eine Frau. Du solltest dich freuen, nun aber spielst du Empörung. Mit welchem Recht?"

So wechselten die Worte, ein anderes Feuer als das des humanen Kamins erhitzte die Gemüter. Bis das Band alter Freundschaft ebenso barst wie der letzte hölzerne Kloben im Scheiterhaufen unterm Rauchfang. Scheue Funken stäubten zum Abschied durch den Rost, dann war alles düster, die Kälte kam, ihre Asche duftete ungemütlich. In der Finsternis aber saß Magnus allein, Erwin hatte ihn verlassen, noch zitterte das Haus vom unartigen Knall der Tür: Ja, die Weiber!

Der Einsame braute den Glühwein, rührte im Glas, naschte am Rand und verbrannte sich zuckend den Mund. Auch dieses Unglück schien Erwins Schuld, darum das neue Gewitter knirschender Anklage: „Um einer Schürze willen verriet er den Freund", murrte Magnus, der Sonderling, und verlor sich noch sonderlicher dann: „Sieben Jahre lang streckte er beide Beine an meinem Kamin, nun legt er den Arm um eines Busens Woge und fühlt sich erst richtig zu Haus, hat er gesagt. Der Spatz. Der Schwittjeh. Der nichtsnutzige Nutznießer meiner Abende, meiner Brasils und süffigen Jahrgänge. Nun braucht er meine erzählenden Flammen nicht mehr, er hat eine eigene und findet sie bekömmlicher, womöglich molliger, Gott soll ihn strafen darum..."

Weil das Feuer gänzlich erloschen war und des Zimmers Kühle sich dem Frost vor den Fenstern näherte, kam Herrn Magnus der Gedanke ans Fegefeuer kaum mehr unbehaglich vor. Und weil geschrieben stand im alten Buch, der Mensch möge zu den Tieren der Wüste gehen, wenn er sich betrogen fühle von den Menschen, streichelte Magnus seines Hundes Fell, fuhr mit der Hand über Hektors Ohren, und der treue Genoß gab Antwort durch ein Jaulen, das er freudig meinte und dankbar. „Du bist der Treueste", sprach Magnus immer wieder. Das Tier bettelte mit den Pfoten — guter Hund, braver Hund; die

Rute wirbelte, die Zunge flog wie ein Fähnchen. Eine Woche verging, als Magnus zur Morgenstunde mit Hektor durch den Garten spazierte. Der Sonntag feierte ringsum, man merkte es an den Kleidern der Menschen, am Geläut der Glokken, sogar am Glanz des Firmaments. Der Schäferhund trappelte gehorsam neben dem Herrn, schnupperte mal hier, bellte mal dort, und wo er stehenblieb, festgehalten von der ledernen Leine, dort hielt auch Magnus inne, bis Hektor fertig war, sei's an der Birke, sei's am Pfosten vom Zaun; dann ging der Spazierweg weiter bis zur nächsten Berieselung. Man muß Rücksicht nehmen aufeinander, sann Magnus, die Havanna dampfte im Angesicht, — jawohl, Rücksicht ist ein Gesetz der guten Gesellschaft; welches Beispiel gibt des Tieres Ergebenheit: Ein guter Herr schlägt seinen Hund niemals, doch sollte ich es tun und den Riemen von mir schleudern alsdann, dieser Hektor würde ihn noch apportieren, mir zuliebe, die edle Kreatur. Er klopfte das Tier, und weil Hektor an der Leine zerrte, als habe er Verlangen nach freiem Auslauf und wonnigen Sprüngen über Beete und Hecken, ließ sich Magnus nachgebend herab. Sollst deinen Ehrgeiz haben, dachte er, sperrte den kleinen Karabinerhaken auf, löste ihn vom Halsband des Hundes...

...und rasch, ohne einen Blick nur rückwärts zu verlieren, lief, ach: schoß das Tier aus dem Garten, nahm den Zaun wie eine geringe Hürde, rannte mit hängenden Lefzen und flatternder Zunge hinweg, wagte kein Säumen, gönnte sich keine schnüffelnden Geschäfte mehr, der rassereine Kujon. Zuerst stand Magnus gerüttelt da. Dann rief er Hektors Namen. Ein Dutzendmal. Pfiff nunmehr, donnerwetterte, lief hinterdrein... O unnützer Eifer! Das Tier, von allen Geistern sonntäglicher Freiheit besessen, stob durch hundert Straßen, die Rute stak achtern heraus, der Kopf jagte ins Herrliche, so gierig floh kein Hecht, so zielbewußt schwirrte kein Pfeil.

Magnus wußte nicht, ob man sehr laut fluchen oder ganz leise heulen durfte. Ihm schrumpfte etwas zusammen, der Unterkiefer spürte einen Krampf, die Zigarre hüpfte fort: Hektors Abschied —?

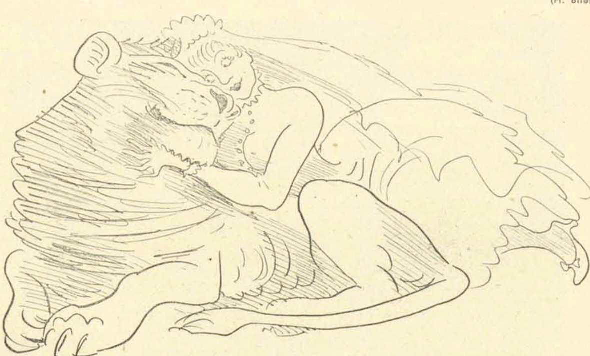
Ein Nachbar, so einer von den netten, die immer mehr wissen von uns als wir selber, rührte an des Hundehalters schiefe Schulter: „Herr Magnus? Sie, den Kummer kenne ich —"

Der Bestürzte, in dessen Fingern immer noch die Leine mit dem Karabinerhaken schwankte, unentschlossen wie die arme Seele hoch im strudelnden Gemüt, schüttelte den Kopf: „Fort ist er, Herr Nachbar. Radikal verschwunden. Und sonst, wenn ich lockte oder pfiff, parierte er auf Husch und Hauch. Ich schwöre es: Nie hab' ich ihn gekränkt. Mein Wort: Ich krümmte ihm kein Haar, er hatte satt zu fressen, am Abend lag er schlummernd neben dem Kamin, das war kein Hundeleben mehr, ei was, dem ging es besser noch als mir..." Es klang fast weinerlich. Und so verlassen: Fort ist er!

Der Nachbar aber zog ein pfiffiges Gesicht, so

Die Löwenbraut





La sposa del leone — La fiancée du lion

Erklärung

(R. Kriesch)



„Auch wenn du mir keine Hoffnung machst, werde ich um dich kämpfen, Thea." — „Wenn dieser saure Zwetschgenkuchen deine einzige Waffe dabei ist, dann gib dich lieber gleich geschlagen, Ferdinand!"

Dichiarazione: "Anche se tu non mi dai alcuna speranza, o Tea, pure io mi batterò per te.„ — "Se quest' acida focaccia di prugne, Fernando, è la tua unica arma, allora è ben meglio che tu ti dia subito per vinto.„

Déclaration: „Même si tu ne me laisses aucun espoir, je lutterai pour t'obtenir, Théa!" — „Si cette acide tarte aux prunes est ta seule arme, déclare-toi plutôt déjà battu, Ferdinand!"

ein ganz rundes, wie es in Vollmondnächten blank am Himmel spottet: „Sie, Herr Magnus, der Hektor weiß 'ne Hündin irgendwo. Keiner hat etwas gemerkt, tjaja und hm, da wär' halt nix zu machen. A so was zieht wie Baldrian. Ist doch ganz menschlich —"

Für diesen Sonntag hatte Magnus keine Freuden mehr. Ja, die Weiber. Es lohnte sich nur noch, in grollender, etwas säuerlicher Einsamkeit daheim mit Glühwein sich zu trösten, am Abend dann das Feuer des Kamins aufs neue anzuzünden, um andre Bilder, weisere Geschichten in den Flammen zu beschwören. Etwa die Mär vom Jüngsten Gericht, das alle Treulosen mit der Hölle bestraft. Oder die Sage vom Verräter Herostrat, der den Tempel der Artemis in Brand steckte aus eigennütziger Sucht. Wehe allen, die sich ähnlich vergingen, damals wie heutzutage.

Magnus ging zum Montagmorgen ins Geschäft. Das Gesicht war blaß, verhärmt, der Kopf hing bis zur Brust. So daß Fräulein Renate, die blondgelockte Sekretärin, schon den müden Zweifler fragen mußte: „Herr Magnus, ist alles dunkel, ist alles trübe?"

Da klagte er sein Leid. Und schüttete, wie man so sagt, das Herz sich aus gleich einem Sack voll Scherben, fast klirrte jedes Wort auf den besorgten Schreibtisch hin: Erwins Sünde, Hektors Flucht, alles hörte sich Renate an. Und sie, die milde Hilfe auch in harten Fällen, streichelte den Schopf des Einsiedlers nicht anders, als Magnus gestern noch des Hundes Pelz sich vorgenommen hatte: „Ach, ich kenne das. Nicht wahr, man denkt an das Gedicht von Theodor Storm!"

Er hob den bitterlichen Kopf, ein einzig Fragezeichen schien er nun vom Scheitel bis zum Zeh: Ein Gedicht —?

Sie schwieg, für einen Atem nur, den Spruch zu überdenken. Und meinte dann: „Ach ja, wenn der Pöbel aller Sorte uns verläßt, hat man im Leben doch am Ende nur sich selber, sagt der Vers. Sie müssen wissen, diese Treue trügt wohl nie!"

Er erhob sich wie vom ersten Strahl nach langer Düsternis getroffen. Ein Schimmer, nein: ein Glanz von scheuer Süße strich um seine Augen, die Lippen bogen sich verzückt, die Hände strebten ausgestreckt dem Mädchen zu, mit züchtigen, verschämten Wangen sah er die Jungfrau vor sich stehn: „Pöbel aller Sorte? Fräulein Renate, Gott segne diesen Tag. Ich spürte es schon lange: Sie sind der einzige Mensch, der mich von Herzen versteht. Ich bitte, werden Sie meine Frau!"

Sie nickte gern. Und lächelte: Ja, die Männer. Am Abend brannte der Kamin so lichterloh wie nie. Was seine Flammen erzählten? Stille doch: Liebe ist im Anfang immer ein Geheimnis.

Churchill und sein Orakel

(O. Gulbransson)



„. . . . und du hast gesagt: ‚Wenn ich Deutschland den Krieg erkläre, so geht ein großes Reich zu Grunde‘!“

Churchill ed il suo oracolo: "... e tu hai detto: 'Quand'io dichiarerò guerra alla Germania, allora un grande Impero andrà in rovina,!„

Churchill et son oracle: „... et tu as prédit: Si je déclare la guerre à l'Allemagne, un grand empire périra!"

DER EHRLICHE SÖREN

VON OLAV SÖLMUND

Lars Sören ging weit fort in ein fernes Land. Auf Verlangen der Eltern schrieb er jede Woche einen langen Brief. Leider aber waren Herr und Frau Sören sehr ungebildet, denn in ihrer Jugendzeit war die Schulpflicht noch nicht allgemein üblich gewesen, und was sie an Lesen und Schreiben konnten, hatten sie sich mühsam selbst errungen. Doch genügte dieses Wissen nicht, um die wortreichen Berichte ihres Sohnes zu verstehen.

Das machte ihnen eine Zeitlang großen Kummer, bis sie sich schließlich dazu aufrafften, mit den regelmäßig einlaufenden Briefen zu ihrem lese- und schreibkundigen Nachbarn zu gehen. Das schien eine Weile gut zu gehen. Irgendwie jedoch empfanden sie es im Laufe der Zeit als unpassend und ihre innersten Gefühle verletzend, daß ihnen ein verhältnismäßig Fremder die zärtlichen und persönlichen Worte ihres Sohnes vorlas.

Da hatte Herr Sören eines Nachts eine Eingebung: da war ja noch die Abendschule! Dahin würde er gehen, um seine Kenntnisse ein wenig aufzufrischen und zu vermehren.

Etwa vier Wochen später kehrte er eines Abends zu vorgeschrittener Zeit von der Schule zurück. Plötzlich stieß sein Fuß an einen kleinen Lederbeutel. Er hob ihn auf — und viele Goldstücke blinkten ihn an.

Vor Erregung zitternd, eilte er spornstreichs zu seiner Frau. „Wir müssen es abgeben und eine Belohnung verlangen!" sagte er.

Aber Frau Sören stimmte dem nicht zu. „Bring es auf den Speicher, verstecke es und halte nur ja den Mund darüber!" sagte sie.

Einige Tage darauf kam ein Polizist die Straße herunter, in der sie wohnten, und fragte von Tür zu Tür nach dem verlorenen Geldbeutel. Als er an die Nummer 27 kam, öffnete ihm Frau Sören.

„Nein, hab' nie von dem Geld gehört oder gesehen!" antwortete sie auf die Fragen des Beamten. Aber gerade in diesem Augenblick schob Herr Sören seinen Kopf über ihre Schulter und Frau Sören platzte heraus: „Der ist nicht ganz richtig hier..." Dabei tippte sie mit ihrem Finger an den Kopf. „Verstehen Sie?"

Der Polizist zögerte einen Augenblick, dann erwiderte er, kurz überlegend: „Nein, gute Frau, das kann ich nicht glauben. Na, lieber Mann, kommen Sie doch mal eine Minute heraus..."

„Aber, ich sag's Ihnen doch, er ist närrisch..."

„Warten Sie doch ein bißchen, nur einen kleinen Augenblick! Nun, mein Lieber, lassen Sie mal hören; was wollten Sie eben sagen?"

„Ja, Herr Wachtmeister, die Sache ist so: am Dienstag abend, als ich aus der Schule heimkam..."

Der Polizist unterbrach ihn. „Nichts für ungut, Frau... Sie haben recht. Tut mir leid, daß ich gestört habe. Guten Tag... Guten Tag..."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: I. V. Josef Brandmeir, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

MEIN FREUND JOHANNES

Ich wollte eine kleine Feier mit mehreren Freunden aus meiner Firma veranstalten. Da ich kein großer Weinkenner bin, machte ich mir rechte Sorgen, ob meine Gäste mit der Auswahl, die ich treffen würde, zufrieden wären. Sowohl was die Marke als auch was die Menge anging.

In meiner Not wandte ich mich an Johannes.

„Wieviel Personen seid ihr denn?" fragte der.

„Vierzehn Mann, Johannes", sagte ich.

„Dann kommst du mit dreißig Flaschen aus", meinte Johannes. Wir gingen in eine Weinhandlung und probten lange und gründlich.

„Dieser hier ist phantastisch!" sagte Johannes. „Aber RM. 3.50 pro Flasche ist ein bißchen teuer. Nimm man den andern da, der kostet RM. 2.70 und ist auch ganz gut."

Ich gab Auftrag, die dreißig Flaschen zu RM. 2.70 einzupacken. Während dies vorgenommen wurde, überlegte ich, wie ich nun Johannes danken sollte. Ganz einfach, fiel mir ein, ich konnte ihn ja zu unserer Feier einladen. Zwar kannte er die andern Gäste nicht, aber...

„Du, Johannes", sagte ich, „hast du nicht Lust, auch zu kommen? Du kennst zwar weder die andern Gäste, noch kennen sie dich, aber wenn du Lust hast...?"

„Warum nicht", sagte Johannes. „Ich bin ja ein bißchen scheu, aber immerhin."

„Fein, Johannes", rief ich. „So, der Korb ist gepackt, wir können gehen."

Da wurde Johannes nachdenklich. „Du", sagte er, „ich glaube, du nimmst doch besser den zu RM. 3.50. Und, um sicher zu gehen, vierzig Flaschen."

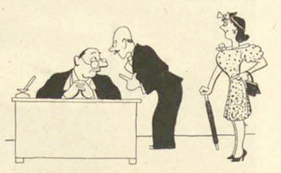
Ich hatte mich nun doch fest entschlossen, meine langjährige Freundin zu heiraten. Johannes sollte unser Trauzeuge sein. Ich ging zu ihm, es ihm mitzuteilen.

Ruhig hörte er mich an. Dann fragte er versonnen: „Habt ihr denn schon einen Scheidungsgrund?"

Befremdet verneinte ich.

„Man soll nie heiraten, ehe man nicht einen guten Scheidungsgrund hat!" sagte Johannes. J. Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich schrieb eine Revue.

Ich brachte ein neues Mädchen mit.

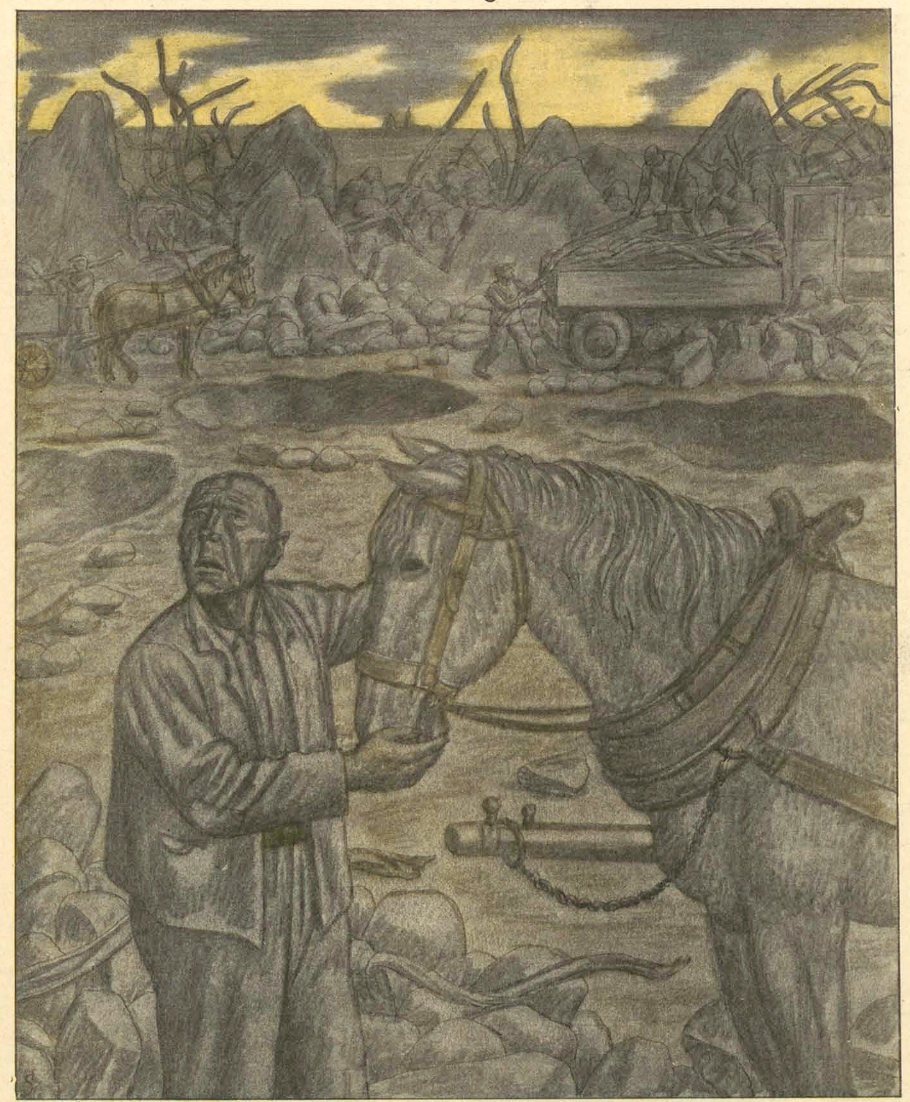
„Ich habe sie gestern entdeckt, Mandt!"

Der Regisseur winkte ab:

„Decken Sie sie wieder zu!"

Pech in England

(Erich Schilling)



„Ja ja, wir haben eben unseren Beruf verfehlt, ich hätte ein Lord und du ein Rennpferd werden müssen, dann wären wir beide heute nicht mehr hier!"

Disdetta a Londra: "Eh sì sì, abbiamo proprio sbagliato la nostra professione! Io avrei dovuto divenire un Lord e tu un cavallo da corsa; così ambidue non saremmo oggi più qui!„

Guigne: „Oui mon vieux, nous avons manqué notre vocation! J'aurais dû être lord et toi cheval de course, et nous ne serions plus ici aujourd'hui!"

München, 29. September 1940
45. Jahrgang / Nummer 39

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

HÖLLENFEUER

Vom Urlaub zurück

Olaf Gulbransson 40

„Na, wie war's in England?" — „Danke, ich habe mich dort wie zu Hause gefühlt!"

Furio d'inferno: "E dunque, come te la passasti in Inghilterra?„ — "Bene, grazie; là mi sentii proprio come in casa mia!„

Feu infernal: „Alors, comment était-ce en Angleterre?" — „Oh, très bien merci, je m'y sentais comme à la maison!"

Im Sturm

(R. Kriesch)



„Willst du nicht lieber deinen Hut halten, Elli?" — „Ich wollte schon, Mama, aber mein Strumpf ist überm Knie zerrissen!?"

In mezzo alla bufera: "Elli, non vorresti piuttosto tenerti fermo il cappello?„ — "Lo vorrei già, mamma; ma ho la calza stracciata sopra il ginocchio!„

Tempête: „Ne préfères-tu pas maintenir ton chapeau, Elli?" — „Je le voulais maman, mais mon bas est déchiré au-dessus du genou!"

DER MITTLERE

Es war einmal ein König, der lebte so wenig im Märchen, daß er nicht nur zu Anfang dieses Jahrhunderts die Einkreisung Deutschlands ersann, sondern auch beschloß, den untersten Westenknopf nicht mehr zu schließen. Die Historie und die Moden wechseln, und so wurde auch die Offenhaltung des untersten Westenknopfes inzwischen aufgegeben.

Und doch, wenn ich gelegentlich mal nicht zu anderen aufsehe, sondern an mir herunter, finde ich zwei offene Knöpfe, wohlverstanden, an meiner Jacke.

Ob diese beiden offenen Knöpfe königlichem Erfindungsgeist entsprossen sind, weiß ich nicht, aber das eherne Gesetz der heutigen Herrenmode lautet: Nur der mittlere Jackenknopf werde geschlossen gehalten. Mein Schneider und auch Ihr Schneider hat allerdings drei Knöpfe und drei Knopflöcher geschaffen und alle drei sind richtig, nicht etwa nur Attrappen oder blinde Löcher.

Achten Sie einmal darauf, wenn sich so ein Herr von seinem Stuhl erhebt, um eine Dame zum Tanz aufzufordern, oder wenn er vom Schreibtisch aufsteht, um seinem Besuch drei Schritte entgegenzugehen, so schließt er den mittleren Jackenknopf. Das hat er mit den alten Rittern gemein, die ihr Helmvisier herunterklappten und die Lanze einlegten, zum Kampfe gewappnet, zu Höherem entschlossen.

Wir Zivilisten haben auch unsere Uniform, und erst mit geschlossenem mittlerem Knopf sind wir ganz angezogen. Bei einem gewissen Negerstamm in Zentralafrika fühlen sich die schwarzen Damen erst dann vorschriftsmäßig gekleidet, wenn sie einen dünnen Faden um die Hüfte geschlungen haben, sonst tragen sie nichts. Vom Standpunkte des geschlossenen mittleren Knopfes aus sind diese Zentralnegerinnen leicht zu begreifen.

Also, wenn ich so an mir heruntersehe, dann dauern mich die beiden armen Knopflöcher, die doch auch Vollknopflöcher sind, geschaffen, ihre natürliche Bestimmung voll und ganz zu erfüllen. Niemals dürfen sie den edlen Knopflochberuf ausüben. Enterbte des Glückes gehen sie unausgefranst und jungfräulich dem Altkleiderschicksal entgegen, falls es nicht einen Himmel für brave Knopflöcher gibt, in dem wahre Bestimmung letzte Erfüllung findet.

Foitzick

Skribenten / Von Ratatöskr

Herrgott, war Emil produktiv!
Alles gelang ihm, nichts ging schief.
Kaum faßt ein Schrank seine sämtlichen Werke.
... War's Blasenschwäche? War's Geistesstärke?

*

Wie gern möcht' er ein Dichter sein!
Bloß fällt ihm leider nie was ein.
Und will sich je was in ihm ballen,
ist's längst schon andern eingefallen.

*

Das Eierlegen wird dir schwer?
So plag' dich halt nicht weiter mehr
und laß die armen Drüsen ruhn.
Du taugst nur noch zum Suppenhuhn.

Plutokraten im Keller

(E. Thöny)



„Unsere Regierung hat versagt! Wenn sie für bombensichere Golfplätze gesorgt hätte, dann säßen wir jetzt nicht mitten unterm Volk!"

Plutocratici in cantina: "Il nostro Governo ha mancato al suo còmpito, Se avesse provvisto di rifugi i campi di golf, noi non siederemmo adesso qui fra il popolino!„

Ploutocrates en cave: „Notre gouvernement a failli! S'il avait eu soin d'établir des places de golf à l'épreuve des bombes, nous ne serions pas assis maintenant au milieu du peuple!"

Der ewige Churchill

(Erich Schilling)



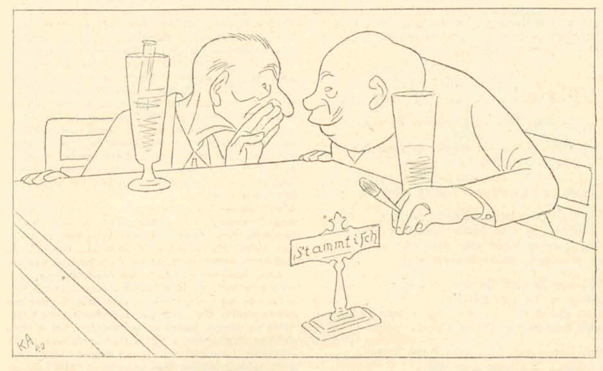
„Räumt die Trümmer weg, damit ich einen neuen Sieg verkünden kann!"

L'eterno Churchill: "Sgombrate via questi rottami, chè io possa proclamare una nuova vittoria!„

L'éternel Churchill: „Enlevez ces décombres, afin que je puisse annoncer une nouvelle victoire!"

Aus meinem Tagebuch

(Karl Arnold)



„I moan, mit Revalutionsgeneral moant da Tschörtschill unseroans!"

WIE MAN FISCHE UND ELEFANTEN FÄNGT

VON ERIK STOCKMARR

Eine Däne, der den bekannten Namen Hansen hat, hat eine ganz neue Methode für den Fischfang erfunden. Herr Hansen ist der Meinung, daß die Methode, die man bisher benutzt hat, viel zu beschwerlich ist. Und darin hat er recht. Stundenlang sitzt man da mit seiner Angelschnur, ohne auch nur eine kleine Sardine zu fangen, und dann geht man zuletzt zum Fischhändler hin und kauft sich ein paar Dorsche. Das ist wirklich viel zu umständlich. Und teuer ist es ja auch.

Herr Hansen hat jetzt eine geniale Lösung für dieses Fischproblem gefunden. Man soll, sagt er, ganz einfach den Fisch fangen. Und wie man den Fisch fangen soll, das kann Ihnen Herr Hansen auch erzählen, sonst wäre er nicht der geniale Mann, der er ist. Ein Fisch, sagt er, jedenfalls ein moderner Fisch, ist ein kluger Kerl, und man muß deswegen ein bißchen raffiniert sein. Also — man kauft einen kleinen Taschenspiegel und befestigt diesen an der Angelschnur direkt über dem Haken mit der Lockspeise. Wenn jetzt ein Fisch in die Nähe kommt, sieht er plötzlich im Spiegel sein eigenes Bild, er glaubt aber, daß es ein anderer Fisch ist und schleunigst schnappt er die Lockspeise, um seinem Kollegen zuvorzukommen. Fische, jedenfalls moderne Fische, sind nämlich sehr egoistisch, die wollen nicht, daß andere Fische auch etwas Gutes bekommen. Also, jetzt ist der Fisch gefangen, und Sie können von vorne anfangen und auf diese Weise so viele Fische fangen, wie Sie wollen.

NB. Für Walfische brauchen Sie einen größeren Spiegel, ein Spiegelfenster zum Beispiel. Sechsmal sieben Meter wird wohl genügend sein.

Dieser Herr Hansen hat auch eine Methode erfunden, womit man Elefanten fangen kann. Elefantenjagd ist ein sehr interessanter und amüsanter Sport. Man versteht gar nicht, daß so wenig Menschen Elefanten fangen. Sie meinen wohl, daß es keine Elefanten gibt, wo sie wohnen. Das ist aber nur eine Nebensache, man kann heutzutage einen Elefanten sehr billig kaufen, die sind gar nicht so teuer, wie man glaubt. Am besten ist es, wenn man einen afrikanischen Elefanten kauft. Einen solchen können Sie durch einen der vielen Elefantenbüros in Afrika bekommen. Schreiben Sie morgen dorthin!

Wenn Sie nun Ihren Elefanten bekommen und ihn vom Postamt abgeholt haben, bringen Sie ihn nach Hause in Ihren Garten. Falls Sie keinen Garten haben, müssen Sie sich einen anschaffen, denn ein Elefantenjäger muß natürlich einen Garten haben. In der Wohnung können Sie selbstverständlich keine Elefantenjagd treiben. Sie müssen sich nun in der einen Ecke des Gartens ein Haus bauen, so groß, daß ein Elefant darin stehen kann, auch wenn er auf den Zehen steht. Vor dem Hause streuen Sie etwas Heu, ebenso im Hause selbst. Wenn jetzt der Elefant das Heu sieht, freut er sich unbändig und lächelt auf Elefantenweise.

Er hat einen sehr guten Appetit, und bald ist er in dem schönen frischen Heu im Hause selbst angelangt. Ach, ich habe ja das Wichtigste vergessen. Bevor Sie das Haus bauen, müssen Sie einen tiefen Graben unter dem Hause graben. Zehn Meter tief ungefähr. Der Boden im Hause, das habe ich auch vergessen zu erzählen, muß so eingerichtet sein, daß er bei einem gewissen Gewicht, zwei Tonnen zum Beispiel, sich in die Erde versenkt. Zwei Tonnen ist ungefähr das Gewicht von einem normalen, gesunden Elefanten. Der Elefant ist also jetzt im Hause, und im selben Augenblick senkt sich der Boden langsam in die Tiefe wie ein Fahrstuhl. Gleichzeitig klingelt eine kleine Glocke, und schnell laufen Sie dorthin, beruhigen ihn mit einigen freundlichen Worten und füttern ihn mit frischen Mohrrüben. Dies ist ja alles ganz leicht gegangen, jetzt kommt aber das Schwierigste:

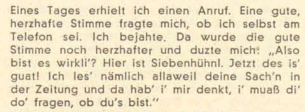
Wie bekommen Sie den Elefanten wieder herauf? Ja, das ist nicht so leicht, wie Sie vielleicht glauben. Sie können zum Beispiel alle Ihre Freunde und Bekannten zum Kaffee einladen und dann durch gemeinsame Anstrengungen versuchen, ob Sie den Kerl aus seinem Grab herausheben können. (Nehmen Sie ihn aber nicht am Rüssel, sonst wird er furchtbar böse.) Möglicherweise gelingt Ihnen dies, doch bisher ist es noch niemandem geglückt. Es bleibt also nur eine Lösung: der Elefant muß in seinem Grab stehenbleiben!

Dann schreiben Sie wieder an das Elefantenbüro in Afrika und verschreiben sich einen neuen Elefanten. Darauf bauen Sie ein neues Haus. Wenn auch dieser Elefant gefangen ist, schreiben Sie wieder nach Mombassa, und so fahren Sie fort. Ein stolzer Augenblick für den Jäger ist es, wenn er auf seinem Balkon sitzt und über seinen Garten schaut, der voll von Elefanten ist. Voll von Elefanten! Schöööööön!

(Übertragung aus dem Dänischen v. Erik Stockmarr)

Mein Freund Siebenhühnl

Von Joseph Maria Lutz



Eines Tages erhielt ich einen Anruf. Eine gute, herzhafte Stimme fragte mich, ob ich selbst am Telefon sei. Ich bejahte. Da wurde die gute Stimme noch herzhafter und duzte mich: „Also bist es wirkli'? Hier ist Siebenhühnl. Jetzt des is' guat! Ich les' nämlich allaweil deine Sach'n in der Zeitung und da hab' i' mir denkt, i' muaß di' do' fragen, ob du's bist."

Obwohl ich mich des Namens Siebenhühnl nicht erinnern konnte, so mußte ich doch zugeben, daß ich es sei, dessen Geschichten in den Zeitungen standen. Die herzhafte Stimme schmolz nun ganz ins Gemütvolle.

„Ja mei', und i' woaß no' so guat, wia du allaweil um den Brunnen rumg'sprungen bist und i' hab vom Fenster aus zu dir nunterg'schaut. So a braun's Höserl hast ang'habt. Werd' jetzt aa scho' fufzig Jahr her sei!"

Es konnte keine fünfzig Jahre her sein, weil ich zu dieser Zeit noch gar nicht auf der Welt war, und ich wußte mich keines Brunnens meiner Kindheit zu erinnern, auf den Herr Siebenhühnl hinuntergeschaut haben konnte.

„... und jetzt bist so berühmt wor'n", fuhr die Stimme unentwegt fort. Hier versuchte ich nun doch etwas einzuschränken. Das ließ mein Freund aber nicht zu: „Nana, es stimmt schon. Wenn man allaweil in der Zeitung steht, nacha is' man berühmt — und mi' freut's, daß d' es bist und daß mir uns auf diese Weise wieder treffen. I' hab' a Häusl in Dings draußt — (er nannte einen bekannten Vorort) — und einen schönen Garten hab' i' aa. Geh, b'such mi' doch amal, du kannst im Fremdenzimmer übernacht'n; des macht uns gar nix aus. Mei' Frau wird sich aa freu'n, wenn s' dich kenna lernt. An einem Samstag muaßt komma. Unter der Woch' bin ich nämlich g'schäftlich in der Stadt drin. Aber zwischen 12 und 2 kannst mich beim — (es fiel der Name eines bekömmlichen Münchner Lokals) — jeden Tag auch treffen. Brauchst bloß nach mir frag'n, wennst mi' nimmer kennen taatst. Also kommst vorbei und nacha mach'n mir alles aus, wegen dei'm B'suach. Es hat mi' g'freut, daß i' di' derwischt hab und laß di' bald sehng und auf Wiederschaun..."

Ehe ich zu einer Erwiderung gekommen war, war die Stimme verklungen, die einem Manne gehörte, der mich vor fünfzig Jahren mit einem braunen Höserl um einen Brunnen herumlaufen gesehen haben wollte. Je mehr ich mir die Sache überlegte, desto sicherer kam ich zur Überzeugung, daß es sich um eine Täuschung handeln mußte und ich mit irgendeinem Namensvetter verwechselt worden sei. Ich nahm mir auch vor, zu gegebener Zeit in das betreffende Lokal zu gehen, nach Herrn Siebenhühnl zu fragen und die Geschichte heiter aufzuklären. Ein paarmal stand ich schon vor der Türe, aber da fiel mir jedesmal die gute herzhafte Stimme ein mit der großen Freude im Unterton, daß ich es sei — und ich brachte es nicht übers Herz, den Träger einer solchen Stimme schon zu enttäuschen. Mochte er noch ein bißchen in dem Glauben von dem Brunnen und dem braunen Höserl verweilen, wenn es ihm soviel Vergnügen machte.

Je öfter ich mich aber auf solche Weise sozusagen um Herrn Siebenhühnl herumdrückte, desto mehr kam er, bildlich gesprochen, zu mir. Denn immer einmal beschäftigte mich seine Person. Siebenhühnl war also der Mann mit der Villa im Vorort und dem schönen Garten; der sorgende Hausvater mit der Frau, die sich freuen würde, mich kennenzulernen, weil er sich freute, daß er mich kannte. Siebenhühnl wurde für mich der Mann mit der guten, harmonischen Ehe, der Mustermann, der unter der Woche redlich sich plagte, um dann am Samstag-Sonntag sich seiner Familie zu widmen, einen guten Freund sich einzuladen, ihm seinen Garten zu zeigen und wohl auch eine gute Flasche mit ihm zu trinken. Siebenhühnl war sicher vorbildlicher Gärtner mit wohlgepflegten Beeten und vielen Blumen bei seinem Hause. Er hatte Liebe und Geschmack zur Sache. Es mußte ein Paradies sein, draußen am Wochenende bei Freund Siebenhühnl. Sollte ich dies Paradies entweihen? Sollte ich mich, gewissermaßen als Hochstapler meines Namens, für jemanden einschmuggeln, der ich doch gar nicht war

— für einen, der vor fünfzig Jahren braune Höschen getragen und um einen Brunnen herumgehüpft war? Nein, es ging nicht! Ich brachte es einfach nicht fertig. Dabei war Siebenhühnl mir nun eigentlich doch zum guten Freund geworden. Er war der Mann des praktischen Lebens, dem man alles anvertrauen konnte und der einem mit seiner beruhigenden Stimme handfesten Rat erteilte. Er war der Mann, an den man sich wenden konnte in seinen Sorgen und Freuden, in seinen Erfolgen und Mißerfolgen. Siebenhühnl war aber auch der Mann, den man nicht enttäuschen durfte, auch wenn man ihn gar nicht kannte.

So kam es, daß bei all meinen Arbeiten er über meine Schulter blickte. Würde ihm dies und das gefallen? Wie würde er die Geschichte, die gerade in der Zeitung stand, aufnehmen? Ich legte strengste Maßstäbe an alles, was ich schrieb. Einen Mann wie Siebenhühnl zum Freund zu haben, verpflichtete. Zum Freund? Jawohl, zum Freund, den ich mir unrechtmäßig angeeignet hatte! Und es stand wieder die Stunde vor mir, da ich den Schritt in jenes Lokal tun mußte, um alles aufzuklären, und diese Stunde kam immer näher. Mir graute vor ihr, um Siebenhühnls willen und um meinetwegen.

Da traten Ereignisse ein, welche die Stunde trotzdem und ohne mein Zutun hinauszögerten. Ein Jahr war vergangen, ohne daß ich Siebenhühnl aufzusuchen imstande gewesen wäre. Und dann kam der Tag, da ich, ferne in der fremden Stadt, selber Siebenhühnls Namen zweimal in der Zeitung las. Aber wenn mein Name ihn in demselben Blatte vielleicht mit Freude erfüllt haben mochte, so erfüllte mich sein Name jetzt mit jähem Leid. Er stand schwarz umrändert auf jener Seite, die in der hastigen und lauten Welt der Zeitung von der Ruhe und Stille des Todes Kunde gibt. So las ich, daß Freund Siebenhühnl aus einem Leben voll unermüdlichen Schaffens und Sorgens für seine Familie gerissen worden war, und darunter, daß die Firma, der er sein Leben gewidmet hatte, den stets hilfsbereiten und unermüdlichen Kameraden nie vergessen werde.

Jawohl, das war Freund Siebenhühnl wie ich ihn mir erträumt hatte. Auch er hatte mich nicht enttäuscht, da nun sein Name zweimal in der Zeitung stand. Ich las noch die Daten seines Lebens und fand endgültig bestätigt, daß der mit dem braunen Höschen und dem Brunnen vor fünfzig Jahren ein anderer gewesen war als ich. Und doch erfüllte mich tiefe Trauer, daß ich nun den Gang zu Siebenhühnl nicht mehr tun konnte und daß es mir versagt war, ihm die letzte Ehre zu erweisen — ihm, meinem besten Freunde, den ich nie gekannt habe.

Freibäder 1940

Von Wilhelm Hammond-Norden

Erst haben wir in der Schelde geschwommen.
Das Wasser war kühl. Es war noch Mai.
Belgier, die wir gefangengenommen,
standen verwundert und traurig dabei.

Dann sind wir an der Somme gewesen.
„Somme!" — Seit Kindheitstagen Begriff.
Wir sprangen hinein ohne Federlesen,
ob vorn auch manche Granate pfiff.

Das war im Juni. In wenigen Tagen
gelangten wir zur Oise hin.
Dort gab es kein Freibad für uns, denn es lagen
wohl hundert tote Pferde darin!

Und immer noch Juni. Französische Rosen
erblühten. Wir badeten im Cher.
Wir schwammen auch dort ohne Badehosen,
denn hier gab's nichts als Militär.

Im Juli die Loire. Der Krieg war zu Ende
in Frankreich. Es war jetzt schön und heiß.
Nun bedeckten wir wieder züchtig die Lende
und selbstverständlich auch den Steiß.

Jetzt ist August. Jetzt tauchen wir munter
in den Atlantik den Schwanenhals.
Die Sonne geht hier später unter
und das Wasser schmeckt wie die Nordsee nach Salz.

Wir haben in vielen Flüssen geschwommen,
wir haben manches Land gesehn.
Schön war es. Doch schöner der Tag — er wird kommen! — da in der Alster wir baden gehn!

Berührung mit dem Film

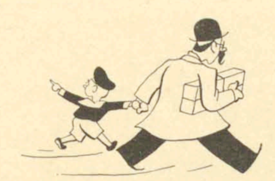
Von Reinhard Koester

Kurz nachdem ich im Jahre 1926 nach Berlin übergesiedelt war, mußte ich mich in zahnärztliche Behandlung begeben. Der Mann war technisch vorbildlich eingerichtet, ringsum standen und hingen tadellos weißlackierte Höllenmaschinen, die teils den Zweck hatten, wehe zu tun, teils, den verursachten Schmerz wieder zu lindern. Einige waren auch wohl nur dazu da, um festzustellen, wo und wie der später zu lindernde Schmerz verursacht werden müsse. Mein Zahn z. B. mußte zunächst „gefilmt" werden. Nicht, um ihn in einen Kulturfilm einzubauen, sondern um einwandfrei festzulegen, ob die Wurzel gesund sei und eines Stiftzahns wert.

Dies „Filmen" besorgte die junge Assistentin oder Schwester des Zahnarztes, ein wirklich selten hübsches, reizvolles und scharmantes Mädchen. Daß sie schmale Fesseln und entzückend geformte Beine hatte, hatte ich schon vorher bemerkt. Aber nun stand das ebenmäßige, ein wenig herbe und doch lockend süße Gesichtchen dicht vor mir, und ich konnte in ihre Goldaugen sehen, wenn die auch nur auf meinen weit geöffneten Mund gerichtet waren. Sie hatte eine richtige Hexenhaut, elfenbeinfarbig mit dem leicht rötlichen Unterton pulsenden Blutes. Und über dem dunkelblonden Haar spielten rötliche Reflexe. Ich dachte krampfhaft an sie, als der Zahnarzt mir zwei Tage später — der Film hatte die Tragkräftigkeit meiner Zahnwurzel erwiesen — den Oberteil des Zahnes abbohrte und den Nerv tötete ... (Ich war damals unverheiratet.)

Mein Zahnarzt wohnte in einer Nebenstraße des Kurfürstendamms und ich etwas mehr nach Halensee zu in Charlottenburg. Mein allabendlicher Stammtisch aber tagte, oder besser gesagt: nachtete, nahe der Gedächtniskirche. Dahin führte mich zwischen zehn und elf Uhr nachts der Omnibus 1 oder 2. Bis zu dieser Zeit hatte ich gearbeitet und meist auch schon eine Flasche Rotwein getrunken. Die Viertelstunde Fahrt bedeutete für mich Ausruhen zwischen Arbeit und neu anregender Geselligkeit. Und als ich so eines Abends fröhlich dösend dasaß — schon seit etwa sechs Wochen im Besitz meines neuen

Stiftzahns — schrak ich plötzlich auf und sah in die goldbraunen Augen eines entzückenden Mädchens —: es war meine Zahn-Schwester! Ich sprang auf, um ihr meinen Platz anzubieten, den sofort ein dicker, asthmatisch schnaufender Mann einnahm. Wir begrüßten uns kameradschaftlich. „Haben Sie bis jetzt filmen müssen?" fragte ich, da mir nichts Geistreicheres einfiel.
„Ja", nickte sie seufzend, „es ist scheußlich-schön."
„Schön ist es", meinte ich weise und scharmant zugleich, „wenn Sie einem so aufreibenden Beruf Schönheit abgewinnen können." Sie lächelte anerkennend. „Und geht das jeden Abend bis zehn Uhr?" Sie nickte. Und lächelte so zauberhaft, daß ich meinen neuen Stiftzahn zeigte und mit Casanovalächeln scherzte: „Da könnte man eher sagen: schön-scheußlich!"
Der Autobus näherte sich bedrohlich der Gedächtniskirche und der innere Konflikt Stammtisch oder Liebesabenteuer spitzte sich zu zur Entscheidung. Und gerade, als ich die entscheidende Frage stellen wollte, ob sie nicht Zeit habe, noch eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken, sah ich die Goldaugen forschend und mißtrauisch auf mich gerichtet und hörte sie fragen: „Sie sind doch der Architekt Bauer, nicht wahr?"
„Nein", bekannte ich ehrlich, „der bin ich nicht. Aber wir kennen uns trotzdem gut."
Jetzt lächelte sie überlegen. „Sie haben mir also einen falschen Namen angegeben?"
„Ich?!" entrüstete ich mich. Und fügte hinzu: „Übrigens habe ich die Rechnung an Ihren Chef gestern eingezahlt."
„Entschuldigen Sie", meinte sie, „wir haben uns doch gestern auf dem Akademieball kennengelernt —?"
„Nein", sagte ich und zweifelte, ob ich kurzerhand abspringen sollte, da der Bus gerade an der Gedächtniskirche hielt. „Wer sind Sie denn?" fragte sie. „Vom Film können Sie mich doch nicht kennen —: ich drehe doch meinen ersten —"
„Haben Sie denn meine Zahnwurzel nicht gefilmt?"
— — Wenn es eine Frau von Humor gewesen wäre, hätte die Sache sehr lieblich enden können. Aber sie hatte Zelluloid in den Adern und ich war für sie nichts als eine Enttäuschung.
Als ich das nächste Mal zu meinem Zahnarzt ging, fand ich die Assistentin oder Schwester auch gar nicht mehr so hübsch und anziehend . . .


(O. Nückel)

Herbstmesse. Auf dem Hauptbahnhof-Vorplatz eine Riesenmenschenmenge. Für die zahlreichen Stadtfremden hatte die Straßenbahn Auskunftspersonal aufgestellt. Um diese auch bei Nacht kenntlich zu machen, waren sie mit drei Leuchtstreifen und einem großen A am linken Unterarm versehen. Ich kam bei Dunkelheit dort mit meinem sechsjährigen Sohn vorbei. Sehr zur Freude aller Umstehenden und besonders des Beamten rief er: „Vati, Vati, dort ist ein Armleuchter."

„Frau Pfund!" — „Ja!" — „Diktat!" Frau Pfund begibt sich zum Chef. „Also schreiben Sie an den Schnadder:
Sehr geehrter Herr Schnadder!
Soeben erhalten wir ein Schreiben unseres Kunden Herrn Bapser aus Erfurt, in dem er uns schreibt, daß Sie ihn um RM. 10.— angepumpt haben. Nachdem sich diese Ungehörigkeit schon zum 16. Male wiederholt, müssen wir Ihnen leider mitteilen, daß wir Sie als Provisionsvertreter entlassen müssen, wenn das noch ein einziges Mal vorkommt. Bitte richten Sie sich danach! Mit den besten Grüßen! Oder, oder — ach was, der Kerl soll merken, daß wir eine Wut auf ihn haben! Schreiben Sie: Hochachtungsvoll!"

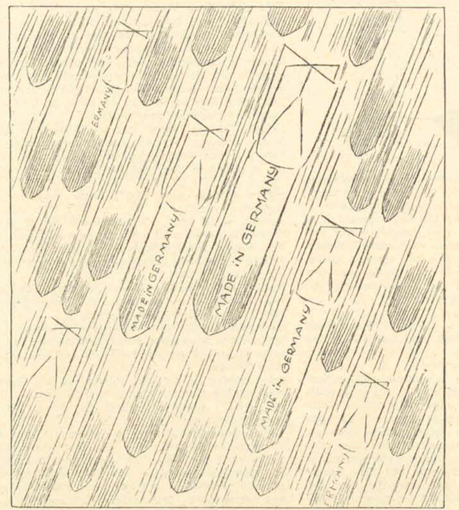
Sie legte den Lippenstift auf die Kaffeehaustischplatte, verrieb mit der Spitze des kleinen Fingers das Lippenrot auf dem Mündchen und sagte zu der Freundin:
„Was der Arzt zu mir gesagt hat, willst du wissen? Aufs Land soll ich gehen, es ist die allerhöchste Zeit. Und diese Vorschriften, diese Verhaltungsmaßregeln! Das Rauchen soll ich einstellen, Barbesuche sind verboten, um acht Uhr soll ich ins Bett, soll jede Aufregung vermeiden und ja keinen mondänen Badeort aufsuchen, sondern mich in ein kleines Nest zurückziehen, um dort meinen Lebenswandel von Grund auf zu ändern!"
„Ach nein. Das hat er von dir verlangt! Und was hast du ihm darauf geantwortet?"
„Was?" Sie warf einen letzten zufriedenen Blick in den Spiegel. „Was ich ihm darauf geantwortet habe? Lieber Doktor, hab ich gesagt, da kann ich ja gleich in der Stadt bleiben und heiraten!"

„Wir nehmen eine Taxi", sagte mein Freund Hannes.
„Nein", sagte ich, „wir fahren mit der Straßenbahn; die Zeiten sind schlecht, man muß sparen."
Also fuhren wir Straßenbahn. Hannes hatte drei Pakete in braunem Packpapier. Was drinnen war? Ich weiß es nicht!
Hannes legte die Pakete auf den Motor der hinteren Plattform, und so fuhren wir zu dem Restaurant, wo wir frühstücken wollten.
Nachdem wir uns dort niedergesetzt und uns die Speisekarte angesehen hatten, zuckte Hannes zusammen, starrte vor sich hin in die Luft und sagte: „Die Pakete!"
Dann sprang er auf und stürzte auf die Straße. Nach fünfzig Minuten kam er erhitzt zurück.
„Na, also", sagte ich, „hast du deine Pakete wiederbekommen?"
„Ja, Gott sei Dank! Man soll eben nicht mit der Straßenbahn fahren! Aber ich habe sie wieder bekommen! Ich nahm mir eine Taxi und sagte zum Chauffeur, er möge allen Straßenbahnen der Linie 37 nachfahren und bei jeder stehenbleiben. Das hat er getan, und nachdem ich sechs Wagen untersucht hatte, fand ich endlich im siebenten meine Pakete. — Hast du das Essen bestellt?"
Wir aßen ein gutes, leichtes Frühstück, und als wir beim Mokka angelangt waren, fragte ich Hannes: „Hattest du denn etwas Wertvolles in den Paketen?"
„Die Pakete . . .?" sagte Hannes, „. . . die habe ich in der Taxi vergessen . . . !"

Reuter meldet neue Generäle

La 'Reuter, annuncia nuovi generali
Reuter annonce de nouveaux généraux

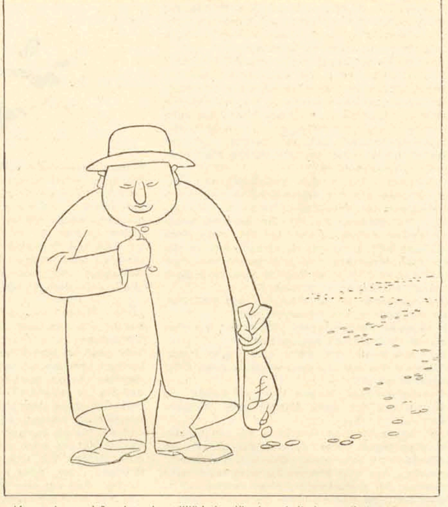
(Karl Arnold)



„Wie von sachverständiger Seite festgestellt wird, hat England in dem General Schlechtwetter einen Verbündeten"

"Come constatano ora gli esperti, l' Inghilterra ha un alleato particolarmente buono nel generale 'Tempaccio,.,,

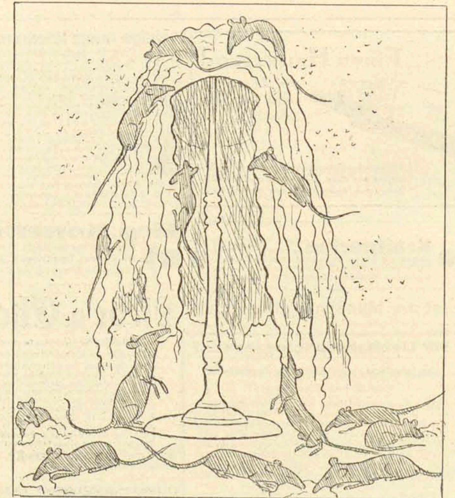
„Comme cela a été prouvé par des experts, le général Mauvais Temps est un allié particulièrement favorable à l'Angleterre."



„Man sagt uns, daß neben der militärischen Überlegenheit der englischen Generalität die Strategie unseres Generals Börse die volle Garantie eines überlegenen Sieges gibt"

"Ci si dice che la strategia del nostro generale 'Borsa, oltre che dare la superiorità militare dei generali inglesi, dia anche la garanzia d'una preponderante vittoria.,,

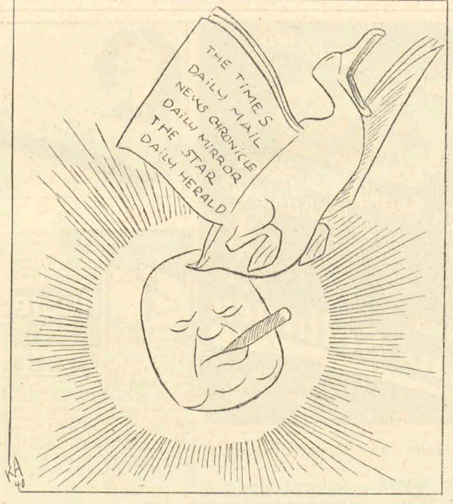
„On nous dit, qu'à part la supériorité militaire des généraux britanniques, la stratégie de notre général Bourse nous donne la garantie entière d'une victoire écrasante."



„Wohlunterrichtete Kreise versichern, daß für die Treue und Anhänglichkeit der englischen Dominien unser General Tradition zuverlässig sorgt"

"Circoli ben informati assicurano che il nostro generale 'Tradizione, provvede lealmente per la fedeltà e l' attaccamento dei Domini.,,

„Des cercles bien informés nous affirment que notre général Tradition assure soucieusement la fidélité et le dévouement des dominions anglais."



„Einwandfrei steht fest, daß neben dem englischen General Sieg der erfolgreiche Rückzugsstratege Churchill der größte Feldherr der Weltgeschichte ist"

"È cosa incontestabile che Churchill, il fortunato stratega delle ritirate, accanto al generale inglese 'Vittoria, è il più grande condottiero che vanti la storia del mondo.,,

„Il est prouvé indiscutablement, que sans compter le général anglais Victoire, Churchill, stratège rétrograde couronné de succès, est le plus grand capitaine de l'histoire mondiale."

Die Lichter der Großstadt

(Wilhelm Schulz)



„Und da behaupten die Deutschen, wir seien ohne Licht;
ich habe London noch nie so hell gesehen!“

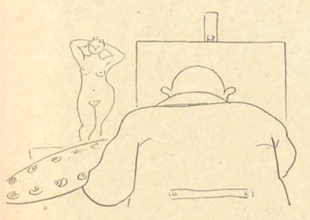
Le luci della grande città: "E mo' i Tedeschi affermano che noi siamo senza luce! . . . Ma io non vidi mai tanta luce a Londra come adesso!„

Les lumières de la grande ville: „Et les Allemands prétendent que nous sommes sans lumière! Je n'ai jamais vu Londres aussi illuminé!“

Der Porträtist / Von Eugen Roth

Zeichnungen von Fr. Bilek

In München jeder zweite Mann,
So will's uns scheinen, malen kann.
Die Künstler sind uns unentbehrlich,
Die meisten sind auch ungefährlich.



Sie leben anspruchslos und still,
Froh, wenn man nichts von ihnen will,
Sie malen, ängstlich oder kühn,
Die Weiber nackt, die Landschaft grün
Und wären glücklich, gäb's in München
Einmal al fresco was zu tünchen,
Was, für den Fall, daß es gelingt,
Den Malern Ruhm und Reichtum bringt.



Die Künstler sind verschiedner Schulung
Und nähren sich von Nebenbuhlung,
Was auf die Formel man gebracht:
Kitsch ist das, was der andre macht.

Nur einer ist ein Attentäter,
Und das, ihr ahnt's, ist der Porträter!
Er sucht die Leute zu erfassen,
Die gegen Geld sich malen lassen!
Und solche, nämlich bare Zahler,
Sind weitaus seltner als die Maler!
Nie laß von einem Porträtisten
Zu solchem Zweck dich überlisten:
Wärst du dem Nilpferd selbst verwandt,
Er findet dich höchst int'ressant
Und meint, bei solch markanten Zügen
Sei, dich zu malen, ein Vergnügen!
Wert seist du, daß er, nur aus Freude,
Werkstoff und Zeit an dich vergeude.

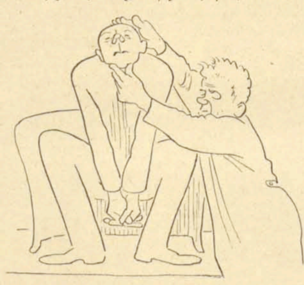
Geschmeichelt, wärst du fast bereit. —
Doch, leider, hast du keine Zeit.
Der Meister aber läßt nicht locker:
Er, sagt er, sei kein fader Hocker,
Er male aus dem Handgelenke,
Wenn man ihm drei, vier Stunden schenke,
Weil nur die Arbeit wirklich fromme,
Die so im ersten Wurfe komme.
Und magst du dich auch noch so sperren,
Er wird ins Atelier dich zerren,
Wo, glücklich, daß er dich erwischt,
Er alsbald seine Farben mischt.

Jedoch, nach einigem Betrachten
Muß falsche Eile er verachten.
Er schwärmt dir vor von alten Meistern,
Um dich allmählich zu begeistern,



Daß nicht die Drei-vier-Stündlichkeit
Am Platz sei, sondern Gründlichkeit:
„Will einer nicht viel Zeit verlieren,
Dann kann er wie der Lenbach schmieren;
Was aber, meinen S', hat der Leibl
Oft hin'gmalt an ein altes Weibl?
Ein ganzes Jahr, sechs Stunden täglich!" —
Die Aussicht freut dich ganz unsäglich.
Mit ein paar flüchtigen Entwürfen
Läßt sich dein Wesen nicht erschürfen.
Doch schaust du vorerst noch gespannt,
Wie auf der weißen Leinewand
Der Künstler mittels schwarzer Kohle
Sich müht, daß er die Seele hole,
Die, fern der ähnlichen Gestaltung,
Ihm wichtig scheint als innere Haltung.

Doch auch die äußere ist ihm wichtig:
Du nämlich hältst dich noch nicht richtig!
Er setzt dich kreuz, er setzt dich quer,

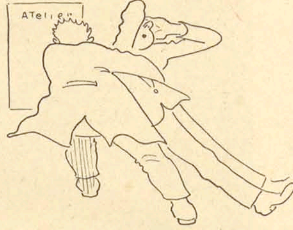


So, ja, nach rechts, nach unten mehr!
Die Schultern nicht so hochgezogen!
Nicht aufgestützt die Ellenbogen!
Den Kopf jetzt, bitte, linksum drehen!
So ist es gut! So wird es gehen!

Allein für dich geht es nicht gut,
Weil, so zu sitzen, wehe tut.
Soll er den Pinsel richtig führen,
Darfst du dich nicht ein bißchen rühren!
Und selbstverständlich wär' auch Sprechen
In dieser Haltung ein Verbrechen,
Weshalb allein der Maler spricht...
Oh, bilde, Künstler, rede nicht!
Nun endlich, da du vierzig Wochen
(Statt vierer, wie er dir versprochen)
Geopfert deine freie Zeit,
Spricht jener stolz: „Es ist so weit!"
Jedoch bei neuerlicher Prüfung
Braucht's abermalige Vertiefung.

Doch du, in Ahnung neuer Qualen
Fluchst wild, er soll den Teufel malen!
Und endlich bist du ausgerissen
Und willst von all dem nichts mehr wissen.

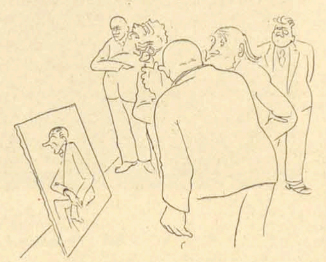
Der Künstler mahnt in Wort und Schrift,
Er lauert auf, bis er dich trifft —
Hätt' er im Bild dich so getroffen! —
Auf weitre Flucht kannst du nicht hoffen
Und siehst dich plötzlich, arg bedeppt,



Aufs neu' ins Atelier verschleppt,
Wo er, mißachtend dein Gewinsel,
Dich ernsthaft bildet mit dem Pinsel.

Und plötzlich, da du's kaum gewärtig,
Erklärt er dir: das Bild ist fertig!
Der Maler, voll Erzeugerglück,
Tritt achtungsvoll sechs Schritt zurück
Und du auch nahst dich, auf den Zehen,
Dein Ebenbild dir anzusehen.
Bald wird es peinlich dir bewußt,
Daß du jetzt etwas sagen mußt.

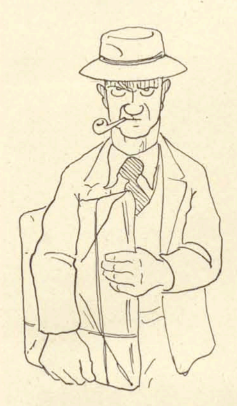
Der Künstler lauscht. Er lauscht beklommen.
Er hat noch immer nichts vernommen
Und abgelaufen ist die Zeit
Der schweigenden Ergriffenheit.
Selbst „Ah!" zu sagen, bringt Verdruß,
Weil man sonst „B" auch sagen muß.
Du wahrst des Beifalls holden Schein,
Sprichst von der Kunst mehr allgemein,
Du tadelst Augen, Nase, Mund
Und lobst dafür den Hintergrund;
Verlangst das Haar ein bißchen gelber
Und seufzst: „Es kennt kein Mensch sich selber!"
Wie gern hört dies, der dich erkannt
Und magisch in das Bild gebannt.



Der Sommer naht. Die Jury spricht.
Und alsbald siehst du dein Gesicht

Inmitten andrer ausgestellt.
Der Künstler ist von Stolz geschwellt
Und lechzt nun heiß, bis zur Verschmachtung,
Nach liebevoller Kunstbetrachtung.
Doch nennen, die die Schau durchwandern,
Nur seinen Namen „unter andern".

Der Sommertraum ist ausgeträumt,
Die Säle werden ausgeräumt
Und: „Mitgehangen, mitvergangen",
Kein Mensch trägt nach dem Bild Verlangen.

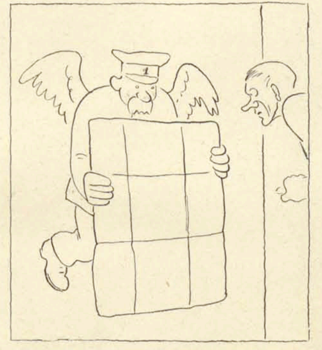


Auch du lebst weiterhin ganz heiter
Und scherst dich um das Bild nicht weiter,
Bis eines Tags der Maler naht:
Du merkst, das gibt ein Attentat!
Doch schwant dir auch sofort nichts Gutes,
Zeigst du dich harmlos frohen Mutes,
Erzählst, wie jetzt das Leben teuer,
Rar der Verdienst und hoch die Steuer,
Kurz, suchst durch Schild'rung eigner Leiden
Den graden Weg ihm abzuschneiden.

Doch auch ein Maler ist nicht dumm.
Wenn es nicht grad geht, geht's auch krumm,
Er sagt, dies Bildnis sei ein Schatz,
Er wüßt' dafür nur einen Platz,
Und der sei selbstverständlich dort —
Vergeblich fällst du ihm ins Wort
Und meinst, es sei dir unerträglich,
Dich selber anzuschauen täglich,
Es störe dich in der Verdauung —
Er pfeift auf deine Weltanschauung
Und wiederholt den ersten Satz:
Es gäb' nur einen würdigen Platz...

Gefährlich wie des Blitzes Strahl
Trifft unverhofft die nackte Zahl.
Drum sorge, daß der Mann verstumme,
Eh' er genannt die bare Summe,
Und sag ihm, besser sei's für beide,
Wenn man sich schriftlich erst entscheide
Und laß, noch zwischen Furcht und Hoffen,
Beim raschen Abschied alles offen.

Doch ach, es ist ja schon entschieden,
Denn Zahlen macht bekanntlich Frieden.
Und während du am nächsten Morgen
Noch überlegst mit vielen Sorgen,
Bringt schon ein Dienstmann ohne Schonung



Das Meisterwerk in deine Wohnung.
Und ehe du dich recht versehn,
Stehst du nun da, als ein Mäzen!

LAURA / VON FRIEDRICH KARINTHY

Ich war mir nicht ganz klar, wer sie eigentlich war, ich hielt es aber für möglich, wir seien einander schon einmal begegnet. Als ich auf die Schwelle des Cafés hinausgetreten war, lächelte sie mir schon von weitem zu — ein etwas trauriges Lächeln lag auf ihren Lippen —, dann kam sie geradewegs herüber und streckte mir beide Hände entgegen.

„Ich erwarte Sie schon seit einer Stunde", sagte sie mild und ein wenig betrübt, „wundern Sie sich nicht, mich hier zu treffen. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie aufzusuchen und Ihnen die Wahrheit zu gestehen. Wie sehr es mich auch schmerzt, ich muß offen und ehrlich mit Ihnen sein. Ich kann nichts dafür, lieber Freund, und verdammen Sie mich bitte nicht: aber ich habe mich in Swatosch II verliebt."

„So?" stammelte ich und zerbrach mir den Kopf, mit wem ich denn das Vergnügen hätte.

„Ich habe lange mit mir gekämpft", fuhr sie fort, „ob ich es Ihnen sagen soll. Dann beschloß ich aber, Sie nicht zu betrügen. Das verdienen Sie nicht. Nein, nein, das wirklich nicht.. So werden wir beide es leichter ertragen. Mit seinem Herzen kann man nicht rechten und ich kann nichts dafür, daß ich mich in Swatosch II verliebt habe."

Ich muß ein recht dummes Gesicht gemacht haben, denn ich konnte mich immer noch nicht entsinnen, wo ich diese Frau schon einmal getroffen hatte.

„Um Gottes willen", rief sie ein wenig erbleichend aus, „um Gottes willen, mein Freund, bleiben Sie stark! Ich bin gekommen, um Ihnen alles zu sagen und Sie zu trösten: glauben Sie mir... glaube mir, Toni, du wirst es überleben und du wirst mich vergessen.. es wird schon wieder eine in dein Leben treten, ein reines Mädel mit blauen Augen... das dich über deine unglückliche Liebe hinwegbringt. Und dein Herz wird sich aufs neue erschließen... oh, glaub mir, Toni, glaub mir, du wirst noch glücklich werden, und diese böse, schlimme Frau wird dir gar nicht mehr in den Sinn kommen, die dir das Herz gebrochen hat. Sie hat das aber nicht gewollt, weil sie doch nichts dafür konnte, daß sie sich in Swatosch II verliebt hat."

Sie nahm mich bei der Hand und streichelte sie ergriffen. „Wer ist denn dieser Swatosch II?" stieß ich zornig hervor, in der Hoffnung, auf diese Weise wenigstens Näheres über die Frau zu erfahren.

Sie schlug die Augen nieder. „Rege dich nicht auf!" sagte sie. „Toni, um Gottes willen, Ruhe! Swatosch II ist der Mittelstürmer der Amateurfußballer."

Zum Teufel, ich habe doch noch was zu tun. Ich will mich nicht weiter mehr mit ihr herumstreiten. „Wenn du dich also in ihn verliebt hast, werde glücklich mit ihm", sagte ich, wobei ich mich entrüstet stellte. „Leb wohl!"

Am darauffolgenden Tag erhielt ich einen Brief: „Armer, lieber Freund! Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich bin Deinetwegen schrecklich in Sorge, daß Du Dir noch etwas antun wirst. Es war furchtbar, wie Du mich gestern abend auf der Straße stehen ließest. Ich kann es nicht auf mein Gewissen nehmen, daß Du Dich meinetwegen zugrunde richtest. Du mußt Dich einfach in Dein schweres Schicksal fügen und verstehen, daß wir trotzdem Freunde bleiben, lieb miteinander sprechen und uns gegenseitig trösten können. Was soll ich denn tun? Toni, was soll ich tun? Kann ich gegen ein Gefühl ankämpfen, gegen das ich einfach nicht ankämpfen kann? Ich kann nichts dagegen machen, daß ich mich in Swatosch II verliebt habe. Armer, armer Freund, sei ruhig, sei stark und vergiß Deine unglückliche kleine Laura."

Zuerst ärgerte ich mich, daß ich noch immer nicht wußte, wer denn diese unglückliche kleine Laura war. Dann nahm ich es aber gelassen hin. Ich hatte zu arbeiten, aß zu Hause zu Abend, las die Tageszeitungen, nebenbei ein Glas gespritzten Wein trinkend — plötzlich entzieht mir eine weibliche Hand sanft das Glas. Ich wende mich um — es war Laura. Sie war leise hereingekommen. Sie sah mich vorwurfsvoll-traurig an. „Armer Freund", flüsterte sie mit Tränen in den Augen, „du bist schon zum Trinker geworden?"

Rasch leerte sie mein Glas und setzte sich neben mich. „Ich darf es nicht zulassen, daß du meinetwegen verkommst. Ich werde auf dich aufpassen", lispelte sie leise. „Ich bleibe bei dir, bis ich weiß, daß du deinen furchtbaren Vorsatz aufgegeben hast, dir ein Leid anzutun."

Erschrocken versicherte ich ihr, ich hätte diesen Vorsatz schon aufgegeben. Mit einem traurigen Lächeln schüttelte sie den Kopf. „Ich weiß, du möchtest dich gerne stark zeigen. Aber ich kenne dich... Ich verlasse dich nicht eher. Hast du noch etwas zum Essen?"

Nach der Abendmahlzeit machte sie es sich bequem und warf sich auf den Diwan. „Ja, ich bleibe bei dir. Ich werde dich trösten. Ich verlasse dich nicht eher, als bis ich weiß, daß du dich in das Unabänderliche gefügt hast."

Drei Monate später entschloß ich mich, sie zu heiraten. Es war auch bequemer. „Ich nehme dich", sagte sie einfach. „Ich nehme dich, weil ich dich wegen deines edlen, männlichen Kummers, wegen deiner ausdauernden unglücklichen Liebe schätze. Ich nehme dich, und wenn ich dich auch nicht lieben kann, so werde ich dich doch achten wie meinen besten Freund."

Nach unserem vierten Kinde fragte ich sie einmal vorsichtig: „Ich bitte dich, sag mir einmal, mein Liebes, ich kann es wirklich nicht mit ansehen, daß du so neben mir verblühst. Ich habe jetzt das Gefühl, daß ich jetzt mit meinem Schmerz schon fertig würde... Ich möchte dich also nur fragen: Weiß dieser Swatosch II, daß du in ihn verliebt bist?"

„Was denkst du!" rief sie entrüstet aus. „Für wen hältst du mich? Er hat nie von mir gehört und er wird auch nie erfahren, daß ich ihn liebe!"

Wenn ich nur wüßte, woher ich meine Frau kenne!

(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)

MEIN FREUND JOHANNES

Ich kam wieder einmal in meine Vaterstadt. Mein erster Weg galt meinem Freund Johannes. „Johannes", sagte ich, „wir haben lange nichts mehr voneinander gehört. Du hast ja nie geschrieben. Laß uns morgen ein paar nette Stunden so ganz unter uns verbringen."

„Das ist ein guter Einfall", sagte Johannes, „aber ich fürchte, ich werde morgen nicht können."

„Warum nicht, Johannes?" fragte ich.

„Ach — na, ich überlege es mir nochmal und rufe dich morgen dieserhalb an", wich er aus.

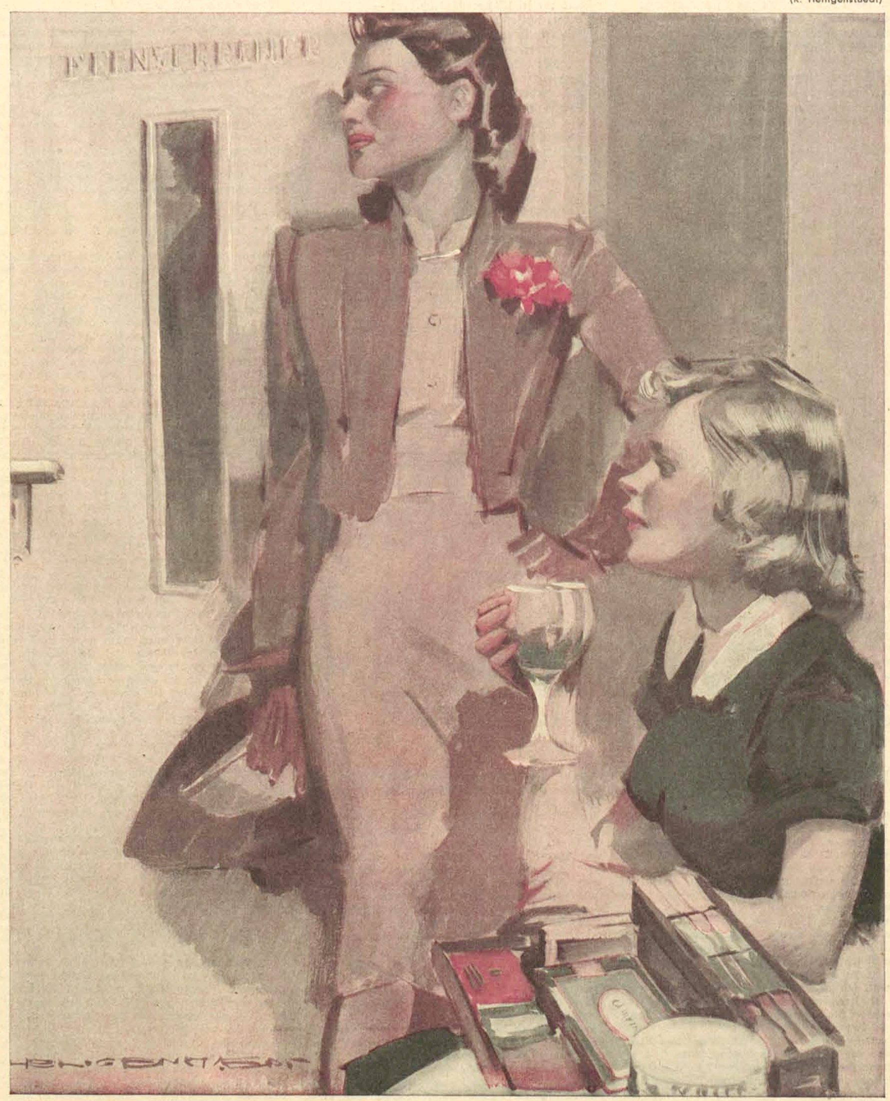
Er rief an: „Es geht heute leider wirklich nicht. Ich habe es mir lange überlegt. Oder warte mal —, nein, es geht doch nicht." — „Warum denn nur nicht, Johannes?" fragte ich. „Ja, sieh mal, ich heirate ja heute", sagte Johannes. J. Bieger

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Vor dem Telefon

(K. Heiligenstaedt)



„Der Herr telefoniert ja endlos!" — „Er wirds nötig haben, gnädige Frau — die zu ihm gehörende Dame ist vor einer halben Stunde wütend weggegangen!"

Davanti al telefono: "Quel signore non finisce più di telefonare!„ — "Egli ne avrà bisogno, signora; la dama che era con lui, è scappata via furibonda mezz' ora fa!„

Devant la cabine téléphonique: „Ce Monsieur téléphone sans fin!" — „Il y sera probablement contraint Madame, la dame qui l'accompagnait est partie furieuse il y a une demi-heure!"

München, 6. Oktober 1940
45. Jahrgang / Nummer 40

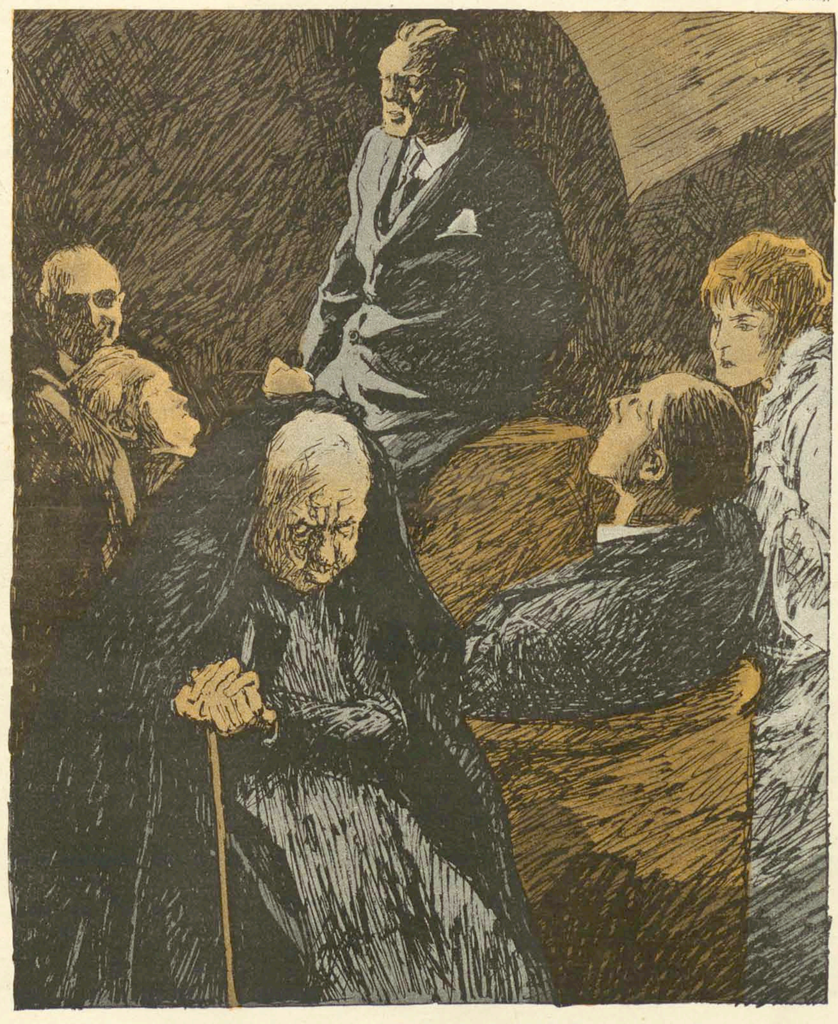
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Lords im Keller

(E. Thöny)

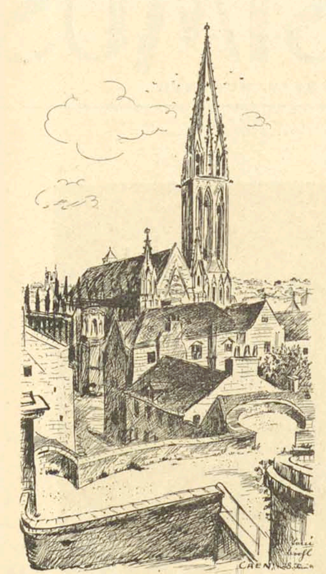


„Seht ihr, Kinder, in so einem Raum hat euer Großvater angefangen!“

I Lord in cantina: “Vedete, ragazzi, vostro nonno ha cominciato in un simile locale!„

Lords à la cave: „Voyez, enfants, c'est dans un tel local que votre grand-père a commencé!“

KIRCHE VON CAEN



(Toni Bichl im Felde)

Undine / Von Anton Schnack

Wenn der Mondschein auf dem alten Teiche,
Mit dem Wasserrosennest,
Seine Bahn zog, seine milchigbleiche,
Und am fernen Himmel ein Gewitterfest,

Schwamm Undine (und es schwamm ein Schleier
Grün und nicht verhüllend über der Gestalt)
Durch den von Platanen überwölbten Weiher.
Reiter trabten unversehens aus dem Wildschweinwald.

Und sie stockten an dem nachterschlafften Wasser,
Das kristallisch blitzte, stärker als Metall.
Warum wurden sie auf einmal blasser?
Waren sie doch sonst die Mutigen, die harten Hasser,
Und bereit für den Zusammenprall.

Aber sie, die Flüchtige und Feuchte,
Zeigte das Geheimnis ihrer nackten Brüste.
Und die Reiter, sehr geblendet von dem Hautgeleuchte,
Fühlten wühlende Gelüste.

Und sie harrten weh und dumpf in Süße
Eine Zeitlang in der Kräuterwildnis,
Bis der Schönste setzte die gejagten Füße
In das Wasser, gierig nach dem schwanenweißen Bildnis.

Doch er kam nicht wieder. Nur ein Zittern
Furchte die verschwieg'ne Weihermiene.
Wie verzaubert, nicht mit bittern
Herzen trabten sie hinein in das herrollende Gewittern –
Einer war jetzt selig bei Undine.

ZWISCHEN ZEHN UND ELF

VON HANS KARL BRESLAUER

Als sich die Herren zu den Karten gesetzt hatten und die im Salon zurückgebliebene Gesellschaft über die lieben Nächsten herzog, sagte Frau Bianca, die mit Julius im Musikzimmer stand: „Julius, du vernachlässigst mich —"
„Bianca —" beteuerte Julius, „ich schwöre dir —"
„Mein Gefühl täuscht mich nicht, Julius. Du bist ein anderer geworden. Aber laß dir gesagt sein, wenn ich dahinterkomme, wer es ist —." Frau Binaca unterbrach den Satz und wandte sich an Frau Dorine, die aufgeregt aus dem Salon kam, „was ist Ihnen, liebe Freundin?"
„Oh", flüsterte Frau Dorine, „ich bin außer mir. Denken Sie, mein Mann bat mich, als ich heute nachmittag ausging, für ihn eine Depesche an den Verein der Ornithologen aufzugeben — und eben jetzt erinnere ich mich, daß ich es vergessen habe —" „Die Depesche wird auch morgen noch zurechtkommen —"
„Nein, nein, Sie kennen in dieser Beziehung meinen Mann nicht. Er ist ein Pedant. Aber jetzt ist er in die Karten vertieft und wird es nicht bemerken, wenn ich einen Sprung zur Post mache —"
„Ausgeschlossen", rief Frau Bianca, „jetzt — wo es schon dunkel ist, wollen Sie zur Post gehen! Schicken Sie doch unser Mädchen —"
„Das geht nicht. Die Depesche steckt in meinem Handtäschchen, ich muß vorerst noch nach Hause —"
„Gut", sagte Frau Bianca, „dann wird Julius Sie begleiten, liebe Freundin. Nicht wahr, Julius, das werden Sie?" — „Gerne!" Julius verbeugte sich höflich und Frau Dorine lächelte ihm dankbar zu.
„Das ist nett von Ihnen. Und Sie brauchen keine Angst zu haben, daß ich Sie zu lange entführe. Wir wohnen ja auch hier im Hause — und das Haupttelegraphenamt ist ja gleich gegenüber. Liebe Frau Bianca, ich danke Ihnen. Und falls mich mein Mann vermissen sollte, ersinnen Sie eine geschickte Ausrede."
Gegen elf Uhr küßten die ersten Gäste der Hausfrau die Hand, bedankten sich für die freundliche Aufnahme und der Apotheker Glimpf sagte zu seiner Frau, die noch gerne geblieben wäre:
„Liebes Kind, es ist die allerhöchste Zeit für uns, morgen muß ich früh auf —"
Frau Bianca begleitete die Gäste bis zur Tür, kam zurück, warf einen Blick in das Spielzimmer, gab dem Mädchen einen Wink, die Gläser nachzufüllen und wollte sich eben setzen, als Frau Dorine mit Julius eintrat und ein wenig außer Atem hervorsprudelte: „Liebste Freundin, mein Mann hat doch nichts bemerkt?"
„Keine Spur!" sagte Frau Bianca lächelnd, „haben Sie übrigens Glimpfs auf der Treppe getroffen? Sie haben sich eben verabschiedet."
„Nein." Frau Dorine schüttelte das hübsche Köpfchen. „Wir haben uns ja so beeilt, nicht wahr?"
„Jawohl!" bestätigte Julius. „Man sollte es nicht glauben, wieviel Menschen es gibt, die um diese Zeit noch Depeschen aufgeben." In diesem Augenblick betrat der Apotheker Glimpf mit seiner Frau wieder den Salon und sagte bekümmert:
„Verehrteste Frau Bianca. Sie müssen uns noch eine Weile Gastfreundschaft gewähren. Der Hausbesorger kann uns nicht hinauslassen. Das Haustor läßt sich nicht aufschließen."
„Aber — wieso denn?" Frau Bianca sah Julius fragend an. „Soeben sind Sie doch noch mit Frau Dorine hinaus- und hereingekommen?"
„Durch das Haustor?" der Apotheker Glimpf machte ein höchst verdutztes Gesicht.
„Jawohl!" sagte Frau Dorine errötend, und der Apotheker rieb sich verwundert die Nase.
„Das ist aber merkwürdig! Höchst merkwürdig ist das... Der Hausbesorger hat mir und meiner lieben Frau — nicht wahr Euphemia — er hat uns erklärt, daß im Haustorschloß schon seit Stunden ein abgebrochener Schlüssel steckt, den er nicht herausbringen kann!"

Der Schwätzer

Von Ratatöskr

Bei den nüchtern-kühlen Männern
hast du leider wenig Glück,
bei den sachverständigen Kennern,
und sie weisen dich zurück.

Über deinen Gaukelphrasen,
über deinem Wortsalat
rümpft man allerwärts die Nasen,
insofern man welche hat.

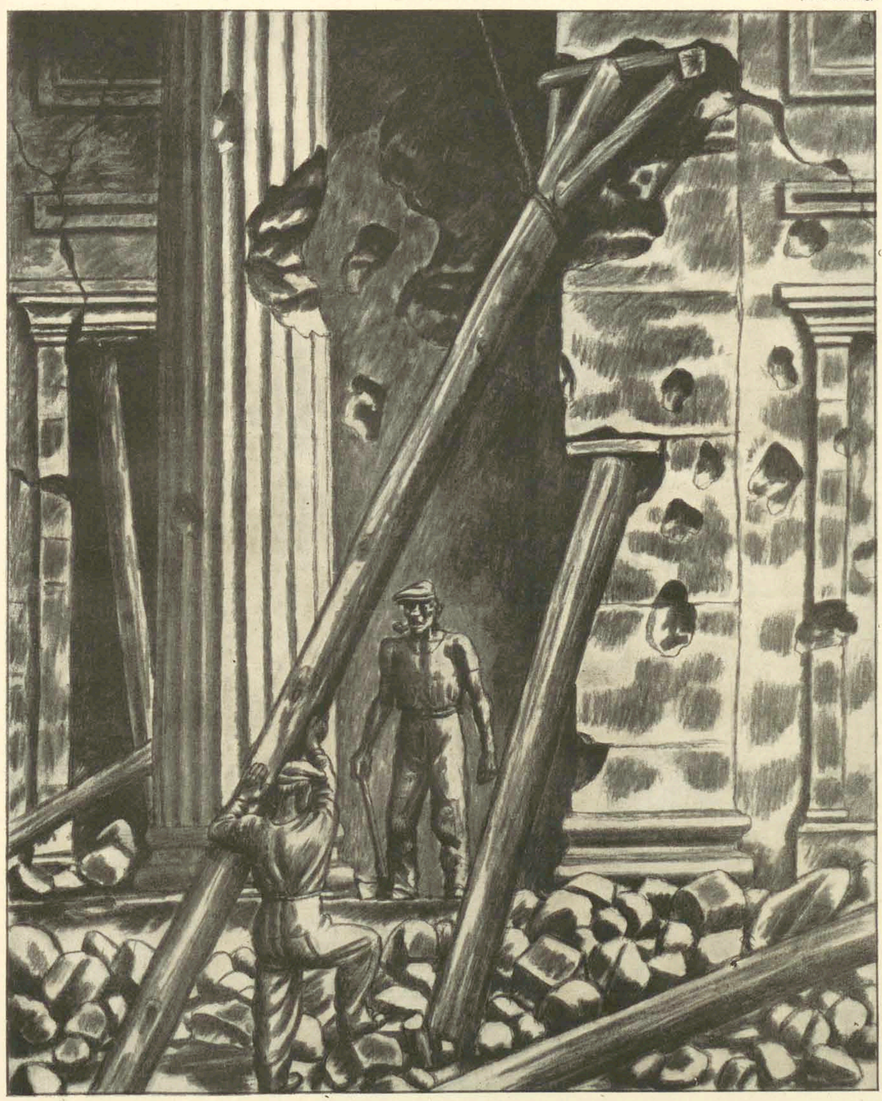
Gibt's denn nirgends mehr ein Eiland,
wo du deinen Ehrgeiz stillst?
— Werde ein Altjungfernheiland,
wenn du reüssieren willst!

DIE SITZUNG / VON WALTER FOITZICK

Die Sitzung heißt mit Recht so, denn für die meisten der Teilnehmer ist bei ihr das Sitzen die Hauptsache. Einer hat den Vorsitz, die andern haben das Nachsitzen. Es ist sehr wichtig, daß man bei einer Sitzung gut sitzt. Nach einleitenden Worten fordert der Vorsitzende einen auf, das Referat zu halten. Der tut es, die andern sitzen. Wenn man um einen Tisch herumsitzt, geht es noch, jeder kann die ihn interessierenden Männchen auf das stets zur Verfügung stehende weiße Papier malen, um dadurch seine konzentrierte Aufmerksamkeit zu zeigen und seinem Gegenüber nicht dauernd ins Weiße der Augen schauen zu müssen.
Schwieriger wird es schon, falls man auf zwanglos im Raum verteilten Stühlen sitzt. Da muß man Stellungen einnehmen, nicht Stellung zum Vortrag, sondern man muß seine Glieder vorteilhaft gruppieren. Manche haben viel Geschick, dabei bedeutend auszusehen.
Es scheint, daß bekannte Plastiken häufig zum Vorbild für Stellungen gewählt werden, so Rodins Denker. Man stützt einen Ellbogen auf das Knie und legt das erhabene Haupt in die Hand. Diese Stellung hat den Vorteil, daß das Gesicht im Schatten liegt, und nicht in bedeutsame Falten angeordnet zu werden braucht.
Von großer Wichtigkeit ist es, ob der Stuhl, auf dem man sitzt, Armlehnen hat oder nicht. Hat er welche, ist schon die Hauptsorge um das Verbleiben der Unterarme und Hände genommen. Man kann gerade sitzen, ägyptisch stilisiert, und macht damit den Eindruck von zusammengeballtem Nachdenken. Man kann auch das Gewicht des Körpers nur auf eine Armlehne verlegen, was einem den Ausdruck einer gewissen überlegenen Lässigkeit und Übung in Sitzungen verleiht.
Bei Stühlen ohne Armlehne stützt man die linke Hand in die Hüfte und läßt den rechten Unterarm leicht auf dem rechten Oberschenkel ruhen. Längere Referate erfordern einen Wechsel der Stellung. Diese Stellung zeugt allerdings von einer gewissen Befangenheit, denn sie wird gerne von Untergebenen angenommen, die von ihrem Chef zu einer vertraulichen Aussprache aufgefordert wurden. Wenn geraucht wird, sind die Hände schon untergebracht. Wird nicht geraucht, suchen sie ruhelos im All umher und dienen dazu, an wichtigen Stellen des Vortrags genau betrachtet oder gelegentlich an Wange, Kinn und Stirn gelegt zu werden.
Dabei muß ich immer an meine Mama denken, die gesagt hat: „Fahre doch nicht immer mit den Händen im Gesicht herum". Die Frau wußte eben nichts von kurzen Referaten in zwanglosen Konferenzen, sonst wäre sie nicht so streng gewesen.

Getroffen

(Erich Schilling)



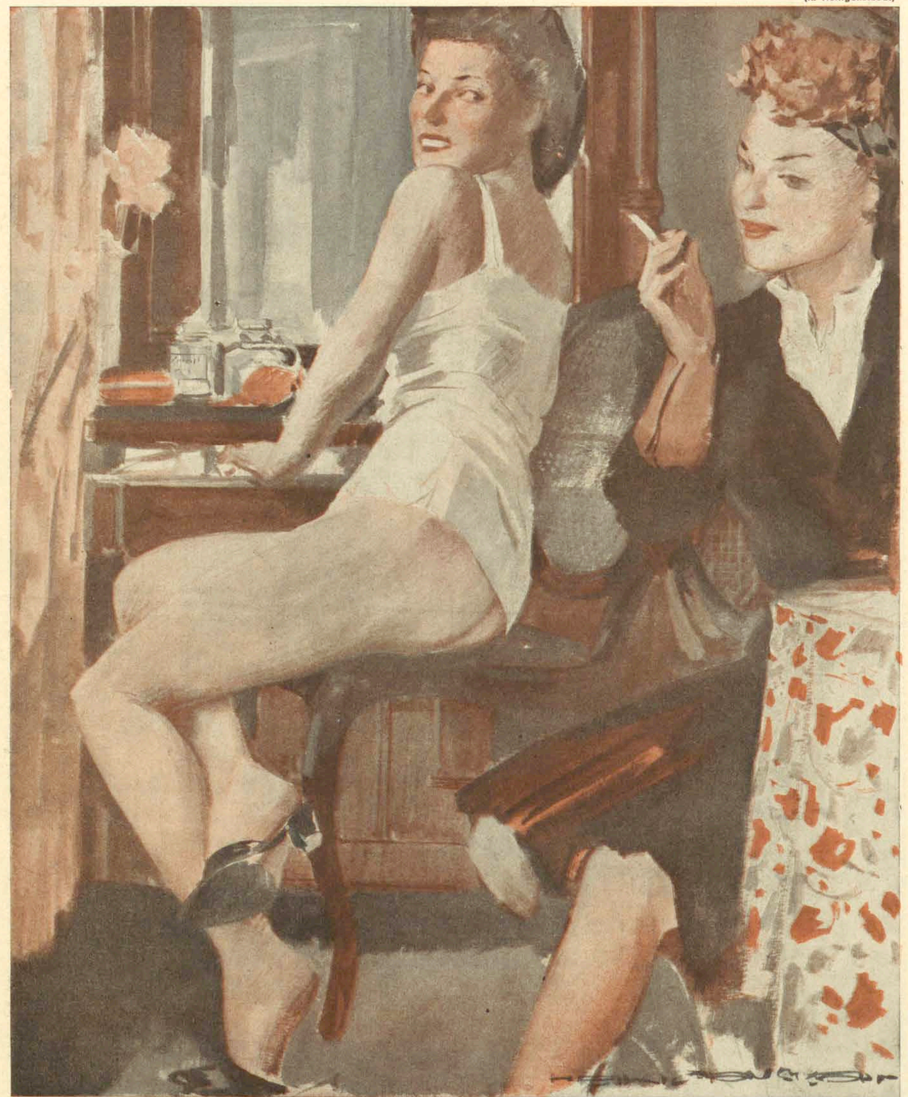
„James, hast du es je für möglich gehalten, daß wir einmal die Bank von England stützen müssen?"

Colpito: "James, avresti mai creduto possibile che un bel dì avessimo dovuto puntellare la Banca d'Inghilterra?„

Touché: „Dis donc, James! aurais-tu pu croire qu'un jour nous devrions soutenir la Banque d'Angleterre?"

Bona fide

(K. Heiligenstaedt)



„Seit dem ersten wohnt er hier in der Pension — und woher stammen deine Kenntnisse, daß ihm zwei Knöpfe am Schlafanzug fehlen?" — „Aus dem Luftschutzkeller, Herzchen!"

"Egli non abita che dal primo del mese in questa pensione e da che cosa sai tu che gli manchino due bottoni nel pigiama da notte?„ — "Dal ricovero antiaereo, cuoricino mio!„

„Depuis le Ier, il habite ici dans la pension, et d'où sais-tu qu'il manque 2 boutons à sa robe de chambre?" — „De l'abri antiaérien, ma poulette!"

DER STICHLING

VON BASTIAN MÜLLER

Neugierig, wie alle Städter sind, wenn sie auf dem flachen Lande weilen, war ich zu den beiden Fischern geeilt, die mit einem Zugnetz im flachen Randgewässer des Kurischen Haffes Köderfische fingen. Ich murmelte einen Gruß und schaute zu, wie sich der Kreis des Netzes schloß und die Fischer schließlich den halbgefüllten Sack ans Ufer zogen. Dort wurde der silbern glitzernde Fang in flache Kisten geschüttet und sofort begann eine eifrige Auslese. Es waren Fische aller Art ins Netz gegangen. Aber, so erfuhr ich, brauchbar für das Besteck, die Aalschnüre, waren nur die jungen Stinte. Alles andere war nichts weiter, als Abfall. Doch auch dieser wurde noch geteilt. Die größeren Stinte flogen in einen Korb und waren als Abendmahlzeit für die Schweine bestimmt. Hechtbrut und Makrelen flogen mit leichtem Schwung ins warme Wasser zurück und schossen lebensgierig davon. Nur eine Art des gottgewollten Lebens war zu nutzlosem Tod bestimmt. Das waren die kleinen, so vollkommen aussehenden Stichlinge. Sie flogen aus der wimmelnden Kiste unbarmherzig in den heißen Sand, sprangen noch einmal und erstarrten. Über den Fischern flatterten schon wartend die Nebelkrähen. Sie wußten, ihnen bot sich ein Schmaus.

Wieder stellte ich ein paar schüchterne Fragen und war bemüht, mein Mitleid mit den kleinen Stichlingen zu verbergen.

Kein Aal rührt den stacheligen Zwerg an, Schweine ersticken an ihm, denn in der Todesstarre sträubt er seine dreifache Wehr. Nur die Krähen nähren sich von ihm. So lautete die Auskunft.

„Ein interessanter Fisch", sagte ich erwachsen. Früher, als Junge, hatte ich meine Freunde beneidet, die in die Kämpen durften, wo sie Stichlinge fingen. Ich wußte, daß die Fischer keine Fragen liebten. Aber ich hätte gerne gewußt, warum sie so grausam waren und die Stichlinge nicht zurück ins Wasser warfen. Sicher war es eine Grausamkeit der Gewohnheit. Schon wollte ich gehen, etwas niedergeschlagen über den Tod so vieler Lebewesen, da entdeckte ich eine Dose am Wasserrand. Schnell schöpfte ich sie voll Wasser, griff einen der todgeweihten Stichlinge, verbiß den Schmerz, den mir seine gesträubten Stacheln bereiteten, steckte ihn in die Dose und schritt frohgemut heim. Wenigstens einem von vielen hatte ich den Tod erspart.

Zu Hause steckte ich ihn vorerst in meine große Waschschüssel. Schnell, munter, wie mir schien, schwamm er von Rand zu Rand. Ich eilte zum Glaser und Schmied, sie mußten mir auf der Stelle ein Aquarium bauen. Beim Drogisten Jakumeit gab ich eine Bestellung für Fischfutter. Ich taufte meinen Fisch Dreizack. Gut sollte er es haben.

Ein paar Tage hielt er sich munter. Dann schwamm er nur noch träge an der Oberfläche. Sein Maul hatte einen weißen Belag. Er war zu oft gegen das Glas geschwommen. Nun sah ich es ein. In meinem Aquarium würde er sterben. Aber er sollte leben. Ich hatte es ihm vom heißen Sande hinweg wieder gegeben. Schweren Herzens, ich hatte ihn etwas lieb gewonnen, trug ich Dreizack an das andere Ende des Dorfes und gab ihm die Freiheit und das Leben ein weiteres Mal wieder.

Aber wie ich noch so dastand, kamen die Fischer mit der Trage und den Kisten und dem Zugnetz. Sie sahen mein Aquarium und lächelten mich mitleidig an. Ich wurde geradezu böse über solche Hartherzigkeit. Ich geriet ihres stummen Kopfschüttelns wegen in die Verteidigung meines guten Werkes.

„Lachen Sie nicht, ich habe ihm gerade das Leben wiedergegeben", sagte ich rechtschaffen.

„Unsinn", sagte da August Paschehr, der älteste der Fischer. „Sie haben ihn dreimal den Tod fühlen lassen. Einmal, als er schon matt auf dem Sande lag und Sie ihn anfaßten und ihn in eine rostige Dose steckten, dann, als Sie ihn im Glaskasten zu ersticken drohten und jetzt, da Sie ihn wieder ins Wasser werfen, wo er uns ein zweites Mal ins Netz gehen muß. Was verstehen Sie von den Fischen. Die, die auf dem Sande von den Krähen gefressen werden müssen, soll man nicht unnütz noch einmal ins Wasser werfen. Auch die Krähen wollen leben. Auch das sind Tiere", sagte der alte Paschehr und wandte sich von mir ab.

Londoner Obdachlose

(Karl Arnold)



„Wir lassen uns die U-Bahnhöfe nicht verbieten, wir wollen auch einmal im Leben eine Wohnung haben!"

I senzatetto londinesi: "Eh non ci lasciamo, no, cacciar via dalle metropolitane. Anche noi vogliamo avere un' abitazione, almeno per una volta in vita!,,

Sans abri londoniens: „Nous ne nous laisserons pas interdire le métropolitain, nous voulons aussi avoir une fois dans la vie une habitation!"

Auf Gegenseitigkeit

(R. Kriesch)



„Warum du nur immer Veilchenparfüm nimmst, Marion, wo du weißt, daß ich es nicht riechen kann?"
„Ich kann Edith auch nicht riechen, Peter, und doch nimmst du sie immer mit ins Theater!"

Vicendevole avversione: "Perchè, Marion, prendi sempre teco soltanto il profumo di viola mammola, se sai ch'io non posso soffrirlo?„ — "Nemmeno io, Pietro, posso soffrire Edith; eppur tu la porti sempre teco a teatro!„

Réciprocité: „Pourquoi prends-tu toujours du parfum à la violette, Marion, puisque tu sais que je ne puis le supporter!" — „Je ne peux pas supporter Edith non plus, Pierre, et pourtant tu l'emmènes toujours au théâtre!"

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war nicht so ganz auf dem Posten. Seine Frau — wir wollen sie Frau Johanna nennen — machte sich deswegen Sorgen und sprach mit ihrem Hausarzt.

„Es ist gewiß nichts Ernstes", meinte der, „aber es wäre auf jeden Fall ganz gut, wenn er mal für einige Zeit den Alkoholgenuß ein wenig einschränkte. Wir wollen es ihm nicht sagen, sonst wird er widerspenstig. Aber vielleicht haben Sie ja eine Möglichkeit, es unauffällig etwas zu überwachen. Hin und wieder mal ein Glas Bier oder ein Rum-Grog schadet weiter nichts. Nur achten Sie bei letzterem darauf, daß die Mischung mit viel Wasser und wenig Rum angesetzt wird."

Frau Johanna ging zu Martin, um sich nach einer besonders guten Rummarke zu erkundigen. Sie glaubte, daß sie vielleicht durch Qualität den Mangel an Quantität übertönen könnte. Martin nannte die Marke „X" und begleitete Frau Johanna in das nächste einschlägige Geschäft, wo sie eine große Flasche erwarb. —

Als Johannes an einem der nächsten Abende den Wunsch nach einem schönen Glas Rum-Grog laut werden ließ und seine Frau bat, ihm Wasser dafür heiß zu machen, eilte sie hinaus, rumorte lange in der Küche und brachte endlich dem erstaunten Johannes das fertig gemischte Getränk. Er war über soviel Liebe gerührt, probte, fand es wohl etwas dünn und fade, war aber viel zu sehr Kavalier, um etwas anderes als Lob, Dank und Interesse an der Marke zu äußern. Er erfuhr sie und auch den Namen desjenigen, auf dessen Empfehlung sie angeschafft worden war.

So ging es einige Abende. Die rechte Befriedigung fand Johannes nicht dabei. Aber eine Möglichkeit, die Mischung selber vorzunehmen und somit festzustellen, ob es an der Qualität oder an der Quantität des Rums lag, wurde ihm nicht. Er hätte sonst schon Takt und Erziehung vermissen lassen müssen. Das aber wollte er keineswegs. Lieber seine Sehnsucht nach einem anständigen Grog wo anders stillen.

So ging er eines Abends zu Martin. Mit leisen Zweifeln. Er schätzte Martin als Alkoholkenner. Andererseits hatte dieser ja aber Frau Johanna die Marke empfohlen, die so wenig Genuß gebracht hatte.

Die Zweifel verflogen bereits beim ersten Glas. Das dritte Glas schmeckte noch besser als das zweite, und allein der Duft des fünften öffnete schon den Himmel. Johannes verlangte lebhaft, die Marke zu erfahren.

„Das ist doch der bekannte ‚X'-Rum", sagte Martin. „Du mußt ihn doch kennen, deine Frau hat doch neulich eine große Flasche für dich besorgt."

Da versank Johannes in tiefes Nachdenken.

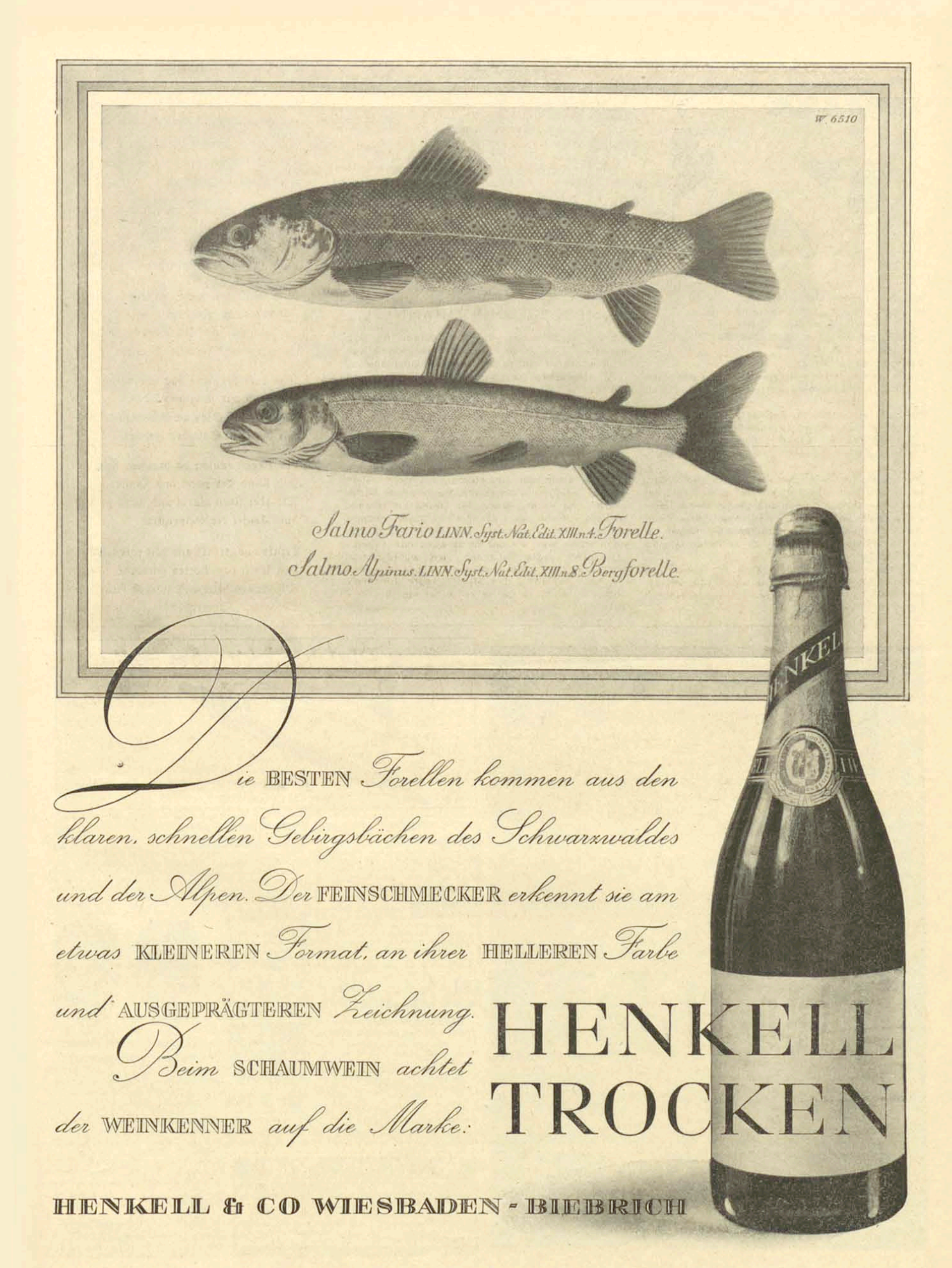
Beim siebenten Glase sah er klar. —

Spät kam er, von Martin begleitet, nach Hause. Beide trugen schwer an je zwei mit Wasser gefüllten Eimern.

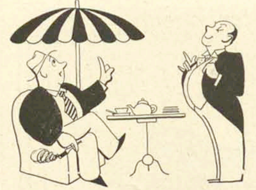
Frau Johanna war noch wach. Erstaunt bat sie um Aufklärung.

„Bei Martin hat mir der Grog so herrlich geschmeckt. Und er hat doch die gleiche Rummarke wie wir. Es muß am Wasser liegen", sagte Johannes.

J. Bieger


W. 6510
Salmo Fario LINN. Syst. Nat. Edit. XIII. n. 4. Forelle.
Salmo Alpinus. LINN. Syst. Nat. Edit. XIII. n. 8. Bergforelle.
Die BESTEN Forellen kommen aus den klaren, schnellen Gebirgsbächen des Schwarzwaldes und der Alpen. Der FEINSCHMECKER erkennt sie am etwas KLEINEREN Format, an ihrer HELLEREN Farbe und AUSGEPRÄGTEREN Zeichnung.
Beim SCHAUMWEIN achtet der WEINKENNER auf die Marke:
HENKELL TROCKEN
HENKELL
HENKELL & CO WIESBADEN - BIEBRICH

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich kam in einen kleinen Kurort. Im Kurpark trank ich Kaffee. Mit Kurmusik. Der Kurdirektor kam persönlich zu mir. „Was sagen Sie zu unserem Quartett?" „Sie meinen das Terzett?" Der Kurdirektor lachte: „Nein, das ist schon ein Quartett — nur ein Mann hat immer abwechselnd Ausgang."

Karl war ein langsamer Kellner. Fürwahr! Gestern kam er ans Büfett. Legte einen Bon auf die Theke. „Zwei Mokka mit Rahm!" „Mokka mit Rahm?" „Es ist bestellt." „Wann?" „Vorhin. August 1939."

Sie saßen mit Alois, dem Bergführer und Schauspieler im Bauerntheater, bei der dritten Flasche. Die Tabakswolken hingen wie gelber Nebel unter der Lampe, und da es kein junger Mosel war, den sie tranken, sondern alter Rotwein, fingen sie von ernsthaften Dingen an zu sprechen anstatt von lustigen.
„Wenn ich einmal tot bin", sagte der Doktor, der schon einmal eine Broschüre über Hebbel geschrieben hatte, „dann möchte ich neben Hebbel begraben werden."
„Ach", seufzte Felix, der Maler, „ich möchte neben Leonardo da Vinci liegen."
„Und i neben der Greta Garbo", flüsterte Alois. Einen Augenblick schwiegen sie. Dann fiel dem Doktor etwas ein. „Greta Garbo?" rief er, „die ist doch noch gar nicht tot?"
Darauf nahm Alois die Pfeife aus dem Munde und sagte: „D r u m !"

Ich fuhr mit norddeutschen Sommerfrischlern durch Bayern. Wir saßen im Autobus nach Oberammergau. Bei Kloster Ettal stieg ein geistlicher Herr ein. Er las in seinem Brevier. Da beugte sich der Norddeutsche zu mir und fragte: „Was ist denn das für ein neuer Bädeker?"

*

MEIN FREUND JOHANNES

Ich kam zu Johannes. Er hatte gerade für sein neuestes Werk einen Verleger gefunden. Nun schmiedete er mit seiner Frau Zukunftspläne. „Ja", schwärmte sie, „wenn du dann mit deinen Büchern viel Geld verdient hast, dann kaufen wir uns irgendwo in Mittel- oder Süddeutschland ein kleines Häuschen mit einem kleinen Garten. An der Südwand des kleinen Häuschens muß eine kleine Bank stehen, auf der wir dann viel sitzen wollen. Tagsüber, wenn die Bäume im Garten blühen und die Kinder in der Sonne spielen, abends, wenn die Leuchtkäfer aus dem nahen Walde geflogen kommen und über unserem Bache tanzen und nachts, wenn die Sterne am Himmel funkeln. Wenn wir dann eine Sternschnuppe sehen, dann wissen wir vor lauter Glück gar nicht mehr, was wir uns noch wünschen sollen." „O doch", sagte Johannes, „ich wüßte schon noch was!" — „Was, Johannes, würde dir denn da noch fehlen?" „Ein Stuhl!" sagte Johannes. „Ich mag nicht so gerne auf einer kleinen Bank sitzen!"

J. Bieger

Abend im Quartier

Von Max Friedrich

Die Lampe gibt ein Licht wie Gold,
Was tut's, wenn's draußen regnet?
Ein guter Rotwein blinkt uns hold —
Der Abend ist gesegnet!

Fürwahr, das wär' ein trüber Tropf,
Der jetzt an Dunkles dächte!
Der Knaster dampft im Pfeifenkopf
Und scheucht den Spuk der Nächte.

Noch winkt uns nicht im Feld der Tod,
Der irgendwo verborgen —
Du goldnes Licht! Du Wein so rot!
Und fern, noch fern das Morgen! —

Was auch der neue Tag uns bringt —
Heut sind wir jung und leben!
Heut fröhlich Glas an Glas noch klingt
Mit dunklem Saft der Reben!

Der Regen rauscht da draußen hohl,
Und Wind, der pocht ans Fenster —
Wir aber sitzen warm und wohl . . .
Zum Teufel die Gespenster!

Trinkt aus, trinkt aus den roten Wein,
Den Wein von Gottes Gnaden!
Wir wollen heut und morgen sein:
Soldaten! Kameraden!

Zugvögel

(Wilhelm Schulz)



„Laßt euch nicht täuschen, Kinder, wenn es von unten warm heraufkommt, das ist noch lange nicht der Süden, das ist in dieser Saison England!“

Uccelli migratori: "Non lasciatevi illudere, compagni, dal gran calore che sale qui da sotto. Il sud è ancor molto lontano; è l'Inghilterra, in questa stagione!„

Oiseaux de passage: „Ne vous y trompez pas, enfants, si vous sentez monter la chaleur, il s'en faut de beaucoup que ce soit le Sud; en cette saison, c'est l'Angleterre!"

WERDEGANG EINES BÜHNENSTÜCKS

VON JENÖ WELLESZ

Vor mehreren Jahren verfaßte ich ein Bühnenstück, das bei seiner Erstaufführung in Budapest einen großen Erfolg erzielte. Es wurde kurz darauf in Deutschland, in Italien und später in Amerika aufgeführt. Die Handlung des Stückes vermag ich heute nicht mehr genau wiederzugeben, da sie in jedem Land, in welchem das Stück zur Aufführung kam, völlig umgestaltet wurde. Soviel ich mich aber entsinne, war der Held des Stückes der Herrscher eines Phantasielandes auf dem Balkan, der unter so chronischem Geldmangel litt, daß er sich keine schönen Freundinnen leisten konnte. Als er sich aber eines Tages nach einem kleinen Liebesabenteuer sehnte, machte er in Begleitung seines Innenministers einen Spaziergang durch seinen Schloßpark, beobachtete die sich dort tummelnden Frauen und als ihm eine derselben besonders gut gefiel, gab er seinem Minister den Auftrag, die Dame zu einer Audienz zu bitten.
Sie war die Frau eines hohen Beamten. Sie meldete sich am 1. Mai zur Audienz und am 10. Mai wurde ihr Gatte befördert, obwohl er erst fünf Jahre später an der Reihe gewesen wäre.
In der Folgezeit zeigte es sich, daß ein Ministerialkanzlist vorzeitig zum Ministerialoberkanzlisten aufstieg, alsdann ein Kanzleiassessor zum Kanzleidirektor. Und es stellte sich heraus, daß alle diese bevorzugt Beförderten schöne Frauen hatten. Sogar den betreffenden Beamten selbst war das aufgefallen und sie ahnten nachgerade den Grund ihres rätselhaften Aufstiegs. Das ging schließlich so weit, daß in der Folge die Beamten voll Angst und Besorgnis das Amtsblatt durchlasen und glücklich waren, wenn sie ihren Namen nicht unter den Beförderten entdeckten.
Verständlicherweise mied man in der Stadt die Frauen der solcherart begünstigten Ehemänner. Die Gattin eines Beamten schlug ihren Freundinnen sogar vor, solche Frauen gesellschaftlich zu übersehen.
Da erschien eines Tages eine bezaubernd schöne Frau vor dem König in Audienz und vierundzwanzig Stunden später besprach der Fürst mit seinem Finanzminister bereits die Beförderung eines seiner Beamten. Der Minister berichtete seinem Herrn von der üblen Nachrede, die alle bisher Beförderten erdulden mußten und erwähnte auch das Verhalten jener Frau, die den gesellschaftlichen Bann verhängt hatte. Der König war unwillig: „Wie heißt die Frau?"
Der Minister nannte den Namen, worauf der König staunend erwiderte: „Das ist aber doch unmöglich ... Gestern war diese Frau bei mir in Audienz und gerade ihren Mann will ich jetzt befördern ... Bereiten Sie die Urkunde vor ..."
Tags darauf wurde die Beförderung im Amtsblatt veröffentlicht und rief überall große Überraschung hervor. Der beförderte Ehemann stürmte fassungslos nach Hause und forderte von seiner Frau Rechenschaft. Die Frau entrüstete sich über die Anschuldigung und schwor bei Tod und Teufel, sie habe die Schwelle des königlichen Palastes nie überschritten, noch dem Fürsten je gegenübergestanden.
In der rätselhaften Angelegenheit wurde auf Betreiben des Mannes wie auch seiner Frau eine Untersuchung eingeleitet. Die Nachforschungen waren von Erfolg gekrönt. Auf dem Schreibtisch des Königs entdeckte man ein Paar Damenhandschuhe, die — wie sich herausstellte — der Freundin des beförderten Ministerialbeamten gehörten. Diese Freundin war selbst in Audienz gewesen, woselbst sie sich dem König als Frau des betreffenden Beamten ausgegeben hatte, um dessen Gattin zu kompromittieren und dem Gatten zu einem Scheidungsgrund zu verhelfen. Aber die Wahrheit triumphierte am Ende!
In der deutschen Fassung des Stückes spielte nur eine einzige Frau mit. Sie war auffallend schön und stellte sich in den Dienst der Beamten, indem sie sich bei jeder Audienz für die Gattin eines anderen Beamten ausgab. Der etwas vertrottelte Fürst vergaß von einer Audienz zur anderen das Aussehen der Frau und beförderte treu und bieder jeweils den Beamten, für dessen Frau die Dame sich ausgegeben hatte.
Die italienische Übertragung machte Cesare Borgia zum Helden des Stückes. Dieser ließ durch Papst Alexander VI. die Ehemänner jener Frauen in den Adelsstand erheben, die ihn aufsuchten. Mein Name wurde nicht genannt und als Verfasser zeichnete der italienische Übersetzer.
Die Amerikaner machten ein Gangsterstück aus meiner Idee. Der Held des Stückes war der Gouverneur eines kleinen nordamerikansichen Bundesstaates, der jedem Mann, bei dessen Gattin er Erfolg hatte, die Erlaubnis zum Alkoholschmuggel erteilte. Hier stand bereits der italienische Übersetzer als Verfasser des Stückes auf dem Theaterzettel.
Der Werdegang des Stückes war damit aber noch nicht zu Ende. Die Nachricht von dem amerikanischen Erfolg drang auch nach Budapest, und ein Theater verschaffte sich die Aufführungsrechte des Stückes. Zur Premiere war auch ich erschienen, da mich das Treiben der Gangster interessierte. Natürlich hatte ich keinen blassen Schimmer, daß das Stück irgendwie mit mir zusammenhing. Auch während der Vorstellung gab es nichts, was meinen Verdacht erregt hätte, ob-

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

(Fr. Bilek)

Die Vertreibung aus dem Paradies — La cacciata dal Paradiso — L'expulsion du paradis

wohl eine anderthalb Minuten währende Szene in mir eine leise Erinnerung verwandtschaftlicher Zusammenhänge weckte.
Vier Tage später platzte die Bombe: Eine Tageszeitung beschuldigte mich des Plagiats, und zwar wegen jener anderthalb Minuten dauernden Szene. Das Blatt behauptete rundweg, ich hätte die Idee meiner vor fünf Jahren aufgeführten Komödie aus dem Gangsterstück gestohlen. In der kurzen Szene, die den Verdacht des Plagiats begründete, stolperte eine der Frauen nach der Audienz über den Teppich, trat beim Aufstehen auf den Saum ihres Rockes und riß ihn ab. Der König holte selbst Nadel und Faden, und nähte den abgerissenen Saum eigenhändig wieder an. Das Seltsamste an der Geschichte ist aber, daß diese Szene nicht von mir stammte: Der Budapester Theaterdirektor hatte seinerzeit diesen Unsinn in mein Stück hineingezaubert.

(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)

Der Schuldige

(O. Gulbransson)



Nero-Churchill: „Welch ein Gauner stirbt einmal mit mir!"

Il colpevole: Nerone-Churchill: "Che gran mariuolo morrà un dì con me!„

Le coupable: Néron-Churchill: „Quel fieffe coquin s'éteindra, quand je mourrai!"

München, 13. Oktober 1940
45. Jahrgang / Nummer 41

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

W. C. besichtigt

(E. Thöny)



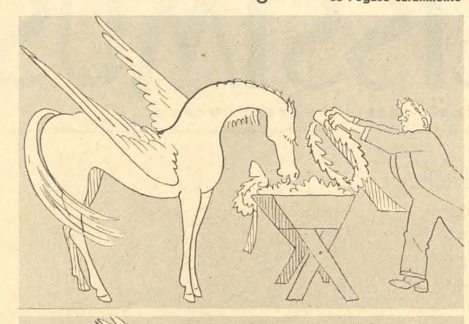
„Sie haben sich verlaufen, Mister Churchill, hier gibt es keinen Ausweg mehr!"

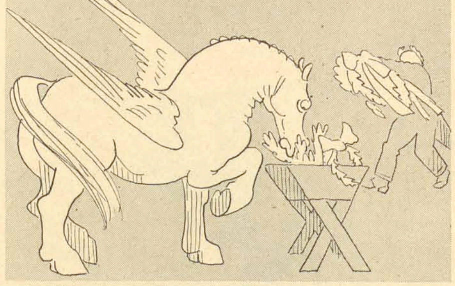
W.C. ispeziona: "Mister Churchill, Vi siete smarrito; qui non c' è più via d' uscita!„

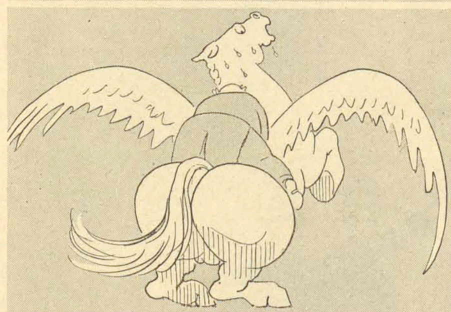
W. C. inspecte les lieux: „Vous vous êtes égaré, Mister Churchill, ici il n'y a plus d'issue!"

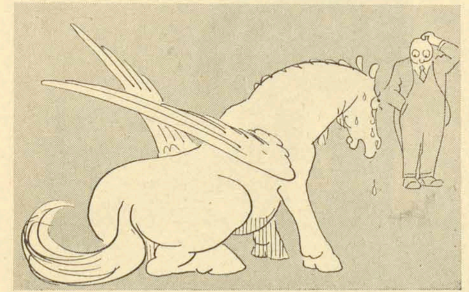
Der überfütterte Pegasus

Il Pegaso rimpinzato
Le Pégase suralimenté









(Fr. Bilek)

DIE SCHÖNSTE / Unbekannter japanischer Dichter

Du Mädchen mit den schlanken Lenden,
Mit deinem weißen Busen, liebliche Tamana, —
Wenn deine Augen glutvolle Verheißung senden,
So ist's geschehn um alle Männer fern und nah.

Der Nachbar schleicht von seinem Weib
Und steckt dir heimlich seinen Haustürschlüssel zu.
Er hofft und bangt nach Liebeszeitvertreib
Und träumt wohl, daß er nächtens bei dir ruh.

So sind die Leute ganz von dir gebannt.
Stundenlang stehn Männer vor deinem Tor.
Nutzt du es aus? Ich starre unverwandt . . .
Man sagt, du ließest manchmal einen vor . . .

Deutsch von Paul Lüth

SEHNSUCHT NACH DEM SÜDEN

Im Frühjahr hat man sie und noch mehr im Herbst, diese Sehnsucht nach etwas anderem. In Abgangszeugnissen und in Inseraten kann man's oft lesen: Will sich verändern. Das ist's. Die Dichter, die allen Gefühlen gern eine Schutzmarke anhängen, einen Firmenstempel aufdrücken, haben es Fernweh genannt, und der Sache mit dieser Abstempelung sofort einen muffigen Geruch gegeben.

Übrigens Geruch, etwas dumpf und etwas süß, der ist auch dabei. So roch es mal unter den Lauben in Innsbruck aus einem alten Kaufmannsgewölbe; oder war es in Brixen oder Bozen?

So war es mir bei diesem Spaziergang, daß man gern an ferne Kaufmannsgewölbe denkt, aus denen es nach Weinfässern und Korinthen und Zimt und allem dem riecht, dessentwegen Amerika entdeckt wurde und Leute auf Schiffen mit geblähten Segeln und hohen geschnitzten Aufbauten ins Blaue fuhren. Vorn am Schiff war eine dralle allegorische Person geschnitzt.

Kennen Sie solche Gefühle? Ich hätte nicht ungern eine unbekannte Gewürzinsel, meinetwegen in Westindien entdeckt, wohin es mich sonst am wenigsten zieht, weil ich die Mischung aus Negern und Hütten aus Benzinkanistern nicht liebe, trotz Fernwehs.

Mehr Appetit hatte ich schon auf so eine Mittelmeerhafenstadt. Ich will Landschaftsschilderungen unterlassen, aber sagen muß ich, daß dazu eine hohe, leicht rosagetönte Mauer gehört, eine mächtige Mauer, mit wenig Fenstern, viel mehr Mauer als Fenster. Man sieht das alles durch eine schmale Gasse, in der es gar nicht nach Veilchen und Maiglöckchen zu riechen braucht. Diese Erzeugnisse von Großdufteien können durch einen Geruch von Parmesankäse, garniert mit einigen Knoblauchszehen, ersetzt werden.

Verstehen Sie, daß man nach so etwas Sehnsucht haben kann? Ja, und Dunst aus einer Ölküche muß dabei sein. Muß?

Grad so war mir in diesem Augenblick, als ich hier zu Hause die hohe rosagetönte Mauer vor mir sah. Sehr echt, mit ganz kleinen Fenstern, und die Fenster waren zum Überfluß sogar vergittert. Davor standen windige Häuschen, wie sie Stadtbaumeister als unhygienisch bezeichnen. Jetzt wehte auch ein exotischer Duft, ein Hafengassenduft herbei, sehr durchdringend. Es war nicht Parmesan, und es war nicht Ambra. Der Duft kam von einem sehr frisierten Fräulein, das durch die kleine Straße ging. Unter anderen Umständen hätte mir das nicht besonders gefallen, aber wenn so ein Herbstvormittag ist und die Sonne so südlich scheint und man gerade eine Sehnsucht nach Veränderung hat, dann kann einem eine Gefängnismauer und ein billiges Parfüm etwas vorgaukeln. Noch lange schnupperte ich dem frisierten Fräulein nach. Foitzick

DER DRAMATIKER

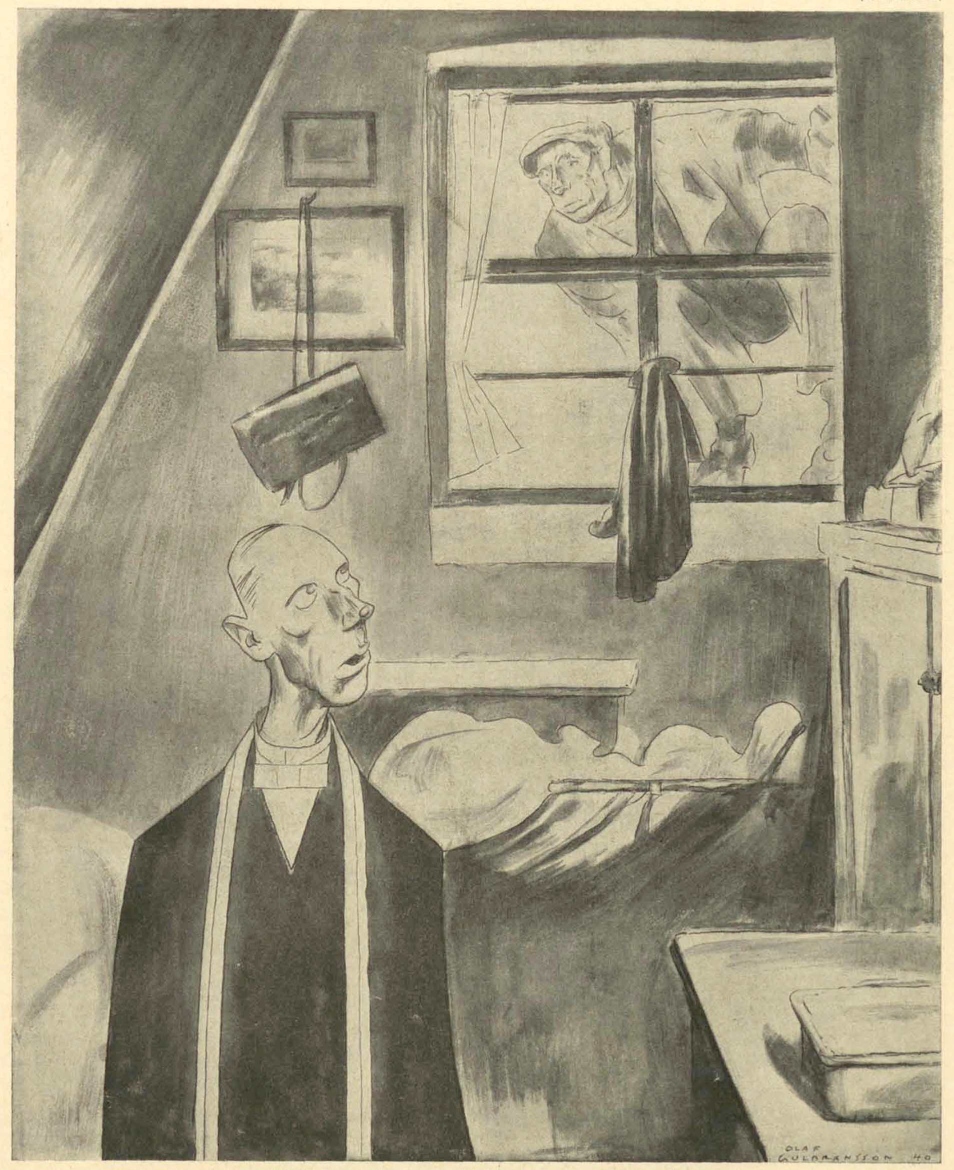
Ich lernte einen unvollendeten Dramatiker kennen. Er saß verbissen herum und lebte mit der Welt in Feindschaft. Als er mich genügend angeknurrt hatte, brach sein Leid aus ihm heraus.

„Ich habe ein herrliches dramatisches Motiv gefunden", gestand er, „eine Frau wird von ihrem Mann betrogen. Sie erfährt es. Soll sie nun ihn umbringen oder soll sie sich umbringen, soll sie sich scheiden lassen oder sich verstellen — ich finde keine gerechte Lösung!"

„Und wenn sie ihm verzeiht?" — „Das ist mir zu wenig dramatisch", sagte der Dramatiker und grübelte weiter. Nach zwei Wochen sah ich ihn wieder. Er war heiter und guter Dinge. „Sie haben die Lösung?" fragte ich. Er schüttelte den Kopf. „Es war nicht mehr nötig." — „Haben Sie den Stoff aufgegeben?" „Nein. Aber inzwischen ist ihm die Frau auch untreu geworden." j. h. r.

Wohnungstausch

(O. Gulbransson)



„Nein, hier unten wohnt jetzt seine Lordschaft, der Hausmeister bewohnt die oberen Stockwerke!"

Scambio d'appartamento: "No; qui sotto alloggia adesso Sua Signoria ed il portinaio sta nei piani di sopra!„

Echange d'appartements: „Non, ici demeure maintenant sa Seigneurie, les étages supérieurs sont occupés par le concierge!"

Der Schritt vom Wege

(K. Heiligenstaedt)



„Mit dem Schnittmuster ist es mir so gegangen, wie mit der Autokarte, als ich nach Dresden wollte und nach Halle kam!"

Passo fuor di strada: "Con questo modello di taglio mi capitò come con l' autocarta, allorchè, volendo andare a Dresda, giunsi invece ad Halle!„

Le faux pas: „Avec ce modèle, il m'en est arrivé de même qu'avec la carte automobile, lorsque je voulais aller à Dresde et que je suis arrivée à Halle!"

Der Auktionator

(Erich Schilling)



„Prima Flottenstützpunkte aus altenglischem Besitz, zum ersten, zum zweiten, zum dritten . . . niemand mehr? USA. hat's!"

Il banditore dell' incanto: "Basi navali di prima qualità, da antichi possedimenti britannici: per la prima, per la seconda, per la terza volta . . . Nessun altro offre? Ebbene, spettano agli Stati Uniti d'America!„

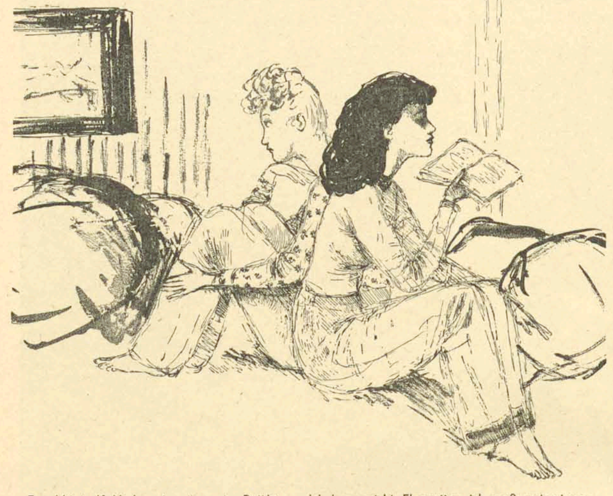
Le commissaire-priseur: „Base navale de premier ordre d'ancienne possession anglaise, pour la première, pour la seconde, pour la troisième... personne ne renchérit? C'est donc à l'Amérique!"

Gespräch ohne Politik

Um das folgende Gespräch zu verstehen, muß man sich erinnern, daß der Süden und der Norden der Vereinigten Staaten von 1861 bis 1865 den Sezessionskrieg führten, und daß es vor allem die Engländer waren, die dem aufständischen Süden die Hand reichten. Seitdem ist viel Wasser den Mississippi hinuntergeflossen, die meisten Amerikaner haben vergessen, was Old-England ihnen angetan, und als neulich auf einem Empfang in der britischen Botschaft in Washington auch der einzige noch lebende Veteran aus dem Sezessionskrieg, der achtundneunzigjährige Oberst Hill in geistiger und körperlicher Frische erschien, wurde er beschworen, die neuen Freundschaften nicht außer acht zu lassen, seinen Englandhaß für eine Stunde zu begraben und mit den britischen

Der Roman

(Hanna Nagel)



„Es schlägt elf, Hedy, wir müssen ins Bett!“ — „Ich kann nicht, Florentine, ich muß erst wissen, wie die Ehe dieser mir so verwandten herbsüßen Frau mit dem brutalen Mann ausgegangen ist!“

Il romanzo: "Battono già le undici, Hedy; dobbiamo coricarci.„ — "Oh, io non posso, Florentina; devo prima sapere come andrà a finire il matrimonio di questa signora agrodolce, che tanto m'assomiglia, con quest' uomo brutale!„

Le roman: „Il sonne onze heures, Hedy, nous devons aller nous coucher!" — „Je ne peux pas, Florentine, avant de savoir comment le mariage de cette douce femme, qui m'est si ressemblante, avec cet homme brutal, s'est terminé!"

Diplomaten über Wetter und Familie, keinesfalls aber über Politik zu sprechen.
Oberst Hill versprach es, und nachdem er mit festen Schritten auf den Botschaftsrat Stickson zugegangen war, sagte er: „Ein schöner Tag heute. Wie geht es der Familie? Ihren Herrn Vater habe ich noch gut gekannt, hehe!"
Der Botschaftsrat — selbst schon ein alter Herr — guckte verwundert. „Meinen Vater, Herr Oberst? Mein Vater hat den Sezessionskrieg auf Seiten der Südstaaten mitgemacht und ist seit nunmehr fünfundsiebzig Jahren tot."
„So ist es", nickte Oberst Hill und hob die Hand, als wenn er eine Pistole trüge, „in der Schlacht bei Richmond habe ich ihn vom Pferde geschossen!"

Hans Riebau

In den Fußstapfen Tschechows

Von Emerich Roboz

Peter Tanzer, der Feuilletonschriftleiter, war die Verkörperung sanfter Geduld. Das geht schon daraus hervor, daß er seit zehn Jahren ruhig an einem Schreibtisch aushielt, an dem sich die Manuskripte unbekannter und ehrgeiziger Literaten türmten. Er las sie alle ohne Fluch und Seufzer durch, und wenn er in der zweihundertsten Geschichte den Funken eines Einfalles fand, war er schon zufrieden. Er trug sich auch niemals mit Selbstmordgedanken. Das heißt, ich kann natürlich nicht garantieren, daß er nicht doch hie und da vor einer Seilerei stehen blieb, und sich einen schön geflochtenen Strick aussuchte, mit dem er seinen Qualen ein Ende bereiten könnte.
Jedenfalls hörte ich ihn niemals sich beklagen und er sprach auch nicht die Hoffnung aus, einmal als Märtyrer in den Schriftleiterhimmel einzugehen. Seit ich das geräumige Zimmer mit ihm teilte und seiner Arbeit zusah, bedauerte ich oft, daß ich kein schadenfroher Mensch war. Ich hätte mir täglich acht Stunden lang die Hände reiben können. So aber hatte ich nur stilles Mitleid mit ihm und betete fleißig, es möge unserem Chef nicht einfallen, unser Arbeitsfeld zu tauschen.
Ich leitete die Theaterrubrik und bekam so manchen hübschen Besuch backhendlzarter Bühnenküken, die den Kritiker für eine Art kleinen Gott hielten und ihn bezaubern wollten. Nun, bezaubert haben sie mich, aber die Stellung eines Theaterkritikers beurteilten sie grundfalsch. Auch ich hatte mein Kreuz zu tragen. Aber ich wollte ja nicht von mir, sondern von meinem Freund Peter erzählen.
Also auch er bekam Besuche, nur klopfte an seine Tür nicht der knospende Frühling. Meist waren es bärtige, schwermütig blickende Männer, auf deren Besuchskarte unter dem Namen der Titel Humorist stand, aber, der Wahrheit die Ehre, es kamen auch Damen. Weiß der Kuckuck, wohin all die jungen hübschen Schriftstellerinnen gingen! Zu uns kamen sie jedenfalls nicht. Eine von Peters unerschrockensten Besucherinnen war Paula Bierherz. Sie brachte immer eine Geschichte und telephonierte täglich sieben bis achtmal deshalb an. In der Schriftleitung flüsterte man sich einen Schüttelreim zu: „Die Bierherz sitzt am Telephon und jammert um ihr Feleton." Dies wäre noch zu ertragen gewesen, aber sie kam auch persönlich viermal des Tages. Und zwar kam sie, obwohl sie eine blendende Großmama abgegeben hätte, immer als Schulmädchen oder Firmling kostümiert. Neckisch hüpfte sie herein und ließ ihre ringüberladenen Hände funkeln, während sie sprach. Ihre Geschichten waren bloß ein bis zwei Meter lang, aber die Kommentare, die sie für nötig fand, hinzuzufügen, gingen in Kilometerlänge.
Peter hörte ihr stets sanftmütig zu. Bloß mit einem Auge las er dabei in den unzähligen Manuskrip-

ten weiter, die er ja auch erledigen mußte. Ich weiß nicht, ob er bereits von Geburt an ein wenig schielte, oder ob er es sich nur angewöhnt hatte, um nicht unhöflich zu scheinen. Jedenfalls bin ich bereit, zu beeiden, daß er bei seinen Besuchern bloß ein Auge riskierte.

Nachdem Paula Bierherz ihre ganze Familienchronik ausgebreitet hatte, kam sie endlich dazu, uns zu erzählen, wie ihr neuestes Werk entstanden war, mit dem sie unser Blatt beglücken wollte. „Meine Nachbarin", sagte sie und berichtete rasch von dem Skandal, den diese Nachbarin mit ihrem Untermieter erlebt hatte, „meine Nachbarin bekam nämlich zum Geburtstag eine Vase geschenkt und dabei fiel mir eine Novelle von Tschechow ein — Tschechow kennen Sie ja, nicht wahr? — die ich in meiner Jugend gelesen habe. Auch in dieser Novelle war von einer Vase die Rede, das heißt, nicht gerade von einer Vase, sondern von einer kleinen Bronzestatue, die zwei spärlich bekleidete Figuren darstellte. In der Kleinstadt wollte keiner so ein Ding haben und darum schenkte jeder die Statue weiter, bis sie schließlich wieder zu dem ersten Schenker zurückkehrte. So ungefähr war die Sache, die Tschechow schrieb, ganz genau weiß ich es nicht mehr, es sind ja seit ich sie las, einige Jahre vergangen. Wenn also Tschechow so etwas von einer Statue, die noch dazu ein frivoles Motiv hatte, schreiben konnte, kann ich auch über die Vase meiner Nachbarin schreiben, nicht wahr? Ich habe mich bemüht, in der Art Tschechows zu schreiben und ich schmeichle mir, es ist mir gelungen. Sie müssen die Geschichte sofort lesen!" Sie schenkte dem sanften Peter ein verführerisches Lächeln. „Treten auch Sie in die Fußstapfen Tschechows, lieber Freund. Er war bekannt dafür, daß er junge Talente förderte!"

„Gewiß", sagte Peter, „ich will gerne sein wie Tschechow." Er schielte auf die brillantbesetzte Uhr der Bierherzin. „Auf Ihrer Uhr ist es sechs. Sie geht nicht gut. Lassen Sie mich sie ansehen." Paula Bierherz tändelte das Uhrchen vom Arm und reichte es ihm hin. Peter holte sein Taschenmesser heraus, öffnete die Uhr und begann, darin herumzumurksen. Er schraubte die winzigen Räderchen eins nach dem anderen heraus und legte die einzelnen Teilchen sorgfältig vor sich hin. Paula Bierherz sah ihm anfänglich interessiert, später immer angstvoller zu. Die Uhr war ein hübsches Stück und kostete bestimmt drei Monatsgehälter eines Schriftleiters. Endlich fragte sie beklommen: „Was machen Sie denn da?"

„Das, was Sie gemacht haben", sagte Peter seelenruhig, während er die letzten Teilchen der Miniaturuhr vor sich hinlegte. „Ich versuche, Tschechow etwas nachzumachen. Wenn zu ihm einer kam, der kein Schriftsteller war, aber in Gottesnamen doch versuchte, zu schriftstellern, dann nahm er ihm die Taschenuhr weg und versuchte, sie zu reparieren."

„Verstand er sich auf Uhren?"

„Das gerade nicht. Aber die Leute, die zu ihm kamen, verstanden ja auch nichts vom Schreiben."

„Und Sie verstehen auch nichts von Uhren?"

„Soviel wie Sie vom Novellenschreiben."

Paula Bierherz fegte wortlos die Bestandteile ihres Schmuckstückes in ihr Taschentuch und entwandelte für immer. Kolle Peter aber schielte zu mir herüber und sagte mit seiner milden Stimme: „Tschechow wird mir im Grabe verzeihen, daß ich ihn plagiiert habe. Er hatte es ja auch nicht leicht."

Der Liebesbrief

(R. Kriesch)



„Dem Brief nach muß Max doch schrecklich in mich verliebt sein, nicht Grete?"
„Sicher — das gleiche Rundschreiben hab' ich auch mal von ihm gekriegt!"

Lettera d'amore: "Secondo questa lettera, Massimiliano dovrebbe pur essere terribilmente innamorato di me, non è vero, Grete?„ — "Certo! Anch' io ricevetti una volta la stessa circolare da lui!„

Le billet doux: „D'après cette lettre, Max doit être follement amoureux de moi, ne trouves-tu pas Grete?" — „Certainement — il m'a aussi envoyé une fois la même circulaire!"

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte sich von einer Freundin getrennt, mit der er lange Jahre zusammen gewesen war. Ich fragte ihn nach dem Grund.
„Ach", sagte er, „sie war mir zu unbeständig. Einmal wollte sie einen neuen Hut, das nächste mal ein neues Kleid. Das ging ja noch. Aber als sie eines Tages einen neuen Nachnamen haben wollte, und auch noch ausgerechnet meinen, da hab ich doch lieber Schluß gemacht."

*

Es war hundekalt. Ein schneidender Ostwind fegte uns um die Ohren. Wir konnten nicht einmal fluchen. Beim ersten Versuch war uns die Zunge am Gaumen festgefroren.
Endlich kamen wir bei Martin an. Wir klingelten nicht. Wie hätten wir das mit den Eisklumpen, zu denen unsere Hände erstarrt waren, machen sollen? Wir traten gegen die Tür. Martin öffnete. Erstaunt blickte er uns an. „Was wollt ihr denn?" fragte er. „Ein Glas Grog!" lallte ich. „Zwei Glas Grog!" lallte Johannes.
Wir bekamen sie. Ich eins, Johannes zwei. Ich wollte das meine ergreifen. Es ging nicht, die Hände waren zu steif. „Du hättest auch zwei nehmen sollen!" sagte Johannes, und tauchte die Finger tief in seine Gläser.

*

Ich besuchte Johannes. Er weinte bitterlich.
„Warum weinst du, Johannes?" fragte ich.
„Ich habe geträumt, meine Frau wäre gestorben," sagte Johannes.
„Aber Johannes, in Wahrheit lebt sie ja noch! Man sollte doch eigentlich doppelt froh sein, wenn man aus so einem schrecklichen Traum erwacht ist!" tröstete ich. — „Wer hat dir eigentlich gesagt, daß der Traum schrecklich war?" sagte Johannes.

J. Bieger

Irgendwie / Von Ratatöskr

Irgendwie, so schrieb ein Literate,
löse alles sich noch irgendwann.
Und nachdem er dies verlauten tate,
schwieg der grüblerische Tintenmann.

Gern erführen wir betreffs des Irgend
Näheres aus dem Prophetenmund,
Klareres, Präziseres. Doch nirgend
ward uns seinerseitig etwas kund.

Schade ... Wollen wir denn dringend hoffen,
daß er selbst kapiert, was er da meint,
und was uns — gestehen wir es offen —
einen Bockmist darzustellen scheint.

Unterwegs

(Wilhelm Schulz)



Möcht' jeder einmal reisen weit
Zur Sommerszeit, der holden;
Im Herbst, wenn die Lande weit
Sich überreich vergolden.

Wer jugendfrisch noch wandern kann,
Wird oft den Neid gewahren,
Mit dem ihn guckt ein Alter an,
Der kommt des Wegs gefahren.

Gelangt der schneller auch ans Ziel
Und kann sein Schöppchen trinken,
Entbehrt er doch der Freuden viel,
Die einem Wandrer winken.

Wilhelm Schulz

SILBERFUCHS MIT WEISSER PFOTE

VON EDMUND BICKEL

Dann und wann ging der Schaffner durch den Korridor des D-Zugswagens Berlin—München. Draußen war es dunkle Nacht. Gelegentlich huschte der Schein eines erleuchteten Bahnhofs am Fenster vorbei, auf das der Regen flüchtige Streifen malte. Aber das alles sah Georg Donath nicht. Er hatte eine vergnügte junge Dame als Reisegesellschaft. Die lange Fahrt würde im Flug vergehen; denn die Unterhaltung zwischen ihnen war schon nach den ersten Worten angeregt gewesen.

„Schade, daß wir uns nicht schon in Berlin begegnet sind", meinte er, „wir hätten zusammen fesch ausgehen können."

„Warum nicht?" stimmte sein Gegenüber zu, „aber wer weiß, ob wir uns da kennengelernt hätten, selbst wenn wir uns irgendwo begegnet wären. Man muß doch immer daran denken, ‚das Gesicht zu wahren', wie die Japaner das nennen."

„Freilich", mußte Georg Donath einräumen, „ich hätte Sie ja doch nicht anzusprechen gewagt. Hier im Zug ist das etwas anderes. Zu komisch, daß man das hier darf und auf der Straße oder in der Untergrundbahn wäre es eine Beleidigung. Nun, vielleicht sehen wir uns in München wieder."

Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Ich hoffe es wenigstens bestimmt und würde mich aufrichtig darüber freuen; es ist keine Redensart."

„Doch, ich auch", war die Antwort, „aber ich fahre nicht gleich nach München, erst später."

Im Gepäcknetz lag ein Silberfuchspelz. Dessen linke Vorderpfote war daran schuld, daß er nicht fragte, wohin sie fuhr, nicht, wann sie in München sein würde, nicht wie lange. Diese komische weiße Pfote lenkte das Gespräch ab. Sie baumelte im Takt des rollenden Zuges, als wollte sie Georg Donath winken.

„Wie sonderbar, daß Ihr Silberfuchs eine weiße Pfote hat", brachte er die Rede darauf.

„Ja", bestätigte die Besitzerin, „das ist eigentlich ein Fehler an ihm. Aber sonst ist er schön, und ich finde diesen weißen Fleck ganz apart und sogar praktisch."

„Wieso praktisch?"

„Weil so ein Pelz nicht so leicht mit einem gewöhnlichen verwechselt werden kann, sei es unabsichtlich oder absichtlich. Außerdem hat man so doch eine persönliche Note, ein Unterscheidungsmerkmal, finde ich" erwiderte sie, und zeigte ihm zwei Reihen ebenmäßiger Zähne, um die der feingeschwungene Mund wie ein kunstvoller roter Rahmen lief.

Georg Donath sah das alles ganz wach und bewußt. Während einer Gesprächspause dachte er, das Mädel ihm gegenüber müßte ein guter Kamerad sein; gesund, frisch und natürlich war sie. Und ihre Hände sagten ihm, daß die auch fest zupacken konnten, wenn es notwendig war. Sie mochten auch sanft streicheln können. „Mit der kann man Pferde stehlen gehen" dachte er bei sich. Eigentlich glaubte er sich über solche Gefühle erhaben, ein sattelfester Junggeselle zu sein und wohl auch zu bleiben. Sollte er da auf einmal noch sein Herz entflammen?!

Er sprach von München, das er liebte, von den Bergen und den blauen und grünen Seen im Vorland. „Es ist so schön da oben, daß man immer wieder zurückkommt", schwärmte er. „Wenn ich einmal älter bin", fuhr er fort, „dann will ich in den Vorbergen wohnen, irgendwo droben, wo man weit über das Land sieht."

Ihrer beider Ansichten und Wünsche begegneten sich. Das Gespräch wurde wärmer, fast eifrig.

„Deshalb kann ich doch immer wieder nach München fahren, Freunde und Bekannte besuchen", meinte er, „in ein Theater oder Kino gehen, eine Ausstellung besuchen."

„Ich war dort vor einiger Zeit in einer Gemäldeschau", erzählte die junge Dame, „und habe Arbeiten von Professor Schramm gesehen, die mir arg gut gefallen haben. Wissen Sie, solche Landschaften aus Oberbayern, Frühlingsbilder. Ein ‚Sommer am Staffelsee' war ganz einzig schön."

„Ja, der kann etwas", bestätigte Georg Donath. „Übrigens machen Sie mir eine Freude damit, was Sie da sagen. Professor Schramm ist ein guter Freund von mir."

„Ach, das ist aber nett. Dann müssen Sie mir einmal von ihm erzählen, wie er aussieht, wie er arbeitet und was Sie von ihm wissen."

„Ja, was soll ich Ihnen sagen? Er steht auch allein wie ich, ist vor einigen Jahren Witwer geworden, hat ein hübsches Atelier in der Gabelsbergerstraße und arbeitet furchtbar fleißig. Seinem Fleiß hat er einen großen Teil Erfolg zu verdanken. Wir sind oft zusammen und haben schon viele vergnügte und auch ausgelassene Stunden zusammen verbracht. Dann kommt es aber auch wieder vor, wir sehen uns eine ganze Weile nicht. Im Sommer ist er auf dem Land und malt. Dieses Jahr war er eben am Staffelsee. Da ist auch das Bild entstanden, von dem Sie gesprochen haben."

Um die aufgenommenen Eindrücke zu verarbeiten, entschuldigte er sich, er wollte eine Zigarette rauchen und ging hinaus. In ihm stürmte es, fühlte er. Das Mädel hatte ihn durcheinander gebracht. Er machte sich nichts vor. Regelrecht Feuer gefangen hatte er in dieser kurzen Zeit, gerade, als er gar nicht an so etwas dachte, sich ganz ausgeglichen glaubte. Langsam ging er den Gang weiter, rauchte und dachte nach, durch den ganzen Wagen, in den nächsten und übernächsten. Da und dort schliefen Reisende, andere lasen Zeitungen oder Bücher. Im Osten begann es hell zu werden. Er wollte mit sich allein sein. Bis zum letzten Wagen kam er, sah eine Weile der Flucht der Schienen in die endlose Perspektive zu und zündete noch eine Zigarette an. Irgendwo auf seinem Weg trat er in einen Waschraum, kämmte sich und wusch sich die Hände. „So ein netter

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Kerl!" sagte er unvermittelt vor sich hin. Erst als der Zug wieder anfuhr, merkte er, daß er kurze Zeit gehalten hatte. Bis ihn plötzlich ein Schrecken erfaßte. War sie etwa da ausgestiegen?? Im Eilschritt stürmte er zurück in sein Abteil. Es war leer! Auf seinem Sitz lag ein Stück Papier, rasch aus einem Block gerissen. Darauf stand: „Ich mußte leider aussteigen. Schönen Dank für Ihre Gesellschaft. Silberfuchs mit weißer Pfote."

Wie vor den Kopf geschlagen kam er sich vor. Warum hatte er auch wegrennen müssen, warum hatte er sie nicht nach Namen und Anschrift gefragt, warum, warum? Er sah auf die Uhr, verglich die Zeit mit dem Fahrplan. Sie mußte in Nürnberg ausgestiegen sein. Das war alles, was er im Augenblick herausbekommen konnte. Auf einmal war er sich darüber im klaren: Die wäre es gewesen, die er bisher immer vergeblich gesucht und nie gefunden hatte. Und jetzt konnte er sie noch einmal suchen. Wer weiß, ob er sie finden würde.

In München war sein erster Gang zur nächsten Anzeigenannahme. In den meistgelesenen Nürnberger Blättern erschien darauf ein auffallendes Inserat: „Silberfuchs mit weißer Pfote! Zerknirschter Zigarettenraucher bittet um Nachricht."

Seine Hoffnungen erfüllten sich nur teilweise. Ein Pelzwarengeschäft bot ihm Silberfuchsfelle mit und ohne weiße Pfoten zu mäßigen Preisen an und eine Drogerie empfahl ihr sicher wirkendes Tabakentwöhnungsmittel. Als er schon nichts mehr erwartete, bekam er noch einen Brief. Der Umschlag enthielt ein kleines weißes Blatt, das offenbar dem selben Block entnommen war: „Knirschen Sie weiter. Auf Wiedersehen in München! Silberfuchs mit weißer Pfote." Er freute sich und fluchte. „Aber Humor hat das Mädel!" mußte er zugeben und rief Professor Schramm an, um für den Abend etwas zu vereinbaren.

Natürlich erzählte Georg Donath seine Geschichte dem Professor und bat ihn um seinen Rat.

„Hm", machte der und beschäftigte sich mit seiner ausgegangenen Virginia, „da kann man halt nix machen. Das ist Schicksal, weißt du. Es hat eben nicht sein sollen. Nächstes Jahr hättest du vielleicht Aussichten, den Silberfuchs mit weißer Pfote zu sehen. Da veranstalte ich nämlich wieder eine Ausstellung meiner Bilder. Wenn du dich rechtzeitig um den Posten als Aufseher bewirbst, müßtest du das Mädel fast sicher erwischen." Und abei grinste er ihn herzlos durch seine Brille an. Dann tat er ihm doch leid, da er fortfuhr: „Aber Spaß beiseite; vielleicht begegnest du ihr doch eher. Wie sieht sie denn aus?"

Aufmerksam hörte er zu, zündete die wieder ausgegangene Virginia noch einmal an und sagte: „Ich will mit aufpassen. So arg viele Silberfüchse mit weißer Pfote laufen ja doch nicht herum."

Eine Reihe von langen Wochen verging. Besser wurde es aber nicht mit Georg Donath. Er bekam eine Art Silberfuchsmanie, stöberte immer wieder Theatergarderoben durch, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Einmal fand er sogar einen Pelz, der eine linke weiße Vorderpfote hatte. Mit vieler Mühe ermittelte er die Besitzerin. Aber es war leider eine nette alte Dame, die sich über sein merkwürdiges Interesse für sie kopfschüttelnd wunderte.

Zum Geburtstag von Professor Schramm war er eingeladen. Eigentlich hatte er keine Lust, sagte aber dann doch zu. Als er seinen Mantel in der Diele an den Haken hängte, sah er auf der Stange einen Silberfuchspelz mit weißer linker Vorderpfote liegen. Georg Donath ließ den Professor ohne Glückwunsch stehen und raste ins Atelier. Da saß die lange gesuchte Besitzerin am Kaffeetisch, netter noch, als er sie in Erinnerung hatte und lachte ihn an.

„Warum hast du mir nicht gesagt, daß das deine Nichte ist?" fragte er ihn nachher.

„Weil ich nicht wissen konnte, daß sich Irmelin inzwischen einen solchen Pelz gekauft hatte", erklärte der Professor das Rätsel und ergänzte: „Sie hat die ganze Zeit gewußt, daß sie dich wieder treffen wird, weil du ihr ja erzählt hattest, daß wir miteinander befreundet sind und uns öfter treffen. Es war gar nicht notwendig, daß sie dir gleich damals erzählte, daß sie meine Nichte ist."

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Es war zur Zeit der Brüningerlasse. Auch von meinem schmalen Gehalt war ein guter Teil gestrichen worden. Betroffen ging ich nach Hause. Ich vermißte in meinem möblierten Zimmer meinen möblierten Tisch. „Wo ist er?"

„Er ist heute gestrichen worden." „Was? Er auch?"

In einem diskreten Winkel hinter der Ferme lag der hölzerne „Einmann-Bunker", der ebenso diskreten Zwecken diente. Vor ihm waren alle gleich, Offizier wie Schütze. Auch Doktor B., der Truppenarzt. Der lehmige Weg, der zum Häuschen führte, verschluckte das Geräusch der Schritte. Die Töne im Innern des Häuschens drangen durch die Ritzen der Brettertüre.

Doktor B. wartete also vor dem Häuschen. Nach einer Weile ließ sich eine Stimme aus dem Innern in unverfälschtem Wienerisch vernehmen:

„Nimm i 's a so, is z' dünn!"

Ein Papierchen raschelte, dann erhob sich die Stimme wieder.

„Moch i 's a so, is' z' kla."

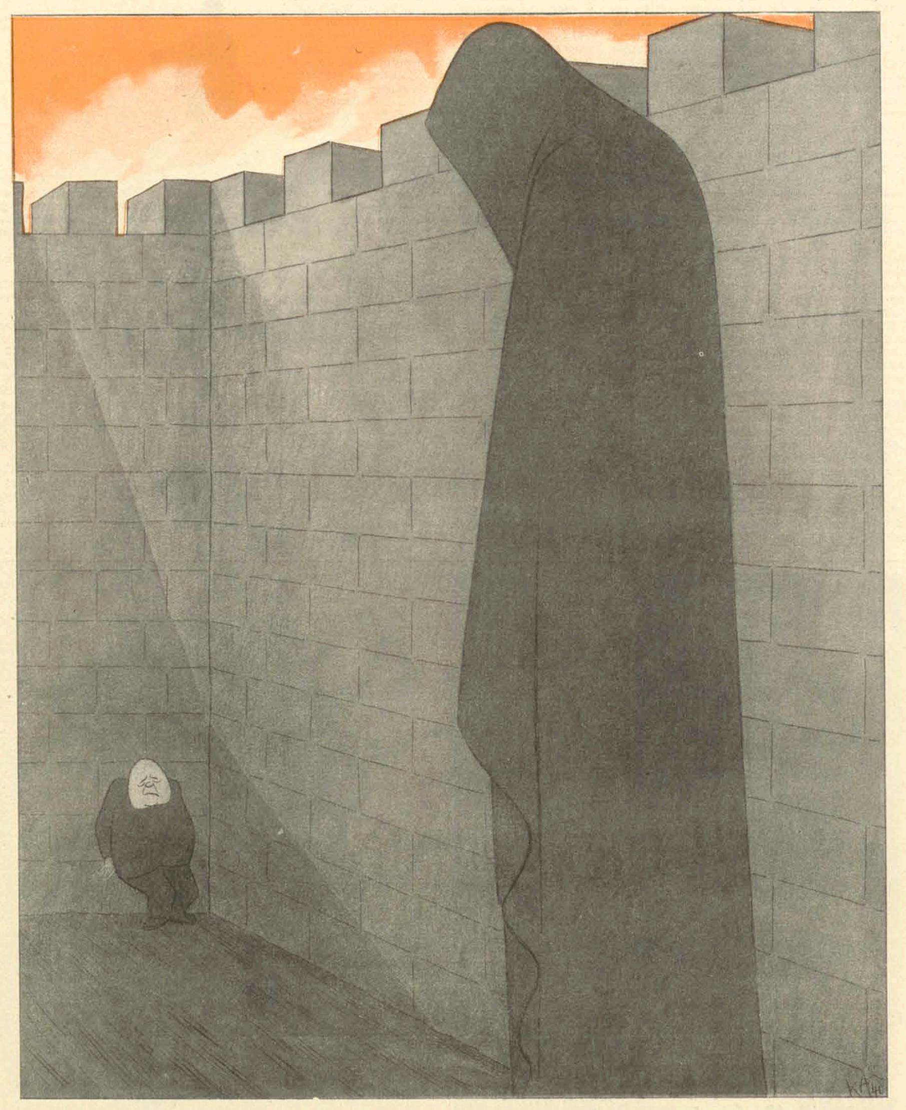
Darauf kurz entschlossen: „Jatz moch i's a so!"

Stärkeres Papiergeraschel. Nach einer betrachtenden Weile:

„I hob ma 's ja eh denkt, daß a so kimmt wia i gsogt hob!"

Das Verhängnis naht

(Karl Arnold)



„Du hast Englands Schicksal bestimmt, Mister Churchill, nun hilft kein Lügen mehr!“

Il destino s'appressa: "Tu, Mister Churchill, hai deciso del destino d' Inghilterra; ed ora la menzogna non serve più!„

Le châtiment approche: „Tu as fixé le sort de l'Angleterre, Mister Churchill, aucun mensonge ne pourra plus la secourir!"

München, 16. Oktober 1940
45. Jahrgang / Nummer 42

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der rote Hahn über London

(Erich Schilling)



„Darf ich Ihnen Feuer anbieten, Mr. Churchill?"

Fuoco e fiamme su Londra: "Permettete, Mr. Churchill, che Vi offra un po' di fuoco?„

L'aube rouge sur Londres: „Puis-je vous offrir du feu, Mr. Churchill?"



Kriegserklärer Chamberlain: „Das demokratische System erlaubt es uns, die Verantwortung abzulegen, wenn sie nicht mehr tragbar ist!"

Chamberlain banditore di guerra: "Il sistema democratico permette che ci sbarazziamo della responsabilità, qualora non siamo più in grado di portarla!„

Chamberlain déclare la guerre: „Le système démocratique nous permet de réfuter toute responsabilité, quand celle-ci devient intolérable!"

EINE NACHT IM HOTEL

VON P. WESTERGAARD

Ich wohnte einmal eine Nacht im Hotel. Aber ich konnte keinen Schlaf finden, obwohl ich sonst zu Hause wie ein Murmeltier zu schlafen pflege. Das geht mir immer so im Hotel, daß ich die ganze Nacht wach liege. Nun ja, wir alle haben wohl unsere kleinen Eigentümlichkeiten. So kannte ich beispielsweise einen freundlichen alten Herrn, der keine Fischklöße in Kapern essen mochte, ohne dabei Watte in den Ohren zu haben.

Kurzum, ich lag also in meinem Hotelzimmer und konnte nicht einschlafen. Die Uhr schlug eins, die Uhr schlug zwei. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich in die Dunkelheit. Schließlich hielt ich es nicht länger aus, sondern stand auf und knipste Licht an. Dicht neben der Tür befand sich ein Klingelknopf, ich drückte darauf. Prompt erschien der Nachtportier. Er sah recht verschlafen aus. „Der Herr haben geklingelt!"

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie in Ihrer Nachtruhe störte", sagte ich, „aber es fiel mir ein — als ich hier so lag, — daß ich, als ich gestern abend auf mein Zimmer ging, ja ganz vergaß, Ihnen eine ‚Gute Nacht' zu wünschen. Ich bin nämlich ein höflicher Mensch. Ich bedauere das Versäumnis sehr und möchte wiedergutmachen, was ich da angerichtet habe. Darum — gute Nacht." Der Portier schaute mich etwas verdutzt an, dann entfernte er sich kopfschüttelnd.

Gleich darauf klingelte ich abermals nach ihm. Er erschien — nach einer guten Weile.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie abermals heraufbemühte. Wie Sie wissen, verlieh ich vorhin meinem Bedauern Ausdruck über meine begangene Unhöflichkeit. Inzwischen aber ist mir eingefallen, daß ich ja erneut einen Mangel an Kinderstube habe erkennen lassen. Ich rufe Sie mitten in der Nacht zu mir herauf, ohne Sie dabei für Ihre Mühe zu entschädigen. Dafür sollen Sie zwei Kronen haben. Bitte schön."

Der Portier zögerte. „Falls es dem Herrn vielleicht nachher noch einfallen sollte, daß er mir zu wenig gab, wäre es doch das beste, wenn ich sogleich noch etwas bekäme."

„Sie haben recht", erwiderte ich. „Hier haben Sie noch drei Kronen dazu."

„Danke", sagte der Portier — und verschwand.

Ich sah auf die Uhr. Es war halb drei. Gott sei Dank, auf diese Weise war die Zeit ein wenig schneller vergangen. Doch was konnte ich nun anstellen?

Das Zimmer hatte zwei Türen. Die eine führte auf den Korridor hinaus, während die andere zum Zimmer nebenan gehörte. Ich klopfte dreimal hart gegen die letztere.

„Wer ist das?" fragte eine sehr verschlafene Männerstimme.

„Der Portier. Aufstehen, die Uhr ist acht!"

Ich hörte den Mann mit einem Satz aus dem Bett fahren.

„Ich bat Sie doch ausdrücklich, mich um halb acht zu wecken", schimpfte er. „Jetzt ist es bereits acht, in zwölf Minuten geht mein Zug."

Der Mann nebenan entwickelte eine erstaunliche Emsigkeit. Er jagte in seinem Zimmer hin und her, plantschte in dem Waschbecken und rumorte mit den Koffern. Ich hörte ihn alsdann die Tür aufreißen und im Sturmschritt den Korridor entlang- und die Treppe hinunterrennen. Aber gleich darauf kam er wieder, festen Schrittes und gefolgt von dem Portier, der sich zu bemerken erlaubte, daß der Herr das ganze wohl nur geträumt haben mochte, denn es sei nachts dreiviertel drei. Ich hörte den Mann wieder ins Bett steigen. Doch nun war die Reihe an ihm, nicht schlafen zu können. Ruhelos wälzte er sich von der einen Seite auf die andere. Seine Schlaflosigkeit aber mitanhören zu müssen, das machte mich müde und so schlief ich sehr bald ein und erwachte erst spät am Vormittag.

Jawohl, es läßt sich in einem Hotel durchaus sehr gut schlafen. Man muß sich bloß das richtige Schlafmittel zu verschaffen wissen.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Werner Rietig)

AUFMERKSAM

In unserer Gegend nennt man den Samstagvormittagschnellzug — Busserlzug. Und zwar deshalb, weil er während der Urlaubszeit die Herren Strohwitwer in die weekendsehnsüchtigen Arme der auf Sommerfrische weilenden Gattinnen führt.

Sonntag sieht man dann nur zärtliche Ehepaare im lieblichen Grün lustwandeln und Montag — wenn die Männer wieder abgereist sind — tauschen die Damen mittags ihre Erlebnisse aus.

„Ach nein", sagte meine Tischnachbarin, eine schlanke Brünette, die in Begleitung des Herrn Gemahls sommerfrischte und nie ohne ihn zu sehen war, zu einer üppigen Blonden, „was Sie sagen. Diesen wundervollen Ring hat Ihnen Ihr Gatte mitgebracht. Das finde ich aber riesig aufmerksam."

„Na ja", antwortete die üppige Blonde gleichgültig, „ich hab mich schon daran gewöhnt. Immer, wenn er ein Abenteuer hinter sich hat, reagiert er mit solchen Geschenken die Gewissensbisse ab. Du liebe Zeit, ich weiß ja gar nicht, wohin mit dem vielen Schmuck! Kauft Ihnen der Herr Gemahl keinen Schmuck?"

„Mein Mann?" Die Brünette verzog verächtlich den Mund. „Der geht ja keinen Schritt allein. Sie sehen ja, daß er sogar hier unentwegt an meiner Rockfalte hängt! Aber — wissen Sie — wir werden alles daransetzen, daß er sich mit Ihrem Mann befreundet!"

Karl Breslauer

*

DAS BUCH

Berta kam in eine Buchhandlung.

„Ich möchte ein Buch für einen Kranken."

„Etwas Religiöses?"

„Nein. Es geht ihm schon besser."

Herbst / K. M. Schiller

Rebast, den die Traube bog,
leere Gerte nun am Rain.
Schmetterling, der lustig flog,
Wandrer träg auf Weggestein.

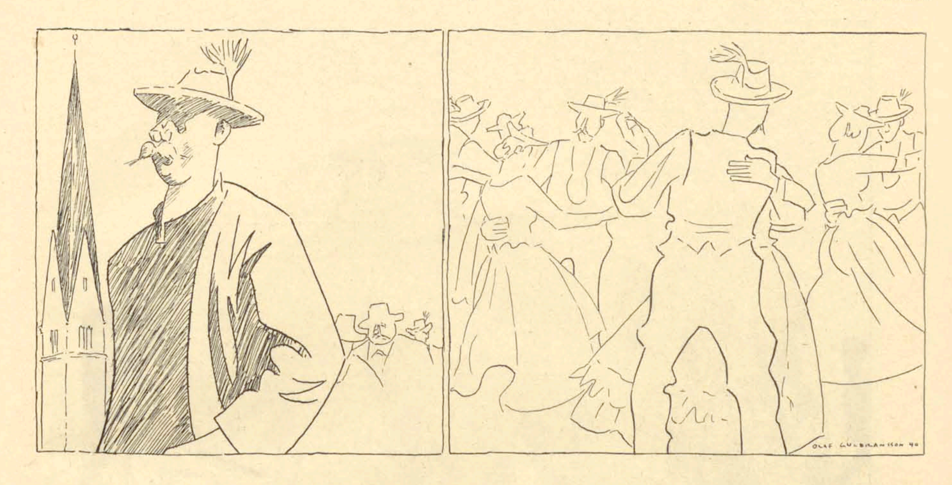
Blume, die am Rande blüht,
fahles Blütenblätterrad,
auf dem Stengel schwach und müd
schräg hinabgeneigt zum Pfad.

Haus, von froher Lieder Ton
überquellend einst ins Land,
mit verschloßnen Läden schon
und verwelkter Weinlaubwand.

Mädchen, das vom Berge steigt:
Abschied, Abschied, letztes Licht,
das sich auf den Scheitel neigt:
Liebster, warum bliebst du nicht?

Kirchweih

(O. Gulbransson)



An der Kirchweih teilzunehmen
in dem schwarzen Festtagsflaus,
schritt Herr Meyer sonder Grämen
vormittags zum Gotteshaus.

Später wob sich in die Feier
eine Gans von edlem Schnitt.
Und noch später wirkte Meyer
bei dem Tanzvergnügen mit.

Dort war's reichlich dionysig.
Bald begab sich ein Gerauf,
und ein Rohling, der nicht hiesig,
nahm es mit Herrn Meyer auf —

wobei demselben leider
große Unbill widerfuhr:
er sowohl wie seine Kleider
änderten die Grundstruktur.

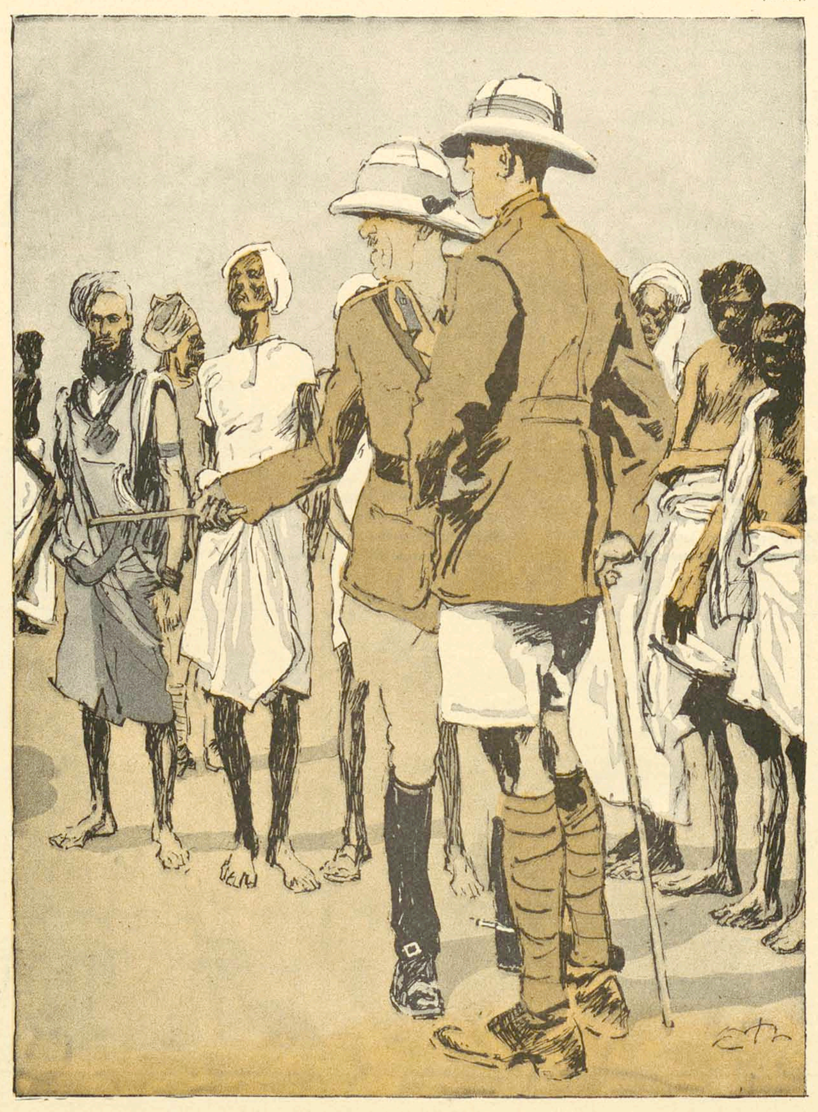
Die gerichtliche Verhandlung
sühnte, mit dem Fall befaßt,
diese strukturelle Wandlung;
denn dergleichen ist verhaßt.

Zwar bezog aus dem Gefechte
Meyer einen Nervenschock;
doch er kam zu seinem Rechte
und zu einem neuen Rock.

Ratatöskr

Musterung in Indien

(E. Thöny)



„Dieser Mann eignet sich für die Verteidigung Londons, er kann barfuß auf Glasscherben laufen!"

Leva militare nelle Indie: "Quest' uomo è abile alla difesa di Londra; può correre a piedi nudi sui cocci di vetro!„

Recrutement aux Indes: „Cet homme est propre à la défense de Londres, il peut courir pieds nus sur les débris de verre!"

Der sicherste Weg

(R. Kriesch)



„Siehst du, Elsie, wenn ich so 'nen schicken Hut hätte, fände ich bestimmt auch mal 'nen reichen Freund!"
„Umgekehrt ist sichrer, Käthe: erst 'nen Freund, dann kommen so Hüte von selber!"

La via più sicura: "Vedi, Elsa, se avessi un cappello così 'schick, troverei anch' io di certo un ricco amico!,, — "All' opposto, Catina: la via più sicura è di avere prima un amico e poi i cappelli vengono da sè!,,

Le plus sûr moyen: „Vois-tu, Elsie, si j'avais un aussi chic chapeau, je trouverais certainement aussi un riche ami!" — „Le contraire est plus sûr, Käthe: d'abord un ami, ensuite les chapeaux viendront d'eux-mêmes!"

Trauriges Erlebnis eines Buchverlegers

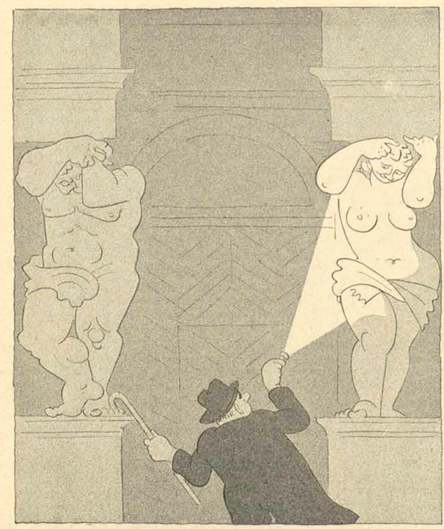
Von Jo Hanns Rösler

In der Schwarzwälder Weinstube traf ich meinen Freund, den Verleger P. Er hatte sich in wenigen Jahren einen namhaften Buchverlag aufgebaut, dem jungen Verlag Geltung und seinen Autoren Erfolg verschafft. Gewiß, auch Glück mag wohl dabei gewesen sein, gerade die Bücher zu verlegen, die sprunghaft hohe Auflageziffern erreichten, unter ihnen auch der Band eines Humoristen, der bisher noch keinen Bucherfolg aufzuweisen hatte. Er hatte das Manuskript unter günstigen Bedingungen erwerben können und heute lag das Buch in der hundertsten Auflage vor. Wir sprachen gleich davon. „Ich gratuliere dir zu diesem Erfolg, Paul!" sagte ich.
Er winkte verzweifelt ab. „Ein Erfolg? Ein Irrsinn! Das Buch ruiniert mich!"
„Wie kann ein Erfolg dein Schaden sein?" fragte ich überrascht.
Er sah mich schmerzlich an.
„Du kennst die Humoristen nicht!", stöhnte er verzweifelt, „das sind Wölfe im Schafspelz! Denen ist ein anständiger Verleger nicht gewachsen!"
Ich schwieg. Ich sah es ihm an, daß er mir sein Leid klagen würde. Und er begann, indem er starr auf die Tischplatte schaute.
„Eines Tages kam ein junger Mensch zu mir. Er erzählte, daß er einen lustigen Roman geschrieben habe, und bat, ob ich ihn nicht einmal durchlesen wolle. Die bescheidene, ja fast schüchterne Art, in der er sein Anliegen vorbrachte, nahm mich sofort für ihn ein. Ich las das Buch. Es gefiel mir. Ich machte dem Verfasser das übliche Angebot. Er nahm freudig, dankbar, ja fast mit Tränen der Rührung meinen Vorschlag an. ‚Wie wird sich mein Mütterchen freuen!' sagte er. Da es gerade um die Mittagsstunde war, lud ich ihn ein, hier in dieser Weinstube mein Gast zu sein. Er zierte sich anfänglich ein wenig, war aber bald lustig und guter Dinge, vorbildlich höflich und aufmerksam, er goß mir den Wein ein, er hob mir die Serviette auf, kurz, er war so, wie wir Verleger uns unsere Autoren erträumen. Aus der ersten Flasche Wein wurde die zweite und bei der dritten Flasche schlossen wir Freundschaft. Der Freund will unterhalten werden. Mein junger Autor hatte tausend Scherze auf Lager, schließlich war er ja auch

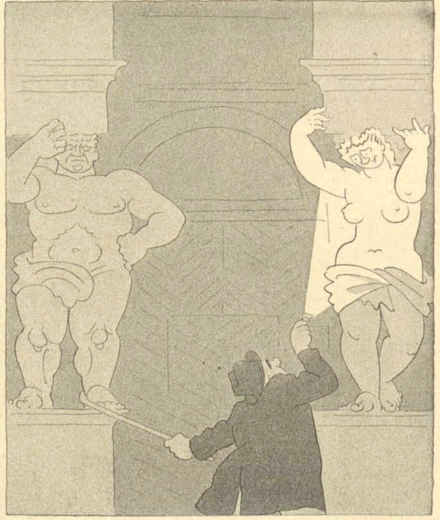
Monumentalplastik

Plastica monumentale
Plastique monumentale

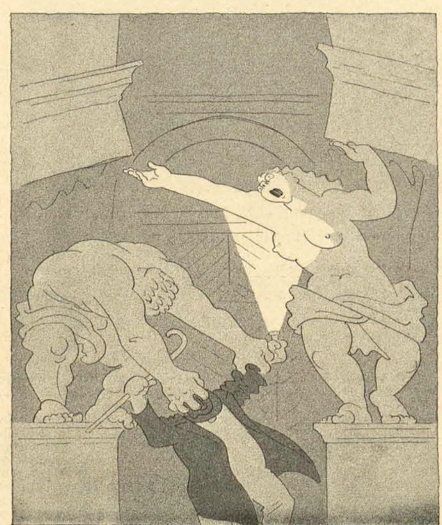
(Fr. Blek)



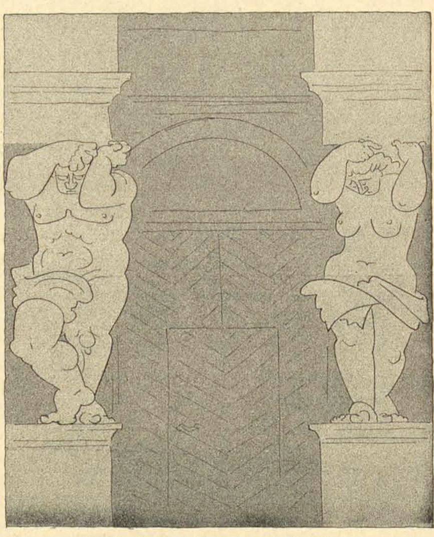
„Donnerwetter!"
"Corpo di Bacco!„
„Sacré bonsoir!"



„Fabelhafte Formen!"
"Che magnifiche forme!„
„Quelles fabuleuses formes!"



„Das geht dich einen Dreck an!"
"Ciò non ti riguarda un fico secco!„
„Qu'est-ce que ça peut te fiche!"



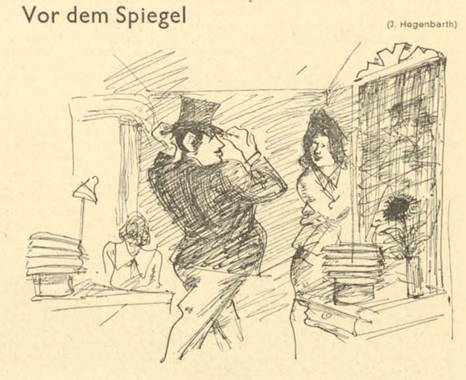
„Na, pack' mers wieder!"
„E ora ripigliamo!"
„Allez, on rempoigne!"

ein Humorist, sprühte von Witz und war voll heller Begeisterung über meine spärlichen Einfälle. Plötzlich fragte er: ‚Können Sie knobeln, teurer Verleger?' Er zeigte mir mit dem harmlosesten Gesicht den Scherz vom Stein, Papier und der Schere. Da muß man dreimal schnell mit der Hand auf das Knie schlagen und dann eine Figur machen. Die Faust ist der Stein, die flache Hand das Papier und drei ausgestreckte Finger die Schere. Das Papier wickelt den Stein ein, die Schere zersplittert an ihm, schneidet aber ihrerseits wieder das Papier. Ich kannte es nicht. Der Scherz gefiel mir. Wir Männer sind ja wie Kinder. Und wir begannen zu knobeln. Zuerst umsonst und aus purem Vergnügen, dann um eine Zigarre, um einen Schnaps, später um den Kaffee. Mein junger Freund tat mir leid. Er verlor jedesmal. Ich bewunderte seine Haltung. Er verlor mit Anstand. Ich gewann ihn immer lieber. Er war wirklich ein reizender Mensch. Und dieses freundliche, ehrliche, offene Gesicht, das er mir immer zuwendete! Als wir nichts mehr auszuraten hatten, kam mir der unglückselige Gedanke, ihm weitere Freiexemplare seines Buches oder weniger als Siegespreis anzubieten. Er zögerte. Nein, sagte er, das sei ihm heilig und das möchte er nun nicht gern aufs Spiel setzen. Ich muß gestehen, das gefiel mir wieder von ihm. Aber ich war schon so im Spiel darin, daß ich nicht nachließ und ihm die Unbedenklichkeit meines Vorhabens einredete. Er biß nicht an. Nein, sagte er, nein, das ist ein anderes Kapitel. Höchstens — — Höchstens?, fragte ich neugierig. Er antwortete: ‚Ich habe vierzig Pfennige Honorar am Buch. Wie wäre es: fünf Pfennige hinauf oder fünf Pfennige hinunter? Entweder bekomme ich fünfundvierzig oder nur fünfunddreißig?' Ich ging darauf ein, ich heiliger Sebastian! Er sah mich auch so freundlich an, mein junger Autor, er legte seine Hand auf sein Herz, wurde feuerrot im Gesicht und erklärte, daß er vor Herzklopfen die Entscheidung noch hinausschieben müsse, denn eigentlich sollte man darum nicht spielen, es gehe um die Arbeit und die Arbeit sei heilig. Wir knobelten. Er fiel fast vor Freude vom Stuhl, als er gewann. Dankbar schüttelte er mir die Hand. Ich bat um Revanche. Er gab sie mir. Aus Dankbarkeit, sagte er, aber nicht gern. Und wenn es schon sein muß, dann lieber gleich um zehn Pfennige, damit dann endgültig Schluß des grausamen Spieles sei. Wir holten aus. Eins, zwei, drei! Ich machte eine Schere, er die Faust, den Stein. Ich hatte verloren. Jetzt regte sich mein verlegerisches Gewissen. Fünfundfünfzig Pfennige nahm mir jede Verdienstchance an dem Buch. Mein Humorist sah das ein. Er bot mir von sich aus freiwillig eine Revanche. Diesmal um den ganzen Gewinn. Ich verlor. Ich verlor noch und noch. Als wir aufstanden, mußte ich ihm vom verkauften Buch vier Mark Honorar zahlen und ich bekam selbst nur zwei Mark dafür. Kannst du dir ausrechnen, Johannes, was das bei einer Auflage von hunderttausend bedeutet?" Ich teilte stumm seinen Schmerz.

„Und dein junger Autor?", fragte ich dann, „was macht er jetzt?" Der Verleger sagte es leise, als schäme er sich: „Er schreibt keine Bücher mehr. Er ist wieder zum Varieté gegangen, wo er schon früher als Zauberkünstler war und durch seine gewaltige Fingerfertigkeit einen berühmten Namen hatte."

Vor dem Spiegel

(J. Hegenbarth)



„Ein sehr schöner Hut, mein Herr, der macht so jugendlich."
„Bin ich, Fräulein, bin ich!"

Davanti allo specchio: "E un bellissimo cappello, signore, che fa molto giovanili,, — "Ma io lo sono, signorina, lo sono!,,

Devant la glace: „Un très beau chapeau, Monsieur, et qui fait si jeune!" — „Mais je le suis, Mademoiselle, je le suis, voyons!"

BODENKRAM

VON BRUNO WOLFGANG

Auf Schloß Pleschitz, nicht mehr weit von der polnischen Grenze, hauste Herr v. Perkau. Es war ein kleines, altes Schloß, in einem großen Park zwischen riesigen Bäumen, in stillem Dornröschenschlaf versunken. Eine uralte Lindenallee führte an einem dunklen Teich vorüber in ein kleines slowakisches Dorf, das nur wenige Häuser zählte. Das Schloß war ehedem ein Kloster gewesen und die Zeit hatte ihm übel mitgespielt. Der letzte Schloßherr mußte sich damit begnügen, da und dort zu flicken und zu bessern, wo es sich gerade am nötigsten erwies.

Er war ein alter Mann, schon über sechzig, hatte weder Frau noch Kind und war in seiner Einsamkeit ziemlich weltfremd geworden. Nur zur Zeit der Jagden kamen ein paar Gäste und fuhren wieder fort. Dann lebte er wieder in seine Erinnerungen eingesponnen im gleichmäßigen Wechsel der Tage. Es war ein Erlebnis, als der Dachstuhl schadhaft zu werden begann und Ausbesserungen sich als unumgänglich notwendig erwiesen.

Es war noch Zeit bis zum Frühherbst, da die Arbeiten durchgeführt werden sollten. Inzwischen konnte der Dachboden freigemacht und gesäubert werden. Das war für den Schloßherrn eine willkommene Zerstreuung. Schon seit Jahrzehnten hatte er sich vorgenommen, den seit zweihundert Jahren angesammelten Bodenkram einmal gründlich durchzusehen und zu sortieren. Er stieg über die staubbedeckte Bodentreppe hinauf. Marja, die alte, aber immer noch flinke Magd, mußte eine Dachluke öffnen, ein uraltes Fauteuil in die Mitte des Gerümpels schieben und auf diesem nahm der Herr Platz, einen alten Reitstock in der Hand, den er unter einem Kasten hervorgezogen hatte. Mit diesem deutete er zunächst auf einen riesigen Kasten, den Marja, das fette Knie anstemmend, mit Mühe öffnete. Er war mit uralten Akten gefüllt, die noch aus der Zeit stammten, da der Gutsherr die Gerichtsbarkeit über die umliegenden Dörfer ausgeübt hatte. Da gab es zahllose Prozesse wegen Wiesen, Äckern und Grenzsteinen, Wirtschaftsverrechnungen und unzählige Verlassenschaftsabhandlungen nach ehemaligen Untertanen, Männlein und Weiblein, die ihr bescheidenes Leben durch einen bescheidenen Tod in Ehren beschlossen hatten. Alles zu lesen war unmöglich. Deshalb wählte Herr von Perkau einen besonders guterhaltenen Akt aus und legte ihn beiseite, um ihn abends in Muße durchzulesen. Den Rest verdammte er zur Papiermühle.

Ähnlich erging es ihm mit einer großen Kiste alter Briefe. Von diesen behielt er schließlich nur einen sorgfältig verschnürten und versiegelten Pack von Briefen. In einer alten Klavierkiste fand sich allerlei Theatermaterial, Federhüte, Halskrausen, Handschuhe, Ritterhelme und dergleichen. Von hier nahm er einen goldenen Schuppenpanzer, der offenbar einst die zierliche Gestalt einer Jungfrau von Orleans umhüllt hatte, und das schön geschriebene Manuskript eines Trauerspieles „Verratene Liebe" von Ottokar Hornau. Das war genug für den ersten Tag. Er hieb noch einmal mit dem Stock auf den Berg, den Marja aufgetürmt hatte und sagte: „Nimm dir davon, was du brauchen kannst, das andere schaffe in den leeren Hühnerstall. Das Papier wird der Mann von der Papierfabrik holen."

Abends beim Schein der Lampe vertiefte er sich in die gefundenen Schätze. Der Prozeßakt stammte aus dem Jahre 1819. Simon Hadina kämpfte gegen Jan Stursa um die Podles-Wiese, von der beide behaupteten, daß die Wiese seit urdenklichen Zeiten ihren Vätern gehört habe. In vielen untertänigen Worten wurde die hohe Obrigkeit um Gerechtigkeit angefleht. Die Entscheidung war leider den Mäusen zum Opfer gefallen und vermodert wie die Menschen, die einst so hitzig stritten.

Nachdenklich legte er den Akt beiseite und griff zu dem Paket Briefe. Alle waren mit „Innigstgeliebte Anna" überschrieben und unterzeichnet mit „Ewig und unwandelbar Dein treuer Rudolf". Nicht ohne Wehmut las er die Ergüsse einer flammenden Leidenschaft. Wie kamen diese Briefe in den Bodenkram? Richtig, jetzt fiel es ihm ein. Vor vielen Jahren hatte sie ihm sein Freund Rudolf Seydler zur Aufbewahrung übergeben, ehe er seine abenteuerliche Afrikareise antrat. Seine Frau hieß Anna. Das traf sich ja ausgezeichnet. Da konnte er ihm demnächst ein hübsches Angebinde zur silbernen Hochzeit senden.

Nun, und der goldene Schuppenpanzer war auch eine schöne Erinnerung, die aus dem dunklen See der Vergangenheit auftauchte. Frau von Ogonski, damals noch ein Mädchen von siebzehn Jahren, hatte die Jungfrau von Orleans gespielt. Alle männlichen Darsteller, Karl der Siebente, Philipp der Gute, Lionel und Montgomery, ja selbst der Erzbischof von Reims waren in sie verliebt gewesen und hatten, ihre Rollen kläglich herunterstotternd, mit den Augen den Panzer der Jungfrau hilflos abgetastet, um einen Weg zum Herzen der Angebeteten zu erspähen. Er selbst hatte nur den „andern Landmann" gegeben. Aber er erinnerte sich noch gut, wie er von heftigem Herzklopfen befallen, nur ein undeutliches Gemurmel hervorbrachte. Seit der Hochzeit hatte er sie nicht mehr gesehen. Nein, er mußte sie wieder einmal besuchen. Die goldene Jugenderinnerung bildete den besten Anlaß.

Und das Trauerspiel des lieben, alten, längst verstorbenen Ottokar? Er war freilich kein Dichter gewesen, aber ein angesehener Statthaltereirat, den seine heimliche Liebe zur Dichtkunst über das trockene Beamtentum hinaushob. Ja, dieses Manuskript mußte er gelegentlich dem Sohne Ottokars zurückstellen. Neues Leben erwachte aus dem Bodenkram. Herr v. Perkau dachte mit heimlicher Befriedigung daran, wie er nun ein Füllhorn von Freude über die graue Welt ausstreuen werde.

Im Bett sann er über die Streitsache Simon Hadina und Jan Stursa nach. Er hätte gerne die Erledigung gewußt. Die Podles-Wiese stand noch in alten Karten und es lebten auch noch Nachkommen der Streitparteien. Der Bauer Michael Hadina hatte drei Kühe und lebte recht gut. Sein Nachbar Josef Stursa war ein armer Kleinhäusler geblieben, wie es wahrscheinlich auch sein Urahne gewesen war. Er ging vormittags hinüber und traf die beiden Nachbarn gerade in friedlichem Gespräch. Als ihnen der Gutsherr von dem Streit ihrer Vorväter erzählte, hörten sie aufmerksam zu und erwiderten nach ihrer Gewohnheit nichts. Sie schienen von der ganzen Sache nichts zu wissen. Herr von Perkau lobte ihre gute nachbarliche Verträglichkeit, dann ging er wieder. Die Menschen waren doch besser geworden seit hundert Jahren.

Dann begab er sich wieder in sein Zimmer, verpackte das Trauerspiel sorgfältig und schickte es mit einigen freundlichen Begleitworten an Herrn Berthold Hornau, Bankbeamten in Prag. Die Briefe wickelte er in rosa Seidenpapier, band eine ebensolche Schleife herum und schrieb dazu: „Lieber alter Freund, herzliche Gratulation zu Eurem schönen Feste und eine kleine Überraschung aus der Rosenzeit von Eurem alten Fritz." Und nun war noch das Beste übrig, der Harnisch der Jungfrau von Orleans. Diesen beschloß er selbst zu überbringen. Er ließ einspannen und fuhr zwei Stunden hinüber zu Frau v. Ogonski.

Knirschend fuhr der Wagen über den Kies vor dem Herrenhause. Er stieg aus, die Hausfrau kam gerade aus dem Park. Und nun empfand Herr von Perkau das, was vermutlich ein Ozeanschiffer empfinden würde, wenn ihm an der amerikanischen Küste plötzlich die Freiheitsstatue über Long Island entgegengewandelt käme. Das zierliche Püppchen, das als Fräulein Irene immer noch ein lichtes Kämmerlein im Hause seiner Erinnerungen bewohnte, wurde vom Schlage gerührt und war auf der Stelle tot. Frau Ogonski überragte ihn um Haupteslänge, ihre Oberlippe trug einen dunklen Schnurrbartanflug, und der Harnisch der Jungfrau von Orleans hätte ihr auch als Beinschiene nicht mehr gepaßt. Alles an ihr war ungeheuer, ihre Gestalt, ihre Stimme und ihre Gastfreundschaft. Sie lud Herrn v. Perkau sofort zu einem Riesengabelfrühstück ein, Batterien von Schnäpsen fuhren auf, denn seit dem Tode ihres Mannes trank Frau v. Ogonski gern. Sie rauchte auch Zigarren und nötigte Herrn v. Perkau gleichfalls zu rauchen, soweit ihm das Essen hiezu Zeit ließ. Der kalte Schweiß trat auf seine Stirn. Er beschloß, noch vor dem Mittagessen abzureisen. Aber das war unmöglich. Es waren bereits zwei Truthähne, ein Hase und ein Dutzend Rebhühner geschlachtet und geschmort. Er mußte über Nacht bleiben. Und dann ging die Sache wieder von vorn an. Sie ließ ihn nicht fort. Der Besuch dauerte eine volle Woche. Dann ergriff er die Flucht.

Als ihn der Kutscher wie einen Schwerkranken aus dem Wagen hob, stand schon der Bauer Josef Stursa da, untertänig den Hut in der Hand. Er bat Herrn v. Perkau um seine Unterstützung in dem Prozeß, den er gegen seinen Nachbarn Michael Hadina begonnen hatte. Denn er hatte bei allen alten Leuten herumgefragt und erhoben, daß Hadina die Podles-Wiese gänzlich zu Unrecht besitze und daß diese himmelschreiende Ungerechtigkeit, die ihm, Josef Stursa, schon seit vielen Jahren das Leben verbittere, endlich beseitigt werden müsse. Eine Stunde später kam Michael Hadina und ersuchte um Verhaftung des Stursa wegen unberechtigter Ansprüche und gefährlicher Drohung.

Auf dem Schreibtisch lag ein Brief: „Lieber Freund! Vielen Dank für Deine freundlichen Glückwünsche, die mich noch viel mehr gefreut hätten, wenn die unseligen Briefe nicht beigelegen wären. Die betreffende Anna war nämlich nicht meine Frau und mir hätte am Tage meiner silbernen Hochzeit nichts Unangenehmeres passieren können, als daß diese Briefe meiner Frau in die Hände fielen. Sie ist sehr eifersüchtig und ich werde Mühe haben, ihr Mißtrauen bis zur goldenen Hochzeit zu beseitigen. Ich bitte Dich sehr, wenn Du wieder einmal irgendwelche Überraschungen vorhaben solltest, Dich lieber doch vorher mit mir in Verbindung zu setzen. Dein ergebener Rudolf."

Seufzend legte Herr v. Perkau den Brief weg. Nachmittags, während sich gerade die Bauern Stursa und Hadina auf dem Hofe prügelten, traf ein Besuch ein. Es war Berthold Hornau, der vor kurzem abgebaut worden war und nun durch das Theaterstück auf den Gedanken gebracht worden war, ein literarisches Büro zu gründen. Er bat nur um einen kleinen Vorschuß von Fünftausend fürs erste und erbot sich, Kammern und Keller nach literarischen Schätzen zu durchforschen. Er blieb zwei Monate, nur so lange, bis die Hypothek eingetragen war, die Herr v. Perkau aufnehmen mußte, um ihm wenigstens Dreitausend zu geben. Die Karlsbader Kur, die durch den Besuch bei

Alter Soldatenfriedhof im Herbst

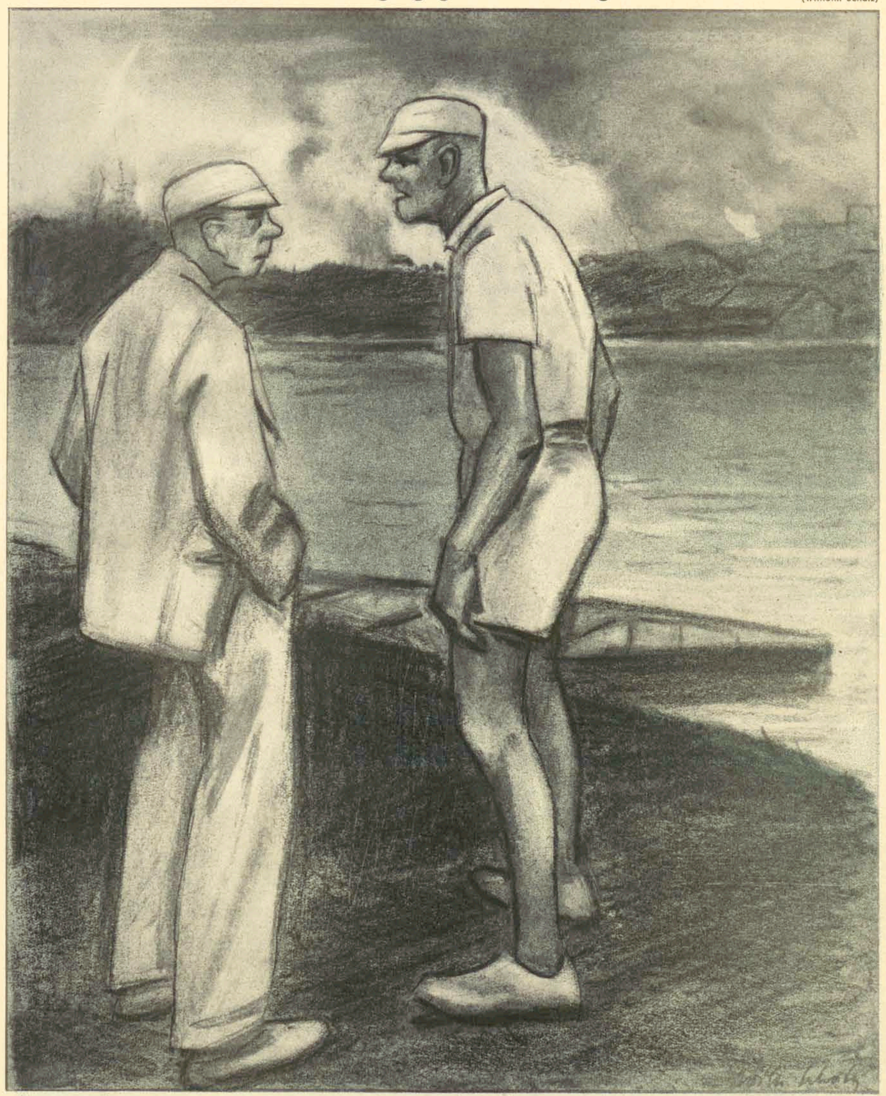
Von Fritz Knöller

O Tropfenfall des nahen Winters!
O Nebelweg, o Vogeltod!
Schon lange schweigt des Sommers Stimme,
und das Gestirn verhüllt ein Nebel grau,
dichter Tag für Tag,
und aus dem Mark der Erde
haucht es Nacht für Nacht erkaltend.

Versunkne Gräber, edle Mäler,
verschüttet in dem Laub vom Herbst,
ihr längst zerfallnen Leiber
unter Wurzeln stumm,
ihr Bäume hoch darüber,
Wolkenhaar ums Haupt,
ihr Seelen, längst verschieden,
schattenschwebend — —
im Himmel fern ein glänzend Licht
euch allen ist entzündet,
und donnernd tönt,
unhörbar unserer Erde,
des Ewigen Schritt.

Cambridge gegen Heidelberg

(Wilhelm Schulz)



„James, ich habe das Gefühl, es wäre doch besser gewesen, wir wären bei unserem Wettkampf gegen Oxford geblieben, als uns mit Heidelberg einzulassen!“

Cambridge contro Heidelberg: "James, ho l' impressione che sarebbe pur stato meglio se fossimo rimasti alla nostra gara contro Oxford, anzichè impegnarci con Heidelberg.„

Cambridge contre Heidelberg: „Vois-tu, James, j'ai le sentiment qu'il eût été préférable de nous en tenir à la lutte contre Oxford, au lieu de nous engager contre Heidelberg!“

Der alte Praktiker

(Karl Arnold)



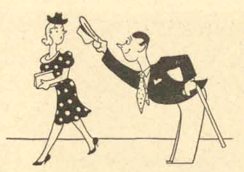
„Wie in Norwegen und Dünkirchen — ich werde mich zuletzt wieder ins Meer retten müssen!"

Il vecchio esperto: "Alla fine dovrò dinuovo, come in Norvègia ed a Dünkirchen, salvarmi in mare!„

Le vieux praticien: „Comme en Norvège et à Dunkerque — je devrai finalement me sauver en mer!"

Frau v. Ogonski nötig geworden war, mußte verschoben werden.
An dem Tage, da das Häuschen des Hadina von unbekannter Hand angezündet wurde, kam ein Brief von Hornau, in dem er behauptete, es müßten sich noch mehrere Theaterstücke von Ottokar Hornstein auf Schloß Pleschitz befinden, er möchte persönlich nachsehen kommen. — „Marja!" rief Herr v. Perkau, „geh sofort hinauf und schaffe alles, was noch da ist, unbesehen hinunter in den Hühnerstall, es wird noch heute abgeholt." Dann telegrafierte er der Papierfabrik. Am Abend dieses Tages waren alle Bodenräume und Kammern leer. Durch die geöffneten Dachluken fegte der Zugwind.
Herr v. Perkau aber saß in seinem Zimmer. Er hatte Angst vor dem Nachtmahl und gedachte des schönen, ruhigen Lebens, das er geführt hatte, ehe die Geister des Bodenkrams entfesselt worden waren. Denn den grauen Schleier des Staubes, den das Schicksal wohltätig über die vergangenen Dinge breitet, soll die unwissende Hand des Menschen niemals fortziehen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Im Kurbad Aibling, mitten während des Kurkonzertes, wartete ein junger Mann heftig vor der Damentoilette. Endlich öffnete sich die Tür und ein junges Fräulein trat heraus. Der junge Mann sprach sie sogleich an.
„Könnten wir uns nicht einmal — vielleicht heute oder morgen — am Abend — irgendwo treffen?"
Das Fräulein war peinlich verwundert.
„Ich finde den Ort der Bekanntschaft reichlich komisch!", sagte sie spöttisch. Der junge Mann stammelte: „Sie wissen ja gar nicht, wie lange ich schon auf eine passende Gelegenheit warte!"

Waldemar stand am Strande und sonnte sich. Er ließ den lieben Gott einen frommen Mann sein. Der fromme Mann kam des Weges.
„Waldemar! Ist das ein Leben?"
„Ein herrliches Leben!"
„Schon faul am frühen Morgen?" Waldemar hob den Zeigefinger.
„Ich will Ihnen einmal eine Geschichte erzählen, mein Lieber", begann er bedächtig, „da waren einmal zwei Brüder — ein fauler Bruder und ein fleißiger Bruder. Der faule Bruder faulenzte den ganzen Tag, ließ es sich gut gehen und pflegte seinen Leib. Der fleißige Bruder hingegen schuftete Tag und Nacht, rackerte sich redlich ab und hatte nach zehn Jahren hunderttausend Mark beisammen." — „Na also!" — „Abwarten, mein Lieber! Eines Tages starb der Fleißige an Überarbeitung und der Faule heiratete die Witwe."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Vorsichtige

(K. Heiligenstaedt)



„Warum ladest du mich eigentlich immer nur ein, wenn dein Mann nicht zu Hause ist, Gine?"
„Weil ich das kenne, Margit — ich war früher oft bei jungen Ehepaaren, wenn der Mann zu Hause war!"

La cauta: "Perchè, Gina, m' inviti sempre soltanto quando tuo marito non è a casa?„ — "Perchè conosco la cosa, Rita; io prima andavo spesso da giovani coppie quando lo sposo era a casa!„

Prudente: „En somme, pourquoi m'invites-tu seulement quand ton mari n'est pas à la maison, Gine?„ — "Parce que j'ai de l'expérience, Margit — autrefois, j'allais souvent chez de jeunes mariés, quand l'époux était présent . . .!"

München, 23. Oktober 1940
45. Jahrgang / Nummer 43

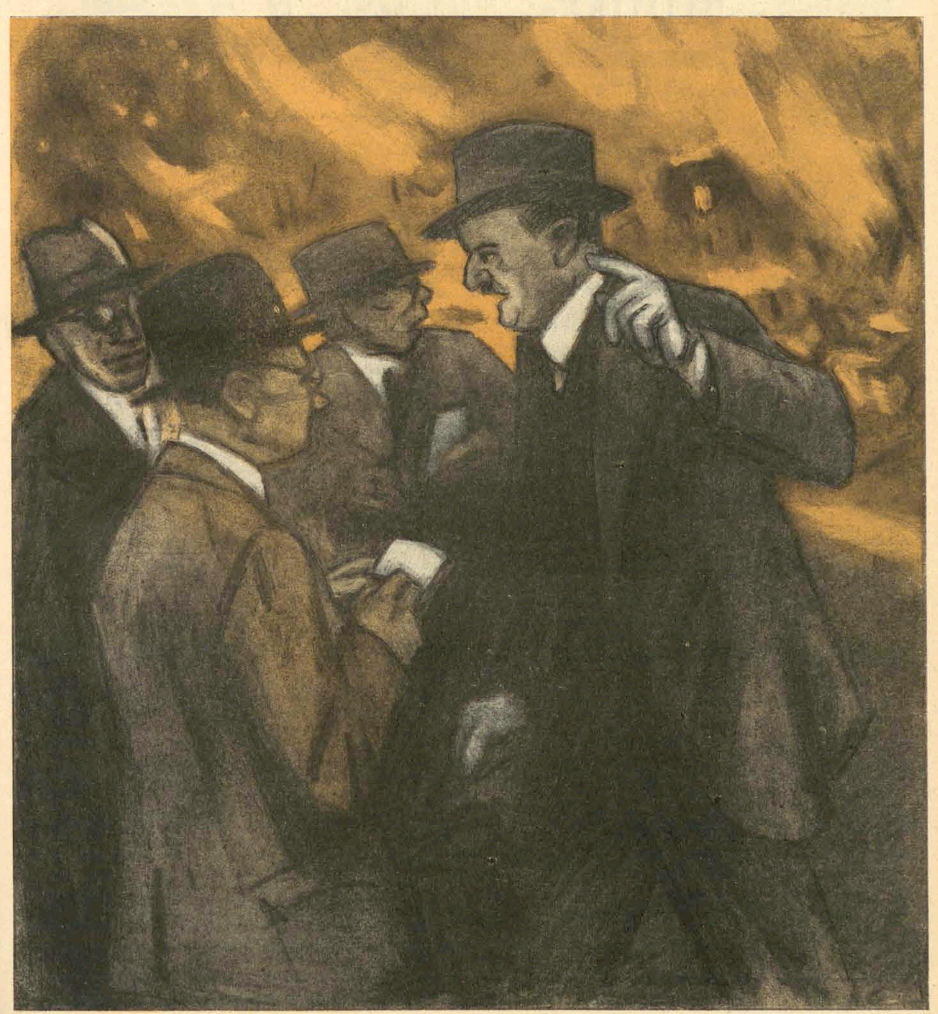
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Macht der Gewohnheit

(Wilhelm Schulz)



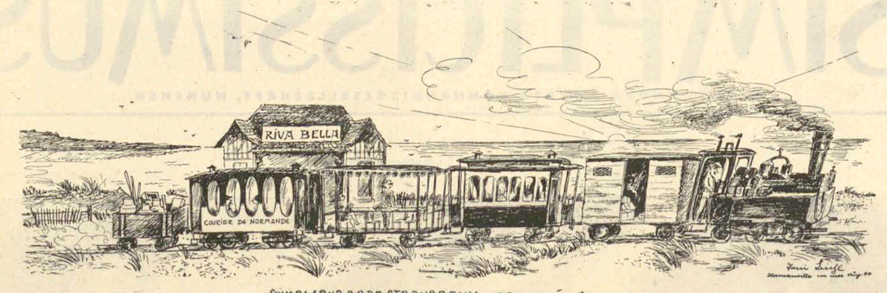
„Meine Herren, unsere Armee besteht aus Polen, Tschechen, Holländern, Belgiern, Norwegern und Juden und ... und Engländern, die hätt' ich jetzt beinahe vergessen!"

La forza dell' abitudine: "Signori, la nostra armata si compone di Polacchi, Cechi, Olandesi, Belgi, Norvegesi e Giudei ed ... ed Inglesi; questi me li sarei quasi scordati!„

La Force de l'Habitude: „Messieurs, notre armée se compose de Polonais, de Tchèques, de Hollandais, de Belges, de Norvégiens et de Juifs ... et j'allais oublier les Anglais!"

An der französischen Kanalküste

(Toni Bichl im Felde)



DAS TOLLE JAHR

Ich habe ein kleines Buch, in dem ist für jedes Jahr verzeichnet, was sich in ihm Besonderes ereignet hat. Seit tausend Jahren. Man begreift, daß sich in den letzten tausend Jahren viel ereignet hat. Ich bin immer wieder erstaunt darüber, wieviel geschehen ist. Mein Gott, wer und was wurde alles bekämpft, was wurde erfunden, gebaut, gedacht, gedichtet, und was wurde wieder zerstört und zerschlagen. Es kann einem ganz angst und bange werden, wenn man so liest, was man alles nicht weiß. Wußten Sie zum Beispiel, daß im Jahre 1647 das Glockenspiel von Bartholomäus Kneck in Flandern erfunden wurde? Ich wußte es nicht und ich werde es wahrscheinlich auch in einer Stunde wieder vergessen haben. Gewiß, man kann auch ganz hübsch leben, ohne daß man irgend was von diesem Bartholomäus Kneck und seinen Glöckchen weiß. Weiter ist von diesem Jahr nichts zu vermelden. Im Jahr vorher ging es schon lebhafter zu, und es wurde irgendwo ein ewiger Friede geschlossen. Soso!

Kriege wurden fast immer geführt, sehr viel wurde in allerhöchsten Kreisen geheiratet, und Verträge wurden geschlossen. Immer wurden wieder neue Verträge geschlossen, und wenn sie gebrochen wurden, entstanden wieder neue Kriege. Es dauerte manchmal sogar Jahrzehnte, die solche Verträge hielten.

Vieles ist in diesen tausend Jahren zum ersten Mal gemacht worden. Ganz klar, einer fängt immer an. So wurde im Jahre 1462 das erste öffentliche Leihhaus in Perugia gegründet. Die in Perugia werden es nötig gehabt haben, damals. Auch ermordet wurde häufig. Natürlich, kleinere Ermordungen stehen nicht in meinem Buch, sondern nur größere Ermordungen von Prominenten, sonst würde das Buch zu dick werden.

Ungeheuer viel ist erfunden worden, von der Erfindung der Kanone an bis zum Rundfunk.

Je mehr sich mein Buch dem Ende zuneigt, desto mehr ist in jedem Jahre los gewesen. Zum Schlusse fallen auf ein Jahr drei Seiten voll von Ereignissen. Na und was für welche!

Doch da stoße ich plötzlich auf ein Jahr, ein ganz tolles Jahr, ein erstaunliches Jahr. So ein Jahr hat es bis zum heutigen Tage nicht wieder gegeben. Mein Buch sagt es mir ganz genau, und die letzten Jahrzehnte kann ich selber beurteilen, die kenn' ich aus eigener Anschauung.

Ich blättere in meinem Buche hin und her, um mich genau zu überzeugen, daß dies das letzte Jahr seiner Art war.

Verdammt lange ist es her.

Kinder, so ein Jahr hätte man auch mal erleben sollen.

In diesem Jahre 1468 ist nämlich gar nichts passiert.

Foltzick

Kleine Tragödie mit Moral

Von Ratatöskr

Die Sonne wärmelt. In sich verloren
geht eine Maus durch den Rasen spazoren,
obgleich das Wetter schon herbstlich ist.

Aber im Buschwerk duckt sich voll List
ein Wiesel und wartet der fetten Beute.
Denn die Wiesel, bekanntlich, sind böse Leute.

Jetzt macht's einen Sprung und die Maus desgleichen,
sie möchte noch schleunigst ihr Loch erreichen.
Jedoch das Wiesel kommt ihr zuvor.
Warum? Nun – es hat einen Wiesel-Motor,
und dieser entscheidet naturgemäß
auch hier wie bei jeder Art Steeplechase

*

Ein Mißverhältnis der Kräftequellen
gibt häufig Anlaß zu Todesfällen.
Drum scheue die Leute, mein liebes Kind,
die motorisch besser veranlagt sind.

*

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war lange heimlich verlobt.
Schließlich wollte seine Braut nicht mehr warten.
„Johannes", forderte sie, „du mußt zu meinem Vater gehen und ihm erzählen, wie es mit uns steht."
„Gut", sagte Johannes, „aber wie steht es denn mit uns?"
„Nun ich meine du mußt ihm sagen daß wir heiraten wollen und ihn um seine Erlaubnis bitten."
„Gut", sagte Johannes und ging.
Der Vater war halbwegs verständig. Er ließ sich alles in Ruhe erzählen. Schließlich sagte er:
„Ja, aber ich frage mich nur, wovon Sie meine Tochter ernähren wollen."
„Es wäre schön, wenn Sie die Antwort fänden", sagte Johannes, „ich suche sie nämlich auch schon lange vergeblich."

Von Fliegen und Mädchen

Von Josef Robert Harrer

Wenn auch die Fliegen keinen Lärm machen, indem sie etwa stundenlang den letzten Modeschlager singen, gehen sie trotzdem auf unseren Nerven, wie wir in Wien sagen, spazieren. Besonders unter dem gelben Lampenschirm fühlten sie sich bei mir wohl. Dort machten sie ihre Kunstflüge. Wenn sie so vernünftig gewesen wären, nicht immer meine Hände, mein Gesicht und besonders die Nase als Landungsplatz zu benützen, würde ich das nicht getan haben, was ich schließlich doch tat. Ich brachte unter dem Lampenschirm einen Fliegenfänger an; es war ein gelber Streifen leimbeschmiertes Papier, das in der Farbe gut zum Lampenschirm paßte. Mühsam wurde der Streifen befestigt; zehn Minuten später hatte ich endlich auch unter verschiedenen Flüchen meine Finger gereinigt. Ich konnte wieder an meine Arbeit gehen. Um mich wieder in den Gang der eben zur Welt kommenden Kurzgeschichte einzuschalten, sah ich vor mich hin. Da bemerkte ich, daß bereits drei, vier Fliegen auf den Leim gegangen, besser, geflogen waren. Eine Fliege hatte nur mit der Spitze eines Flügels das Klebepapier berührt. Nun versuchte sie, durch Drehungen, Wendungen, Zuckungen und andere Bewegungen loszukommen. Vergeblich, der Leim war stärker!

Ich sah der Fliege zu und kam — wer an meiner Stelle hätte es nicht auch getan? — ins Philosophieren. Dumme Fliegen! Da sehen sie, daß schon sieben, nein, schon acht Fliegen festsaßen und krampfhaft zu entkommen versuchten, und dennoch kamen immer wieder andere Fliegen. War es Neugierde, Abenteuerlust, Mut, Tollkühnheit, Verachtung der Gefahr oder Dummheit?

Zwei Fliegen trieben es besonders arg. Sie kamen in eleganten Flügen, knapp strichen sie an dem gefährlichen Leimpapier vorüber, jetzt drüberhin, jetzt unten durch, haarscharf vorbei. Mir schien fast, als hasche der gierige Leim mit gelben Fingern nach den nahen Flügeln. Und immer wieder kamen die beiden Fliegen zurück. Da ich bereits zum Philosophen geworden war, fielen mir Vergleiche ein. So sind zum Beispiel die Männer, die nicht eher nachgeben, als bis sie einem Mädchen als fünfter, siebenter Verehrer oder Anbeter auf den Leim der Koketterie und scheinbaren Bevorzugung gehen. Und dann kleben sie fest und kommen oft nicht mehr los und leiden und... Aber genug davon! Zurück zu unseren Fliegen!

Eben kamen die beiden Fliegen wieder. Diesmal schossen sie an der zuerst erwähnten Fliege, die nur mit einer Flügelspitze gefangen war, so nahe

vorbei, daß nur eine jähe Wendung zur Seite den Zusammenstoß verhinderte. Gewiß hatte sie die gefangene Fliege gewarnt! Vielleicht hatte sie in der leisen Fliegensprache gesagt: „Ach, ich bin nur gezwungen hier! Hier ist es mehr als langweilig! Kommt nicht her! Ihr würdet euch schrecklich ungemütlich fühlen!" So ähnlich sprach sie; denn bestimmt gibt es auch unter den Fliegen Geschöpfe mit Herz. Man kann ja schließlich einen Rückschluß von den Menschen ziehen!

Ich zum Beispiel kenne ein entzückendes Mädchen, Irmengard heißt es. Gestern hätte ich mich mit ihr treffen sollen, das heißt, ich drängte nach einer Zusammenkunft. Aber Irmengard sagte zu mir: „Liebling, ich bin heute abends leider in einer Gesellschaft, die dir nicht passen wird! Ach, ich gehe nur gezwungen hin, nur aus Rücksicht auf meine Verwandten. Du würdest dich dort schrecklich ungemütlich fühlen. Aber übermorgen sehen wir uns wieder!" Ja, so war meine Irmengard, die Arme! Sie hat sich gestern abends zweifellos sehr unbehaglich gefühlt. Und sie wollte nicht, daß auch ich diese Gesellschaft mitmache! Wie uneigennützig! Wie selbstlos! Sie ist wie eine gefangene Fliege, welche die anderen warnt, das verlockende Papier als Ruheplatz zu benützen. Ich mußte die Fliege belohnen; ich wollte sie sorgfältig loslösen, damit sie weiterfliegen, weiterleben konnte. Ich nahm die Lupe, um das arme Tierchen nicht zu verletzen. Eben als ich durch die Lupe sah, kamen die beiden Fliegen wieder ganz nahe heran. Aber was sah ich nun? Die gefangene Fliege winkte den beiden zu. Sie wies mit den freien Beinchen auf das Papier und lud sie mit verführerischer Kopfbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen. Und die beiden Fliegen taten es auch. Aus, jetzt waren auch sie gefangen!

Du sollst für deine Schlechtigkeit bestraft werden, ich werde dich fest an das Leimpapier drücken! dachte ich. Eben wollte ich es tun, als die Fliege — ich sah es durch die Lupe — alle Kraft zusammennahm, das letzte ihrer Kraft: und schon war sie frei. Sie hatte allerdings nur mehr einen Flügel, aber sie lebte, sie taumelte auf die Tischplatte mitten auf mein Manuskript.

Irmengard hatte ich diese Fliege genannt. Nein, sie verdiente diesen Namen nicht!

Da klingelte das Telefon. Es war die Stimme eines sogenannten Freundes, wie sie jeder von uns hat, die zufrieden sagte:

„Denk dir, wen ich gestern beim Heurigen in Grinzing zufällig gesehn habe? Irmengard, von der du so viel hältst! Ach, das Mädel hat sich gut unterhalten! So etwas an Flirten und Küssen und so weiter habe ich noch selten gesehen! Ist sie bei dir auch — —?"

...Irmengard hatte ich diese Fliege genannt. Ja, sie verdiente diesen Namen!

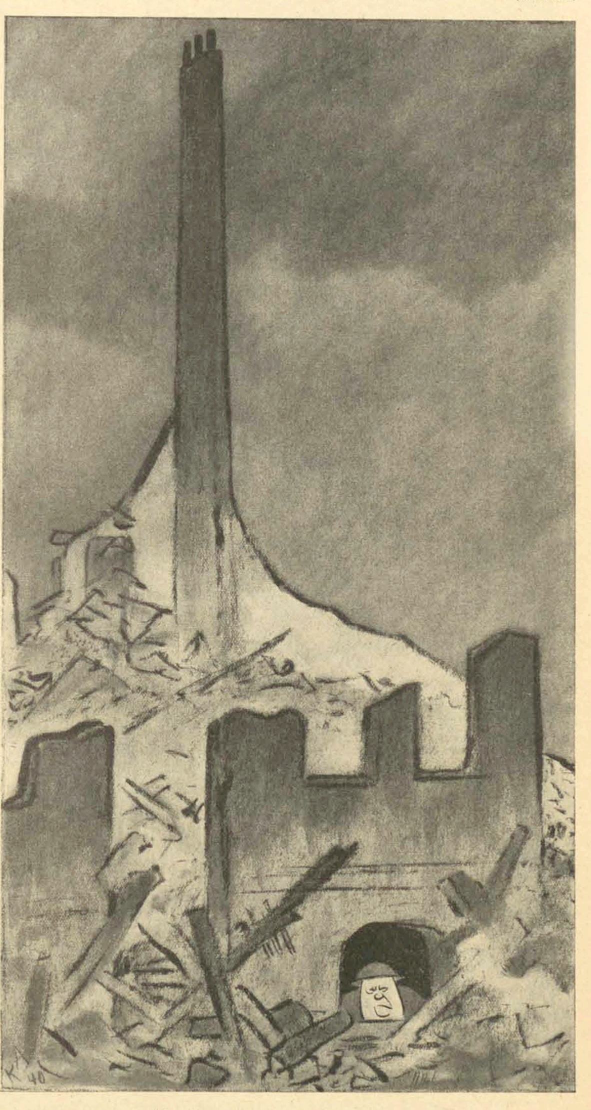
Ich nahm die Löschwiege und löschte das Leben der einflügeligen falschen Fliege aus. Und ich schrieb einen kurzen Brief, der Irmengard aus meinem Leben räumte. Das Schicksal hatte mich gütig davor bewahrt, auf dem Leime der Irmengardschen Koketterie haften zu bleiben... Und um die Fliegen auf dem Fliegenfänger kümmerte ich mich nicht mehr! Und das Philosophieren ließ ich auch...

FACHWISSENSCHAFTLICHES

Der alte Herr hat es mir selbst erzählt. Er geriet als junger Mensch im alten Bräuhaus ins Trinkstüberl im ersten Stock, wo ehrwürdige Stammtische nach strengem Ritus tagten. Bescheiden setzte er sich an einen der Tische und bestellte seine Maß. Nach einer Viertelstunde mißbilligenden Schweigens würdigte einer der Stammgäste den Eindringling einer Ansprache: „No, Herr Nachbar, wie schmeckt Eahna dös Bier?" „Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet!" beeilte sich der zu versichern. Da traf ihn ein vernichtender Blick: „Sie verstehn a an Dreck. A Saugsüff is's heut!" Womit das Gespräch wieder in Düsterkeit versank.

Churchill

(Karl Arnold)



„My house is my castle!"



(M. Dudovich)

Stoßseufzer „Jaja, Fifi, wir Frauen haben's nicht leicht, du hast 'nen Pelz und keinen Mann und ich hab zwar einen Mann aber keinen Pelz!"

Sospiro: "Già, già, Fifi, per noi donne non la è sì facile! Tu hai una pelliccia e non hai un uomo; io ho un uomo e non la pelliccia!„

Soupir: „Ma pauvre Fifi, la vie n'est pos rose pour notre sexe. Toi tu as une fourrure, mais pas de mari, et moi j'ai un mari et pas de fourrure!"

DIE WELTREISE

VON MASSIMO BONTEMPELLI

Nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich einen Wechsel unterzeichnet. Ich war damals noch sehr jung. Der Wechsel war klein: über hundert Lire. Aber zu jenen Zeiten und in jenem Alter schien er mir enorm. Und er wuchs: mit jedem Tage, da die Fälligkeit näherrückte, wuchs die Summe in meiner Vorstellung an Bedeutung und an Schrecken. Als noch vier Tage an dem schicksalsschweren Datum fehlten, fiel ich in eine solche Erschöpfung, daß ich abends zum Arzt schicken mußte. Der Arzt erklärte, daß ich an einem ernsten Verfall des Nervensystems litte und empfahl mir, zwecks Wiederherstellung eine Weltreise zu machen. Der Zug ging am nächsten Morgen um sechs Uhr sechs ab. Ich packte sofort meinen Koffer, und in der Morgendämmerung um fünf Uhr fünfunddreißig war ich auf dem Bahnhofe.
(Zweck dieser Erzählung ist lediglich, die Hauptsachen, die ich während dieser Reise sah oder erlebte — Beobachtungen und Abenteuer — kurz darzustellen. Aber für die halbgebildeten Leser, welche die klägliche Neugier haben könnten, wissen zu wollen, wie die Geschichte meiner Schulden von hundert Lire zu Ende gegangen ist, sei es gesagt, daß ich von jedem Orte, den ich auf meiner Weltreise berührte, an meinen Gläubiger schrieb und ihn wegen meiner Abreise um Entschuldigung bat: und so befand er sich zum Schlusse im Besitze einer Briefmarkensammlung, die er an einen Liebhaber für siebenunddreißigtausend Lire verkaufte, und mir gab er dann meinen Wechsel zurück.)
Ich befand mich also in der Morgendämmerung auf dem Bahnhofsplatze, auf dem Bahnhofsplatze von Caldiero, einem Örtchen zwischen Verona und Vicenza. Ich betrat das Bahnhofsgebäude. Es war schon Spätherbst: feuchtkalt und unfreundlich; die Luft war grau und diesig. Ich trat in den Wartesaal. Betrachten wir ihn. Es befanden sich dort ein Tisch, eine Bank, ein Stuhl und ein Ofen: der Stuhl stand nahe am Ofen, die Bank auf der anderen Seite. Ich legte den Koffer auf den Tisch, und instinktiv ging ich und setzte mich auf den Stuhl, also neben den Ofen; doch das Feuer im Ofen war ausgegangen. Ich war schläfrig, aber ich bezwang meine Müdigkeit; der Gedanke an meine Weltreise flößte mir Respekt ein. Ich nahm mir vor, aus dieser Weltreise einen großen Gewinn an Abenteuern und Beobachtungen zu ziehen. Darum begann ich wieder, mich mit großer Aufmerksamkeit umzuschauen. ob sich hier wohl irgend etwas Bemerkenswertes befände.
An der Wand mir gegenüber hing eine Reklame in französischer Sprache, ganz hell und blau; sie stellte den Strand von Ostende dar. Ich fragte mich, wieso die Hotelbesitzer von Ostende daran gedacht hatten, ausgerechnet den Einwohnern von Caldiero eine Reklame zu schicken. Dann fuhr ich mit meinen Betrachtungen fort.
Etwa zwanzig Zentimeter rechts von der Papptafel, aber ein wenig höher, gerade in der Ecke zwischen den beiden Wänden und gerade auf der Kreuzung mit der farbigen Linie, die rund herum das Weiß der Mauer verzierte, sah ich einen dicken, schwarzen, hängenden Gegenstand, den ich bald als eine Spinne erkannte: eine sehr schlechte Vorbedeutung zu dieser Stunde. Ich versuchte mir einzureden (gemäß meiner Angewohnheit zu jener Zeit), daß diese Stunde eigentlich noch Abend wäre und nicht Morgen. Manchesmal (allerdings nicht in Caldiero) hatte ich, wenn ich um fünf Uhr nach Hause kehrte, „guten Abend" zum Hotelportier gesagt. Und in diesem Falle würde die Vorbedeutung gut gewesen sein. Aber diesen Sophismus konnte ich nicht gelten lassen. Ich versuchte, woanders hinzugucken, um das Tier nicht zu sehen. Ich wollte mir sogar einbilden, es nicht gesehen zu haben. Dann wollte ich mit meinen Betrachtungen fortfahren. Aber rundherum war nichts, absolut nichts, und mein Blick fiel wieder auf die verdammte Spinne. Also beschloß ich, mich dem Verhängnis entgegenzuwerfen und ihm mutig ins Auge zu sehen.
So mißtrauisch die Spinne wiederum aufs Korn nehmend, gewahrte ich, daß sie sich nicht bewegte.
Ich wünschte inbrünstig, daß sie sich bewegen möge. Aber sie stand still.
Diese Sache schien mir ein ungeheuerliches Problem, und ich stand im Begriff, ihm durch Analyse beizukommen, als ich ein plötzliches Geräusch vom Eingang her vernahm.
Wieso kam ein Geräusch vom Eingang des Wartesaales des Bahnhofes von Caldiero?
Weil die Eingangstür sich geöffnet hatte.
Ein Mann, der eintrat, hatte sie geöffnet. Als ich ihn mir näher ansah, bemerkte ich, daß er zwei Koffer hatte, einen in jeder Hand. Wahrscheinlich hatte er die Tür mit dem Fuße aufgestoßen. Er trat ziemlich aufgeblasen ein und kam heran, um seine beiden Koffer auch auf den Tisch zu legen, worauf er ging, um die Tür mit den Händen zu schließen. Dann kehrte er wieder an den Tisch zurück.
Und ich bemerkte, daß der aufgeblasene Herr seine beiden Koffer gut ausgerichtet ein wenig entfernt von dem meinigen hingelegt hatte. Die seinigen bildeten eine Gruppe dem meinigen gegenüber, der allein war wie Horatius Cocles. Der aufgeblasene Herr berührte die seinigen noch leicht und rückte sie zurecht, so daß ihr Rand schön parallel zum Tische lag. Dann trat er wieder zurück und warf einen Blick — ich beobachtete ihn gut — einen verächtlichen Blick auf meinen Koffer.
Zuerst glaubte ich, daß er ihn so ansah, weil er aus Leinwand gefertigt war, während die seinigen aus imitiertem Leder bestanden, und es würde mir nicht unangenehm gewesen sein, ihm zu bedeuten, daß es moralischer sei, aus richtiger Leinwand denn aus falschem Leder gemacht zu sein. Aber als ich mir dann die Neigung seiner Augenlider während des verächtlichen Ausdruckes vergegenwärtigte, verstand ich, daß dieser verächtliche Ausdruck seinen Ursprung nicht aus dem Material oder der Form meines Koffers herleitete, sondern vielmehr aus seiner Unterbringung im Raum: der meinige nämlich war dort so aufs Geratewohl hingelegt, seine Randlinie lief nicht parallel mit der des Tisches, sie würde diese vielmehr etwas früher getroffen haben als im Unendlichen. Ich lächelte innerlich bei dieser Entdeckung. Ich sah voraus, daß das Zusammentreffen mit diesem aufgeblasenen Herrn mir noch andere Überraschungen bescheren würde. Er hatte inzwischen einen Marsch bis zur Bank ausgeführt und diese mit dem Taschentuche abgestäubt. Dann wandte er sich um, verharrte noch einen Augenblick aufrecht stehend, und mich von dort her anblickend setzte er sich schließlich.
Dieses, ich weiß nicht warum, ließ mich wieder an meine Spinne denken.
Ich wollte nicht sofort sehen, ob sie noch dort war. Ich nahm mir vor, sie mit meinem Blicke zu erreichen, nicht, indem ich dem kürzesten Weg folgte (nämlich den besagten zwanzig Zentimetern rechts der Mauer entlang), sondern auf dem entgegengesetzten längs der ganzen farbigen Linie, welche die vier Wände umzog.
(Derjenige, der viel gereist ist und oftmals bei Tagesanbruch auf kleinen Stationen Züge erwartet hat, wird dieses Unternehmen verstehen. Und derjenige, der nicht gereist ist, tut besser daran, mich überhaupt nicht zu lesen.)
Mein Blick hatte kaum ein Viertel des Weges zurückgelegt und ich saß deshalb mit aufwärts und links herum gedrehtem Halse wie eine schlecht aufgehängte Marionette, als der aufgeblasene Herr zu reden anhub.
In diesem Augenblicke sah ich ihn nicht, aber als ich die Stimme hörte, verstand ich sofort, daß er es war. Nicht etwa, weil keine anderen Menschen in dem Saale waren, das war nicht von Wichtigkeit. Ich würde auch inmitten einer Menge begriffen haben, daß es seine Stimme war. Es war eine aufgeblasene Stimme, eine Stimme aus imitiertem Leder. Er hatte gesagt: „Mein Herr."
Der Herr für ihn war ich. Darum drehte ich mich um und antwortete: „Was wünschen Sie?"
„Warum besetzen Sie den einzigen Platz neben dem Ofen?"
„Weil ich den Zug um sechs Uhr sechs erwarte."
„Darin sehe ich keinen Zusammenhang, denn auch ich warte auf den Zug sechs Uhr sechs."
„Ich bin zuerst gekommen."
„Ein Grund mehr, mir den Platz zu überlassen. Das Anrecht ist wechselseitig."
„Schließlich" erwiderte ich, „bin ich geneigt, Ihnen diesen Platz zu überlassen, um so mehr als mir nichts an ihm liegt eines Grundes wegen, den ich Ihnen nicht nennen mag. Aber ganz theoretisch genommen, und um eine Richtschnur für mögliche spätere Zufälle zu haben, sagen Sie mir bitte, wie sich die Frage lösen würde, wenn wir beide gleichzeitig eingetreten wären?"
Er dachte einen Augenblick nach und runzelte dabei die Stirn. Das erinnerte mich an ein Porträt des Hausmeisters Raimondo Lullo, das ich, ich weiß nicht mehr wann, gesehen hatte. Jetzt sprach er:
„Nun also, in dem Fall, den Sie anführten, ist das Recht auf der Seite dessen, der sich anschickt, die weiteste Reise anzutreten."
Ich lachte fröhlich im Innern in der Gewißheit, in diesem Punkte unbesiegbar zu sein. Er erklärte: „Ich gehe nach Vicenza."
„Und ich mache eine Reise um die Welt. Also würde mir das Recht zustehen."
„Einen Augenblick", sagte er. „Wir befinden uns in Caldiero. Sie machen eine Reise um die Welt. Also ist Ihr Endpunkt Caldiero. Mein Endpunkt ist Vicenza. Mir scheint, werter, Herr, daß Caldiero näher liege als Vicenza."
Ich war bezaubert.
„O Bruderherz", rief ich, die Arme ausbreitend, „der Stuhl sei Ihrer! Ach, einen Augenblick..."
So unterbrach ich mich, weil ich plötzlich wieder an die Spinne gedacht hatte. Um mich ihres Standortes zu vergewissern, war es besser, sie vom gleichen, früheren Standpunkt aus zu betrachten. Während der Mann schon aufgestanden

Reife / Von Hermann Sendelbach

Lange sanken nur die angekrankten
Schwachen Früchte einzeln aus dem Laub,
Wenn die Äste jäh im Winde schwankten,
Und das hohe Gras barg still den Raub.

Doch die andern, die am Zweige blieben,
Achteten das leise Scheiden kaum.
Da sie Sonne tranken, Säfte trieben,
Rühmten sie berauscht den grünen Traum.

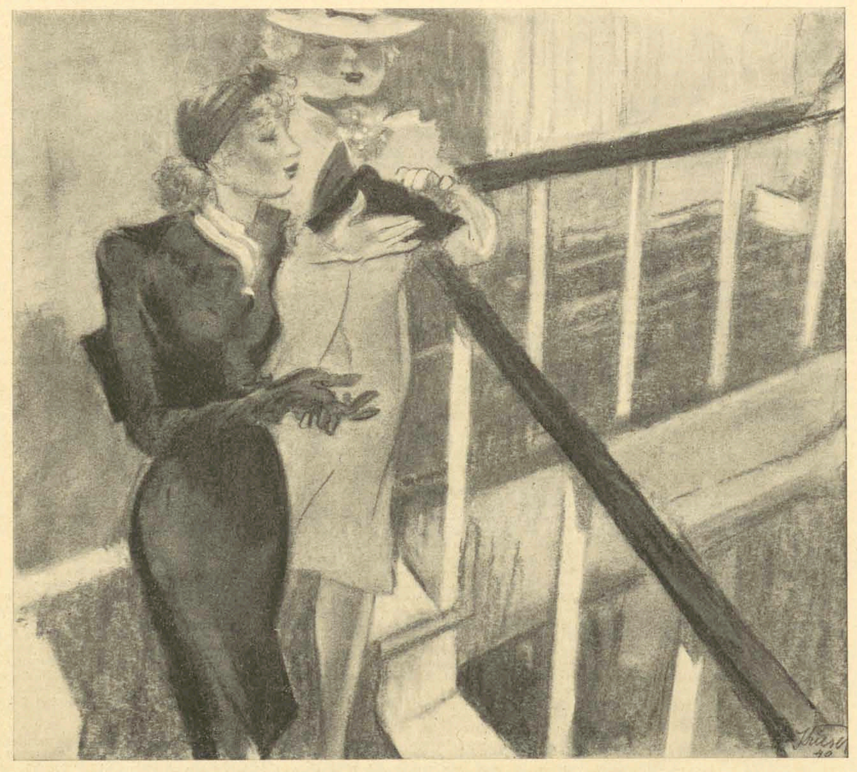
Langsam aber kam das große Fallen;
Müde Schwere hing sich allen an;
Und es ward des Aufschlags dunkles Schallen
Nie mehr eine Stunde fortgetan.

Wenn ein Windhauch sanft den Baum berührte,
Sprang ein Trommeln ins gemähte Gras,
Daß auch der Beharrte droben spürte,
Wie der Sturz schon in ihm selber saß.

Bang vor Fall und drohendem Vergehen
Hielt sich jeder zäh im Lichte fest, —
Nicht gedenkend, daß das Auferstehen
Keimstark webt im kleinen Kernhausnest.

Nach dem Besuch

(R. Kriesch)



„Komisch, nun hat uns Erna alles gezeigt, nur ihren Mann nicht."
„Laß nur — Männer lernt man auch besser außer Haus kennen."

Dopo la visita: "Strano! Erna ci ha mostrato tutto, eccetto suo marito!„ "Lascia stare! La conoscenza d' uomini la si fa ancor meglio fuor di casa!„

Après la Visite: „C'est drôle, Erna nous a tout montré — excepté son mari!" „Petite sotte! — C'est hors de chez eux qu'il faut faire la connaissance des hommes mariés!"

war und wartete, blickte ich noch sitzend um mich. Die Spinne war noch da, sie war noch unbeweglich. Auf meinem Gesichte mußte sich ein Anflug von Angst abmalen, denn der Reisende murmelte: „Was haben Sie?"
„Nichts, wielleicht ist sie tot."
„Wer?" schrie er entsetzt.
Ich schenkte ihm kein Gehör mehr. Ich überzeugte mich, daß die Spinne tot war. Und ich fragte mich, ob eine tote Spinne, morgens gesehen, auch Unglück bringe, wie eine lebende. Ein toter Mensch ist kein Mensch mehr; aber der Mensch ist zum Ebenbild Gottes geschaffen und die Spinne nicht. Ich entschloß mich, den aufgeblasenen vernünftelnden Menschen danach zu fragen. Ich eröffnete ihm: „Wechseln wir also die Plätze, danach will ich eine Frage an Sie richten."
Wir gingen los, er nach dem Stuhle zu, ich der Bank entgegen, und wir streiften uns leicht. Ich erreichte mein Ziel vor ihm und setzte mich. Ich sah, wie auch er den Stuhl erreichte und sich setzte. Dann legte er vorsichtig seine Hand an den Ofen. „Zum Teufel" schrie er, „er ist ja kalt."
„Das weiß ich."
„Und warum haben Sie mir das nicht gesagt?" stieß er wütend hervor, wie einer, der sich anschickt, aus der Haut zu fahren.
„Wir hatten das noch nicht erörtert", antwortete ich. Indessen sah ich erschrocken, daß er ganz blaß wurde.
„Feigling", grunzte er mit erstickter Stimme, und plötzlich sank er ganz auf dem Stuhl zusammen, flüsterte noch einmal schmerzlich „Feigling", krümmte sich von den Füßen bis zum Hut und starb. Ich sah ihn mir genau an: er war wirklich tot, wie die Spinne. In diesem Augenblicke lief der Sechs-Uhr-Sechs-Zug mit großem Getöse in den Bahnhof von Caldiero ein. Ich nahm meinen Koffer und ging hinaus, die beiden Leichen ihrem Schicksal überlassend. Ich bestieg den Zug, und in Venedig schiffte ich mich ein. Über die Adria, das Mittelländische und das Rote Meer, über Indien, China, Japan und den Pazifik — hier und da mich aufhaltend — erreichte ich San Franzisko, von wo aus ich auf dem Landwege die Vereinigten Staaten durchquerte bis nach New York. Dann kehrte ich über den Atlantik und Gibraltar (wo ich mir für ein Pfund Sterling einen schönen grauseidenen Pyjama kaufte) längs der spanischen Küste und über das Thyrrenische Meer nach Genua zurück: Von hier brachte mich ein Zug in weniger als einem Tage nach Verona, dann eine Dampfbahn nach Caldiero. (Die tote Spinne war noch da.) Außer den Ereignissen, die ich erzählt habe, ist mir auf meiner Weltreise nichts Erwähnenswertes weiter begegnet.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

Das Huhn des Herrn Silikki

Von Werner Jörg Lüddecke

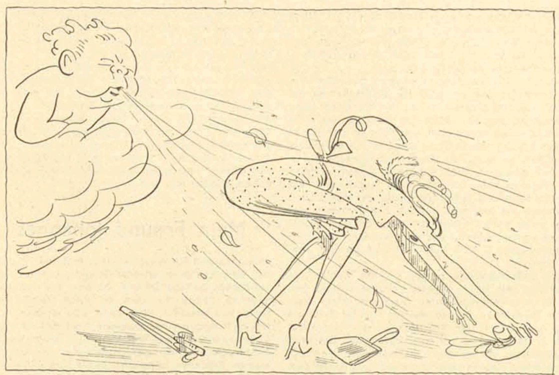
Ich kam kürzlich in der Eisenbahn neben einer Dame zu sitzen, die gleich mir die gesegnete Westküste Afrikas bereist hatte. Sicher war sie eine sehr nette Dame, und es wäre recht unterhaltsam geworden, denn sie kannte all die kleinen Beachplätze, an die ich mein Herz verloren habe. Doch sie kam vom Erzählen ins Schwärmen, und sie schwärmte ganz besonders von den so interessanten und romantischen Negern.
Da stand ich still auf und ging in den Speisewagen. Man lege mir das, bitte, nicht als Unhöflichkeit aus. Es war nur das: die Erinnerung hatte mich übermannt. — Ich fuhr nämlich als Steward eines kleinen Frachters nach Afrika, und dem Umgang mit Schwarzen verdanke ich meine ersten silbernen Haarsträhnen.
Wenn ich allein an die Sache mit dem Huhn denke! Das Huhn kam mit Silikki an Bord. Es war ein schlichtes, gelbes Huhn, still, ängstlich und bescheiden. Silikki, mein erster Negerpassagier, trug es unter dem Arm. Er hatte eine Salonkajüte belegt — Nr. 4 war es —, deren Bullauge auf Luk 2 geht. Ich werde das nie vergessen. Silikki war ein Mann von Welt, niemand wage das anzuzweifeln. Schon seine Art, sich zu kleiden, sprach dafür. Er trug einen lila Anzug, ein gelbschwarz gestreiftes Hemd mit rotgetupfter Krawatte und spitze, schwarze Lackschuhe. Alles neu und von besten Pariser Firmen.
Nun also das Huhn. Silikki nahm es mit in die Kajüte und setzte es auf den Waschtisch. Gerade so, als ob es nirgends anders hingehöre. Ich indessen war dagegen, wegen der Vorschriften, die besagen, daß lebende Tiere in den Kabinen nichts zu suchen haben. Jedoch Silikki bewies mir das Gegenteil. Das Huhn sei, abgesehen von einem Pappkarton mit der Aufschrift „Deutsche Markenmargarine", sein Gepäck. Sein Gepäck aber bleibe selbstverständlich in der Kabine. Ich sagte, der Obersteward sollte das entscheiden. Charly hörte sich die Geschichte mit an und grinste. „Mach das wie Fritzchen Schulze", sagte er, „mir ist es wurscht." — Also ging ich nach Kabine 4. Silikki hatte sich inzwischen an Deck begeben. Ich öffnete das Bullauge, greife mir das Huhn und werfe es hinaus auf Luk 2. Dann ziehe ich das Bettzeug ab, um es durch sauberes zu ersetzen. Mein Gott, wie Hühner nun mal sind... es war vielleicht auch falsch gefüttert. Sicherlich war es falsch gefüttert!
Wie ich mit dem neuen Bettzeug zurückkomme, ist auch das Huhn wieder da. Silikki hat es auf dem Schoß und streichelt es. — Na, dann eben morgen, denke ich. Doch ich brauchte gar nicht so lange zu warten. Um vier Uhr in der Nacht läßt mich der Wachoffizier wecken. Ich solle dem verdammten Huhn die Gurgel abschneiden! Fluchend renne ich nach Kabine 4. Schon im Mittschiffsgang höre ich das Vieh gackern. Silikki schläft sanft und selig. Ich greife mir den Vogel. Bullauge auf und raus auf Luk 2. Mit dem Schlafen ist es natürlich aus. Ich döse, bis der Wachmann kommt, wütend vor mich hin. Unter meinem Fenster geht Silikkis Huhn auf und ab und konzertiert.
Nach dem Frühstück bringe ich die Kabinen in Ordnung. Als ich zu Silikkis Kammer komme, begrüßt mich ein vertrautes Geräusch. Mein Tierchen ist wieder da, hei welche Freude! Bullauge auf — ein Griff, ein Krächzen — raus damit auf Luk 2. Dann mache ich mich daran, das Bettzeug abzuziehen, um es durch sauberes zu ersetzen. Inzwischen laufen wir Bubaque und Freetown an. Sechzig schwarze Winschmänner kommen an Bord. Das Leben wird bunt und aufregend.
Wie ich zum fünftenmal für Kabine 4 frisches Bettzeug verlange, schmeißt Charly mit harten Gegenständen nach mir. Und er hat recht, so geht das nicht weiter. Ich muß selbst handeln, da Silikki, mein Salonpassagier, nicht zu überzeugen ist. Und ich handle! In einem unbewachten Augenblick verkaufe ich das Huhn an Afrika, unseren schwarzen Headman, für drei Schilling sechs Pence. Und Afrika wiederum ist ein Mann der Tat. Er killt das Tier, pflückt ihm die Federn aus, kocht und ißt es. Afrika ist mein Freund!
Wenig später segelt Silikki auf mich los. Großes Palaver! Ich hätte sein Huhn gestohlen, und was weiß ich noch. Ich bedauere tief und aufrichtig. Ein Huhn hätte ich zwar an den schwarzen Headman verschenkt, aber das wäre frei auf Luk 2 herumgelaufen und könne daher unmöglich das Huhn des Herrn Silikki sein. Doch welch grausamer Zufall: es war es doch!
Nun bin ich an sich nur ein armer Steward, aber immerhin habe ich auch ein mitfühlendes Herz, und nach langem Feilschen zahle ich eine Entschädigung von zweieinhalb Schilling.
Am Nachmittag dieses Tages laufen wir River Cess an. Silikki, der Passagier, geht an Land Besorgungen machen. Am Abend, als ich das Trinkwasser in Kabine 4 auffüllen will, empfängt mich ein liebes, vertrautes Geräusch: Silikki und ich haben wieder ein Huhn.

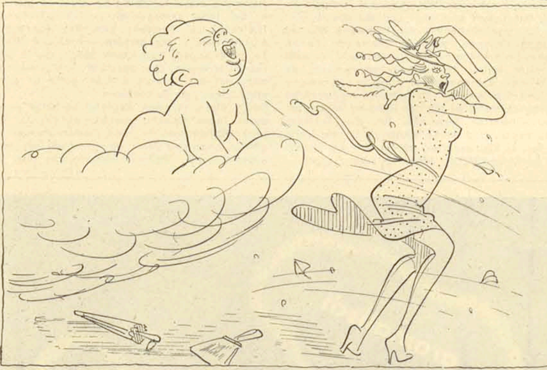
Mein Freund Johannes

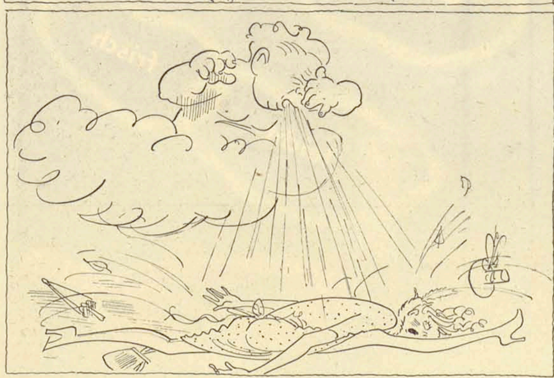
Johannes und ich waren in unserer frühen Jugend bei den Nachbarn unserer Streiche wegen nicht sonderlich beliebt. Da wir uns aber nie dabei erwischen ließen, konnten sie ihrem Groll nicht recht Luft machen. Man kann sich denken, daß der sich dadurch nur steigerte, und daß es eines Tages zu einer gewaltigen Explosion führen mußte. Besonders ein Herr der Umgebung, der auf den Namen Schramm hörte und seine sächsische Abstammung dadurch ständig zu erkennen gab, daß er bei jeder Gelegenheit in Tiroler-Jacke und Tiroler-Hut mit Gamsbart herumlief, war äußerst erpicht darauf, uns endlich einmal auf frischer Tat zu ertappen. Auch seine Söhne, die in unserem Alter waren, aber natürlich als Musterknaben nicht mit uns spielen durften, hatte er darauf abgerichtet, uns zu belauern.
Durch einen dummen Regiefehler hätte er uns eines Tages beinahe geschnappt. Es war kurz nach Weihnachten. In allen Gärten standen die geplünderten und damit als nicht mehr zeitgemäß ausgewiesenen Weihnachtsbäume, um dort ihre

Der verschnupfte Herbstwind

(Fr. Bilek)







L'infreddato vento autunnale

L'automne enrhumé

Nadeln zu verlieren und dann zu Kleinholz verarbeitet zu werden.

Johannes hatte eine gute Idee. Spät abends nahmen wir den Baum, unter dem ihm beschert worden war, schlichen damit in den Garten des Herrn Schramm und lehnten die stachelige Tanne mit leichter Neigung von außen gegen die Haustür. Wir wußten, daß diese in kurzer Zeit noch einmal geöffnet werden würde, um Herrn Schramm und seinen fetten, halbtauben Hund zu einem kleinen Abendspaziergang zu entlassen.

Also wählten wir uns einen versteckten Beobachtungsplatz und brauchten auch nicht lange zu warten. Der Schlüssel knirschte im Schloß, die Klinke senkte sich, die Tür ging langsam nach innen auf. Dann ein Jaulen, ein Schrei und ein dumpfer Fall, aufgeregtes Gerenne und Gerede im Haus. Offenbar waren Herr und Hund in Ohnmacht gefallen.

Als wir uns langsam verdrückten, sahen wir noch, wie der Baum ins Haus gezogen wurde, und hörten ein paar kräftige sächsische Schimpfworte irgendwie im Zusammenhang mit unseren Namen. Befriedigt gingen wir heimwärts. Plötzlich aber blieb Johannes stehen, schlug sich heftig vor die Stirn und lachte verzweifelt.

„Mensch, was sind wir dämlich!" stöhnte er.

„Was ist denn los, Johannes?" fragte ich besorgt.

„Ach, den Baum haben meine Eltern sich doch damals schicken lassen. Und nun hängt noch der Zettel mit unserer vollen Adresse dran."

Ich war tief bestürzt. Unser Konto war so belastet, daß wir allerhand zu erwarten hatten.

„Johannes, was machen wir denn da bloß? Wieder holen können wir ihn ja nicht, er hat ihn ja ins Haus genommen."

„Und selbst, wenn er ihn noch wieder rausstellt, hat er den Zettel doch schon gelesen" —

Ich schlief schlecht diese Nacht. Am nächsten Morgen aber pfiff Johannes vor unserm Hause seinen fröhlichsten Pfiff und strahlte über das ganze Gesicht. „Du, der Baum steht wieder draußen und ich habe eine wundervolle Idee."

Er informierte mich kurz über seinen Plan, der mich zwar bedenklich stimmte, den ich aber, da uns keine Wahl blieb, annahm.

Scheinbar suchend gingen wir möglichst auffällig von Garten zu Garten. Als wir zu Herrn Schramms Garten kamen, sahen wir nicht nur den Baum, sondern bemerkten auch, daß der Sachse sich hinter der Gardine eines geöffneten Fensters verborgen hielt und uns beobachtete.

Johannes tat, als entdecke er erst jetzt den Baum. Er stieß mich an und rief mit lauter Stimme: „Sieh mal, da ist er! Aber wie kommt er denn ausgerechnet hierher?"

„Das wundert mich auch", sagte ich, „kannst du dir denken, daß die ihn euch gestohlen haben?"

„Nein!" rief Johannes voll Empörung. „Für Schramms lege ich meine Hand ins Feuer. Die tun so was bestimmt nicht. Das sind die ehrlichsten und anständigsten Menschen der ganzen Gegend. Aber wir wollen doch mal fragen, wie der Baum in ihren Garten kommt."

Wir klingelten also an. Es dauerte eine Weile, bis man drinnen reagierte. Man war sich offenbar noch nicht ganz schlüssig. Dann öffnete Herr Schramm persönlich.

„Entschuldigen Sie bitte die Störung, Herr Schramm", begann Johannes, „aber wir sollten heute Kleinholz aus unserm Weihnachtsbaum machen, und als wir ihn holen wollten, war er nicht mehr da. Es mußte ihn also wohl jemand mitgenommen haben. Und nun sehen wir, daß er hier bei Ihnen steht. Ich kann mir ja unmöglich denken, daß Ihre Söhne ihn geklaut haben. So wohlerzogene Jungens tun so was ja nicht. Und Sie haben es ja auch nicht nötig, sich Ihr Holz zu stehlen. Aber vielleicht wissen Sie ja, wie der Baum hierherkommt?"

Und ob Herr Schramm es wußte! Aber wie sollte er es beweisen? Sein von Tannennadeln zerstochenes Gesicht nahm einen leicht irren Ausdruck an. Er überlegte offensichtlich fieberhaft. Ohne Beweis konnte er uns nichts anhaben, das war ihm klar. So klammerte er sich als letzte Hoffnung daran, daß wir uns vielleicht seinen Söhnen gegenüber noch verraten würden. Er rief sie und befahl ihnen, uns beim Forttragen und Zerkleinern des Baumes zu helfen.

Sie taten es gehorsam und erzählten uns dabei nähere Einzelheiten über die Ereignisse des vergangenen Abends, für die wir viel Interesse und Mitgefühl bezeugten.

J. Bieger

Der Offizielle

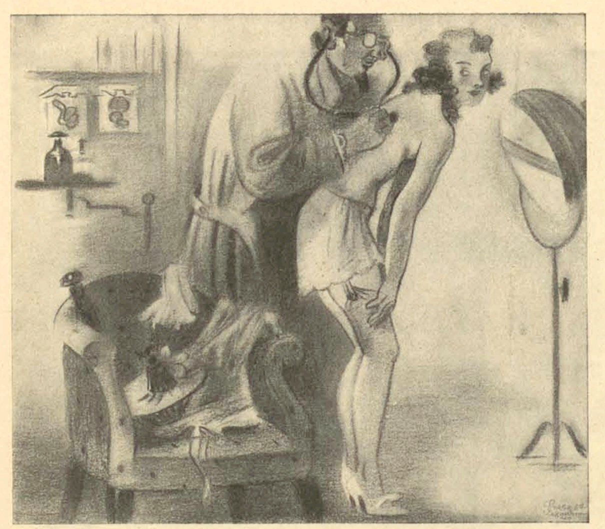
(K. Heiligenstaedt)



„Also prost, Irmgard, auf unsere glückliche Zukunft!“
„Schad', daß du so gar kein Gegenwartsmensch bist, Paul!“

Il ceremonioso: "Dunque, Irmengarda! Evviva! Al nostro felice avvenire!„
"Peccato, Paolo, che tu non sia proprio un uomo del presente!„

Le Personnage officiel: „A la tienne, Irma, et à notre heureux avenir!"
„Dommage, Paul, qu'il te manque le sens actif du moment!"



Konsultation: „Sie sollten sich etwas mehr schonen, gnädige Frau!" „Nanu, hört man das bis in den Rücken?" (H. Lehmann)

Consultazione: "Dovreste strapazzarvi un po' meno, signora!„ "Ah che?!... Lo si sente fin nella schiena?„

Consultation: „Vous devriez vous ménager davantage, Madame." „C'est étonnant, docteur! Ca s'entend donc jusque dans le dos?"

DIE BEQUEMLICHKEIT

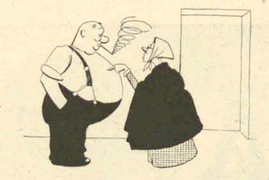
VON JO HANNS RÖSLER

„Nein", sagte meine Frau, „eine Bequemlichkeit muß ins Haus!" Ich wagte einen Einwand:
„Mein liebes, gutes Kind —"
Meine Frau ließ ihn nicht gelten.
„Jetzt wird Winter. Die Bequemlichkeit muß her!"
„Aber doch nicht von mir! Das kannst du doch nicht verlangen!"
„Soll ich etwa gehen? Ich würde mich zu Tode genieren?"
„Porzellan ist Sache der Frau!" rief ich energisch. Vielleicht half das. Es half nichts.
Meine Frau kam logisch:
„Als wir heirateten, habe ich zwei Stück mit in die Ehe gebracht! Aus echtem Meißner Porzellan! Wenn meine Mutter gewußt hätte, daß du so energisch bist, hätte sie uns sicher welche aus Blech zur Hochzeit geschenkt!"
Ich verteidigte mich heftig:
„Ich habe nur einen zerteppert! Und auch ihn nur deswegen, weil du ihn mir so dämlich mitten ins Zimmer gestellt hast! Die Terrine gehört unter das Bett! Der zweite ist dir selbst zum Fenster hinaus aus der Hand gerutscht! Ich denke gar nicht daran, in ein Geschäft zu gehen und so heikelige und peinliche Sachen zu verlangen. Erstens schäme ich mich, zweitens würde ich rot anlaufen und stottern und drittens weiß ich gar nicht, unter welchem Namen ich so etwas verlangen soll. Ich gehe nicht!" „Du gehst!"
Ich ging. Was tut man nicht alles für den häuslichen Frieden? Außerdem fehlte uns die Bequemlichkeit an allen Enden. Nach langem Sinnen hatte ich auch die passende Form für mein Begehren gefunden. Ich trat also in einem Porzellanladen ein und sagte:
„Ich möchte etwas für das Schlafzimmer kaufen!"
„Einen Spiegel?", fragte das Fräulein.
„Weniger." „Was dann?"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

„Nun", sagte ich verlegen, „es steht unter dem Bett!" „Filzlatschen führen wir nicht."
Ich machte mit den Händen eine Form nach.
„So sieht es ungefähr aus, Fräulein."
„Ach eine Garnitur?" Ich atmete auf.
„Ja. Eine Garnitur!"
Sie brachte mir Garnituren herunter.
„Ich zeige Ihnen nur die Krüge", sagte sie, „damit sie die Form und das Muster erkennen. Diese runde Barockgarnitur kann ich empfehlen."
„Dreiteilig, Fräulein?" fragte ich vorsichtshalber.
„Selbstverständlich."
Ich war es zufrieden. Krug, Waschbecken und Terrine. Das wollte ich.
„Kann ich die drei Teile sehen?"
„Gern, mein Herr."
Sie brachte den Rest. Es war ein Waschbecken und eine Seifenschale.
„Und wo ist die Bequemlichkeit", fragte ich enttäuscht.
„Welche Bequemlichkeit?"
„Die Terrine!"
„Ach, Sie meinen das Nachtgeschirr?" fragte das Fräulein sachlich.
„Ja", sagte ich, „das meine ich, wenn sie es so direkt nennen wollen."
Sie holte eine Auswahl. Zwölf verschiedene Formen. Der Laden war voll.
Es war höchst peinlich.
Ich entschloß mich rasch.
„Diesen da, Fräulein!" flüsterte ich und tat, als ob mich das Ganze gar nichts anginge, denn just war eine junge Dame aufgetaucht, die mir schon lange gefiel und die ausgerechnet Salzstreuer kaufte.
„Also die vierteilige Garnitur?"
„Ja. Meinetwegen auch die Garnitur. Nur schnell!"
Ich eilte zur Kasse.
„Schicken Sie mir alles", sagte ich.
„Wir haben leider keinen Boten."
„Gut. Ich schicke einen Dienstmann."
Draußen war ich. Es war geschafft.
Auf dem Heimweg beauftragte ich einen Dienstmann, die Sachen abzuholen und in meine Wohnung zu bringen. Ich wählte einen distinguierten Dienstmann. Das war mein Fehler. Ich hätte lieber einen robusten Mann wählen sollen, einen Mann aus dem Volke. Aber wer kennt sich heute in Dienstmännern aus?
Daheim läutete ich Sturm.
„Ich habe ihn, Kitty!" rief ich schon auf der Treppe.
„Wen?" rief meine Frau hinunter.
„Die Terrine!"
Wir waren ein Herz und eine Seele.
Es hatte auf uns gelastet.
„Wie taufen wir ihn?" fragte Kitty.
„Heinrich, der Achte!" schlug ich vor.
„Es ist doch erst der dritte?"
„Er gibt für fünf aus."
„Wo ist er?"
„Ich habe eine ganze Garnitur gekauft", sagte ich, „Krug, Waschbecken, Seifenschale und den Heinrich. Die Form wird dir zusagen, mein Herz!"
„Warum gleich eine Garnitur?"
„Es war peinlich genug."
Da kam der Dienstmann. Er brachte das Paket und ging. Er ging schneller, als Dienstmänner sonst gehen. Sogar das Warten auf ein Trinkgeld vergaß er. Ich sagte schon, es war ein distinguierter Dienstmann.
Wir lösten die Schnüre. Wir wickelten das Papier auseinander.
Da war der Krug. Da war das Waschbecken. Da war die Seifenschale.
Wo aber war er, der Gewünschte? Wo war Heinrich?
Wir suchten vergeblich. Wir fanden ihn nicht.
Hingegen fanden wir einen Zettel.
In ihm waren zwei Mark eingewickelt.
Und auf dem Zettel stand:
„Verzeihung — den Topf habe ich behalten —, das Geld dafür habe ich beigelegt — wir brauchen daheim schon lange einen und ich geniere mich so, in ein Geschäft zu gehen und so etwas zu verlangen! Der Dienstmann!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Als ich dieser Tage mit dem Gruberwirt die Wetterlage besprach, der Gruberwirt ist mein Herbergsvater und hat heuer sogar sein eheliches Schlafgemach an nachsommerfrischlernde Stadtleute vermietet, kam die bessere Hälfte eines erst seit wenigen Tagen in einem winzigen Zimmerchen untergebrachten älteren Ehepaares die Holztreppe heruntergestolpert und sagte:
„Ach, Herr Wirt, sagen Sie mal, wo muß ich hier im Dorf hin — mein Mann hat keinen Stuhl!"
„Was net sagen", murmelte der Gruberwirt und da zeigte es sich, daß er im Umgang mit den Fremden schon so manches gelernt und seinen Wortschatz bereichert hatte, als er nach einer kleinen Pause hinzufügte: „Sö müassen deswegen nirgens hin. Aber warum is er denn gar a so kapriziert, der Herr Gemohl? Wann er koan Stuhl net hat, nachher soll er holt bedenka, daß des Zimmerl kloa is und soll si auf 'n Diwan setzen!"

„So, sand Sie jiatz wieda guat mit Eahnern Moh?" sagte eine Frau zu einer anderen in der Münchener Trambahn. „Ja", antwortete diese, „wissen S', Frau Huaba, zwoarahalb Johr hamma nimma mid anana g'redt, aba wiar i an drittn Buam kriagt hob, da hot mi mei Moh do dabarmt!"

Enten in Gefahr!

(Erich Schilling)



„Das Informationsministerium hat behauptet, eine deutsche Bombe habe nur eine Ente getroffen. Stell dir mal vor, James, wenn die Bombe im Informationsministerium eingeschlagen hätte!"

Canards, in pericolo: "Il Ministero Informazioni ha affermato che una bomba tedesca ha colpito solo un 'canard,! Pensa un po', James, se la bomba avesse centrato il Ministero Informazioni . . . !„

Canards en danger: „Le Ministère des Informations a prétendu qu'une bombe allemande n'a tué qu'un canard. Imagine — toi, James, le désastre, si elle était tombée sur le Ministère!"

München, 30. Oktober 1940
45. Jahrgang / Nummer 44

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Gute Geschäfte in London

(Karl Arnold)



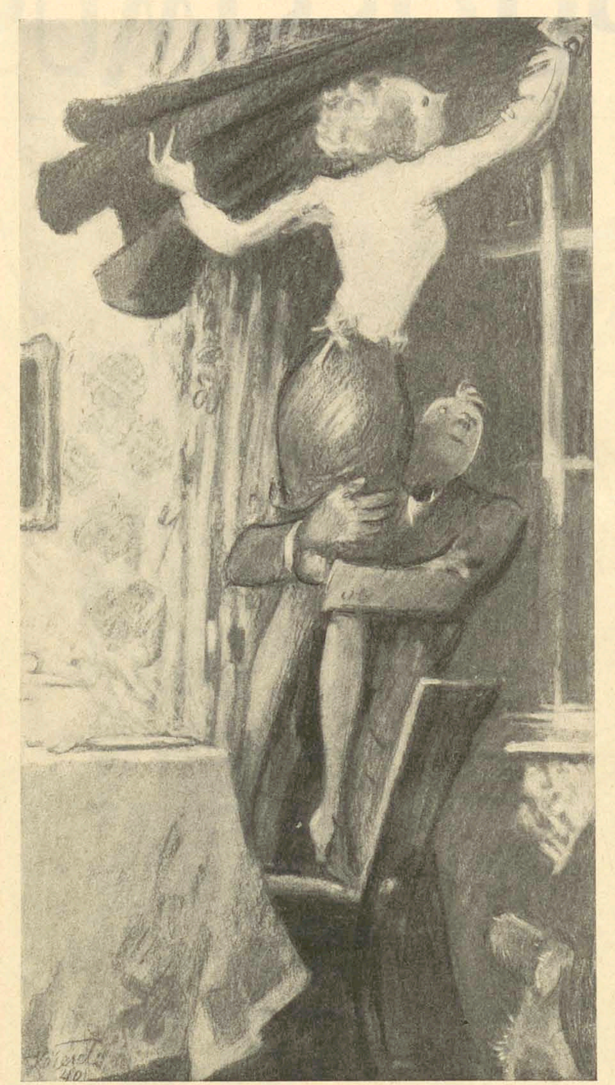
„Und da kannst du lachen, Sally, beim Anblick dieser Trümmer"?
„Ich schon, ich liefere doch die Fahnen!"

Buoni affari a Londra. "E tu puoi anche ridere, Sally, alla vista di queste rovine?„ — "Beninteso son io che fornisco le bandiere!„

Bonnes affaires à Londres. „Et toi tu rigoles, Sally, en contemplant ces ruines!" — „Eh oui, c'est moi qui fournis les drapeaux."

Sein Patent

(R. Kriesch)



„Schon wieder kaputt, und das ist Ihre Erfindung, Herr Schultze!“
„Ich weiß nicht, ich bin recht zufrieden!“

"Già dinuovo rotta! E questa è la vostra invenzione, signor Schultze?„
"Non so; ma io ne sono ben contento!„

„Le rideau ne tient pas; et c'est là votre invention, Monsieur Schultze!"
„Oh, moi j'eu suis ravi!"

Das Bilderbuch

Von Ratatöskr

Du kriegst ein hübsches Bilderbuch,
betitelt „Welt“. Schlag's auf und such'
in selbem dich zurecht zu finden
und seine Schliche zu ergründen.

Von vorn nach hint, von hint nach vorn
durchstöberst du den Zauberborn.
Und immer Neues wird erblättert.
Zum Schluß ist's fleckig und zerfleddert.

Schon wirst du müde und verdöst.
Noch ist das Rätsel nicht gelöst.
Umsonst hast du dich abgeschunden . . .
Nun wartet's auf den nächsten Kunden.

KINDERBILDER

Herr Otto Müller ist ein erwachsener Mann, ein so erwachsener Mann, daß er sogar schon über eine Frau verfügt. Herr Müller ist mit dieser Frau bei Tante Else eingeladen. Wenn ein reifer Herr mit seiner Frau bei einer Tante eingeladen ist, vergeht niemals lange Zeit, bis diese Tante ein Photographiealbum hervorzieht und etwas zeigt. Was zeigt denn Tante Else?

Oh, Tante Else zeigt Kinderbilder, Kinderbilder von Klein-Müller, ganz herzige Bilder. Aus den ersten Bildern erkennt man sofort, daß Müller nackt und bloß auf die Welt gekommen ist, mit Grübchen hier und dort, wie man sie ihm heute nicht mehr zutrauen möchte. Diese Bilder findet Tante Else süß. Auch Frau Müller hat Verständnis dafür und versucht, aus Haltung, Lage und Gesten gewisse Ähnlichkeiten mit ihrem heutigen Otto herauszufinden.

Müller selbst hat keine rechten Beziehungen zu dem rosa Popochen, das ihm da entgegenlacht. Er denkt: Wenn dieses Zeug die am Stammtisch oder die im Büro nur nicht in die Hände kriegen! Es wäre höllisch peinlich.

In dieser Beziehung kann man sich auf alle Tanten verlassen, sie geben ihren Schatz an bebilderter Familiengeschichte nicht um alles in der Welt her, es sei denn, Müller sei Filmschauspieler geworden und habe eigenhändig eine Auswahl für die Bildpresse getroffen, aus der hervorgeht, daß schon damals der kleine Otto Anflüge von dem heute so markanten oder bezwingenden Äußeren zeigte. Ein ganzes Bergwerk von Lächerlichkeit und Peinlichkeit liegt in diesen alten Photoalben versteckt. Ich könnte mir vorstellen, daß mächtigen Leuten an hervorragender Stelle manchmal das Herz stillsteht, wenn sie daran denken, daß so etwas herauskommen könnte.

Doch gottlob fallen solche Photos durch Erbschaft meist in falsche Hände, die damit kein Unheil anrichten können, weil sie nicht wissen, wer die lieben Kleinen in den altmodischen Anzügelchen und dem Spitzenkrägelchen sind, die mit einer Eisenbahn spielen, welche ihnen nicht gehört. Auch halten sauber angezogene Kinder bisweilen ein Segelboot in der Hand und zeigen dadurch unverkennbar, daß sie niemals mit Schiffahrt etwas zu tun haben werden. Der Photograph verlangte es so.

Tante Else zeigt auch andere Bilder, Bilder von Tanten und Onkeln. Man ahnt gar nicht, wieviel wildfremde Leute Tante und Onkel sind. Herr Müller wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß dieser Mann mit dem riesigen Schnauzbart ein Onkel Eberhard gewesen ist, der von Ottochen immer sagte, er werde einmal auch so einer werden wie er selbst.

Herr Müller ist innerlich empört, aber nur innerlich und sagt der Tante Else nicht, daß er den Onkel Eberhard heute nicht mehr ein Bussi auf beide Backen geben werde, wie er es nach Aussage der Familiengeschichte damals immer getan hat. Manchmal ist man froh, daß man älter geworden ist.

Foltzick

Luftkämpfe auf englischen Schallplatten

(Erich Schilling)



„Verdammt, ich hatte doch gesagt, Sie stellen das deutsche Flugzeug dar. Sie haben nicht zu schießen, Sie haben nur zu explodieren. Wieder die Aufnahme verpatzt."

Combattimenti aerei su dischi inglesi. "Maledizione! Io avevo pur detto ch'essi rappresentano il velivolo tedesco! Non devono sparare; ma solo esplodere. Ecco un' altra presa sciupata!„

Combats aériens sur disques anglais. „Crénom! Je vous avais pourtant bien dit que vous représentez l'avion allemand. Vous ne devez donc pas tirer; vous n'avez qu' à exploser! Encore un disque fichu!"

Das zimperliche Mädchen

Von J. R. Harrer

Hans Karl hat ein Mädchen kennengelernt; das ist ganz besonders zimperlich. Emmaliese heißt das Mädchen. So etwas an Zimperlichkeit hat die Welt noch nicht erlebt. Wenn Hans Karl mit Emmaliese ins Kino geht, muß er getrennte Plätze nehmen, damit er ja nicht, etwa von der sinnvollen Liebeshandlung des Films angeregt, nach Emmalieses Hand im Dunklen tappe oder mit seiner Schulter die unberührte Schulter des Mädchens berühre. Andere Mädchen ziehen den Handschuh aus, wenn sie dem Liebsten die Hand geben; Emmaliese macht das Gegenteil. Noch nie hat Hans Karl Emmalieses nackte Hand berührt! Einmal machte Hans Karl eine kleine Andeutung, einen Kuß betreffend. Das Mädchen fiel sofort in Ohnmacht; zum Glück geschah das im Stadtpark, so daß Hans Karl das zimperliche Mädchen auf eine Bank betten konnte.

Ich treffe Hans Karl auf der Kärntnerstraße.

„Hans Karl", sage ich, „ist es wahr, daß du mit einer verrückten Gans gehst? Man erzählt sich so manches über deine neue Bekanntschaft!"

Er lächelt ein wenig verlegen. Wie boshaft die Welt sei, sagt er dann. Jeder habe nur Augen für den anderen und so mancher täte besser, vor der eigenen Türe zu —

„Aber, Hans Karl! Du weißt, daß ich dein Freund bin! Ich habe dich bei den anderen Freunden in Schutz genommen. Das konnte ich mit gutem Rechte; denn deine vorletzte Freundin —! Nun, die war doch das heißeste Mädchen von Mitteleuropa samt näherer Umgebung!"

„Nun ja!" meint leise mein Freund. „Heiß kann man ja Emmaliese nicht nennen. Sie ist eben anders als — — Aber es hat auch seine Reize! Wir führen gescheite Gespräche! Und übrigens muß ja nicht immer geküßt, gekost, geliebelt werden!"

„Ist deine Emmaliese wenigstens hübsch?"

„Hübsch?" Hans Karl starrt mich an. „Hübsch? Nein, nicht im geringsten! ... Aber sie ist strenge Vegetarianerin! Sie überläßt mir ihre Fleischkarten ... Begreifst du nun?"

„Englisches Andenken an Rumänien

(E. Thöny)



„Was hast du in dem Fläschchen, James?" — „Ich will mir zur Erinnerung noch ein bißchen Petroleum mitnehmen."

Ricordo inglese della Romania. "Che cosa hai, James, in quel fiaschettino?„ — "Voglio portar meco come ricordo un pochino di petrolio.„

Souvenir anglais de Roumanie. „Qu'as-tu dans ce flacon, James?" — „J'emporte comme souvenir un peu de pétrole."

DER RENOVIERTE HEILIGE

VON HERBERT A. LÖHLEIN

Auf der Hannagl-Wiese in den Wispelmooser Filzen steht ein Flurheiliger. Er ist längst schwarz von Wind und Zeit, steht auf einem schiefen Postamente, das wurmstichig und verwittert mitsamt dem Heiligen bei jedem scharfen Lüfterl verdächtig schwankt, was aussieht, als ob dem Heiligen die Füße vor Gicht und Altersschwäche wackelten.

Der Hannagl Balthasar hatte da einmal vor zehn Jahren beim Ackern auf der Wispelmooser Wiese, wie er meinte, seine goldene Uhr verloren — ein uraltes Erbstück mit drei goldenen Sprungdeckeln und einen guten Hunderter wert. Die Bäuerin, ein frommes Leut, meinte, er solle einen „Heiligen Antoni" stiften. Der Bauer ackerte vorsichtshalber noch dreimal die Filzen hinauf und hinunter, ehvor er ans Stiften dachte. Dann ging er zum Schreiner von Großfinsing, der manchmal auch Bildstöckl bastelte.

„A oacherner Antoni", sagte der, „kimmt mi selber auf a fufzg Markln. Muaß a astfrei's Holz sein und is hart zum Schnitzen, verstehst mi scho!" Der Bauer rechnete hin und her. „Was kost nacha a buacherner Antoni?" fragte der Hannagl listig. „Ja mei...", sagte der Schreiner, „d'Arbat is dieselm, net wahr und 's Buachnholz is a net woach, verstehst mi scho... sagn ma zwanzg Markl billiger..."

Vierzehn Tage später fand der Bauer seine Uhr auf einem Sims hinter einem alten Kalender. Aber versprochen war versprochen. „Machst an fichternen Antoni, da hast zehn Markl und damit basta!" sagte der Balthasar Hannagl zum Schreiner von Großfinsing.

Und so kam es dann, daß der fichterne Antoni nach zehn Jahren keine Gesichtszüge mehr aufwies und keinem Spatzenschnabel gewachsen war. Abgesehen von den Würmern, die ihn plagten. Abgesehen auch von der blöden Fragerei der Sommerfrischler nach dem historischen „Denkmal".

So bekam also der Jungknecht Martl eines Tages den Auftrag, den alten Antoni wieder nach Großfinsing zum „renaviern" zu bringen. „Fahrst glei in aller Herrgottsfruah, damit's drauf wartn kannst, sagst, den Antoni soll er renaviern und anmaln, d'Kuttn braun, des ander werd er selm wissn, und a paar Gsichtszüg, sagst, soll er eahm wieder außerschnitzn, damit ma'n kennt, 's Gstell tuats no, sagst, nur 's Postamentl soll er neu teern und a bißl an Gips in d' Wurmlöcher soll er neistopfn, sagst, gell! Und abends nimmstn wieder mit und in der Zwischenzeit bsorgst ma an Gips, an Zement und an Kalk beim Baumoaster, hast mi?! Und do hast drei Markln fürn Antoni, mehr zahl i net, sagst, und versaufs net unterwegs, gell!!"

Der Martl spannte ein, wickelte den alten Antoni in einen Büschel Heu und fuhr los. Der Bauer aber hielt den Gaul noch einmal an und fragte vorsichtshalber: „Woaßt jetz alles, sag's no amal her, was i gsagt hab!" Der Martl zog das Gehörte noch einmal bruchstückweise wie einen Wurm aus seinem widerspenstigen Gedächtnis. Es stimmte so ziemlich bis auf das Teeren der Kutt'n. Aber der Bauer dachte, der Schreiner würde sich das Richtige schon herausklauben.

Unterwegs kamen dem Martl Bedenken. Er verglich seinen Wochenlohn mit den drei Markln für „so a bißl Renaviern", und weil er Durst bekommen hatte — auch der Gaul fing in der Hitze zu trensen an — hielt er vor dem „Alten Wirt" in Großfinsing auf eine Halbe. Ein Bauer aß eine Sulz, die den Martl so lange schlucken ließ, bis er sich auch eine bestellte. Darauf bekam er wieder Durst auf eine neue Halbe und ein paar Trümmer Hausbröter läpperten sich auch noch hinzu. Es blieben für den heiligen Antoni gerade noch eine Mark achtzig. „Glangt leicht für eam", sagte sich der Martl, der nur noch etwas von Anmalen im Gedächtnis hatte.

Der Schreiner von Großfinsing empfing den alten fichternen Antoni mit wenig Respekt. Um es genau zu sagen, er fluchte sogar, als der Martl den Auftrag des Hannaglbauern herunterplärrte. „Was hat er dir nacha Geld mitgebn, der alte Gauner?" Der Martl schluckte und druckte: „A Markl und an etli Pfenning (er hatte nämlich beim Einspannen noch eine Stehhalbe herausgeschunden) — machst eahm halt a paar Gsichtszüg weniger, aber gmalt muaß er scho werdn, weil ma'n nimma kennt!"

„Euch mal i an Antoni zsamm, des derfst glaubn!" lästerte der Schreiner und zwickte den Heiligen in den Schraubstock, daß sich das Postamentl selbständig machte. Dann nahm er das Stemmeisen und schnitzte dem Antoni eine gewaltige Geiernase aus dem Gesichtsrest heraus. „Meiner Söl...", staunte der Martl, „jetz siehgt er ja aus wia da Hannaglbauer selm!" — „Ko scho sei...", knurrte der Schreiner, „daß des koa Heiliger mehr werd!" An Farben war noch vom gestrigen Stubenausweißeln her ein wenig Rot und Blau und ein Rest schwarzer Brühe vorhanden. Als der Martl vom Zementholen zurückkam zwinkerte er wiederholt mit den Augendeckeln, um zu prüfen, ob er auch richtig sehe. Aber die rote Nase, die schwarze Kutte und das blaue Gesicht blieben. Der Martl bekam es jetzt mit der Angst: „Ob des an Bauern gfallt?!" Der Schreiner spuckte verächtlich in ein Eck: „Auf des kummt's net o, und um a Markl kann er koan Heiligen verlanga, der alte Geizkragn!"

Wenig später, als der Martl mit seinem renovierten Heiligen wieder auf dem Heuwagen gen Wispelmoos fuhr, braute sich ein unheimliches Wetter zusammen. Schon fielen die ersten Tropfen. Der Martl wickelte den Heiligen fester ins Heu. Der Lamplbauer, der noch ein Fuder Heu auf dem Feld hatte, nötigte den Martl, mit seinem leeren Heuwagen schnell die letzte Fuhre mit nach Großfinsing einzufahren. Der Martl machte mit, denn bei Wetternot hilft ein Bauer dem anderen. Schon prasselte es in Kübeln herunter. In der Scheune des Lamplbauern ratterte bereits der neumodische Heubagger an den Drahtseilen. Im Nu war jeder Wagen abgeladen und dem Martl blieb vor Staunen der Mund offen, wobei er völlig vergaß, was in dem letzten Heubündel stak, das vom Bagger im Nu auf den obersten Scheunenboden verfrachtet wurde.

Das Gewitter hörte nicht auf und der Martl bekam eine Maß Bier nach der anderen. Bis er nicht mehr fahren konnte und beim Lamplbauern übernachten durfte. Als er in das fremde Bett stolperte, hatte er auf den heiligen Antonius völlig vergessen. Er schlief auch schon den Schlaf aller Gerechten, als sich zu mitternächtlicher Stunde etwas Fürchterliches ereignete, von dem Großfinsing noch monatelang unter schallendem Gelächter endlosen Gesprächsstoff bezog.

Die zweite Dirn des Lamplbauern war mit dem Jungknecht, des prasselnden Regens wegen, ein wenig auf den Heuboden geklettert, um dort ein trockenes Wort miteinander reden zu können. Als nun die Dirn gerade dem Knecht den ersten von zahllosen geplanten weiteren Heubodenküssen spendieren wollte, bekam sie plötzlich mit der Hand etwas Hartes zu fassen, das einem Kopf verzweifelt ähnlich war. Ein mordsmörderlicher Angstschrei gellte auf und der Knecht zündete in seiner Angst ein Streichholz an.

„Alle Heiligen!" würgte jetzt auch der Knecht heraus. Aus dem Heuschober ragte ein blau und rot angelaufener Kopf mit einer riesigen Nase heraus. Jetzt brüllte auch der Jungknecht auf vor Angst: „Der Hannaglbauer is's von Wispelmoos — tot is er — Leut helft's!" Das ganze Lamplbauernanwesen war auf den Beinen. Der Bauer weckte den Nachbar. Der schickte nach dem Gendarm. „A Mord is passiert...", lief er durchs Dorf. Sogar die Feuerwehr kam angerückt.

Endlich grub ein Beherzter unterm Schein der Laternen den heiligen Antonius heraus, mit einem Gesicht, das eine einmalige Farbenschöpfung aufwies, denn die Wasserfarben des Schreiners von Großfinsing waren im ersten Wolkenbruch erst zur richtigen Mischung gekommen. Der Martl erntete brüllenden Beifall, als er erklärte, es handle sich um den renovierten Antonius aus den Wispelmooser Filzen.

Als der Martl am nächsten Morgen, unter dem Geleit von halb Finsing, nach Hause aufbrach, betete er noch auf der Landstraße eine wahre Kette von Stoßgebeten. Aber der sonst so einflußreiche Heilige konnte trotz seiner himmlischen Beziehungen den wahrhaft gewittrigen Watschentanz, der nun ausbrach, nicht mehr hintanhalten. Die Renovierung war eine vollständige!

MEIN FREUND JOHANNES

Martin hatte mal wieder eine Wut auf irgend jemand. Weiß Gott, was ihn so geärgert und enttäuscht hatte. Er schimpfte und stöhnte erbärmlich. „Man weiß ja wirklich nicht mehr, was man machen soll. Es hat ja alles keinen Sinn. Die Menschen sind schon ein widerliches Pack. Wozu lebt man denn überhaupt? Das beste ist, man hängt sich auf!"

Er wartete vergeblich auf eine Stellungnahme unsererseits. Da stieß er doppelt böse hervor: „Ja, das tue ich. Jetzt gleich hänge ich mich auf!" und wollte davonrennen.

Johannes hielt ihn zurück.

„Aber wozu denn, Martin", sagte er, „es hat ja doch niemand was dagegen."

*

Johannes war schon in seiner Jugend sehr tierlieb. Er züchtete Tauben, Kaninchen, Meerschweinchen und weiße Mäuse. Vor allem die letzteren hatten seine ganze Zuneigung. Er beschäftigte sich stundenlang mit ihnen. Sie waren so zahm und zutraulich, daß er ihnen sogar kleine Kunststückchen beibringen konnte. Seine Schwester aber verabscheute diese Tierchen und hatte Angst vor ihnen.

Johannes beschloß, ihr dies abzugewöhnen. Er schlich eines Abends in ihr Schlafgemach und schob ihr, die schon schlief, eine Maus unter die Bettdecke. Dann begab er sich zurück in sein benachbartes Zimmer.

Es dauerte nicht lange, da hörte er von nebenan einen Mordskrach, einen Aufschrei und lautes Geheul. Die Mutter eilte herbei und stürzte zu ihrer Tochter ins Zimmer. Schluchzend erzählte die ihr, was sich ereignet hatte. Die Mutter tröstete sie, und kam dann zu Johannes.

„Schämst du dich eigentlich gar nicht?" schalt sie. „Wie kannst du ihr solche Angst machen. Sie ist aus dem Bett gesprungen und ganz verstört im dunklen Zimmer herumgerannt. Wie leicht kann ihr dabei was passieren! Hast du denn gar kein Mitgefühl? Wie willst du das nur wieder gutmachen?"

„Ach, Mutter, ich kann ihr ja morgen ein paar besonders gute Haferflocken geben", begütigte Johannes.

„Haferflocken? Was soll sie denn damit?"

„Die frißt sie so gerne", erklärte Johannes.

„Frißt? Wer frißt?" fragte die Mutter empört.

„Die Maus, Mutter." sagte Johannes.

*

Wir waren bei Johannes zu Besuch. Martin hatte Pech. Er stieß eine große Tintenflasche um, die zerbrach und ihren Inhalt über den Schreibtisch, den mit Kissen bedeckten Schreibtischstuhl und den darunterliegenden Teppich ergoß.

Der arme Martin war fassungslos. Er bat stotternd um Verzeihung und erklärte, daß er selbstverständlich den Schaden wieder gutmachen wolle.

„Laß man, Martin. Das ist nicht so schlimm. Ich habe die Tinte geschenkt bekommen", sagte Johannes.

*

Ich besuchte Johannes und seine Frau. Sie sah verweint aus, er knurrte:

„Was ist denn los, Johannes?" fragte ich.

„Ach, es ist zu enttäuschend. Man kann sich auf keinen Menschen mehr verlassen. Nun wollte heute der Bruder meiner Frau uns besuchen wir bereiten alles vor, und jetzt kommt er nicht."

„Und warum nicht, Johannes?" fragte ich.

Da wurde Johannes plötzlich ganz ernst. Ich sah, daß er mit Tränen kämpfte.

„Er ist gestern gestorben", sagte er still und strich seiner Frau sanft über die Haare.

Schutzengel auf Abwegen

(Fr. Bilek)



Angelo custode fuor del seminato

L'Ange gardien dévoyé.

ODYSSEUS UND KALYPSO

VON OTTO JOHANN FRIEDRICH

Als die Woge den göttlichen Dulder Odysseus wie eine Auster ans Gestade von Ogygia spuckte, war er schon ganz blau angelaufen von den neun in den Wellen verbrachten Tagen und Nächten und sah nicht sehr vorteilhaft aus. Dennoch fiel ihm die schönlockige Kalypso zu wie das Käthchen von Heilbronn dem Grafen Wetter vom Strahl. Nun ja, sie hatte auf ihrer entlegenen Insel eben äußerst wenig Gelegenheit, passende Herrenbekanntschaften zu machen. Doch grämte sie sich darüber nicht, da die Götter und Göttinnen ja mit ewiger Jugend geschmückt waren und eine Torschlußpanik bei ihnen daher niemals aufkommen konnte. Der eigentliche Grund aber für die mehr als entgegenkommende Haltung der göttlichen Nymphe dem Fremdling gegenüber war der, daß sie des brutalen Poseidon in letzter Zeit herzlich satt geworden war. Auch wollte sie dem Meergott, der sie in ihrer schöngewölbten Grotte regelmäßig besuchte und sie als eine ihm dienstlich unterstellte Wassergöttin als seinen selbstverständlichen, allzu selbstverständlichen Besitz anzusehen schien, einmal zeigen, daß sie auch anders konnte. Zumal der Erderschütterer natürlich weit davon entfernt war, monogam zu fühlen.

Odysseus sah, nachdem er in Kalypsos geräumiger Grotte ein warmes Bad genommen, sich rasiert und das ihm auf Geheiß der Göttin gereichte ambrosisch duftende Gewand umgeworfen hatte, auch wieder recht gut aus. Zwar war er immerhin schon ein Herr mit weißen Schläfen. Aber er hatte so etwas Kultiviertes, Feingeistiges, sehr im Gegensatz zu Poseidon, und war ja wirklich mit allen Wassern gewaschen. Seine Umgangsformen waren die besten. Als ihm die silberflüssigen Dienerinnen der Kalypso den schwarzen schweren Wein einschenkten, trank er, sich verneigend, der Dame des Hauses zu mit den Worten: „Sehr zum Wohl, gnädige Frau!" Überhaupt verkehrten die beiden, die schöne Gastgeberin und der Fremdling, stets in gewähltesten Formen miteinander, auch dann, als sie sich bereits recht nahe gekommen waren. Niemals vergaßen sie, daß sie eine Dame im Göttinnenrang (wenn auch keine von den Olympiern, also nur zum clerus minor gehörig), und er im Zivilberuf König (wenn auch augenblicklich aus politischen Gründen ohne Thron und Land) und ein mit hohen und höchsten Kriegsorden ausgezeichneter Held war.

Odysseus schätzte an der göttlichen Freundin die auch von Homer gerühmten schönwallenden Locken, und auch das übrige. Dennoch blieben Schwierigkeiten in ihrem Verhältnis nicht aus. Die Nymphe war ein durchaus ungebrochenes Naturwesen von elementarer Sinnlichkeit. Der Laertiade hingegen als ausgesprochener Intellektueller ein diesbezüglich leise gehemmter Mensch. Ja, es muß gesagt werden: mit der Zeit wurde er ihrer ein wenig überdrüssig. Ihr schmachtender Blick, der ihr, im Verein mit den schönwallenden Locken, unter anderen Verhältnissen vielleicht eine Filmlaufbahn ähnlich einer Zarah Leander gesichert hätte, ward ihm mehr und mehr peinlich. Auch das Gespräch mit der Nymphe konnte einen akademisch gebildeten Mann auf die Dauer unmöglich befriedigen. Kalypso hatte natürlich kein Abitur, und sie war auch auf ihrer einsamen Insel allzu sehr vom Geistesstrom der modernen Literatur abgeschnitten. Dazu wirkte der Verkehr mit Poseidon und den anderen besseren Meerbewohnern nicht gerade geistbildend. Diese griechischen Götter waren ja intelektuell nur wenig entwickelt. Sie bewahrten ihren Geist

Prinzeßchen Elisabeth

(Wilhelm Schulz)



„Daddy, du sagst, daß man meine Rede bis Amerika gehört hat. Wollen wir nicht einmal versuchen, ob man von Amerika aus auch nach England sprechen kann?"

La Principessina Elisabetta. "Daddy, tu dici che si è sentito il mio discorso fino in America. Non vogliamo tentare se non si possa parlare anche dall'America in Inghilterra?„

Petite Princesse Elisabeth. „Daddy, tu dis qu'on a entendu ma conférence jusqu'en Amérique. Ne pourrions-nous essayer de parler d' Amérique à l' Angleterre?"

keusch in bescheidener Knospe, wie Hölderlin, ihr Verehrer, schonend sich ausdrückt. Ihre Stärke lag mehr auf anderem Gebiet.

So fing der göttliche Dulder an, wieder mehr an Ithaka zu denken. Die liebende Nymphe merkte es und versuchte alles, ihn zu halten. Ja, sie ging so weit, daß sie ihm, gegen das Ende des siebenten Jahres, eines Tages einen förmlichen Heiratsantrag machte. Falls er ihr sein Jawort gäbe, versprach ihm die Göttin immerwährende Jugend und Unsterblichkeit.

Wohl mancher hätte sich durch dieses wahrhaft verführerische Angebot vom Pfade der Tugend und Pflicht hinweglocken lassen! Jedoch Odysseus erhob sich und sprach die geflügelten Worte:

„Ich hab' es getragen sieben Jahr,
und ich kann es nun tragen nicht mehr!"

Und dann gestand er, daß er ein verheirateter Mann sei, der in Ithaka ein christliches Eheweib sitzen habe. Bei diesen Worten zog er aus dem Brustbeutel seinen goldenen Ehering, den er aus nicht ganz durchsichtigen Gründen auf seinen Irrfahrten nicht zu tragen pflegte, und steckte ihn sich an den Finger.

So endet eine Liebe. Sie verabschiedeten sich, wie sie es ihrem Rang schuldig waren, in guter Haltung voneinander. Odysseus küßte der Göttin die Hand und sagte: „Es hat mich wirklich sehr gefreut, gnädige Frau! Haben Sie verbindlichsten Dank für Ihre Gastfreundschaft, und für alles!" Kalypso gab dem Scheidenden, außer dem schwarzen Götterwein, noch einige kräftige Zaubersprüche mit auf seinen Weg.

Daß der göttliche Dulder nach kurzer Fahrt Schiffbruch erlitt, ist bekannt. War es der Wein, waren es die Zaubersprüche? Nein, Homer hat recht, es war die Rache Poseidons. Doch nicht wegen der Blendung seines überlebensgroßen Sohnes Polyphem durch den listigen Griechen. Hier irrt Homer. Der lebensfrohe Poseidon besaß der Söhne so viele, daß er sich um den einzelnen unmöglich annehmen konnte, zumal er die Sache längst nicht mehr übersah. Vielmehr zürnte der Erderschütterer dem göttergleichen Odysseus wegen der allzu herzlichen Beziehungen, die dieser schäbige Sterbliche zur schönlockigen Kalypso unterhalten hatte, die ja dem Gotte selbst nicht nur als Nymphe nahestand.

Bekanntlich rettete den Schiffbrüchigen die ihm wohlgesinnte Leukothea mittels ihres Badeanzugs, mit welchem die Göttinnen des Meeres aus Schicklichkeitsgründen bekleidet waren. Dies war nun freilich wiederum eine Insubordination einer subalternen Nymphe gegenüber ihrem Chef, und Poseidon hat also damals an seinen weiblichen Gefolgschaftsmitgliedern wenig Freude erlebt. Wie Odysseus dann nach Ithaka gelangte, und nach mancherlei weiteren aufregenden Zwischenfällen endlich in die Arme seiner Penelope, die gleich einer Solveig zwanzig Jahre lang auf ihn gewartet hatte, das mag man bei seinem kgl. Hofdichter und Propagandachef Homer nachlesen. Das Folgende indessen hat dieser verdienstvolle Schriftsteller, vermutlich mit Rücksicht auf seine erwähnte Dienststellung, seiner Leserschaft verschwiegen. Nach einiger Zeit tauchte Kalypso mittels eines von Delphinen gezogenen Wagens plötzlich im Hafen von Ithaka auf, um ihrem noch immer unvergessenen Gastfreund einen offiziellen Gegenbesuch zu machen. Die guten Untertanen des Odysseus mußten sich sehr wundern, als eine höchst mangelhaft bekleidete und äußerst mondän wirkende Dame in den Straßen ihrer biederen Stadt erschien und nach der Wohnung ihres Königs fragte. Noch mehr aber wunderte sich Penelope, als die abenteuerliche Fremde den Palast betrat und ihren Odysseus ohne weiteres duzte, und auch sonst sehr vertraut mit dem sichtlich Verlegenen tat. Der Heimgekehrte hatte der Gattin wohl von seinem Aufenthalt auf Ogygia erzählt, doch hatte er, nach seinem Verhältnis zu Kalypso befragt, ausdrücklich seine Standhaftigkeit gegenüber ihren Lockungen betont. Daß er sich immerhin auch eine Reihe von Jahren recht gut mit der Inselbewohnerin unterhalten hatte, vergaß er zu erwähnen. Die kluge Penelope begann nun natürlich die wahre Natur der Beziehungen zwischen den beiden zu ahnen, verschob indessen die unvermeidliche Aussprache über diesen Punkt auf ein späteres Zusammensein mit ihrem Mann unter vier Augen. Als Dame von Format wahrte sie jetzt in Gegenwart der Fremden durchaus die Haltung und lud die so unvermutet aufgetauchte Bekanntschaft ihres Gatten aus der Zeit seiner Irrfahrten zum Mittagessen ein, worauf sie sich mit ihren Hausfrauenpflichten entschuldigte und in die Küche verschwand.

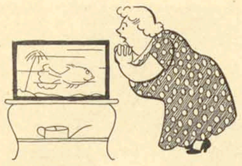
Bei Tische hatte Penelope Gelegenheit, die Besucherin eingehend zu mustern. Nicht ohne Eifersucht stellte sie fest, daß dieses ehemalige Verhältnis ihres Odysseus — denn daß es sich um ein solches handelte, darüber konnte kein Zweifel mehr bestehen — jünger aussah als sie selbst. Kunststück, wenn man sich um die Pflichten des Haushalts und der Kindererziehung nicht kümmerte, wie bei dieser Lebedame anzunehmen war! Dazu hatte sich diese Abenteuerin in einer Weise zurechtgemacht, daß die gutbürgerliche Penelope, wenn auch nur innerlich, die Nase rümpfte. Sie war zu ihrem durchsichtigen und bedenklich kurzen Kleid — eigentlich nur ein Badekostüm! stellte Penelope bei sich fest — geradezu geschmacklos stark parfümiert (daß es Ambrosiaduft war, wußte Penelope nicht) und ihre üppigen Locken umwallten in ungebändigtem Fluß die bloßen Schultern. Raffiniert!

Da die Dame vom Meere kam, hatte die Hausfrau angenommen, daß sie gerne Fisch äße und dementsprechend Sorge getragen. Aber Kalypso dankte mit einem zugleich liebenswürdigen und hoheitsvollen Lächeln und ließ sich von einer ihrer silberfüßigen Dienerinnen Nektar und Ambrosia reichen, die einzige standesgemäße leibliche Erquickung der Unsterblichen. Natürlich fühlte sich die Dame des Hauses gekränkt, daß der anspruchsvollen Fremden die ihr vorgesetzten Speisen und Getränke nicht gut genug waren. Doch war Penelope auch wiederum nicht wenig stolz darauf, eine echte Göttin an ihrem Tisch zu haben, und sie vermochte es kaum zu erwarten, bis sie das allen ihren Freundinnen in ihrem Kränzchen, wo die Damen der Gesellschaft von Ithaka in Ermangelung von Bohnenkaffee an saurer Milch sich gütlich zu tun pflegten, erzählen konnte.

Um das Weitere kurz zu berichten: man wurde nicht recht warm miteinander. Odysseus sowohl wie Penelope hatten allerlei Hemmungen gegen den unerwarteten Besuch. Die Göttin hinwiederum fand das ganze Milieu, in dem ihr früherer Freund lebte, namentlich seine hausbackene Gattin, ja auch ihn selbst, spießig und kleinbürgerlich, und sie kehrte reumütig zu Poseidon zurück, von dem sie nun einsah, daß er nicht nur ein weit standesgemäßerer Umgang für sie sei als der Kleinstadtkönig von Ithaka, sondern auch sonst viel besser für sie passe als jener alternde Intellektuelle. Poseidon verzieh ihr alles und empfing die leicht errötende Freundin mit Meer und Erde erschütterndem Lachen. Odysseus aber fand nach den Irrungen und Wirrungen seiner Sturm- und Drangzeit ein stilles Glück in den Armen seiner treuen Penelope.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Und wieder einmal sieht der schöne Schleierschwanz in Frau Hubermaiers Aquarium Mutterfreuden entgegen. Jedoch so aufmerksam sie ihn den ganzen Tag bewacht — das zu erwartende Ereignis tritt nicht ein.
Am andern Morgen aber ruft sie strahlend ihren Mann: „Da, Seppl, da schau her! Eins ... zwei ... drei ... vier ... fünf ... sechs! Sind sie nicht herzig?? ... Jammerschad', daß man's bisher noch niemals hat beobachten gekonnt!"
„Geh, Rosl", brummt beschwichtigend Herr Hubermaier, „wann du in solchem Glaskastel stecken tätst, nachher tätst auch die Nacht abwarten."

Nickel ist Gefreiter geworden. Zwei Tage nach der Beförderung erhält er einen Feldpostbrief: „An den Schützen Gustav Nickel." Stolz läßt er den Brief mit dem Vermerk „Unbekannt" zurückgehen.

KANN MAN DA RUHIG BLEIBEN

VON HANS KARL BRESLAUER

„Marianne", sagte Frau Dagmar verstört, „Marianne — dieses Erlebnis —" Frau Dagmar lief auf und ab, preßte die zitternden Hände an die Schläfen und sank endlich aufstöhnend in einen Fauteuil. „Was wird da herauskommen?"
„Kind", Marianne versuchte die Freundin, aus deren wirren Reden sie nicht klug werden konnte, zu beruhigen. „Kind, so fasse dich doch! Du kommst zu mir, um dir einen Rat zu holen und nun —"
„Oh, Marianne, wenn dir das zugestoßen wäre, was ich heute nachmittag erlebt habe —"
„Dagmar, wer wird sich denn so maßlos aufregen? Nimm dich zusammen —"
„Zusammennehmen!" sagte Frau Dagmar mit zuckenden Lippen. „Zusammennehmen! Wie leicht das gesagt ist! Marianne, du weißt, daß ich nicht leichtsinnig bin ... Niemals war ich leichtsinnig ... Heute aber, ich weiß ja selbst nicht, was mir eingefallen ist — vielleicht war ich gerade heute gut gelaunt, vielleicht wollte ich mir einen Spaß machen, es kann auch sein, daß mich die dumme Neugierde trieb, ein harmloses Abenteuer zu erleben — schließlich fühlt sich ja jede Frau geschmeichelt, wenn sie bewundert wird — ich kann es nicht sagen, was die Ursache war ... Kurzum, Marianne, ich ließ mich auf der Straße ansprechen!"
„Na", Marianne lächelte belustigt, „wenn es nichts Schlimmeres ist. Das ist kein Grund, so vollständig außer Rand und Band zu geraten. Das dürfte wohl jeder Frau schon einmal passiert sein, und wenn jede den Kopf darüber verlieren würde, dann müßten alle hübschen Frauen ohne Kopf herumlaufen!"
„Hör nur weiter, Marianne, hör nur weiter. Vielleicht denkst du dann anders darüber ... Er war nicht zudringlich und benahm sich so korrekt, wie sich nur ein guterzogener Mensch benehmen kann, und eine Viertelstunde später saßen wir in einem Kaffeehaus und plauderten ... Es gibt ja so viele Dinge, die die Menschen einander näherbringen, gemeinsame Berührungspunkte, Erinnerungen an Reisen, über die man in der harmlosesten Weise plaudern kann —"
„Und weiter? Ich nehme an, daß es nicht diese harmlosen Dinge sind, die dich so aufregen."
„Wir sprachen gerade von Venedig, als ich Leo erblickte, der in der Garderobe seinen Mantel ablegte." — „Leo? Deinen Mann?!"
„Jawohl, meinen Mann!" sagte Frau Dagmar. „Hastig flüsterte ich meinem Begleiter zu, sich zu entfernen, er verschwand in dem überfüllten Lokal und als Leo hereinkam und sich umsah, verbarg ich mein Erschrecken hinter einer illustrierten Zeitung —"
„Hat dein Mann etwas bemerkt?" fragte Marianne besorgt.
„Nein." — „Gott sei Dank!"
„Er war sehr erstaunt, mich im Kaffeehaus zu finden, da ich ja eigentlich zu meiner Schwester gehen wollte, aber eine wahrscheinlich klingende Ausrede verscheuchte sein zuerst aufkeimendes Mißtrauen — du weißt ja, wie eifersüchtig er ist — und alles wäre gut vorübergegangen, wenn — wenn ..." — „Was denn — was denn —"
„Als wir aufbrechen wollten, verlangte Leo meinen Garderobezettel —"
„Ich verstehe — und den hatte dein Begleiter bei sich!"
„So ist es!" nickte Frau Dagmar und zerknüllte ihr Taschentuch mit nervösen Fingern. „Verlegen kramte ich in meinem Handtäschchen herum, suchte unter dem Tisch und Leo murmelte etwas von weiblicher Unordentlichkeit. Als wir in die Garderobe kamen, sagte ich zu dem Garderobefräulein: Liebes Fräulein, ich kann meinen Garderobeschein nicht finden, aber Sie werden meinen Pelz leicht erkennen ... Ja, ja, versetzte die Garderobiere, ich weiß, es war ein Persianermantel! ... Ich lächelte ihr freundlich zu, meine Augen flehten förmlich um ihre Hilfe und sie fuhr fort: Jawohl, ein Persianermantel, ich erinnere mich ganz genau, gnädige Frau, aber den hat der Herr, mit dem Sie gekommen sind, schon vor einer Stunde geholt, er hat gesagt, die gnädige Frau warten beim rückwärtigen Ausgang!"

Das Hindernis

(K. Heiligenstaedt)



„Das Ballspielen wollen wir uns heute verkneifen, . . . ich kann mich auf das Gummiband in meiner Hose nicht verlassen —!“

L'ostacolo. "Rinunciamo per oggi al gioco della palla! ... Non posso fidarmi dell' elastico dei miei calzoncini!„

L'Obstacle. „Ne jouons pas à la balle aujourd'hui ... Je ne puis me fier à l'élastique de ma culotte."

München, 6. November 1940
45. Jahrgang / Nummer 45

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

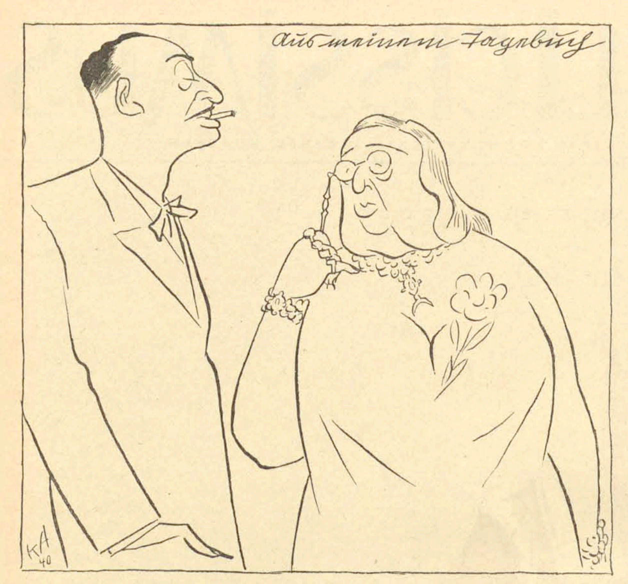
Letztes Angebot



Churchill: „Ist denn niemand mehr da, der sich für diese Dame aus reichem Hause interessiert?"

Ultima offerta! Churchill: "Non c'è più nessuno che s'interessi per questa dama di ricco casato?„

L'offre suprême! Churchill: „N'y a-t-il donc plus personne qui s'intéresse à cette dame de vieille famille riche?"



Das Mutterland: „Niemand will unsere Leut', überall werden sie ausgewiesen!"
„Nun, dann vermehren sich eben die Engländer immer mehr und mehr!"

La madre patria: "Nessuno vuole la nostra gente; viene espulsa dappertutto!„ — "Ebbene così gl'inglesi aumentano sempre e sempre più!„

La Mère Patrie: „Personne ne veut d'Israël. On nous expulse de partout." — „Tant mieux! Les Anglais deviendront ainsi de plus en plus nombreux!"

Die vollkommene Büromaschine

Von Walter Foitzick

Wenn ich den Herrn Direktor nicht schon von Jugendzeit an gekannt hätte, würde er mir gewiß diese neue Sache nicht gezeigt haben.
Der Herr Direktor leitet ein großes Industrieunternehmen. Er leitete es bisher mit Erfolg von seinem wohlaufgeräumten Schreibtisch aus. Diesmal führte er mich in das Zimmer neben seinem Büro. Da stand etwas wie eine große Orgel, oder war es die Beleuchtungsanlage eines Staatstheaters? Er stellte mich einer jungen Dame im blauen Monteuranzug vor: „Meine Privatsekretärin."
Ich verstand nicht recht, der Direktor erklärte: „Wir haben uns jetzt die neueste Büromaschine angeschafft", und dabei deutete er auf die Orgel mit den vielen Hebeln, Tastern, Registern, Schwungrädern und Schaltern. „Diese Maschine verrichtet alle büromäßigen Arbeiten. Sie addiert alles, was man haben will und zieht davon wieder jede konvenierende Summe selbsttätig ab. Es genügen ein paar Hebelstellungen und die Dividende wird ausgeschüttet, Aktien bekommen auf automatischem Wege Junge."
Während er mir die Feinheiten der vollkommensten Büromaschine erklärte, hantierte die Dame im Monteuranzug an einer Art Pumpe. „Sie macht Bilanz, steuersicher. Durch ein raffiniertes Verfahren werden die einzelnen Posten hier in hochprozentige Schwefelsäure umgewandelt, und Fräulein Müller braucht nur an einer Skala den Sättigungsgrad abzulesen, oder die Maschine führt die Steuern durch ein Schwungrad automatisch an die Behörde ab, ohne wahrnehmbares Geräusch. Und alles wird notiert und in Kartotheken registriert. Es ist uns gelungen, den Papierumlauf um das dreifache zu erhöhen, ohne weitere Schreibkräfte einzustellen.
Die üblichen Telefongespräche erledigt der Apparat auch selbständig."
Der Direktor schaltete ein und man hörte die Maschine rufen: „Ja — hm — jawohl — im Augenblick nicht lieferbar — ja — gerade sehr beschäftigt!"
Diese Büromaschine war wirklich vollkommen.
„Das ist noch gar nichts", sagte der Direktor, „jetzt werde ich mal einen Brief diktieren", und er diktierte einen Brief an eine übergeordnete Stelle, der sich gewaschen hatte. Ausdrücke kamen darin vor — Ausdrücke!
Ich wurde bleich und rief, daß ich diesen Brief für ganz unmöglich hielte.
Da lächelte der Mann. „Keine Sorge, mein Lieber, es ist ein Filter eingebaut, der alle untragbaren Ausdrücke und Meinungen ausmerzt und einen vollkommen gezähmten Brief zur Post befördert."
Jetzt beneidete ich den Direktor.
Beim Abschied zeigte er mir noch einen kleinen plombierten Hebel: „Das ist das Letzte an Erfindung. Diesen Hebel kann ich nur selbst bedienen. Wenn hier der Strom eingeschaltet ist, leitet die Maschine das Werk ganz allein, kein Direktor ist mehr notwendig. Du kannst dir vorstellen, daß das noch geheim gehalten wird."

November

von Ratatöskr

Die Welt ist grau und neblig.
Du selber bist es auch.
Und was du denkst, ist schweblig,
und was du fühlst, ist Rauch.

Die kahlen Felder riechen
— bloß nicht grad nach Jasmin.
Du möchtest dich verkriechen
und weißt doch nicht, wohin.

Den Ofen willst du schüren?
Wem kommt's zu paß? Dem Sterz.
Nur denen, die sich rühren,
wird wieder warm ums Herz.

Die alte Lebensfibel
verrät dir Ziel und Zweck:
Mensch, schmiere deine Stiebel
und stapfe durch den Dreck!

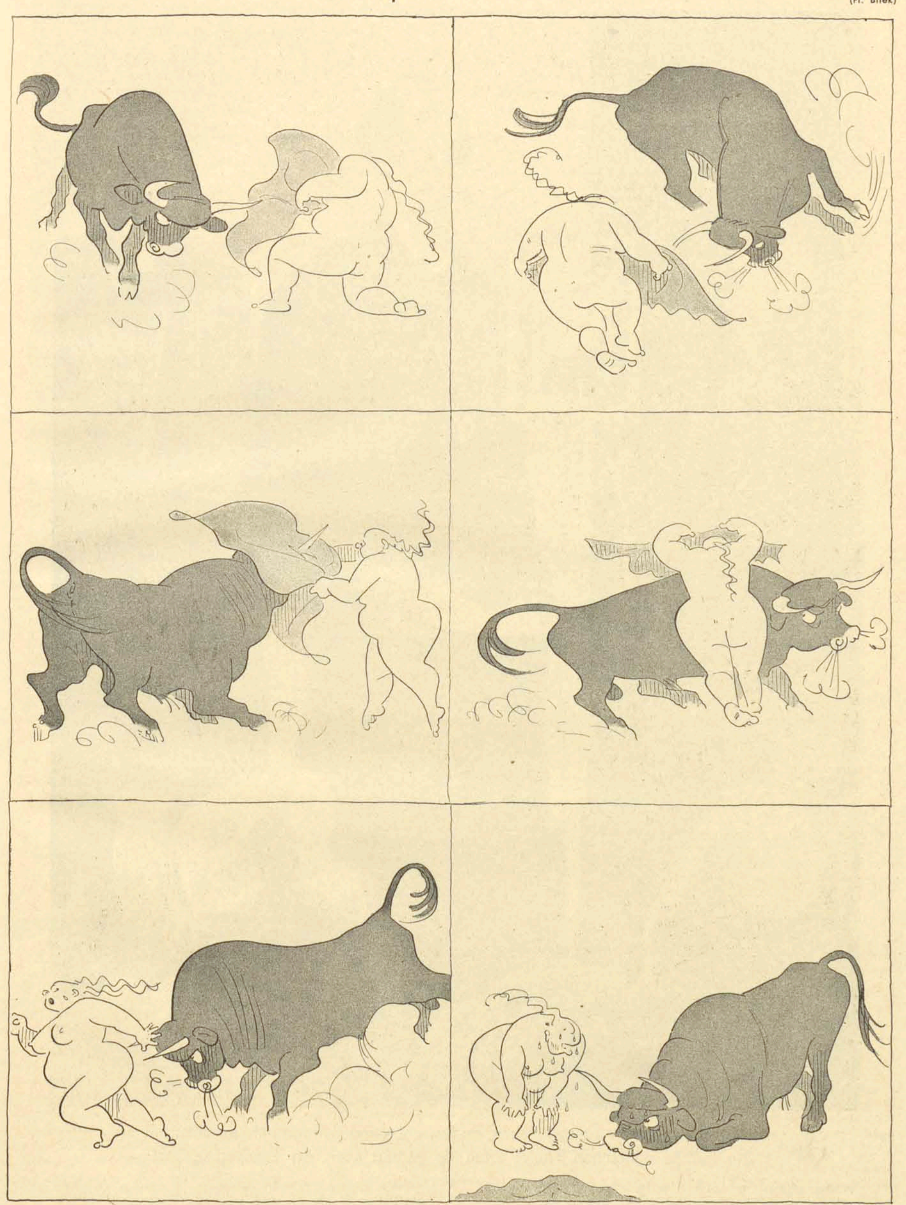
Der überfahrene Vinzenz

Von Hilde Herbst

Karl Lißmann, älterer Fabrikherr aus Bodenhausen, wurde aus seinem geruhsamen Genießen der schönen Natur durch einen Radfahrer herausgerissen, den er plötzlich direkt vor seinem Wagen erblickte. Er stoppte sofort, riß das Steuer herum — aber schon war es zu spät — der Radfahrer war zu Boden gerissen.
Entsetzt kletterte Lißmann aus dem Wagen heraus und beugte sich zu ihm nieder. Der Radfahrer lag mit dem Gesicht auf der Erde, das Rad neben ihm. Karl Lißmann spähte umher — kein Mensch war zu sehen. Weit dehnten sich die frischen Wiesen mit den gelben Tupfen der Dotterblumen, es leuchtete das helle Grün des noch köstlich frischen Laubes der emportreibenden Bäume zwischen den ernsten, sich breit ausdehnenden Tannen. Das klare Wasser der Glan stolperte hurtig über die Steine. Im Hintergrund stiegen die kahlen Felsen der Karawanken steil empor, einen scharfen Kontrast bildend zur Lieblichkeit der fröhlichen, heiteren Landschaft des Kärntner Mittellandes.
Nichts von alledem sah Karl Lißmann. Er sah nur den Überfahrenen, der die Kärntner Tracht trug: eine braune, lange Hose und ebensolchen Rock, mit grünen Streifen verziert und abgesetzt. Sein Hut war auf die Wiese zwischen die Dotterblumen gekollert.
Jetzt endlich kamen Bauern. Sie stellten sich zuerst neugierig um den Verunglückten herum und halfen dann, ihn auf den Rücken legen: Sein Gesicht war bleich, das dunkle Haar hing ihm in die Stirn, die Augen waren geschlossen. Der Fabrikant erschrak mehr und mehr. Tausend Gedanken arbeiteten in seinem Gehirn: Gericht, Verurteilung, Entziehung des Führerscheins, seine unglückliche Familie.
Im Dorf hatte sich die Nachricht von dem furchtbaren Unfall mit Windeseile verbreitet. Die Einwohner liefen herbei und stellten sich gaffend um den Verunglückten. Karl Lißmann rief in seiner Angst: „Holt schnell einen Arzt!"
„Häh?" „Na, geht schon, einen Arzt holen."
Die Bauern sahen sich an. Sie verstanden nicht. Endlich sagte einer: „Ohso, an Doktor solln mer holn. Hobn mir net hier." „Wo denn?" „In Klogenfort." „Herrjeh, das ist doch aber weit." „Noja, 50 Kilometer."
Der Fabrikant war verzweifelt. Er sah sich hilflos und allein inmitten einer ihm feindlichen Menge. Der Verunglückte lag noch immer reglos, mit geschlossenen Augen. Durch die dunklen Bartkoteletten und den kleinen schwarzen Schnurrbart wirkte das Weiß seines Gesichts noch fahler.
Da bahnte sich ein starker, alter Bauer einen Weg durch die Menge. Er war von einem kleinen Fuhrwerk abgestiegen, das am Rande der Straße hielt, um seine Neugierde zu befriedigen. Stillschweigend besah er sich den am Boden Liegenden einen Augenblick und ging dann wieder zurück. Nach einer kurzen Zeit drängte der Bauer sich abermals durch die Gaffer, die eine Gasse bildeten, um ihn durchzulassen. In der rechten Hand trug er einen Eimer, gefüllt mit schönem, kalten Wasser der Glan. Er trat zu dem Verunglückten und schüttete den ganzen Inhalt mit einem Schwung über ihn aus. Der am Boden Liegende sprang auf, schüttelte sich und brach laut und kräftig in einen nicht endenwollenden Schwall von Schimpfworten aus. — Der alte Bauer nahm seine Pfeife aus dem Mund und sagte ruhig: „Dös is der Vinzenz aus St. Anton. Am Samstag is dä imma bsuffe."

Europa und der Stier

(Fr. Bilek)



Europa e il toro

Europe et le taureau

Englische Predigt

(E. Thöny)



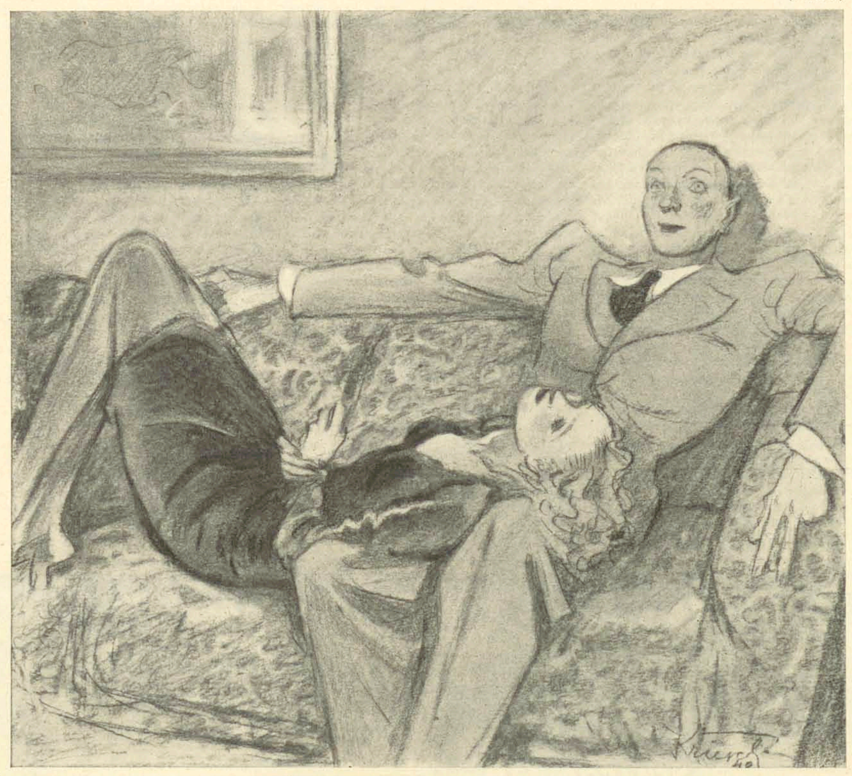
„Wahrlich, wahrlich ich sage euch, es braucht keine Handgranate zu sein, mit der ihr die deutschen Teufel tötet, es genügt auch ein Taschenmesser!"

Predica inglese: "In verità, in verità vi dico che non occorre che ammazziate i diavoli tedeschi con una granata a mano, basta un coltello a serramanico!,,

Sermon anglais: „Vraiment, vraiment, je vous le dis: Pour exterminer les démons allemands, point n'est besoin de grenades. Un canif suffit!"

Gemütlichkeit

(R. Kriesch)



„Siehst du, Fred, immer hast du behauptet, du taugtest nicht zum Ehemann — und jetzt haben wirs doch so gemütlich!" — „Vergiß nicht, daß ich als Junggeselle eine ganze Couch für mich allein hatte, Lilo!"

Comodità: "Vedi, Fred, hai sempre affermato che tu non sei stoffa da marito... eppure ci troviamo qui a sì bell'agio!„ — "Non dimenticare, Lilo, che quando io ero scapolo avevo sempre una couch intera per me solo!„

Vie agréable: „Ne disais-tu pas, Fred, que tu ne donnerais jamais un bon mari?.. Et maintenant, nous nous rendons la vie si douce!" — „Tu oublies, Lilo, que, tant que j'étais garçon, j'avais tout un divan pour moi seul!"

Abschied von einem Traum

Von Ernö Szép

Ich möchte Ihnen von meinem armen, unglücklichen Freund G. eine kleine Geschichte berichten. Mein Freund G. war damals ein junger Mann von annähernd fünfundzwanzig Jahren. Ich vermag weder über seine Erscheinung, noch über seine Lebensweise, noch über seine Stellung in der Welt etwas Eindrucksvolles zu melden. G. studierte Philologie und hoffte es in seinen jugendlichen Träumen zum Universitätsprofessor zu bringen, doch setzte ihm die unbarmherzige Not so lange zu, bis er schließlich den Toren der Universität mit seinem von Tränen benetzten Taschentuch Lebewohl zuwinkte und im Vermessungsamt eine Stellung annahm. Er erhielt hundertzwanzig Pengö im Monat, und von dieser Summe lebte mein Freund, nährte und zerstreute sich, trank und rauchte, und hauste irgendwo in einer engen, dunklen Kammer in einer engen, kleinen Straße. Mein Freund G. war ein Niemand, ein Bettler, sein ganzes irdisches Dasein barg keinerlei tieferen Sinn. Das sah er auch ein. Er verbarg sein Schicksal hinter einem diskreten Lächeln und führte ein stilles Leben für sich selbst, rauchte ständig seine aus billigem Tabak gedrehten Zigaretten, wichste jeden Tag seine harten, spröden Schuhe glänzend, bürstete sich seinen abgetragenen Anzug sauber, band sich immer schlauer die zerschlissene Krawatte um und umschmeichelte mit seinem Unterarm zärtlich den immer kahler werdenden Filzhut. Seine Lieblingslektüre war ein zerblätterter Onegin, sein größtes Vergnügen das ziellose Streifen durch die Straßen der Stadt. Am liebsten ging G. nach Ofen, durch die alten, engbrüstigen, aussterbenden Burgstraßen, wanderte langsam dahin, und war berauscht vom Blau des Himmels, von dem in der Luft liegenden Blütenhauch, vom Glanz der Fensterscheiben, er freute sich des schönen Wetters, freute sich, wenn er einen Offizier mit einer schlanken Dame sah, freute sich, überhaupt zu leben und durch ein geöffnetes Fenster den kraftlosen Marsch einer Spieluhr zu hören. So spazierte G. dahin und begoß in seiner Seele die verwelkende Blume der Romantik.

Eines Tages überfiel ihn auf einem Spaziergang ein heftiger Hunger. Er trat in ein kleines Café ein, begrüßte lächelnd den alten Kellner, nahm Platz und bestellte eine Tasse Kaffee. Daraufhin blickte er sich in dem verrauchten Raum um. Er war der einzige Gast, ihm gegenüber schimmerte die Kasse in ihrem verfallenden Glanz und da-

hinter die blonde Kassierin, die über irgendeinem Leihbibliotheksroman verblühte.
Hier beginnt recht eigentlich meine kleine Geschichte, in dem Augenblick, da meines Freundes unschuldsvolle Augen an der Kassierin haften blieben. Das Dasein ist nun einmal unberechenbar... Sehnsucht und Kummer senkten sich nun plötzlich auf G.'s Herz. Sie zogen es auf wie eine stehengebliebene Uhr, das Herz begann heftig zu pochen, und G. fing an, seine Einsamkeit zu fühlen, den tödlichen Mangel in seinem noch jungen Leben, daß er niemandem den Hof machte. Das Bild des blonden Mädchens begann seine Phantasie zu beschäftigen, in den Ohren klang ihm das Geräusch von Küssen, er hatte das plötzliche Empfinden, er könne sein Leben so nicht weiter ertragen... Nach einer kurzen Weile stand er von seinem Tisch auf, ging zur Kasse hin, verneigte sich höflich, stellte sich der erschrockenen Kassierin vor... „G. ist mein Name. Was lesen Sie da, gnädiges Fräulein?"... dann machte er der Kassierin Komplimente, wie wundervoll ihr blondes Haar sei (das zu einem gelben Schwamm gefärbte armselige blonde Haar), und gestand schließlich mit dem Mut der Verzweiflung, die Kassierin sei das einzige Mädchen, das er — G. — zu lieben vermöchte.
Die Kassierin maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle: „Ich kenne euch Männer schon", sagte sie, „ihr seid alle die gleichen, ihr wollt mit uns Frauen nur ein leichtsinniges Verhältnis anfangen. Lassen Sie nur, ich kenne euch Männer."
Mein Freund legte beteuernd die Hand aufs Herz und flüsterte errötend: „O holdseliges Wesen..!"
„Ich muß zugeben", meinte die Kassierin, nun etwas milder gestimmt, „mir gefällt Ihre Art und ich habe auch gegen Ihre Person nichts einzuwenden. Ich will Sie erhören, Herr G., aber nur, wenn Sie mir zuerst einen Beweis Ihrer wahren Liebe gegeben haben. Wenn Sie die Probe bestanden haben, daß Sie treu, geduldig, aufopfernd und beharrlich sind, wie es die Ritter im Mittelalter waren."
„Königin meines Herzens!" rief mein Freund aus. „Werfen Sie Ihren Handschuh in die Donau und ich springe ihm nach."
„Tun Sie das nicht! Man wird Sie herausfischen, der Handschuh aber geht verloren. Ich schlage Ihnen einen anderen Ritterdienst vor: Bringen Sie mir jeden Tag ein Stück Schokolade in Silberpapier. Ich werde die Schokolade essen, das Papier sammeln. Ich werde es Tag für Tag zusammenpressen, bis es ein Kilo geworden ist. Ich muß die Schokolade jeden Tag bekommen, und wenn das Silberpapier ein Kilo wiegen wird, dann... ja, dann... kurz: dann gehört Ihnen das Klavier", sprach die träumerische Kassierin züchtig. G. küßte ihr die Hand, verließ das kleine Café und begann vom nächsten Tag an, treu seine Schokolade, in Silberpapier eingewickelt, zu bringen. Sie kostete zwanzig Filler und das bedeutete in meines Freundes rührend kleinem Haushalt eine bedenkliche Mehrausgabe. Ja, er mußte sich manches versagen, doch ertrug er mit Freuden jede Entbehrung, durfte er doch für jemanden leiden und kargen. Ein Kampf um die Gunst der Königin, dachte er manchmal, wenn er unterwegs den köstlichen Leckerbissen betastete, oft hungrig und von dem Verlangen gepeinigt, hineinzubeißen. So ging dies ein bis zwei Wochen. Dann kamen jene schrecklichen Tage, an denen G. die 20 Filler nicht hatte und sie bloß durch demütigendes Borgen aufzutreiben vermochte.
An einem trüben Herbsttag, als das Silberpapier in der Kasse bereits an die 830 Gramm wiegen mochte und Monatsletzter war, gelang es meinem Freunde bis zum Abend nicht, die 20 Filler aufzutreiben. Im Amt schuldete er bereits allen Kollegen kleinere Beträge. Er hatte auch bereits alle seine verkaufbaren armseligen Habseligkeiten fortgegeben. Davor, jemandem seine geheime Liebe zu enthüllen oder auf der Straße jemanden anzubetteln, hielt ihn sein Schamgefühl zurück. So wankte er nach Ofen hinüber, stieg zur Burg hinauf, gelangte vor das kleine Café und spähte pochenden Herzens von der Straße aus in das Reich seiner Träume. Gäste waren keine anwesend, nur ein trauriger Mann reinigte über dem Billard die Lampe. Zurückgelehnt, den Kopf an den Spiegel hinter der Kasse, schlief mit geöffneten Lippen die blonde Kassierin, und aus dem Mund des blonden Molochs, der so viel Schokolade verschlungen hatte, glänzten grausam zwei Goldzähne. Vor ihr lag aufgeblättert derselbe Roman, den sie am Tag ihrer Bekanntschaft mit G. gelesen hatte. Eine geschlagene Viertelstunde betrachtete mein Freund die Kassierin, wobei ihm die Tränen in die Kehle stiegen. Dann nahm er mit einem tiefen Seufzer von seiner Liebe Abschied, von der Seligkeit des Daseins, seinem Glück, von seiner Jugend, von seinem Traum, und stolperte zögernd zwischen den winkligen, engen Gäßchen davon... Sein verwitterter Hut und seine leicht gebeugte Gestalt zerflossen im Dämmerlicht, verschwanden, schwebten hinüber in ein leises, ewiges Wandern, wie dereinst Onegin, als er sich aus Tatjanas Salon entfernte...

(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)

EINE KITZLIGE GESCHICHTE

VON HELLMUT VON CUBE

Diese kleine Geschichte ist kitzlig in des Wortes wörtlichster und zugleich übertragenster Bedeutung, — ja sie ist so kitzlig, daß ich ernstlich daran zweifle, ob es mir gelingen wird, sie wohlerzogenen Menschen in aller Öffentlichkeit aufzutischen, ohne mir ihre Mißbilligung zuzuziehen. Andererseits scheint sie mir wohl wert, berichtet zu werden, zumal, wenn ich an den denke, der sie erlebte und der sie mir erzählte eines Abends in der Kaserne, als wir vom Briefschreiben genug hatten, — an den wackeren Kanonier und Polier Kaspar Zendtner aus Berchtesgaden. Seine Augen lagen so blau und tief und klar in dem tiefgefurchten braunen Gesicht wie nur ein Bergsee im Abfall der Wände, dazu die scharfe Nase und der blonde Schopf — wahrhaftig, er hatte viel von einem Adler, von einem guten, oberbayrischen Adler, ob es nun dergleichen gibt oder nicht. Seine Flügel allerdings waren vom Leben schon ein wenig gestutzt worden, und er lebte nun mit Frau und Kind so stillvergnügt wie nur irgendeiner in einem Häuschen hoch an der Lehne, am Tage auf dem Bau, am Abend noch in den Wiesen oder im Stall, — aber über die Berge ging ihm doch nichts in der Welt und über ihr Edelweiß schon gar nichts, wie auch diese Geschichte wieder beweist.

Kaspar also war, wie er mir erzählte, früher ein leidenschaftlicher Edelweißjäger gewesen, ein Edelweißmarder polizeilich gesprochen, und es scheint mir nicht ausgemacht, daß er jetzt — ein reuiger Sünder — die weißen Sterne ruhig stehen läßt am Felsenhimmel. Wie dem auch sei und wie die hohe Gendarmerie auch denken mag und denken muß, er brockte sie nicht aus Gewinnsucht und auch nicht des Brockens wegen oder um sich zu brüsten oder sie zwischen Watte und Glas an die Wand zu hängen, sondern einfach aus Liebe. Darum nahm er sie immer mit dem Wurzelwerk und setzte sie zu Hause in seinen Felsgarten und hegte und pflegte sie mit Hingabe.

Späte Urlaubsgrüße

Von Rudolf Schmitt Sulzthal

Vor der Mühle

Im Schubkarrn rollt das blanke Korn
zur Mühle mit dem Schaufelrade,
der letzte Städter regt den Zorn
der Gänse nach der magern Wade.
Die Brücke donnert, vollgepfropft
Kartoffelwagen müde holpern,
aus einem Faß die Jauche tropft
und haucht, daß selbst die Ochsen stolpern.

Unterm Nußbaum

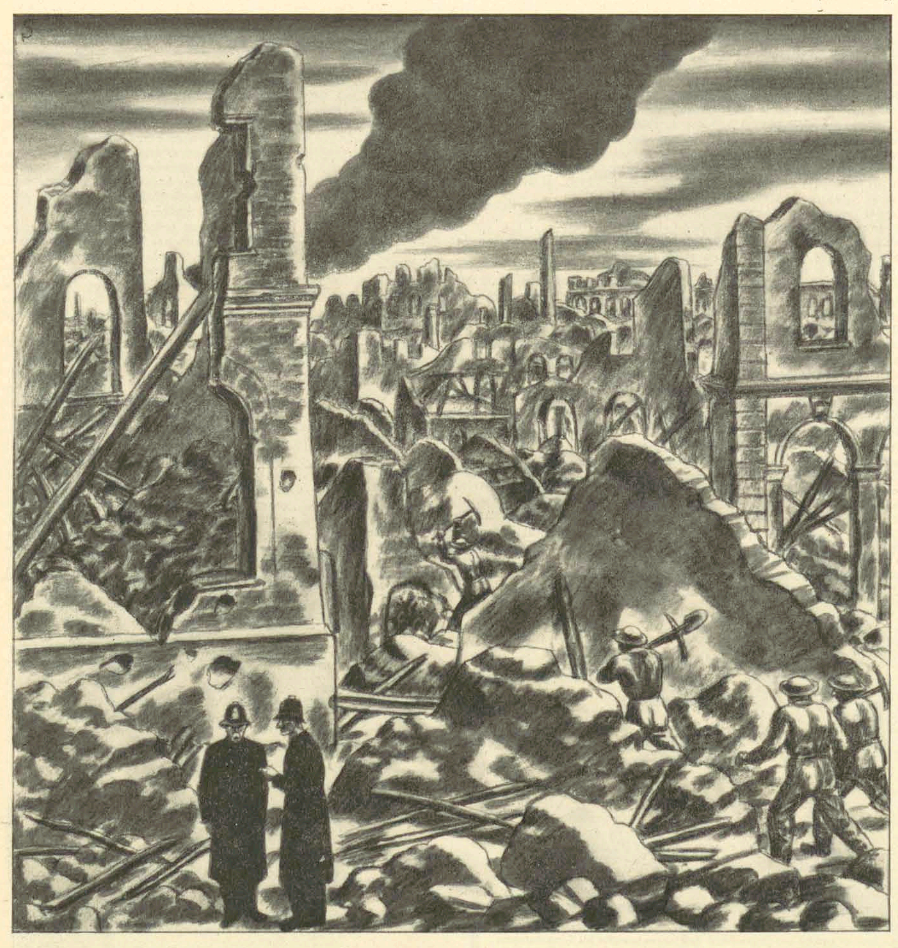
Die Kühe rupfen und ihr Kauen
rauscht wie der Nußbaum unterm Wind,
aus seinen Zweigen manchmal hauen
die Früchtebälle auf ein Rind.
Es zuckt und meint, daß jeder Hieb
es hüte vor der Fliegen Schaden,
und setzt in seinem dankbarn Trieb
dem Baume einen guten Fladen!

Es war also, um endlich zur Sache zu kommen, vor einigen Jahren an einem Sonntag, der mit Nebel und Gewölk begann und mit einem Wolkenbruch endete. Kaspar hatte sich mit einem Freund und einem Vetter aus dem Tirolischen in aller Frühe aufgemacht ins Watzmann-Gebiet hinein. „Da gibts so a paar Platzerln, vastehst — aber kenna muaßt's." Nun, er kannte sie wie kein anderer und so konnte es nicht fehlen, daß die drei noch vor dem ersten Regentropfen im Besitz von soviel Edelweißpflanzen waren als ihnen recht und billig schien, und sie auch, gewitzt von manchen bitteren Erfahrungen mit den Feldgendarmen, alsogleich bei sich verbargen, ein jeder nach bestem Gutdünken. Als das Wetter sich zusehends verschlechterte und sie endlich nichts mehr als Wolkennebel sahen und in dem immer dichteren Regen fröstelten, beschlossen sie, eilends abzusteigen, um noch den Nachmittagszug zu erreichen.

Sie hätten ihn auch noch erreicht, trotz des Wolkenbruches, der sie im Tal traf und bis auf die Haut durchnäßte, wenn sie nicht an der Sperre dem Komissar höchstselbst verdächtig und untersuchenswert erschienen wären. „Was habts Ihr im Rucksack?" „Was ma halt so dabei hat, wenn ma in d'Berg geht". „Euch kenn i scho, — Ihr werdts scho Edelweiß brockt ham!" „Moanen S', daß oaner Edelweiß brockt im Reg'n, wann er was von dera Sach vasteht?" „Mitkommen!" „Mir derwischn ja 'n Zug nimma!" „Mitkommen, hab i gsagt!" Drinnen frug er sie nocheinmal und wiederum verneinten sie, mochte die Bildtafel an der Wand die geschützten Pflanzen in noch so grausamer Vollzähligkeit und Deutlichkeit vorzeigen.

Man spricht von Portal

(Erich Schilling)



„Das geschieht unter Churchills Führung; Portal soll noch besser sein!"

Si parla di Portal: "Ciò avviene sotto la guida di Churchill; Portal dovrebbe esser ancor più abile.„

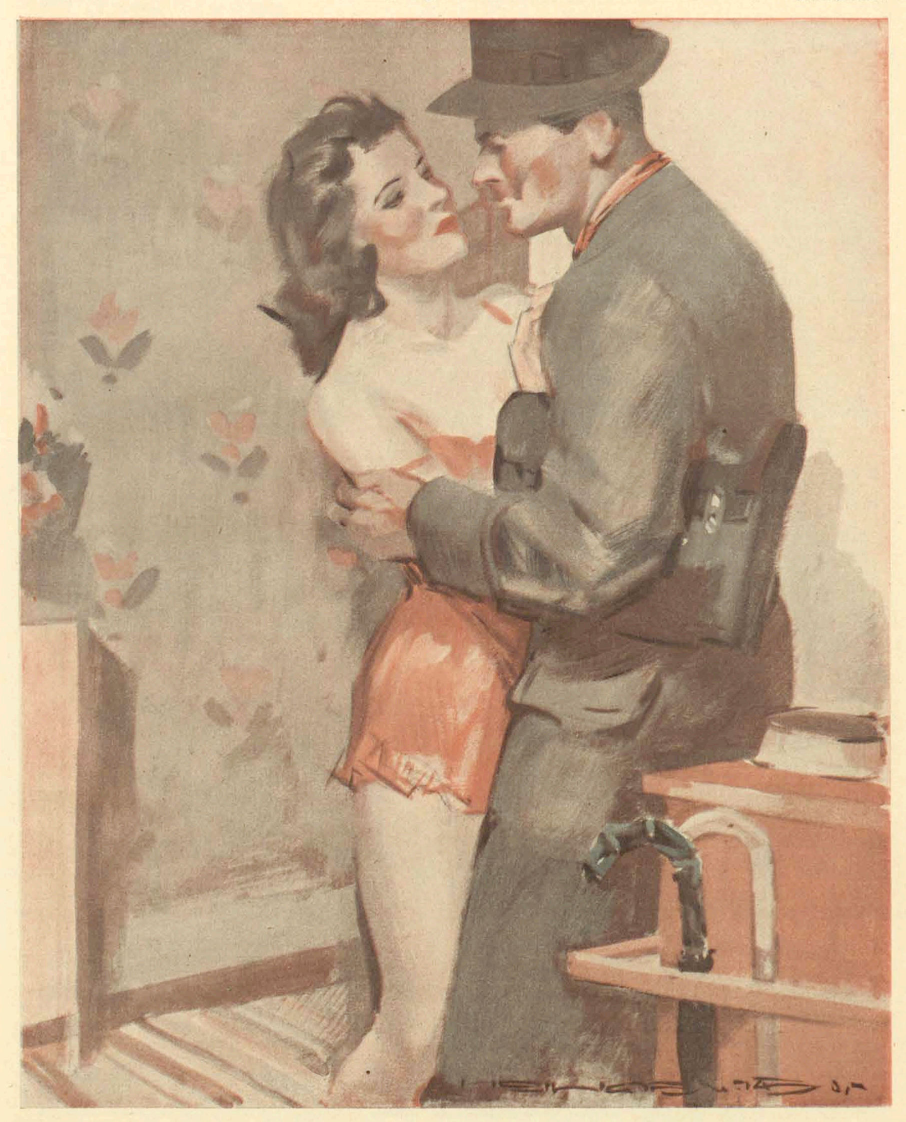
On parle de Portal: „Ça c'est sous le commandement de Churchill. Portal, dit-on, ferait encore mieux!"

„Sagen S' es doch glei!" „Mir ham nix". So begann nun der Gewaltige, unterstützt von einem Untergebenen, die Visitation. Um das, was sich nun — gleichsam von Tasche zu Tasche — unerträglich langsam vollzog, kurz zu sagen: sowohl bei dem Freund als auch bei dem Vetter fanden die Finger des Gesetzes triumphierend das Erwartete, bei dem einen in der Joppe zwischen Stoff und Futter, bei dem anderen im Aufschlag der Socken. „So, jetzt kommt Nummero drei. Tun S' es nur glei raus, ihre Edelweiß, machen S' nur net lang umanand!" Es läßt sich leicht denken, wie es dem Kaspar zumut war. „Aber", so sagte er zu mir, „i hab mir denkt: Neingritten hast Di, jetzt is's glei wurscht!"

Wo indessen waren seine Edelweiß? Nun, er besaß noch von seinem Vater her ein kleines Ledersackerl mit einer Zugschnur daran, das vielleicht einmal als Tabaksbeutel gedient hatte, vielleicht auch, um allerlei notwendige Kleinigkeiten zu bergen. Er jedenfalls hatte die Edelweißpflanzen hineingetan und sich das Behältnis — mit einer längeren Schnur freilich — so um den nackten Leib gebunden, daß es möglichst weit von jedem Zugriff entfernt hing. Der Kommissar untersuchte den Rucksack, er durchwühlte und betastete die Joppe, die Strümpfe, die Stiefel. Nichts war zu finden. „Machen S' nur die Hosen auf", grollte er schließlich, „mir san net gschamig!" Der Kaspar also öffnete die Hosen und der Kommissar griff auch hinein. „Ganz hoaß is mir word'n", erzählte der Kaspar, „aber woaßt, er hat glei wieder abglass'n, er hat's halt für echt angschaut!"

Die Jungvermählten

(K. Heiligenstaedt)



„Clärchen — es ist gleich halb acht Uhr!“ — „Daran hab' ich nie gedacht, daß du dann immer ins Büro gehen müßtest, Fritz!“

Giovani sposi: "Claruccia, sono presto le sette e mezzo!„ — "Ah, non ci ho mai pensato, Fritz, che poi tu dovresti recarti sempre in ufficio!„

Jeunes mariés: „Chérie, il va sonner sept heures et demie." — „Oh, mon amour, je n'ai jamais songé qu'alors tu irais toujours à ton bureau!"

Es ist finster

(Karl Arnold)



Die englische Presse meldet: „Churchill blickt vertrauensvoll in die Zukunft!"

Fa buio! La stampa inglese annuncia: "Churchill guarda fiducioso nell'avvenire!„

Nuit noire! La presse anglaise annonce: „Churchill regarde l'avenir avec confiance!"

DAS GLASAUGE

Ein englischer Pfundmillionär hatte durch einen Jagdunfall das rechte Auge verloren. Er ließ sich zu hohem Preis von einem Künstler des Fachs aus feinstem Glas einen wundervollen Ersatz herstellen, sprühend vom lebendigen Feuer seiner ins natürliche Blau eingestreuten Goldfunken. Kurzum: ein Auge würdig eines so reichen und mächtigen Mannes. Der glückliche Besitzer war auch nicht wenig stolz darauf. Als er sich zum ersten Mal wieder in seinen Klub begab, wettete er mit seinem besten Freund, daß dieser überhaupt nicht erkennen könne, welches Auge das echte und welches das falsche sei. „Das rechte ist das falsche", sagte ohne Besinnen der gute Freund. Wie er das so rasch erkennen konnte? „Es ist das schönere!" Er sei eben kein echter Freund, meinte da der Enttäuschte. Da müsse ein objektiverer Richter her. Sie gingen zusammen auf die Straße bis zur nächsten Ecke, wo einer der hunderttausend Londoner Bettler stand. Jovial sprach der Glasäugige diesen armseligen Landsmann an: ob er sich eine Krone verdienen wolle. „Recht gern, Sir, ich habe schon zwei Tage nichts gegessen." „Hier ist die Krone, und jetzt schau mir in die Augen und sag, welches von beiden echt und welches falsch ist!" Der Bettler nahm sich Zeit. Er schaute tiefgründig bald in das eine, bald in das andere Auge, dann entschied er: das rechte sei das echte. Der Glasaugbesitzer triumphierte! Hatte er doch seine Wette gewonnen! Woran der Bettler das erkannt habe, wollte er aber doch wissen. „Es ist von beiden das mitleidigere."

P.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Heute ist es die junge Frau aus dem Plättgeschäft von nebenan, die in das Netz von Frau Puschkes Klatschsucht geraten ist: sie hat den unerhörten Leichtsinn begangen, sich einen Fuchspelz anzuschaffen.
„Nu kiek dir doch mal die an!" giftet Frau Puschke hinter ihr drein, „ick möchte bloß wissen, wo se den schon wieder her hat ... von ihren Mann doch janz jewiß nich! ... Die hat'n Freund, sag ick dir!! ... Und wat ihre beede Zwillinge sind, da mach ick mir schon lange so meine eigne Jedanken ... !"
„Aber Mutter", empört sich ihre Schwiegertochter, „wie kannste denn sowas behaupten! Das kleine Mädel ist doch seinem Vater wie aus'm Jesicht jeschnitten!" „Det sage ick ja ooch jarnich", lenkt Frau Puschke ein, „ick meene ja den Jungen!"

Herr Pühringer sitzt beim Heurigen.
Des süßen Weines voll unterhält er sich mit einer stark aufgefärbten Tischnachbarin, als ihm die Gattin scharf akzentuiert zuflüstert:
„Alois, was fallt dir denn ein?"
„No geh, Alte, wer wird denn so sei'?" erwidert Herr Pühringer gutmütig. „Mir san do beim Heurigen, do wird ma si do no unterhalten derfen!"
„Mit so aner Person?" zischt Frau Pühringer. „Schau dir's nur amol genauer an! I versteh di net — graust dir denn vor gar nix?"
„Aber, Alte", Herr Pühringer schaut seine bessere Hälfte weinselig an, „du derfst mir so was net sagen — wo i di do g'heirat hab!"

*

Bei einer Zeitung, die wir nicht verraten wollen, war ein einziger Redakteur, der die Arbeit nicht als das größte aller Vergnügen schätzte. So geschah es, daß mitunter, wenn das Blatt erscheinen sollte, der Drucker nicht wußte, wie die paar Seiten füllen. Einst, als der Metteur sich gar nicht zu helfen wußte und Lärm schlug, gab ihm der Redakteur den Leitartikel der vorigen Nummer und versah ihn mit der folgenden redaktionellen Vornotiz: „Auf vielfachen Wunsch aus Leserkreisen bringen wir unseren gestrigen Leitartikel hiermit nochmals zum Abdruck."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Im Herbst

(Wilhelm Schulz)



Ich nehm's dem Herbst nicht übel,
Im stillen es mich freut,
Wenn er die gelben Blätter
Reich in den Weg mir streut.

Doch meine alte Muhme
Nimmt das so leicht nicht hin,
Es sträubet sich dagegen
Ihr wacher Ordnungssinn.

Wär sie mit Schipp' und Besen
Da flink auch hinterher,
Bei dieser Blätterfülle
Tät' sie sich gar zu schwer.

Daheim auf ihrer Diele
Hatt' sie ein leichtes Spiel,
Wenn manchmal mir beim Rauchen
Die Tabaksasche fiel.

Wilhelm Schulz

München, 13. November 1940
45. Jahrgang / Nummer 46

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Der Rat des Schotten

(E. Thöny)



„Fest laufen, Perikles, und laut ‚Sieg' schreien!"

Il consiglio dello Scozzese: "Corri forte, Pericle, e grida forte 'Vittoria,!,,

Le conseil écossais: „Il faut déguerpir, Periclès, mais en gueulant victoire!"

Der Zauberkünstler

(R. Kriesch)



„Alles fertig zum Auftritt, Molly?" — „Ja, Carlo, bloß die Steptänzer haben die Eier, die du aus dem Zylinder holen wolltest, zu Abend gegessen!"

Il prestigiatore: "Molly, è tutto pronto per la scena?„ — "Si, Carlo; solo che i ballerini dello step hanno mangiato a cena le uova che tu volevi tirar fuori dal cilindro!„

Prestidigitation: „Tout est prêt pour mon entrée en scène?" — „Oui, Carlo... Seulement voilà: les danseurs de step ont bouffé les oeufs que tu devais pondre avec ton chapeau!"

So gemeine Menschen

Im Traum kann ich ganz vorzüglich springen, in der Art von Heuschrecken. In steiler Kurve erhebe ich mich bis zur Decke des Raumes, patsche mit den Händen gegen sie und schwebe sachte wieder herab. Ich pflege nur in Innenräumen zu springen, eigentlich nur bei gesellschaftlichen Veranstaltungen. Da staunen dann die andern, halten es aber für ganz natürlich, daß ich so meine sechs, acht Meter hoch springe. Ich bin mir klar, ich springe so umher, um andern zu imponieren.

Im Leben habe ich nie große Ambitionen auf hohe Sprünge gehabt. Glauben Sie übrigens nicht, daß mir diese Springerei im Traum besonders leicht fällt, nein, so bequem ist's mir nicht gemacht worden.

Jeder versucht halt auf seine Art Eindruck zu machen, und wenn Sie könnten, würden Sie mir jetzt gerne ins Wort oder in die Zeilen fallen, um mir Ihre traumlichen Leistungssteigerungen zu erzählen. Gott sei Dank können Sie das nicht. Beruhigen Sie sich, ich werde Ihnen jetzt von einer Art von Träumen berichten, die Sie vermutlich auch kennen. Haben Sie sich nicht schon im Traum über jemand maßlos geärgert? Hat Sie nicht jemand schon grauenhaft blamiert, bis in die Knochen blamiert, daß Sie laut geheult haben, selbst wenn Sie etwa Fillialleiter einer Großbank oder Inhaber eines imponierenden Handelsunternehmens sind? Ich kenne das, Sie kennen das. Heute nacht zum Beispiel kam ich an Effis Wohnungstür vorbei, sie wohnte gerade in diesem Traum eine Stiege unter uns. Als sie mich sah, sagte sie lächelnd, aber schon so malitiös lächelnd: „Heute sind wir nur unter uns jungen Leuten zusammen", und schlug die Türe zu, obwohl ich sie doch gar nicht besuchen wollte. Diese gemeine Person!

Wenn ich recht geträumt habe, sahen ihr dabei so ein paar sehr elegante, sehr junge Herren über die Schulter. Das Pack!

Ich habe heute nacht beschlossen, nie wieder ein freundliches Wort ihr zu sagen. Meinen Sie, es hat mich getröstet? Ausgeschlossen, wenn uns jemand im Traum so hundsmiserabel behandelt, behält er immer recht, schwimmt er immer oben. Sie können versuchen zu träumen was Sie wollen, Sie werden gegen diesen Kerl, diese Person nicht aufkommen.

Glauben Sie nicht, daß das alles vergeben und vergessen ist, wenn man wieder aufwacht. Etwas muß schon dran sein, wenn sich jemand so gemein, nein, soooo gemein benimmt.

Ich warne jeden, uns im Traume schuldlos zu blamieren; etwas bleibt immer hängen. Foltzick

Selbst eingebrockt

(O. Gulbransson)



Suppenkasper Churchill: „Ich esse meine Suppe nicht, nein, meine Suppe eß ich nicht!"

La propria broda: Churchill, il mangiabroda: "Io non mangio la mia broda! Non me la mangio, no, e poi no!„

La soupe qu'il a cuisinée: Churchill, le gros méchant: „Je ne mangerai pas ma soupe, non je ne la mangerai pas!"

Die Aussprache

(K. Heiligenstaedt)



„Und mit diesen lieblosen Ausflüchten gedenkst du eine dreijährige Freundschaft zu beenden, Werner?" — „Alles Liebe habe ich dir ja früher schon gesagt, Edith!"

La spiegazione: "E con questi cavilli da disamorato, Werner, pensi di por fine ad un' amicizia di tre anni?„ — "Ma tutto ciò ch'è amore, Edith, te lo dissi già prima!„

Rupture: „Et c'est par ces dérobades et sur ce ton vide d'affection que tu penses mettre fin a trois années d'amour?" — „Mais, Edith, toute mon affection, ne te l'ai-je pas exprimée jadis?"

ABSCHIED AM MÄRKISCHEN SEE

ZUM 21. NOVEMBER / VON HARRY FROMMELT

Er ging unruhig am Seeufer unter den herbstlichen Bäumen. Barhaupt, im abgetragenen Leutnantsmantel, den Blick im Sand — so schritt er nachdenklich schon seit länger als eine Stunde. Der Abend sank bereits, es war im November. Mit der rasch einfallenden Dämmerung kam wieder die alte Trauer in sein Gemüt, sie war es, die ihn der Heimat beraubt hatte zu einer Zeit, da sie noch grundlos scheinen konnte. Unergründliche, seetiefe, mit keinem Senkblei auszumessende Melancholie war in dem einsamen Mann am dunkel anflutenden Gewässer. Er wußte das Letzte ganz nahe. Es mußte endlich über ihn kommen, jenes Äußerste, mit schmerzhafter Wollust Ersehnte, des rätselhaftesten Schicksals auflösende Erfüllung. Was war es denn, das ihn von dannen rief? Ausbleiben des Erfolges, Enttäuschung aller Hoffnung auf Ehre unter den Menschen? Er hatte nie danach gefragt, das Urteil der Gesellschaft war dem Bürger einer adligeren und befreiten Welt ohne Belang von Kindesbeinen an — nur die kalte Ablehnung aus Weimar hatte ihn verwundet, dieses bewußte Nichtverstehen des wohlgeordneten, gesammelten, olympisch in sich beschlossenen Geistes, dem die vom Blute des tödlich Geliebten trunkene und auf dem Schlachtfeld wie eine Fakkel verlodernde Amazone wesensfremd und ein Greuel war, sein mußte ...

Schande und Not des Landes? Gewiß, das war schwer zu ertragen, und noch vor gar nicht langer Zeit hatte er sich betroffen bei dem ungeheuerlichen Vorsatze, selber Hand anzulegen an den Zwingherrn, sich hinzuopfern in einer titanischen Freiheitstat, und diesem Gedanken hatte er auch Ausdruck gegeben im Gespräch mit dem vertrauten Rühle in überschwenglicher Nacht.

Die eigene zum Hunger gesteigerte Not, die immerwährende Armut: Er kannte das Los des Dichters; keiner all der großen Verkünder des höheren Daseins hatte Schätze angesammelt auf Erden. Das allgemeine Los des Sängers, des Adelsmenschen, wäre zu tragen gewesen angesichts der erhabenen Welt, der man entgegenstrebte. Und diese Region, die größere und freiere, wie stand es mit ihr selber? Er hatte sie in sich gehegt und von ihr gesungen an manchem Schlacht- und Opfertage des Geistes —; oder war es nicht Größe, was durch Germaniens Wälder wetternd dahinfuhr wie aufrüttelnder Hornruf, empfangen als Schicksalsmelodie im ehrwürdigen Liede der Barden, die Hermann den Befreier zu Tränen erschüttert, — und war es nicht Freiheit, letzte und zuvor nie gewagte, den prinzlichen Feldherrn darzustellen in seiner allertiefsten Menschlichkeit, den Heros, dessen ansprengende Schwadronen den wankenden Tag in die Glorie des brandenburgischen Sieges gerissen, zu zeigen als einen in Todesfurcht sich Windenden, der stammelnd sich selber aufgibt vor der Verwesung schauerlicher Höhle?

Das unermeßliche Leiden am Leben, am eigenen feindlichen oder entfremdeten Ich, Hamlets, des schmerzensreichen Bruders qualvoller Kampf mit dem unsichtbar allgewaltigen Widerpart? Das unstete Dasein, die ewige Flucht, unaufhörliches Fieber im sausenden Blut, die oft lähmende Krankheit, die eingeborene Unrast jahrelanger Wanderschaft? Auch das mußte der Dichter hinnehmen, der Held, der im Finstern mit dem Dämon ringende, in Ewigkeit wahrhaft einsame Pilgersmann ... der Fremdling auf der rollenden Erde. Innere Zweifel, furchtbar genug? Die nicht unbekannte Angst, der dionysische Quell in der kühleren Brust könne dürftiger werden, könne ganz versiegen am Ende? Schon nahm die Fülle der Figuren ab, der unerhörten Gesichte, aus der sich dereinst jener heldische Prinz und die Wunderblume von Heilbronn gesondert, beide traumwandelnd und dem Tag entrückt, um durch einen Trunk von des Dichters lebendigem Blut innigstes Menschenleben zu gewinnen. Schon ward sie zum Schemen, die überlebensgroße Gestalt des vom schwarzen Tod angerührten Feldherrn, der mit gigantischer Gebärde der schon halb sinkenden Hand hindeutet auf das prunkende Byzanz, um, eh' er selber hinab muß, den Würgengel der Pest von seinem Normannenvolke hinwegzubannen ... Kein Zweifel war: die grandiosen, guten, entsetzlichen Visionen traten zurück ins Dunkel zu den Schatten, er war von ihnen, seinen eigentlichen Gefährten, aufgegeben, verlassener denn je auf der herbstlichen Erde ... Nun erst war er ganz ein Einsamer unter den Menschen geworden.

Aber all dies, der Übel Summa, konnte ihn nicht hinausdrängen durch die magische Pforte, die vorhangwallende, in den ungewissen Raum.

Was dorthin lockte und zwang, war ein unbestimmtes und doch unerschütterliches Gefühl, daß außer den Gestalten, die er erweckt, hinter den Formen, die er entdeckt oder gebildet, noch ungezählte andere Figuren aufzufinden, zu beleben, zu formen sein mußten!

Er atmete tiefer in einer glühenden Freude, welche zugleich Sicherheit war, daß all jener Gebilde, die er im Geiste gezeugt, nicht ein einziges versteinert und leblos geworden, sondern daß ein jegliches von ihnen nur zurückgetreten war, freiwillig oder auf eines Gottes Geheiß, ins Dunkel zu den Urbildern der Erscheinungen ..., um den Kolumbustraum nicht zu verstören, nicht irdisch ihn zu verlocken mit sehnsüchtigen Rufen für den Markt und die prahlerische Bühne eines kleinen Geschlechtes. Denn es gab größere Formen und Kosmen und Bilder zu erforschen — er wußte es — jenseits der mitternächtigen Pforte.

Ein Jubel wollte in ihm laut werden, wie aus Penthesileens Brust im wahnvollen Getümmel der leuchtende Kampfschrei — er fühlte sich freigegeben, von sich ganz abgefallen, was ihm des Liedes und der Formung wert erschienen und dann, in Ungeduld oder wie im Schlafwandel vollbracht, als ein Fremdes entglitten war, wie dieser träg anspülenden Wellen eine unter seinem Fuß ... Nun war Vertrauen nötig und Gelassenheit, denn es galt das Letzte zu wagen, und — wenn es erlaubt war — noch eine gute menschliche Tat ... Eines seiner eigenen Worte fiel ihm ein aus dem emphatischen Nachtgespräche mit dem Freund bei weißem Mond unter dem lenzglühenden Birnbaum: „O Rühle, siehe das friedsame Gestirn zwischen Blüten — wie leicht ist alles zu tun, o laß uns eine gute Tat begehen und sterben", und seine Erwiderung auf des Freundes Einwand, daß Sterben ein schweres Ding sei — „Nein, Rühle, es ist gar nicht schwer, es ist so schlicht, wie wenn wir aus einem Zimmer ins andere gehen."

Eine gute Tat — und mit Rührung erinnerte er sich der Frau, die zur Gefolgschaft auf großer Entdeckungsfahrt entschlossen, im kleinen Gasthause zurückgeblieben war, mit großer Zartheit den letzten Gefährten sich selber überlassend, weil sie an dem, der sie mit hinübernehmen sollte, als eine durch Leid Wissende alles erfühlte und begriff. Das Herz dieser Frau war gut und der Unendlichkeit erschlossen wie ihres Freundes zum Aufbruch gerüstete Seele.

Welkes Laub rauschte auf unter des Wanderers Schritt. Novemberatem ließ ihn erbeben und sich in seinen Mantel fester hüllen. So weht der Tod den Menschen eisig an, der bange ist vor ihm, sprach es im Innern des Fremdlings, man muß ihn mit bekränztem Haar beim Becher empfangen und darf ihn nicht rufen aus Müdigkeit oder Verdruß, sondern aus Hingabe an eine reichere Sphäre, die vom irdischen Herbste nichts hat wie die schönen Früchte und Farben, dagegen vom Sommer die Güte und sonnige Luft ...

Gehest du hin in Zuversicht auf neue unerhörte Lebensformen, im Glauben hin an Ewiges in dir, dann, schwesterliche Seele, wirst du aufsteigen aus dem Aschenhaufen des Todes frisch und verjüngt und als ein Schoßkind der alles verzeihenden Gottheit. O welche Milde, welche Harmonie, wie leicht wird, was so unerträglich schien!

Unsägliche Ruhe war eingekehrt in das einsamste aller Herzen. Ein heftiger Windstoß trieb welkes Laub vorüber.

Kleist hob das Haupt und blickte noch einmal über den jetzt ganz verdunkelten See. Er war, wie er nun erst empfand, seit Bewußtseins Anbeginn nichts wie ein Sterbender gewesen ... oder einer, der im Schlafe lag ... schon immer. Nun war er mit seiner flammenden Erkenntnis, die süßer Liebe glich, aufgewacht wie aus der Ohnmacht des Schlummers und auferstanden wie aus seinem Grabe.

Wie es mich fortzieht, fühlte er erschauernd.

Seine der Nachwelt vorenthaltenen Züge erschienen in dieser Sekunde ehern gemeißelt, vom Geiste nicht nur berührt, sondern bis ins Letzte von ihm durchdrungen. Todesheiterkeit der Antike war in ihm. Er fühlte sich körperlos leicht wie ein geflügeltes Wesen. Fast vermochte er den Anbruch des großen Reisetags nicht zu erwarten; Sehnsucht, kindliche, unbezwingliche, ließ ihn aufschluchzen beim Ahnen des unendlichen Meeres und einer fröhlichen Landung.

„Tränend legtest du in einer nahen Nacht die Leier aus den Händen", sprach es zu ihm wie eines Cherubs Stimme, — und nun sind es Freudentränen, siehe, ob der geahneten Herrlichkeit jener Küsten. Nie spürtest du solche Wollust, das wird ein glücklicher Abschied."

Der Dichter lächelte. Er fühlte sich als Seefahrer im Hafen der Ausreise. Was noch zu tun blieb, war nur des Schiffers Handwerk, geringe Mühe für so gewaltiges Vertrauen.

Schwelender Herbstnebel legte sich über die Finsternisse der zischelnden Flut. Kleist sah, daß es Nacht geworden war.

Dieses Auge muß vermodern, dachte er mit Homburgs Worten, aber es wird dir, o Schwester, und mir ein neues gegeben werden, und dann, o Freundin, werden wir alles erkennen.

Zwiegespräch

Von Ratatöskr

„Sind das nun Märchen von Grimm oder Hauff?
Macht's dir Vergnügen, mit mir zu spaßen?
Bindest du mir einen Bären auf?
Oder kann ich mich drauf verlassen?"

„Bester, es liegt mir meilenfern,
und ich würde es nimmermehr wagen,
einem so überaus würdigen Herrn
andres als purste Wahrheit zu sagen."

„Wirklich?" — „Jawohl. Nur sei drüber klar,
daß das mitunter nicht ohne Gefahr ist.
Alles, was ich dir sage, ist wahr.
Bloß — ich sag' dir nicht alles, was wahr ist."

DER LANGE KUSS





(Fr. Bilek)

Il lungo bacio — Le long baiser

Letzter Herbst

Von Josseph Buck

Die Blätter treiben vom Baum,
die Blumen welken und leiden,
der Herbst beginnt zu scheiden.
Man fühlt es vor Wonne kaum.

Die milde Sonne steht nieder,
die Lüfte sind würzig und kosen,
die letzten Astern und Rosen.
Es sterben den Vögeln die Lieder.

Sie sterben mit allem, was hold,
was schön ist im Raum dieser Zeit
bei Frosthauch; der Schnee ist nicht weit –
Die Welt zahlt dem Tod ihren Sold.

DER MENSCH OHNE LIEBE

VON ERNST HOFERICHTER

Eine Stimme spricht mit dem Tonfall einer abgespielten Gramolaplatte.

„... Ich bin Junggeselle — wie man Nichtschwimmer, Vegetarier oder Fußgänger ist.

Mein rötliches Haar schmiegt sich angenehm um mein immerhin unsympathisches Äußere.

Ich erlebe den Eros, wenn auf dem Schreibtisch der Federhalter mit der Löschblattkante einen rechten Winkel bildet und das Lineal sich mit dem Blick der Dantebüste im Unendlichen schneidet.

Meines Zeichens bin ich Steinbock und als Glückstein habe ich den Asphalt, wenn sich in ihm die Auslage eines Juwelierladens spiegelt.

Mein Verhältnis zu Frauen war bisher ein überwiegend komisches. Und der Verkehr mit ihnen blieb innerhalb der Grenzen des Schriftlichen. Ich bin unverschämt schüchtern, weil ich mich bei jedem Anfang schon am Ende sehe. Meine Maxime ist: Handle so, als ob du mit jeder Frau schließlich vor dem Scheidungsrichter stehen würdest."

Vor einem Monat habe ich mich wieder verliebt. Ich hatte dieses schöne und zufriedene Leben satt. Schon ihr erster Blick war Dame. Aus ihrer Krokodiltasche roch es nach spanischem Leder. Jeder ihrer Finger schien ein Bagger zu sein, der einen mehrkaratigen Brillanten zu heben hatte.

Das Gesicht glich einer Landschaft mit fünfunddreißig Grad Wärme im Schatten. Aus den Augen stürmte die Biskaya und die Lippen waren ein Wochenende mit voller Pension.

Ich war sprachlos. Jede Hemmung verwandelte sich in eine Stromschnelle. Mein schlechteres Ich wurde an sie hingerissen.

Sie schien diesen Riß zu bemerken und schlug die Augen wie eine Damastdecke auf. Ich schlüpfte sofort darunter. Blick hakte sich in Blick und wir gingen mit den Augen per Arm.

Wenn sie lächelte, so klirrten Weingläser gegeneinander. Ein Stern fiel auf die Plattform der Straßenbahn, wo sich dieses Treffen abspielte.

Nach der vierten Haltestelle glaubte ich, daß wir uns restlos gefunden haben, so daß zu finden fast nichts mehr übrig blieb.

Ich führte sie in ein erstes Restaurant und wir speisten ein Menü zu achtzig Pfennig. Nach der Fleischbrühe mit Einlage tauschten wir unsere Telephonnummern aus. Jetzt waren wir buchstäblich fürs ganze Leben im Ortsverkehr — verbunden.

Sie hieß Apollonia. Dieser Name erinnerte an ein alkoholfreies Erfrischungsgetränk und berauschte mich. „Ich liebe Elefantenjagden..!" sprach sie.

„Und ich — Zander blau nach Bäuerinnenart!"

Ja, wir paßten zusammen wie der Fels zum Meer und wie der Müller zum Wandern.

Dann ging ich mit ihr in ein Kinematographentheater. „Ich fliehe in Dein Herz..!" Ein Großtonfilm, der die Pulse höher und tiefer schlagen läßt.

„... die Risotta Rionetta finde ich geschmacklos", sagte sie.

„Ich auch" erwiderte ich. Und wieder ertappten wir uns damit auf gleicher Weltanschauung. Ich spürte es geradezu, wie wir uns Meter um Kilometer näherkamen. Jetzt war ich nur mehr einen Steinwurf weit von ihr entfernt.

Ich hörte ihren Atem. Er verlangsamte und beschleunigte sich mit der Handlung. Er raste mit dem D-Zug, glättete sich mit den Wellen, die ein Ausflugsdampfer ans Land kräuselte, und stellte sein Erscheinen ein, als der Held im Kampfe zwischen Liebe und Pflicht vom Eiffelturm in die Tiefe sprang.

Im Dunkeln der zehnten Parkettreihe suchten sich unsere Hände. Auf ihrem Strapsband spielte ich Klavier. Sie wiederum trommelte auf meine Geldbörse.

„Nur so ist das Leben lebenswert..." zerfloß ich in dieser lautlosen Musik.

Als es im Theater wieder hell wurde, da gestanden wir uns gleichzeitig: „... Ja, das Kino, oder respektive das nackte, rauhe Leben hat uns für ewig zusammengeschmolzen!"

„Ich fühl' es wie elektrische Ströme..!" gestand sie.

„... die von Dir zu mir, mir zu Dir... ach, in uns beiden zusammenfließen!" ergänzte ich ihre Entdeckung.

Und so war ich an dieses Bild des Verströmens hingegeben, daß ich nicht daran dachte, diesen Strom in Kilowattstunden umzurechnen.

Nun traf ich Apollonia jeden Tag. Gegenseitige Geschenke fesselten uns nur enger aneinander. Sie verehrte mir einen goldenen Siegelring und ich gab ihr zum Geburtstag einen Pfeifenwischer für ihre Zigarettenspitze.

„Jede Stunde meines Lebens gehört dir..!" rief sie vor der Auslage eines Möbelgeschäftes, in der ein eheliches Schlafzimmer aufgebaut war.

„Mit drei Stunden am Tage bin ich zufrieden", erwiderte ich — „in der übrigen Zeit freue ich mich auf dich!" „Nein..!" schrie sie, „ich habe Angst, wenn du nicht immer bei mir bist!"

„Du belagerst mich..! Ich will keine Festung sein..!" schrie ich.

„Du liebst mich nicht..!" heulte sie auf meinen Selbstbinder. Nachdem ich ihn mit Fleckenseife gereinigt hatte, schrieb ich ihr: „... ich bin dir wieder gut, wenn du das Pathos der Distanz wahrst..!" „Was ist das?" fragte sie.

„Meine innere Freiheit!" erwiderte ich.

Aber — was ihr unverständlich war, das reizte sie erst recht. Sie kaufte ein Herrenzimmer auf Abzahlung, besichtigte Achtzimmerwohnungen und träumte von Myrten im Haar. Eines unschönen Tages fand ich in ihrer Handtasche einen Zettel, auf dem sie sich unsere Verlobungsanzeige aufgesetzt hatte.

„Du spielst hinter meinen Blicken..! Du willst mich fesseln..! Du willst mich — —!" tobte ich. Nasse Perlen standen mir auf der Stirne. Ich sah in einen Abgrund. Ja, sie untergrub mein freies Ich..! Sie schaufelte mich ein... Eine Weile sah ich nur mehr — mich. Als ich ihr noch eine Bosheit ins Gesicht sagen wollte, da war sie — verschwunden.

Ich wartete eine Stunde, einen Tag, eine Woche. Meine Apollonia, meine Geliebte, war aus dem Zimmer, aus der Stadt, aus der Welt wie fortgetragen und ausgelöscht. Ich suchte sie an allen Endstationen der Straßenbahn, in der Fischhalle, auf der Vogelausstellung, im Schaukasten eines Photoateliers, in meiner Brieftasche... Ich rief ihren Namen in Wartesäle, Mikrophone, Hausdurchgänge, Limousinen, Wälder und Rasierspiegel.

Nächtelang lief ich mit roten Augenlidern wie ein Kaninchen durch die Straßen. Denn wer zuletzt weint, weint am besten. Ich setzte mich auf die Stufen zum Standesamt, kaufte mir Eheringe und biß ihnen die Gravierung mit den Zähnen ein.

Nach neun Monaten las ich die Anzeige von Apollonias Vermählung... Ich wurde zu Dynamit und explodierte. Ich fuhr im ersten Augenblick aus der Haut und im zweiten zur Apotheke. Dort kaufte ich gleichzeitig Zyankali und Brom.

Auf der Rückfahrt schlug das Auto und meine Liebe in Haß um. Ich war gerettet..! Ich hatte die Liebe für immer überwunden.

Ich habe mir meine Bude mit Frauenverachtung und einer Schopenhauerbüste hübsch möbliert. Der Geruch einer Toilettenseife, die Deklination eines weiblichen Substantives erfüllt mich bereits mit Abneigung. Jetzt arbeite ich daran — mir selbst immer unsympathischer zu werden.

Und die Parole heißt: „Schwachsinn sei mein letzter Sinn..."

— — Also sprach der letzte Junggeselle, setzte sich ans Fensterbrett, kratzte aus den Scheiben den Glaserkitt heraus und bastelte daraus ganz unbewußt ein weibliches Götzenbild...

Französische Kanalküste



KAPITÄN SVENSSON / VON ERIK STOCKMARR

Haben Sie jemals über Kapitän Svensson gehört, lieber Leser? Glauben Sie mir, das war ein Kerl! Er war Seemann und sah aus wie ein richtiger, alter Schiffer mit einem langen, weißen Bart, der den Magen ganz bedeckte, so daß er kein Hemd zu tragen brauchte, wie er sagte. Er hat die ganze Erde in einer alten Galosche umsegelt, und mehr als einmal ist er von Haifischen gefressen worden. Ich glaube, Sie kennen schon die Type. Svensson hatte ein Holzbein, aber nicht ein gewöhnliches Holzbein, es war ein altes Sofabein mit einem Rad darunter. In einem Orkan im Roten Meer flog das linke Bein weg, und dann haben sie das Sofabein aufgesetzt, und so war die Sache erledigt. Ein gewaltiger Sturm war es, sieben starke Männer mußten die Mütze des Kapitäns festhalten, damit sie nicht wegflog.

Aber, was wollte ich noch sagen? Ach ja, jetzt weiß ich es. Dieser Svensson war überall bekannt, nicht nur wegen seiner außergewöhnlichen Taten, sondern auch wegen seines großen Charme, mit dem er alle Frauen bezauberte. Es gehen viele, kleine Svensson in der Welt umher. Ein großer Charmör war er, dieser Svensson, und der folgende Bericht gibt vielleicht den besten Eindruck von seiner eigentümlichen Person und seinen ziemlich komplizierten Familienverhältnissen. Eines Tages, als er in der Kajüte saß, und sein Holzbein polierte, trat eine junge Dame herein. Das war ein Fräulein Jönsson aus Göteborg. Doch, Fräulein war sie nicht ganz, denn sie war gekommen, um Alimentationsgelder von dem Kapitän zu verlangen: „Kapitän Svensson erinnert sich meiner wohl?" fragte sie.

Svensson konnte sich aber nicht erinnern. Ab und zu ist das Gedächtnis in einer derartigen Situation ja nicht so gut, aber dies war wirklich wahr, Kapitän Svensson erinnerte sich an das Fräulein nicht. Er war mehrmals in Göteborg gewesen, und dort sind ja viele Fräuleins.

„Aber", fragte sie weiter, „erinnern Sie sich gar nicht an einen Sommertag in Göteborg, wo wir in Tivoli zusammen waren?"

Der Kapitän dachte wieder nach, aber ohne Resultat. Dann nahm er ein großes Buch vom Regal herunter. Auf dem Buche stand mit goldenen Buchstaben: „Alimentationsgelder". Er setzte den Finger auf den Buchstaben J im Register und las eingehend die Namen durch: Petra Jannson, Maj Johansson, Lisa Jokumsen, Greta Jonasson usw.

„Jönsson?" sagte er und strich seinen Bart nachdenklich, „hier steht keine Jönsson, glauben Sie nicht, Fräulein, daß Sie eine verkehrte Adresse bekommen haben?"

„Nein bestimmt nicht", antwortete sie, „erinnern Sie sich denn gar nicht, daß ich Zwillinge bekam, Herr Kapitän?" — „Ach so, Zwillinge!" sagte Svensson, „das ist eine andere Sache, dann müssen wir ja im Zwillingebuch nachsehen!!" (Aus dem Dänischen von Erik Stockmarr)

Schnell erledigt

(Erich Schilling)



„Was, Churchill ist von der Besichtigung der Dockanlagen schon wieder zurück?“
„Ja, es war nichts mehr zu besichtigen!“

Presto finito: "Come? Churchill è già di ritorno dall'ispezione degl'impianti del bacino?„ — "Eh sì; non c'era più nulla da ispezionare!„

Promptitude: „Comment Churchill peut-il déjà revenir de son inspection des docks?" — „C'est qu'il ne restait plus rien à inspecter!"

DAS LEBEN BEGINNT MIT VIERZIG

VON JOSEF ROBERT HARRER

Vor einiger Zeit blieb ich vor dem Schaufenster einer Buchhandlung stehen. Ein Buch fiel mir in die Augen, das den Titel trug „Das Leben beginnt mit Vierzig". Neben mir stand ein Mädchen, das wohl auch diesen Titel gelesen hatte; denn es rümpfte plötzlich das Näschen, es lächelte in seiner schönen Jugend so überlegen, wie etwa ein Boxmeister lächelt, der — sagen wir — gegen mich eine Runde wagen soll.

Der Titel des Buches hatte mir zuerst Freude gemacht. Es tröstet einen immer, wenn jemand sagt, daß man eigentlich eben erst sein Leben begonnen habe. Ich hatte zuerst die Absicht, dieses Buch zu kaufen, um mich in ersehnte, erwünschte Gedankengänge einzuspinnen. Aber das Lächeln des jungen Mädchens hielt mich davon ab. So blieb mir von dem Buche nur der Titel!
Seit Tagen sagte ich mir diesen Titel vor, ich zwang mich, diesen Titel zu meinem Lebensmotiv für das nächste Jahrzehnt zu machen. Vergebens! Ich mußte in Wirklichkeit trübe Erfahrungen erdulden — und alles in den letzten paar Tagen!

Nur einige Beispiele! Auf dem Sportplatz spielte die Jugend; kein einziger Vierzigjähriger lief hinter dem Fußball her, außer dem Schiedsrichter — und der wurde ausgepfiffen! Bei den Leichtathleten war es nicht anders. Im Hallenbad schwamm die Jugend und machte den Fischen Konkurrenz. Auf der Filmleinwand tummelte sich wieder die Jugend — oder sie sah wenigstens so aus, zurechtgeschminkt auf höchstens Fünfundzwanzig ...
Soll ich alles erzählen, was ich in diesen Tagen, da ich den Beweis für einen aufgefangenen Buchtitel erbringen wollte, erlebte und beobachtete?

An der Pforte Europas

(Karl Arnold)

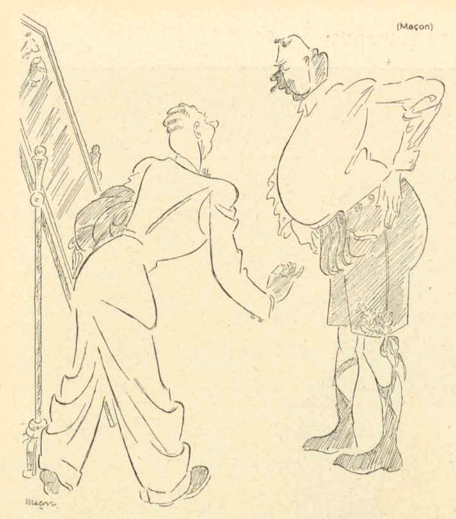


Alter Mann, was nun?!

Alle Porte d'Europa: "Che fare adesso, povero vecchio!?„ **A la porte de l'Europe:** „Et maintenant, vieillard, où vas-tu?"

Nein, es genügen ein paar Worte! Auf den Bänken im Park saßen junge Leute, für die nach dem Buchtitel das Leben noch gar nicht begonnen hatte; sie sahen aber lebenslustig aus wie der Frühling! Die Vierziger hockten im Kaffeehaus über einer Zeitung, und sie machten durchaus nicht den Eindruck, als habe für sie das Leben erst begonnen.
Gut, dachte ich, vielleicht muß man die Vierziger nur aufrütteln, die Männer wenigstens! Denn die Frauen kennen den Ausdruck „vierzig Jahre alt" nicht. Die Frauen halten sich gute dreißig Jahre in der Spanne zwischen dem 25. und 35. Lebensjahr auf. Bei den Frauen ist nur die Täuschung wichtig, nicht zuletzt die Selbsttäuschung! Wenn ich einer Frau zehnmal sage: „Du bist jetzt Vierzig! Für dich beginnt das Leben erst!" und wenn einer dazutritt und sagt: „Ich habe ein Wundermittel, das dich um zwanzig Jahre jünger macht!" oder „Du siehst aus wie Dreiundzwanzig!", so wird mich jede Frau verlachen und dem Zauberer oder Schmeichler um den Hals fallen...
Nein, die letzten Tage führten mich beinahe dem Trübsinn in die offenen Arme. Und so entschloß ich mich, das Buch zu kaufen. Vielleicht waren seine Gedankengänge zwingender als das tatsächliche Geschehen ringsum. Ich trat in die Buchhandlung und kaufte das Buch.
Auf dem Heimwege stieß ich mit einem schönen, sprühenden Mädchen zusammen... Abends schon gingen wir ins Kino; sie schmiegte sich an mich. Mit ihren Küssen auf den Lippen schlief ich ein... Nie noch war der Himmel so blau gewesen... Und jede Musik klingt mir seither neu und süß... Und meine vierzig Jahre sind leicht wie Schäferwölkchen. Ich habe noch keinen Blick in das Buch geworfen... Es ist nicht nötig! Ja, das Leben beginnt erst mit Vierzig, es hat wieder begonnen. Und es kann immer wieder beginnen...

(Maçon)



Die Lederhose: „Meinen Sie nicht, daß sie zu eng ist, Herr Datzmann?" „Aber ich bitte Sie, Herr Lehmann, bei Lederhosen wird das Embonpoint doch grundsätzlich außerhalb getragen."

I calzoni di cuoio: "Non credete che questi mi siano troppo stretti, signor Datzmann?„ — "Ma che, signor Lehmann!? . . . Col calzoni di cuoio 'l'embonpoint, lo si porta di norma al di fuori.„

La culotte tyrolienne: „Ne voyez - vous pas qu'elle m'est trop étroite?" — „Je vous en prie, avec la culotte tyrolienne, l'embonpoint se porte toujours par - dessus."

LIEBESGEFLUSTER / VON ACHILLE CAMPANILE

Personen: Der Gatte, ein Mann in mittleren Jahren, in jeder Hinsicht das, was man einen Mann von Welt nennt.
Die junge Frau, wie man sie sich vorstellt.
Der Liebhaber: eleganter junger Mann.
Ort der Handlung: Wohnzimmer im Hause des Ehepaars, wo der junge Liebhaber, der am Nachmittag die junge Frau bei sich empfangen hat, den Abend zubringt.

Beim Aufgehen des Vorhangs stockt die Unterhaltung, wie das bei Leuten, die viele Stunden des Tages gemeinsam verbringen, vorzukommen pflegt. Die junge Frau sitzt zwischen den beiden Männern und benimmt sich so, als wäre ihr Geburtstag. Von Zeit zu Zeit bedenkt sie ihren Gatten mit einer kleinen Liebkosung, die dieser mit Gleichmut aufnimmt — gleichzeitig blickt sie dabei den Liebhaber an und spitzt ihre Lippen, als wolle sie ihm einen Kuß schicken.

Bei diesem Anblick wird der Liebhaber in seinem Sessel unruhig. Er bemüht sich, eine unbeteiligte Miene aufzusetzen und denkt angesichts der Gefahr, der Gatte könnte alles merken: „Herrgott nochmal, kann sie sich denn nicht ruhig verhalten!" Dabei bemüht er sich, seinem Blick einen Ausdruck von Aufgewühltheit, gemischt mit Melancholie zu verleihen.

Da dieses Bemühen unseligerweise nicht immer von Erfolg gekrönt ist und sein Blick keine Erregung widerspiegelt, setzt die junge Frau augenblicklich eine im höchsten Grade beunruhigte Miene auf und macht dem Liebhaber, während sie ihren Mann immer weiter liebkost, verzweifelte kleine Zeichen mit den Augen, den Wimpern, den Lippen, so als wollte sie ihn fragen: „Was ist los? Liebst du mich denn nicht mehr? . . ."

Daraufhin sucht sie der Liebhaber mit den Augen zu beschwichtigen. Aber da sein Blick — entweder infolge übergroßer Vorsicht oder aber mangels genügender Ausdrucksfähigkeit — auch diesmal nicht den gewünschten Erfolg erzielt, beginnt er ihr mit dem Kopf zuzunicken und dabei aus Vorsicht starr den Gatten anzublicken, der dieses Kopfnicken mit Befriedigung quittiert, das er als Zeichen der Zustimmung in der Unterhaltung auffaßt. Während sich diese stummen Dramen der Zeichen und Blicke abspielen und während der langen Gesprächspausen überwacht der Liebhaber ängstlich jede Bewegung des Gatten, voll Furcht, dieser könnte es sich einfallen lassen, aufzustehen und aus dem Zimmer zu gehen.

Der Liebhaber (zu sich selbst): Hoffentlich steht er jetzt nicht auf und läßt uns allein, sonst würde ich vor der unangenehmen Notwendigkeit stehen, die Zeit seiner Abwesenheit auszunützen. Sie würde es von mir erwarten, sie wäre äußerst erstaunt und niedergeschlagen, wenn ich es nicht täte, und hätte dann die schlechteste Meinung von meiner Liebe. Ich müßte dann auch aufstehen, während ich jetzt sehr bequem sitze. Müßte in leidenschaftlichem Ton irgendwelche anscheinend lang unterdrückte Worte

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

stammeln — und ich weiß nicht einmal, was ich sagen soll — und wir müßten einander einen von jenen qualvollen Küssen geben, die von der ständigen Angst begleitet sind, der Gatte könnte plötzlich zurückkommen. Aber vorläufig denkt er zum Glück nicht daran, hinauszugehen.
Die junge Frau (zu sich selbst): Wollen wir hoffen, daß mein Mann nicht auf den Einfall kommt, aus dem Zimmer zu gehen. Erst einmal wäre es mir unangenehm vor meinem Liebhaber, der zuguterletzt glauben könnte, mein Mann sei nicht im geringsten eifersüchtig und lege keinen Wert auf meine Treue. Und dann würde das zu einer ebenso unvermeidlichen wie unbequemen Szene führen: Mein Liebhaber würde mich küssen wollen, auf die ständige Gefahr hin, überrascht zu werden. Während es doch so, zu dritt, wirklich recht gemütlich ist!
Der Gatte (beginnt in seinen Rocktaschen herumzusuchen): Wo habe ich nur wieder meine Zigarren liegen lassen... Entschuldigt mich einen Augenblick. (Steht auf und geht aus dem Zimmer.) (Die junge Frau und der Liebhaber stürzen einander in die Arme.)
Die junge Frau: Endlich!
Der Liebhaber: Ich konnte es schon nicht mehr länger ertragen! (Sie umarmen sich lang und nachhaltig und lauschen dabei angestrengt in der Hoffnung, bald den ruhigen Schritt des Gatten zu hören, der mit seinen Zigarren zurückkommt.) Vorhang.

(Aus dem Italienischen von H. B. Wagenseil.)

*

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes schrieb neuerdings auch Werbetexte für eine Zigarettenfabrik.
„Kann man denn damit viel verdienen?" fragte Martin.
„Ach, im letzten Monat waren es immerhin unter 600.— Mark", sagte Johannes. „Donnerwetter", rief Martin, „also so ungefähr 580.—?" „Nein. Ziemlich genau 220.—", sagte Johannes. J. Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS


O. Nückel

Zu Rastelli, dem berühmten Jongleur, kam im Jahre 1923 ein Berliner Revuedirektor.
„Möchtens nicht bei mir den Hamlet spielen, Rastelli?" — „Den Hamlet? Ich?" Der Revuegewaltige nickte eifrig:
„Im Hamlet ist eine Glanznummer für Sie! Da sagt doch der Hamlet den Monolog ‚Sein oder nicht sein' auf und hat zwei Totenschädel in der Hand. Bei der toten Stelle nun könnten wir doch zehn oder fünfzehn Schädel nehmen und Sie jonglieren beim Aufsagen!"

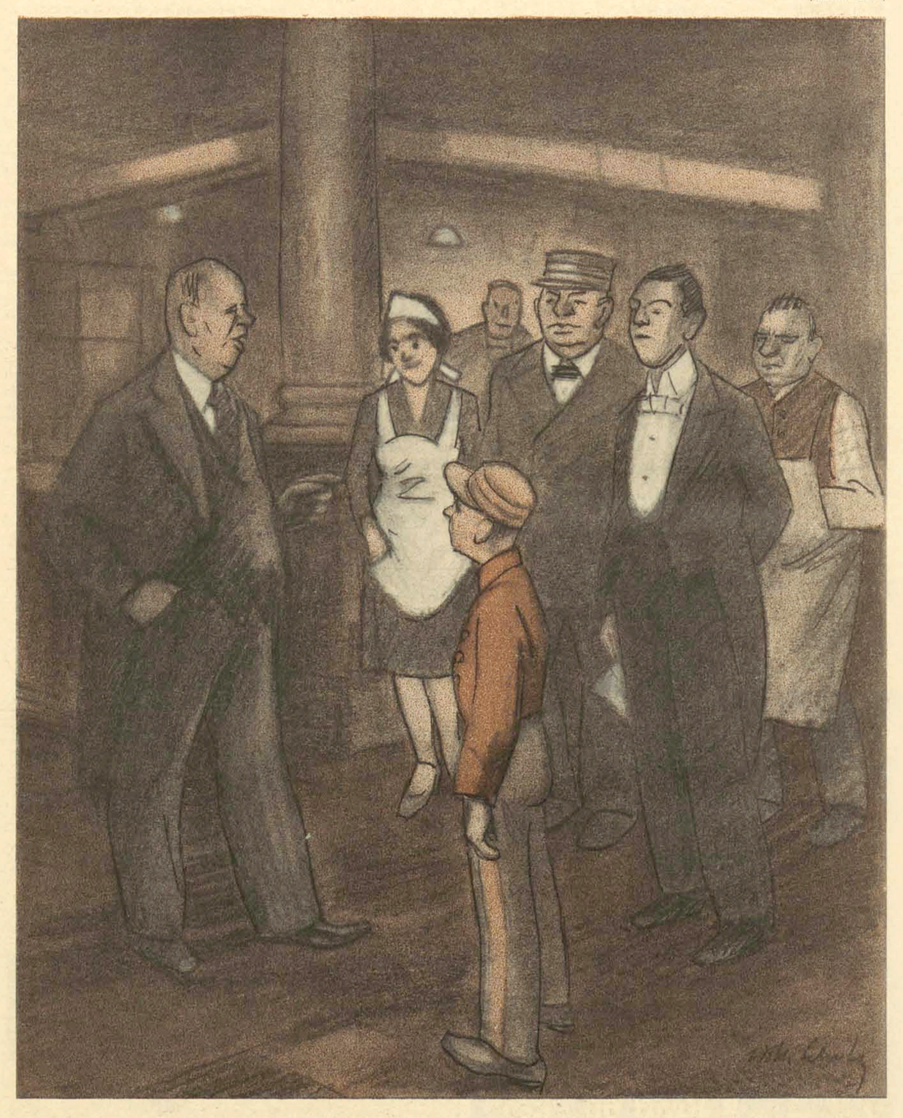
Mit ganz besonderer Ungeduld hat Mariannchen heute den Gutenachtkuß der Mutter erwartet, denn sie hat etwas auf dem Herzen: „Sag', Mutti, ist es wahr, daß es keinen Klapperstorch gibt? Die Friedel hat's heut' in der Schule gesagt!"
Die Mutter erkennt: der Zeitpunkt ist gekommen, ihr Töchterchen über Dinge aufzuklären, die es aus unberufenem Munde keinesfalls erfahren darf. Sie setzt sich also auf den Bettrand ihrer Kleinen und weiht sie — selbstverständlich ihrem kindlichen Begriffsvermögen angemessen — in das Mysterium der Menschwerdung ein.
Und schweigend (ja, wie es den Anschein hat: zutiefst ergriffen) lauscht Mariannchen ihren Worten. Die Mutter hat gesprochen. Nun beugt sie sich zärtlich zu Mariannchen herab: „Hast du noch irgendeine Frage, Herzchen?"
Mariannchen nickt mit einem abgrundtiefen Seufzer, die Augen sinnend in der Mutter Blick getaucht:
„Ja, Mutti, sag'... glaubst du an diesen Quatsch?"

„Ich verstehe nicht, was du gegen Lotte hast?" sagte unlängst mein Freund Josef Robert. „Sie ist immer guter Dinge —"
„Wenn das eine Umschreibung für Leichtsinn sein soll, dann allerdings —" wagte ich einzuwerfen, aber Josef Robert fiel mir ins Wort:
„Du hast eine Idee! So ein kluges, sparsames Mädel —"
„Na — na — na —" sagte ich zweifelnd und Josef Robert winkte überlegen ab.
„Was heißt das — nanana? Bitte, gestern abend, nach Eintritt der Verdunklungszeit, ich wollte Lotte bis an ihre Haustüre begleiten, kommen wir in die Nähe eines Lichtspieltheaters. ‚Lottekind', sage ich, ‚wollen wir hineingehen?' Da zieht sie mich aus der Nähe der vor dem schwacherhellten Eingang wartenden Menschen, biegt in die stockfinstere Nebengasse, drückt sich noch enger an mich und flüstert mir ins Ohr: ‚Aber geh, wozu willst du das Geld hinauswerfen? Da drinnen ist es ja noch lang nicht so finster — wie da auf der Straße!'"

Der Soldat kam auf Urlaub.
Das Mädchen schwärmte:
„Wie oft habe ich an dich gedacht, Rudi!"
Der Soldat brummte ungerührt:
„So? Angekommen ist aber nischt!"

Hotel Ritz in London

(Wilhelm Schulz)



„ . . . und wer von euch spricht Griechisch, für den Fall, daß wir neue Gäste bekommen?“

Hotel Ritz a Londra: "... e chi di Voi parla il greco, nel caso che riceviamo nuovi ospiti?„

Hôtel Ritz à Londres: „Qui d'entre vous parle le grec, pour le cas où nous aurions de nouveaux hôtes?"

München, 20. November 1940
45. Jahrgang / Nummer 47

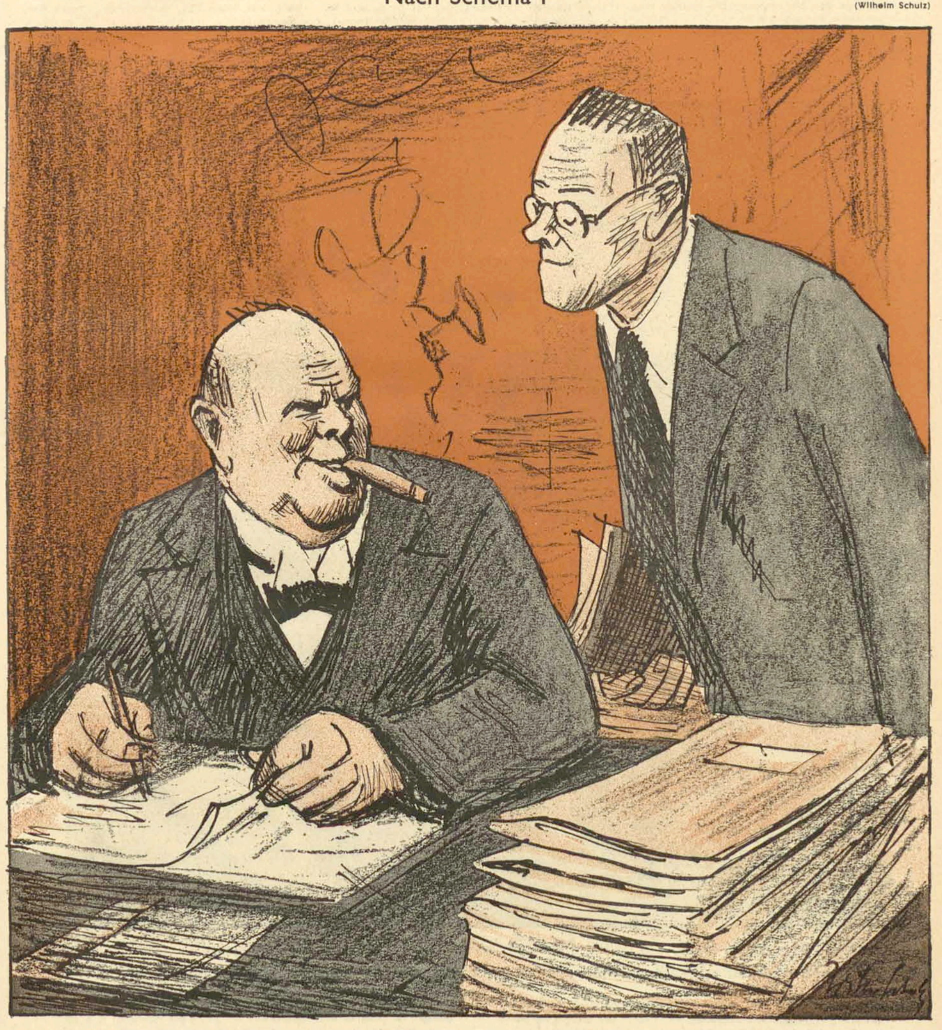
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Nach Schema F

(Wilhelm Schulz)



Churchill: „Unter den abgelegten Akten muß sich noch ein Aufruf an das norwegische Volk befinden, den bringen Sie mir, ich will einen Aufruf an das griechische Volk richten!"

Dietro schema 'F: Churchill: "Fra gli Atti messi via, ci dev'essere anche un appello al popolo norvegese. Portatemelo qui; voglio indirizzarne uno al popolo greco!„

Similitude: Churchill: „Vous trouverez dans les dossiers un appel au peuple norvégien. Apportez-le-moi; je désire rédiger un appel au peuple grec!"

VORBEREITUNGEN

Ich werde den Teufel tun und mich in eine Diskussion über das Rauchen einlassen, denn erstens gibt es eine Zigarettenindustrie und zweitens gibt es Hygieniker. Wer zwischen diese beiden gerät, kommt darin um. Drittens rauche ich selbst, viertens hat Bismarck sehr starke Zigarren geraucht und teils währenddessen, teils in den Zwischenpausen das damalige deutsche Reich geschaffen. Fünftens ist nach Aussagen von Tante Martha Onkel Ernst am Rauchen gestorben.
Hab ich etwa schon zuviel gesagt? Schön, dann widerrufe ich alles bis auf das mit der Zigarettenindustrie und den Hygienikern. Die beiden sind bestimmt keine Ausnahmefälle.
Aber über das Zigarettenrauchen getraue ich mich schon etwas zu sagen. So ein bißchen wird man doch sein eigenes Nest beschmutzen dürfen. Natürlich spreche ich nur von den Vorbereitungen.
Aber erst muß ich mir eine Zigarette anstecken! Wenn Sie glauben, daß man sich so einfach eine Zigarette ansteckt, dann irren Sie sich. Man raucht doch nicht nur, damit's brennt. Unsereiner raucht zum Beispiel, damit Zeit vergeht, wenn einem nichts Rechtes einfällt. Soll ich etwa am Daumen lutschen? Am Füllfederhalter kaut man nicht, und erst recht nicht an der Schreibmaschine.
Also erst mal holen wir die Zigarette aus ihrem Behältnis. Ich lehne es ab, Zigaretten auf offener Schale gereicht zu bekommen. Das ginge viel zu schnell! Nein, Schachterl aufmachen, eine herausnehmen, Schachterl wieder zumachen, Schachterl wegstecken.
Sie werden denken, die Sorgen von dem Mann möchte ich auch haben. Moment mal, ich bin noch nicht zu Ende. Jetzt knudelt man an der Zigarette herum. Warum, weiß ich nicht; vielleicht, weil man an allem drückt, was man liebt. Jetzt kommt etwas sehr Geheimnisvolles, jetzt läßt man die Zigarette mit einem Ende auf irgend etwas Härteres auffallen. Und nun gibt es zwei Sorten von Menschen: die eine steckt die Zigarette mit dem aufgeklopften Ende in den Mund, die andere Sorte mit dem anderen Ende. Das ist pure Weltanschauungssache.
So, jetzt anstecken! Hoffentlich habe ich bisher nichts, was Menschen, Firmen oder Vorschriften verletzen könnte, gesagt.

Foitzick

Die Bestellung

(R. Kriesch)



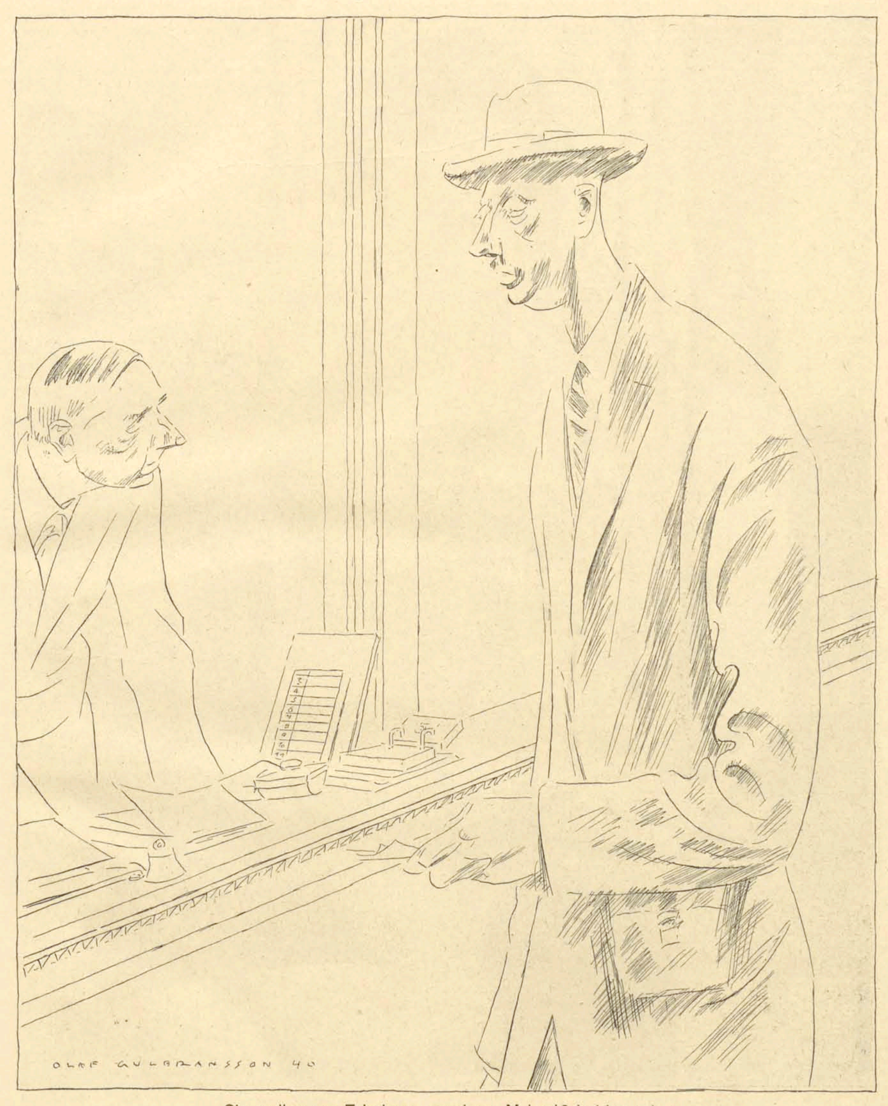
„Ein Herr Selter wollte die gnädige Frau sprechen!" — „Ach ja - mein Zahnarzt!"
„So - a drum hat er gsagt, Sie möchten morgen abend nach der Oper zur Behandlung kommen!"

Appuntamento: "Un certo signor Selter voleva parlarpi, signora!„ — "Ah si... il mio medico dentista!„ — "Oh... per questo ha detto che Vi aspetta in Gabinetto domani sera, dopo l'Opera!„

La Commission: „Un certain Monsieur Selter désirait parler à Madame!" — „Oui — mon dentiste!" — „Ah, c'est pourquoi il a dit qu'il attend Madame chez lui demain soir après l'Opéra!"

Im englischen Verkehrsbüro

(O. Gulbransson)



„Sie wollen zur Erholung verreisen, Mylord? Leider schon alles besetzt, nur noch in Kanada ist etwas frei!"

Nell' Ufficio Viaggi inglese: "Voi Mylord, vorreste fare un viaggio di diporto?... Purtroppo ogni posto è occupato; ce n'è ancora qualcuno di libero nel Canada!„

A l'Agence britannique des voyages: „Vous désirez partir vous reposer, mylord?... Hélas, tout est déjà occupé. Au Canada seulement vous trouverez encore de la place!"

Der Fund

(K. Heiligenstaedt)



„Den Beweis für seine Untreue habe ich nun — aber wie will ich ihm beweisen, daß ich den Brief nicht in seinem Schreibtisch gefunden habe?“

Scoperta: "La prova della sua infedeltà l'ho qui, dunque. Ma come gli comproverò ch'io non trovai la lettera nella sua scrivania?„

Trouvaille: „Je possède maintenant la pieuve de son infidélité - mais comment lui prouverai - je que je n'ai pas trouvé cette lettre dans son bureau?"

Duff Cooper tröstet

(Erich Schilling)



„Auch die Sonne ist auf unserer Seite, die Tagesangriffe der Deutschen werden immer kürzer!“

Duff Cooper conforta: "Anche il Sole è con noi; gli attacchi di giorno dei tedeschi diventano sempre più brevi.„

Consolation à la Duff Cooper: „Même le soleil est pour nous. Les attaques diurnes des avions allemands deviennent de plus en plus courtes!"

DAS LICHT VON REESEN

VON WILLIBALD OMANSEN

Rolf, der Seemann, machte den weiten Weg durch die Bucht zu Fuß. Es waren fast fünf Meilen, aber der Postdampfer fuhr jetzt nur noch zweimal in der Woche, und so lange wollte er nicht warten. Zuweilen war er gezwungen, einen Umweg um steilabfallende Dünen zu machen oder Strandbäche zu durchwaten; manche davon waren so tief, daß ihm das Wasser bis zur Brust reichte, und er seine zusammengerollten Kleidungsstücke über den Kopf halten mußte.

Es war ein wilder Vorherbstabend, und feine Nebel hingen über den Wassern. Kleinere und größere Funkenbündel an der Küste bezeichneten ferne Fischerdörfer; dazwischen glühten die Rubine und Smaragde der Signallichter auf den Molen, und jede halbe Minute schleuderte die hohe Lichtmühle von Tool ihre breiten Flammenflügel weit ins Meer hinaus.

Rolf wanderte mit hochgeschlagenen Beinkleidern auf dem naßkalten Sande dahin. Zwischendurch tastete er immer wieder über seine Brust und überzeugte sich von dem Vorhandensein eines Briefes, den ihm Karlas Mutter für die Tochter mitgegeben hatte. Kurz vor Tool mußte er querfeldein über Weiden und Äcker. Breite Gräben waren zu nehmen, und einmal geriet der junge Seemann beinahe in einen Sumpf. Es war ein beschwerlicher Weg, doch das Wiedersehen mit Karla ließ ihm alle Mühen gering erscheinen.

Beim Fischmeisterhof setzte sich Rolf auf einen Stein und zog seine Stiefel an. Nun würde er bald sein Mädchen wiedersehen, ihre warme, kräftige Hand halten, ihren jungen, weichen Mund küssen... Und dann würde er sie fragen, ob sie seine Frau werden wollte. Noch nie zuvor in seinem Leben war sein Herz von einem so süßen Fieber der Erwartung durchschüttelt worden.

Als er in den Reesener Krug trat, war die nied-

rige Schankstube voller Leute. Sie saßen um einen runden Tisch unter der Petroleumlampe, rauchten und zechten. Rolf setzte sich an einen kleinen Tisch in der Nähe der Tonbank. Der Wirt setzte ein Glas Wacholder vor den fremden Seemann und begann ihn auszufragen. Ohne Arg und Umschweife nannte Rolf das Ziel seiner Fahrt. Ja, das Fräulein beim Lehrer, natürlich kenne er sie, selbstverständlich, und der Sohn des Lehrers säße drüben bei den Herren, dort der zweite am Fenster; er sei Ingenieur und habe die große Mole von Luchterhand gebaut, ein feiner Herr und sehr tüchtig, ja, das müsse man schon sagen, und deswegen wollte ihn das Fräulein Karla wohl auch heiraten. „Heiraten... wieso?" unterbrach Rolf den etwas geschwätzigen Mann.

„Ja, sie sind doch seit einem Monat verlobt." — Rolf hatte einmal vor Jahren bei einer Schlägerei im Hafen von Boston einen Leberhaken bekommen, an den er noch lange dachte; dieser Schlag, den der ahnungslose Krugwirt soeben gegen sein Herz geführt hatte, war stärker. Rolf erblaßte und schloß für einen Moment die Augen. Dann trank er das Glas mit Branntwein leer, zahlte rasch und verließ den Krug.

Die Dorfstraße lag fast ganz im Dunkeln. Kleine, hellgiebelige Häuslein hoben sich da und dort heraus und blinzelten mit rötlichen Fensterlichtern in den Abend. Aus den Gärten brach kühler Duft von Nelken und Reseda.

Das Schulhaus von Reesen lag auf einer kleinen Anhöhe inmitten eines großen Gartens. Ein halbwüchsiges Mädchen öffnete und holte Karla herbei. Sie erkannte den Jugendfreund sogleich und begrüßte ihn mit Herzlichkeit. Ein freundlicher, alter Jagdhund beschnüffelte seine Stiefel. Rolf saß in einem weiten, mit ländlicher Behaglichkeit ausgestatteten Zimmer. Ruhig und ohne Groll im Herzen beschaute er sich sein Mädchen. Es war ein großes, schönes Geschöpf geworden, bei dem nichts mehr an die wilde Achtzehnjährige erinnerte, die er noch vor zwei Jahren auf dem Krammarkt des Heimatdorfes in dem Schaukelkarussell durch die Luft geschleudert hatte. Nein, dies war eine Dame, die daheim in der Wirtschaft nicht einmal eine Schürze vorband, und eine vornehme Ingenieursfrau würde sie gewiß werden; das war wohl nichts mehr für einen Seemann, auch wenn er das Steuermannspatent in der Brusttasche trug. „Und wie ist es dir ergangen in den zwei Jahren?" — „Danke, gut."

Karla zwitscherte fröhlich drauflos, mit sauberem Mundwerk, wie ein feiner, seltener Vogel, weckte gemeinsame Erinnerungen, alles in einem leichten, spielerischen Ton, und dann sah Rolf auch den Goldreif an ihrer Hand. Er selbst sprach fast nichts, sagte höchstens einmal ja und nein und danke, und das Glas Rotwein, das vor ihm stand, blieb unberührt. Endlich erhob er sich: „Ich sollte dir diesen Brief von deiner Mutter abgeben."

„Danke, ich weiß, die Papiere für das Aufgebot, ich heirate zu Weihnachten." „Ja, ich hörte davon."

Mein kleines Haus

Von Maximilian Brantl

Mein kleines Haus inmitten grüner Wiesen,
und über mir der himmelhohe Berg!
Die roten Wolken sind schon ganz verblaßt.
Die rosigen Zacken werden grau und starr.
Zwei Schwalben schwirren durch das zarte Blau.
Im Garten, seine Blumen gehn zu Ende,
zwei Kinder lallen, unverständlich, was.
Gebrochne Nebel schwimmen zag heran.
An Herbst gemahnt ein Herbes von Gerüchen,
ein Zögerndes, bevor das Licht sich löst.
Es ließe sich unendlich Vieles sagen,
Doch soll auch dieser Tag Geheimnis bleiben,
verschwiegen wie so Vieles, wie fast Alles.
Doch du bist mein, durch Gestern, Heut' und Morgen
mein kleines Haus inmitten grüner Wiesen,
und über mir du, himmelhoher Berg!

„Warum willst du denn schon gehen? Soll ich dir nicht etwas zu essen holen? Und du trinkst ja gar nicht?" „Nein, besten Dank!"

„Wie seltsam du bist!"

„Es ist wohl bald Zeit für den Dampfer."

„Geht denn heute überhaupt ein Schiff?"

„Ja, ich glaube so gegen zehn."

„So..." „Ja, also leb wohl!"

„Leb auch du wohl, Rolf, und vergiß mich nicht ganz!" — —

Am Ende des Dorfes traf Rolf ein Mädchen. Es sah ihm ins Gesicht und lachte. Der Seemann erkannte in ihr Liesbeth, die Pfarrmagd, mit der er im letzten Sommer eine Nacht durchtanzt hatte. Sie nahm ihn mit sich und zog ihn in die Geißblattlaube des Pfarrgartens. Alles geschah wie im Traum.

Erst im Krug erwachte Rolf wieder. Ekel schüttelte ihn. Als einziger Gast saß er da, brütete vor sich hin und trank eine Menge Branntwein.

Um Mitternacht kam ein Fischer. „Komm an meinen Tisch!" sagte Rolf zu dem Mann. Er roch nach Tran und Fischen. Sie saßen und tranken und sprachen von den rauhen Dingen der See.

„Du kannst ein gutes Stück in meinem Kutter fahren", sagte der Fischer, „bei der Hartauer Mole setze ich dich ab, dann hast du bloß noch zwei Stunden zu Fuß."

Bald nach zwei Uhr brachen sie auf. Es war klare See und beinahe warm. Der Fischer hoffte auf reichen Fang, denn bei dem milden Wetter bissen die Lachse und Dorsche gern. Es war noch ein anderer Mann an Bord, wie sich herausstellte, ein Taubstummer. Der Kutter hatte einen guten Motor und machte flotte Fahrt.

„Dort, das einzelne Licht, gleich hinter Tool", bedeutete ihm der Fischer, „das ist Reesen; es ist das Schutzlicht vor den Kampen."

„Ja, ich weiß", sagte Rolf abwesend. Er hatte während der ganzen Fahrt überhaupt nichts anderes gesehen als das Licht von Reesen.

Dann wurde es kleiner und kleiner, zuweilen sah man es kaum noch, der große Leuchtturm überstrahlte es zu stark. Schließlich erlosch es ganz.

DAS WIEDERSEHEN AUF DEM MARIENPLATZ

VON ERNST HOFERICHTER

Alois Grasberger kam mit seiner Frau Walburga mit dem Vieruhrzug am Hauptbahnhof an. Sie gingen sogleich stadteinwärts, weil sich die Frau „z'erst amal d' Auslag'n anschaug'n will".
Als die beiden am Marienplatz einbogen, da gab es dem Alisi einen plötzlichen Ruck: „Jessas, jessas...! Wart a wengel...! Da siech i oan...!" Gleichzeitig schrie es ihm aus dem Knäuel der Gegenströmenden an: „Ja, gibt's denn dös aa! Luader, wo kimmst denn du her?"
„Ja, hat denn d' Welt so was aa schon erlebt! Viech, zünftig's — daß i di jetzt siech?"
„Wia lang is jetzt dös her, daß wir uns nimmer troffa hab'n? Zehn Jahr guat... ja, dös werd net langa...!"
„Dös langt net...! Ja, wia geht's da denn allaweil, du Pfundling? Bist no allaweil der alte Bazi, ha?" „Und du? G'wampert san ma a bisserl word'n, aber sonst fehlt sich nix, woaßt as no, damals, wo —?"
„I woaß schon...! Wo du mir... oder reschpektive, wo i dir...?"
„Hahahaha...! I kann ma's schon denka... Freilich, wo i dir sozusag'n... Wo war jetzt dös gleich?"
„Dös is ja jetzt wurscht... aber zeam war's do, göi, alter Haderlump!"
„Wia is dann dö G'schicht no ausganga? Da Dingsda, no — wia hat er sich denn g'schrieb'n — da, no der Dingsda, war aa dabei..!"
„I woaß schon, wen d' moanst...! Jessas, war dös a ganz Hundsheiterner...! Jetzt werd er aa schon g'storb'n sei...?"
„Freilich, es ist ja schon guat zehn Jahr her...!"
„Und woaßt as no, wia i dann...?"
„Ja, wia du dann...! Hahahaha...! Kreizkruzinesen, war dös a Viecherei, daß' höher nimmer ganga is...!"
„Und den ganz andern, no wer war denn dös? Den werst ja aa kennt hab'n?"
„Freili hab i eahm kennt! Beim... no, beim Dings, beim... du woaßt schon, wen i moan, da hat er allaweil verkehrt..."
„Jessas, ja...! Der werd aa nimmer leb'n?"
„A wo! Wenn's schon guat zehn Jahr her is!"
„Ja, dös sand so Sacha...! Und wia geht's nacha dir allaweil?"
„Woaßt as schon selba...! Aber, daß wir uns jetzt hab'n treffa müass'n? So a Zufall nach zehn Jahr...!"
„Da darf ma schon sag'n, dös is a reiner Zufall. Sonst geht's dir aber guat?"
„Wias oan halt so geht. Da fehlt sich nix. Und dir...?"
„Aa so! Wia du aa! Allaweil der gleiche...!"
„Mach' ma halt so weita... nachher geht's a wieder —"
„Dös sag' i aa...! In dem Punkt sand ma damals schon der gleichen Meinung g'wesen...! Göi, alte Hütt'n...!"
„Hahahaha...! Net anders...! Aber, dö Freid, daß wir uns jetzt —"
„Ausg'rechnet wir zwoa! I hätt ja aa wen anders treffa kenna...!"
„Und i aa! Daß dös grad du hast sei müassen...!"
„Raffiniert is dös direkt...!"
„Direkt raffiniert...! Als ob ma's ausg'macht hätt'n .. ja, und dann laß dir's halt guat geh'...!"
„Dir aa...! Und laß di wieder sehg'n...!"
„Feit si nix...! Und du aa...! Laß bald was hör'n...!"
„Mach' ma scho...! Aber du aa...!"
„Schön war's... g'freit hat's mi... Zeamer Hundling, zeama!" „Viech, zümftig's...!"
Seelisch befreit und gelockert kehrte Grasberger zu seiner Frau Walburga zurück.
„Dös Wiedersehg'n hat aber lang dauert! Wer war denn — er?"
„Werst'n ja aa no kennt hab'n. Da... da Dings war's, no sag's halt du!"
„Ja, i kann mi schon erinnern... An Petern hat er a bisserl ähnlich g'sehg'n..."
„Ja, an Petern...! Aber da Peter war's net. Ähnli g'sehg'n hat er eahm...!"
„Aber dös muaßt do wissen, mit wemm'st jetzt so lang —?"
„Kennt hab' i ihn bestimmt, dös laß i mir net nehma... Aber wer könnt jetzt dös g'wes'n sei?"
„Wennst selber grad g'sagt hast, daß er an Peter...!"
„Ja, Himmiteifi überanander, hör ma do amal mit dem Peter auf! Wenn er eahm gleichsiecht, dann braucht er no lang net...! Dös kann ja aa a ganz anderer g'wes'n sei, a Unbekannter quasi, den ma amal nach zehn Jahr wieder trifft...? Und wia's der Zufall will, kann's leicht sei, daß..."
„...daß d'n du gar nia kennt hast? Aber, dös gibt's do gar net, daß ma an wildfremden Menschen...?"
„Red' do koan Schmarr'n! All's gibt's, daß d'as woaßt...! Und jetzt woaß i's ganz bestimmt, daß i ihn net kennt hab — aber dös macht aa nix...!"
„Ja, was hat er denn g'sagt?"
„Guat geht's eahm und er laßt bald wieder was hören. Und grad freien tat's mi, wenn i dös Viech wieder treffa kannt..."
„...der gar net der war, den du moanst?"
„Fangst jetzt schon wieder on? Jetzt — kenn i ihn und grad guat hab'n ma uns verstand'n. Und was braucht's denn mehra in da Freundschaft...?"
„Guat! Nachher kaaf i jetzt a Sitzbadwandel...!"
„Und i geh derweil auf a Maß in' Mathäser. Wia's der Zuafall will, vielleicht sitzt er — ausgerechnet, drinna...?" „Wer...?" „...er!"

SCHWAMMERL-TRAGÖDIE

VON HERBERT A. LÖHLEIN

Diese wahre Geschichte begab sich vor kurzem auf einem kleinen Einödhof irgendwo im Oberbayerischen. Eine handfeste tüchtige Bäuerin herrschte da über ein paar Kühe, eine ansehnliche Herde von Pfannenvögeln, vier Geißen, zwei Schweine und zwei Sommerfrischler.

Die Sommerfrischler (Gäste aus dem Norden) waren zuerst beim Dorfwirt einquartiert gewesen, hatten aber dann einmal einen Waldausflug gemacht und waren zu besagter Einöde gekommen. Da es ein älteres Ehepaar war — also frei von hemmenden schwärmerischen Idealen — und der Gemahl obendrein ein studierter Volkswirt von vielen Semestern, sahen sie die Natur mehr von der praktischen Seite, also vom Schmalzhafen, von der Eierkiste und vom Schweinsbraten her. Damit ist gar nichts gegen die Leute gesagt, denn der Blick trübt sich eben mit den Jahren.

„Emilje . . ." sagte der Mann und deutete auf die 17 Gänse, die 32 Hühner und das fröhlich grunzende Borstenvieh — „hier is Frieden und Natur, hierher sollten wa eijentlich umziehen!" Emilje nahm die Sache in die Hand, besprach sich mit der Bäuerin und erzählte ihr von manch schlafloser Nacht da oben und wie sie hier gleich vom Wald und dem Frieden der Natur beglückt gewesen sei.

Die Bäuerin redete, wie ihr der Schnabel gewachsen war: „Vo mir aus, de zwoa Buma san aso im Feld, zwoa Betten san frei und für a paar Wocha kunnt i enk scho außerfuattern, abends muaßt ma helfa, Brennessel wiagn für d'Gäns und da Mo kunnt s'Stroh aufschüttn bei de Säu, a bißl nachirecha werd er aa könna und d'Henna fuattern . ."

Die Leutchen ließen sich das nicht zweimal sagen, holten ihre Koffer, bezahlten ihre Rechnung und zogen in die Einöde. Legten auch gleich Hand an und zeigten der Bäuerin, was Appetit heißt. Genauer gesagt, sie fraßen alles, was ihnen in die Finger kam. Die Bäuerin sagte zur Magd: „No ja — an etla Wocha sollns sie's guat habn, na werdns scho wieda geh . . ."

Die Hoffnung war trügerisch, denn einmal nach 14 Tagen beim Frühstück sagte der Mann: „Emilje — det jibts nich wieda — hier is Frieden!" Manchmal gingen die guten Leutchen auch in den Wald und sammelten Schwammerl. Zwei, drei Rucksäcke voll! Die Bäuerin war ein wirtschaftliches und sparsames Leut und ließ nicht gern etwas umkommen. Da aber die Schwammerl langsam über vier Mägen hinauswuchsen, begann die Bäuerin, den Segen einzuwecken. Sie hatte da noch 17 leere Bierflaschl liegen, in die sie die gekochten Schwammerl hineinstopfte mit der angenehmen Hoffnung, im Winter auch einmal Schwammerl mit Knödl zu haben.

Nach sechs Wochen sagte die Bäuerin einmal überlaut zur Magd, die ein wenig schwerhörig war: „Woaßt, Nandl, jetzt wars ma scho recht, bals wieder gangertn, rausgfuattert sans jetzt besser wia meine Gäns!" Die lieben Gäste aber waren noch schwerhöriger als die Nandl und schritten munter und vergnügt in den Herbsthimmel der siebenten Woche

Da ereignete sich eines Nachts etwas Fürchterliches. Mitten in einer Föhnnacht, als draußen der Wald um das Haus herum wie immer leise im Nachtwind rauschte, tat es urplötzlich einen ohrenbetäubenden Krach, als ob eine Granate unterm Hausdach krepiert wäre Selbst die Nandl fiel vor Schreck mitsamt dem Plümo aus dem Bett und oben im Fremdenzimmer begann es zu rumpeln: „Emilje — die Flak schießt!" Es krachte und fetzte noch fünfmal hintereinander, daß die Wände wackelten und die Kühe brüllten.

Die Fremden rissen augenblicklich die Koffer vom Kasten und warfen alles, was gerade herumlag, hinein und machten sich reisefertig. Die Bäuerin blieb noch am gefaßtesten. Sie rannte barfuß mit einem Kerzenleuchter in der Hand zur Kuchl hinunter: „I moan allaweil — es hat in da Speiskammer gscheppert . . ." Richtig: Nochmal tat es einen Knall und der kam geradeswegs aus der Speisekammer. Vorsichtig drückte die Bäuerin die Klinke herunter — die Magd Nandl und die zwei Sommerfrischler geduckt hinterdrein — die Nandl hielt den Rosenkranz wie eine Art Drahtverhau steif vor sich hin, damit sich der Teufel darin verfangen sollte. „Alle guaten Geister . . ." murmelte die Bäuerin einen Bannsegen herunter und dann riß sie die Tür auf!

„O Malefiz-Bluats-Schwammerl!" war alles, was die Bäuerin atemlos herausbrachte. Der Anblick war überwältigend. Sieben Bierflaschen hatten unter der Gärung der Schwammerl Überdruck erhalten und waren in tausend Fetzen zersprungen. Die Speisekammer glich einem Schlachtfeld: Schwammerl am Plafond, am Boden, an den vier Wänden, im Butterfaß, in der Eierkiste und auf der Obstdarre. Schwammerl im Milchhafen, im Marmeladkübel und in den Holzschuhen.

Immerhin — es standen noch zehn Schwammerlflaschen herum, von denen nun kein Mensch wußte, wann es ihnen einfiel, zu krepieren. „Noch so ne Nacht und meine Nerven singen wieder . . ." stöhnte Emilje. „Ob die anderen wohl auch noch . . ." meinte vorsichtig der Fremde. Da fuhr der Bäuerin mitten in all dem Unglück ein Licht auf: „Ja mei, des kann jetz jederne Nacht so a paar Kracher gebn — jetz is ja nimma so schlimm, wo ma woaß, wo's herkimmt!"

Die Fremden reichten an dieser einen Nacht und reisten ab. Die Bäuerin brummelte noch einen Tag: „Muaß ma de ganz Kammer neu weißln lassen, aber wenigstens san d'Fremden furt!"

Die restlichen Schwammerl schmiß die Nandl auf den Misthaufen. Einen Tag später ging dort als letzte Überraschung noch eine Dreckfontäne hoch und fünf der besten Leghühner rannten, als ob der Teufel hinterdrein wäre, ums Haus herum. Sie hatten dort, wo sonst die Eier herausfielen, einige Splitter der zerrissenen Flaschen stecken. Die Bäuerin holte sie mit einer Pinzette aus Daumen- und Zeigefingernagel wieder heraus und strich Gänseschmalz darüber. Dann schickte sie noch einen letzten Fluch zum Misthaufen hinüber: „De Mistschwammerl, de hundshäutern, de odrahten!!"

Englische Garantieversprechen

(Karl Arnold)

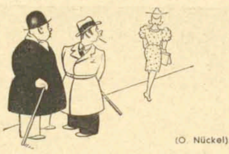


„Wir haben Griechenland versprochen, zu tun was wir tun können, und da wir leider nichts tun können, haben wir getan, was wir versprochen haben!"

Promesse di garanzia inglesi: "Noi promettemmo alla Grecia di fare quanto possiamo. Siccome, purtroppo, non possiamo far nulla, così facemmo quanto promettemmo!„

Garanties anglaises: „Nous avions promis a la Grèce de faire pour elle tout notre possible, et comme nous ne pouvons malheureusement rien faire, nous aurons fait tout ce que nous pouvions!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

„Wer war denn das?" sagt Herr Prambichler zu seinem Freund Lembacher, den etwas Nettes, Rundliches, das eilends die Straße überquert, freundlich grüßend zunickt. „Du, Lembacher, hörst net? Ich hab dich g'fragt, wer das g'wesen is?" „Unser neuche Köchin", antwortet Lembacher. „Uijegerl, die hat heut ihren freien Tag, da hab i gar net dran denkt. Da muaß i aber dazuaschaun, daß i z'Haus kumm!" „Ja warum denn?" „No, das mei Alte net allanig is, wann de Köchin Ausgang hat. Sie fürcht si auf d'Nacht allanig in der Wohnung", sagt Lembacher, und Prambichler, der den in der Ferne verschwindenden Rundungen nachschaut, meint tiefsinnig: „Hörst, Lembacher, möchst net liaber z'Haus bleiben, wann dei Alte ausgehn tuat?" H. K. B.

Zu Sepp Hilz, dem Maler der bäuerlichen Venus, kam dieser Tage einer, der vorgab, ein Bild erstehen zu wollen. Er sprach über dies, er redete über das, man merkte ihm deutlich an, daß er nur unter einem Vorwand gekommen war und eigentlich ein ganz anderes Anliegen hatte. Endlich rückte er damit heraus „Wissens, Herr Hilz", sagte er, „ich wohne nämlich neuerdings Ihnen direkt gegenüber — ich kann Ihnen gerade in die Fenster hineinsehen — möchtens nicht bald wieder amal so ane Nackerte malen?"

Ich hatte eine Dienstreise nach Nußdorf am Inn zu machen. In meiner Spesenrechnung fand sich der Posten: „Mietauto von Brannenburg nach Nußdorf zwölf Mark." Man beanstandete die Ausgabe. „Warum benützen Sie keine Eisenbahn?" Ich antwortete: „Nach gewissenhafter Überlegung kam ich zu der Überzeugung, daß die Benützung einer Mietdroschke wesentlich billiger käme als der Bau einer Eisenbahnlinie von Brannenburg nach Nußdorf."

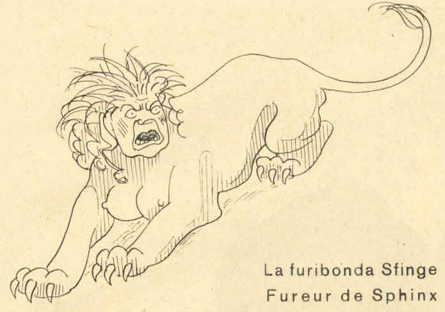
DAS GEWISSEN

Da lebte in England ein reicher Mann mit viel Unannehmlichkeiten. Dazu gehörte ein Kerl, der eines Morgens daher gekommen war und frech gesagt hatte: „Geben Sie mir 1000 Pfund, oder ich verrate Ihr Geheimnis! Entweder — oder!" Der reiche Mann zahlte und der andere kassierte. Das wurde beiden zur Lebensgewohnheit, und aus dieser entwickelte sich mit der Zeit fast ein Vertrauensverhältnis.
Als schließlich der Reiche sein Ende nahen fühlte, ließ er den Erpresser zu sich kommen und sagte: „Mein Freund, ich habe Ihnen eine Lebensrente ausgesetzt und überreiche Ihnen die Urkunde darüber. Doch ehe ich sterbe, sagen Sie mir wenigstens noch, welches Geheimnis Sie von mir wissen."
„Oh, kein bestimmtes!" versicherte treuherzig der Erpresser. R. P.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die wütende Sphinx

(Fr. Bilek)



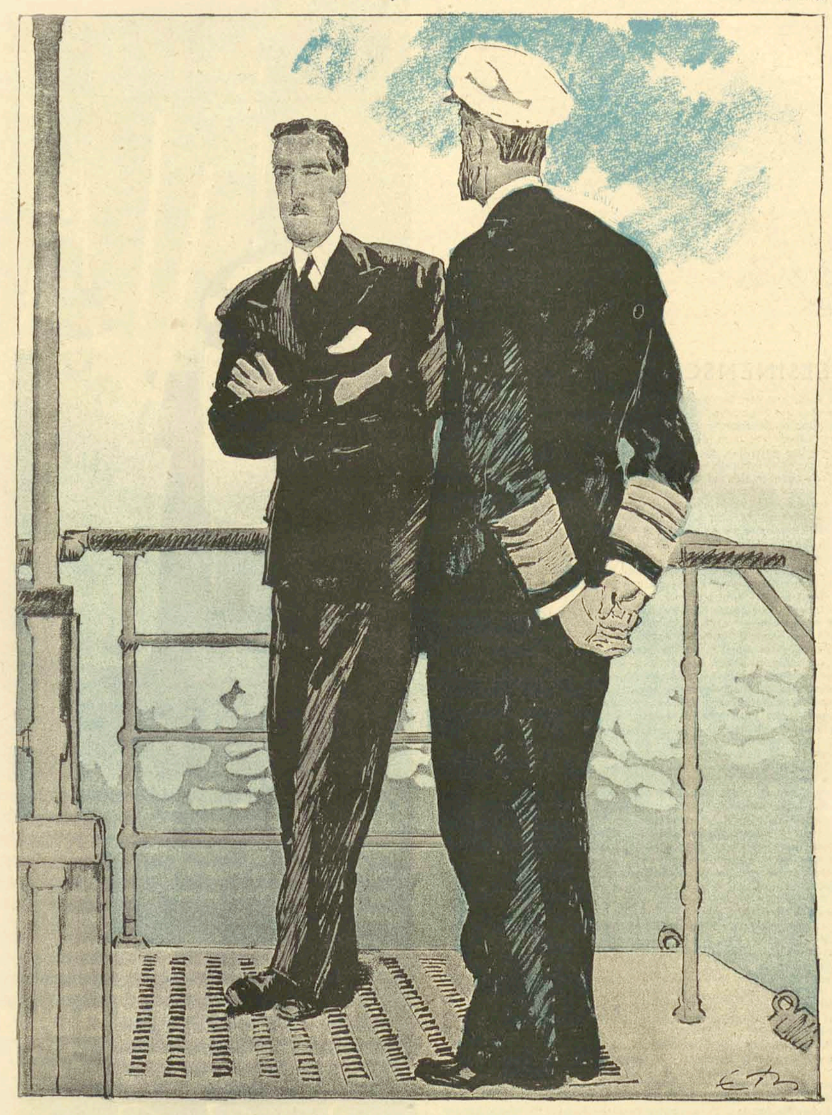
La furibonda Sfinge
Fureur de Sphinx

APFELSINENSCHALEN / VON KURT GROOS

Petersen hatte viel von der Welt gesehen. Das Leben goß ein ganzes Füllhorn interessanter Begegnungen, abenteuerlicher Zwischenfälle, rätselhafter Erlebnisse und nutzbringender Erkenntnisse über ihn aus.
Ein buntes Leben! Vor dem Mailänder Dom hatte er einst eine Brieftasche mit hundert Lire gefunden, die Sängerin Ferrana während eines römischen Karnevals in den Schenkel gezwickt und in Karlshorst einen Kanzleiangestellten gesehen, der auf die unbekannte Stute „Hasenscharte" zwanzig Mark setzte und hierfür vierzehnhundert ausbezahlt bekam. Er hatte interessante Prozesse mit seinen Mietern geführt und den Brand in der Kronengasse vom Anfang bis zum Ende miterlebt. Der ärztlichen Wissenschaft opferte er zu seinem eigenen Wohl den Blinddarm, dann die Mandeln und schließlich die Milz; Vorkommnisse, die zur Persönlichkeit reifen lassen. Insgesamt machte Petersen 97 größere Reisen, war 2753mal im Kino, 186mal im Zirkus, 536mal in Varietés, Barbetrieben und bei der Wahrsagerin. Je einmal in einer Oper, einem zoologischen Garten, einem Aquarium und einer Sternwarte. Das sind vor allem aber nur Ausschnitte; nur kulturell wichtige Dinge leicht gestreift. Petersen hatte also allerhand gesehen. Nur eins hatte Petersen noch nicht gesehen. Er hatte noch nie gesehen und erlebt, wie jemand über eine Apfelsinenschale ausgeglitscht war,
In den letzten Jahren war ihm der Wunsch, jemanden über eine Apfelsinenschale ausglitschen zu sehen, geradezu zu einer Sucht geworden. Allein zu dieser Beobachtung unternahm Petersen längere Spaziergänge in ihn sonst nicht interessierende Stadtviertel — aber nie und nie erlebte er es, daß jemand über eine Apfelsinenschale ausglitschte.
Eines Tages — das Verlangen, dem Ausglitschen durch Apfelsinenschalen zuzusehen, hatte sich nachgerade zu einer Manie entwickelt — beschloß Petersen, zur Selbsthilfe zu schreiten.
Er schlenderte zur Prinzengasse und legte hier drei kleinere und zwei größere Stücke Apfelsinenschale aus. Darauf bezog er einen Beobachtungsposten im benachbarten Torbogen.
Zuerst kam niemand. Etwas später ein Mann mit je einer Drahtrolle in den Händen und einer weiteren um den Hals. Er schritt durch die Apfelsinenschalen wie ein Märtyrer durch das Fegefeuer.
Dem Mann mit den Drahtrollen folgte der lange Gerichtsvollzieher, dessen rechte Hand von dem vielen Kuckuckkleben etwas nach außen abgeknickt stand. Er war leicht angeheitert und sang „Alle Tage ist kein Sonntag". Seine schlenkernde, vornübergebeugte Figur prädestinierte ihn geradezu zu einem groteskwirkenden Ausglitschen — aber auch er war eine Fehlanzeige. Sein rechter Fuß trat zwar auf eine der ausgelegten Schalen, glitt seltsamerweise aber nicht aus.
Kurz darauf schlenderte ein Kindermädchen mit dem Kind Irene vorbei. Das Kind bückte sich, hob eine Schale auf und steckte sie in den Mund. Das Mädchen schlug das Kind auf die Hand und veranlaßte es hierdurch, die Schale auszuspucken.
Danach bog ein älterer Studienrat mit Vollbart, goldenem Zwicker und Jägerhut in die Prinzengasse ein. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und blickte unentwegt auf den Bürgersteig; er sann anscheinend.
Als er auf die Apfelsinenschalen zugekommen war, hob er sie auf und warf sie in einen Kanalrost.
Inzwischen war es halb acht und die Läden hatten sämtlich geschlossen, so daß Petersen sich keine Apfelsinen zu neuen Experimenten kaufen konnte. Mißgemut trat er den Heimweg an. Er haderte mit dem Schicksal, das sich so konstant weigerte, ihn jemanden beobachten zu lassen, der über eine Apfelsinenschale ausglitschte.
Ein ärgerlicher Nachmittag. Zudem hatte Petersen Hunger. Er beschleunigte die Schritte, um möglichst schnell an das Abendessen zu kommen.
Als er in immer eiligerem Tempo um die letzte Ecke zu seiner Straße bog, warf er grauenhaft-erschreckt die Arme hoch; im Bruchteil einer Sekunde rissen ihn magisch-magnetische Kräfte aus seinem Gleichgewicht, die Gedanken irrten wie zuckende Blitze um etwas Unfaßbares, Gräßliches und mit einem bis zu den Haarspitzen deutlich spürbaren Ruck schlug Petersen hochkantig auf das Gesäß. Petersen war über eine Apfelsine ausgeglitscht.

Anthony auf Reisen

(E. Thöny)



„ . . . also so ist die Lage dort unten, aber das Wetter war ausgezeichnet!“

Anthony in viaggio: ".. dunque questa è la situazione laggiù; ma il tempo è stato magnifico!„

Eden en voyage: „. . . Telle est donc la situation là-bas. Mais le temps était excellent!"

München, 27. November 1940
45. Jahrgang / Nummer 48

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



Nach Chamberlains Tod: „Nun kann ich später ruhig sagen, er hat angefangen!"

Dopo la morte di Chamberlain: "Ebbene, più tardi lo posso dir tranquillamente: fu lui a cominciare!„

Im Waschraum

(R. Kriesch)



„Weißt du, Cläre, so schlimm finde ich Oskars Brief nun wirklich nicht!"
„Bei Warmwasser schaut alles besser aus, Jlse — urteile darüber, wenn du unter der kalten Dusche stehst!"

In lavatoio: "Sai, Clara, la lettera di Oscar non la trovo in realtà tanto brutta!„ — "Eh, ad acqua calda, Ilse, tutto sembra meglio . . . ma giudicane quando sei sotto la doccia fredda!„

DAS EWIGE REBHUHN

Ein lateinisches Sprichwort sagt: variatio delectat. Dies zu wissen zeugt von einiger Schulbildung und deshalb sagen es viele Leute auf Lateinisch, obwohl es sich auch ganz gut auf Deutsch sagen läßt: Abwechslung macht Spaß.
Diese Weisheit ist schon in weiteste Kreise gedrungen, und man braucht es nicht nur in der Form zu verstehen, daß der tägliche Genuß von Rebhuhn auf die Dauer ermüdet. Man möchte in solchen Fällen auch mal Krautwickel mit Salzkartoffeln haben, oder Leberknödel mit Sauerkraut. Ich möchte Sie in keiner Weise reizen, wenn ich behaupte, daß dieser Satz auch umgekehrt gilt und daß man also nach reichlichem Genuß von Knödeln mit Sauerkraut ein gebratenes Rebhuhn nicht ganz ungern sähe. Wie gesagt, ich möchte dem Leser nichts vorgaukeln, ich schrieb das Rebhuhn nur beispielshalber, um nicht mit lateinischer Bildung zu protzen, denn es wäre mir ein leichtes gewesen, das Wort von der Annehmlichkeit der Abwechslung aus der antiken Geschichte klassisch zu belegen. Das Rebhuhn kam mir nur so grad aus Bescheidenheit in den Sinn.
Mir hätte ja auch einfallen können, daß Leute, die mit einer schwarzhaarigen Frau verheiratet sind oder mit einer, die zur Fülle neigt... Aber das ist mir gottlob nicht eingefallen, und wenn ich ganz zufällig an solche Leute gedacht hätte, dann hätte ich die Sache gewiß nicht näher ausgeführt. Man könnte daran Anstoß nehmen, obwohl solche Fälle von Abwechslung auch hierher gehören und gelegentlich vorkommen. Ja, ja, in Rebhuhnkonsumentenkreisen wünscht man sich manchmal derbere Hausmannskost. Bin ich schon zu weit gegangen für Leser eines Familienblattes? Marsch, zurück ins geistige Gebiet! Da haben wir das Brauchtum bei den Schriftleitungen, daß sie im Sommer immer Sommergeschichten und im Winter nur Wintergeschichten servieren, mit Abwandlungen für Frühjahr, Ostern, Herbst und Weihnachten. Nun erinnere ich mich, einmal mit besonderem Vergnügen den eisigen Bericht einer Polarexpedition mitten im heißen Sommer gelesen zu haben, an einem glühenden Tag, an dem einem der Schweiß aus allen Poren dringt. Ich betone, die Mischung war vorzüglich. Noch nie war mir die Polarnacht mit Schneestürmen und 40 Grad unter Null so lebendig geworden. Wenn ich nun nächstens, sagen wir mal, vergessen sollte, meinen Ofen ordentlich zu heizen, werde ich einen gutdurchwärmten Wüstenritt durch die Sahara zu mir nehmen. Man soll auch aus unangenehmen Abwechslungen Honig saugen. Dieses Beispiel ist gewiß nicht anstößig. Foitzick

Albion, Beherrscher der Meere

(Karl Arnold)



„Immerhin ein Trost — auch die Sonne geht unter!"

Albione, dominatore dei Mari: "È pur sempre un conforto . . . anche il Sole tramonta!„

Auf dem Sportplatz

(K. Heiligenstaedt)



„Was sinnierst du denn heute so, Lene?" — „Ach, ich habe rausgefunden: Sport allein macht nicht glücklich — es gehört auch ein Lehrer dazu!"

Sul campo sportivo: "A che pensi mai tanto oggi, Lena?,, — "Ah . . . ho trovato che lo sport da solo non fa felici . . . ci vuole anche un maestro!,,

Der alte Philosoph

(Erich Schilling)



„Wen suchst du, Diogenes?“ — „Ich suche die englische Hilfe!“

Il vecchio filosofo: "Chi cerchi, Diogene?„ — "Cerco l' aiuto inglese!„

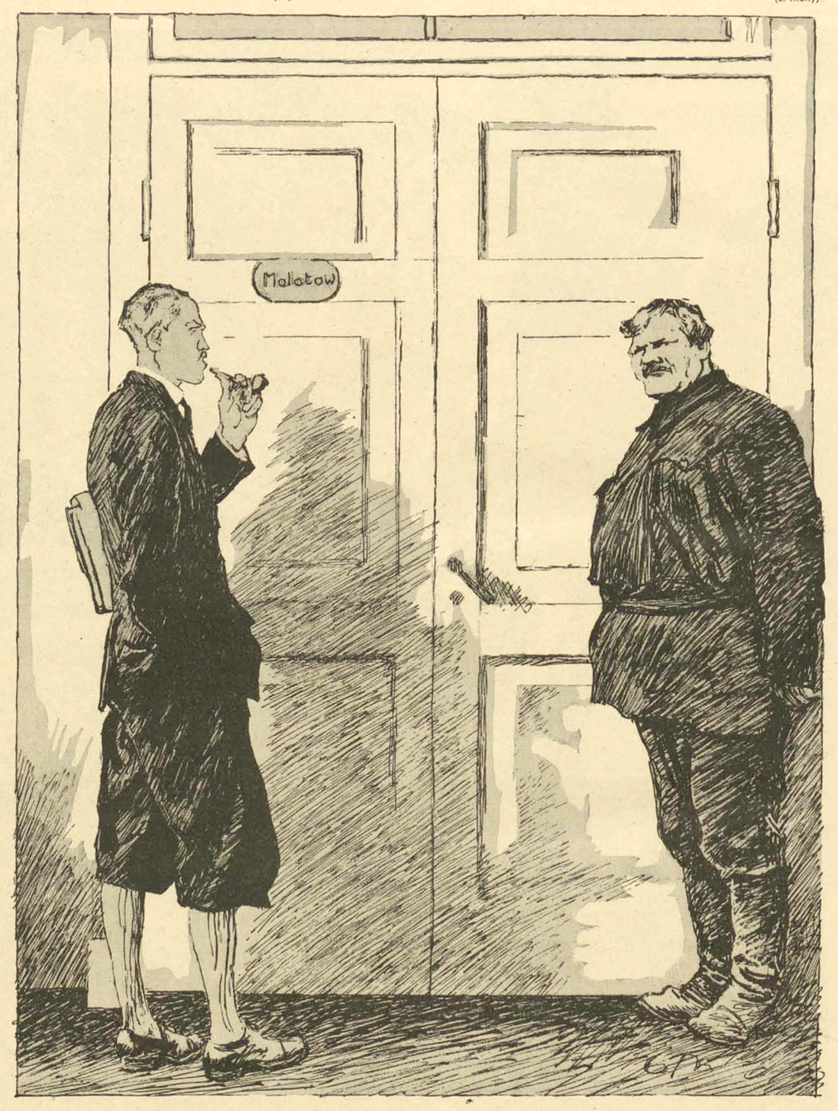
MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren bei Schulzes eingeladen. Es war grauenhaft langweilig. Aber Johannes strahlte die ganze Zeit. Ich nahm ihn beiseite und fragte: „Sag mal, Johannes, worüber freust du dich eigentlich so?"
„Oh, uns steht doch heute Abend noch etwas ganz besonders Nettes bevor!" sagte Johannes.
„Was denn, Johannes?" verlangte ich zu wissen.
„Wir gehen doch nachher hier fort", sagte Johannes.
„Und dann?" fragte ich gespannt.
„Und dann? Ja, genügt denn das noch nicht, um froh zu sein?" sagte Johannes. J. Bieger

Man unterhielt sich über merkwürdige Schicksale. Jemand erzählte:
„Ich hatte in meiner Jugend einen Freund, der auf allen Gebieten überaus begabt war. Schon in der Schule fiel er den Lehrern durch seine große Klugheit auf. Da seine Eltern wohlhabende Leute waren, konnten sie ihm alles bieten, was der Ausnutzung seiner glänzenden Gaben dienlich war. Jeder, der ihn kannte, sagte ihm eine große Zukunft voraus. Und was ist aus ihm geworden? Gar nichts besonderes. Er ist heute ein Durchschnittsbürger. Ohne besonderes zu leisten, ohne besondere Interessen."
Wir waren gebührend erstaunt. Eine Weile sannen wir vor uns hin. Dann begann Johannes:
„Ich habe mal ein junges Mädchen kennengelernt. Sie fiel mir durch ihre große Schönheit und ihre äußerst geschmackvolle Aufmachung auf. Mit der Zeit merkte ich, daß sie auch ungewöhnlich klug war und über sehr viel Takt verfügte. Schönheit, Geschmack, Klugheit und Takt, damit muß eine Frau doch erreichen können, was sie sich nur wünscht. Zu allem Überfluß war sie noch aus einer reichen Familie. Alle, die sie kannten, sagten ihr eine herrliche Zukunft voraus. — Ja, man täuscht sich leider oft."
Seufzend schwieg Johannes. Trauer malte sich in seinen Zügen. Gespannt fragten wir ihn: „Und was ist denn aus ihr geworden, Johannes?"
„Meine Frau", sagte Johannes. J. Bieger

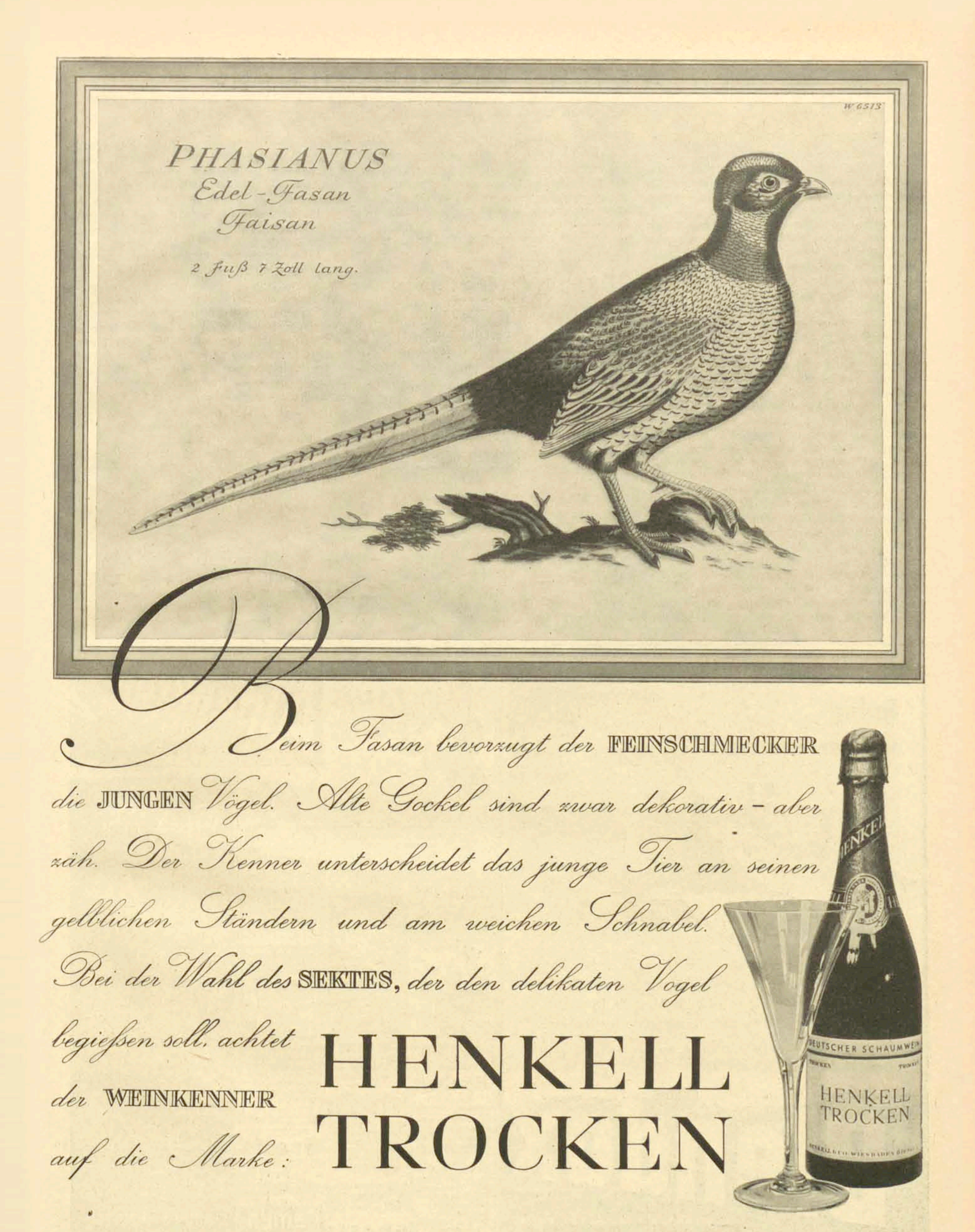
Cripps im Moskauer Vorzimmer

(E. Thöny)



„Was, der Volkskommissar befindet sich in Deutschland?
Ausgeschlossen, ich weiß ja gar nichts davon!“

Cripps nell' anticamera moscovita: "Che? Il Commissario del Popolo si trova in Germania? Escluso! Io non ne so affatto nulla!,,


W 6513
PHASIANUS
Edel-Fasan
Faisan
2 Fuß 7 Zoll lang.
Beim Fasan bevorzugt der FEINSCHMECKER die JUNGEN Vögel. Alte Gockel sind zwar dekorativ – aber zäh. Der Kenner unterscheidet das junge Tier an seinen gelblichen Ständern und am weichen Schnabel. Bei der Wahl des SEKTES, der den delikaten Vogel begießen soll, achtet der WEINKENNER auf die Marke:
HENKELL TROCKEN
DEUTSCHER SCHAUMWEIN
HENKELL
TROCKEN
HENKELL & CO WIESBADEN - BIEBRICH

EIN GEMÜTLICHES HEIM

VON HANS KARL BRESLAUER

„Teddy", meine Frau sagt nämlich Teddy zu mir, weil unser Schnauzer auch auf den Rufnamen Teddy hört — womit sie ein abgekürztes Verfahren erzielt und ein Ruf gleich zwei anstürzen läßt — sie sagte also: „Teddy, wir werden uns modern einrichten!"

„Wie bitte?" antwortete ich, da sich der andere Teddy, der sich das leisten kann, unterm Bett verkroch. „Was werden wir?"

„Die unmodernen Möbel müssen hinaus. Da haben wir gleich das Schlafzimmer. Wer braucht heutzutage ein Schlafzimmer?"

„Kind", sagte ich mit einer Stimme, die der flaumweichsten Daunendecke Konkurrenz bot, „es gibt allerdings Nomaden, die in Zelten wohnen und auf Fellen schlafen —"

„Laß deine blöden Witze und hör mich an", fiel mir meine Frau ins Wort, „ein Schlafzimmer ist unpraktisch und ungesund —"

„Und weshalb ist es ungesund?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Weil es unpraktisch ist!" war die in ihrer Kürze herzerfrischende und sinnvolle Erklärung. „Wir richten uns modern ein — und dabei bleibt es!" Und es blieb dabei.

Unser bisher so gemütliches Heim wurde von einem mitleidig den Kopf schüttelnden Raumkünstler beaugapfelt und nach endlosen Beratungen, welchen ich als stummer Zuhörer beiwohnen durfte, in ein wirklich gemütliches Heim verwandelt.

Meine Frau hatte sich zu Betten entschlossen, die sich, tagsüber aufgeklappt, hinter einem modern gemusterten Vorhang verbargen, der so lichtbeständig war, daß seine Farben leider tatsächlich nicht verblaßten, und mit dem eingebauten Schrank aus kaukasischer Nuß, seine innere Festigkeit verdankte er bescheidener heimischer Fichte, war es weder ein Wohn- noch ein Schlafzimmer und wurde von unseren näheren Bekannten — die Menschen sind ja so wahrheitsliebend — restlos bewundert.

Als sich das Bett heimtückischerweise einmal selbständig machte und zu früher Nachmittagsstunde herunterklappte, fiel es meinem Freund Josef Robert, der unvorsichtigerweise in der Nähe saß, auf den Kopf. Wir sind zwar haftpflichtversichert, aber der Prozeß schwebt noch. Daraufhin wurde das aufklappbare Bett gegen zwei Sofabetten umgetauscht, die das Bettzeug tagsüber in ihrem Inneren verbergen, während man in der Nacht sozusagen als Bettimprovisator schlafen kann. Die erste Zeit machte mir das allabendliche Herausnehmen des Bettzeuges — meiner Frau ist die Arbeit zu anstrengend — einigen Spaß; als wir aber einmal verspätet nach Hause kamen, wir hatten uns bei guten Freunden, die ganz unmodern eingerichtet sind, der Gemütlichkeit wegen länger aufgehalten, gingen wir zu Sofa, ohne erst das Bettzeug auszupacken. Und dabei ist es dann geblieben. Manchmal erwache ich zwar aus schweren Angstträumen und bilde mir ein, zu lebenslänglichem Eisenbahnabteilschlafen verurteilt zu sein; aber meine Frau sagt, das sei nur böswillige Opposition.

Was die anderen Möbel anbelangt, so sind sie aus Glas und Metall und ähneln sich wie ein Ei dem anderen. Ich setze mich zum Beispiel prinzipiell auf den Tisch, wahrscheinlich deshalb, weil ich die Gebrauchsanweisung nicht genau gelesen habe. Alles ist blitzblank und angenehm kühl und mein Stockschnupfen nimmt kein Ende. Ein Vorteil darf allerdings nicht vergessen werden. Dauergäste haben wir keine mehr.

Unlängst suchte ich den Raumkünstler auf, der uns dieses gemütliche Heim bescherte. Ohne böse Absicht, nur um ihn zu fragen, wie man sich dem Schreibtisch gegenüber zu benehmen habe. Er lag

Besuch / Von Ratatöskr

Leider ließ ich die Türe offen.
Gleich kam ein Fremdling hereingeschloffen,
setzte sich, blieb zwei Stunden kleben,
ließ seine Ephemeriden schweben
(von den ähnlich lautenden Hämorrhoiden
nach Wert und Wesen nur wenig verschieden),
schwatzte und schwatzte ohne Ermüden,
ödete mich mit Platitüden,
witzelte, wieherte wie ein Roß,
bis mir der Schweiß aus den Poren schoß . . .

Und hat sich endlich, endlich empfohlen.

— — — — — — — — — — —

Der Teufel soll ihn lotweis holen!

Lotweis? Nein, widerruf' ich bang,
nein, das dauert ja viel zu lang!

Also und darum:
stantepede und summa summarum!

Legende von der Sichel

R. Sieck



Treu hat sie getan, was sie gesollt.
Abgeerntet fröstelt rings die Welt.
Und nun hat sie sich hinweggetrollt.
Silbern schwimmt sie hoch am Himmelszelt.

Sacht schwillt sie zu einer Scheibe dort,
langsam nimmt sie ab und wieder zu,
wandert durch die Nächte fort und fort,
geistert durch die Tage ohne Ruh.

Bald ein Schemen, bläßlich und verhärmt,
bald ein Türkensäbel, messerscharf.
Wartet, bis die Sonne wieder wärmt,
bis sie wieder ernten helfen darf.

Dr. Owlglaß

auf einem uralten Diwan und sagte, auf einen Ohrenfauteuil zeigend:

„Machen Sie sich's bequem!"

„Verzeihen Sie", stotterte ich, „aber wie kommt es, daß Sie so unmodern eingerichtet sind?"

„Lieber Herr", er nickte mir lächelnd zu, „die von mir entworfenen Möbel gehören nur zum Verkaufen!"

Diese Antwort gab mir zu denken, und als ich vor einiger Zeit das brennende Verlangen spürte, einmal so richtig auszuschlafen, erinnerte ich mich an das einzige Bett, das sich in unserem gemütlichen Heim befindet, an das Bett unseres Mädchens. Ich schlief dort wie ein Säugling an der Mutter Brust.

Aber meine Frau fand das — obwohl wir schon seit Monaten kein Mädchen haben und der andere Teddy sich auch dorthin zurückgezogen hatte — von mir nicht in der Ordnung, nannte mein harmloses Ruhebedürfnis einen Rückfall in alte Gewohnheiten und drohte mit Scheidung.

Daraufhin beschloß ich, bis zur Regelung dieser Frage, auf dem Büroschreibtisch eines verständnisvollen Freundes zu schlafen und gleichzeitig eine Anzeige in die Morgenzeitung einrücken zu lassen:

> Unschuldiges Opfer eines modernen Heimes sucht Anschluß an hübsche, unmodern denkende junge Dame mit garantiert altem Mobiliar . . .

Dicht darunter fand ich, als ich mir die Zeitung kaufte, ein großes Inserat meiner Frau:

> Wer tauscht mit mir? Gebe für gediegene alte Möbel hochmoderne Wohnungseinrichtung . . .

Als ich nach der Versöhnung die zahlreich einlaufenden Offerten ablehnte, bedang ich mir eines aus: Teddy heißt von heute an nur noch unser Hund!

DER SPÜRHUND

VON MICHAIL SOSTSCHENKO

Dem Kaufmann Jeremej Babkin war sein Waschbärpelz geklaut worden. Darüber brach er, der Händler Jeremej Babkin, in ein wehmütiges Jammern aus. Denn der Verlust seines Wintermantels, seht ihr wohl, schmerzte ihn sehr.

„Arg schön, Mitbürger, ist dieser Pelz gewesen", sprach er. „Es tut mir leid um ihn. Doch soll mich das Geld nicht reuen, den Übeltäter ausfindig zu machen. In die Fresse werd ich ihm speien, wenn's erst mal so weit ist."

Jeremej Babkin forderte also bei der Polizei einen Spürhund an.

Darauf erscheint da so ein Mann mit Schildmütze und Wickelgamaschen, und mit ihm ein Hund. Ein wahrer Riesenhund sogar — rostbraun, spitzschnauzig und unsympathisch.

Dieser Mann also stupst sein Hündlein mit der Nase auf die Spuren neben der Tür, sagt „Pschl" und tritt zur Seite. Der Hund schnuppert in der Luft herum, läßt seine Augen über die Menschenmenge schweifen — denn es haben sich natürlich sämtliche Hausbewohner im Hof versammelt —, geht plötzlich auf Fjokla, das Frauenzimmer aus der Wohnung Nr. 5, zu und beschnüffelt den Saum ihres Kleides.

Das Weib huscht rasch hinter die Menge. Der Hund schnappt nach ihrem Rock. Sie springt zur Seite — der Hund hinter ihr her. Er packt sie am Rock und läßt nicht locker.

Da bricht das Frauenzimmer vor dem Agenten in die Knie.

„Ja", sagt sie, „ich bin ertappt. Ich leugne nicht. Fünf Eimer Gärsud zum Schnapsbrennen — das stimmt. Ein Destillierapparat", sagt sie, „auch das trifft in der Tat zu. Das alles befindet sich im Badezimmer", sagte sie. „Führt mich zur Milizwache ab." Ein Raunen ging durch die Menge.

„Und der Pelz?" fragte man sie.

„Von einem Pelz weiß ich nichts und kann ich auch nichts wissen, alles Übrige aber ist so. Führt mich ab, richtet über mich."

Das Weib wurde also abgeführt.

Nun nimmt der Agent seinen Köter von neuem vor, stupst ihn wieder mit der Nase auf die Spur, sagt: „Pschl" und tritt zur Seite.

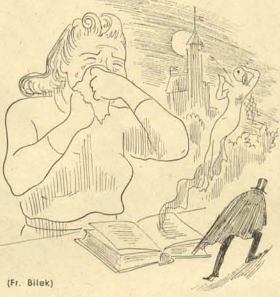
Der Köter läßt die Augen umherschweifen, schnuppert ins Leere und geht plötzlich auf den Bürger-Hausverwalter zu.

Der Hausverwalter wird kreidebleich und fällt der Länge nach hin.

„Fesselt mich, liebe Leute und klassenbewußte Mitbürger", sagt er. „Ich habe den Wasserzins eingesammelt", sagt er, „und das Geld für meine launischen Gelüste verausgabt."

Da fielen die Hausbewohner natürlich über den Verwalter her und fesselten ihn.

Unterdessen geht der Köter auf einen Bürger aus



(Fr. Bilek)

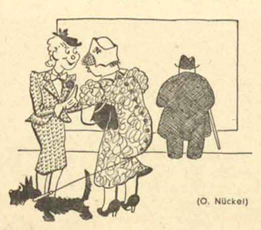
Der rührende Schauerroman

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

der Wohnung Nr. 7 zu und zupft ihn an der Hose. Der Bürger erbleicht und sinkt vor der Menge in die Knie.
„Ich bin schuldig", spricht er. „Es stimmt, ich habe in meinem Arbeitsbuch die Jahreszahl abgeändert. Ich Hengst sollte im Heeresdienst stehen und das Vaterland verteidigen", sagt er, „statt dessen aber wohne ich auf Nr. 7 und bin im Genuß der elektrischen Energie und anderer kommunaler Dienstleistungen Nehmt mich fest!"
Nun waren alle Anwesenden ganz fassungslos. ‚Was ist das nur für ein wunderlicher Hund?' dachten sie sich.
Der Kaufmann Jeremej Babkin indes blinzelte, sah sich scheu um, nahm Geld aus der Tasche und reichte es dem Agenten.
„Scher dich mit deinem Köter zu allen Schweinehunden", sagte er. „Mein Waschbärpelz soll lieber futsch bleiben. Der Hund soll ihn fressen..."
Doch schon ist der Köter da, steht vor dem Händler und wedelt mit dem Schweif.
Ganz ratlos tritt der Kaufmann Jeremej Babkin einen Schritt zur Seite Der Hund aber folgt ihm nach, geht auf ihn zu und beschnuppert seine Gummischuhe Da erbleicht der Händler.
„Wenn dem so ist bleibt Gott die Wahrheit nicht verborgen", stammelt er. „Ich bin ein Hundekerl und ein Dieb De Pelz, liebe Mitbürger, hat gar nicht mir gehört. Den Pelz hatte ich meinem Bruder gestohlen. Unter Tränen und Seufzern bereue ich es!"
Hier nun stoben sämtliche Anwesenden nach allen Seiten auseinander. Der Köter, der nun gar keine Zeit mehr fand, in der Luft herumzuschnuppern, packte gleich zweie oder dreie, die ihm gerade vor die Schnauze gerieten, und hielt sie fest.
Auch diese legten ein reumütiges Geständnis ab. Der eine hatte Staatsgelder am Kartentisch verspielt, der andere seine Gattin mit dem Bügeleisen gerammt, der dritte — doch nein, seine Aussage läßt sich hier nicht wiedergeben.
Die Menge hatte sich verstreut. Der Hof war leer. Übriggeblieben waren nur noch der Hund und der Agent. Da geht plötzlich der Hund auf den Agenten zu und wedelt mit dem Schweif. Der Agent erbleicht und wirft sich vor dem Hund nieder.
„Beißen Sie mich, Bürgerin", sagt er. „Ich bekomme für Ihre Hundekost drei Tscherwonzen ausbezahlt und behalte davon zwei für mich zurück."
Was weiter geschah, ist mir unbekannt Denn ich zog es vor, um nicht in Sünde zu fallen, schleunigst zu verduften.

Deutsch von Hans Ruoff

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Als ich dieser Tage vor der Auslage einer Buchhandlung stand, begrüßten sich dicht neben mir zwei Damen und kamen vom Hundertsten ins Tausendste.
„Apropos, daß ich nicht vergesse", sprudelte der Wasserfall der Beredsamkeit, „ich wollte Sie schon längst anklingeln, meine Beste, ist es denn wahr, daß Ihr Herr Onkel die kleine Kugler heiraten will?" „Allerdings —"
„Ja, um Himmelswillen, er ist doch meiner Schätzung nach um gute fünfunddreißig Jahre älter als sie —"
„Es dürften sogar an die vierzig sein!"
„Aber nein! Ja sagen Sie nur, was ist ihm denn da eingefallen?"
„Er ist nun einmal so, liebe Frau Rat, und da darf ihm kein Mensch etwas dreinreden. Er hat seine Eigenheiten. Denken Sie nur, vor ein paar Monaten hat er sich ein Klavier gekauft, einen wundervollen Konzertflügel —"
„Und was hat der mit der Heirat zu tun?"
„Ich wollte damit nur sagen, daß er auch nicht Klavier spielen kann!"

H. K. B.

*

Wir saßen beim Schwarzwälder zusammen mit Weiß Ferdl. Adolf Gondrell war dabei, unser gemeinsamer Verleger Hugendubel, Paul Schaeffers und ein Weimarer Buchhändler. Wir ließen neben dem Schauspieler den Humoristen Weiß Ferdl hochleben, der gerade das erste Hunderttausend seines neuen Buches feierte.
„Möchten Sie nicht auch einmal nach Weimar kommen?" fragte der Buchhändler, „Sie können dann gleich das Goethehaus, das Goethemuseum und das Goethearchiv besuchen. Das müßte Sie doch interessieren als Schriftsteller?"
Weiß Ferdl winkte gemütlich ab. „Weniger! I schreib ja ganz andere Geschichten — —"

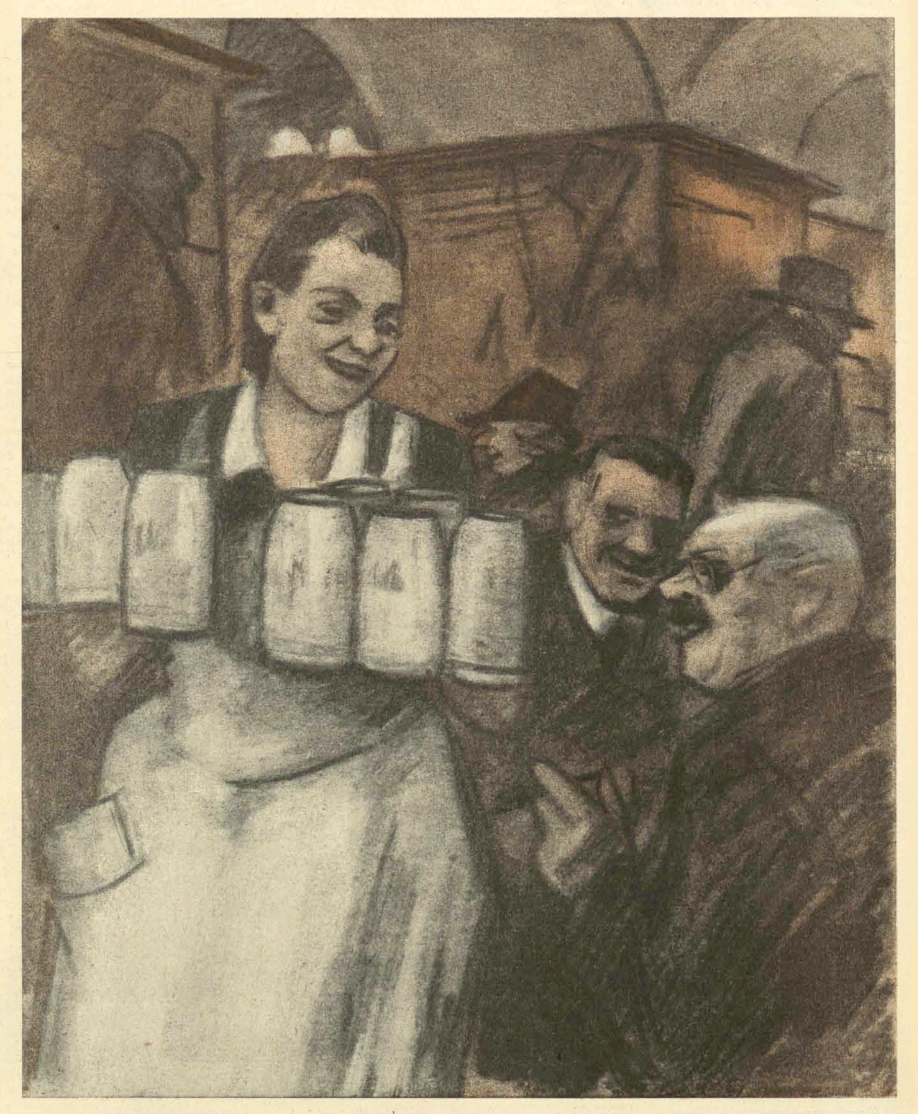
*

Wir haben unseren Lift vermauert. In unsere Fabrik kam ein neuer Aufzug. Der alte enge Schacht wurde zu Aborten umgebaut. Alles war funkelnagelneu und tipptopp. Nur die alten Aufzugtüren waren geblieben. Und an den Einzelkabinen stand immer noch: „Nur bei geschlossener Tür zu benützen! Nicht mehr als vier Personen auf einmal!"

J. H. R.

Reuter meldet: Angriff auf Münchner Bierkeller

(Wilhelm Schulz)



„Weißt, Zenzi, daherkommen tust scho, wie a Munitionsdepot,
mein allerweil, di habm dich treffen wolln!"

La 'Reuter, annuncia: Attacco contro le cantine di birra di Monaco: "Sai, Zenzi, tu vieni avanti proprio come un deposito di munizioni ed io credo certo che abbiano voluto colpire te!,,

München, 4. Dezember 1940
45. Jahrgang / Nummer 49

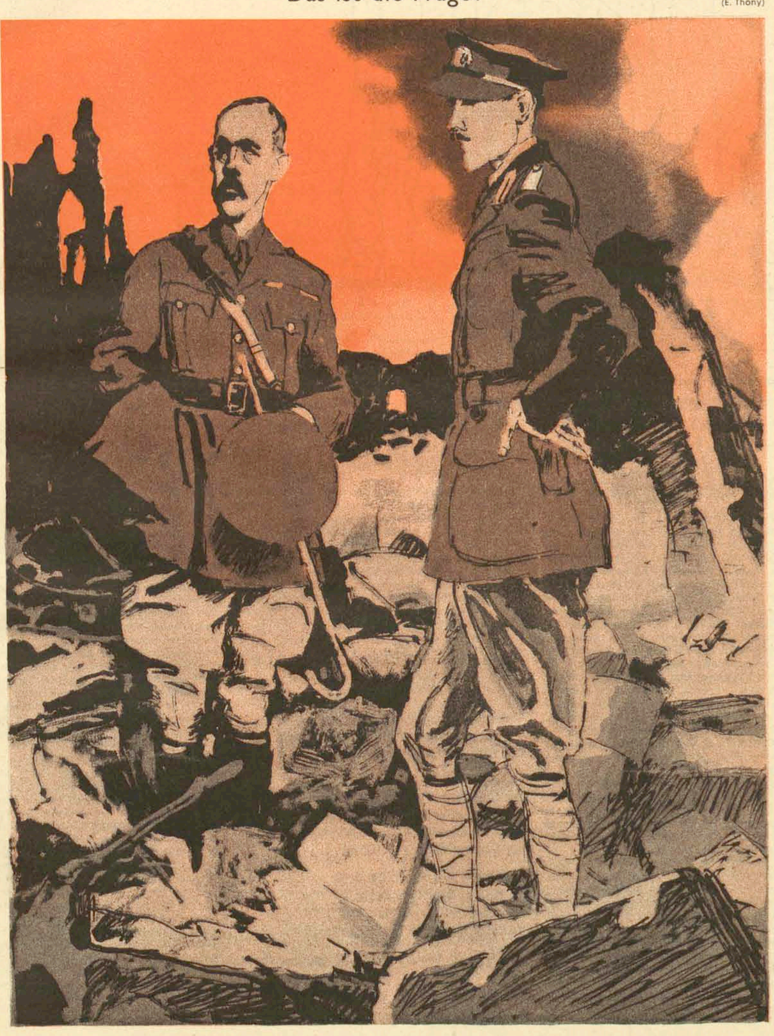
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Das ist die Frage!

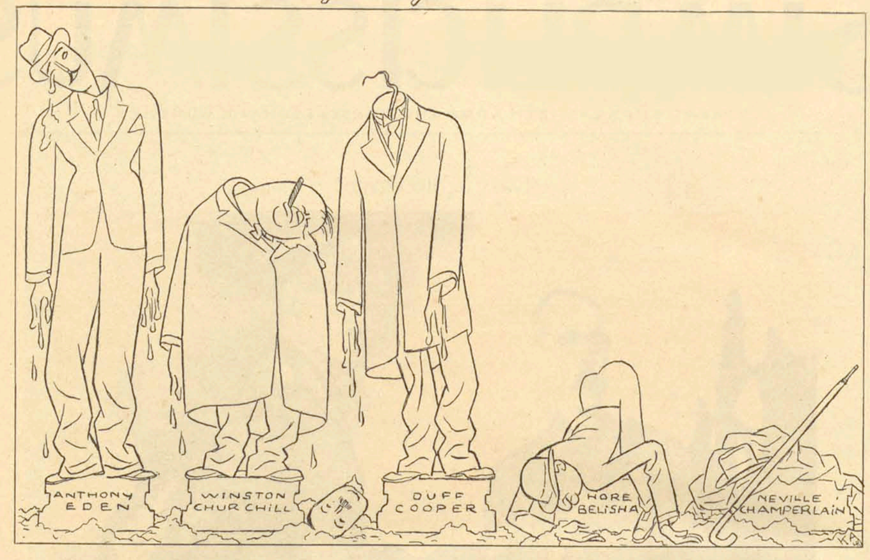
(E. Thöny)



„Hat jetzt Churchill gesagt, daß die Neubesetzung der Air Force ein Bombenerfolg ist oder ein Erfolg der Bomben!"

Questa è la questione!: "Quanto ha detto adesso Churchill sulla nuova nomina all' Air Force è una fantastica bomba oppure un effetto delle bombe!?,,

Aus meinem Tagebuch



Im Londoner Wachsfiguren-Kabinett: Durch die starke Hitze in London kamen auch einige Figuren der neueren Geschichte zum schmelzen.

Nel Gabinetto delle figure di cera a Londra: In forza del gran calore si sono liquefatte a Londra anche delle figure della storia moderna.

ORDNUNG MACHEN

Ob die Welt in Ordnung ist oder in Unordnung, darüber sind die Philosophen nie einer Meinung gewesen. Leibniz hat sie als die beste aller Welten bezeichnet, er konnte sich also keine bessere vorstellen. Leibniz hat meine Bücherregale nicht gekannt, von deren Anordnung ich erwarten muß, daß sie auch zur Welt gehört. Ich finde, die Ordnung ist auf ihnen nicht zum Besten bestellt, und immer wieder, wenn ich zu dieser Erkenntnis komme, beschließe ich, meine Bücher zu ordnen. Im übrigen möchte ich die Vorstellung vom Chaos nicht auf meine Bücher beschränken, es gibt da noch manches andere, was ich mir geändert vorstellen könnte, um eine noch bessere Welt zu erzeugen. Da brauche ich nicht weit zu schweifen, und verschiedene Stöße von Papieren auf meinem Schreibtisch überzeugen mich sofort, daß hier der Kosmos noch nicht um sich gegriffen hat. Aber wie der liebe Gott und seine ausführenden Organe gelegentlich die Weltgeschichte umgruppieren, so mache auch ich manchmal Ordnung. Ich weiß nicht, ob ich es einmal irgendwo gelesen habe, etwa in der Bibel oder bei einem Philosophen oder im „Praktischen Ratgeber für die Hausfrau", das Ordnungmachen darin besteht, Gleiches zu Gleichem zu tun.
Ein ganz vorzügliches Prinzip! Und viele Hausfrauen haben in meinem Leben darnach gehandelt, indem sie gleichgroße Bücher zu gleichgroßen stellten, oder die Roteingebundenen zusammen, und die Blauen, und die ohne Einbände. Warum auch nicht?
Als ich einmal mit einem Freunde zusammen eine Wohnung hatte, beschlossen wir die beiden Fächer des Gestells in unserer Speisekammer sinnvoll aufzuteilen, da ein heilloses Durcheinander herrschte. Nach längeren Beratungen kamen wir überein, die Fächer für leichtverdauliche und schwerverdauliche Speisen zu scheiden. Wenn ich mich recht erinnere, hat sich dies Prinzip nicht sehr bewährt, weil bei manchen Speisen die Abstimmung ergab, daß fünfzig Prozent sich für die Leichtverdaulichkeit und fünfzig Prozent sich für die Schwerverdaulichkeit entschieden. Es war niemand da, der auf autoritärem Wege kurzerhand Heringsalat als leichtverdaulich bestimmte. Das hätte schon damals gegen die Demokratie sprechen können, wir schoben es aber auf das falsche Einteilungsprinzip.
Wenn ich nun an die Papierstöße auf meinem Schreibtisch gehe, denke ich sofort: Gleiches zu Gleichem legen. Zuerst muß ich das guterhaltene Papier vom beschriebenen Papier trennen. Das ist das einfachste von der Welt, aber Unterabteilungen beim benutzten Papier zu machen, ist schon schwieriger, wenn es sich auch sofort ergibt, daß man von anderen Leuten entwertetes Papier von dem Papier, das von eigener Hand unbrauchbar wurde, zu sondern hat.
Ach wie leicht haben es die Naturwissenschaftler, die wissen bei jedem Tier sofort, ob es zu den Insekten gehört oder zu den Säugetieren oder Würmern. Auf meinem Schreibtisch aber liegen Zettel, Zettel von Quartgröße bis zur Kleine von Straßenbahnfahrscheinen, und auf allen steht etwas geschrieben: Titel von zu lesenden Büchern, Firmen mit naturreinem Moselwein, rätselhafte Telefon-Nummern, Hoteladressen in Neapel, der Anfang eines Lustspiels, bestehend aus zehn Zeilen, Tante Elses Geburtstag (nicht vergessen!), eine Tabelle mit den geologischen Erdperioden, eine vollkommen unleserliche längere Abhandlung mit der rotgeschriebenen und unterstrichenen Randbemerkung „sehr wichtig".
So, bringen Sie da einmal Ordnung hinein und legen Sie mal das Gleiche zu Gleichem.
Natürlich mache ich trotzdem manchmal Ordnung, dann entsteht eine grauenhafte Unordnung und was vorher schön in Stößen aufeinanderlag, tritt über die Ufer des Schreibtisches und überschwemmt das ganze Zimmer. Nach solch einem Großangriff legt man alles wieder zusammen auf einen Haufen.
Nur sehr willensstarke Menschen bringen es übers Herz, den ganzen Berg unbesehen ins Feuer zu werfen. Im allgemeinen tun das erst die Hinterbliebenen.

Foitzick

Dezemberlicher Garten

Von Ratatöskr

Kalt faucht der Ostwind durch das Tal.
Am Himmel hoch ein Flugzeug brümmelt.
Die Sträucher stehen ratzekahl,
und nur die Rosen sind vermümmelt.

Die haben's gut, die frieren kaum.
Den Stachel- und Johannisbeeren
pflegt man und auch dem Apfelbaum
ein Futteral nicht zu gewähren.

Man deckt, wie das so üblich ist,
als Fußsack über ihre Beene
im besten Fall ein bißchen Mist ...
Und doch — ist das nicht Hygiene?

Heißt's nicht in einer alten Schrift:
„Kopf kühl, Fuß warm"? — Man kann's nur loben.
Und was den „off'nen Leib" betrifft,
— nun, dessen sind sie ja enthoben.

Englands Vierjahreszeitenplan

(O. Gulbransson)



„Wenn erst der Winter vorüber und ein gutes Frühjahr einen schönen Sommer bringt, werden wir im Herbst die Vorbereitungen für eine schlagartige Winteroffensive treffen!"

Piano inglese delle quattro stagioni: "Che passi prima pure l' inverno e che una buona primavera porti una bella estate, allora in autunno appronteremo i preparativi per una fulminea offensiva invernale!..

Umsichtig

(K. Heiligenstaedt)



„Jedesmal das Theater mit den Überschuhen
. . . dann würde ich sie schon zu Haus ausziehen!"

Prudente: "Ogni volta questa commedia colle galosce . . . allora io le leverei già a casa!,,

Der Herbstspaziergang

(R. Kriesch)



„Nun hast du dich aber genug angemalt, Lena!" — „Ich habe eben ganz blaue Lippen bekommen, da ich so lange mit dir auf der kalten Bank sitzen mußte, Edgar!"

La passeggiata autunnale: "Eh, Lena ti sei già dipinta abbastanza!„ — "Ma, Edgar, avevo le labbra tutte azzurre per aver dovuto sedere così a lungo con te sulla fredda panchina!„

DIE TURMGASSE

VON BRUNO WOLFGANG

Es gibt in Mähren nahe der böhmischen Grenze eine Gegend, in der so vorzügliche Kartoffeln gedeihen wie sonst nirgends auf der Welt. Der Nadelwald wächst dort zu wundervoller Pracht und Herrlichkeit. Märchenhaft ist der Duft und die Süße der Erdbeeren, und im grünen Labyrinth der jungen Fichten quellen die dunklen Köpfe erlesener Herrenpilze durch das üppige Moos. Und auch die Städte und Dörfer haben dort etwas Nahrhaftes, Mütterliches, wie die vielen schneeweißen Gänse, die sich behaglich an den Ufern der dunklen Teiche ins fette Gras schmiegen.

Am Rande unabsehbarer Wälder liegt eine kleine, uralte Stadt. Um den riesigen Hauptplatz wachsen eng und spitzgieblig die ehrwürdigen mittelalterlichen Bürgerhäuser, die aus den nahen, heute längst versunkenen Bergwerken einst bedeutenden Wohlstand zogen. Die Stadtmauer ist noch an vielen Stellen erhalten und aus der Tiefe des Stadtgrabens heben alte Linden und Ahornbäume ihre mächtigen Häupter.

In der Turmgasse, die bei dem grauen, zackigen Torturm von der breiteren Frauengasse abzweigt, wohnte rechts im zweiten Hause die Familie Kripplmacher. Johannes Kripplmacher, der Urgroßvater, hatte hier eine Druckerei und den im ganzen Sprachgebiet vielgelesenen „Grenzwächter" gegründet. Diese Erzeugungsstätte geistiger Nahrung nahm teil an dem allgemeinen bodenständigen Charakter der Nahrhaftigkeit, von der öltriefenden Dampfmaschine im Keller bis zu den schwarzen Lettern im zweiten Stockwerk, die sich wie kleine Speckstückchen anfühlten. Im „Verlag", einem großen Zimmer, das als Papier- und Drucksortenmagazin, zugleich aber als Rumpelkammer diente, standen auf alten Schränken und wurmstichigen Regalen lange Reihen von Gläsern. Da gab es köstliches Eingesottenes, Himbeersaft, kleine Gurken, Salzgurken und vor allem die in Essig eingelegten Pilze, die dem verständnisvollen Genießer die Erinnerung an den sommerlichen Hochwald bewahrten.

Einst hatte das Haus von Kindern gewimmelt. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts aber war es schon still und leer. Die Druckerei verwaltete Onkel Hieronymus, der jüngste Sohn Johann Krippl-

machers jun., der schon lange tot war. Ihm zur Seite stand der siebzehnjährige Neffe Fritz. Sonst war außer der alten Bedienerin Katharina und den Arbeitern, die morgens kamen und abends gingen, niemand mehr im Hause.

Onkel Hieronymus war kein gewöhnlicher Mensch. Er war so dick, daß es schien, er verkörpere alle die gesegneten nahrhaften Kräfte dieses Bodens. Im Essen und Trinken leistete er Ungeheures. Dazu verstand er gewaltig zu fluchen und außerdem abenteuerliche Geschichten zu erzählen, die ihm den Beinamen Münchhausen II. eintrugen. Er vollführte auch allerhand Streiche, die einem Manne in reiferen Jahren sonst nicht gestattet sind. Doch um seines gesunden, herzhaften Lachens willen, das stets kolossal war wie seine ganze Leiblichkeit, wurde ihm manches verziehen.

Die Turmgasse hatte die Besonderheit, daß nur auf der Kripplmacherschen Seite Häuser standen. Die andere Front der schmalen, dunklen Gasse wurde von der hohen Stadtmauer gebildet. Genau gegenüber der Tür des Hauses Kripplmacher war eine kleine Tür in die Stadtmauer gebrochen. Durch sie gelangte man an den Rand des Stadtgrabens, wo sich ganz versteckt zwischen Gebüschen und altem Mauerwerk ein kleines Haus eingenistet hatte. Dort wohnte Anna Pochwalski, ein ältliches Fräulein, das die Haare jugendlich kräuselte und viel Rot aufzulegen liebte. Sie hielt dort, vermutlich ohne Gewerbeschein, eine kleine Weinstube, in der man auch über die Polizeistunde bleiben konnte. Es gab da vorzügliche Schnäpse, gefährliche Südweine und wahre Kunstwerke von belegten Brötchen. Und alles billig. Im Winter kamen die Schauspieler und Schauspielerinnen jeden Abend hin, desgleichen die Lebemänner der Stadt. Es wurde getrunken, geschwätzt und auch getanzt. Heute nennt man ein solches Lokal eine Bar, und es ist eine Schande, nicht hinzugehen. Damals aber war es anders. Das Lokal des Fräulein Pochwalski zu besuchen, galt als äußerste Verruchtheit. Die Männer gingen nur heimlich und auf leisen Sohlen hin, und es wurde Sitte, besonders unter den älteren und verheirateten, schon in der Frauengasse den Rockkragen aufzustellen, um dann unerkannt mit kühnem Schwunge beim Frauentor in die finstere Gasse einzubiegen.

Nun war aber die Sache die: Bei Fräulein Pochwalski mußte man anläuten. Ein ganz ähnlicher Glockenzug befand sich auch am Kripplmacherschen Hause. Neulinge oder angeheiterte Nachtbummler pflegten nicht selten die beiden Glockenzüge zu verwechseln und läuteten an der unrechten Türe Sturm. Da geriet Onkel Hieronymus jedesmal in fürchterlichen Zorn, obwohl er sich daran schon hätte gewöhnen können, weil es jeden Abend mindestens einmal vorkam.

Einmal saß er noch spät nachts im „Verlag". Der Neffe las in alten Abenteuerbüchern und Hieronymus arbeitete an der Weihnachtskrippe. Da ertönte plötzlich die Hausglocke und gleich darauf pochte es ungeduldig an das Tor. Der Onkel trat ärgerlich ans Fenster, öffnete einen kleinen Spalt und steckte den Kopf in die kühle Nachtluft. Drunten hob eine schwankende Gestalt den hoffnungsvollen Blick.

„Nicht hier, Herr Nachbar, gegenüber... ge-gen-ü-ber!!" rief Hieronymus ziemlich grob. Aber der Sucher in der Tiefe schien die Bedeutung dieser Worte nicht richtig zu erfassen. Nach wie vor bekrabbelte er das Kripplmachersche Haus wie eine Fliege die Fensterscheibe. Dann führte er abermals einen wuchtigen Schlag gegen das Haustor.

„Wasser her!" schrie Hieronymus und wurde rot bis in den Nacken. Er wartete die Ausführung seines Befehles nicht ab, sondern ergriff das ihm zunächststehende große Glas mit eingelegten Pilzen. Nur noch wenige schwammen in dem trüben Essig, alle anderen hatten schon längst ihre irdische Laufbahn im Magen des Onkels beschlossen. Er nahm das Glas, zielte einen Augenblick, dann kippte er es rasch um. Ein unterdrückter Fluch antwortete von unten. Der Strahl traf den nächtlichen Wanderer gerade in das vorgeneigte Genick. Der Essig sammelte sich zunächst hinter dem zu anderen Zwecken aufgestellten Kragen und rann von hier mit schauerlicher Kühle die Wirbelsäule entlang, alle Nachtlebenslust, die sich dort angesammelt hatte, verwüstend und zerstörend. Die Pilzköpfchen, die Gewürznäglein und Pfefferkügelchen, die man des Wohlgeschmackes halber hinzutut, blieben im Bezirke des durchfeuchteten Kragens haften und erweckten in der Phantasie des Betroffenen übertriebene Vorstellungen von der Gräßlichkeit des Ereignisses. Die tiefe Finsternis verwehrte ihm die Erkenntnis des wahren Sachverhalts und so entfernte er sich

Dumme Frage

Von Georg Britting

Die Freundschaft zerbricht
Und die Liebe zerschellt —
Was denn auf der Welt
Bleibt ganz und bricht nicht?

„Die Sonne ist rund
Und ein goldenes Rad
Jahraus und jahrein!
Und genügt dir das nicht?"

Doch schon der Mond hat
An jeglichem Tag,
Ja, jede Stund
Ein andres Gesicht!
Muß das denn so sein?

„Das frage die Eulen
Schwarz in den Säulen
Geborstener Tempel —
Mich nicht!"

gänzlich verblüfft auf den Zehenspitzen und mit behutsam langgestrecktem Halse. Im Schatten des Frauentores zog er ein Zeitungspapier hervor, umwickelte damit seine Hand und griff mit einem Ausdruck unsäglichen Ekels nach dem ersten Pilz ... So war Onkel Hieronymus. Aber dann kam der Weltkrieg und brachte leibliche und geistige Not. Die Druckerei hatte wenig zu tun, die Zeitung verlor die meisten Abnehmer, und auch mit der Ernährung stand es schlecht. Onkel Hieronymus magerte ab und bald sah er in seinem ungeheuren Anzug aus wie ein Hotel, das für 2000 Personen gebaut, aber nur von 200 besetzt ist. Schließlich kam es so weit, daß Onkel Hieronymus, was er noch nie getan hatte, spät nachts, wenn der letzte Gast das Lokal des Fräuleins Pochwalski verlassen hatte, selbst mit aufgestelltem Kragen hinüberschlich. Fräulein Pochwalski war nämlich eine Oase in der Wüste. Aus unbekannten Quellen flossen ihr noch immer nahrhafte Dinge zu, die mit Gold aufgewogen wurden. Und sie hatte ein gutes Herz. Für Onkel Hieronymus gab es immer noch ein Stück Käse, ein Eckchen Salami oder eine kleine Gulaschkonserve. Dankbar nahm er alles entgegen und manchmal fand er auch auf ein Weilchen seinen alten Humor wieder. Einmal klopfte er Fräulein Pochwalski auf die Schulter und sagte: „Fräulein Pochwalski, wenn es noch lange so weiter geht, ist es das Beste, wir heiraten und sperren die Bude zu. Das, was die paar Gäste essen, verzehre ich mit Leichtigkeit und es bleibt in der Familie."
Das war ein nicht ungefährlicher Spaß. Fräulein Pochwalski hatte von nun an einen geheimen Plan. Sie ließ durchblicken, daß sie über nicht unbedeutende Ersparnisse verfüge und nicht abgeneigt sei, ihr Unternehmen der Führung eines tüchtigen Mannes anzuvertrauen. Fast wäre sie ans Ziel gelangt. Die Schwierigkeiten der Druckerei mehrten sich und der Hunger trieb Onkel Hieronymus immer tiefer in die unsichtbaren Netze, mit denen Fräulein Pochwalski ihm Herz und Magen umstrickte. Doch es war nicht sein Schicksal, von der rechten auf die linke Seite der Turmgasse hinüberzuwechseln. Eines Abends, als er eben mit dem düsteren Entschlusse hinübergehen wollte, dem beharrlichen Druck der Pochwalskischen Wünsche nachzugeben, kam ein Zeitungstelegramm, das die Nachricht vom Ende des Krieges brachte. Er stürmte sofort in die Druckerei, schleuderte mit Aufwand sämtlicher Papiervorräte eine Extraausgabe unter das Volk und hatte am nächsten Tage die Gunst der Leser wiedergewonnen. Zu Fräulein Pochwalski ging er nicht mehr. Er nahm den Kampf nochmals auf und bewahrte sich seine Freiheit. Doch die gute alte Zeit kehrte nicht wieder. Onkel Hieronyms war gewaltig abgemagert und erreichte seine frühere Leibesfülle nicht mehr. Wenige Jahre später segnete er mit einem letzten kräftigen Fluch das Zeitliche.
Und mit der Zeit verschwand auch das alte Haus. Es verschwand auch die Stadtmauer und die ganze Gasse. Die neue Zeit drang dort ein mit Benzingeruch und Eisenbeton. Alles war nun blitzblank und neu. Aber langsam begann der bodenständige Geist der Nahrhaftigkeit auch durch die Betonfundamente hindurch zu wirken. In dem Hause, das an Stelle des alten Kripplmacherschen Hauses steht, waltet jetzt eine Marmeladenfabrik. Und dort, wo das Häuschen des Fräulein Pochwalski stand, grünt jetzt auf dem eingeebneten Wallgraben eine kleine Anlage. Einige von den alten Bäumen sind noch erhalten und in ihrem Schatten steht ein kleiner Kiosk, in dem tagsüber alkoholfreie Getränke zu haben sind. Die Verkäuferin ist jung und hübsch und sie gehorcht unbewußt dem Geist des Geheimnisses, der diesen Ort umwittert, wenn sie ohne Gewerbeschein heimlich kräftige Schnäpse verkauft. Abends treffen sich hier im tiefen Schatten die Liebespaare der Umgebung. Und mancher, der schon drüben in der Frauengasse den Rockkragen aufstellt, ahnt nicht, daß er damit dem längst vergangenen Leben seinen Tribut entrichtet, das immer noch unsichtbar wie Zauberdunst aus dem Boden aufsteigt, der es durch viele Menschenalter genährt und getragen hat.

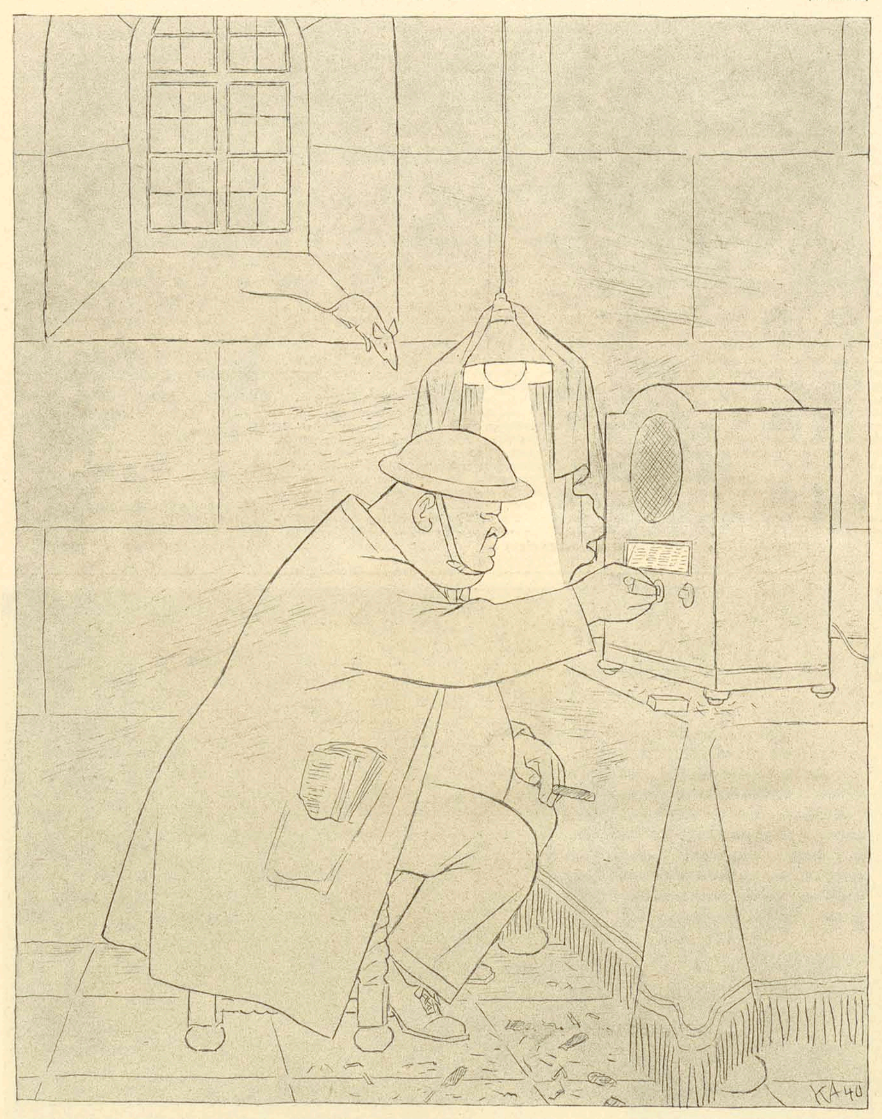
Die sauere Jungfrau

Von F. Peltzer

Sie starb, wie sie geboren war,
Rein, züchtig, fromm und bieder,
Denn keiner krümmt' ihr je ein Haar,
Geschweige denn das Mieder.
Sie kannte nicht die Lust der Welt,
Sie büßte nie um Sünden.
Das Leben, welches Fallen stellt,
Es konnte sie nicht finden!
War sie zu dumm dazu, die Gans?
Tat sie's aus Überwindung?
Gab sie sich hin der Unschuld ganz
Als fromm kasteite Bindung? —
Ach, sie gab nie was gebenswert
Der Welt, die sie geboren,
Sie hat den Kelch nicht ausgeleert
Und blieb drum ungeschoren.
Sie fühlte kaum — sie wußte nichts,
Ihr fiel die Unschuld leicht,
Denn die Versuchung angesichts
Von soviel Tugend weicht.
So starb sie hin — sie stieg verknittert
Hinauf zu ihm — vor Gottes Thron.
Da stand sie sauer und verbittert
Und wartete auf ihren Lohn.
Sie wartet heute noch und steht
Demütig und bescheiden.
Doch wie es solchen Menschen geht:
„Der liebe Gott kann sie nicht leiden."

„Germany calling, Germany calling!“

(Karl Arnold)

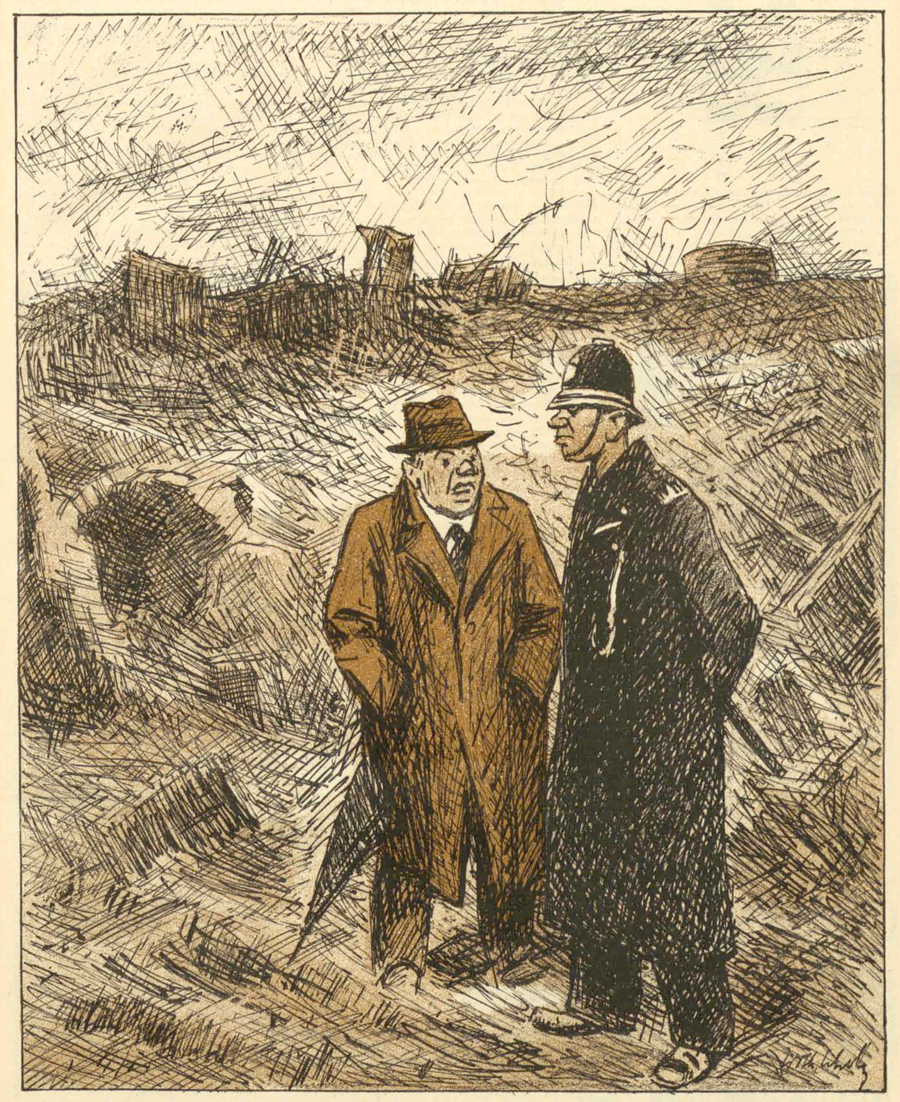


„Ausgeschlossen, das ist kein englischer Sender, der Mann berichtet ja Tatsachen!“

“Germany calling, Germany calling„: “Escluso! Non è il trasmettitore inglese; costui riporta fatti veri!„

General Wirrwarr

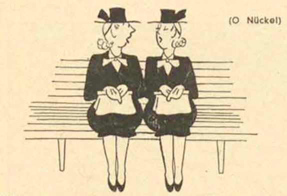
(Wilhelm Schulz)



„Was suchen Sie hier, Mister?“ — „Ich suche ein Obdach für die obdachlos gewordene Obdachlosenfürsorgestelle!“

Il generale Caos: “Che cercate qui, Mister?„ — “Cerco un asilo per la sede scoperchiata dell' ‘Asilo dei Senzatetto,!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O Nückel)

Wenn ich, obgleich ich auch nicht zu den Jüngsten zähle, bisher nicht daran glauben wollte, daß die Henne klüger ist als das Kücken, so bin ich doch seit heute anderer Ansicht.

Ich saß nämlich in der Straßenbahn neben zwei Damen, anscheinend die Frau Mama mit Tochter — der Altersunterschied läßt sich ja heutzutage nicht so ohne weiteres feststellen — und spitzte die Ohren, als die ältere, bitte um Entschuldigung, ich wollte sagen, als die restauriertere Dame kopfschüttelnd sagte:

„Ja, erklär' mir nur, Clemi, wie ist es denn möglich gewesen, daß Egon dahintergekommen ist?"

„Mama", erwiderte die Tochter, „ich hab' dir doch schon einmal gesagt, daß er die Briefe in meinem Wäscheschrank gefunden hat!"

„Die Briefe? Im Wäscheschrank!?" Mama zog die feingezeichneten Augenbrauen mißbilligend etwas höher. „Natürlich, die jungen Leute mit ihrer Unvorsichtigkeit! Deshalb laufen ja so viele geschiedene Frauen herum. Wir älteren Jahrgänge, wir sind in unserer Jugend vorsichtiger gewesen!"

Die kleine Tochter eines bekannten Schauspielers, der seinerzeit in Wien war, unterhält sich mit ihren kleinen Freundinnen. Die eine sagt: „Du, mein Vati hat schon einen sehr feinen Beruf, der ist Generaldirektor." Die andere: „Mein Vati hat aber auch einen feinen Beruf, der ist Architekt." Die Tochter des Schauspielers, die verschüchtert dabeistand, wird gefragt: „Na, und dein Vati, was hat denn der für einen Beruf?" — „I weiß net, heut früh hat er g'meint: I hab' an Scheißberuf."

Otto saß im Garten. Otto trank ein Bier. Da fiel eine Raupe vom Blatt. Mitten in Ottos Bier hinein. Otto trank sie mit.

„Ach, Otto!" — „Wat denn?" — „Die Raupe!" — „Ick freue mir!" — „Worauf?" — „Wann der kleene niedliche Schmetterling mir abjeht!"

Einmal im Leben möchte jeder etwas erleben. Waldemar fuhr dazu nach Berlin. Schon am ersten Abend ging er in die Revue „Frauen am Metropol". Vor dem Bühneneingang blieb er überrascht stehen. „Was ist in den großen Koffern?" — „Die Kostüme für die Girls." — „Alles Kostüme?" — „Ja." — Waldemar drehte enttäuscht ab: „Gehen wir lieber in ein anderes Theater!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

„JAWOHL, HERR DIREKTOR!“

VON PALLE ROSENKRANTZ

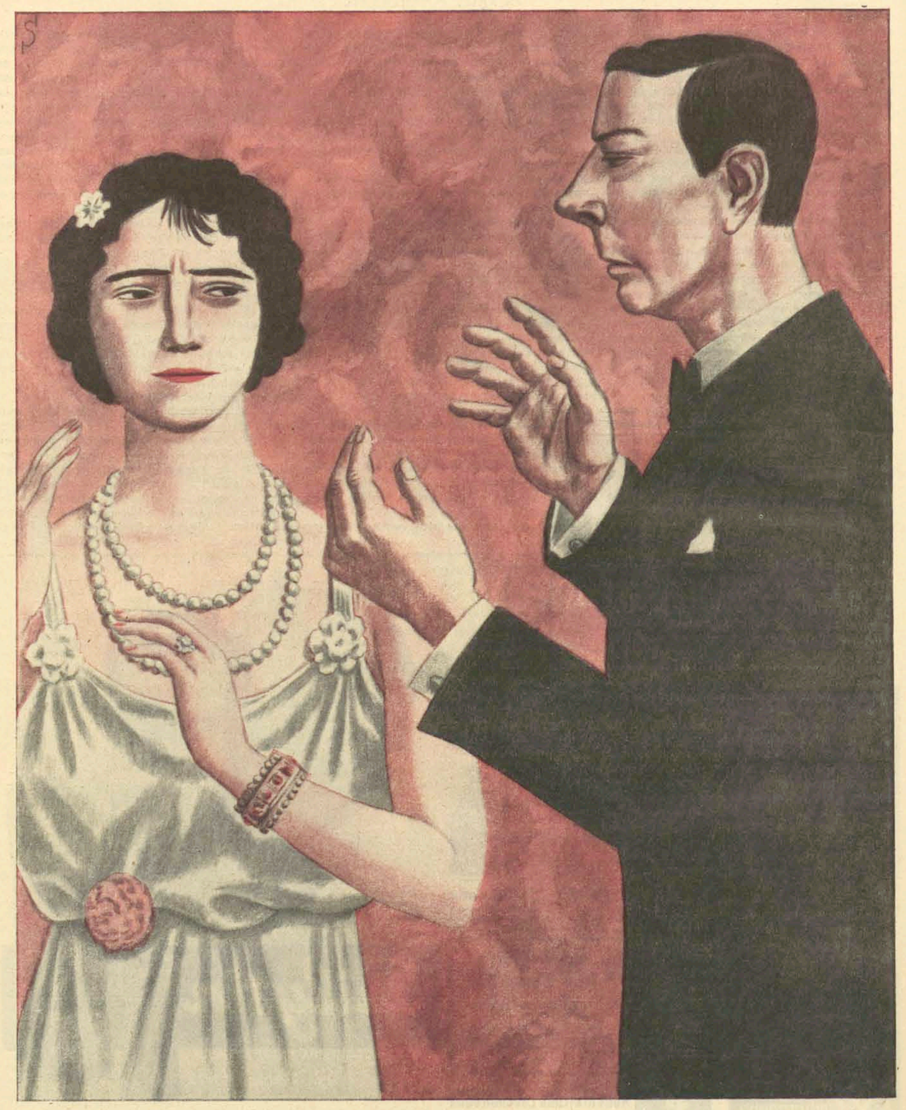
Der alte Direktor war gestorben. Er war der Belegschaft ein guter und gerechter Vorgesetzter gewesen und hatte im übrigen die Leitung der Geschäfte in die Hand seines alten Vertrauten und Mitarbeiters, des Prokuristen Mencke, gelegt, unter dessen sachkundiger Führung die Firma blühte und gedieh und alles in schönster Harmonie und Ordnung war.
Das sollte nun mit einem Schlage anders werden, sobald der neue Direktor, der ein Neffe des Verstorbenen war, das Erbe antreten und seinen Einzug in das Amt halten würde. Der junge Mann war nämlich ein gar selbstbewußter Herr, der sehr gern befahl und keinen Widerspruch duldete. Und da der Prokurist nicht minder stolz und dickschädelig war und sich ungern von anderen dreinreden ließ, machte er sich auf eine harte Auseinandersetzung mit seinem neuen Chef gefaßt.
Prokurist Mencke war aber auch ein kluger Mann, und da er den guten Posten, den er bekleidete, nicht gern verlieren wollte, spazierte er vierzehn Tage vor dem Einzug des jungen Direktors jeden Morgen eine halbe Stunde im Büro auf und ab und übte sich zu sagen: „Jawohl, Herr Direktor!“ —, daß man am Ende glauben konnte, er sei nicht ganz normal.
Der neue Chef hielt seinen Einzug, und als erstes ließ er den alten Prokuristen zu sich kommen und hielt ihm eine kleine Ansprache. „Und damit Sie im Bilde sind“, schloß er seine Rede, „hier bin ich es, der bestimmt.“
„Jawohl, Herr Direktor“, sagte der Prokurist.
„Und mit dem Schlendrian wird augenblicklich aufgeräumt. In allen Dingen muß Zucht und Ordnung herrschen.“ — „Jawohl, Herr Direktor!“
„Auch werden künftig keinerlei Instruktionen mehr erteilt, bevor ich sie nicht gebilligt habe. Verstanden?“ — „Jawohl, Herr Direktor!“
„Sie werden in Zukunft also nicht mehr nach eigenem Fürgutbefinden handeln, sondern Sie wollen sich in Zukunft strikt an die Weisungen halten, die ich Ihnen gebe, wie geteilt Ihre Meinungen und Ansichten darüber im einzelnen auch sein mögen. Das sei Ihnen ein für allemal gesagt.“
„Jawohl, Herr Direktor!“
„Glauben Sie, daß Ihnen das schwerfallen wird?“ fragte der junge Direktor etwas erstaunt ob der widerspruchslosen Art, mit der ihm der alte Prokurist in allen Dingen entgegenkam.
„Jawohl, Herr Direktor!“
„Das tut mir leid, mein lieber Mencke, dann müssen wir eben eine andere Regelung treffen, denn ich dulde keinen Widerspruch.“
„Jawohl, Herr Direktor!“
Die Unbeirrtheit, mit der der alte Mann zu allem sein „Jawohl, Herr Direktor!“ äußerte, brachte den jungen Herrn in Wallung. „Sagen Sie mal, halten Sie mich eigentlich für einen Idioten?“
„Jawohl, Herr Direktor!“
„Zum Kuckuck, und das erdreisten Sie sich, mir so frei ins Gesicht zu sagen?“
„Jawohl, Herr Direktor!“
Der Direktor drohte gänzlich aus der Fassung zu geraten. „Mann, sind Sie denn ganz und gar verrückt geworden? Eine Viertelstunde stehen Sie nun schon vor mir und antworten mit nichts anderem als mit einem ‚Jawohl, Herr Direktor! Jawohl, Herr Direktor!‘ Was bezwecken Sie eigentlich damit?“
Der Prokurist verbeugte sich verbindlich: „Herr Direktor haben mich wissen lassen, daß Sie keinen Widerspruch dulden. Ich bin ein alter Mann mit reichen Erfahrungen — der Herr Direktor ist jung und neu im Geschäft. Aber ich werde, da ich meinen Posten behalten will, in Zukunft, so verkehrt die Ansichten des Herrn Direktors oftmals auch sein mögen, niemals widersprechen und werde zu allem ‚Jawohl, Herr Direktor!‘ sagen. Freilich kann es auch, wie Herr Direktor gesehen haben, bei dieser Art von Unterhaltung zuweilen Schwierigkeiten geben, die sich bestimmt nicht verringern, wenn die Ansichten des Herrn Direktors in die Tat umgesetzt werden.“
Der Direktor nagte nachdenklich an der Unterlippe: „Sie meinen also, daß es ein Fiasko geben wird, wenn ich drauflos kommandiere?“
„Jawohl, Herr Direktor!“
„Und trotzdem sind Sie bereit, Ihren Posten nicht zu verlassen?“
„Jawohl, Herr Direktor! Es wird für mich nicht leicht sein, zu allem ‚Jawohl, Herr Direktor!‘ sagen zu müssen. Andererseits dürfte es auch Herrn Direktor schwerfallen, seine Dispositionen so zu treffen, daß ihm damit gedient wäre und ich dazu ‚Jawohl, Herr Direktor!‘ sagen könnte.“
Es entstand eine kleine Pause.
„Nun, darüber werden wir uns schon einig werden“, erklärte der junge Direktor dann leutselig und gab dem Alten die Hand. „Wir wollen es jedenfalls versuchen, uns gegenseitg mit Verständnis zu begegnen, soweit es in unseren Kräften steht.“ — „Jawohl, Herr Direktor!“
Und das versuchen die beiden heute noch — im zehnten Jahre schon. Und in der Tat — es scheint zu gehen. (Aus dem Dänischen von W. Rietig)





Coventry

(Erich Schilling)



„Na, wie war's, Georgie?" — „Wenn es wirklich wahr ist, daß dort Häuser standen, haben die Germans anscheinend getroffen!"

Coventry: "Dunque, com'era, Georgie?,, — "Se è proprio vero che vi fossero delle case, allora i Germans, mi pare, hanno colpito bene!,,

München, 11. Dezember 1940
45. Jahrgang / Nummer 50

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im Porzellanladen

(K. Heiligenstaedt)



„Als Ausschußstück mit kleinen Fehlern haben wir diesen Amor auch da, gnädige Frau!"
„Das geht nicht gut — er soll ein Hochzeitsgeschenk werden!"

Nel negozio di porcellana: "Abbiamo anche questo Amorino, signora, come pezzo di scarto, con dei difettucci!,, — "Ah, non va, no; dev' essere un regalo di nozze!,,

Filmkomparsen

(R. Kriesch)



„. . . und ich sage Ihnen, ich wäre heute am Burgtheater, wenn ich nicht damals geheiratet und der Bühne entsagt hätte!" — „Tja, ich sage auch immer zu meinem Freund: erst die Kunst, Emil, dann 's Vergnügen!"

Comparse di film: " . . . ed io Vi dico che oggi sarei al Burgtheater, se non avessi allora preso marito e rinunciato alle scene!„ — "Eh già, anch' io dico sempre al mio amico: Emilio, dapprima l' arte e poi il piacere . . . !„

WO BLEIBT DIE KUNST

Bei dieser Überschrift liegt der Ton auf „bleibt" und nicht auf „Kunst". Ich hätte auch sagen können, „was wird aus der Kunst", aber das hätte nach Kunstpolitik gerochen und ich will es nicht riechen lassen. Nun, ich frage ganz schlicht: „Was wird aus den Kunstwerken?"

Dazu kam ich, als ich heute morgen ein Bild bei einem Tändler fand, das einmal ein recht bekanntes Bild war, um das sich die Kunstschriftsteller nach Zeilenhonorar stritten, das abgebildet wurde und über das man bei besseren Abendgesellschaften sprach.

Da lag nun das Bild ohne Rahmen, zwischen alten Hosenträgern, Briefbeschwerern, Zinnhumpen und vernickelten Serviertabletts und war nicht mehr wichtig, denn auch als Textilie war die hartgewordene Leinwand nicht mehr zu gebrauchen. So kann es warten bis es schwarz wird.

Bemalte Leinwand hat es wirklich schwer, wieder zu Staub zu werden. Ja, Architektur! Architektur ist den Witterungseinflüssen ausgesetzt, die zerbröselt, wenn man sich nicht um sie kümmert. Man kann auf sie schießen, man kann sie in Brand stecken; es gibt viele Methoden, um sie wieder zur Heimaterde zurückkehren zu lassen. — Aber Ölgemälde!

Kommen Sie mir nicht mit der Ausrede: Ein Ölgemälde, das einem nicht mehr gefällt, verschenkt man einfach an Verwandte, an den Hausmeister oder an den Besitzer einer Wohnlaube. Ach nein, soviel Verwandte, Hausmeister und Wohnlauben gibt es nicht. Nehmen Sie mal an, es lebten nur hunderttausend Maler auf der Erde und jeder dieser Maler malte jährlich nur fünf Bilder, so ergibt sich die schöne Summe von fünfmalhunderttausend Bildern pro Anno, die einen Flächenraum von durchschnittlich zweihundertfünfzigtausend Quadratmeter bedecken würden. Jährlich! Sie könnten mich trösten mit der Versicherung, daß die Menschheit auf der Erde dauernd wächst, aber sie wächst nicht schnell genug, denn Bilder sind zäher als Menschenleben. Sie ahnen ja gar nicht, wie haltbar Leinwand durch Aufstrich von Ölfarben wird. Jahrhunderte überdauert sie, und wenn man sie in Wüstensand legt, sogar Jahrtausende. Es ist ein Segen, daß man zu wenig Wüstensand für die vielen Bilder zur Verfügung hat, sonst wären sie alle, alle erhalten und auf jeden Menschen, Greise, Sieche und Kinder mitgerechnet fielen heute vielleicht so an die dreitausend Bilder. Ha, was bin ich für ein Statistiker! Aber zum Donnerwetter irgendwohin müssen die Bilder doch kommen! Beim Althändler ist ihr Weg doch nicht zu Ende. Ich kann Ihnen diese Frage wirklich nicht beantworten, ich weiß nur soviel, daß keiner den Mut dazu besitzt, ein Ölgemälde kurz und klein zu hauen oder zu zerschneiden, wegen der Achtung vor der Kunst. Sollte Leinwand etwa durch Behandlung mit Farben leicht brennbar werden? Darüber könnte nur die Forschungsanstalt für Maltechnik Antwort geben.

Foitzick

Eine Stadt in England

(O. Gulbransson)



„Ich heiße Smith und komme aus . . . " — „Danke, das genügt, der Name der Stadt ist nicht mehr wichtig!"

Una città in Inghilterra: "Mi chiamo Smith e vengo da . . . „ "Grazie, mi basta; il nome della città non importa più nulla!„

Die Devisen sind hin

(E. Thöny)



„Hast du gehört, Jimmy, Lord Lothian hat eben gesagt, die Engländer haben kein Geld mehr!" — „Ich sehe es bereits!"

Non ci sono più divise: "Jimmy, hai sentito che Lord Lothian ha detto or ora che gl' Inglesi non hanno più danaro?!,, — "Eh, me n' accorgo già io!,,

Der Spieler in Nöten

(Erich Schilling)



„Verdammt, wo sind meine Trümpfe hingekommen, auch unter dem Tisch ist nichts mehr zu finden!"

Il giocatore in brutte acque: "Maledizione! Dove sono andate le mie briscole? Nemmeno sotto il tavolo c' è più nulla da pigliare!,,

DIE FEURIGEN MÄNNER

VON ANTON SCHNACK

Es war an einem sanften, graublauen Nachmittag im späten September. Ich trieb einen kleinen Holzreif immer im Kreis eines freien Platzes herum, der von einer hohen Kirchenmauer, einem Spezereiladen, vor allem von einem Hause mit geschlossenem und ernstem Tor und anderen Häusern eingefaßt war. An einem Fenster des doppelstöckigen Torhauses stand eine Frau mit strengem Gesicht und schwarzen, schon etwas angegrauten Haaren. Unter dem Spezereihause war ein Kellereingang, aus dem Hammerschläge und Fässerrollen herausklangen. Immer trieb ich meinen kleinen einfältigen Reif herum, immer und unermüdlich. Da kam aus der Tiefe der Erde ein Donner, von dem mein kleiner einfältiger Reif umfiel, mein spielendes und vergnügt hämmerndes Knabenherz einen Augenblick stockte und meine aufgerissenen und erschreckten Kinderaugen sich mit Tränen füllten. Und nach dem unterirdischen, dumpfen Donner kam ein zweiter Schlag, der mit laut knallender Wucht sich in die altersschwachen, grüngebuckelten Fensterscheiben der umliegenden Häuser warf und sie mit klirrendem Schmettern zerdrückte. Hoppla, hopp: wie das auf dem ungleichen und grasbewachsenen Steinpflaster klirrte und schepperte. Mit dem ungeheueren und lufterschütternden Schlag fuhr eine rote Feuersäule, deren Spitze viele bläulich-fahle und zerfaserte Zungen waren, aus dem Kellerloch. Und durch die glühende Flammenhölle loderten, sprangen, sprühten drei einzelne, abgesonderte Flammensäulen und diese drei Flammensäulen schrien entsetzlich. Die Stimme des Todes schrie aus ihnen, die Stimme der Marter und der höchsten Qual; das waren messerscharfe Schreie, die in mich schnitten, als wären sie wirklicher, geschliffener und unerbittlicher Stahl. Eine der lodernden Säulen stürzte zu Boden, von Funken und fließenden Flammen überschüttet und wälzte

sich rundherum, hin und her, auf und ab; und da begriff mein verwirrter Blick, daß es ein Mann war, ein lebendiger Mann, dem die Kleider am Körper brannten, dem die Haut in glühenden Schnüren von den fleischroten und schwarzen Schultern hing und dem die Haare auf dem Kopfe, an den Brauen und an den Lippen abgesengt waren. Während sich dieser Mann auf dem Boden wälzte, rasten die beiden anderen, mit fliegenden Flammen hinter und über sich, die abschüssige Straße abwärts, wo ein breiter und halbmannstiefer Bach floß, der in Zement und Steine eingefaßt war. Der Zweck war offensichtlich. Die brennenden Männer, irrsinnig geworden durch Qual und Schmerz, hatten die Absicht, sich in das kühle Wasser zu stürzen, um die Flammen an ihren Leibern zu löschen.
Ich hatte, unfähig zu laufen, mich an das stille und altväterliche Haus gedrängt, wo die alte, schwarzhaarige Dame mit strengem und unbewegtem Gesicht meinem kreisenden Reif zugeschaut hatte. Auch sie sah die brennenden Männer die Treppe unter Feuer und Qualm heraufkommen, und ihr, die sinnend und vergangenheitsverloren an der Scheibe lehnte, zersprang das Glas infolge der dumpfen und lufterschütternden Schläge unter Kinn und Stirne. Schutzsuchend und ängstlich schaute ich zu der Frau empor, deren glattes Gesicht und flachgescheiteltes Haar mit der vornehmen, herben Ruhe mir immer tiefen Eindruck und ergriffenen Respekt eingeflößt hatte, aber eine zweite Erschütterung kam über mich, die von Unbegreiflichem und Gespenstischem begleitet war; denn das ruhige und feste Gesicht war eine zerrissene Maske geworden, worin die Augen wie herausgequollene Glaskugeln standen. Aber noch mehr erschreckte mich die Wahrnehmung, daß die dunklen Haare der Frau ganz weiß, ja schneeweiß geworden waren. Ich erkannte die sonst Wohlvertraute nicht mehr, die rasche Veränderung einer Erscheinung, die mir groß und bedeutend zu sein schien, hatte mich vollkommen in Verwirrung gebracht. Ich spürte warmes Wasser die Schenkel meines zitternden Kinderleibes hinunterfließen, der Schreck hatte mich unbeherrscht und fassungslos gemacht. Ich preßte den kleinen, bunten Reif und den Holzstab, womit ich ihn getrieben hatte, eng und innig an mich: Rettung und Zuverlässigkeit schienen nur in beiden allein zu sein.
Inzwischen hatten sich Scharen von entsetzten und weinenden Menschen auf dem Platze gesammelt. Ein paar entschlossene Männer waren mit ausgebreiteten Wolldecken und Säcken in den Händen den brennenden Männern nachgestürzt, um die Flammen damit zu ersticken und zuzudecken. Die Feuerglocke auf dem nahen Kirchturm erhob gellenden Alarm, Feuerwehrmänner mit gelben Messinghelmen auf den Köpfen und kleinen Handbeilen schoben einen Spritzenwagen an die qualmende und rauchende Kellertür heran, die Polizisten kamen in langen Sätzen die hohe Rathaustreppe herunter, wobei ihre Säbel auf den Sandsteinstufen ungemein klapperten und schepperten. Die zwei Ortsfriseure hatten ihre weißen Jacken mit den graublauen, kreuzbestickten Joppen des Sanitätsdienstes vertauscht und kamen mit einer Tragbahre an, die sie, begleitet von den Polizisten, mitten auf den Platz stellten.
Da löste sich meine Erstarrung, ich schob mich von der Häuserwand weg, drückte mich durch die herbeistürzenden und durcheinanderlaufenden Menschen und lief nach Hause, wo meine Mutter aus dem Fenster schaute und über die Straße hinweg mit der alten Frau Tischbein sprach, die gelähmt war und infolgedessen ihre Neugierde nur aus dem Fenster befriedigen konnte. Dort erfuhr ich die nähere Ursache des Unglücks, dessen nächster Zeuge ich war, ich, ein reiftreibender, im Spielparadies weilender Knabe. Ich erfuhr, ohne es recht zu begreifen, daß Küfer beim Reinigen von Spritfässern und beim Abfüllen von Brennspiritus mit Kerzen gearbeitet hatten und daß dabei dem Lehrjungen Johann Maier eine brennende Kerze in eine Lache Spiritus gefallen war. Niemand konnte etwas Näheres sagen; denn von den vier Männern, die im Keller arbeiteten, war kein einziger am Leben geblieben. Wahrscheinlich hatte eine Explosion der Fässer stattgefunden, die im Nu den ganzen Keller in Flammen gesetzt hatten.
Man hat mich in der folgenden Zeit bei Erzählungen am Tisch und am Abend noch manchmal danach gefragt, wie es gewesen sei, ob die Lufterschütterung stark gewesen wäre, wie die Flammen ausgesehen hätten, und ob Frau Vierheilig einen Schrei ausgestoßen hätte, als der erste brennende Mann aus dem Kellerloch gestürzt kam. Ich hörte solche Fragen aber nicht gerne, weil sie mich erstens immer wieder an den maßlosen und plötzlichen Schrecken erinnerten, den ich damals ausgestanden hatte, einen Schrecken, der trotz allem ein bißchen von einer verborgenen Wollust hatte; zweitens hatten diese Fragen den Endzweck, mich auf die nasse Hose aufmerksam zu machen, wobei auf den Gesichtern der Geschwister immer ein spöttisches, hämisches Lächeln entstand.
Es war ihre Rache dafür, weil sie nicht Zeuge eines Ereignisses waren, das noch wochenlang der Gesprächsstoff des ganzen Ortes und Landstriches war und immer wieder mit neuen, grauenhaften und schrecklichen Einzelheiten ausgeschmückt wurde.

Bei einer alten Platane

Von Georg von der Vring

Wie oft hat sich die Platane geschält,
seit ich dir bin begegnet!
Du hast mich immer nur gequält,
dennoch sei gesegnet.

Den Reichtum ganzer dreißig Jahr
an Platanenrinde,
ich schütt' ihn dir übers blonde Haar,
wenn ich dich wiederfinde.

Doch bist du auch noch schön genug?
Ich fang schon an zu ahnen:
es steckt ein Zauber aus Lug und Trug
in allen alten Platanen.

DIE ERBSCHAFT / VON HEINZ SCHARPF

Auf seinem schönen Schloß Chiusolo im Tal der Etsch lebte der edle Herr von Marini an der Seite seiner ebenso vornehmen wie verblühten Gattin und tat wie seine Ahnen: Er stellte dem Wild und dem schönen Geschlechte nach, gleichermaßen mit schwindendem Erfolg, da er sein Pulver nach beiden Seiten hin schon tüchtig verknallt hatte. Er befand sich in jenen gefährlichen Jahren des Mannes, wo das Alter blind nach der Jugend zielt und im Revier der Liebe die kapitalsten Böcke geschossen werden. Als daher im ständigen Wechsel der Dinge eine junge Gesellschaftsdame aufs Schloß kam, ein junges nordisches Fräulein, schlank wie eine Birke und von einem Blond, das wie alte Florentiner Dukaten gleißte, verliebte sich der edle Herr von Marini sofort mit dem ganzen Strohfeuer seiner Leidenschaft in sie.
Seine müßige Gattin bemerkte in später Abendstunde den verdächtigen Schein, rief im ersten Augenblick den heiligen Florian an, im nächsten aber die schöne Brandstifterin zu sich und veranlaßte sie, spontan dorthin zu gehen, von woher sie gekommen.
Vergeblich suchte Herr von Marini die junge Dame zum Bleiben zu bewegen, ihr gestehend, daß ihr Fortgehen für ihn den Sonnenuntergang bedeute, sie zeigte für diese meteorologische Situation kein Verständnis. Herr von Marini setzte sich an den Bach seiner Väter, der die Burg Chiusolo umbrauste und tat wie dieser, er schäumte. Er witterte, wie immer hinter solchen Durchkreuzungen seiner Pläne, eine Kabale seiner Frau, aber er tat ihr nicht den Gefallen, zu seinem Ärger auch noch ihren Spott herauszufordern. Frau von Marinis Nase wurde darob nicht kürzer, im Gegenteil, ihr Gesicht spitzte sich derart zu, als ob es im Galopp vergeistigte, sie welkte dahin und bald darauf segnete sie das Zeitliche, ohne ihren Mann eines letzten Blickes zu würdigen, gebührend betrauert von allen, die sie nicht näher kannten, darunter von ihrem Gemahl, der ungeachtet des vom guten Ton vorgeschriebenen Witwerschmerzes bald darauf an die blonde Birke schrieb und um deren Hand anhielt.
Die Birke jedoch hatte keine Lust, dem Antrag des alten Ziegenbockes, wie junge Mädchen solche verliebte Herren, wenn sie nicht neckisch Onkel zu ihnen sagen, zu benennen belieben, Folge zu leisten und auf Schloß Chiusolo den Freuden des Lebens zu entsagen. Sie antwortete also umgehend, daß sie bereits verlobt und ihr Bräutigam eifersüchtig wie ein Marder sei. Obwohl Herr von Marini über den Grad der Eifersucht eines Marders nicht näher im Bilde war, ließ ihn diese Eröffnung mit den falschen Zähnen knirschen, daß es fast die Brücken sprengte. Wütend setzte er sich wieder an den Rand des Baches und schäumte derart, daß ihn darob der Schlag streifte.
Aufatmend wurde er von der Dienerschaft in den für diesen Fall seit Generationen bereitgestellten Sessel getragen. Da saß er nun angeschmiedet, ein tobender Gefangener seiner Altersleidenschaft und neben ihm saß der Teufel und flüsterte ihm wahrhaftig keine Psalmen ins Ohr. Nachdem der Gelähmte genügend Zwiesprache mit dem Bösen gehalten hatte, tauchte er die Feder mit der zu Schandtaten noch gebrauchsfähig verbliebenen Hand in die Tinte und verfaßte sein Testament. Darin vermachte er der standhaften Birke einen namhaften Teil seines Vermögens, was bei seinem sprichwörtlichen Geiz Einiges zu bedeuten hatte. Dieses Testament war ganz raffiniert abgefaßt, wie eine vom Gewissen diktierte Schenkung eines reumütigen Liebhabers an eine seinerzeit nicht nach Verdienst abgefertigte Geliebte. Für die unvergeßlichen Stunden, die sie ihm während ihres Aufenthaltes auf Schloß Chiusolo geschenkt. Damit wollte der Erblasser eine ganz ungewöhnliche Art von Rache üben. Sein Plan war mit satanischer Bosheit ausgeheckt, jedes Wort seines letzten Willens zeigte die gute alte Bösewichtsschule. Ha, so mußte es kommen: Der eifersüchtige Marder würde stutzen und fragen, woher, wofür das viele Geld? Er würde es nicht glauben, daß zwischen dem Schloßherrn von Chiusolo und der testamentarisch so reich bedachten Gesellschaftsdame kein Liebesverhältnis bestanden hatte. „Keinen Heller von diesem Schurken!" würde er brüllen und sie würde sich ob solchen Mißtrauens zutiefst in ihrem weiblichen Empfinden gekränkt fühlen, und so mußte die ominöse Erbschaft diese Ehe rasch oder langsamer zerstören. Und dann konnte der Verschmähte zufrieden und hohl aus der Gruft seiner Väter herauslachen, hahaha, daß der Mörtel von den Wänden fiel, wie im Augenblick der Kalk von seinen Adern. So dachte Herr von Marini in der blühenden Fantasie einer vergangenen Zeit, verwirrt von Haß und Liebe, ein armer Mann, der die heutige Generation so wenig kannte wie jede Generation die vorhergehende oder folgende, und der Teufel amüsierte sich köstlich über den albernen Graukopf. Von den vielen Streichen, die der Schloßherr von Chiusolo begangen hatte, war diese Testamentsintrige zwar nicht sein abgefeimtester, doch sein letzter, denn kurz darauf traf ihn der Schlag zum zweitenmal und warf ihn diesmal ohne Gnade zu den Gebeinen seiner Väter.
Und dann kam natürlich alles so, wie es niemand anders erwarten wird. Die blonde Birke hatte inzwischen ihren Freund geheiratet, einen unkomplizierten jungen Mann, der die Dinge so nahm, wie sie ihm in den Schoß fielen. Die Erbschaft überraschte das Paar auf der Hochzeitsreise. Es fiel aus allen Federn. Das Gesicht des glücklichen Ehegatten strahlte doppelt. Wenn so ein eifersüchtiger Marder dreinsah, war es um den Wechsel der Marderinnen gut bestellt. „Nein, sieh mal, so viel Geld", sagte er, „das finde ich reizend von dem alten Herrn."
„Ja", nickte die junge Frau versonnen, „dafür, daß ich ihm nicht einmal einen einzigen Kuß gegeben habe. Wer hätte das gedacht von dem Ekel."
„Sprich nicht so von ihm", beschwor er sie, „er hat dich sicher sehr geliebt. Wenn du ein bißchen netter zu ihm gewesen wärest, hätte er dir vielleicht noch mehr vererbt." Auf der Rückkehr von der Hochzeitsreise statteten sie Schloß Chiusolo einen kurzen Besuch ab und streuten Blumen der Dankbarkeit auf das Grab des uneigennützigen Wohltäters. Herr von Marini rotierte unten in der Ahnengruft.

Mein Freund Johannes

Herr Schramm harkte seinen Garten. Er tat es mit viel Schwung. Wohl angefeuert durch den Ärger darüber, daß Johannes und ich an seinem Gitter lehnten und ihm zuschauten. Mit 14 Jahren ist man brutal. Wir beschlossen also, den Ärger noch zu steigern.

„Er hat eine ganz besondere Art zu harken", sagte Johannes zu mir. Laut genug, um es Herrn Schramm hören zu lassen. „Man müßte diese Art erlernen. — Ist es so ungefähr richtig?" Und unter den tollsten Körperverrenkungen schwenkte er eine imaginäre Harke durch die Luft.

„Nein", seufzte er, „ich kann es noch nicht. Ich muß es mir doch nochmal genauer ansehen."

Hingerissen starrte er auf den arbeitenden Herrn Schramm.

Der war an sich schon lange fertig, aber er wollte wohl nicht den Eindruck aufkommen lassen, daß er uns das Feld räume. So begann er wieder von vorne.

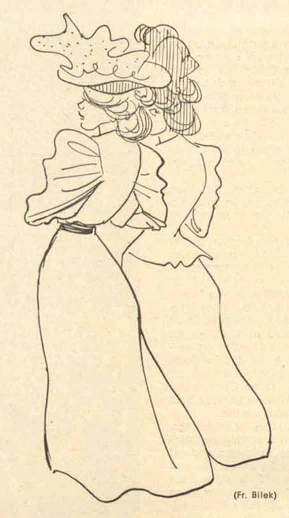
„Du", sagte Johannes, „das Stück hat er doch schon mal geharkt. Ob wir es ihm sagen, damit er sich nicht unnötig Arbeit macht? Allerdings — der Schwung ist jetzt beinahe noch besser als vorhin. Sieh es dir mal genau an."

Herr Schramm kochte, aber beherrschte sich noch mühsam. Der Grand flog unter den mächtigen Zügen seiner Harke.

„Ob er vielleicht den Grand weghaben will? Aber da nähme man doch besser eine Schaufel. — Nein, sieh mal, dieser Schwung! Das muß ich lernen! Am besten ich mache mal eine Aufnahme."

Johannes stellte seinen Apparat ein. Da ertönte ein gräßlicher Wutschrei, eine Harke flog durch die Luft. Herr Schramm stürzte fort, kam noch einmal wieder zurück und schrie:

„Nun ist das Maß voll! Verdammte Bengels! Nun ist es zuviel! Das soll die Polizei erfahren! Euch werde ich es eintränken!" Dann verschwand er endgültig. — „Er scheint ein Gegner der Lichtbildkunst zu sein", sagte Johannes.



(Fr. Bilek)

Aus Muttis Jugendzeit

Offene Auskunft

Von Ratatöskr

Sie haben mir da Gedichte gesandt
und möchten, daß ich ein Urteil fälle.
Zwar seien sie zweifellos formgewandt.
Doch das inn're Substrat? Die Wesensquelle?...

Als Internist — ich muß wohl schon —
stell' ich auf Wunsch die Diagnose:
Viel Angelesenes... Konfusion...
Statt Leidenschaft Soße... Statt Eigenart Pose...

Die obigen kritischen Worte sind
ein Hinweis nur auf innere Schäden.
Die Versfüße aber, mein liebes Kind,
die bringen Sie besser zum Orthopäden.

*

DER REGEN / VON ACHILLE CAMPANILE

Eines Tages — vor vielen Jahren — war ein Mann ohne seinen Regenschirm ausgegangen, da merkte er, daß einige Tropfen vom Himmel fielen.

„Soll ich", überlegte er, „nach Hause zurückgehen, um den Regenschirm zu holen?" Aber dann sagte er sich: „Es werden wohl nur ein paar Tropfen sein", und er setzte seinen Weg fort, denn er hatte es eilig.

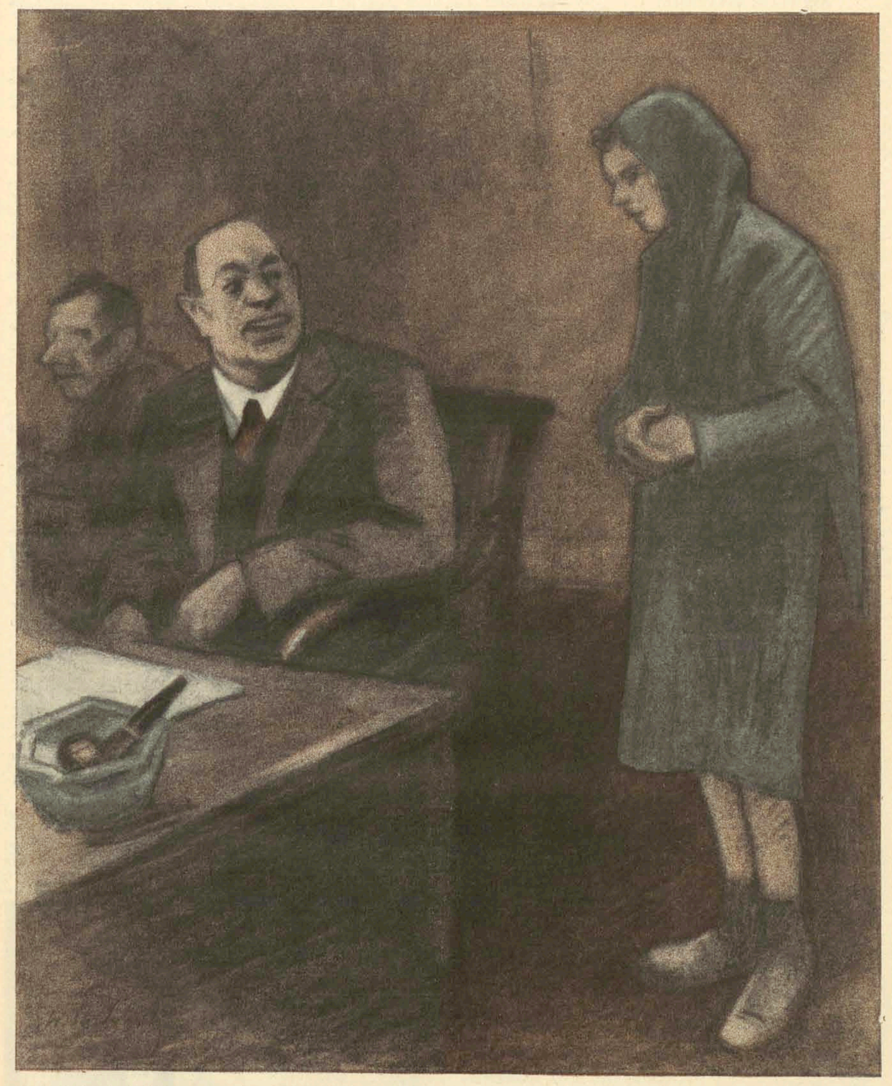
Aus den paar Tropfen wurde ein richtiger Regen, so daß er gezwungen war, sich in einem Hausgang unterzustellen.

„Ich werde warten, bis der Regen aufgehört hat", dachte er. Aber...

Aber die Sintflut hatte begonnen...

Sorgen der Demokratie

(Wilhelm Schulz)



„Mein Vater hat sich wegen Arbeitslosigkeit umgebracht, niemand hat sich um ihn gekümmert!" — „Siehst du, mein Kind, auch die Arbeitslosen haben bei uns volle Freiheit, sie können tun und lassen, was sie wollen!"

Premure della Democrazia: "Mio padre s' è ucciso perchè era disoccupato; nessuno s' è curato di lui!,, "Vedi, fanciulla mia, da noi i disoccupati godono piena libertà; possono fare e non fare quel che vogliono!,,

DER PROBETOD

VON FRANS VERACHTERT

Der Pastor war gestorben und lag in seinem schwarzen Kleid und unter weißen Blumen in der Halle des Pastorats. Nach der Messe sollten die Gemeindemitglieder den Toten ein letztes Mal sehen und ihn mit Weihwasser besprengen. Viele Frauen weinten und gingen zum drittenmal mit ihren Kindern, von denen er manche getauft hatte, um das Paradebett herum.

Mein Bruder Jef und ich gingen auch mit der Mutter hin. Wir waren beide noch sehr klein und sie hob uns einen nach dem andern hoch, damit wir den Toten mit Weihwasser besprengen konnten, wie es die großen Menschen taten. So konnten wir das magere, weiße und eingefallene Gesicht so gut sehen, daß es sich uns tief einprägte.

So tief, daß wir zu Hause still in unsere Kammer gingen, uns rücklings auf den Tisch legten — zuerst ich und dann mein Bruder —, um uns gegenseitig Wasser aus einer Tasse ins Gesicht zu spritzen.

Dabei kam es darauf an, keine Miene zu verziehen, wenn die kalten Tropfen aufs Gesicht und den Hals fielen. Ein Toter muß das können, der Pastor hatte kein einziges Mal gezuckt, und hundert und mehr Menschen hatten ihm Wasser auf die Nase, den Mund und die Augenlider getan. Wir hatten die Tropfen auf seinem Gesicht glitzern sehen. Er hatte sie nicht abgerieben, hatte kein einziges Mal geblinzelt, nicht einmal den Mundwinkel bewegt. Wie war es möglich, so tot zu sein.

Immer und immer wieder probierten wir es; klommen über einen Stuhl auf den eichenen Tisch, legten uns platt auf den Rücken mit dem Kopf auf unsere zusammengefaltete Mütze, die als Kopfkissen diente, denn das gehörte dazu: der Pastor ruhte auch auf etwas Ähnlichem. Wie er, falteten wir die Hände frei über der Brust. Nur Blumen hatten wir nicht. Aber so sehr wir uns auch bemühten, so zu tun, als ob wir fest und unerschütterlich schliefen, oder besser, als ob wir echt tot seien: es glückte nicht. Entweder kniffen wir Mund und Augen zu oder die Nasenflügel bewegten sich, oder die verschlungenen Hände gingen mit Brust und Bauch auf und nieder. Denn wenn wir den Atem anhielten, stieg das Blut zu Kopf und wir bekamen die bleiche Farbe nicht, die der Pastor hatte.

„Möchtest du tot sein?" fragte ich meinen Bruder.

„Und du?" fragte er mich.

„Hm", zauderte ich. „Ich möchte es mal probieren, damit ich weiß, ob es weh tut."

„Der Pastor hat doch nicht geschrien", sagte er.

Das stimmte.

„Wie die Katze von Sooi Lammen, die schrie auch nicht" — grübelte er laut weiter. — „Und die ging auch tot." — „Wieso?"

„Sooi band ihr einen Strick um den Hals, und an den Strick einen dicken Stein. Den Stein warf er in den Brunnen, die Katze fiel mit und dann war sie mausetot" — erzählte er in einem Atem, und seine Augen glänzten.

Wir schlichen durch die Vordertür nach draußen, am Stall und an der Scheune vorbei, bis zum Brunnen. Er war bis zum Rand voll Wasser, das wie ein blinkender glatter Spiegel im Sonnenlicht glänzte.

„Möchtest du nicht darin totgehen", fragte ich meinen Bruder.

„Aber nicht so —", warf er augenblicklich ein. „Meine ganzen Kleider werden ja naß."

„Ach, du hast wohl Angst?"

„Quatsch, aber Rock und Hose werde ich ausziehen, nur mein Hemd behalte ich an."

Mein Bruder zog sich wirklich aus, und einen Strick hatten wir auch, aber keinen Stein, den mußte ich erst suchen.

Hinter der Scheune lagen einige kaputte Ziegelsteine, und gerade, als ich dabei war, einen schweren Klumpen auf meine Schultern zu wälzen, kam Onkel Broos — der der Onkel aller Schulkinder war, weil wir manchmal an seiner Pfeife ziehen durften — aus der Scheune. Er fragte mich, was ich mit dem Stein wollte. Ich erzählte ihm von unserem Plan, und er hörte mit ernstem Gesicht zu.

„Das muß ich sehen", sagte er und ging mit. — „Er soll so tot sein wie eine Katze an einem Strick", erzählte ich stolz und stöhnte unter dem Stein.

„Und was willst du dann mit ihm anfangen?" fragte Broos. „In die Pfanne legen, braten und aufessen?"

„Aber, Broos, du willst mich zum besten halten."

„Nein, nein", wehrte Broos ab, „wenn er tot ist, muß man doch irgendwas mit ihm anfangen."

Das war richtig. Daran hatten wir beide nicht gedacht. Nun, das mußte Jef selbst wissen. Er stand in seiner fliegenden Fahne und hielt Ausschau, aber als er Broos sah, huschte er hinter ein Erlengebüsch.

„Hoho", rief Onkel, „du mußt nicht weglaufen, Männeken. Also nun mal los."

Folgsam ließ Jef den Strick um seinen Hals legen. Das andere Ende band ich um den Stein.

„Nun mußt du uns noch sagen", meinte Broos, „was wir mit dir anfangen sollen, wenn du tot bist. Aufschneiden, auf die Leiter hängen wie ein Ferkel und dann einpökeln, oder eingraben, in eine tiefe Grube." — Jef guckte den Mann mit Augen wie Stallaternen an, aber Broos verzog keine Miene.

„Ich — ich", brachte er schließlich stotternd hervor, „ich will auf einem schönen Bett liegen wie der Pastor."

„Na gut", sagte Broos, „auf einem schönen Bett, und dann in die Grube, mit einem Kreuz darauf."

„Bleibt denn der Pastor nicht auf seinem Bett liegen?" fragte Jef einfältig.

„Du bist wohl nicht von hier!" grinste Broos — „der wird eingebuddelt, wie alle Menschen, die tot sind. Und nun 'raus damit, entscheide dich. Was willst du?"

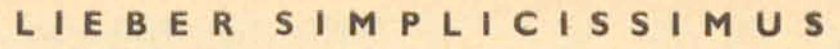
Aber Jef fummelte das Tau von seinem Hals und bückte sich nach seinen Kleidern. Broos tat, als wolle er ihn greifen, worauf er zu schreien und „Mutter" zu rufen begann.

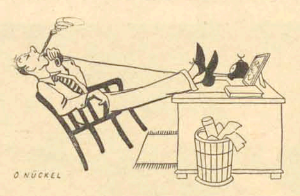
„Halt, halt, halt", rief der Onkel. „Was soll denn das: ich dachte, du wolltest gerne tot sein. Oder nicht?" — „Nicht ... nicht im Ernst —", heulte Jef, „ich wollte es nur probieren ..."

Am nächsten Vormittag in der Kirche war es knüp-

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

peldick voll, so daß kein Platz mehr für die Schulkinder übrig blieb Van Es, der Hauptlehrer, zog also mit der ganzen Jugend auf den Kirchhof, und am offenen Grabe, das für den Pastor bestimmt war, hielt er eine anschauliche Lektion über die vier Zustände des Menschen: Tod, Jüngstes Gericht, Hölle und himmlische Glorie. Jef stand nahe bei ihm und zitterte wie Espenlaub, und als Van Es mit Grabesstimme fragte:
„Wer von euch hat den Tod schon nahebei angeschaut?', fiel sein Blick auf meinen Bruder, und er redet ihn an: „Du da, zitterst du etwa, weil du den Tod fürchtest?"
„Ja, ja .. Herr Lehrer", bekannte Jef, und seine Zähne klapperten.
„Und warum hast du Angst vor dem Tod?" forschte der Schulmeister in seiner hochtrabenden Manier weiter.
Jef verstand ihn wahrscheinlich nicht. Und war es, weil der Mann so gefährlich mit seinen Augen rollte oder weil der Vorfall von gestern ihm im Kopfe spukte, mit einmal begann er durchdringend zu schreien, reckte die Arme hoch und blickte dem strengen Alten mit einer tödlichen Angst ins Gesicht:
„Ich will's nicht wieder tun, Herr Lehrer, ich wollt' es nur probieren!" Van Es war durch diese Antwort wohl mächtig beeindruckt, denn er rief Jef nachher zu sich, legte ihm die Hand segnend auf den Kopf und sprach feierlich, vor allem an die größeren Jungs gerichtet:
„Seht ihr, Kinder, solch eine erhabene Wahrheit aus solch einem jungen und demütigen Munde. In der Tat, meine lieben, braven Freunde, einmal kann man sterben, einmal und endgültig, solches für die ganze Ewigkeit. Denkt daran, Kinder, denkt immer daran. Denkt an euer Ende, und ihr werdet niemals sündigen."
Nach dem Begräbnis durfte Jef beim Hauptlehrer Mittag essen — eine außergewöhnliche Ehre — und als weitere Belohnung bekam er von dem frommen Alten ein Buch, von dem wir damals mit einiger Mühe gerade den Titel entziffern konnten: Die Kunst gut zu leben und selig zu sterben.





Ich wollte in die Oper gehen. Ich rief an
„Haben Sie noch zwei Plätze?"
„Ja."
„In der dritten Reihe?"
„Ja."
„Nebeneinander?"
„Ja."
„Dann nehme ich die zwei Sitzplätze."
„Sitzplätze??"
„Natürlich Sitzplätze."
„Sitzplätze haben wir nicht."
„Sie haben keine Sitzplätze??"
„Nein."
„Ja, ist denn dort nicht die Oper?"
„Nein. Der Waldfriedhof."

*

Dichter sind meist Wortschöpfer.
„Nicht alle neuen Wörter dringen in das Volk ein", meinte Mandt bedächtig, „wer verwendet heute noch das Eigenschaftswort hilf?"
„Von wem ist das?"
„Von Goethe."
„Von Goethe?"
„Ja. Edel sei der Mensch, hilf, reich und gut."

Wir armen, armen Männer!
Als ich mein erstes Kind bekam —
Ich hielt es einfach nicht aus.
Diese Angst! Diese Angst!
Wenn nur alles gut geht!
Es trieb mich aus dem Haus, es trieb mich ins Wirtshaus.
Ich trank einen Kognak nach dem andern.
Dazwischen ein Bier und noch ein Bier und noch ein Bier.
Schon wankte die Stube, schon wankte die Decke!
Schon sah ich alles doppelt, dreifach.
Endlich war es so weit.
Man holte mich. Zeigte mir das Kind.
Ich sah alles wie durch einen Nebel.
Erlöst, selig, beruhigt schlief ich ein.
Am nächsten Morgen war mein erster Gang zur Wiege.
Ich schaute einmal hinein. Ich schaute zweimal hinein. „Nanu?", sagte ich dann, „nanu?"
„Suchst du etwas, Johannes?"
„Ja, Kitty."
„Was suchst du denn?"
„Wo ist das zweite Kind von gestern abend?"

*

Kitty hatte mich verlassen.
Sie war über alle Berge.
Ich schrieb ihr wie verrückt.
„Kehre zurück!"
„Nie mehr!"
„Ich bereite dir den Himmel auf Erden!"
„Nie mehr!"
„Ich kaufe dir einen Pelzmantel!"
„Zu spät!"
Ich war verzweifelt.
Dann kam mir eine Idee. Ich schrieb:
„Ich weiß etwas über Frau Hagendabel!"
Kitty antwortete: „Ich komme!"

John Bull bei der Pythia

(Karl Arnold)



„Und was können Sie mir für die Zukunft versprechen?" — „Versprechen kann ich Ihnen nichts, ich kann nur wahrsagen, ich bin doch nicht Mitglied der englischen Regierung!"

John Bull interroga Pitia: "E che mi potete promettere pel futuro?,, — "Non Vi posso promettere nulla, io non sono membro del Governo Inglese e non posso che profetizzare!"

München, 18. Dezember 1940
45. Jahrgang / Nummer 51

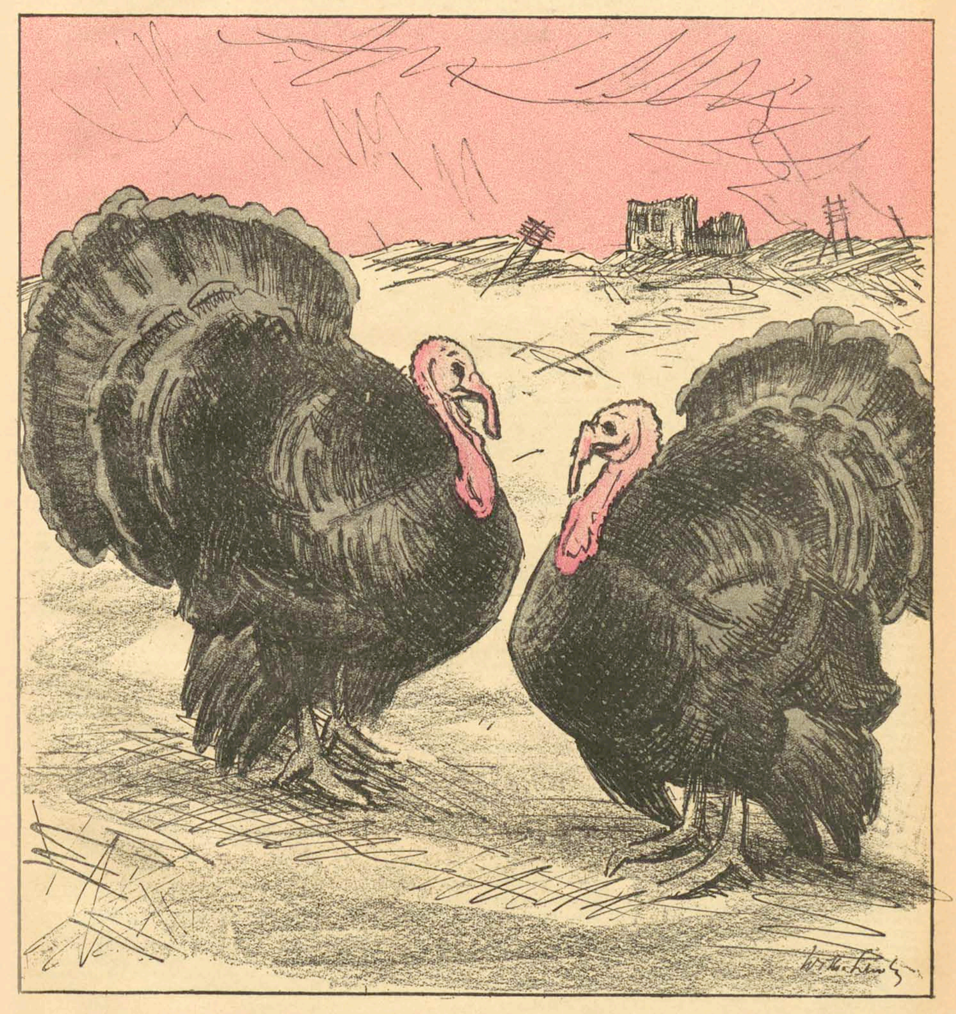
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englische Weihnachtstruthähne

(Wilhelm Schulz)



„Hast du gehört, die Strecke nach London ist unterbrochen . . .“
„Ausgezeichnet, dann überleben wir Weihnachten!“

Tacchini di Natale inglesi: "Hai sentito che il tratto per Londra è interrotto?„ — "Benissimo! Così passeremo insieme anche le Feste di Natale!„

Kleiner Hafen in Frankreich - Piccolo porto francese

(Toni Bichl im Felde)



WINTERLANDSCHAFT

VON WALTER FOITZICK

Als ich noch in die Schule ging, hatte ich mal einen Lehrer, der kam gerade aus Italien zurück und als Resultat seiner Reise erzählte er, er habe im ganzen dreihundertachtzehn heilige Sebastiane gesehen. Ich war empört über diesen Banausen, der sich an den vielen heiligen Sebastianen gestoßen hatte, weil er so über Kunst sprach. Heute denke ich auch über diesen Mann milder, denn es ist nicht ganz uninteressant, was auf den Bildern drauf ist. Ich will aber nicht über Kunst reden, ich meine halt nur so.

Da war ich neulich mit einem Herrn zusammen, der wollte sich ein Bild übers Sofa in seinem Büro kaufen. Ich riet ihm zu einer Winterlandschaft. Er lehnte ab, weil ihm das Wetter auf dem Bilde zu schlecht war, richtiges Schlackerwetter. „Nein, mein Lieber", sagte er, „dieses Wetter schätze ich in Wirklichkeit schon nicht, und da mutest du mir zu, daß ich immer in diese fußkalte Landschaft starren soll, wenn ich an meinem Schreibtisch sitze und Bilanz mache. Nein, dieses Dreckwetter kommt mir nicht in mein Arbeitszimmer."

Dagegen ließ sich nichts sagen, das ist auch ein Gesichtspunkt. Er nahm „Aufziehendes Gewitter im Loisachtal". Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es in dem Bilde aller in Öl gemalten Voraussicht nach im Verlaufe einer halben Stunde regnen und daß dieser Regen, wie ich die Gegend kenne, in einen Landregen übergehen würde, der mindestens eine Woche andauern könnte, so möchte es herunterschütten.

„Was später auf dem Bild vorgehen wird, ist mir schnuppe. Vorläufig scheint noch die Sonne, ich liebe solche Stimmungen."

Na schön, wenn er solche Stimmungen liebt!

Ich weiß, bei Winterlandschaften sind die Leute noch viel heikler. Von Winterlandschaften gibt es zwei Sorten: solche für Gummischuhe und sehr festes, am besten eingefettetes Schuhwerk, und solche für leichtere Tourenschuhe. Diese letzte Sorte ist bei weitem beliebter. Immer sind Berge auf den Bildern, blaue Berge und blauer Schnee, wo aber die Sonne hinfällt, geht der Schnee ins Rosa über. In früheren Zeiten war der Schnee nicht blau, sondern weiß. Aber vor fünfzig Jahren wurde bei den Malern beschlossen, er habe blau bis violett zu sein. Und sie malten immer wieder Winterlandschaften, um das zu beweisen. Seitdem ist der Schnee blau geworden, und heute stößt sich schon kein Mensch mehr dran, im Gegenteil, die Leute verlangen ihren blauen Schnee, weil man schon daran erkennt, daß es Kunst ist.

Diese Winterlandschaftsbilder schreien direkt nach Wintersport und man fühlt geradezu, wie in den dottergelb besonnten Häusern im Hintergrund die Pensionspreise steigen. Es wird nicht lange dauern, bis in der kleinsten Sennhütte dort kaltes und warmes Wasser fließt.

Das sind also die Landschaften für leichteres Tourenschuhwerk. In der Kunst sind sie schon ein bißchen abgekommen. Man trägt heute mehr Tauwetter. So Tauwetter, wo an den Wegrändern noch Schnee liegt und in den Ackerfurchen, wo von den Dächern schmuddeliger Schnee schon abrutscht. Überall schaut die Heimaterde durch die Schneedecke.

Diese Landschaften sind sehr malerisch und sehr ungesund. Man spürt geradezu die nassen Füße. Der Himmel ist trübe, und man braucht nicht viel von der Wettervorhersage zu verstehen, man weiß sofort: dies Wetter wird sobald nicht besser. Man möchte einen heißen Grog trinken, aber wo? Auf diesen Bildern gibt es nichts zu trinken und die zur Verfügung stehenden Häuser sehen nicht sehr einladend aus.

Früher einmal, so in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hätte sich kein Maler getraut, uns mit einem so unbewirtschafteten Gemälde zu kommen. Da hätten Lichtlein traulich hinter Scheiben geblinkert und Honoratioren wären durch ein breites Tor zum Abendtrunk geschritten oder ein Besoffener wäre gerade herausgeflogen. Ich glaube, das ist es, was dem Herrn fehlte, der meinen Vorschlag, sich eine Winterlandschaft übers Sofa zu hängen, so schroff ablehnte.

Der Altruist / Von Ratatöskr

Wir saßen abends so beim Wein
und sprachen über Sein und Schein.
„Gibt's", fragten wir als laue Christen,
„gibt's eigentlich noch Altruisten?"

„Ich will ein Exemplar euch zeigen",
rief einer da und grinste eigen.
„Kommt mit!"
Durch krumme Gassen ging's,
rechts um die Ecke und dann links.
In einer Nische, beim Theater,
stand fröstelnd ein Maronibrater
und stocherte besorgt und stumm
in seinem Kohlenrost herum.

„Hier seht ihr", sprach der Freund und nickte,
„ein Individuum, das strikte
für andre um geringen Sold
Kastanien aus dem Feuer holt . . ."

*

Respektvoll zogen wir die Hüte
vor soviel echter Herzensgüte.

*

BÜRGERLICHE EITELKEIT

Einer unserer bekanntesten Kunstmaler porträtierte in seinen Anfangszeiten Bürgerinnen. Plötzlich hatte man ihn entdeckt und sein Name war in aller Leute Mund. Wie stolz holten da die Bürgersfrauen die alten Porträts vom Boden und hingen sie wieder an die gute Wand. Und eine gar — —

„Sie haben mich doch vor zwanzig Jahren gemalt, Meister", kam sie zu ihm, „ich trage auf dem Bild ein langes Kleid, wie es damals Mode war. Was würden Sie heute verlangen, wenn ich Sie bitte, mir das Kleid acht bis zehn Zentimeter kürzer zu machen?"

Winston der Letzte

(O. Gulbransson)



„Ein Schiff, ein Schiff, ein Königreich für ein Schiff!"

Winston, l' Ultimo: "Una nave, una nave! Un Regno per una nave!,,

Lord Lothian und sein Schneider

(E. Thöny)



„Den farbenfreudigen Anzug würde ich Ihnen für hier empfehlen, Mylord, für Amerika nehmen Sie besser die Kombination Grau in Grau!"

Lord Lothian ed il suo sarto: "Mylord, per qui, Vi consiglierei questo abito vistoso, ma per l' America converrebbe meglio una combinazione grigio in grigio!,,

Vor der Oper

(R. Kriesch)



„Heute freu ich mich mal richtig auf die Aïda, Helen!"
„Kann ich mir denken, Fritz, wenns nur 'n Frauenzimmer ist!"

Prima dell' Opera: "Che divertimento, Elena, oggi per me con l'Aida!,, — "Me l'immagino, Fritz; basta solo che ci sia una femmina!,,

Eine beinahe sehr traurige Geschichte / VON KÄTE BIEL

Dem Alltag hatte Paul Klenke stets aufnahmebereit für Lasten aller Art gegenübergestanden. Sanft und geruhsam war sein Leben im übrigen dahingeflossen, weit entfernt vom Strome tosender seelischer Emotionen.
Neun Stunden täglich befaßte er sich in der Fakturenabteilung einer Marmeladenfabrik mit der Nachprüfung jener Rechnungen, die fünf junge Damen auszuschreiben hatten. Er arbeitete mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, im übrigen aber korrekt und unproblematisch, und kümmerte sich nicht um die vorhandene Weiblichkeit.
Die Ursache hierfür lag bei Frau Tausser, seiner Wirtin, zu der sich Paul in fast bedenklicher Weise mit Leib und Seele hingezogen fühlte. Frau Tausser war Witwe und verfügte über eine Vierzimmerwohnung. Sie hatte weizenblondes Haar und war Damenschneiderin. Paul liebte Frau Tausser etwa seit einem halben Jahr, und er tat das mit der stürmischen Glut seines nicht mehr ganz jungen Junggesellenherzens. Frau Tausser dankte ihm das nicht. Sie geisterte mit einem höhnisch milden Lächeln durch seine Träume, aber am Tage war sie völlig hart und verschlossen, fast wie eine Konservendose, zu deren Innenleben man nur mit Instrumenten gelangen konnte. Mit einem Bändchen Lyrik erreichte Paul ebensowenig wie mit einer porzellanenen Ente von erheblichem Schmuckwert für Klavier oder Bufett.
Frau Tausser lächelte tückisch und zart. Sie sagte, das kenne sie. So fange es immer an, aber sie habe keine Lust, wieder von der Damenschneiderei in eine Ehe hinüberzuwechseln, und sie fühle sich mit ihrer Nähmaschine ganz behaglich. „Und dann, Herr Klenke: — Sie können ja nichts. Nur so ein paar Rechnungen kontrollieren, das ist doch nichts... Herr Petersen ist erster Buchhalter bei Kleinschmidt, und Herr Petersen möchte schon lange gern in Ihr Zimmer, Herr Klenke..."
Paul Klenke zitterte, wie er es in einem solchen schrecklichen Augenblick für vorschriftsmäßig hielt. Er sackte etwas zusammen und nahm die Kündigung an. Am 1. zog er aus, in seinem Innern weinte seine Seele der sanften Rundlichkeit der Witwe nach.
Weshalb hatte sie es übers Herz gebracht, einen Petersen ihm vorzuziehen? — Er dachte lange nach, und kam schließlich auf den Einfall, nicht nett genug auszusehen. Er brach deshalb mit der Gepflogenheit, seine Schlipse auf Aluminiumge-

stelle zu winden, er trug sportlich Polohemden, aus denen seine blassen dünnen Arme etwas sonderbar herauswuchsen, und schließlich kaufte er sich sogar ein Motorrad, obgleich er vor seinem eigenen Mut Angst hatte.
Wochenlang ging er schließlich an der Auslage eines Geschäfts vorüber: ein Zigarettenetui reizte ihn, dessen emaillierte Oberseite eine vollkommen ausgezogene Dame schmückte. Es war nicht künstlerisch, es war nicht hübsch, aber er kaufte es und trug es dann tagelang mit sich herum, ehe er zum erstenmal wagte, es im Büro vor allen Augen preiszugeben. „Das ist meine frühere Wirtin, Frau Tausser!" sagte er beiläufig zu Fräulein Hill und wollte sie mit einem unverschämten Blick ansehen. Aber es gelang ihm nicht. Den unverschämten Blick mit arrogant verzogenen Mundwinkeln durfte der Papierkorb gelassen einheimsen. Fräulein Hill schauderte es. So ein netter, harmloser Kollege, und schon so verdorben. Sie gönnte ihm niemals mehr ein freundliches Wort.
Paul Klenke fuhr fort, sich nach Frau Tausser zu sehnen. Wie von seinen Wünschen herbeigezwungen, lief sie ihm eines Morgens wohlverpackt in einem warmen Mantel entgegen. In ihrem Korb trug sie Selleriegemüse und einen großen Kohlkopf. Herr Klenke errötete bis über die Ohren. Sie blickte ihn freundlich an, aber er kam sich ihrer nicht mehr würdig vor, er war so schüchtern und trotz des Motorrades so unsportlich, daß das strahlende Lächeln der Witwe sein Selbstgefühl nicht mehr heben konnte.
Frau Tausser war zu klug, ihrem früheren Untermieter zu erzählen, daß sich Herr Petersen als Schuft benommen hatte. Er wollte sie aus künstlerischem Interesse fotografieren, und zwar jenem Zustand nicht unähnlich, in dem sich die Dame auf dem Zigarettenetui Pauls befand. Selbstverständlich war Herr Petersen für Frau Tausser nun erledigt. „Sie könnten das Zimmer wieder haben, Herr Klenke...", sagte sie sanft und girrend.
Paul grüßte hastig. „Nein, danke, ich kann nicht, Frau Tausser!" sagte er klein und erschreckt und entfernte sich rasch, während die Witwe mit großen Augen hinter ihm hersah.
Als Paul Klenke im Büro ankam, hatte er plötzlich keine Lust mehr zum Leben. Er fühlte, daß er Frau Tausser ausgeschlagen hatte. Er hatte nicht die Kraft gehabt, sie zu nehmen, und nun war sie ihm verloren. ‚Nur einmal klopft das Glück an des Jünglings Tür', irgendein alter Vers aus einem Kinderbuch fiel ihm ein und summte eine ganze Weile in seinen Gedanken. Im Laufe des Tages wuchs seine Verzweiflung. Er arbeitete fieberhaft. Alles mußte geordnet sein, wenn er das Leben verließ. Er schenkte dem Lehrling Peter seinen Füllfederhalter und Fräulein Hill, der treuen Seele, die „Geheimnisse von Paris", die er in leeren Viertelstunden mitunter zur Lektüre vorgenommen hatte. „Ganz altmodische Sache, Fräulein Hill", beruhigte er die Entsetzte, „damals hatten sie sogar noch Öllampen und gar kein Gas oder Elektrisch", doch er war viel zu nervös und von der Größe seines Entschlusses besessen, als daß er es über sich gebracht hätte, noch länger mit ihr zu plaudern. Er würde in Kürze viel besser über die Ewigkeit Bescheid wissen, als er es jetzt wußte. Zum letztenmal verrichtete er dann die gewohnten Handlungen: er schob den Papierkorb sorgsam unter den Tisch, er riß das Blatt vom Wandkalender ab und zwang dadurch den morgigen Tag, den er nicht mehr erleben würde, schon zum Erscheinen, er kaufte die Abendzeitung, raste in die Garage, holte sein Motorrad und sauste durch die Straßen. Eigentlich war er hungrig, aber es hieß die Würde des Augenblicks verringern, dächte man jetzt an eine warme Mahlzeit. Er konnte nicht mehr leben. Niemals, das wußte er, würde Frau Tausser ihn wieder bitten, zu ihr zu ziehen, und niemals, das wußte er auch, würde er selbst den Mut finden, zu ihr zu gehen oder sie anzurufen. Und dabei liebte er sie mit der ganzen Glut seiner unverbrauchten Sinne.
Nachtgeräusche waren zu hören. Die Wolken segelten, vom Wind getrieben.
Weiden ließen ihre langen Zweige über das Ufer hängen, als Paul Klenke jenen Fluß erreicht hatte, in dessen schwellenden Wassern sich ihm die geheimnisvolle Pforte öffnen sollte, durch die er in ein anderes Dasein eingehen konnte. Einen Augenblick dachte er noch über die Notwendigkeit dessen, was er vorhatte, nach, aber dann gab er sich einen Ruck: es mußte sein, Luise Tausser war ihm auf ewig verloren.
Er lenkte das Rad vorsichtig die Uferböschung

Die Nacht steht auf

Von Fritz Knöller

Der Tag schleicht sich zum Land hinaus.
Will keiner ihm stellen eine Rastbank vors Haus?

Über den kahlen Rain, nebelfein,
klagt ein Betglöcklein.

In jener Schlucht regt sich die Nacht.
Des Bauern Tagwerk ist vollbracht.

Der Nacht, der steht das weite Feld nun offen;
Dem Tag sind alle Türen nun verschlossen.

Die Nacht, die ist im Feld zu Haus.
Schüttelnd das wilde, pechschwarze Haar,
Tritt sie den Tag zur Gemarkung hinaus.

Wie Tau glänzt in ihrem Scheitel das Siebengestirn,
Und — ein sehrendes Mal —
Auf ihrer finsteren Stirn
Schwärt des Mondes fiebernder Strahl.

Habt acht!
bald wird die Nacht
In himmlischem Rausche entbrennen!

hinunter; er ließ sich Zeit, er wollte nicht noch zum Schluß verunglücken und sich den Hals brechen, sondern er wollte einen regulären, vernünftigen Tod im Wasser finden, da er glücklicherweise nicht schwimmen konnte. Ob Luise schwimmen konnte? — Und wie Luise wohl in einem Badeanzug aussehen würde? Etwas mollig, aber hinreißend . . .
Es war schleimig kalt und feucht an seinen Füßen, an seinen Beinen; fest verwurzelt mit dem Sattel seiner Maschine gelangte er schrittweise in die kühle, gleitende, einschläfernd gluckernde Flut hinein. Er wartete gespannt darauf, daß sein ganzes früheres Leben, zusammengedrängt in den Bruchteil einer Sekunde, vor seinem geistigen Auge vorüberziehen sollte, aber diese traditionelle innere Schau wollte sich bei ihm nicht einstellen. Kalt strömte das Wasser gegen seine Waden. Plötzlich verlor er das Gleichgewicht und schlug mit dem Kopf gegen einen Stein, in einem Augenblick, erfüllt von fiebrig wildem Glanz, sah er in strahlender Helle Luise über den dunklen Wassern schweben, dann aber sank er hinunter, und eiskalt rann es über seine Schultern.
Er sank nicht sehr tief. Der Fluß bejahte den Selbstmordversuch des Büroangestellten Paul Klenke nicht, und so blieb dem Anwärter auf die Ewigkeit nichts weiter übrig, als sich zu erheben und mit schleppend nasser Kleidung an das Ufer zu waten.
Zehn Minuten marschierte er mit wassergetränkter Garderobe durch den Wald, dann hatte er das Dorf erreicht. Mit hellen Fenstern grüßte ihn das Gasthaus „Vergißmeinnicht", Wirt und Wirtin kamen ihm besorgt entgegen, erkundigten sich nach seinem Unfall, brachten ihn in ein Zimmer und liehn ihm Wäsche und einen alten Herrenüberzieher. Paul bedankte sich hastig und fühlte einen warmen lebendigen Strom durch seinen Körper ziehen und plötzlich brach jubelndes Gelächter aus ihm heraus.
Er hatte sich gerettet! — Er hatte mit dem reißenden Fluß gekämpft und war Sieger geblieben . . . Vielleicht würde er auch Sieger über Luise sein?
Über die knarrenden Treppenstufen des altmodischen ländlichen Wirtshauses ging er hinunter in den Gastraum und von dort in die Fernsprechzelle. Er rief Luise an, Luise, den einzigen Menschen auf der Welt, der ihm etwas galt.
„Frau Tausser", sagte er mit triumphierender Stimme, „ich bin in Knüschelsheim, ich bin hier verunglückt, Motorrad liegt auf dem Grund der Knüschel, ich hab mich durch Schwimmen gerettet — — wenn Sie kommen würden mit trockener Wäsche und meinem braunen Sportanzug? Ja, Sie müssen den Acht-Uhr-Zug nehmen, es ist eine Stunde Bahnfahrt, jaja — — Aber für mich werden Sie es ja tun — —"
Seine Stimme lockte und warb durch den Draht und machte sechzig Kilometer weiter das spröde Wesen Luise erheblich geschmeidiger und lockerer. Sie versprach zu kommen. Einen Unglücklichen konnte man nicht im Stich lassen. Sie fragte nicht einmal, wann der letzte Zug fuhr, damit man rechtzeitig wieder im Hause war. Sie fragte gar nichts, ging nur zu Pauls jetziger Wirtin, packte seine Kleider in einen Koffer und setzte sich auf die Bahn.
Inzwischen ging Paul zufrieden in der Gaststube hin und her und atmete voller Wonne den Tabaksqualm und die Speisengerüche ein.
Heute abend konnte Frau Tausser nicht mehr zurückfahren. Es fuhr kein Zug mehr in die Stadt. Sie mußte hier schlafen. Paul lächelte versonnen; er hatte das unbestimmte Gefühl, daß Frau Tausser in eine Falle gegangen sei. Seine Seele weitete sich.
„Gastzimmer haben Sie doch frei?" sagte er zu dem freundlichen Mann, der ihm das Abendessen brachte.
„Soviel der Herr wünscht! — Mit einem Bett oder mit zweien?" fragte der Wirt menschenfreundlich.
Paul Klenke lächelte und beugte sich über den Teller. Rühreí und Bratkartoffeln schimmerten goldgelb und dufteten angenehm. Paul beschloß, sich völlig ins Leben und zur Daseinslust zurückzuessen. Die Beantwortung der Frage des freundlichen Wirts schob er vorläufig auf. Zu diesem Thema würde Luise Tausser das letzte Wort zu sprechen haben. Aber er wußte, daß er Sieger sein würde.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Im Ausstellungspark soll „Der 18. Oktober" als Freilichtaufführung gegeben werden. Um das Werk wirkungsvoll ins Freie zu übertragen, sind so ungefähr 200 Statisten, die die stürmenden Preußen darzustellen haben, nötig. Das Theaterbüro bemüht sich eifrig, die große Zahl Statisten von verschiedenen Organisationen zur Verfügung gestellt zu erhalten. Nach zweitägigen, vielfach vergeblichen Bemühungen gelingt es endlich, wackere Arbeitsdienstmänner zu gewinnen. Sie sind gerade nachmittags um 3 Uhr bei glühender Sonnenhitze von dem Regisseur als Preußen geschult worden und rücken in ihr Lager ab. Da kommen auf einmal fünf ältere Herren über die große Wiese auf den Spielleiter zu und einer von den Fünfen spricht ihn also an: „Verzeihung, wir sind die fünf Österreicher, die die 200 Preußen machen sollen."

Sechs Monate waren sie verheiratet. Da kam der Mann erst seiner Frau auf die Schliche. Er war entsetzt.
„Warum hast du mir nie etwas von deiner Vergangenheit erzählt, Eva?"
Die junge Frau sagte freundlich:
„Im Sommer?? Das habe ich mir für die langen Winterabende am Kamin aufgespart."





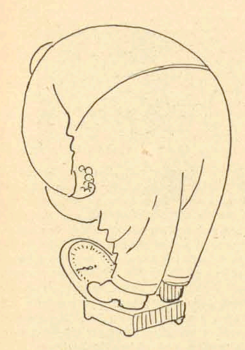




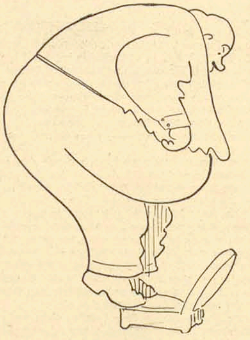


Wißbegierde - Voglia di sapere

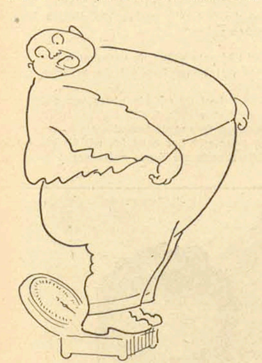
(Fr. Bilek)



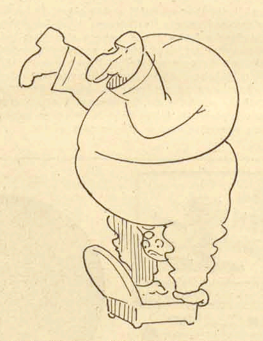
„Wo ist denn der verdammte Zeiger?"
"Ma dov' è mai questo maledetto indicatore?„



„Himmel, Arm und Zwirn . . .
"Razza di cane . . .



. . . und zugenäht!"
. . . che ti pigli il canchero!„



„Gottseidank um 100 Gramm abgenommen!"
"Grazie al cielo! Diminuito di 100 grammi!„

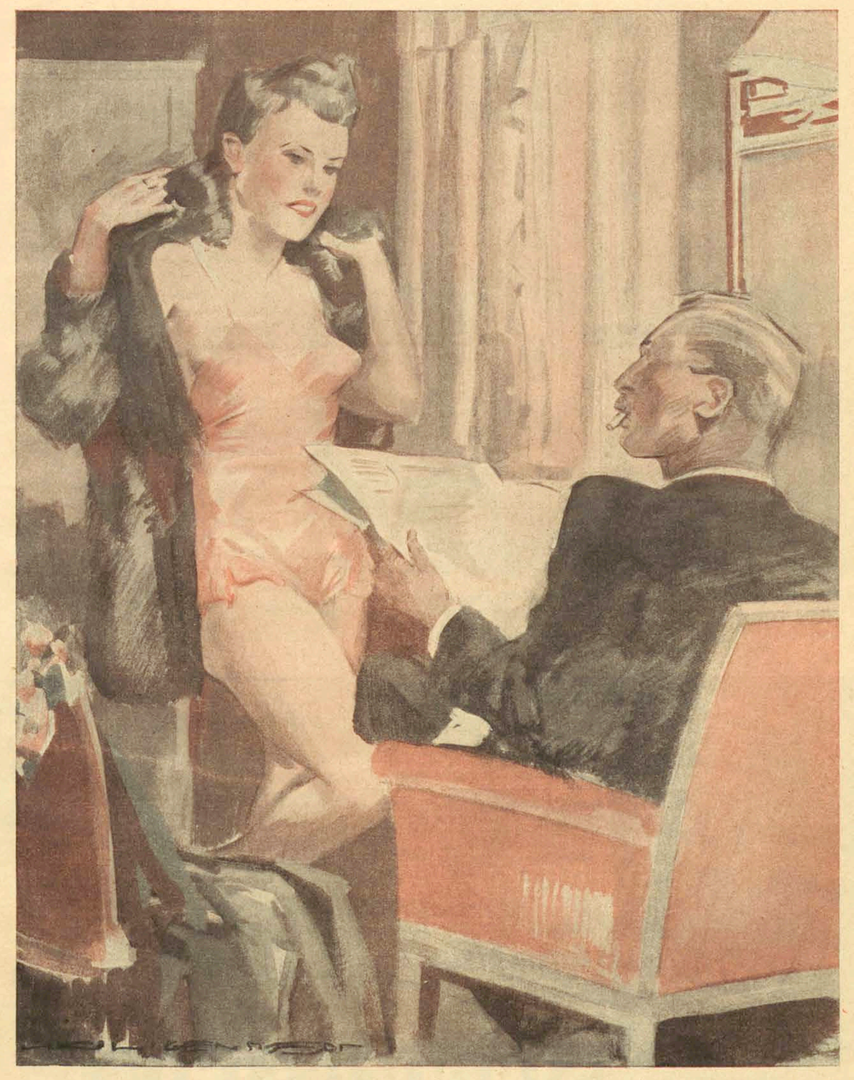
DER SPIELER

VON BASTIAN MULLER

Morgens erwachte er mit einem dumpfen Kopf. Er spürte einen faden Geschmack im Munde. Er drehte sich zur Seite und sah, daß die Sonne bereits schien, die gelbe Wintersonne. Also war es spät. Also hatte er wieder seinen Vorsatz, jeden Morgen um sieben aufzustehen, um halb acht zu frühstücken und um acht Uhr mit der Arbeit zu beginnen, versäumt. Verschlafen hatte er ihn. „Jetzt ist es schon gleich", dachte er erbittert. „Jetzt kann ich schon liegenbleiben."
Er streckte sich lang. Aber kein Wohlbehagen rieselte durch seine Glieder. Er legte sich auf die Seite und krümmte sich. Müdigkeit überkam ihn. Da zuckte es durch seine Gedanken: „Ich habe wieder verloren."
Das verscheuchte die Müdigkeit. Sein Gesicht verfinsterte sich. Er richtete sich auf im Bett, langte nach der Hose auf dem Stuhl, zog seine Börse hervor und fühlte gleich, wie flach und leicht sie war. Nun brauchte er nicht einmal hineinzuschauen. Er hatte in der Nacht schon nachgerechnet. Sieben Mark und achtzig Pfennig waren es gewesen. Vorgestern waren es fünf Mark. Am Sonntag sogar elf Mark.
Ein Zorn überkam ihn und er sprang aus dem Bett, trat vor den Spiegel. Die Augen waren gerötet vom Rauch in der Wirtschaft. Die Haut war gelb. Seine Fingerspitzen waren auch gelb, vom Zigarettenrauch.
„Das will nun was erreichen!" sprach er sein Spiegelbild an. „Das arbeitet nun an dem großen Roman! Das erlaubt sich, die Menschheit zu richten und sie erbarmungslos darzustellen!"
Er begann bei diesen Worten wütend auf und ab zu gehen. Er sah ein wenig lächerlich aus, denn er hatte gestern in der Nacht sein Taghemd nicht ausgezogen und wanderte darin herum. Auf den behaarten Beinen bildete sich Gänsehaut.
Aber dann wurde sein Gesicht ernst und entschlossen. Er stand mitten im Zimmer und starrte durch das Fenster in den Wind, der draußen die kahlen Bäume kämmte. „Nun war es das letzte Mal. Gut, daß ich verloren habe", sagte er entschlossen. „So gerate ich nicht in die Versuchung, noch mehr gewinnen zu wollen."
Dieser Entschluß befreite ihn. Hastig wusch er sich, ging dann hinüber in sein Wohn- und Arbeitszimmer, wo die freundliche Wirtin ihm schon vor Stunden das Frühstück hingestellt hatte, den Kaffee hübsch warm unter die Mütze und auf den Ofen.
Er entfaltete die Morgenzeitung und las ein bißchen darin. Aber er hatte keine rechte Ruhe. Mit einem verachtenden Aufseufzer schlug er die Unterhaltungsseite um. Was da nur wieder zusammengeschrieben wurde. Er kannte es gut. Er selber schrieb für diese Seite in einigen Zeitungen. Auch er mußte leben und brauchte Geld. Aber heute wollte er wieder an seinem Roman beginnen und jeden Tag um sieben aufstehen und es bis zum Frühjahr schaffen. Es wurde Zeit. Er wollte von dieser ehrlosen Schreiberei los.
Die Treppe herauf kamen Schritte. Es klopfte an seine Tür. Er stand auf. Der Briefträger trat ins Zimmer und grüßte wohlwollend.
„Guten Morgen, Herr Brandt. Nun, heute gibt's wieder etwas Geld."
Er legte die Briefe, die offenen Geschäftspapiere auf eine Seite, ein paar Zeitungen auf die andere. In die Mitte zählte er das Geld. Der Briefträger kannte das Geschäft des Herrn Brandt schon recht gut. Die offenen Briefe enthielten Absagen von den Redaktionen. In den Zeitungen waren seine Geschichten gedruckt. Das Geld war der Lohn.
„Nun wird es bald Schnee geben", sagte der Briefträger und ging.
„Ja, bald Schnee", wiederholte Johannes Brandt und faltete die Zeitungen auseinander, sah flüchtig, was gedruckt worden war und warf noch einen Blick auf die Absagen.
Da fiel ihm ein, daß er Kohlen kaufen mußte. Aber heute wollte er an seinem Werk arbeiten. Erst ging es nicht. Er sah immer den Tisch in der Wirtschaft vor sich, die schwarzen Schüsselchen mit Kleingeld, die Karten, wie sie über das Holz rutschten und wie die Hände sie aufgriffen und wie der Trumpf aufgedeckt wurde und die Blicke schnell die eigenen Karten prüften, wieviel Trumpf ihnen der Zufall gegeben hatte. Und dann schlug der erste auf den Tisch. Ein anderer sagte weiter. Ein zweiter auch. Die Reihe kam an ihn. Zwei Mark standen. Er hatte nur einen Ober. Er schlug mit der Hand auf den Tisch und tat mit. Er kaufte vier neue Karten, ohne einen Trumpf. Er lächelte siegesgewiß die anderen an. Es wurde ausgespielt. Mit der letzten Karte machte er einen Farbstich und brauchte nicht zu zahlen. Er bekam seinen Anteil von vierzig Pfennig zugeschoben. Der nächste gab.
„Verflucht", sagte Johannes Brandt laut, „ich wollte doch arbeiten."
Erst am Nachmittag ging es. Aber dann ging es herrlich. Er schrieb fünf Seiten in einem Zug. Er hatte noch kein Mittag gehabt und nichts. Nun zog er hinaus in die Stadt. Die Lichter brannten schon. Er ging ganz hinunter bis an den Hafen. Er aß in einem Chinesenkeller ein gutes Essen mit Hühnerfleisch und Gurken. Dann schaute er auf die Uhr. Es war bald acht. Er wollte nun gleich nach Hause gehen und noch was tun. Szenen fielen ihm ein, er konnte sich gar nicht dagegen wehren.
Aber er kam nicht nach Hause. Unterwegs kehrte er in seiner Stammkneipe ein, nur um ein Bier zu trinken und seine Standhaftigkeit zu beweisen. Es wurde darüber halb zwei. Seine Standhaftigkeit hatte sich in Sitzfleisch verwandelt. Er hatte zwölf Mark gewonnen, und noch ein Bier getrunken. Dann hatte er wieder ein paarmal geklopft und nun waren schon vier Mark verloren. Dazu die Zeche. Es war immer dasselbe.
Er ging langsam nach Hause und schwor: „Nie wieder."
Schnee fiel. Und er mußte Kohlen kaufen. Die Wirtin erinnerte ihn daran; sie war sehr nett.
Da setzte sich Johannes Brandt wieder hin und schrieb eine Liebesgeschichte für die Zeitung. Jedesmal, wenn er verloren hatte, hatte er Glück mit seinen Geschichten. Sie gelangen. Sie wurden angenommen. Der Briefträger kam nach einiger Zeit und legte geordnet die Post auf den Tisch.
Aber jedesmal, wenn Johannes Brandt so eine Liebesgeschichte geschrieben hatte, kam alles Leid der Welt über ihn. All der Ekel, vor der Verlogenheit. Und er ging abends aus und trank und spielte.
Weiter ging die Zeit und der Winter. Und das Werk, der große Roman, blieb ewig unvollendet, denn je länger er daran schrieb, um so größer schien ihm die Sinnlosigkeit dieser Welt. Er mußte immer von neuem beginnen, um stärkere Szenen der Geißelung zu finden, und auch dann hielt seine Arbeit nicht Schritt mit der Hoffnungslosigkeit und Verworfenheit der Welt ringsum.
Oder war das nur die Stimmung in ihm?

Die kleine Änderung

(K. Heiligenstaedt)

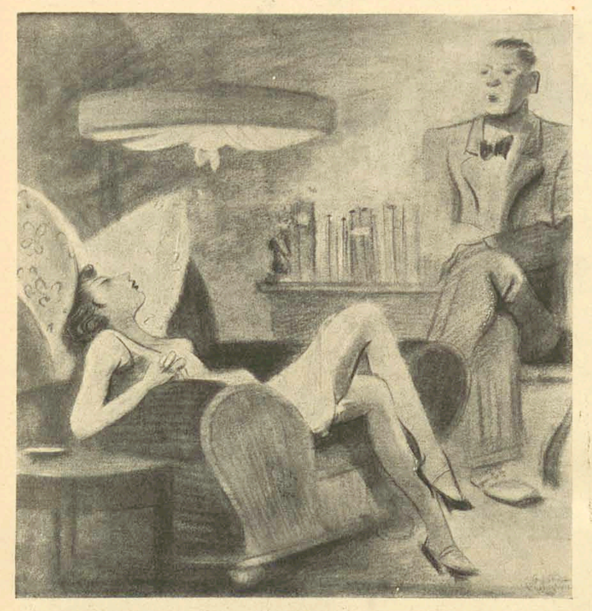


„Zu den Fellen, die der Kürschner abgeschnitten hat, besorgt er mir ein paar andere und macht mir einen Mantel draus!"

Piccola modificazione: "Alle pelli già tagliate il pellicciaio me ne provvede alcune altre e così mi fa un mantello!,.

Die Frage

(H. Lehmann)



„Nun entscheide dich endlich, Nelly — wollen wir zu Hause bleiben oder wollen wir ausgehen." — „Na — damit ist die Frage ja schon gelöst — also gehen wir..."

La domanda: "Dunque, Nelly, deciditi finalmente! Vogliamo rimanere a casa o vogliamo uscire?„ — "Evvia! ... con ciò la questione è già risolta... usciamo dunque!„

Mein Freund Johannes

Zu der Zeit, als Johannes und Johanna noch nicht daran dachten, einander später einmal zu heiraten, sondern nur innig befreundet waren, drang er darauf, daß sie dieses oder jenes Buch lesen solle. „Deine Kenntnisse der deutschen Literatur weisen noch Lücken auf. Hier, nimm mal den Raabe mit. Und wenn du damit fertig bist, hole dir was anderes bei mir ab."

Brav las Johanna alles, was er ihr empfahl. Es waren schwere Sachen dabei, die Philosophen und Wissenschaftler ergrübelt und erdacht hatten. Sie verstand nicht alles, aber Johannes, dem sie das sagte, erwiderte nur: „Als meine Freundin mußt du diese Dinge kennen und verstehen."

Eines Tages beschlossen sie, zu heiraten, und verlobten sich dementsprechend. Johanna war sehr glücklich, und um Johannes eine besondere Freude zu machen, fragte sie: „Gibst du mir nachher noch den Zarathustra mit? Ich möchte ihn jetzt gerne noch einmal lesen. Oder was empfiehlst du mir?" — „Das Kochbuch", sagte Johannes.

*

Johannes hatte ein Zimmerthermometer geschenkt bekommen. Wir suchten einen geeigneten Platz, um es aufzuhängen.

„Vielleicht in der Ofenecke?" schlug Johannes vor.

„Das ist doch Unsinn, Johannes. Da wird es doch nie richtig anzeigen. Wenn im Winter das Zimmer kalt ist, wird es auf +22° stehen, und im Hochsommer, in der schlimmsten Hitze, steigt es in der schattigen Ofenecke auch nur auf etwa die gleiche Höhe."

„Meinst du?" fragte Johannes. „Nun, dann wollen wir es ganz bestimmt dorthin hängen. Frieren oder schwitzen ist an sich schon übel genug. Da will ich mich nicht auch noch darüber ärgern, wie kalt oder wie warm es ist."

J. Bieger

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Brauchen Sie Suppengrünes?

Von Josef Geis

Es war schon ziemlich dämmerig, da begegnete ich ihm — dem Hauptschriftleiter. Er machte einen mitleiderregenden, traurigen Eindruck. Haben Sie schon einmal einen traurigen Hauptschriftleiter gesehen? Er sah furchtbar aus! Auf meine teilnehmende Frage, was ihm fehle, sagte er nur: „Suppengrünes!"

Da ich für solche Fehler Verständnis habe, beschloß ich, mit ihm auf die Jagd nach Suppengrünem zu gehen.

Wir pirschten uns am Viktualienmarkt an. Ich kam mir vor wie ein Goldgräber in Alaska. Es waren keine Gold- respektive Suppengrünsadern zu entdecken. Die Gemüsestände waren schon geschlossen. Leise, damit es kein Unbefugter höre, sagte ich zu ihm, jetzt versuchen wir's mal bei den Metzgern, ich habe gehört, daß auch diese Suppengrünes führen. Wir klammerten uns also an die Metzger. Es war schon finster. Eine lange Reihe von Metzgerläden war zu besuchen. Wir beschlossen getrennt zu marschieren. Er verschwand als erster in einem fabelhaft verdunkelten Laden. Der Laden verschluckte ihn — mich der nächste.

Ich hatte unerhörtes Weidmannsheil. Ich bekam in drei Läden je fünf Stück uneingewickeltes Suppengrünes! Haben Sie schon einmal 15 Stück uneingewickeltes Suppengrünes in Ihren Taschen gehabt? Ich kann Ihnen sagen, ich blühte inwendig! Von meinem Hauptschriftleiter war vorläufig nichts zu sehen. Dafür traf ich meinen Freund Hans. Ich fragte ihn, ob er Beziehungen zu Suppengrünem habe. Für diesen Fall gab ich ihm die Adresse meines Hauptschriftleiters. Hans versprach mir, an mich zu denken und sein Möglichstes zu tun Ein gefälliger Mensch!

Endlich kam auch der Hauptschriftleiter aus dem Dunkel wieder zum Vorschein. Er strahlte wie ein Großwildjäger nach dem Abschuß von mindestens drei Elefantenbullen. Auch seine Figur hatte sich verändert, er war dicker geworden!

Ich fragte ihn nur: „Wie viel?" Er wühlte in seinen sämtlichen Taschen und als seine Hände wieder zum Vorschein kamen, hing Petersilie daran. Dann sagte er stolz: „Achtzehn!"

„Und fünfzehn gibt dreiunddreißig!", sagte ich. Seine Frau wird lachen, meinte er.

Ich weiß zwar nicht, ob es Schonzeiten für Suppengrünes gibt, aber wir beschlossen trotzdem, unsere Jagd abzubrechen.

Ich überreichte ihm meine Beute, von der er einen Teil in seinem Hut unterbringen mußte — seine Taschen reichten bei weitem nicht aus. Als er seinen Hut mit Inhalt aufsetzte, hing ihm etwas Grünes ins Gesicht. Er sah aus wie Rübezahl mit grünen Haaren. Es stand ihm aber gut!

Heute hat er mich angerufen. Er sagte, seine Frau habe nicht gelacht über das Suppengrüne. Außerdem hätte sie nur ein Stück gebraucht — und dies nur für den Fall, wenn sie das Suppenhuhn bekommen hätte, das ihr die Geflügelhändlerin versprochen habe. Die Geflügelhändlerin habe aber ihr Versprechen nicht gehalten.

Außerdem seien bei ihm noch mehrere umfangreiche Pakete mit Suppengrünem von meinem Freund Hans abgegeben worden.

Sehen Sie, das hat mich gefreut! Wenn mir Hans was verspricht, das hält er! Er ist eben keine Geflügelhändlerin, nein, nein — er ist Prokurist. Das sind Männer!

Wenn Sie also Suppengrünes brauchen, so gebe ich Ihnen gerne die Adresse meines Hauptschriftleiters. Er hat jetzt welches!

PS. Sie können ihn auch anrufen, aber möglichst zwischen 1 und 3 Uhr mittags — da schläft er nämlich!

Don Quijote in Barcelona

Von Hellmut Draws-Tychsen

„Er soll tanzen! Tanzen soll er!
Ansonst wollen wir ihn gerben,
Bis ihn wirft ein Tropenkoller,
Bis er wird im Wahn verderben!"

Unglücklicher Don Quijote,
Schau, das Volk der Katalanen
Färbt den Zauber Dir zur Zote!
Doch Du scheinst es kaum zu ahnen . . .

„Dulcinea von Toboso",
Flüsterst Du zu allen Stunden.
Dame, wirklich amoroso,
Herrin, laß den Schelm gesunden!

Trag ihn landwärts, Rosinante,
Eh er sieht sich hier im Treber,
Denn der Spott, der hier entbrannte,
Schafft für ihn und Sancho Gräber!

Ärmster Sancho Pansa, Knappe
Bei dem Ritter aller Narrheit,
Trink den Wein nur, Freund, und schnappe
Wahrheit hier und dort Bizarrheit!

Einmal wächst Dein Herr nicht toller:
Einmal wird er Schäfer werden
Und der Schmähruf „Tanzen soll er!"
Hallt vergebens auf der Erden.

Hier noch tanzt er sinnentrunken,
Bis die Wände vor ihm wanken
Und er jäh ist umgesunken
Vor den Frau'n, den schlangenschlanken.







Oxforder Statistik

(Erich Schilling)



„Alarm, Alarm, die deutschen Flieger kommen!" — „Ausgeschlossen, nach meinen Berechnungen ist den Deutschen seit gestern das Benzin ausgegangen!"

Statistica oxfordiana: "Allarme! Allarme! Vengono gli aviatori tedeschi!„ "Escluso! Secondo i miei calcoli i Tedeschi, da ieri, non hanno più benzina!„

45. Jahrgang / Nummer 52

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(Karl Arnol



Britannia unterm Mistelzweig: „Die ersten Weihnachten ungeküßt!“ — **Brittania sotto il ramoscello di vischio:** “Il primo Natale senza baci!„



Wilhelm Schulz zum Fünfundsiebzigsten

(23. Dezember 1940)

Der Jakob sagt zum Wilhelm Grimm:
„Tja, um die Märchen stünd' es schlimm,
wenn unser Wilhelm Schulz, der Echte,
nicht immer neue sich erdächte!"

Und Spitzweg spricht zu Moritz Schwind:
„Wie blind doch oft die Leute sind
für alte Nester, stille Auen!
Gottlob, der Schulz, der kann noch schauen."

„Und Ohren hat er auch, der Mann,"
meint Eichendorff. „Er hört im Tann
der Wipfel und der Quellen Lieder
und lauscht und summt sie leise wieder."

— Wir aber freuen uns verschmitzt,
daß er bei uns im Kreise sitzt.
Es gibt so viel dressierte Kälber.
Was Wilhelm Schulz macht, ist Er selber.

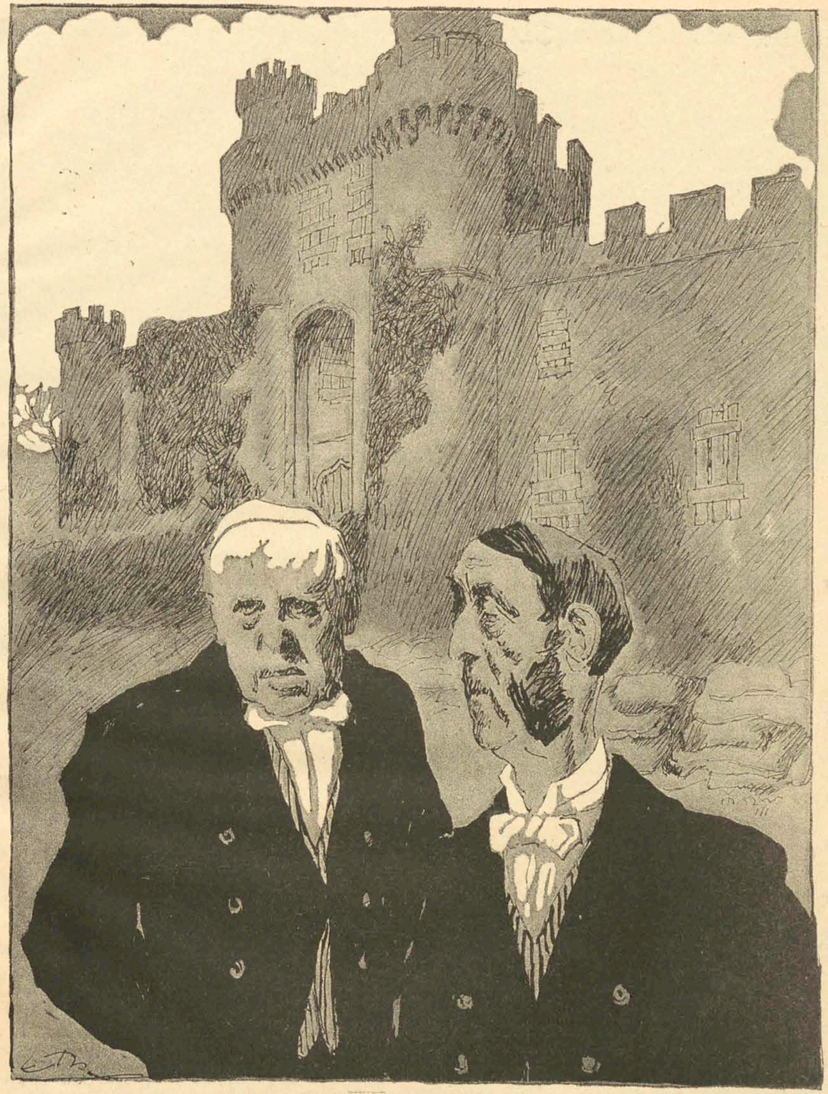
Dr. Owlglaß

PAPIERE / VON WALTER FOITZICK

Manchmal kommt zu einem jemand und sagt: „Wir brauchen noch Ihr Reifezeugnis von der dritten Vorschulklasse in dreifacher Ausfertigung". Beachten Sie wohl, dieser jemand, hinter dem Sie unschwer eine Behörde vermuten werden, braucht „noch", und daraus ergibt sich sofort, daß er schon gebraucht hat. Ach, die brauchen viel!
Wenn jemand so etwas zu manchen Leuten sagt, so erzittern die gar nicht, sondern gehen einfach an ihren Schreibtisch, öffnen Schublade fünf, entnehmen ihr Mappe sieben und aus Abteilung zwei a dieser Mappe holen sie mit sicherem Griff das Reifezeugnis der dritten Vorschulklasse. Es kann gar keine Verwechslung mit dem Trauschein der Schwiegermutter in zweiter Ehe vorliegen, weil der sich in Schublade drei Fach sechs Mappe acht befindet.
Das sind ganz prächtige Menschen, und wenn die mal in den Himmel kommen, werden sie sofort von der Registratur der Abteilung Petrus im Amt für die Verwaltung der himmlischen Heerscharen angefordert und sind vom Lobsingen und allem anderen Dienst an der ewigen Front befreit.
Wenn zu mir einer kommt und stellt ein derartiges Ansinnen, rufe ich erschreckt: „Ach du lieber Gott" und dann gehe ich an irgendeine Schublade, die ich schon längere Zeit nicht aufgemacht habe und in der ich daher allerlei Unbekanntes vermute. Sollte ich nicht durch Entdeckung und Wiederauffindung von bei anderen Gelegenheiten Vermißtem abgelenkt werden, so kann es mir passieren, daß ich einen Pappkasten entdecke, dem ich die vollwichtige Bezeichnung „Urkunden" gegeben habe.
Das Päckchen kenne ich sofort. Obenauf liegt eine Bescheinigung, daß ich mich am soundsovielten mit 28 Minuten frei geschwommen habe. Diese Urkunde habe ich sozusagen immer bei der Hand. Aber wie es der Zufall will, gerade dieses Papier hat noch niemals eine Behörde von mir verlangt, und ich könnte doch sofort damit aufwarten und zeigen, was für ein ordentliches und brauchbares Mitglied jedweder Gemeinschaft ich bin. Dann habe ich noch einen grünen Impfschein in dreifacher Ausfertigung. Ha, das wäre doch was, wenn jemand mal meinen Impfschein in dreifacher Ausfertigung und grüner Farbe anforderte. Aber darum kümmert sich einer einen Dreck.
Ja, und dann gibt es noch ein Dokument, auf dem ich als Kind männlichen Geschlechtes bezeichnet werde. Ha, wenn das mal einer anzweifeln sollte, da wäre ich gerüstet. Dies Dokument beginnt wie eine Geschichte von Wilhelm Raabe: „Heute erschien vor dem diensttuenden Standesbeamten dahier der Major R. F. und zeigte an, daß ihm seine Ehefrau in der Kaiser-Wilhelm-Straße Nummer vier nachts um halb zwei ein Kind männlichen Geschlechtes geboren habe..." Es rührt mich immer tief, wenn ich darandenke, wie klein ich war und wie früh mich schon die Behörde vollinhaltlich erfaßte. Ich komme mir in solchen Momenten wie in einem königlich preußischen Weihnachtsevangelium vor

Geschenk aus Canada

(E. Thöny)



„Hat der Lord zu Weihnachten an dich gedacht, James?" — „Jawohl, er hat mir ein Telegramm geschickt: ‚Leert auf mein Wohl eine Flasche Whisky, Bezahlung nach Rückkehr'!"

Regalo dal Canadà: "Il Lord si è ricordato di te per Natale, James?" — "Certo, egli mi ha spedito un telegramma: 'Vuota una bottiglia di Whisky alla mia salute, pagamento dopo il ritorno,!..

Jul

(O. Gulbransson)



Hoch thront er, der uralte Vater der Welt,
der Alles in treuen Händen hält:
Güte und Haß, Klüfte und Brücken,
Sternbilder, Meere und Menschen und Mücken.

Unzählbare Kräfte, so dunkle wie helle,
strömen aus ihm als der ewigen Quelle.
Aber von allen die allergrößt'
ist doch seit jeher die Liebe gewest.

Nun die froststarre Winterszeit kommen ist,
eine Garbe ihm aus dem Herzen sprießt,
jeglicher Kreatur zum Ergetzen
und den hungrigen Vöglein zum Schnabelwetzen.

Dr. Owlglaß

Mein Freund Johannes

Martin erzählte: „Es ist doch wirklich ein großes Glück, daß man seinen Gefühlen nicht immer gleich nachgibt. Wie oft wollte ich mich schon erschießen! Wenn ich nicht über soviel Selbstbeherrschung verfügte, lebte ich sicher nicht mehr."
„Ja, und wenn ich nicht über soviel Selbstbeherrschung verfügte, lebtest du bestimmt auch nicht mehr", sagte Johannes.

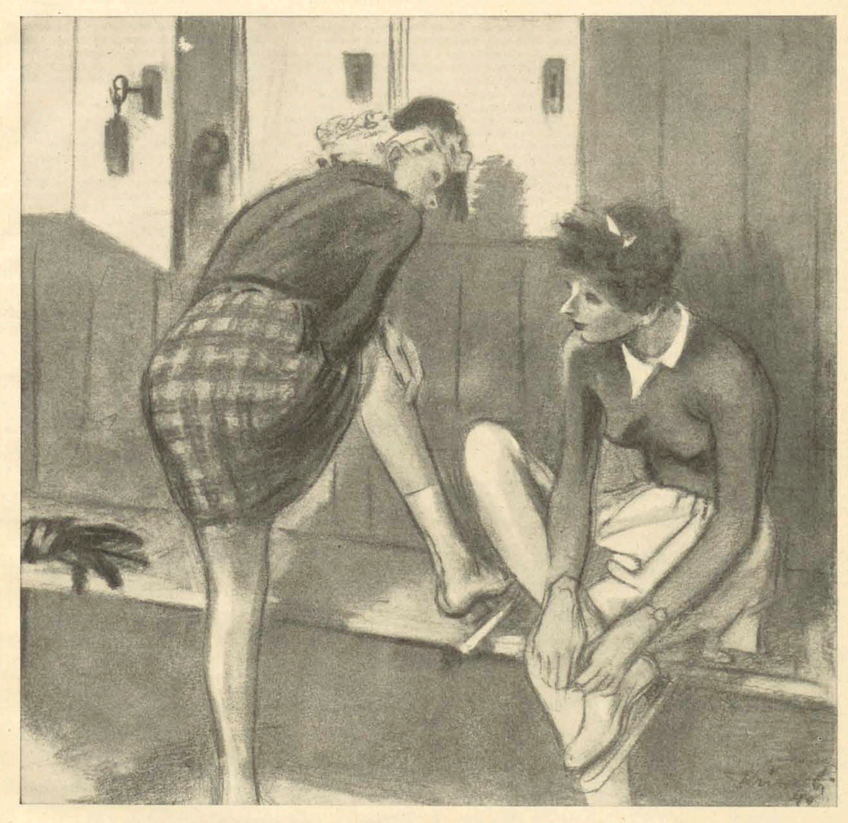
J. Bieger

Als wir uns von Schulzes verabschiedeten, wandte sich die Frau des Hauses besonders innig an Johannes.
„Es ist schade, daß wir Sie nur so selten bei uns sehen, Johannes. Die Freude, Ihr liebes Gesicht in unseren Räumen zu haben, ist für uns immer sehr groß. Können Sie uns nicht öfter zu dieser Freude verhelfen?"
„Gewiß, gnädige Frau, ich verspreche es Ihnen", sagte Johannes. Wir gingen.
„Johannes", sagte ich, „da hast du dir was Nettes eingebrockt. Sie wird dich beim Wort nehmen. Und du bist doch so ungerne dort."
Johannes antwortete nicht gleich. Er grübelte offensichtlich. Endlich fragte er versonnen: „Du hast doch einen Photoapparat?"
„Gewiß, Johannes." — „Dann könntest du morgen eigentlich mal ein paar Aufnahmen machen", sagte Johannes. „Von meinem lieben Gesicht. Für Schulzes Räume."

J. Bieger

Eislauftechnik

(R. Kriesch)



„Warum gibt sich denn Horst mit dieser Anfängerin ab?"
„Na, klar, Anfängerinnen muß man feste halten!"

La tecnica del patinaggio: "Perchè Horst si affanna tanto con quella principiante?„ — "È logico, le principianti bisogna tenerle strette!„

STILLE NACHT

VON ERNST HOFERICHTER

Er hieß Josef Huber — und war es voll und ganz. Daß er sich immer selbst gleichblieb, das nannte er Charakter. Der Jahreszeiten Wechsel vermochten ihn nicht zu ändern. Er vertauschte nur die Lüsterjacke mit dem Winterüberzieher und blieb der Stammgast seines Gleichgewichtes.
Nur die großen Feste des Kalenders setzten ihn unter Überdruck. Auch hier blieb er Josef Huber — aber im Quadrat, sozusagen hundertfünfzigprozentig...
Und wiederum nahte die fröhliche Weihnachtszeit. Engelshaar glitzerte aus den Schaufenstern, in den Küchen roch es nach Zimt und Marzipan — und an den Straßenecken wuchsen Tannenbäume aus dem Asphalt hervor.
Mit Pulswärmern, Ohrenschützern und Pelzmütze bekleidet, schritt Josef Huber durch den Christbaumwald. Er schaute nicht mit offenen Augen, er blinzelte nur beobachtend und messend. Denn Weihnachten war ihm kein Wunder — sondern „alle Jahr dasselbe..." Aber trotzdem stellte er die Forderung, daß dies Fest heuer besonders fröhlich gefeiert werden muß. Eine Bedingung war, daß es nicht teuer zu stehen kam...
„...was kost' denn die verkrüppelte Stauden...?" fragte er, auf eine stolz gewachsene Tanne deutend. — „...eine Mark fuchzig, Herr...!"
Josef Huber aber wurde vor diesem Preis zum Erbförster seiner Gefühle und schritt vorüber. Und bis zum Abend hatte er so alle Haine und Forste der inneren Stadt durchwandert, geschätzt und gemessen. Er duftete schon nach Wald — und wenn man seine Füße in ein Christbaumbrett eingebohrt hätte, wäre er selbst eine Art Edeltanne gewesen.
Weit draußen in der Vorstadt erstand er endlich eine Fichte zum Preise von fünfundsiebzig Pfennig. Sie war nicht die schönste im ganzen Lande. Aber Herr Huber fand sie prächtig genug, um eine besonders stimmungsvolle Heilige Nacht zu versinnbildlichen.
Am letzten Tag gedachte er auch liebevoll des Dienstmädchens und kaufte ihr zum Feste zwei

Paar Schuheinlagen, einen Karton Briefpapier nebst einer Meerschweinchensparbüchse.
Jetzt konnte die feierliche Nacht kommen — so still und heilig, wie sie nur wollte. Herr Huber knüpfte sich die Schnurrbartbinde um und verbrachte, sich auf das Wunder geziemend vorbereitend, die letzten Stunden mit der Lektüre des Handelsteiles... Und genau fünf Minuten vor dem großen Augenblick versammelte er seine Familie um sich, runzelte die Stirne und sprach: „...Also, diesmal wird's besonders fröhlich... das bitt' i' mir aus...! Jedes kann sich freuen, soviel es grad will...! Aber Rührseligkeiten kann i net vertragen...! Net, daß wieder eins vor lauter Freud 's Woana anfangt... Auch die größte Freud hat ihre Grenzen...! Lachen könnt's grad gnuag...! Aber alles mit Maß und Ziel... denn darum schreibt sich diese Nacht eben — still und heilig... Und jetzt kann's schon langsam aufgeh'n...!"
Frau Huber schlich nur mehr auf den Fußspitzen durch die Zimmer, das Dienstmädchen wagte nicht mehr die Wasserleitung aufzudrehen und die Kinder bemühten sich — das Atmen einzustellen.
Jetzt begab sich Herr Huber in das weihnachtliche Zimmer und schwang die Almglocke durch den kerzenhellen Raum... „Das Christkind ist gekommen...!"
Wie durch eine Wiese mit versteckten Legbüchsen schritt die Familie dem strahlenden Lichte entgegen. Es duftete nach Stearin, Schwefelzündhölzern und Bruchschokolade. „... Aaaah..!" sagten alle, wie Theddybären, wenn man sie auf den Bauch drückt.
„...So hell war's noch nie...!" hauchte die kleine Fanny. Und sie hatte nicht so unrecht, denn Herr Huber kaufte dieses Jahr drei Kerzen mehr.
„...Ludwig, jetzt sag dem braven Christkindl dein Weihnachtsgedicht auf...!" befahl der Vater. Und schon ertönte eine Kinderstimme wie Schlittengeläute. Sie erzählte von Hirten auf dem Felde, die den Engel fragten, was der Stern——?
„... Halt...!... Nach jedem Beistrich muß der Ton in der gleichen Höhe bleiben und wenn a Fragezeichen kommt, dann — —" rief Huber dazwischen.
...Der Stern des Gedichtes wies auf einen Stall hin, Ochs und Eselein gaben ihren Hauch...
„... Dös kann i gar net hören...! — Nach an Punkt 'runter mit 'm Tonfall... Hör auf...! Jetzt hab i schon g'nua...!"
„...Vater, aber die Heiligen Drei König laß halt noch aufsag'n...!" schlug Frau Huber vor.
„...Schluß...!... Wer im Leben koa Fragezeichen und koan Beistrich und koan Punkt lernen will, dem helfen auch koane hundert Heiligen Drei König zu a sicheren Existenz...!"
„Soll'n wir dann 's Grammophon spiel'n lassen...?"
„— — Von mir aus...! Aber nimm a laute Nadel, damit 's wieder fröhlich wird...!" brummte Herr Huber.
Und der Apparat begann zu musizieren und zu singen.
„.... Da schaut's, Kinder, da sind euere Geschenke...!"
„... dös sind unsere alten Spielsachen..!"
„... aber riecht's nur dran..! 's Christkindl hat 's ganz frisch ang'strichen — —"
„... und bei meiner Puppen fehlt a Aug'..!"
„...Ja, mei..! 's Christkindl muß in dieser Nacht zu so viel Kinder flieg'n... da hat 's halt amal a Trumm verloren..!" — —
Inzwischen starrte Huber überrascht ins Gezweige des geschmückten Baumes: „... wo sind denn die neuen Eiszapfen her..?"
„... die hab ich gekauft... das Dutzend vierzig Pfennig..." erläuterte Frau Huber den Sachverhalt.
„... So..! Und i hab auch Eiszapfen g'sehen... das Dutzend für fünfundzwanzig Pfennig — und hab s' net g'kauft..."
„... Vater, ich hab geglaubt: das Christkind hat alles bracht..?" rief der Ludwig dazwischen.
„...Sei staad..!.. das ist eine Differenz von fuchzehn Pfennig... So wird bei uns g'wirtschaft't" schrie der Huber in heiligem Zorn auf.
„... alles schläft, einsam wacht..." spielte das Grammophon.
„... wegen der fünfzehn Pfennig brauchst du dir net die schöne Stimmung verderben, Vater..!" versuchte Frau Huber zu dämpfen.
„... Verderben..?.. Mach mi nur net narrisch..! Wer lauft denn seit acht Tag in der Stadt umanander..?"
„...nur das traute, hochheilige Paar..." sang die Platte.
„... wer hat den Baam g'kaft..? wer hat dö ganzen Spielsachen, dös ganze G'raffel ang'strichen..? Wer, frag i... Ich..! Jawohl — ich..! Und jetzt..!"
„Vater, z'erst habt's g'sagt: 's Christkindl hat's g'macht .!" riefen die Kinder dazwischen.
„... holder Knabe im lockigen Haar..." jubilierte die Platte.
„... und jetzt tät ich aa noch die Fröhlichkeit verderben..? Guate Lust hab i... und schmeiß den ganzen Christbaum zum Fenster 'naus..." schrie er und hatte auch schon die angekündigte Lust dazu. Jäh griff er ins Gezweige und schon— „... Vater..! ich bitt di schön... Vater..!"
— — Und schon flog der strahlende Christbaum gegen das Fenster, verfing sich in den Vorhängen und — —
„... schlafe in sü...üßester Ruh..." spielte weiter die Platte.
— — und jetzt brannte die Gardine heller als alle Christbäume der Stadt auf — —
„....Jessasmariaundjosef..! Marie, telefonieren S' sofort..!" schrie Frau Huber.
„...schla..afe in sü..ü..üßester Ruuh..uh..!" verklang aus dem Apparat das schöne Lied.
Die Vorhänge flackerten lichterloh auf, das Weihnachtszimmer war tausendkerzenhell — und wenn unten nicht ein Löschwagen der Feuerwehr angeklingelt wäre, hätte die Nachbarschaft glauben können, daß Herr Huber mit den Seinen wirklich das strahlendste Fest im ganzen Viertel feiert...

(Karl Arnold)



Englisches Erfinderpech: „Dort, wo der Krater ist, stand mein Forschungsinstitut, und ich war gerade nahe daran, ein Instrument zur Abwehr deutscher Massenangriffe zu erfinden."

Disdetta dell'inventore inglese: "Là dove è il cratere, stava il mio istituto scientifico ed ero in procinto d'inventare un istrumento per respingere gli attacchi in massa dei tedeschi.„

DIE FLÜSSE / VON ANTON SCHNACK

Sie quellen aus gewölbten Gängen
Unter Wäldern hervor in dünnen Strängen.
Aus unterirdischen Seen.
Dort sind sie noch kühle, kleine,
Silberne, kristallene, reine
Spiegel der Feen.

Sie fließen schwarz beim Nachtgewitter,
Sie wandern blau durchs Feld der Schnitter
Schmal oder breit.
Ihr Rauschen lockt die Herzvergrämten,
Die Traurigen, die Notbeschämten,
Die Sehnsucht und das Leid.

Im jähen Frühling tobt ihr Brausen
Und sie wachsen hoch nach außen
Bis ans morsche Mauertor.
In den heißen Sommern schweigt die Wasserreise
Und das Wellenspiel schwankt leise
Um den Fisch im Rohr.

Unbewegte Angler lauern träg und selig,
Ufervögel gurren seltsam kehlig,
Minzenkräuter duften zauberisch.
Naht der Herbst, der faulende, mit Reihern,
Schwimmt die Oberfläche bleiern,
Regendüster, nebelfrisch.

Winterwildheit preßt die Wasser in erstarrte Rüstung
Von der einen bis zur andern Uferbrüstung,
Eisig, frostgebunden.
Doch die Flüsse suchen nach den großen Meeren,
Alle wollen sich ins Ungeheuere entleeren —
Und die Zugefror'nen strömen rastlos unten.

DAS GRÜNE PAKET

VON TITO COLLIANDER-HELSINGFORS

Der kleine Ort atmete tief. Ein berühmter Boxer hatte ihn auserwählt, um dort für den großen Kampf zu trainieren, den Kampf zwischen zwei Meistern, auf den die ganze Welt mit Spannung wartete.

Einen Monat bevor der Boxer ankam, begann man mit dem Bau des Trainingslagers. Und dann — nachdem die Zeitungen sich einige Tage eingehend mit dem Gewicht der Sandsäcke, mit der Beschaffenheit des Fußbodens im Ring usw. beschäftigt hatten — kam der Trainingsleiter des berühmten Boxers an. Die Spannung wurde unerträglich. Die Zeitungen waren mit Interviews gefüllt. Die „Opfer" des Boxers kamen. Der holländische Schwergewichtler Druitbeek — besonders durch seine kräftigen Linksschwünge bekannt, langjähriger Meister — der deutsche Schwergewichtler Müller mit der außerordentlichen Fußarbeit, ebenfalls Meister, der schwedische Meister Lundström sowie einige Reservemeister.

Und dann kam der große Tag! Jemand hatte ihn gesehen. Er war angelangt. Aber er war heimlich angekommen, man wußte nur, daß er eine ganze Villa gemietet hatte und nicht im Hotel wohnte. Und dann begann sein Training.

Jedesmal, wenn er zum Trainingslager ging und wenn er von dort kam, nachdem er sich so milde wie möglich gegen drei Meister der Reihe nach verteidigt hatte, wurde er von zwei Männern begleitet, seinem Manager und seiner Leibwache. Er war nie allein. Er ging ruhig und unberührt, mit immer demselben Gesichtsausdruck, wie beim Hantieren mit den Sandsäcken oder wenn er auf dem Rücken lag und mit den Beinen spattelte, Seil sprang oder sich gegen einen Ausfall der Meister im Ring verteidigte. Und wie ein sanfter Staubregen fielen die Verschlüsse der Kameras um ihn herum. Hin und wieder blieb er stehen und schrieb freundlich seinen Namen in ein überreichtes Buch.

Im gleichen Hochsommermonat, in dem der Boxer in dem kleinen Badeort weilte, wohnte dort auch ein sehr bekannter Schriftsteller. Er gehörte zu der Kategorie von Verfassern, die jeder Mensch, der als gebildet angesehen werden wollte, wenigstens zum Schein gelesen haben mußte. Das war in diesem Fall nicht ganz so notwendig, weil die Zeitungsrezensenten jedes neue Buch von ihm ziemlich ausführlich behandelten. Außerdem war eines seiner Jugendwerke verfilmt worden. Er war ein kleiner Mann mit tiefliegenden blauen Augen und weißem Haar, er hatte magere Hände, die sich nervös bewegten. Er wollte sich ausruhen und Sonnenbäder nehmen, und er wohnte in einer kleinen, sehr teuren und exklusiven Pension am Fuß eines Hügels, von dem aus man den Sonnenuntergang überm Meer zu bewundern pflegte.

Er hielt sich meistens allein, und alle, die wußten, wer er war, oder die ihn nach Bildern wieder erkannten, die hin und wieder in der Presse und in Verlagsprospekten erschienen, respektierten seine Einsamkeit.

Unter den Gästen in dem kleinen Pensionat war natürlich, wie überall, der Boxer das wichtigste Gesprächsthema. Man fragte einander: Sind Sie auch schon da gewesen und haben ihn trainieren sehen? Man diskutierte das Boxen im allgemeinen; einige zuckten mit den Achseln und lachten, andere fanden das Ganze „idiotisch" oder „affig", andere wieder waren enthusiastisch und gingen beinahe jeden Tag zum Trainingslager. Der Schriftsteller verhielt sich ruhig, er war von allem ganz unberührt. — „Nun, was meinen Sie?" fragte ihn eine der enthusiastischen Damen.

„Oh ja, warum nicht", antwortete der Schriftsteller. „Wenn es die Leute amüsiert — —"

Niemand wußte, wie der Pensionsinhaber es angestellt hatte, aber eines Morgens, als beinahe alle Gäste zum Morgenkaffee versammelt waren, kam er herbei, etwas beleibt und heiter, in weißen Tennisschuhen und weißen Beinkleidern, wie immer. Er stellte sich mitten in den Raum, rieb die Hände und sagte mit freudebebender Stimme: „Meine Herrschaften! Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit mitzuteilen. Sie wissen, daß der Boxer keine einzelnen Besuche macht. Aber" — seine Stimme stockte und er holte tief Luft — „aber, meine Herrschaften" — er holt wieder Luft — „aber heute hat sein Manager ihm die Erlaubnis erteilt, uns die Ehre zu geben!"

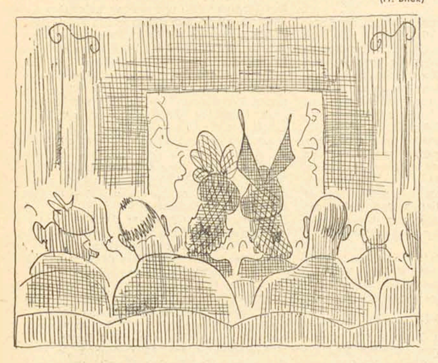
Einen Augenblick lang war es ganz still auf der Veranda. Man hörte das Brausen der Brandung am Strand. Aber dann ging es los: „Oh! Wann? Wo? Ist das wahr?" Man sprang auf und umringte den freudestrahlenden, stolzen Wirt — für ihn war es eine Bombenreklame!

Den ganzen Vormittag war das Pensionat nicht wiederzuerkennen. Die Dienstboten liefen eifriger umher als sonst, Damen und Herren rannten zum Fotografen, um Filme für ihre Kameras zu kaufen, und schon beim Mittagessen zeigten sich einige der Damen in neuen Kleidern. Der Sandweg vor der Veranda wurde besonders sorgfältig geharkt, die Flaggeleine an der Stange beim Eingang kontrolliert. Und eine Dame mit langem rotem Haar ging die ganze Zeit umher und fragte alle, die in ihre Nähe kamen: „Aber glauben Sie wirklich, daß es wahr ist? Denken Sie mal, wenn er nicht kommt!"

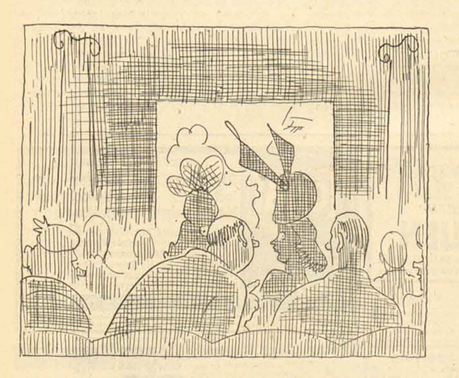
Ihren Befürchtungen waren unbegründet: er kam! Die Menschen standen am Gartenzaun und sahen ihn den Weg zur Veranda hinaufgehen; an der einen Seite ging der Manager, an der anderen der Leibwächter-Masseur. Der Wirt stürzte ihnen entgegen. Der Tee — er trank nur schwachen Tee — wurde auf der Veranda serviert. Am Zaun sammelten sich immer mehr Neugierige. Er war groß und sah ganz gut aus: das Nasenbein war nicht allzusehr verunstaltet und die eine

Die Lockenfrisur - La capigliatura ricciuta

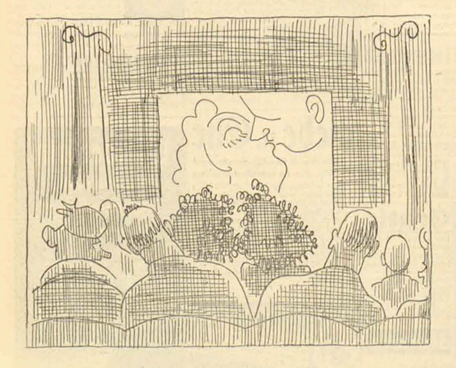
(Fr. Bilek)



„Unerhört, diese Hüte!" - "Incredibile, questi cappelli!„



„Hut abnehmen!!!" — "Giù il cappello!„



„Ach so!" — "Ah, così!„

Augenbraue lag nur um Haaresbreite niedriger und war gleichsam steifer als die andere.

Er war in einen hellgrauen Flanellanzug gekleidet, der sich gut ausnahm neben dem cremegelben Hemd des Managers und dem diskreten blauen Rock des Leibwächter-Masseurs. Er saß auf dem Ehrenplatz, so geschickt vom Wirt angeordnet, daß er gut vom Zaun aus zu sehen war, und an den kleinen Tischen ringsherum saßen die Gäste des Pensionats. Der berühmte Schriftsteller und die höchstgestellte oder schönste Dame waren am gleichen Tisch placiert.

Mit der gleichen, leicht belustigten Miene wie am Morgen beobachtete der Schriftsteller, wie der Boxer nichts unternahm, ohne zunächst mit Blicken den Manager um Rat gefragt zu haben. Dann stand man auf.

Und dann begann es! Die rothaarige Dame gab das Signal. In kleinen Gruppen war man in den Garten gegangen, und der Boxer hatte an einem kleinen Gartentisch Platz genommen. Die rothaarige Dame wagte sich an die Ehrengruppe heran, sie setzte sich auf einen freien Stuhl in Reichweite des Boxers. Und plötzlich hatte er eine Fotografie von sich selbst im Postkartenformat, so wie sie in allen Papierhandlungen verkauft werden, vor sich. Er sah darauf, lachte, und mit einer mechanischen Bewegung nahm er seine Füllfeder und schrieb seinen Namen quer über die Karte.

Diese einfache Handbewegung war das Signal. Einen Augenblick später war der kleine Gartentisch mit Fotografien überschwemmt, Ansichtskarten, weißen Papierblättchen und Notizbüchern. Eine Weile behielt der Schriftsteller seine Ruhe. Aber dann veränderte sich der leicht belustigte Ausdruck in seinem Gesicht, seine Augen begannen zu blitzen, seine Hände bewegten sich nervös. Plötzlich stand er auf und entfernte sich. Er ging mit hastigen, kleinen Schritten, und der Gärtner, der in gewissem Abstand werkelte, berichtete später, daß er ihn habe murmeln hören: Irrenhaus, vollkommenes Irrenhaus, daß so etwas erlaubt ist! —

Sehr bald gab der Manager das Zeichen zum Aufbruch. Die Tage des Boxers waren genau eingeteilt, er mußte nach Hause. Man nahm hastig Abschied. Jemand hörte, wie der Boxer nach dem Schriftsteller fragte, aber niemand wußte, wohin er gegangen war.

„Das ist schade", murmelte der Boxer.

Sie gingen. Und erst jetzt sah man, daß der Manager die ganze Zeit ein grünes Paket unter dem Arm getragen hatte.

Gleich jenseits des Zaunes, schon durch die Hecke den Blicken des Pensionats verborgen, trafen der Boxer und seine Begleiter den Schriftsteller. Mit einem Gruß wollte dieser vorbeigehen, aber der Boxer hielt ihn an. „Verzeihung", sagte er, „daß ich Sie belästige, aber —". Er war anscheinend verlegen, und der Schriftsteller hob fragend die Augenbrauen. Der Boxer sah fort zum Manager, auf das grüne Paket. Er lachte etwas verlegen, und wieder sah der Schriftsteller, wie sympathisch sein Lachen war. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen lästig fallen darf", sagte er, „aber ich dachte, sehen Sie — ich hatte gehört, daß Sie hier wohnen. Darum bin ich gekommen. Übermorgen hat meine Frau Geburtstag", sagte er dann plötzlich, als wenn er endlich den Faden gefunden hätte, „und ich wollte ihr Ihre beiden letzten Bücher schenken. Und da wollte ich fragen, ob Sie vielleicht so freundlich sein können, Ihren Namen hineinzuschreiben, auf die Weise werden sie doch gleichsam wertvoller. — Meine Frau wird sich so freuen... Sehen Sie, hier sind sie, ich habe sie einbinden lassen. Und verzeihen Sie, wenn ich aufdringlich wirke." —

Der Boxer errötete. Er zog seine Füllfeder heraus und reichte sie dem Schriftsteller, der kein Wort hervorbrachte und seinen Namen schrieb.

(Aus dem Schwedischen von Lucie Mülbe)

ANEKDOTE VOM BACKENZAHN

Zwei Zahnärzte, die eng befreundet waren, und zwar ziemlich nahe beisammen, aber in einer medizinisch hinlänglich ergiebigen Gegend wohnten, um diese Freundschaft vor einer Störung durch geschäftliche Disharmonie zu bewahren, pflegten sich zu einem friedlichen Dämmerschoppen zu treffen.

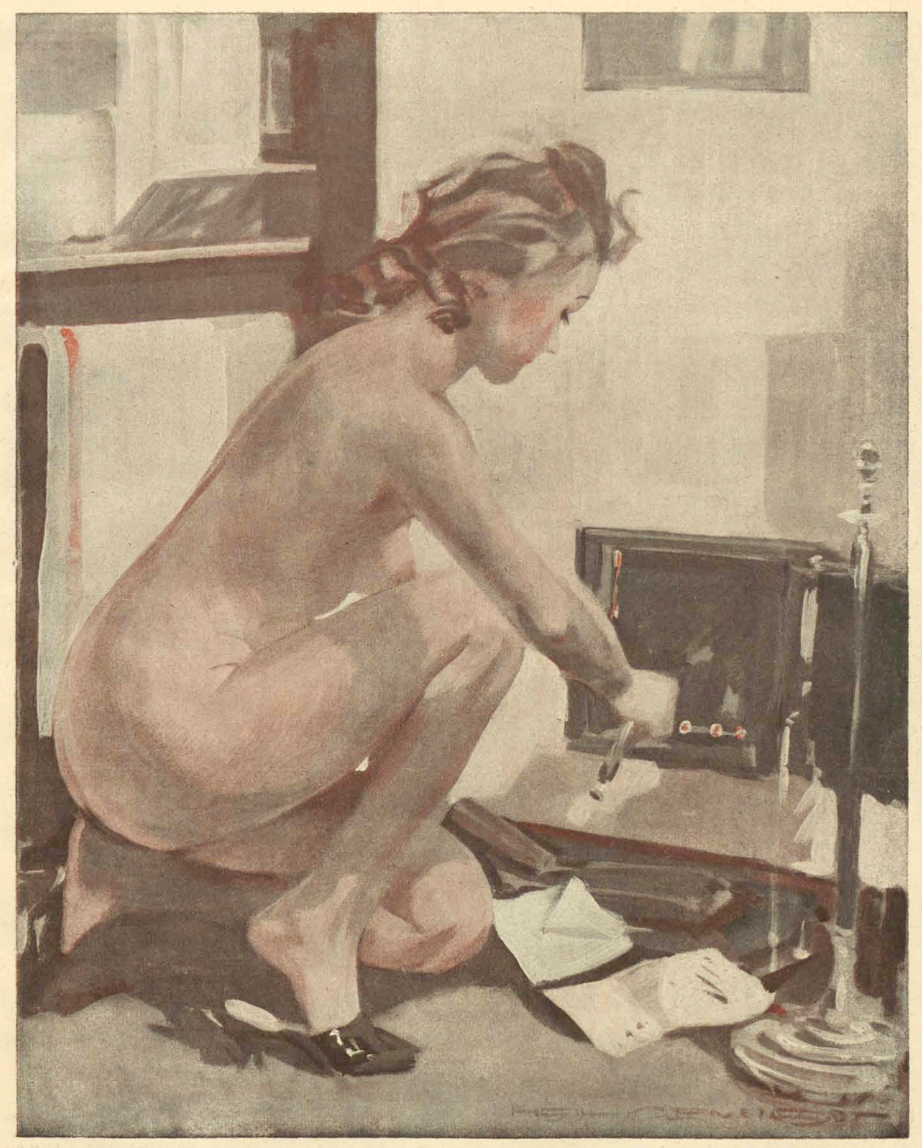
„Unsere Bauern", sagte eines Abends der eine von ihnen, „sind doch standfeste Kerle. Können verflixt was aushalten. Heute kommt einer zu mir mit Wurzelhautentzündung unter sieben oben links. Hatte 'ne Backe, als ob er da 'nen Tennisball reingesteckt hätte. „Muß sofort 'raus", sag' ich. „Wat köst't dat?" fragt er. „Schmerzlos fünf Mark, ohne Betäubung zweifumfzig", sag ich. „Für zweifumfzig", sagt er. „Riet man to." No, der Kerl hatte ja nu Zähne wie 'n Möbelwagenpferd und Wurzeln wie Rettiche. Ich hab geschwitzt, als ob ich 'n Appelbaum ausreißen müßte. Keinen Mucks hat der Mann getan. Saß da wie 'n eisernes Denkmal. Doll. Und das alles wegen zweifumfzig!"

„Richtig", sagte der andere Zahnarzt und lächelte bitter. „Wegen zweifumfzig. War 'n kleiner Mann mit etwas krummen Beinen, plierte so 'n bißchen swienplietsch mit 'm rechten Auge, nich? Siehste. Bei mir war der auch. Bloß — bei mir sagte er: „Fümf Mark." No, ich geb ihm die Spritze und setz ihn erst mal nach nebenan, damit sie wirken konnte, während ich schon den Nächsten drannahm. Wie ich wieder 'rauskomme und ihn holen will, is er weg. Der is mit meiner Spritze zu dir gegangen und hat stillgehalten. Konnte er auch. Du zahlst wohl heute das Bier. Prost!"

„Ssweifumfzig", sagte um die gleiche Zeit der Bauer Sophus Döörgeloh in Gnarrenstadt zu seiner Frau und lächelte behaglich. „Der Kusen is 'raus, und das Geld is gespart, un schmerzlos war es bloß für mir. Laß dich das von mich sagen, Gesche: Einklich macht es dscha knapp mal Spaß, mit die Städters zu verkehren. Sie sünd mit 'n Dummbeutel geschlagen." K. Lerbs

Der Abschluß

(K. Heiligenstaedt)



„So wie wir miteinander stehen, den Weihnachtsbrief mit ‚hochachtungsvoll' zu unterschreiben, ist eine Unverschämtheit!"

La chiusa: "Coi rapporti che esistono fra noi due, firmare la lettera di Natale 'Colla massima stima, è una sfacciataggine!,.

Auch im Himmel . . .

(Erich Schilling)



„Was habe ich denn gesagt: Der Schlitz im Heiligenschein darf nur 2 cm hoch und 4 cm breit sein, sonst kriegen wir unten Anstände!“

Anche in cielo . . . : “Cosa ho detto: La fessura nell'aureola deve avere soltanto due centimetri di altezza e quattro di larghezza, altrimenti avremo delle difficoltà laggiù!„

DAS WUNDERKIND

VON KNUT OVING

Der vielen Wunderkinder eines, die hierzulande nach dem Urteil der Eltern überall geboren werden, war auch Napoleon — Napoleon Fagelund. Schon als Säugling in der Wiege tat er sich hervor, indem er bei einer Babyschönheitskonkurrenz den ersten Preis unter 311 Mitbewerbern davontrug. Was wunder also, wenn auch die unverheirateten Tanten Klara, Hulda und Berta plötzlich ihr Muttergefühl entdeckten und sich des Kindes annahmen, als sei es ihr eigen. Und kaum daß der Junge getauft worden war, begann unter ihnen der Streit um seine Zukunft.

„Welch seelenvolle Augen der Kleine hat!“ seufzte Tante Klara. „Ich will für seine Erziehung sorgen. Napoleon soll ein Mann des Geistes, er soll Pfarrer werden!“

„Nein“, widersprach Tante Hulda ob der lebhaften Grimassen, die der Junge schnitt. „Nein, Napoleon soll Schauspieler werden!“

Die praktischer begabte Tante Berta aber lachte heimlich über die idealistischen Phantastereien der beiden und war fest entschlossen, aus dem kleinen Kerl einen tüchtigen Advokaten zu machen, um ihm den Weg zu einem Napoleon der Diplomatie zu ebnen.

Papa Fagelund, ein kluger Mann, ließ die lieben Tanten diskutieren. Auch er erwartete viel von seinem Sprößling und hegte seine eigenen Pläne. Jahre vergingen, Napoleon wuchs heran und ent-

wickelte sich zu einem Racker, wie es echte Jungen nun einmal sind. Das Gymnasium absolvierte er mit vieler Mühe und bestand zuletzt zu seinem eigenen Erstaunen auch das Abitur. Und nachdem er daraufhin eine Woche lang erstmalig öffentlich Zigaretten hatte rauchen, die ersten Punsche trinken und im übrigen das schwer erworbene Wissen wieder vergessen dürfen, rief ihn Papa Fagelund zu sich, um mit ihm die Zukunft zu besprechen.

Die lieben Tanten waren diesmal nicht zugegen. Ihre Lebensuhr war längst abgelaufen, aber sie hatten dem Wunderkind drei mit Siegeln geschmückte Briefumschläge hinterlassen. Jeder von ihnen enthielt eine größere Geldschenkung. Alles, was Napoleon zu tun hatte, um in den Besitz des Geldes und des schriftlich niedergelegten Segens der Tanten zu kommen, war, sich als Pfarrer, Advokat und Schauspieler auszubilden.

Napoleon besaß in erstaunlichem Maße jene erfreuliche Eigenschaft, die da jugendlicher Optimismus heißt. Er nahm das Ganze als die natürlichste Sache von der Welt, packte ohne Zögern seine Koffer und reiste in die nächste Universitätsstadt.

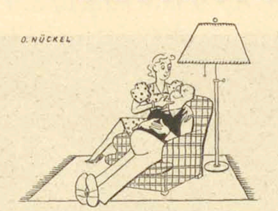
Nach fünf Jahren eifrigen Studiums kam Napoleon endlich dahinter, was seine Lehrer schon längst wußten: daß er nicht zum Pfarrer taugte. Und nach weiteren fünf Jahren Studiums war Napoleon als Advokat ebenso weit, wie er als Pfarrer geendet hatte. Worauf er sich ohne Zögern Mutter Thalia in die Arme warf. Aber Napoleons ganze schauspielerische Karriere bestand darin, daß er einem Theaterdirektor zur Probe vorsprach, und der blieb sein einziger Zuschauer.

Doch sollte der verehrte Leser nun meinen, daß Napoleon schließlich als verkrachte Existenz endete, so hat er falsch gedacht. Denn nun erst erwies es sich, daß Napoleon tatsächlich ein Wunderkind war. Er ließ sich in der Hauptstadt als Heiratsvermittler nieder, und gegenwärtig ist das Eheanbahnungsinstitut, das er begründete, eines der größten und bedeutendsten seiner Art. Mehr als 200 Ehen, die jährlich eingegangen werden, entfallen auf Napoleons Gewissen.

Der Chef der Firma „Napoleon Fagelund, Diskrete Eheanbahnungen" gilt als Mann von guten Manieren, die er sich durch die Schule, die er als Schauspieler genossen, angeeignet hat. Daneben verfügt er aber auch über eine nötige Portion Geduld, ferner über die väterliche Beredsamkeit eines Pfarrers und weiß im übrigen die geschäftlichen Dinge mit der Gerissenheit eines Advokaten zu regeln. Kurzum, er ist der rechte Mann. Und damit hat Napoleon das Vermächtnis seiner drei alten Tanten auf das beste erfüllt. Schon vermag Napoleon die stattliche Zahl von mehr als 250 schriftlich bezeugten Segnungen alter Tanten auszuweisen. Und die mag er gern und viel, die Segenswünsche. Hingegen hält er ängstlich hinter dem Spiegel versteckt die über 300 Drohbriefe, die er von Junggesellen erhielt, die durch ihn ihre goldene Freiheit verkauft.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Wir sprachen von Weihnachten. Ich fragte Kitty: „Was wünscht du dir?" — „Rate!"
„Gib mir einen Anhalt!"
„Gut", sagte Kitty, „man hängt es über die Schulter, es macht Ticktack und man kann danach tanzen."
„Was ist das für eine komische Sache?"
Kitty lächelte: „Ganz einfach: einen Pelz, eine Uhr und ein Grammophon." J. H. R.

Ich saß in Mozarts Jupitersinfonie. Furtwängler dirigierte. Fünf Mark hatte der Platz in der vierten Reihe gekostet. Zwischen dem dritten und letzten Satz der Sinfonie ertönte ein tiefer Seufzer neben mir: „Jetzt haben wir nur noch für eine Mark und fünfundzwanzig Kunstgenuß!" J. H. R.

Ich saß im Hofbräu. Zu mir setzte sich einer. Er schüttelte ununterbrochen mit dem Kopf. Er tat mir leid. Ich bot ihm eine Zigarre an.
„Sind Sie schon lange krank?" fragte ich.
„Ich? Krank?"
„Weil Sie stets den Kopf schütteln?"
Er erschrak:
„Jessas! Das habe ich ganz vergessen! Jetzt ist ja Mittagspause. Ich bin Beamter für Bewilligung der roten Winkel." J. H. R.

Sie träumten von leiblichen Genüssen.
„Mein Großvater hat noch zehn Minuten vor seinem Tode Spickaal gegessen."
„Ist er ihm denn bekommen?"
„Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Weihnacht 1940

(Wilhelm Schulz)

Muß vor dem Feind im Dunkeln
Heut jede Gasse sein,
Darf aus den Fenstern funkeln
Kein heller Kerzenschein.

Laßt allen Kleinmut schweigen,
Seid voller Zuversicht,
Einst wird sich wieder zeigen
Die Weihnacht ganz im Licht!

Sind es nicht Engelszungen
Die geben das Vertraun,
Sinds unsre tapfren Jungen,
Auf die wir gläubig schaun.

Wilhelm Schulz